NEUE JUGENDZEITUNG: 1811

Digitized by Google

Digitized by Google

<36618468970015

<36618468970015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

Zweiter Jahrgang.

1811.

Mit vielen Kupfern.

Leipzig,
im Verlage des Industrie-Comptoirs.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

Zweiter Jahrgang.

1811.

Mit vielen Kupfern.

Leipzig,
im Verlage des Industrie-Comptoirs.

Inhaltsverzeichniß

vom Monat Januar 1811.

Erſtes Stück.

Des Jahres Genius, v. Carl Grumbach. — Das Schneeglöckchen, Parade: v. Pf. Neumann. — Das Paradies, v. K—r. — An Deutſchlands Söhne u. Töchter, v. D. Schling. — Räthſel, v. Fr. v. Ludwig.

Zweites Stück.

Vom Meißniſchen Porzellan u. deſſen Erfinder. — Anekdote v. C. H. Schwabe. — Der gute Hirt, v. Nmn. Charade, v. Aug. S—n.

Drittes Stück.

Die Menſchenhaut und deren Schweißlöcher (Z. Kupfer Nr. 1.) v. Hff. — Folgen eines böſen Gewiſſens, v. H—ll.

Viertes Stück.

Woher kommen die Benennungen unſerer Sonn- und Feſttage? v. L. Pflaum. — Anekdote v. Schwabe.

Fünftes Stück.

Empfindungen guter Kinder für ihre Aeltern, beim Jahreswechſel, v. C. H. Schwabe. — Die Perlenfiſcherei v. K—r. — Troſt von Jenſeits, v. A. Ziehnert.

Sechstes Stück.

Merkwürdigkeiten des alten mexikaniſchen Reiches. Ein Seitenſtück zur Geſchichte der Eroberung deſſelben durch Fernando Cortez.

Siebentes Stück.

Vom Meißniſchen Porzellan und deſſen Erfinder (Beſchl.) v. K—r. — Der Vogelheerd, Parabel vom Pf. Neumann. — Logogriph, v. C. H. Schwabe.

Achtes Stück.

Scipio Afrikanus rettet ſeinem Vater im Treffen, am Fluſſe Teſino, das Leben, v. Lenke. — Der heilige Antonius von Padua, v. K—r. — Sonderbarer Streit, v. C. H. Schwabe. — Kindlicher Nachruf beim Scheiden einer innniggeliebten, ehrwürdigen Mutter, v. Trautſcholdt. — Dem kleinen Robert auf ſeine Trommel geſchrieben, v. A. Ziehnert. — Räthſel v. Suttinger.

Neuntes Stück.

Der Korkſchneider (Z. Kupf. Nr. 2.), v. Hff. — Ueber die Verſchiedenheit der Zeitrechnung, v. K—r. — Anekdote, v. C. H. Schwabe. — Johann v. Anjou, v. K—r. — Charade, v. Friedr. Groſe.

Zehntes Stück.

Merkwürdigkeiten des alten mexikaniſchen Reiches (Fortſ.) Religiöſes Geſellſchaftslied, v. Fritz v. Ludwig. — Der Schooshund u. der Kettenhund, Fabel v. Schwabe.

Eilftes Stück.

Gemälde von Blankenburg u. ſeinen Umgebungen.

Zwölftes Stück.

Der Hausſperling, v. Suttinger. — Der Eſel auf Reiſen, Fabel v. C. H. Schwabe. — Charade v. A. S—n.

Dreizehntes Stück.

Türkiſche Klöſter u. Orden, v. K—r. — Walhalla, v. Aug. Müller. — Charade v. Aug. S—n.

Vierzehntes Stück.

Merkwürdigkeiten des alten mexikaniſchen Reiches (Fortſ.) Hans, v. C. H. Schwabe. — Charade v. Müller.

Kupfer.

Die Menſchenhaut und deren Schweißlöcher. Z. Kupf. Nr. 1.

Der Korkſchneider. Z. Kupf. Nr. 2.

Zwei Intelligenzblätter.

Von dieser Zeitung, deren Redaktion der Vicedirektor Dolz besorgt, erscheinen wöchentlich drei Stück, nebst einem, von der Verlagshandlung besorgten Intelligenzblatte.

Alle vierzehn Tage wird ein Kupfer geliefert, welches einen interessanten Gegenstand aus dem Gebiete der Natur oder Kunst darstellen soll.

Zu jedem Monat wird ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zum ganzen Jahrgang ein Register beigefügt.

Man kann diese Zeitung nach Gefallen wöchentlich oder monatlich erhalten. Da sich aber die Verlagshandlung derselben nicht darauf einlassen kann, Exemplare postfrei zu versenden, so müssen alle Bestellungen bei den resp. Ober- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie bei den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben unter andern folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die Königl. Sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig.
— K. K. Oberst Hof-Postamts-Zeitungsexpedition in Wien.
Das K. K. Böheimische Ober-Postamt in Prag.
Die K. K. Französische Oberpostamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
Das Königl. Preuß. Hof-Postamt in Berlin.
— — — Ober-Postamt in Breslau.
— — Westphälische Grenz-Postamt in Halle.
Die Königl. Baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Nürnberg.
Das — — Central-Postamt in Bayreuth.

Der Preis des Jahrgangs ist 6 Rthlr. Sächsisch, oder 10 Gulden 48 Xr. Rheinisch, welches beim Empfange der ersten Lieferung vorausbezahlt wird.

Alle Briefe und Beiträge, die Jugendzeitung betreffend, sind unter untenstehender Adresse mit dem Beisatze: „für die Jugendzeitung" einzusenden.

Industrie-Comptoir
zu Leipzig.

Inhaltsverzeichniß

vom Monat December 1811.

Hundertfünfundvierzigstes Stück.

Winterabenderzählungen. (Der Schatzheber.) — St. Domingo, v. K—r.

Hundertsechsundvierzigstes Stück.

Noch etwas zur Naturgeschichte der Tauben, v. Suttinger. — Von dem Uckeley und der aus seinen Schuppen verfertigtem Perlenessenz, v. Sup. Helmuth. — Der größte Kuchen der wahrscheinlich jemahls gebacken wurde, v. K—r. — Der Ginseng, v. Gravenhorst.

Hundertsiebenundvierzigstes Stück.

Die trügliche Todesanzeige, v. Lenke. — Geringschätzung und Verachtung der Menschenwürde, v. P—hl—nu. — Prinz Condé und sein König, v. K—r.

Hundertachtundvierzigstes Stück.

Winterabenderzählungen. (Forts.) — Der Oelbaum, v. A. W. Meiner. — Bravheit ohne Eigennutz, v. Hesse.

Hundertneunundvierzigstes Stück.

Ueber den Einfluß der Nahrungsmittel auf den menschlichen Körper, v. K—r. — Die Kur durch Erdbeeren, v. Lenke. — Der sterbende Mathematiker, v. K—r. Seelenfrieden, v. C. H. Schwabe.

Hundertundfunfzigstes Stück.

Ueber die Blätter der Pflanzen, v. K—r. — Was eine Wurst für Unheil anrichten kann! v. Hußell. — Entschlossenheit einer deutschen Gräfin aus dem 16ten Jahrhundert, v. Lenke. — Dauer, v. Ziehnert.

Hunderteinundfunfzigstes Stück.

Bruchstücke aus dem Leben des Komponisten Quanz, Kammermusikus bei Friedrich II. — Er will einäugig bleiben, K—r. — Unpartheilichkeit, v. Hesse. — Die Waise, v. Carl Grumbach.

Hundertzweiundfunfzigstes Stück.

Winterabenderzählungen, (Beschl.) v. Lenke. — Die Wassertrinkerin, v. K—r. — Die glücklichen Schwimmer, P—hl—nn.

Hundertdreiundfunfzigstes Stück.

Verschiedene Speisen verschiedener Nationen, v. K—r. — Anekdote, v. L. — Sonderbarer Abscheu, v. C. H. Schwabe.

Hundertvierundfunfzigstes Stück.

Unalaschka. — Aldringer, v. Lenke. — Kluge Nachgiebigkeit, v. K—r. — Träume, v. Ziehnert.

Hundertfünfundfunfzigstes Stück.

Bruchstücke aus dem Leben des Komponisten Quanz, Kammermusikus bei Friedrich II. (Beschl.) v. Lenke. — Anekdote, v. Lenke. — Gebückt kommt man durch die Welt, v. K—r. — Logogriph, v. C. H. Schwabe.

Hundertsechsundfunfzigstes Stück.

Nachtrag zur Kupferbeschreibung Nr. 26. Der Tempel des Neptun zu Pesto, v. Hesse. — Die Korallen-inseln, v. K—r. — Eine naive und eine lakonische Antwort, v. Lenke. — Die Entstehung des Wortes Gurkenmaler, v. C. H. Schwabe. — Das Leben der Gegenwart und der Zukunft, v. Trantscholdt. — Unalaschka. (Beschl.) v. K—r. — Rechenschaft des scheidenden Jahres 1811. v. Ziehnert. — Schluß des Jahres 1811, v. K. Hahn.

Kupfer.

Ein türkischer Todtenacker zu Beirut in Syrien mit der Aussicht auf den Libanon, v. D. Bergl. (Z. Kupf. Nr. 25.)
Der Tempel des Neptun zu Pesto, v. Hesse. (Z. Kupf. Nr. 26.)

Drei Intelligenzblätter.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Dienſtags, den 1. Januar 1811. 1.

Induſtrie-Comtoir in Leipzig.

Des Jahres Genius.

Freier, offner Platz. Eine Menge Menſchen in feſtlichen Gewanden; von fern Muſiktöne.

Chor.

Laßt die Feſtestieder ſchallen
Hoch zum blauen Himmelszelt,
Zu des Vaters Strahlenhallen
Dringt empor aus niedrer Welt;
Auf des Liedes Silberſchwingen
Oeffnet eure volle Bruſt,
Laßt die Töne jubelnd klingen,
Sprechet aus die hohe Luſt!

Zwei Jungfrauen.

Schwinde, Trauer dunkler Tage,
Kränze bring' uns, leichter Scherz!
Warum heute Leid und Klage?
Warum heute banger Schmerz?

Ein Jüngling.

Roſenbekränzt ſtieg der Morgen hernieder,
Golden durchflieget die Sonn' ihre Bahn;
Tag, dir weihn wir die feiernden Lieder,
Nimm ſie, du Hoher! nimm gütig ſie an!

Chor.

Laßt den dunkeln Gram dahinten,
Frohſinn bringt in unſern Kreis,
Aus der Erde niedern Gründen
Dring' hinauf der volle Preis;
Nähert euch mit Herz und Händen,
Eintracht knüpfe unſern Bund,
Nicht ſoll äußrer Schein uns blenden,
Was das Herz giebt, thut uns kund!

(Ein Jüngling mit einem Stabe in der Hand.)

Jüngling.

Freudentöne, Jubellieder —
Wonne hier, und Wonne dort,
Fröhlich Wallen hin und wieder,
Feſtlich Nahn zu dieſem Ort;
Welches Feſt iſt euch geworden?
Kündet mir das ſüße Glück;
Warum ließt ihr jene Pforten,
Warum euer Haus zurück?

Ein Greis.

Herab von des Himmels Sonnenhöhen,
Aus des guten Vaters Schoos,
Fiel uns, ſchön und groß,
Heute des Jahres erſtes Loos,
Das wir feſtlich, jubelreich begehen!

Jüngling.

Ihr jauchzt, und dennoch wißt ihr nicht,
Ob dieſes neugeſchenkte Jahr
Vielleicht die letzte Hoffnung bricht —

Greis.

— Gott bracht' es uns, der Gute, dar!

Jüngling.

Ob nicht vielleicht die letzten Freudenengel
Auf ewig von euch fliehen,
Der Leiden Qualengeister euch umziehen —

Greis.

Die Welt ist ja das niedre Thal der Mängel!

Jüngling.

Wahrt diesen schönen, Lichtentsproßnen Glauben,
Und nichts vermag die Erde euch zu rauben!

(Sein irrdisches Gewand entsinkt ihm, er steht im Schimmergewand da, und zugleich ertönen süße Laute.)

Genius.

Wandelt durch des Jahres Reihen
Stillvertrauend, heget Muth;
Will das Glück sich licht euch weihen,
Dennoch bleibet brav und gut;
Wenn euch Rosen duftig blühen,
Labet euch an ihrem Duft,
Daß sie, wenn sie einst verglühen,
Prangen noch an eurer Gruft!

Aber klaget nicht die Güte
Eures guten Vaters an,
Trübet Kummer das Gemüthe,
Dunkelt sich des Lebens Bahn;
Auch in dicken Finsternissen
Glänzt der Hoffnung goldner Stern;
Leid und Kummer soll zerfließen,
Traut und hoffe auf Gott dem Herrn.

Nähert euch in herben Leiden,
Wenn des Unheils Flamme droht;
Theilet eure stillen Freuden,
Tragt euch in des Lebens Noth;
Tröster da, wo Thränen fallen,
Lächelt, wo die Freude lacht,
Und der Muth wird nicht entfallen,
Schwindet auch die stolze Pracht!

Sinkt dann einst die Nacht des Lebens,
Und der leichte Nachen bricht:
Heil! ihr lebtet nicht vergebens,
Fruchtlos wandeltet ihr nicht;
Und ich führ' euch in das Leben,
Wo kein Jahreswechsel ist,
Wo, von Himmelsglanz umgeben,
Lieb' und Tugend heiß sich küßt!

(Sein Stab entfällt ihm, wird Blüthe, und er entschwindet ihren Blicken.)

Chor.

Heil uns, ein Engel stieg hernieder,
Des Jahres Genius herab;
Preist ihn, ihr jubelvollen Lieder,
Der uns des Lebens Deutung gab;
Laßt diesen Tag uns festlich weihen;
Und sinkt er wieder uns im Licht,
Begehn wir festlich ihn von neuen,
Der Wonne schafft, und Kränze flicht! —

Carl Grumbach.

Das Schneeglöckchen.

Parabel vom Pf. Neumann.

Als der Engel, der die Blumen erwecket und kleidet, auch dem einsamen Vorfrühlinge ein Kindlein geben wollte, daß er etwas hätte, das er lieben und

pflegen und deß er sich freuen könnte: so sprach er leise sein Schöpfungswort, und es hoben sich schüchtern empor aus der noch leichtverhülleten Erde etliche Blättchen, gekleidet in freudiges Grün, und aus ihrem Herzen erwuchs an schwankendem Stengel ein sinniges Blümchen in des winterlichen Schnees glänzender Farbe. Und die Kinder der Menschen nenneten es ein Schneeglöckchen, und freueten sich sein, denn es stand da bescheiden in sich gebückt und duftete. Der Engel aber schauete es mit liebenden Augen an und segnete es und sprach: o blühe schön, du jungfräuliches Blümchen, du süßes Bild menschlicher Unschuld! dich liebe ein jegliches Kind, das, wie du, im Vorfrühlinge der Jugend blühet; und der Betagete, welcher im Winter des Lebens wandelt, müsse sich ergötzen an der stillen Reinheit deines Kelches und an den Verheißungen deines grünenden Saumes; denn du bist beiden ein Bild seines Lebens und ein Bürge seiner Ahnungen dießeits und jenseits.

Denn sowie in dem glänzenden Weiß jegliche Farben schlafen, *) so ruhet auch vor der Jugend, wie vor dem Alter, das buntfarbige Leben in Einem Farbentone, und Beide haben kein köstlicher Gut, denn Reinheit, weil sie der Bürge ihrer Hoffnungen ist. Darum kleiden die Menschen die stille Jugend ihrer erblühenden Kleinen in ein weißes Gewand, daß es ihnen sey ein Sinnbild der Lilien der Unschuld und der leichten Morgenträume der Jugend, so wie der verschlossenen Zukunft des vielfarbigen Lebens; und die verblühete Mutter wählet dasselbige, als ein Vorbild des einfarbigen ruhigen Alters und des Sterbekleides.

Als aber das Blümchen aufthauete, und den rings umhergebreiteten Schleier glänzendweißen Schnees gewahrete, vor welchem es kaum gesehen werden konnte, so sehnete es sich höher zu stehen und zu blühen in einer anderen Farbe, damit es ausgezeichnet sey und bemerket werde. Da warnete selbiges der Engel wehmüthig und sprach: o dränge dich nicht herauf, die rauhen Stürme möchten deine zarte Gestalt antasten und schänden, und die wilde Begier eines lüsternen Menschen möchte dich frühe brechen und, schnell gesättigt, verachten und wegwerfen.

Gleichermaßen dränge auch dich nicht heraus, o Kind, aus dem stillen Kreise deiner unschuldigen Jugend und geize nicht nach dem irren Leben der Erwachsenen und nach ihren stürmischen Freuden, daß du bemerket werdest von den Erwachsenen und in ihre Reihen tretest, damit nicht die zarte Farbe der Unschuld deines Herzens verletzet werde und vermischet mit den dunkeln Schatten der Leidenschaften, und die Blüthe deiner Jugend frühe gebrochen werde und sterbe.

---

*) Der Licht- oder Sonnenstral erscheint weiß. Wann aber die Sonnenstralen in ein verfinstertes Zimmer durch eine kleine runde Oeffnung einfallen, und durch ein horizontal gestelltes Prisma aufgefangen werden, so erscheint auf der entgegenstehenden weißen Wand nicht ein weißes, sondern ein buntes längliches Farbenbild, bestehend aus roth, orange, hellgelb, grün, hellblau, indigoblau, violet, aus deren Zusammensetzung alle andre Farben entstehen. S. Funke's Handbuch der Physik von Fricke, im zweiten Theile pag. 38. sqq.

Das Paradies.

In der Türkei zahlen die Juden, außer den gewöhnlichen Abgaben des Landes, noch eine besondere Steuer, welche zur Anschaffung und Unterhaltung der Gezelte des Großsultans bestimmt ist. Das Aufkommen derselben soll folgenden Ursprung haben:

Einige Juden zu Konstantinopel geriethen im verflossenen Jahrhundert mit etlichen Türken in ei-

nen Streit über das künftige Leben. Die erstern behaupteten, ihre Nation würde vorzugsweise vor allen übrigen zum Besitz und Genuß des Paradieses gelangen. Die Letztern dagegen wollten dies nicht zugeben; doch, wenn dies wäre, fügten sie hinzu, so möchte man ihnen doch kund thun, wo sie bleiben würden. Den Türken gerade heraus zu sagen, daß sie gänzlich davon ausgeschlossen seyn würden, wie dies wohl in ihrer Anmaßung lag, getraueten sich die Juden nicht; doch gaben sie zu verstehen, daß die Verehrer des Korans außerhalb den Grenzen des Paradieses einen Platz bekommen, und von dort aus den Freudengenüssen der Söhne Abrahams zusehen würden.

Dieser sonderbare Streit kam vor den Großvezier, der den Juden durchaus abgeneigt war, und immer gern Gelegenheit suchte, ihnen neue Abgaben aufzubürden. Auch diese Veranlassung ergriff er. Er ließ ihre Häupter zu sich kommen, und nachdem er sich den Streit nochmals hatte vorlegen lassen, sagte er: „Weil ihr denn so bestimmt erfahren habt, daß wir Muhammedaner und unser Großherr in jenem Leben außerhalb der Mauern des Paradieses verwiesen seyn werden, so ist es billig, daß ihr uns schon hier mit Gezelten versorgt, damit wir dort nicht unter freiem Himmel liegen dürfen.“ Dem ergrimmten Sultan gefiel der Einfall so ungemein, daß man auf der Stelle den Befehl zur Erlegung des Gezelter-Zuts ertheilte, der noch jetzt seiner Chatulle ein beträchtliches Einkommen verschafft. K—r.

An Deutschlands Söhne und Töchter.

Zur Jahresfeier 1811.

Blickt auf! Es steigt der erste Tag
Des neuen Jahr's hernieder;
Es schwebt mit hehrem Stundenschlag
Auf Morgenroth's Gefieder,
Und bringt vom hohen Himmelszelt
Den Segensgruß der Menschenwelt.

Ihr Lieben! Es entfaltet sich
Auch Eurer Jugend Blüthe
Im Zeitenwechsel. Schwesterlich
Vereint mit Herzensgüte
Die Liebe zu dem Vaterland;
Denn Deutsche werdet Ihr genannt!

In schönen Sitten glänzt hinfort,
Sie schmücken Eure Jugend;
Beherziget der Weisheit Wort,
Den hehren Ruf der Tugend;
Der Aeltern ernstliches Gebot
Sey Euch ein Ausspruch selbst von Gott!

Geleitet von des Lehrers Hand,
Betrachtet gern das Schöne,
Was Kunst und Wissenschaft erfand;
Des Fleißes Kranz Euch krône!
Dann denkt Ihr an die Jugendzeit
Im Alter noch mit Heiterkeit! —

D. Ihling.

Meiningen.

Räthsel.

Ich existirte schon vor Adams Tode,
Mein Daseyn gab man mir vor Edens Thür.
Ich bin ein Kind des Luxus, und der Mode,
Bald siehst du mich von Sammt, und bald von Kasimir.
Hast du das erste Zeichen mir genommen,
So fühlst du mich, wenn dir ein Unfall droht,
Durch meine Schuld schlägt oft dein Herz beklommen,
Und manchem Schwachen bracht' ich schon den Tod.
Willst du mir noch ein kleines Zeichen rauben,
Bin ich Etwas, das oft den Werth verliert,
Doch ich verdiene wahrlich! deinen Glauben,
Wenn mich dein treuer Freund im Munde führt.

Fr. v. Ludwig.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 3. Januar 1811. 2.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Vom Meißnischen Porzellan und dessen Erfinder. *)

Am 6ten Jun 1810 beging die Porzellan-Manufaktur zu Meißen ihr erstes hundertjähriges Jubiläum. Nicht nur das gesammte Personal der Anstalt, aus 510 Individuen bestehend, sondern auch die ganze Stadt, ja die umliegenden Dörfer nahmen an dieser Feier den innigsten Antheil. Und wie sollten sie dieß nicht, da Stadt und Landschaft von dem Institute so viele Vortheile genießen!

Bis zum Jahre 1704 gab es nirgends in der Welt Porzellan und Porzellan-Gefäße, als in Japan und China, bei Nationen, die sich rühmten, schon länger, als 1000 Jahre das Geheimniß der Verfertigung dieser Gefäße zu besitzen. Das, aus jenen Ländern herkommende, Porzellan ward damals außerordentlich geschätzt, und dem Golde gleich geachtet. Man sahe es daher bloß an königlichen und fürstlichen Höfen. Glücklicher Weise vereinigte sich in Sachsen Alles, das wichtige Werk dieser Erfindung zu Stande zu bringen.

Man hat in den neuern Zeiten Mancherlei über den ersten Erfinder des Porzellans gestritten. Die allgemeine Meinung nannte immer den Freiherrn von Böttger. Erst späterhin wollte man diesem diese Ehre entziehen, und sie lieber dem großen Mathematiker und Naturforscher, Walther von Tschirnhausen, zuwenden. Obgleich nun nicht geläugnet werden kann, daß Tschirnhausen durch Rath und That zur Begründung und Vervollkommnung des Werks redlich das Seinige beitrug, ja daß er sogar selbst vor Böttgers Zeiten einige Versuche, Porzellan herauszubringen, gemacht hatte, so darf doch Böttgern das Verdienst der Erfindung nicht abgesprochen werden, wie ein ausdrückliches Reſcript des Königs vom 24. Jan. 1710. beweist. Böttgern wird in diesem Reſcripte das Direktorium der Manufaktur übertragen, und er wird ausdrücklich darinn der Erfinder des Porzellans genannt.

Da der Erfinder und die Erfindung sich so nahe berühren, daß beide immer Hand in Hand gehen, so wird es nicht unzweckmäßig seyn, von Böttgers Person, Talenten und Schicksalen hier das Nöthige zu erwähnen. Unsern jungen Lesern wird es unstreitig Vergnügen machen, diesen Mann näher kennen zu lernen.

Johann Friedrich Böttger war in Schleitz, im Voigtlande, den 4ten Febr. 1682. geboren. Von seinem Vater sagt die Geschichte nichts weiter, als daß er frühzeitig starb. Als seinen Stiefvater aber nennt sie den damaligen Stadtmusikus zu Schleitz, und rühmt von ihm, daß er unserm Böttger eine gute Erziehung gegeben habe, und daß er ihn in Sprachen und Wissenschaften wohl habe unterrichten lassen, weil er, nach der Absicht des Vaters, sich dem Studium der Medizin widmen sollte. Aus dem

*) Aus Kenzelmann's historischen Nachrichten über die Meißnische Porzellan-Manufaktur u. s. w.

eigentlichen Studium dieſer Wiſſenſchaft ward aber nichts, ſondern Böttger ward bloß nach Berlin in eine Apotheke gethan, um dort die Apothekerkunſt zu erlernen. Er that dies mit allem Fleiß, und erwarb ſich beſonders treffliche Kenntniſſe in der Chemie. Der damalige Geiſt der Zeit vermengte aber gern die Chemie mit der Alchemie, oder der Goldmacherei, und jeder, der ſich auf die erſtere legte, hoffte einſt durch ſie in die geheimen Tiefen der letztern zu dringen. Auch unſerm Böttger kam die Luſt an, Gold zu machen. Ein alchemiſtiſches Buch, das ihm aus der Bibliothek ſeines Lehrherrn in die Hände kam, befeſtigte ihn in ſeiner Grille, und er unterließ nicht, ſich viel aus dieſem Buche abzuſchreiben.

Nach Vollendung ſeiner Lehrjahre wollte er ſeinen Lehrherrn verlaſſen; dieſer verweigerte ihm aber den Abſchied, und ſo kam es zu gegenſeitigen Anzüglichkeiten, wobei Böttger einige Worte von geheimen Künſten fallen ließ. Sein Herr entbrannte von Zorn, und ſchien auf Rache zu ſinnen; allein Böttger entging derſelben dadurch, daß er heimlich entfloh. Es war im Jahr 1701, als er Berlin verließ. Einige Blätter aus dem Hellmont, dem erwähnten alchemiſtiſchen Buche, wurden noch herausgeriſſen und mitgenommen. Sein Prinzipal machte ſogleich ſeines entlaufenen Gehülfen halben eine Anzeige beim Könige, in welcher er Böttgern förmlich als einen Goldmacher denuncirte. Der König erließ ſogleich Steckbriefe, und ſetzte eine Belohnung von 1000 Rthl. für den aus, der ihn wieder nach Berlin bringen würde. Böttger war unterdeſſen ſchon über die Grenze gekommen, und war Willens in Wittenberg, wo er ſich jetzt befand, die Medizin zu ſtudiren. Hier würde er ganz im Dunkel gelebt haben, wenn nicht die Steckbriefe eingetroffen wären, die ihn als einen Goldmacher charakteriſirten. Der Kreisamtmann Ryſſel nahm daher Böttgern in Verhaft, und machte Miene ihn auszuliefern.

Böttger ließ ſich aber nicht ſo gutwillig nach Berlin abführen, ſondern appellirte an den König von Polen und Kurfürſten zu Sachſen. Der Kreisamtmann mußte alſo, bevor er ſeinen Gefangnen abgeben konnte, nach Dresden Bericht erſtatten. Dieſer Umſtand gereichte zu Böttgers Glück. Der König von Polen unterſagte ſeine Auslieferung und, ſelbſt geheimen Wiſſenſchaften nicht abhold, befahl er, Böttgern ſogleich nach Dresden zu ſenden. Es geſchah, und Böttger lernte hier ſehr bald den Herrn von Tſchirnhauſen kennen; auch fand er an dem Fürſten Eugen von Fürſtenberg einen mächtigen Protector. Böttger glaubte ſelbſt ſo feſt an ſeine Goldmacherkunſt, daß er ſeinen Kopf auf die wirkliche Bereitung des edelſten Metalls verwettete. Man ließ ihn daher unter ſtrenger Aufſicht des Herrn von Tſchirnhauſen im Fürſtenbergiſchen Palaſte arbeiten. Aber ein Verſuch über den andern ſchlug um, und es kam kein Gold zu Stande, wohl aber etwas, was mehr werth war, das Porzellan. Dies geſchah im Jahr 1704. Doch war das neuerfundne bei weitem noch nicht ſo ſchön und weiß, als es nachher wurde, ſondern die Farbe war noch braunroth.

Im Grunde führte ein bloßer Zufall die Erfindung herbei. Denn es war Böttgern nicht im Traume eingefallen, Porzellan herauszubringen, ſondern ſeine Sehnſucht war auf das Gold gerichtet. Die Schmelztiegel zum Golde veranlaßten das edle Erdgeſchirr. Böttger wollte nämlich, weil er die Schuld des Mißlingens der Goldproduction, zum Theil auch auf die Schmelztiegel ſchob, ſich eine eigne Art derſelben bereiten. Er wählte dazu einen röthlichen Thon aus der Gegend von Okrylle, vermiſchte dieſen Thon mit noch andern Erdarten, und ſetzte dadurch eine Maſſe zuſammen, die ein braunes Porzellan gab. Etwas Aehnliches hatte Tſchirnhauſen längſt herausgebracht, aber das Böttgerſche Geſchirr übertraf das Tſchirnhauſiſche bei Weitem. Ein glücklicher

Zufall ward also die Ursache einer höchstwichtigen Erfindung.

Das neuerfundne Geschirr fand wegen seiner Härte, Feinheit und Schönheit allgemeinen Beifall, und Böttgers Glück schien gemacht. Der König überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen, und weil er, nach dem, am 5ten Mai 1705 erfolgten, Tode des Kaisers Leopolds, das Reichsvicariat verwaltete, so erhob er Böttgern in den Reichsfreiherrnstand.

Die neue Erfindung wurde übrigens sehr geheim gehalten, weil man sich von derselben die wichtigsten Vortheile versprach. Kein Fremder durfte davon das Geringste erfahren. Böttger selbst erhielt im Jahr 1705 Befehl nach Meißen zu ziehen, und sich auf der Albrechtsburg ein Laboratorium zu bauen. Tschirnhausen muste die Oberaufsicht über seine Arbeiten übernehmen, und sich anheischig machen, ihn nicht aus den Augen zu lassen, weil man fürchtete, daß der Künstler vielleicht das Geheimniß verrathen, oder gar aus Sachsen entfliehen könnte. Es wusten daher nur wenige Personen um Böttgers Aufenthalt. Auch die Arbeiter, die man als Gehülfen gebrauchte, wurden in Eid und Pflicht genommen. Im Jahr 1706 wurden Böttgen noch fünf Hüttenleute aus Freiberg, zum Beistande bei seinen Schmelzoperationen zugegeben, und ein eigner Maurer zum Repariren der 36 Laboratöfen, die insgesammt schon durch das ungewöhnlich starke Feuern schadhaft geworden waren. Die Bergleute erfuhren nicht eher etwas von ihrer Bestimmung, als bis sie auf der Albrechtsburg angekommen waren, und ihre Angehörigen bekamen erst nach langer Zeit von ihnen einige Kunde. Böttger setzte indeß sein Werk mit immer glücklicherm Erfolge fort, und arbeitete mit ungeheurer Anstrengung. Sein Dichten und Trachten ging auf größere Vervollkommnung seiner Erfindung. Seine Untergebnen genossen die liebevollste Behandlung, und

da er sehr heitern Temperaments war, so trieb er manchen Spaß mit ihnen. Einst besprützte er ihnen allen ihre alten Kleider mit Scheidewasser. Natürlich fielen sie ihnen bald stückweise vom Leibe, worüber Böttger sich halb todt lachte, besonders da jene von Hexerei zu sprechen anfingen. Aber der Urheber des Schadens erklärte ihnen das Natürliche des Vorfalls, und kleidete sie neu. So lebte Böttger bei muntrer Laune zu Meißen froh und vergnügt bei freier Tafel und Equipage; nur daß ein Offizier sein steter Begleiter war.

Das Jahr 1706 veränderte seinen Aufenthalt, der ihm ziemlich lieb geworden war. In diesem Jahre fielen die Schweden in Sachsen ein, und weil man durch diese Gäste leicht Böttgern und sein Geheimniß zu verlieren fürchtete, so ward er am 26. Aug. durch 19 Kavalleristen auf die Bergfeste Königstein gebracht, und dem dortigen Kommandanten, als ein unbekannter Arrestant, übergeben. Drei seiner geschicktesten Gehülfen stellten seine Bedienten vor, und monatlich bezog er für sich und diese einen Gehalt von 83 Rthlr. 20 Gr. — Das Laboratorium zu Meißen ward mit des Königs Petschaft versiegelt und alles sehr geheim gehalten. Auf Königstein genoß indeß Böttger die anständigste Behandlung; aber zum Schein ward er äußerst strenge bewacht. Sogar sein Zimmer verwahrte man mit einem Vorlegeschloß. An Laboriren konnte hier nicht gedacht werden.

(Beschluß folgt.)

Anekdote.

Heinrich IV. lebte, als er nur noch König von Navarra war, gewöhnlich zu Nerac, einem kleinen Städtchen in der ehemaligen Gascogne. Wenn er dort auf die Jagd ging, pflegte er gewöhnlich bei

einem Bauer einzukehren, und mit deſſen geringer Koſt vorlieb zu nehmen. Vorzüglich gut ſchmeckten ihm aber einmal die Kuhkäſe, die ihm ſein gutmüthiger Wirth, der ihn in der Regel nur Heinrich nannte, vorſetzte. Als er nachher auf den franzöſiſchen Thron gelangt war, dachte der Bauer ſein Glück zu machen, wenn er ihm einige ſolche Käſe brächte. Gedacht, gethan; der Bauer belud ſich mit zwei Dutzend von der beſten Sorte, ging nach Paris, und kam auch glücklich daſelbſt an. — Als er aber an das Louvre kam, und hier äußerte, daß er ſeinen Heinrich ſehen wolle, für den er von ſeiner Frau Kuhkäſe bringe, ſtieß ihn die Wache, die ihn für einen Verrückten hielt, mit Kolbenſtößen zurück. Traurig ging er auf dem Schloßplatze herum, und konnte gar nicht begreifen, warum er eine ſo üble Behandlung erfahren habe, da er doch ein Geſchenk für den König bringe. Endlich fiel ihm ein, daß er ſich vielleicht falſch ausgedrückt hätte. Da erblickte ihn der König, und ließ ihn als einen alten Bekannten zu ſich rufen. Guten Tag, mein lieber Heinrich, ſagte der Bauer, hier bringe ich Euch ein Paar Ochſenkäſe von meiner Frau. Was? Ochſenkäſe? fragte der König lächelnd, warum ſagſt du denn nicht Kuhkäſe? Stille, ſtille! erwiederte der Bauer, ich rathe Euch, nicht Kuhkäſe zu ſagen, ſonſt bekommt Ihr, ſo wie ich, für dieſen Ausdruck dort unten von dem langen Mann im blauen Rocke mit der Flinte Rippenſtöße bekommen. — Der König mußte herzlich lachen, nahm aber das Geſchenk des Bauers gütig auf, und erwiederte es durch eine bedeutende Geldſumme.

E. H. Schwabe.

Der gute Hirt.

Aus Luthers Tiſchreden will ich unſern freundlichen Leſern, eine kleine, Mehrern unbekannte, Anekdote erzählen.

Ein Student, der in Wittenberg predigen will, hat unter Andern auch den großen Luther zum Zuhörer. Verwirrt durch den Anblick der Menge und des Mannes beginnt er ſeine Predigt über das Evangelium am Sonntag Miſericordias domini mit den Worten des Evangeliums: ich bin ein guter Hirte! Geiſtesgegenwart und Gedächtniß verlaſſen ihn aber ſo ganz, daß er ängſtlich wohl zehnmal die Worte: ich bin ein guter Hirte! ſtammelt und endlich verſtummt. Komm nur herab! Du magſt wohl ein gutes Schaf ſeyn! ſpricht der witzige Reformator und beſteigt ſelbſt die Kanzel.

Mnn.

Charade.

Welche Fülle der Gaben umringt dich! Wie viele Genüſſe
Bieten für Leib und Geiſt in der Natur ſich dir dar! —
Aber nicht allen, wie dir! Vermindert wurden die Quellen
Manchem, die Luſt dem Sinn ſtrömen, und Kenntniß dem Geiſt.
Wehe! was iſt er, der ſchweigend dort tritt in die ſchweigende Schöpfung?
Keiner Nachtigall Laut horchet ſein lauſchendes Ohr.
Und kein froher Geſang verkündet die Freude des Herzens.
Nur mit dumpfem Gefühl ſchaut er die reizende Trifft.
Ob zur Fülle der Kraft die Jahre den Körper erzogen,
Schauſt du an Seel' und Geiſt doch nur ein dürftiges Kind.
Kind mit ergrauender Lock, wofern nicht ein edeler Denker
(Lieb' und bewunder' ihn hoch!) väterlich Pfleg' ihm gelobt.
Aus dem Erſten entquoll das Zweite; des Leibes Gebrechen,
Ward für den edleren Geiſt ein ſo verderbliches Gift.

Rdf. Aug. S — n.

Digitized by Google

Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig. 10.
Fig. 11.
Fig. 12.
Fig. 13.
Fig. 14.
Fig. 15.
Fig. 16.
Fig. 17.
Fig. 18.
Fig. 19.
Fig. 20.
Fig. 21.
Fig. 22.
Fig. 23.
Fig. 24.
Fig. 25.
Fig. 26.
Fig. 27.
Fig. 28.
Fig. 29.
Fig. 30.
Fig. 31.
Fig. 32.
Fig. 33.
Fig. 34.
Fig. 35.
Fig. 36.
Fig. 37.
Fig. 38.
Fig. 39.
Fig. 40.
Fig. 41.
Fig. 42.
Fig. 43.
Fig. 44.
Fig. 45.
Fig. 46.
Fig. 47.
Fig. 48.
Fig. 49.
Fig. 50.
Fig. 51.
Fig. 52.
Fig. 53.
Fig. 54.
Fig. 55.
Fig. 56.
Fig. 57.
Fig. 58.
Fig. 59.
Fig. 60.
Fig. 61.
Fig. 62.
Fig. 63.
Fig. 64.
Fig. 65.
Fig. 66.
Fig. 67.
Fig. 68.
Fig. 69.
Fig. 70.
Fig. 71.
Fig. 72.
Fig. 73.
Fig. 74.
Fig. 75.
Fig. 76.
Fig. 77.
Fig. 78.
Fig. 79.
Fig. 80.
Fig. 81.
Fig. 82.
Fig. 83.
Fig. 84.
Fig. 85.
Fig. 86.
Fig. 87.
Fig. 88.
Fig. 89.
Fig. 90.
Fig. 91.
Fig. 92.
Fig. 93.
Fig. 94.
Fig. 95.
Fig. 96.
Fig. 97.
Fig. 98.
Fig. 99.
Fig. 100.
Fig. 101.
Fig. 102.
Fig. 103.
Fig. 104.
Fig. 105.
Fig. 106.
Fig. 107.
Fig. 108.
Fig. 109.
Fig. 110.
Fig. 111.
Fig. 112.
Fig. 113.
Fig. 114.
Fig. 115.
Fig. 116.
Fig. 117.
Fig. 118.
Fig. 119.
Fig. 120.
Fig. 121.
Fig. 122.
Fig. 123.
Fig. 124.
Fig. 125.
Fig. 126.
Fig. 127.
Fig. 128.
Fig. 129.
Fig. 130.
Fig. 131.
Fig. 132.
Fig. 133.
Fig. 134.
Fig. 135.
Fig. 136.
Fig. 137.
Fig. 138.
Fig. 139.
Fig. 140.
Fig. 141.
Fig. 142.
Fig. 143.
Fig. 144.
Fig. 145.
Fig. 146.
Fig. 147.
Fig. 148.
Fig. 149.
Fig. 150.
Fig. 151.
Fig. 152.
Fig. 153.
Fig. 154.
Fig. 155.
Fig. 156.
Fig. 157.
Fig. 158.
Fig. 159.
Fig. 160.
Fig. 161.
Fig. 162.
Fig. 163.
Fig. 164.
Fig. 165.
Fig. 166.
Fig. 167.
Fig. 168.
Fig. 169.
Fig. 170.
Fig. 171.
Fig. 172.
Fig. 173.
Fig. 174.
Fig. 175.
Fig. 176.
Fig. 177.
Fig. 178.
Fig. 179.
Fig. 180.
Fig. 181.
Fig. 182.
Fig. 183.
Fig. 184.
Fig. 185.
Fig. 186.
Fig. 187.
Fig. 188.
Fig. 189.
Fig. 190.
Fig. 191.
Fig. 192.
Fig. 193.
Fig. 194.
Fig. 195.
Fig. 196.
Fig. 197.
Fig. 198.
Fig. 199.
Fig. 200.
Fig. 201.
Fig. 202.
Fig. 203.
Fig. 204.
Fig. 205.
Fig. 206.
Fig. 207.
Fig. 208.
Fig. 209.
Fig. 210.
Fig. 211.
Fig. 212.
Fig. 213.
Fig. 214.
Fig. 215.
Fig. 216.
Fig. 217.
Fig. 218.
Fig. 219.
Fig. 220.
Fig. 221.
Fig. 222.
Fig. 223.
Fig. 224.
Fig. 225.
Fig. 226.
Fig. 227.
Fig. 228.
Fig. 229.
Fig. 230.
Fig. 231.
Fig. 232.
Fig. 233.
Fig. 234.
Fig. 235.
Fig. 236.
Fig. 237.
Fig. 238.
Fig. 239.
Fig. 240.
Fig. 241.
Fig. 242.
Fig. 243.
Fig. 244.
Fig. 245.
Fig. 246.
Fig. 247.
Fig. 248.
Fig. 249.
Fig. 250.
Fig. 251.
Fig. 252.
Fig. 253.
Fig. 254.
Fig. 255.
Fig. 256.
Fig. 257.
Fig. 258.
Fig. 259.
Fig. 260.
Fig. 261.
Fig. 262.
Fig. 263.
Fig. 264.
Fig. 265.
Fig. 266.
Fig. 267.
Fig. 268.
Fig. 269.
Fig. 270.
Fig. 271.
Fig. 272.
Fig. 273.
Fig. 274.
Fig. 275.
Fig. 276.
Fig. 277.
Fig. 278.
Fig. 279.
Fig. 280.
Fig. 281.
Fig. 282.
Fig. 283.
Fig. 284.
Fig. 285.
Fig. 286.
Fig. 287.
Fig. 288.
Fig. 289.
Fig. 290.
Fig. 291.
Fig. 292.
Fig. 293.
Fig. 294.
Fig. 295.
Fig. 296.
Fig. 297.
Fig. 298.
Fig. 299.
Fig. 300.
Fig. 301.
Fig. 302.
Fig. 303.
Fig. 304.
Fig. 305.
Fig. 306.
Fig. 307.
Fig. 308.
Fig. 309.
Fig. 310.
Fig. 311.
Fig. 312.
Fig. 313.
Fig. 314.
Fig. 315.
Fig. 316.
Fig. 317.
Fig. 318.
Fig. 319.
Fig. 320.
Fig. 321.
Fig. 322.
Fig. 323.
Fig. 324.
Fig. 325.
Fig. 326.
Fig. 327.
Fig. 328.
Fig. 329.
Fig. 330.
Fig. 331.
Fig. 332.
Fig. 333.
Fig. 334.
Fig. 335.
Fig. 336.
Fig. 337.
Fig. 338.
Fig. 339.
Fig. 340.
Fig. 341.
Fig. 342.
Fig. 343.
Fig. 344.
Fig. 345.
Fig. 346.
Fig. 347.
Fig. 348.
Fig. 349.
Fig. 350.
Fig. 351.
Fig. 352.
Fig. 353.
Fig. 354.
Fig. 355.
Fig. 356.
Fig. 357.
Fig. 358.
Fig. 359.
Fig. 360.
Fig. 361.
Fig. 362.
Fig. 363.
Fig. 364.
Fig. 365.
Fig. 366.
Fig. 367.
Fig. 368.
Fig. 369.
Fig. 370.
Fig. 371.
Fig. 372.
Fig. 373.
Fig. 374.
Fig. 375.
Fig. 376.
Fig. 377.
Fig. 378.
Fig. 379.
Fig. 380.
Fig. 381.
Fig. 382.
Fig. 383.
Fig. 384.
Fig. 385.
Fig. 386.
Fig. 387.
Fig. 388.
Fig. 389.
Fig. 390.
Fig. 391.
Fig. 392.
Fig. 393.
Fig. 394.
Fig. 395.
Fig. 396.
Fig. 397.
Fig. 398.
Fig. 399.
Fig. 400.
Fig. 401.
Fig. 402.
Fig. 403.
Fig. 404.
Fig. 405.
Fig. 406.
Fig. 407.
Fig. 408.
Fig. 409.
Fig. 410.
Fig. 411.
Fig. 412.
Fig. 413.
Fig. 414.
Fig. 415.
Fig. 416.
Fig. 417.
Fig. 418.
Fig. 419.
Fig. 420.
Fig. 421.
Fig. 422.
Fig. 423.
Fig. 424.
Fig. 425.
Fig. 426.
Fig. 427.
Fig. 428.
Fig. 429.
Fig. 430.
Fig. 431.
Fig. 432.
Fig. 433.
Fig. 434.
Fig. 435.
Fig. 436.
Fig. 437.
Fig. 438.
Fig. 439.
Fig. 440.
Fig. 441.
Fig. 442.
Fig. 443.
Fig. 444.
Fig. 445.
Fig. 446.
Fig. 447.
Fig. 448.
Fig. 449.
Fig. 450.
Fig. 451.
Fig. 452.
Fig. 453.
Fig. 454.
Fig. 455.
Fig. 456.
Fig. 457.
Fig. 458.
Fig. 459.
Fig. 460.
Fig. 461.
Fig. 462.
Fig. 463.
Fig. 464.
Fig. 465.
Fig. 466.
Fig. 467.
Fig. 468.
Fig. 469.
Fig. 470.
Fig. 471.
Fig. 472.
Fig. 473.
Fig. 474.
Fig. 475.
Fig. 476.
Fig. 477.
Fig. 478.
Fig. 479.
Fig. 480.
Fig. 481.
Fig. 482.
Fig. 483.
Fig. 484.
Fig. 485.
Fig. 486.
Fig. 487.
Fig. 488.
Fig. 489.
Fig. 490.
Fig. 491.
Fig. 492.
Fig. 493.
Fig. 494.
Fig. 495.
Fig. 496.
Fig. 497.
Fig. 498.
Fig. 499.
Fig. 500.
Fig. 501.
Fig. 502.
Fig. 503.
Fig. 504.
Fig. 505.
Fig. 506.
Fig. 507.
Fig. 508.
Fig. 509.
Fig. 510.
Fig. 511.
Fig. 512.
Fig. 513.
Fig. 514.
Fig. 515.
Fig. 516.
Fig. 517.
Fig. 518.
Fig. 519.
Fig. 520.
Fig. 521.
Fig. 522.
Fig. 523.
Fig. 524.
Fig. 525.
Fig. 526.
Fig. 527.
Fig. 528.
Fig. 529.
Fig. 530.
Fig. 531.
Fig. 532.
Fig. 533.
Fig. 534.
Fig. 535.
Fig. 536.
Fig. 537.
Fig. 538.
Fig. 539.
Fig. 540.
Fig. 541.
Fig. 542.
Fig. 543.
Fig. 544.
Fig. 545.
Fig. 546.
Fig. 547.
Fig. 548.
Fig. 549.
Fig. 550.
Fig. 551.
Fig. 552.
Fig. 553.
Fig. 554.
Fig. 555.
Fig. 556.
Fig. 557.
Fig. 558.
Fig. 559.
Fig. 560.
Fig. 561.
Fig. 562.
Fig. 563.
Fig. 564.
Fig. 565.
Fig. 566.
Fig. 567.
Fig. 568.
Fig. 569.
Fig. 570.
Fig. 571.
Fig. 572.
Fig. 573.
Fig. 574.
Fig. 575.
Fig. 576.
Fig. 577.
Fig. 578.
Fig. 579.
Fig. 580.
Fig. 581.
Fig. 582.
Fig. 583.
Fig. 584.
Fig. 585.
Fig. 586.
Fig. 587.
Fig. 588.
Fig. 589.
Fig. 590.
Fig. 591.
Fig. 592.
Fig. 593.
Fig. 594.
Fig. 595.
Fig. 596.
Fig. 597.
Fig. 598.
Fig. 599.
Fig. 600.
Fig. 601.
Fig. 602.
Fig. 603.
Fig. 604.
Fig. 605.
Fig. 606.
Fig. 607.
Fig. 608.
Fig. 609.
Fig. 610.
Fig. 611.
Fig. 612.
Fig. 613.
Fig. 614.
Fig. 615.
Fig. 616.
Fig. 617.
Fig. 618.
Fig. 619.
Fig. 620.
Fig. 621.
Fig. 622.
Fig. 623.
Fig. 624.
Fig. 625.
Fig. 626.
Fig. 627.
Fig. 628.
Fig. 629.
Fig. 630.
Fig. 631.
Fig. 632.
Fig. 633.
Fig. 634.
Fig. 635.
Fig. 636.
Fig. 637.
Fig. 638.
Fig. 639.
Fig. 640.
Fig. 641.
Fig. 642.
Fig. 643.
Fig. 644.
Fig. 645.
Fig. 646.
Fig. 647.
Fig. 648.
Fig. 649.
Fig. 650.
Fig. 651.
Fig. 652.
Fig. 653.
Fig. 654.
Fig. 655.
Fig. 656.
Fig. 657.
Fig. 658.
Fig. 659.
Fig. 660.
Fig. 661.
Fig. 662.
Fig. 663.
Fig. 664.
Fig. 665.
Fig. 666.
Fig. 667.
Fig. 668.
Fig. 669.
Fig. 670.
Fig. 671.
Fig. 672.
Fig. 673.
Fig. 674.
Fig. 675.
Fig. 676.
Fig. 677.
Fig. 678.
Fig. 679.
Fig. 680.
Fig. 681.
Fig. 682.
Fig. 683.
Fig. 684.
Fig. 685.
Fig. 686.
Fig. 687.
Fig. 688.
Fig. 689.
Fig. 690.
Fig. 691.
Fig. 692.
Fig. 693.
Fig. 694.
Fig. 695.
Fig. 696.
Fig. 697.
Fig. 698.
Fig. 699.
Fig. 700.
Fig. 701.
Fig. 702.
Fig. 703.
Fig. 704.
Fig. 705.
Fig. 706.
Fig. 707.
Fig. 708.
Fig. 709.
Fig. 710.
Fig. 711.
Fig. 712.
Fig. 713.
Fig. 714.
Fig. 715.
Fig. 716.
Fig. 717.
Fig. 718.
Fig. 719.
Fig. 720.
Fig. 721.
Fig. 722.
Fig. 723.
Fig. 724.
Fig. 725.
Fig. 726.
Fig. 727.
Fig. 728.
Fig. 729.
Fig. 730.
Fig. 731.
Fig. 732.
Fig. 733.
Fig. 734.
Fig. 735.
Fig. 736.
Fig. 737.
Fig. 738.
Fig. 739.
Fig. 740.
Fig. 741.
Fig. 742.
Fig. 743.
Fig. 744.
Fig. 745.
Fig. 746.
Fig. 747.
Fig. 748.
Fig. 749.
Fig. 750.
Fig. 751.
Fig. 752.
Fig. 753.
Fig. 754.
Fig. 755.
Fig. 756.
Fig. 757.
Fig. 758.
Fig. 759.
Fig. 760.
Fig. 761.
Fig. 762.
Fig. 763.
Fig. 764.
Fig. 765.
Fig. 766.
Fig. 767.
Fig. 768.
Fig. 769.
Fig. 770.
Fig. 771.
Fig. 772.
Fig. 773.
Fig. 774.
Fig. 775.
Fig. 776.
Fig. 777.
Fig. 778.
Fig. 779.
Fig. 780.
Fig. 781.
Fig. 782.
Fig. 783.
Fig. 784.
Fig. 785.
Fig. 786.
Fig. 787.
Fig. 788.
Fig. 789.
Fig. 790.
Fig. 791.
Fig. 792.
Fig. 793.
Fig. 794.
Fig. 795.
Fig. 796.
Fig. 797.
Fig. 798.
Fig. 799.
Fig. 800.
Fig. 801.
Fig. 802.
Fig. 803.
Fig. 804.
Fig. 805.
Fig. 806.
Fig. 807.
Fig. 808.
Fig. 809.
Fig. 810.
Fig. 811.
Fig. 812.
Fig. 813.
Fig. 814.
Fig. 815.
Fig. 816.
Fig. 817.
Fig. 818.
Fig. 819.
Fig. 820.
Fig. 821.
Fig. 822.
Fig. 823.
Fig. 824.
Fig. 825.
Fig. 826.
Fig. 827.
Fig. 828.
Fig. 829.
Fig. 830.
Fig. 831.
Fig. 832.
Fig. 833.
Fig. 834.
Fig. 835.
Fig. 836.
Fig. 837.
Fig. 838.
Fig. 839.
Fig. 840.
Fig. 841.
Fig. 842.
Fig. 843.
Fig. 844.
Fig. 845.
Fig. 846.
Fig. 847.
Fig. 848.
Fig. 849.
Fig. 850.
Fig. 851.
Fig. 852.
Fig. 853.
Fig. 854.
Fig. 855.
Fig. 856.
Fig. 857.
Fig. 858.
Fig. 859.
Fig. 860.
Fig. 861.
Fig. 862.
Fig. 863.
Fig. 864.
Fig. 865.
Fig. 866.
Fig. 867.
Fig. 868.
Fig. 869.
Fig. 870.
Fig. 871.
Fig. 872.
Fig. 873.
Fig. 874.
Fig. 875.
Fig. 876.
Fig. 877.
Fig. 878.
Fig. 879.
Fig. 880.
Fig. 881.
Fig. 882.
Fig. 883.
Fig. 884.
Fig. 885.
Fig. 886.
Fig. 887.
Fig. 888.
Fig. 889.
Fig. 890.
Fig. 891.
Fig. 892.
Fig. 893.
Fig. 894.
Fig. 895.
Fig. 896.
Fig. 897.
Fig. 898.
Fig. 899.
Fig. 900.
Fig. 901.
Fig. 902.
Fig. 903.
Fig. 904.
Fig. 905.
Fig. 906.
Fig. 907.
Fig. 908.
Fig. 909.
Fig. 910.
Fig. 911.
Fig. 912.
Fig. 913.
Fig. 914.
Fig. 915.
Fig. 916.
Fig. 917.
Fig. 918.
Fig. 919.
Fig. 920.
Fig. 921.
Fig. 922.
Fig. 923.
Fig. 924.
Fig. 925.
Fig. 926.
Fig. 927.
Fig. 928.
Fig. 929.
Fig. 930.
Fig. 931.
Fig. 932.
Fig. 933.
Fig. 934.
Fig. 935.
Fig. 936.
Fig. 937.
Fig. 938.
Fig. 939.
Fig. 940.
Fig. 941.
Fig. 942.
Fig. 943.
Fig. 944.
Fig. 945.
Fig. 946.
Fig. 947.
Fig. 948.
Fig. 949.
Fig. 950.
Fig. 951.
Fig. 952.
Fig. 953.
Fig. 954.
Fig. 955.
Fig. 956.
Fig. 957.
Fig. 958.
Fig. 959.
Fig. 960.
Fig. 961.
Fig. 962.
Fig. 963.
Fig. 964.
Fig. 965.
Fig. 966.
Fig. 967.
Fig. 968.
Fig. 969.
Fig. 970.
Fig. 971.
Fig. 972.
Fig. 973.
Fig. 974.
Fig. 975.
Fig. 976.
Fig. 977.
Fig. 978.
Fig. 979.
Fig. 980.
Fig. 981.
Fig. 982.
Fig. 983.
Fig. 984.
Fig. 985.
Fig. 986.
Fig. 987.
Fig. 988.
Fig. 989.
Fig. 990.
Fig. 991.
Fig. 992.
Fig. 993.
Fig. 994.
Fig. 995.
Fig. 996.
Fig. 997.
Fig. 998.
Fig. 999.
Fig. 1000.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 5. Januar 1811. 3.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Menschenhaut und deren Schweißlöcher.

Zum Kupfer Nr. 1.

Ungeachtet die wahre Beschaffenheit der obersten Haut unseres Körpers immer noch vielen Menschen unbekannt ist, so haben sich doch schon in den ältesten Zeiten die größten Naturforscher bemüht, dieselbe zu untersuchen. Hippokrates, der Vater der Arzneikunde lehrte, der ganze menschliche Körper sey so beschaffen, daß er ausdünsten und wieder einathmen, transspiriren und inspiriren könne. Und viele seiner würdigen Nachfolger haben in spätern Zeiten nicht nur die Beschaffenheit, sondern auch den Nutzen der obern Haut mit ihrer eigenthümlichen Einrichtung deutlicher und genauer beschrieben. Es haben sich Einzelne die Mühe genommen, durch Vergrößerungsgläser die Oberhaut zu betrachten, sie so abzuzeichnen und in Kupfer stechen zu lassen. Bei diesen Beobachtungen hat sich ergeben, daß die äußerste Haut des Menschen aus Linien, Rissen oder Spalten, Schweißlöchern und Schuppen bestehe. Einige Forscher wollen gefunden haben, daß die Schweißlöcher an den Händen und Füßen größer und weiter seyen, als an den übrigen Theilen des Körpers, daß die Haut an diesen mit unzähligen Linien von sphärischen Dreiecken und Ellypsen versehen sey, zwischen welchen man die Schweißlöcher schon mit bloßen Augen sehen könne; daß diese Schweißlöcher durch das Vergrößerungsglas kleinen Quellen ähnlich wären, in deren Mitte man Tropfen klaren Wassers erblicke, welche allemal wieder hervorzudringen pflegten, so oft man sie abwische. Diese Erfahrungen kann jeder machen, wenn er nur ein gutes Vergrößerungsglas hat.

Auf der beiliegenden Kupfertafel ist unter Fig. 1. ein Finger, mit bloßen Augen betrachtet, vorgestellt. An diesem kann man schon die elyptischen Linien und die Schweißlöcher erkennon. Unter Fig. 2. ist nur das erste Glied des Zeigefingers vergrößert dargestellt, dessen äußerste Haut durch den unvorsichtigen Gebrauch des Scheidewassers viele Oeffnungen und Spalten erhalten und sich ganz abgelöst hatte. Anfänglich hielt der Beobachter die, zwischen den Linien wahrgenommenen, Risse, Spalten oder Sprünge, auf denen die Schweißlöcher zu sehen waren, für die wahren Schuppen; allein die weitere Beobachtung belehrte ihn eines andern. Denn als er nur eine einzige solche vermeinte Schuppe davon in der natürlichen Größe (man s. Fig. 5. bei c.) unter das Vergrößerungsglas gebracht und beobachtet hatte, so entdeckte er erst die Menge der kleinsten Schuppen (s. c.), deren höchste Vergrößerung einzeln bei d zu sehen ist. Diese Schuppen sind so klein, daß 200 derselben von einem Sandkorne bedeckt werden können. Nach andern Beobachtungen sind diese Schuppen so groß, wie Fig. 3. bei a. und einige dreifach über einander liegende bei b. zeigen. Die 4. Figur stellt ein kleines Stückchen Haut vor, das ebenfalls natürlich, nicht größer ist, als man es bei c sieht. Dieses ist

aus der Mitte der Hand genommen. Hieran ſind die Linien und Schweißlöcher treu angemerkt und deutlich zu ſehen. — Man hat auch berechnet, wie viele Schweißlöcher ſich am ganzen Körper des Menſchen befinden. Hundert Schweißlöcher, die in einer Linie hinter einander ſtehen, ſollen den zwanzigſten Theil eines Zolles ausmachen. Ein Zoll hält alſo 1000 und ein Schuh 12000 in einer Linie, ein Quadratſchuh alſo 144 Millionen. Wenn man nun die Oberfläche eines Mannes für 14 Quadratſchuh annimmt, ſo würde er auf der Oberfläche ſeiner ganzen Haut zweitauſend und ſechszehn Millionen Schweißlöcher haben.

Wer ein Sonnenmikroſkop beſitzt, der kann die Ausdünſtung der Hände an der weißen erleuchteten Wand wie einen ſtarken Rauch aus den fünf Fingern in die Höhe ſteigen ſehen, das oft eine angenehme Beluſtigung gewährt.

Ein Gelehrter kam vor 70 Jahren, veranlaßt durch die Schuppen der Menſchenhaut, auf eine ſehr ſonderbare Hypotheſe. Er meinte nämlich, daß ſich dadurch die Abkunft des Menſchen aus dem Meere beurkunde. Man findet, ſo ſagt er ſelbſt, an den Menſchen ein ſicheres Kennzeichen, daß ſie ihren Urſprung aus dem Meere haben. In der That darf man nur ihre Haut mit einem ſolchen Vergrößerungsglaſe betrachten, wie es zu unſern Zeiten erfunden worden iſt, welcher z. B. ein Sandkorn ſo groß darſtellt, wie ein Straußenei. Denn dadurch wird man die ganze Haut mit kleinen Schuppen bedeckt ſehen, die den Schuppen der Karpfen nahe kommen. Nimmt man vollends noch die tägliche Erfahrung dazu, daß man viele Menſchen ſieht, deren Haut ſo ſchäbicht iſt, daß man mit bloßen Augen die Schuppen ſehen kann, ſo iſt dieſe Herkunft aus dem Meere noch ſtärker dadurch bekräftiget. Allein die Meinung des Herrn Maillet iſt ſchon längſt als ungegründet verworfen worden.

Hff.

Folgen eines böſen Gewiſſens.

Wenn die Alten den fürchterlichen Gemüthszuſtand eines Menſchen, der von einem böſen Gewiſſen verfolgt wird, ſchildern wollten, ſo bedienten ſie ſich hierzu einer bildlichen Vorſtellung. Sie erzählten nämlich, daß die Furien, die ſie ſich unter der Geſtalt alter Weiber von ſcheußlichem Anſehn, mit Schlangenhaaren, und mit Geißeln in den Händen dachten, einen ſolchen Unglücklichen verfolgten und unaufhörlich mit den empfindlichſten Martern quälten. Ein böſes Gewiſſen iſt auch in der That unter allen Strafen, die ein Verbrechen treffen können, die fürchterlichſte. Kein Linderungsmittel iſt gegen ſie vorhanden, — ſie währt am längſten, ſie verfolgt uns, wenn uns kein weltlicher Richter verfolgt, überall, und verzehrt nicht ſelten, wie ein freſſendes Gift die Blüte des Lebens, bis endlich der Tod, als eine Wohlthat, die entſetzliche Qual endigt. — Dieſes als Einleitung für die ſchauderhafte Begebenheit, die ſich vor ungefähr dreißig Jahren auf einer nahmhaften Schule zutrug.

Ferdinand, — ſo wollen wir ihn einſtweilen nennen, — der Sohn eines Landpredigers, ein hoffnungsvoller Knabe, wurde, um ſich für höhere Wiſſenſchaften vorzubereiten, auf die Schule nach Gr — geſchickt. Hier hatte er ſich nach fünf Jahren die Liebe ſeiner Lehrer und die Achtung ſeiner Mitſchüler durch Fleiß und muſterhafte Aufführung in einem hohen Grade erworben. Noch ein Jahr hatte er hier zuzubringen; da befiel ihn eine Krankheit, die eine Lähmung an den Füßen zurückließ; ſie machte ihm das Gehen beſchwerlich. Das Uebel war für ihn um ſo ſchmerzhafter, da gerade der Frühling eingetreten war, wo die Zöglinge des Inſtituts jede Woche mit ihrem Lehrer einen Spaziergang in den nahegelegenen Wald machten, und den Nachmittag ſehr angenehm zubrachten. Mehrere Wochen konnte Fer-

dinand an diesem Vergnügen nicht Theil nehmen. Zwei seiner Mitschüler, Wilhelm und Franz, die das kalte Fieber hatten, traf dasselbe Schicksal; sie mußten, so wie er, in der Schule zurückbleiben.

Die Kranken lagerten sich gewöhnlich, wenn das Heer der Uebrigen seine Wanderung angetreten hatte, des Nachmittags auf den, hinter den Schulgebäuden befindlichen, Spielplätzen. An einem solchen Nachmittag war es, wo Ferdinand sich aufmachte und mühsam auf seine Zelle schleppte. Er kam nicht wieder zurück, und seinen beiden Mitschülern war dieses, nach ihrer Versicherung, eben nicht aufgefallen. Sie blieben ruhig liegen, bis der Zug der Heimkehrenden spät nach Sonnenuntergang ankommt. Alles eilt nach den Zellen, um Hut und Stock abzulegen, und sich alsdann zum Abendtisch zu begeben. Ferdinands Zellgenossen thun dasselbe. Beim Eintritt bemerkt der eine im Dunkel eine Figur, die unbeweglich an der Wand lehnt. Es kann Niemand als Ferdinand seyn, der uns äffen will, denken Beide. „Zu Tische, zu Tische!" rufen sie. Es erfolgt keine Antwort. Man ergreift ihn bei der Hand, aber Schrecken überfällt die Jünglinge, als sie fühlen, daß sie eiskalt ist. Mit einem heftigen Schrei laufen sie davon, und zeigen es dem Lehrer an, der ihnen wegen ihrer Furchtsamkeit einen Verweis giebt. Man eilt nach der Zelle, und findet die Aussage bestätigt. Ferdinand hängt, an ein Handtuch aufgeknüpft, lebos an der Wand. Allgemeine Verwirrung und Entsetzen herrscht in der Schule. Der Leichnam wird herabgenommen, und alle Rettungsmittel werden versucht. Alles ist vergebens, er ist todt. Schrecklich ist die Wirkung, die diese Begebenheit auf die Jünglinge macht. — Man forscht umsonst nach der Ursache des schauderhaften Selbstmords, — denn dafür mußte man ihn halten. Auf dem Tische des Entleibten liegt eine Bibel aufgeschlagen, aber es findet sich nichts in dem Inhalte, was Bezug auf

die That haben könnte. Es erfolgt eine weitläuftige Untersuchung, und eine besondre Commission wird dazu angeordnet. Wilhelm und Franz, die beiden Zurückgebliebenen, die am besten einige Auskunft geben konnten, wurden mehrmals scharf vorgenommen. Sie sind tief erschüttert, aber sie wissen nichts weiter, als daß der Unglückliche sie zu einer gewissen Zeit verlassen hat. Ihr ganzes Benehmen, und das einstimmige Zeugnis aller Lehrer über ihren bisherigen musterhaften Wandel, entfernten endlich jeden Verdacht. Alles Forschen endigt sich mit dem Urtheil, daß Ferdinand sich in einem Anfall von Schwermuth selbst entleibt habe.

Nach den Grundsätzen der damaligen Zeit konnte ihm, als Selbstmörder, kein ehrliches Begräbnis gestattet werden. Sein Leichnam wurde also in der Stille an einem abgesonderten Platze verscharrt, und ein tiefes Schweigen bedeckte die That. Ein höherer Richter hatte sie indessen aufgezeichnet und zu rächen beschlossen.

Wilhelm und Franz, die Krankheitsgefährten des Unglücklichen, verließen nach einigen Jahren, mit Kenntnissen reichlich versehen, und von den rühmlichsten Zeugnissen ihrer Lehrer begleitet, die Schule und bezogen die Universität. Sie zeichneten sich hier durch ihren Fleiß und durch ihre gute Aufführung eben so sehr, als auf der Schule aus, und wurden bald nach Beendigung ihrer akademischen Laufbahn, in ehrenvollen Aemtern angestellt. Wilhelm hatte die Universität siech und kränklich verlassen. Man schrieb dieses seinem anhaltenden Fleiß zu, und glaubte, daß die Veränderung seiner Lage, seine Gesundheit wieder herstellen würde. Er welkte indessen zusehens hin. Ein stiller Gram nagte in seinem Innern. Nichts vermochte ihn aufzuheitern. Er floh die Menschen, und sank nach zwei leidenvollen Jahren ins Grab.

Franz erfuhr seinen Tod, und fiel seit der Zeit in eine tiefe Schwermuth. Das Leben hatte keinen

Reiz mehr für ihn; eine ſichtbare Unruhe verfolgte ihn und ein ſchwerer Kummer verſcheuchte den Schlaf von ſeinem Lager. Auch er wankte langſam dem Grabe zu. Mehrere Jahre verfloſſen ſo, und ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich mit jedem Tage. Da er endlich ſeine nahe Auflöſung fühlte, ließ er ſeinen Beichtvater, der zugleich ſein vertrauter Freund war, rufen. Dieſem entdeckte er das lang verſchloſſene Geheimnis, daß er und ſein ehemaliger Mitſchüler, Wilhelm, die Mörder des unglücklichen Ferdinand geweſen wären. Folgendes waren die Umſtände dabei.

Ferdinand hatte ſich an jenem Nachmittag ganz allein auf den Spielplätzen befunden, und ſich gewundert, daß er mehrere Stunden lang ſeine beiden Gefährten nicht zu ſehen bekam. Er macht ſich daher auf, um ſie auf ihren Zellen zu ſuchen, wo er ſie nicht findet. Er geht nun in ſeine eigene. Wer beſchreibt aber ſein Erſtaunen, als er ſeinen Koffer erbrochen, und ſeine Mitſchüler beſchäftigt ſieht, ſeinen kleinen Vorrath an Viktualien und Geld auszuräumen, den er erſt heute von Hauſe erhalten hat? — Wie vom Blitz getroffen ſtehen die überraſchten Diebe da. Nichts war in dieſem Inſtitut ſchimpflicher und unerhörter als Diebſtahl. Wilhelm hat die meiſte Gegenwart des Geiſtes, und erholt ſich zuerſt von ſeiner Beſtürzung wieder. Seine Einbildungskraft ſtellt ihm alle die Folgen vor, die ſeiner unfehlbar warten. Oeffentliche Beſchimpfung und Ausſtoßung ſind ſein unvermeidliches Schickſal. Ein falſches Ehrgefühl läßt ihn blos auf Mittel denken, die Schande von ſich abzuwälzen. In ſeiner Seele entſteht der fürchterliche Gedanke, ſich durch einen Mord der gewiſſen Strafe zu entziehen. Wie ein Raſender fällt er über den Unglücklichen her, und wirft ihn, indem er ſeinen Raubgenoſſen zum Beiſtande auffordert, zu Boden. Zitternd legt dieſer Hand an, denn ſein Schickſal hängt jetzt an dem ſeines Kameraden. Ein Handtuch wird herabgeriſſen und um den Hals des Flehenden geſchlungen, bis er unter heftigen Konvulſionen verſcheidet. Als man kein Lebenszeichen mehr an ihm bemerkt, knüpft man den entſeelten Körper mit dem Handtuch an einem Nagel auf, und entfernt ſich, nachdem man das Geraubte ſorgfältig wieder in den Koffer gethan hat, um jeden Verdacht zu entfernen. Das Uebrige iſt den Leſern aus dem Vorhergehenden bekannt. Traurig war das Schickſal des armen Ferdinand, aber weit trauriger das ſeiner Mörder. Die Zeit, die ſo vieles vergeſſen macht, konnte das Gefühl ihrer Schuld nicht mindern. Der Schatten ihres ermordeten Freundes hatte ſie überall verfolgt, und ſein ängſtliches Sterberöcheln beſtändig in ihren Ohren getönt. Ihre Gewiſſensangſt hatte ſich in dem Grade vermehrt, in welchem ihre Einſichten und ihr Verſtand gereift waren. Der Gram hatte mit jedem Tage tiefere Wurzeln in ihnen geſchlagen, ihr Verbrechen ſich mit jedem Tage in ſeiner ſchrecklichen Geſtalt vor ihren Augen erneuert, und ihnen das Leben zu einer ſchweren Bürde gemacht.

Dies war das Geſtändnis Franzens, welches ſein Beichtvater mit Entſetzen vernahm. Alle Troſtgründe, die er dem ſchwer geängſtigten Kranken zur Beruhigung vorhielt, wirkten nur wenig. Es waren ſeine letzten Stunden. Er litt fürchterlich. Die Hoffnung, jenſeits des Grabes, — in das er bald darauf ſank, — Ruhe zu finden, hatte ihn verlaſſen. H—ll.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

Müller's, Rudolph, (Univerſitäts-Schreibemeiſter in Leipzig) Schreibe-Vorſchriften. Sie beſtehen in folgenden:

1) Deutſches Schreibebuch, oder Anleitung ohne Lehrer eine deutliche und ſchöne deutſche Hand ſchreiben zu lernen, 4to, auf weiſſes ſtarkes Papier gedruckt. 1r und 2r Curſus geheftet 12 Gr.

2) Deutſche Vorlegeblätter zum erſten Unterricht wie zur Uebung im Schönſchreiben. 1r Curſus, in einer Kapſel, 8 Gr.; 2r Curſus geheftet, 8 Gr.

3) Deutſche große Vorſchriften. Beſtehend aus Current-, Kanzlei- und Fraktur-Vorſchriften. Vermehrte Auflage, gr. 4to, geheftet 1 Rth. 12 Gr.

4) Engliſches Schreibebuch, oder Anleitung ohne Lehrer eine deutliche und ſchöne engliſche Hand ſchreiben zu lernen. 4to, auf weiſſes ſtarkes Papier gedruckt, geheftet 6 Gr.

5) Engliſche Vorlegeblätter zum erſten Unterricht wie zur Uebung im Schönſchreiben. 1r und 2r Curſus, geheftet 16 Gr.

Neue Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 7. Januar 1811. 4.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Woher kommen die Benennungen unserer Sonn- und Festtage?

Advent.

So heißt die Zeit von drei bis vier Wochen, welche vor dem Geburtsfeste Jesus vorausgeht. Die Benennung selbst ist von der Ankunft, oder Zukunft Christi hergenommen, welche auf lateinisch Adventus heißt. Sonst herrschte in mehrern Gegenden die kindische Gewohnheit, daß junge Leute an den drei Donnerstagen vor dem Christtag in den Abendstunden umherliefen, an die Thüren klopften, die Ankunft Christi verkündigten, Glück wünschten und dafür eine kleine Gabe erhielten. Diese Gewohnheit artete nachher in den Muthwillen aus, der noch heut zu Tage hie und da gewöhnlich ist, daß in jenen Nächten junge Bursche durch die Straßen schleichen, den Leuten Erbsen an die Fenster werfen, und sich dann eiligst entfernen, weil, wenn sie eingeholt werden, eine unwillkommene Gabe ihrer wartet.

Weihnachten,

das Geburtsfest Jesu Christi. Sein eigentlicher Geburtstag läßt sich wohl nicht mehr genau berechnen. Daß man ihn aber in den December verlegte, davon liegt der Grund in einem heidnischen Feste, das Sonnenfest genannt. Man feierte es der Sonne zu Ehren, zu der Zeit, da die Tage anfangen, länger zu werden, und also gleichsam die Sonne wieder zurückkehrt. Weil nun die ersten Christen einen starken Hang zu mystischen Allegorien hatten; so dachten sie sich Jesum als ihre Sonne, und feierten, zum Gegensatz des Sonnenfestes der Heiden, das Geburtsfest ihrer Sonne, Jesus Christus. Die Geschenke, welche an diesem Feste den Kindern gemacht werden, haben wahrscheinlich ihren Grund in den Apophoreten der Römer. So hießen nämlich die Geschenke, welche die Römer um diese Zeit (es war die Zeit jener ausschweifenden Feiertage, die unter dem Namen der Saturnalien bekannt sind,) ihren Kindern, Hausgenossen und guten Freunden zu geben pflegten. Diese Gewohnheit ahmten auch die Christen, die unter den Römern lebten, bei ihren Kindern nach und suchten sie glauben zu machen, diese Geschenke bringe ihnen das Christuskindlein mit.

Neujahr.

Der erste Januar wurde schon von den Heiden unter vielem Aberglauben und groben Ausschweifungen gefeiert. Die ersten Christen hatten daher gegen die Feier dieses Tages einen so großen Abscheu, daß sie ihn gemeiniglich mit Fasten feierten. Nach und nach haben zwar mehrere angefangen, die heidnischen Mißbräuche dieses Tages nachzuahmen; aber im fünften Jahrhundert wurde es durch strenge Kirchengesetze verboten. Dessen ungeachtet wurde endlich die Neujahrsfeier auch unter den Christen allgemein, und mit ihr viele Arten von Aberglauben, die sich bis jetzt noch nicht ganz verloren haben, und vorzüglich in albernen Vorausſagungen künftiger Dinge bestehen.

Das Erscheinungsfest,

mit einem fremden Worte, Epiphania, auch Dreikönigstag genannt. Er heißt so, weil an diesem Tage die sogenannten Weisen aus dem Morgenlande in Bethlehem angekommen und vor Christo erschienen seyn sollen. Diese weisen Männer aus irgend einer morgenländischen Gegend, waren nichts weniger als Könige. Man hat sogar ihre Namen wissen wollen: Galgaloth, Magaloth, Sarachin, lateinisch: Kaspar, Balthasar und Melchior. Von der Meinung: Christus sey an diesem Tage getauft worden, kam bei den alten Christen der Aberglaube: wenn man an diesem Tage um Mitternacht Wasser durch eine Kirche nach Hause trage, so bleibe es mehrere Jahre so frisch, als schöpfe man es erst aus einem Brunnen. In Spanien war sonst der Gebrauch, daß der König an diesem Tage drei Kelche opferte, den einen mit Gold, den andern mit Weirauch und den dritten mit Myrrhen gefüllt. Hie und da ist noch das Umhersingen zur Nachtzeit, unter Vortragung einer großen Laterne, gewöhnlich, was sich vielleicht auch von den Saturnalien herschreibt. Doch ist der Hauptgrund dieser Gewohnheit, so wie jener, daß drei Jungen mit geschwärzten Gesichtern und goldpapiernen Kronen, mit einem Stern in der Hand singend von Haus zu Haus wandern, wohl kein anderer, als eine Gelegenheit zum Betteln zu haben. Deswegen ist auch jetzt beinahe in jeder bedeutenden Stadt die Polizei aufs strengste dagegen.

Fastnacht.

Ein Fest, woran die Heiden, dem Bacchus zu Ehren, die schändlichsten Ausschweifungen begingen. Die Griechen feierten ihr Fastnachtsfest jedesmal über das andere Jahr auf dem berühmten Parnassus. Aus Griechenland kam es nach Italien, und wurde zu Rom mit solchen Schandthaten gefeiert, daß es der Senat einmal verbot. Die Christen eiferten anfangs

gegen dieses Fest; aber nach und nach gestattete man doch dem Pöbel Fastnachtsausschweifungen, um ihn auf der andern Seite desto eher zum Fasten bewegen zu können, welches schon bei den Heiden mit diesem Feste verbunden war. Es ist auffallend, daß Heiden, Juden, Christen und Türken von den ältesten Zeiten her, im Fasten etwas Verdienstliches suchten. Sie betrachteten es gleichsam als ein Mittel, den Geist dadurch zur Andacht zu entflammen, und irgend ein Alter sagt irgendwo: „Ein dürres Holz brennt viel eher als ein feuchtes; ein trockner Zunder empfängt das Fünklein, und nicht ein nasser.“ Man theilte das Fasten in das öffentliche und Privatfasten, auch in halbe und ganze Fasten ein. Die Christen enthalten sich, wenn sie fasten, gemeiniglich nur der Fleischspeisen, daher auch der Name Carneval, d. h. Carni vale dicere, dem Fleische Abschied geben. Aber die Türken fasten sogar den ganzen Monat Ramazan hindurch so, daß sie weder etwas essen noch trinken, nämlich am Tage; Nachts dürfen sie desto reichlicher schmausen.

Sonntag Septuagesima

bedeutet den siebenzigsten Tag vor dem Sonntag Quasimodogeniti. Oder er hat seinen Namen vielleicht auch daher, weil die römische Kirche zu der gewöhnlichen vierwöchigen Fastenzeit, welche Quatragesima genannt wurde, noch eine Fastenwoche, die sie Quinquagesima, d. h. (die fünfte,) und dann noch eine, die sie Seragesima (die sechste), und endlich noch eine die sie Septuagesima (die siebente) nannten, hinzufügten. Denn diese Fastenwochen brachten den Päbsten viel Geld ein, weil sich immer fleischlüsterne Christen genug fanden, die sich von ihnen die Erlaubniß (Dispensation) erkauften, Fleisch genießen zu dürfen.

Die Sonntage: Invocavit, Reminiscere, Oculi, Lätare und Judica

sind die Sonntage der Fastenzeit, und haben ihre Namen von den Anfangsworten der Psalmen erhalten, welche an diesen Tagen in den Kirchen gemeiniglich vorgelesen wurden, und zwar in lateinischer Sprache.

Palmarum,

Palmsonntag, Palmfest. Er hat diesen Namen von den Palmen erhalten, deren im Evangelium dieses Sonntags gedacht wird. Hie und da stellte man sonst an diesem Sonntag eine Prozession an mit dem sogenannten Palmesel. Es zog nämlich ein Haufe Knaben, mit einem, aus Holz geschnitzten, Esel umher. Sie selbst waren in Chorröcke gekleidet, und auf dem Rücken des Esels saß ein Geistlicher, der den Messias vorstellte, und dem man mit Palmzweigen allerlei Ehrenbezeugungen machte, indeß alle Glocken geläutet und feierliche Jubelgesänge angestimmt wurden. In der katholischen Kirche ist an diesem Tage die Palmenweihe gewöhnlich. Man bindet Palm- oder Olivenzweige in Gestalt eines Kreuzes zusammen, bekränzt sie mit Weihwasser und räuchert sie; vertheilt dann die einzelnen Zweige unter die Versammlung, und hält rund in der Kirche herum eine Prozession, wobei jeder seinen Palmzweig empor hält. Dann trägt ihn jeder nach Hause und bewahrt ihn auf.

Der grüne Donnerstag.

hat vielleicht seinen Namen von den Anfangsworten des 23. Ps.: „Er weidet mich auf grüner Aue," wenn anders dieser Psalm an diesem Tage sonst vorgelesen worden ist, was man aber nicht beweisen kann.

An diesem Tage wäscht der Pabst dreizehn Armen die Füße, aber unter prächtigen Ceremonieen.

Bekanntlich setzte Jesus an diesem Tage das heilige Abendmal ein.

Charfreitag,

auf deutsch: Rüsttag, von dem altdeutschen: Charo, oder Karo, welches so viel ist, als das lateinische paratus (bereit). Diesen Namen, Rüsttag, oder Karotag, hat er daher, weil man sich an demselben auf das Passafest vorbereitete. An dem Charfreitag, dem Todestag Jesu, wurde sonst die Kreuzigung Christi theatralisch vorgestellt.

Ostern.

Der Auferstehungstag Jesu, wurde schon in den ältesten Zeiten mit außerordentlichen Feierlichkeiten begangen. In der griechischen Kirche war es gebräuchlich, daß die Christen, die sich begegneten, sich statt des Grußes die Worte zuriefen: „Jesus ist auferstanden!" und den Gegengruß: „Er ist wahrhaftig auferstanden!" Seinen Namen soll dieses Fest von dem altdeutschen Worte: Urständ, haben, welches so viel als Auferstehung bedeutet. Gemeiniglich macht man am Osterfeste den Kindern gefärbte Eier zum Geschenk. Dieses hat seinen Grund in einem alten heidnischen Feste, welches man um diese Zeit dem Kastor und Pollux zu Ehren feierte. Daher lief man diesen Göttern zu Ehren im Cirkus Ovalis, (einem eirunden Kreise,) nach Eiern um die Wette. Vor mehrern Jahren war auch noch in Schwaben, und namentlich in Stuttgardt, bei den Bäckerburschen das Eierlesen am Ostermontag gewöhnlich. Auf einer Wiese wurde eine bestimmte Anzahl Eier in eine Reihe gelegt. Zwei Bäcker gingen eine Wette ein; der eine mußte eine gewisse Strecke Wegs laufen, indeß der andere die Eier auflas. Kam der erste zurück und der zweite war noch nicht fertig, so gehörten die Eier jenem. Im entgegengesetzten Fall blieben sie diesem.

Die Sonntage: Quasimodogeniti, Misericordias domini, Jubilate und Kantate,

haben ihre Namen von den Anfangswörtern der Bibelabschnitte, die an diesen Sonntagen vor alten Zeiten in der lateinischen Kirche vorgelesen wurden; nämlich: 1 Petri 2, v. 2. Ps. 89, v. 1. Ps. 66, v. 2. u. Ps. 98. v. 1.

Der Sonntag Rogate,

soll seine Benennung folgender Geschichte verdanken. Im 5ten Jahrhundert erfuhr die Stadt Vienne in Frankreich sehr viele, schnell auf einander folgende, Unglücksfälle. Zuletzt schlug auch der Blitz in die Kirche, und zündete. Todesschrecken verbreitete sich. Alles lief zur Kirche hinaus. Nur der Bischof Mammertus soll auf dem Altar stehen geblieben seyn und das Feuer mit seinem Gebet und seinen Thränen ausgelöscht haben. Zum Andenken dieser Begebenheit wurden unmittelbar vor dem Himmelfarthsfeste drei Fast- Buß- und Bettage angeordnet, der vorhergehende Sonntag aber als Vorbereitungstag dazu angesehen und deswegen Rogate, oder der Betsonntag genannt. Er heißt auch Vocem Jucunditatis, von Jes. 48. v. 20.

Das Himmelfarthfest

ist eines der ältesten Feste in der Christenheit. Man suchte sonst die Begebenheit dieses Festes dem Volke bildlich vorzustellen.

Der Sonntag Exaudi

hat seinen Namen von Ps. 27. v. 7.

Pfingsten.

dieses wichtige Fest hat seinen Namen von dem griechischen Pentekoste, der Funfzigste, nämlich der fünfzigste Tag nach Ostern. In einigen Kirchen hatte

man an diesem Feste die Gewohnheit, eine weiße Taube von der Kirchdecke an einem Seile herunter zu lassen. Heut zu Tage noch schmückt man hie und da an diesem Feste die Kirchen gerne mit Maien, vielleicht wegen des Ausdrucks im 118. Ps.: „Schmücket das Fest mit Maien.“ oder auch wegen der Gewohnheit der ersten Christen, bei den Gräbern der Märtyrer und Heiligen im Schatten frisch gepflanzter Bäume an diesem Feste ihren Gottesdienst zu halten.

Das Dreieinigkeitsfest.

Wurde erst im dreizehnten Jahrhundert angeordnet, und davon Veranlassung genommen, alle folgende Sonntage bis auf den ersten Advent nach seinem Namen zu nennen.

L. Pflaum.

Anekdote.

König Heinrich IV. verirrte sich einst auf einer Jagd bei Fontainebleau von seinem Gefolge. Nachdem er lange vergeblich in dem Walde herumgeritten war, traf er endlich auf einen Bauer, bei dem er sich erkundigte, ob ihm nicht das Gefolge des Königs begegnet sey. O ja, erwiederte dieser, etwa eine halbe Stunde von hier. Will er mich wohl hinbringen? fragte der König. Der Bauer, der ihn nicht kannte, machte allerhand Einwendungen; endlich aber verstand er sich doch dazu, als Wegweiser zu dienen, nachdem ihm vorher der Fremde hatte versprechen müssen, ihm den König zu zeigen. Das soll geschehen, sagte Heinrich, aber mit den Fingern kann ich doch nicht auf ihn weisen; gib also nur auf den Acht, der seinen Hut auf dem Kopfe behalten wird: der ist es. — Sie kamen bei der Jagdbegleitung an, und natürlich zogen nun alle Herren ihre Hüte vor dem König ab. Siehst du nun den König? fragte derselbe seinen Führer. Hm! entgegnete der Bauer, einer von uns Beiden mag es wohl seyn.

E. H. Schwabe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 10. Januar 1811. 5.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Empfindungen guter Kinder für ihre Aeltern,

beim Jahreswechsel.

Wie an dem überwachsnen Felsenhange
Des Stromes Wogendrang sich schäumend bricht,
Und ungezügelt spottend jedem Zwange,
In tausendfach getheiltem Farbenlicht,
Der Fluth Kristall im Wechseltanz entschwebet,
Sich thürmt und hebt, und sinkt und sich zertheilt,
Und wie von einem Allmachtsruf belebet,
Nie wiederkehrend, hin zum Meer enteilt —
So flieht mir nie gelähmten Adlerschwingen
Mit ewig neuer Jugendkraft die Zeit,
In Kreisen, die sich eng und dicht verschlingen,
Verhüllt mit Dunkel, nimmer zu durchdringen,
Und birgt sich in den Schoos der Ewigkeit.

Was in der Zukunft Zauberspiegel winket,
Wird Gegenwart, eh' es der Blick ersieht,
Und wie ein matter Abendstrahl versinket,
Und zuckend im Azur vorüberflieht:
So eilt die Gegenwart auf Sturmesflügeln,
Und wird zur dämmernden Vergangenheit,
Kein Wunsch vermag die Flüchtige zu zügeln;
Der Augenblick, schon dem Vergehn geweiht,
Flieht fesselnlos und wird Vergessenheit.

Er flieht dahin, und tilgt von Todtenhügeln
Der Freundschaft Maal und heißer Thränen Spur,
Lockt Blümchen auf die öde Leichenflur,
Flicht Rosenkränze an dem Sarkophage,
Und dämpft durch Jubelton die bange Klage.

Er flieht dahin, und in dem wilden Fluge
Knickt er der Freude Knospen stürmisch ab,
Streut ihre Blüthen in das öde Grab,
Und fährt vom frohen Mahl zum Thränenkruge,
Erschafft auf jungen Fluren Trauermaale,
Flicht die Cypresse in den Veilchenkranz,
Verhüllt in Winterſturm den Frühlingsglanz,
Und tröpfelt Wermuth in die Wonneschaale,
Läßt zu den Jubelliedern Klagen hallen,
Stürzt Lebensfrohe in die offne Gruft,
Verwandelt Balsamhauch in Leichenduft,
Und schafft aus Freudentempeln Todtenhallen.

Ach, Alles flieht im ird'schen Wechselleben,
Nichts mag dem Untergange widerſtreben!

Doch wohl uns! Unberührt vom Sturm der Zeiten,
Ach, oft zu früh des Erdenglückes Grab! —
Sah'n wir in froher Lust ein Jahr entgleiten,
Das uns nur Freuden, keine Schmerzen gab;
Und seh'n der Zukunft heitern Muths entgegen
Und sehen sie im Rosenglanze blüh'n,
Und fühlen unser Herz sich rascher regen,
Und es voll Lebenskraft und Freude glüh'n.
Denn von den Gütern, die das Leben schmücken,
Blieb uns das Höchste auch in diesem Jahr,
Das Theuerste, was je uns kann beglücken:
Ein treues, heißgeliebtes Aelternpaar,
Das stets — wir fühlen tief es mit Entzücken —
Die Quelle unsrer Frohgefühle war,

Das, unſer Schild in Unfall und Gefahr,
Uns Gram und Sorge nimmer ließ bedrücken;
Das Aelternpaar, deß Zärtlichkeit und Güte,
Uns unbedornte Roſen ließ entblüh'n,
Durch deſſen treues, ſegnendes Bemühn,
Im friſchern Reize unſre Jugend blühte,
Daß, wenn auch ſchwül des Lebens Sonne glühte,
An unſerm Himmel jedes Wölkchen theilte,
Damit kein Kummer unſer Herz ereilte,
Das uns dem höhern Ziel im Erdenleben
Mit Muth und Thatkraft ließ entgegenſtreben.
Ach könnten wir's den beſten Aeltern ſagen,
Wie unſre Herzen dankend für ſie ſchlagen!

Theure Aeltern, die zur Wonne
Und zum Segen Gott uns gab,
Eures Erdenlebens Sonne
Sinke ſpät erſt in das Grab!
Uns zur Freude viele Jahre
Strahle ſie mit Goldesglanz,
Eure ſpäten Silberhaare,
Schmücke noch der Freude Kranz!

Wie des Frühlingsbaches Welle
In dem Morgenroth entfließt,
Und wie Silber rein und helle
Unter Blumen ſich ergießt;
Alſo ſchwinde euer Leben
Ungetrübt und froh dahin.
Jedes Augenblicks Entſchweben
Reich euch lohnenden Gewinn!

Und verengte ſich zu Grauen
Eure Bahn im Pilgerland,
Führe euch zu Blumenauen
Bald der Hoffnung Roſenhand;
In der Mittagsgluth der Sorgen,
Wehe ſie euch Kühlung zu,
Wandle Nacht in lichten Morgen,
Geb' euch Freude, Fried' und Ruh!

Daß gleich einem heitern Traume,
Euer Leben ſtill verglüh',
Und euch an des Grabes Saume
Noch der Reiz der Freude blüh'!
Daß, gleich holden Harmonieen,
Die im Weſthauch leis verweh'n,
Eure Lebenstage fliehen,
Ewig jung und ewig ſchön.

Alſo, theure Aeltern, flehen
Wir für euch mit frommen Blick,
Und in ſüßer Ahnung ſehen
Wir Gewährung vom Geſchick.
Doch in dieſer ernſten Stunde,
Die das ſchönſte Feſt uns beut,
Sey auch euch mit Herz und Munde
Das Gelübde jetzt erneut:

Euch mit Zärtlichkeit zu lieben,
Unſer Herz Euch ganz zu weihn,
Und von Dankbarkeit getrieben,
Eurer Güte werth zu ſeyn!
Uns der Tugend zu ergeben,
Und nach Weisheit uns zu müh'n,
Seelenſchönheit zu erſtreben,
Für den Himmel aufzublüh'n!

Daß ihr ſtets mit heiterm Herzen
Uns in Eure Arme drückt,
Und daß frei von Aelternſchmerzen,
Liebend und geliebt beglückt,
Noch am Abend eurer Tage,
Wenn ihr lebensmüde ruht,
Euer Scheideblick es ſage:
Ihr wart edel, brav und gut!

E. H. Schwabe.

Die Perlenfiſcherei.

Daß die Perlen zum Schmuck der Frauenzimmer gehören, und daß dieſelben in gewiſſen Meer-

muscheln erzeugt werden, ist jedem unsrer jungen Leser bekannt. Weniger bekannt dürfte die Art und Weise seyn, wie dieselben gewonnen werden. Sie ist interressant genug, um gelesen und bemerkt zu werden.

Man fischt die Perlen an mehrern Orten der Welt. Selbst Sachsen und Böhmen kann etwas davon in seinen Flüssen aufweisen. Aber am besten werden sie im persischen Meerbusen und bei der Insel Bahrein gefunden. Man fischt hier zweimal im Jahre; das erstemal im März und April, das zweitemal im August und September. Jeden Morgen, in den benannten Monaten, versammeln sich in einem Bezirk von fünf Meilen eine Menge Barken und Boote. Auf jeder Barke befindet sich ein Taucher in einer eignen Tracht. Sobald er ins Wasser geht, bindet man ihm einen sechspfündigen Stein an die große Fußzehe, und unter dem Arme wird ihm ein Strick durchgezogen, der an der Barke befestigt ist. Vermöge der Schwere des Steines kommt der Taucher leicht auf den Boden. Hier macht er sich sogleich davon los, und ein daran befestigter Strick zieht ihn geschwind in die Höhe. Der, mit einem Netze *) versehene, Taucher, füllt in der größten Eile dasselbe mit Austern an, und rückt, sobald ihm das Athmen beschwerlich wird, an dem Strick unter dem Arme, worauf er sogleich heraufgezogen wird. Dieselbe Operation wird innerhalb zehn Minuten oft wiederholt. Alles geht sehr eilfertig. Die Austern bleiben im Sacke liegen und werden zuletzt auch heraufgezogen.

Um eine längere Zeit unter dem Wasser verweilen zu können, nehmen einige Taucher Oel in den

*) Dieses Netz hat die Gestalt eines Sackes, und ist oben, damit es nicht zusammenfalle, mit einem eisernen Ringe versehen.

Mund. Auch lassen sie bisweilen einige Tropfen davon fallen und erhellen sich dadurch das Wasser. Gegen Abend segelt alles wieder nach dem Lande zu, wo man die Austern aufhäuft und sie erst durchsucht, nachdem sie sich geöffnet haben, welches nicht eher geschieht, als bis die, in denselben befindlichen, Thiere todt sind.

Nun nimmt der Verkauf seinen Anfang. Er dauert vom Jun bis zum September. Nur die Armen verkaufen ihre Habe sogleich; die Spekulanten erwarten die Zeit, und lösen weit mehr aus ihrer Waare, als die erstern. Die Kaufleute sortiren die Perlen, und bedienen sich besonders kupferner Siebe zu diesem Zweck, um die runden von den eckigen zu scheiden. Auch die weißen werden von den fleckigen und trüben, und die größern von den kleinern gesondert. Im Durchbohren derselben besitzen die Araber eine vorzügliche Geschicklichkeit; kaum sieht man die Oeffnung in den kleinsten Perlen. Endlich werden sie nach dem Gewicht verkauft, und der Werth derselben soll in einem Jahre über hundert Millionen Thaler betragen. Zuweilen findet man in einer Muschel sechs bis acht Perlen. Die größeste befindet sich allemal an der Mündung; tiefer hinein liegen die kleinern, die darum weiter nach hinten zu zu liegen scheinen, damit sie erst auswachsen können. Nicht alle Muscheln haben Perlen.

Es gibt auch um Japan herum Perlenbänke. Da sich aber die Chineſen und Japaneſen nicht viel aus den Perlen machen, so wird das Hauptfischen derselben vernachlässigt. Eben so trift man diese Muscheln an den Pillippinen, und an der kalifornischen Küste; aber auch hier legt man ihnen keinen hohen Werth bei, ungeachtet die Perlenmütter von vorzüglicher Güte sind. Die Spanier fischen Perlen bei Akapulko; allein sie sind gewöhnlich von unreiner Bleifarbe, und werden daher nicht gesucht.

Aber im Meerbusen von Panama liegen 48 Jn-

seln, von denen aus der Perlenfang angelegentlich betrieben wird. Die Eigenthümer der Schwarzen bedienen sich dazu dieser Sklaven, welchen die beiden Eigenschaften, gute Schwimmer zu seyn, und den Athem lange halten zu können, nicht abgehen. Man vertheilt sie hier schaarenweise, zu 18 bis 20, auf Barken, und schickt sie nach den erwähnten Inseln, wo sie eigne Wohnungen vorfinden. Jeder Schaar wird ein Korporal zugeordnet. Sie suchen gern Plätze, die nicht über 12 bis 15 Klaftern Tiefe haben. Hier legen sie vor Anker, legen sich ein Seil mitten um den Leib, das an der Barke befestigt ist, und fahren mit einem kleinen Gewicht in die Tiefe. Sobald sie Grund fühlen, reißen sie drei bis vier Austern geschwind los, nehmen eine unter den linken Arm, eine in die linke, noch eine in die rechte Hand, und wo möglich, die vierte in den Mund, und eilen zurück, um Luft zu schöpfen, indem sie zugleich die gemachte Beute in einen Sack werfen. Nach einer kurzen Erholung tauchen sie abermal unter, und fahren so lange fort, bis sie ihr volles Maaß haben, oder bis sie ermüdet sind. Jeder Taucher muß seinem Herrn eine bestimmte Anzahl von Muscheln liefern; was darüber ist, gehört ihm selbst. Oft finden sich in den Muscheln der Sklaven bessre Perlen, als die waren, die der Herr erhielt; dessen ungeachtet bleiben sie Eigenthum des Sklaven, der nicht einmal gezwungen ist, dieselben käuflich dem Herrn zu überlassen.

Die Mühen und Gefahren der Perlenfischer sind sehr groß. Zuförderst sitzen die Muscheln so fest an den Felsen, daß sie nur mit Anwendung der größten Kraft losgerissen werden können. Dann aber lauern den Tauchern unter dem Wasser zahlreiche Feinde auf. Die Meerwölfe, die Lamentins, die Rochen fallen sie mörderisch an, oder zerdrücken sie, indem sie sie an die Felsen quetschen. Ein Haifisch verschlingt einen ganzen Mann auf einmal. Jeder

Taucher bewaffnet sich daher mit einem derben und tüchtigen Messer, welches er im Nothfall dem Thiere, das ihn bedroht, in den Leib stößt. Sobald sich das Thier verwundet fühlt, läßt es von dem Menschen ab, und ergreift die Flucht. Der Korporal der Barke hat die Pflicht auf sich, von oben herab auf die Thiere zu achten, und, wenn er eines bemerkt, solches sogleich dem Taucher durch ein Zeichen bemerklich zu machen. Oft springt der Korporal selbst, mit einem Tauchermesser bewaffnet, hinab ins Meer, und kommt dem Bedrohten zu Hülfe. Dennoch finden, trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln, viele Perlenfischer ihr Grab in den Wellen, oder in dem Magen der Raubfische. Noch mehrere kommen ohne Aerme oder Beine herauf, und sterben nach kürzerer oder längerer Zeit.

K—r.

Trost von Jenseits.

Vater: Was weinet ihr?
Kinder: Wir weinen am Grabe des guten
und zärtlichsten Vaters
der Thränen so viel!

Vater: Was klaget ihr?
Kinder: Wir klagen die eilende Stunde,
die rufend dir tönte,
zu scheiden von uns!

Vater: O weinet nicht mehr!
Ich schau den ewigen Vater
barmherzig und gütig
im seligen Licht.

O klaget nicht mehr!
Mich rufte die Letzte der Stunden,
zu himmlischen Freuden;
folgt spät mir nach!

Königsbrück. A. Ziehnert.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 12. Januar 1811. 6.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdigkeiten des alten mexikanischen Reiches. Ein Seitenstück zur Geschichte der Eroberung desselben durch Fernando Cortez.

Nachdem die Spanier, durch Eroberung dieses Landes, sich in den Stand gesetzt hatten, genauere Nachrichten davon zu sammeln, fanden sie, daß es zwischen dem 263. und 294sten Grade der Länge liege. Seine größte Ausdehnung von Norden gegen Süden betrug über 600 Meilen, die Breite hingegen, welche indeß sehr verschieden ist, wenigstens auf 250. Die ersten Eroberer dieses Reiches sagen: die Volksmenge war unzählig; Einwohner bedeckten die Felder; die Bürger erfüllten die Städte, das Kriegsheer überschwemmte das Land. Wenn man den Spaniern glauben darf, so war die Hauptstadt Mexiko, welche sie nach einem drittehalbmonatlichen ordentlichen Angriffe, mit Hülfe von 60—100,000 Indianern, durch ihre Kriegskunst unterstützt, eroberten, eine ansehnliche und prächtige Stadt. Ihre Mauern schlossen 30,000 Häuser, schöne und große Gebäude und eine zahllose Volksmenge ein. Die Tempel waren eben so prächtig, als zahlreich, aber mit Blut gefärbt, und mit den Köpfen der unglücklichen Schlachtopfer ihres unmenschlichen Götzendiensts ausgeschmückt. Der Palast des Monarchen war von unermeßlichem Umfange, und von Marmor und Jaspis erbaut. Springbrunnen, Bildsäulen, Bäder verschönerten ihn von außen; Gemälde, die, wenn gleich nur von Federn gemacht, dennoch Schönheit und Wahrheit der Malerkunst in sich vereinigten, zierten ihn von innen. Von großem Umfange waren auch die Thiergärten dieses Fürsten, welche er mit den übrigen Kaziken gemein hatte, und worin man alle Thiere der neuen Welt beisammen sehen konnte. Die Gärten des Monarchen sowohl, als der Kaziken, waren mi verschiedenen Gattungen von Pflanzen besetzt, und überhaupt mit allen Seltenheiten des Landes ausgeschmückt. Eine der größten Schönheiten der Hauptstadt war ein ungeheuer großer Marktplatz, mit vielen tausend Zelten und Waarengewölben bedeckt, darin die Kaufleute alle Schätze des Landes und alle Arbeiten ihrer Künstler gleichsam zur Schau legten. Glänzendes Muschelwerk, Blumen ohne Zahl, Vögel von allen Farben, Schmelzwerk und Goldarbeiten aller Art gewährten einen eben so prächtigen als überraschenden Anblick, und zeugten von dem Reichthum dieses Landes und dem Wohlstande seiner Einwohner. Gegen 10,000 Böte gingen tagtäglich von der Stadt an das Ufer, und vom Ufer nach der Stadt. Diese erhob sich mit ihren vielen Tempeln aus der Mitte eines großen Sees, dessen Ufer die reizendsten Anlagen hatten, und mit Dörfern und Flecken gleichsam besät waren.

Alle spanische Geschichtschreiber berichten uns, daß das mexikanische Reich anfänglich von Wilden bewohnt wurde, die weder Ackerbau trieben, noch irgend eine ordentliche Verfassung, weder Gesetze noch Polizei hatten, sondern blos von der Jagd lebten,

mit welcher ſich auch ihre Weiber beſchäftigten, indem ſie unterdeß ihre Kinder in den Wäldern an Bäume banden. Es iſt nichts ungewöhnliches, daß ſolche Völker ihren Urſprung mit allerlei fabelhaften Erzählungen und Wundern ausſchmücken, um dadurch ihr hohes Alterthum zu beweiſen. Sie hatten ebenfalls eine Tradition von einer gewiſſen großen Ueberſchwemmung, von welcher ſie ihre Geſchichte anfangen. Ein einziger Mann, nebſt ſeiner Frau, wurde in dieſer großen Ueberſchwemmung allein erhalten, welche die Stammältern der ganzen Nation geweſen ſeyn ſollen. Ihre Familie fing an, ſich ſehr ſtark zu vermehren, und ſie beſchloſſen daher, auseinander zu gehen, und ſich weiter auszubreiten, wodurch ihr Land bevölkert wurde. Doch wir halten uns nicht länger bei dieſen fabelhaften Sagen auf, welche für uns weder lehrreich, noch intereſſant ſeyn können.

Die wilden Ureinwohner, welche die Sonne angebetet und ihr Vögel geopfert haben ſollen, führten den Namen Chikamikas, und wurden von den Navatelkas überwunden, welche aus ſechs bis ſieben, von Norden hergekommenen, Nationen beſtunden. Dieſe Völker errichteten hier Colonieen und fingen an das Land zu bauen. Nach der Zeitrechnung der Mexikaner fällt dieſe Begebenheit in das neunte Jahrhundert. Dreihundert und zwei Jahre hernach überfiel eine neue Horde von Barbaren die alte, und zwar unter ihrem Anführer Meri, von welchem der Name Mexikaner entſtanden ſeyn ſoll. Nach den Berichten der ſpaniſchen Geſchichtſchreiber waren die Mexikaner von mittler Größe und mehr dick als hager. Die Farbe ihres Geſichts glich dem Löwenhaar. Sie hatten eine breite Stirn, ſehr weite Naſenlöcher und große Augen; dicke, glatte und auf mancherlei Art geſtutzte Haare, wenig oder gar keinen Bart, weil ſie die Haare entweder ausraufften, oder die Haut mit einer Salbe beſchmierten,

welche das Wachsthum hinderte. Die gemeinen Mexikaner gingen unbekleidet; nur die Soldaten nahmen eine ganze Thierhaut um, und zogen ſogar den Kopf des Thieres über den ihrigen, um ſich ein furchtbares Anſehen zu geben. Zu dieſem Putz fügten ſie noch ein Halsgehänge von Menſchenherzen, Ohren und Naſen hinzu, nebſt einem daran hängenden Todtenkopfe, welches ihnen in der That ein gräßliches Anſehen gegeben haben muß. Es war bei den Mexikanern gewöhnlich, ſich am ganzen Leibe zu bemalen, desgleichen Kopf und Schenkel entweder mit Vogelfedern oder Fiſchſchuppen zu bedecken. Auch hingen Einige Knochen oder kleine goldne Zierrathen, nachdem der Rang war, an ihrer Naſe und an ihren Ohren. Alle vornehme Mexikaner hatten kein anderes Gewand um ſich, als einen Mantel, oder vielmehr nur ein viereckiges Stück baumwollenen Zeuges, welches über der rechten Schulter befeſtigt wurde.

Die Mexikanerinnen waren weder an Farbe noch an Leibesgröße von den Männern unterſchieden, trugen eine Art von Hemde mit Aermeln; übrigens kannten ſie keinen andern Putz, als ihre Haare, welche ſie lang wachſen ließen, und mit allerlei Pulvern und Salben ſo ſchwarz als möglich zu färben ſuchten. Die Jungfrauen ließen die Haare ungebunden herumflattern, die Frauen hingegen ſchlungen ſie um den Kopf, und knüpften vorn an der Stirn einen Knoten. In der verſchiedenen Art, dieſen zu flechten beſtand ihre vornehmſte Kopfzierde. Für die Erziehung und das künftige Glück ihrer Kinder bewieſen die Mexikaner einen rühmlichen Eifer. Die mexikaniſche Jugend wurde überhaupt ſehr ſtreng erzogen, und man ſparte nichts, um ſie beſonders zu der Tugend der Mäßigkeit und Arbeitſamkeit zu gewöhnen. Niemals erlaubte man einem Kinde, müßig zu ſeyn; ſchon im vierten Jahre fing man an, es an nützliche Leibesübungen zu gewöhnen, welche jedoch jenen noch

schwachen Kräften angemeſſen waren. Die Züchtigungen hielten mit dem Wachsthum ihres Verſtandes gleichen Schritt, und man ſchritt nur dann zu den äußerſten Mitteln, wenn ſanfte Vorſtellungen oder harte Drohungen nicht fruchten wollten. Man züchtigte die Kinder bis zum neunten Jahre mit Dornſtichen; ſpäter bediente man ſich des Stockes. Zuweilen ließ man dem ſtrafbaren mexikaniſchen Knaben einen gewiſſen ſtinkenden Rauch von einer Pflanze in die Naſe gehen, welcher ihm ſehr große Schmerzen verurſachte. Manche wurden nackend einen ganzen Tag an die Sonne gelegt, oder ſonſt der ſchlimmen Witterung ausgeſetzt. Auch für die Erziehung der Mädchen waren die Mexikaner nicht unbeſorgt. Schon vom vierten Jahre ihres Alters an gewöhnte man ſie zur Einſamkeit und zu allerlei weiblichen Arbeiten, beſonders aber zu einem ſittſamen Betragen. Uebrigens war ihre Erziehung weniger ſtreng, als die, der Knaben. Dieſe wurden, ſobald ſie etwas heranwuchſen, zu ſchweren Uebungen angehalten; ſie mußten ihre Kräfte im Ringen oder im Aufheben großer Laſten prüfen; ſie lernten den Degen und Streitkolben gebrauchen, Wurfpfeile abſchießen, den Bogen geſchickt und ſtark anziehen; vorzüglich wurden ſie gewöhnt, Strapatzen aller Art, Hunger und Durſt ſtandhaft zu ertragen. Oefters mußten ſie wenig eſſen und ſich doch ſtark bewegen, auf hartem Boden ſchlafen, ſich dem Ungeſtüm der rauhen Witterung ausſetzen u. ſ. w. Bei jedem Tempel war eine Schule, worin die Knaben Unterricht erhielten. Sie lernten daſelbſt die Charaktere und Zeichen verſtehen, aus welchen die mexikaniſchen Schriften beſtunden; man übte ihr Gedächtniß, indem man ſie hiſtoriſche Geſänge auswendig lernen ließ, worin die Großthaten ihrer Vorfahren und die Lobeserhebungen ihrer Helden enthalten waren; man gab ihnen Regeln der Sittſamkeit und guten Lebensart. — Die Kinder der Vornehmen befanden ſich in einer beſondern Schule. Ihre Lehrer waren lauter alte Krieger von Adel, die ſie nicht nur zu den härteſten Leibesübungen anhielten, ſondern auch ihren Unterricht mit ihren eignen guten Beiſpielen zu verbinden ſuchten.

Alle neugeborne Kinder wurden den Prieſtern zuerſt dargebracht, welche eine Rede über das Elend hielten, welches mit der menſchlichen Schwachheit verknüpft iſt. War das neugeborne Kind, der Sohn eines vornehmen Mexikaners, ſo gab man ihm einen Degen in die rechte, und einen Schild in die linke Hand. Zu dieſem Gebrauch hatte man dergleichen Waffen beſtändig im Tempel vorräthig: war es aber der Sohn eines Künſtlers, ſo gab man ihm, ſtatt der vorigen Waffen, ein mechaniſches Inſtrument in die Hand. Hernach legte der Prieſter das Kind auf den Altar ihres Götzen, und lockte ihm, mit Hülfe eines Dornes, aus einigen Theilen ſeines Körpers, etwas Blut heraus. Den vierten Tag nach der Geburt des Kindes, tauchte man es in eine Waſſerkufe, und drei kleine Knaben riefen den Namen, den das Kind führen ſollte, mit lauter Stimme aus. Nach Verlauf von zwanzig Tagen ſtellte man es, nebſt einem Opfer für die Götzen, im Tempel dar, und zu dieſer Zeit beſtimmte man es ſchon zu der Lebensart, welche es künftig wählen ſollte. Mit dem funfzehnten Jahre kamen die Knaben, die zum Gottesdienſt beſtimmt waren, in die Hände der Prieſter, und in eben dem Alter fingen auch die Hauptübungen derer an, welche die Waffen führen ſollten.

Dieſe Nation erkannte den Vitzliputzli für ihren Hauptgötzen. Er hatte, wie die Prieſter vorgaben, ſeine Verehrung ſelbſt angeordnet, und die Ceremonieen vorgeſchrieben, welche man zu beobachten hätte, wenn man ihm gefallen wollte. Eigentlich war es ihr Kriegsgott; er ſtand daher, wenn die Armee ſich gelagert hatte, mitten im Lager auf einem Altar, und man durfte, ohne ſeinen Willen, das Lager nicht abbrechen und weiter marſchiren. Er war es auch,

der, nach dem Vorgeben der Priester, einem derselben im Traume erschien, und ihm befahl, er solle dem Volke gebieten, bei einem gewissen See ihre Wohnplätze aufzuschlagen. Dieser See war kein anderer als der bei Mexiko, wo man den ersten Grund zur Erbauung dieser Stadt legte. Diese neue Stadt wurde in vier Viertel abgetheilt, von denen jedes seinen Schutzgott erhielt, da indeß Vitzliputzli's eigner Tempel mitten in der Stadt aufgebaut wurde. Man stellte diesen mexikanischen Kriegsgott unter der Gestalt eines Menschen vor, der auf einem Stuhle von himmelblauer Farbe thronte, und von einem himmelblauen Globus unterstützt wurde. Das Götzenbild war von einem kostbaren Holze gemacht, hatte eine himmelblaue Stirn, und über der Nase einen blauen Streif, der von einem Ohre bis zum andern ging. Seine rechte Hand stützte dieser Götze, dessen Anblick überhaupt etwas schreckliches hatte, auf eine gewundene Schlange, die ihm zum Stabe diente; in der linken hielt er vier Pfeile, nebst einem breiten Schild. Daß diesem Götzen die Kriegsgefangnen in seinem Tempel geopfert wurden, ist bekannt; wir wollen aber mit der nähern Beschreibung dieser schrecklichen Opferscenen unsere jungen Leser verschonen, theils weil sie ihnen nicht ganz unbekannt seyn können, theils aber auch, weil wir diese Blätter nicht gern mit solchen schauderhaften Gegenständen anfüllen möchten. Wie schrecklich die Religion dieses Volkes seyn mußte, mögen unsre jungen Freunde nur aus Folgendem schließen. Hatte der Friede einige Zeit im mexikanischen Reiche gedauert, so ließen die Priester dem Monarchen sagen, ihre Götzen stürben Hungers, und das war das Signal zum Kriege, den man mit der ersten der besten benachbarten Nation anfing, blos um Gefangene zu machen, welche man den Göttern opfern könnte. Eine solche Religion machte die Menschen unmenschlich und die Priester allmächtig. In der Hauptstadt des Reiches befanden

sich sehr viele solcher Götzentempel, welche alle ihre Thürme hatten, die man vermittelst einer Treppe bestieg. Sie sollen in ihrer ganzen Bauart etwas ganz eignes gehabt haben, dergleichen man an allen übrigen heidnischen Tempeln nicht gesehen haben will. Der Tempel des, oben erwähnten, Kriegsgottes wird uns von den Geschichtschreibern als ein ganz außerordentliches Gebäude beschrieben, dessen innere und äußere Ausschmückung fast alle Glaubwürdigkeit übersteigt, und wobei auch manches übertrieben seyn mag, welches wir daher auch keiner nähern Beschreibung werth halten.

In der Bauart kamen diese Götzentempel einander fast alle gleich; nur daß immer einer den andern an Pracht und Größe übertraf. Man zählt auf 5000 Personen, welche alle zum Dienst des großen Tempels zu Mexiko unterhalten wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Förster, M. J. C., Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. 8te Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 8 Gr.

— — — Fragen über das Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Als ein verlangter Anhang zu jeder Auflage passend. 8. 4 Gr.

— — — zur Familien-Erbauung. Eine Auswahl von Predigten über häusliche und gesellschaftliche Angelegenheiten. Neue Auflage. Zwei Theile. 8. 1 Thlr. Schreibpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Gottschalg, J. G., Geschichte des herzogl. Fürstenhauses Sachsen-Weimar und Eisennach. gr. 8. 1 Thlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 14. Januar 1811. 7.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Vom Meißniſchen Porzellan und deſſen Erfinder.

(Beſchluß.)

Bald nach dem Abzug der Schweden, am 22. Sept. 1707. verließ Böttger die Bergfeſte, und ging nach Dresden zurück. Hier hatte ihm der König auf der Venusbaſtei ein ſchönes Haus einrichten laſſen, wo er ſehr bequem wohnte und alle Ehre genoß; nur blieb er immer unter Aufſicht. Er ſelbſt baute ſich ein neues Laboratorium.

Nun ging das Laboriren von neuem, mit faſt noch größerm Eifer, an. Tag und Nacht muſten die Arbeiter Materialien ſtoßen, dieſelben auf Marmorplatten reiben, und auf einer Maſchine des Hoftöpfers malen. Aus Eifer für die Sache kam Böttger ſelbſt oft mehrere Nächte in kein Bette, und er und die Arbeiter ſchliefen zuletzt über der Arbeit ein. Unausgeſetzt brannten fünf Laboriröfen, und ein neuer Verſuch jagte den andern. Das Werk gedieh auch allmälig zu einer ſolchen Vollkommenheit, daß Böttger anfing mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn. Nur Tſchirnhauſens Tod, der am 11. Oct. 1708 erfolgte, konnte Böttgers Freude mäßigen. Beide hatten ſich herzlich geliebt, und Böttger verlor an Tſchirnhauſen einen kenntnißreichen und erfahrnen Leiter, der ihn kräftig unterſtützt hatte, wo er ſich ſelbſt nicht zu rathen wuſte.

Noch war und blieb indeß die Maſſe braunroth, und noch fehlte es an ſchönen Formen. Man kannte bloße Quadrate, etwas ſtärker, als Delfter Gefäße. Weder die Farbe, noch die Form wollten Böttgern recht behagen; es wurden neue Verſuche angeſtellt. Zum Glück kam um dieſe Zeit, ein gewiſſer Echebrecht, aus der Delfter Fabrik in Sachſen an. Dieſer Mann beſaß viele Kenntniſſe vom Malen der Maſſe. Er ward in Arbeit genommen, und kam Böttgern mit ſeinen mechaniſchen Fertigkeiten ſehr zu ſtatten. Er verfertigte in wenigen Stunden mehr Gefäße, als ſonſt in ſo vielen Wochen gefertigt worden waren. Man baute immer größere und größere Oefen, und das erſte Verglühefeuer brannte fünf Tage und fünf Nächte. Böttger kam dabei nicht vom Platze und leitete ſelbſt den Brand. Nur dann und wann kühlte er ſich in der Kohlenkammer eine Stunde ab, und ruhte. Zu ſeiner größten Freude gerieth der erſte Brand vortrefflich. Taſſen, Kannen, Teller, Näpfe erhielten allgemeinen Beifall. Noch jetzt bewahrt man einige dieſer Gefäße des erſten Brandes im Japaniſchen Palais zu Dresden auf. Der König ſelbſt empfand große Freude. Er erſchien in eigner Perſon beim nächſten Brande, und beobachtete das Verglühefeuer mit großer Aufmerkſamkeit. Böttger machte in ſeiner Gegenwart viele Verſuche, welche die Dauer und Feſtigkeit ſeines Porzellans bewieſen. Unter andern nahm er eine Theekanne aus der vollen Glut, und warf ſie in ein Gefäß mit Waſſer, und ſiehe da! die glühende Kanne blieb unverſehrt. Der König bezeigte über dieſes und über

die übrigen Experimente sein innigstes Wohlgefallen, und beschenkte den beharrlichen Künstler reichlich.

Aber braunroth war und blieb die Masse immer noch, und man nannte daher das Porzellan damals nicht anders, als das braune Zeug. Speisen und Flüssigkeiten nahmen darinn einen unangenehmen Geschmack an. *)

Erst das Jahr 1709 feierte den Triumph des sächsischen Porzellans. Es bekam die längst ersehnte weiße Farbe. Die Entdeckung der schönen weißen Erde bei Aue machte dieses möglich. Böttger verfertigte es im chinesischen Geschmacke, auf der Jungfrauenbastei bei Dresden. Es fiel weit feiner und schöner aus, als das braune. Dieser Umstand spornte Böttgers Eifer von neuem. Man baute neue und größere Oefen, stellte mehrere Arbeiter an, und bereitete die Geschirre in solcher Menge, daß sie zum Verkauf ausgeboten werden konnten. Die Regierung machte die Erfindung laut bekannt, und 1710 verkaufte man weißes und blaues Porzellan zum ersten Male auf der Leipziger Messe. Es war in wenigen Stunden zu hohen Preisen vergriffen.

Durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert, beschloß der König, dem Werke eine noch größere Ausdehnung zu geben. Weil aber dieses aus mancherlei Rücksichten in Dresden nicht thunlich schien, so verlegte man die ganze Manufaktur nach Meißen in die Albrechtsburg. Die Zimmer waren hier groß und feuerfest, und Böttgern schon, von seinem ersten Aufenthalte her, bekannt; es konnte daher in dieser Burg ein großes Werk füglich angelegt werden. Auch hatte Meißen in und nach dem 30jährigen Kriege so vielerlei harte Drangsale erlitten, daß sein ganzer Wohlstand dahin war, und eine Aufhülfe der Stadt sehr Noth that. Dieser Zweck konnte nicht besser erreicht werden, als wenn man ihr durch Anlegung einer Gewerbanstalt zu Hülfe kam. Das königliche Reskript vom 23sten Jan. 1710., welches deshalb erlassen wurde, erwähnt diesen Umstand ausdrücklich, und der 6te Jun. dieses J. war der glückliche Tag, an welchem die, von Böttgern gestiftete, Manufaktur wirklich von Dresden nach Meißen verlegt wurde. Die Arbeit ging gut von Statten, doch so, daß Böttger noch nicht ohne Aufsicht war. Erst i. J. 1714 erlangte er seine völlige Freiheit, indem ihn der König förmlich zum Director der Anstalt ernannte. Er genoß dieses Glück nicht lange. Nach mancherlei häuslichem Kummer starb er den 13ten März 1719, in seinem 37sten Lebensjahre, zu Dresden. Auch nach Böttgers Tode arbeitete man mit Eifer fort, und suchte die Manufaktur mehr und mehr zu heben, und noch jetzt hat sie den Ruhm, daß keine ihrer Schwestern, weder Berlin noch Wien, sie an Feinheit der Masse übertreffe. *)

Zu bemerken ist noch, daß das Porzellan aus den feinsten und reinsten Tone besteht, der mit Quarz und Kiesel vermischt wird.

Koßer.

*) Als der König August im Jahr 1730, bei Gelegenheit des großen Lustlagers bei Zeithayn, das berühmte Gastmal gab, bei welchem auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, zugegen war, war die ganze Tafel reichlich mit Porzellan besetzt. Darunter befand sich auch einiges braune von der ersten Erfindung. Man machte den König von Preußen darauf aufmerksam. Dieser lächelte und sagte: „Der heillose Apothekerbursche hätte auch wohl in meinem Berlin bleiben können. Das braune Zeug ist besser, als ich mir eingebildet."

Der Vogelheerd.

Parabel vom Pf. Neumann.

Mag es auch möglich seyn, sich verführen zu lassen zum Bösen? Ist doch das Gute dem Herzen

*) Zu Wien legte man bereits i. J. 1734 eine ähnliche Anstalt an, und Berlin folgte nach dem siebenjährigen Kriege.

so natürlich, daß ein Leben außer dem Guten keines zu seyn scheinet, und ist das Böse doch in sich so häßlich und unnatürlich, daß sich das Herz sträuben muß es aufzunehmen, so wie sich sträubet die Zunge vor dem bittern Wermuth. — Also sprach ein schuldloses Kind zu dem Lehrer seiner Jugend, und glaubete nicht seinen Worten, da derselbe gesagt hatte, es sey ein Leichtes dem unschuldigen Herzen, verführt zu werden. Der weise Lehrer aber lächelte und sprach: komm, auf daß du es seheſt und gewarnet werdeſt! Da flehete das Kind und sprach: o nein! mir ist bange zu schauen das Böse von Nahem, und ich würde erröthen, wenn der Verführer ahnet, daß ich wisse, wie er so böse ist. Der Lehrer nöthigte es aber und sprach: dem verständigen Sinne malet sich das Thun und Treiben der Welt im Bilde der Natur, und Jegliches ist ihm ein Prophet, der ihm verkündiget die Geschichte seines Handelns und Lebens und Schicksales, wenn er wandelt auf ähnlichen Wegen; dafern er nur Augen hat zu sehen und Ohren zu hören. Du sollst nicht sehen das Böse in seiner rohen Unnatur, und nicht schauen die Verführung in ihrer harten Mißgestalt.

Das Kind folgte mit heimlichem Grauen, und sie gingen hinaus in einen lustigen Wald, in dem rageten allerlei Bäume gesellig neben einander und schlangen in einander ihre Aeste, und schmückten einer den andern mit seinen erbleichenden Blättern. Denn es hatte begonnen der Herbst, welcher mit leiser Hand, gleich dem Tode, die müden Blätter ablöset von den schwankenden Zweigen, auf daß er Raum schaffe einem kräftigern und schönern Geschlechte. Darum schlüpften auch die Vögel stumm und traurig durch die einsamen Zweige; denn die Zeit ihres Gesanges war vorüber und sie schickten sich an zu ziehen unter einen freundlicheren Himmel. In des Waldes Mitte erhob sich ein Hügel, der war bewachsen mit niederem Gesträuche und auf seiner Höhe ruhete eine Hütte, die war bedecket mit immergrünen Zweigen der himmelanstrebenden Tanne, also daß sie einer Laube ähnlich war.

Als sie nun hervortraten in des Hügels lichten Umkreis, da stand das Kind überraschet still. Denn es jubilirten die Vögel mit tausendstimmigem Gesange, als jauchzten sie entgegen dem sangreichen Frühlinge, und als hätte sich die Erde schon verjünget, die sich erst bereitete zur müden Ruhe. Und das Kind trat verwundert näher und wuste nicht zu deuten was es sah. Denn siehe, es standen vor der Hütte hohe Bäume umher im Kreise, die waren dürre und hatten weder viele weitarmige Aeste, noch freueten sie sich wirthlichen Laubes; es standen auch an ihrer Seite andere, etliche gleichermaßen gestaltet, etliche aber grün und freundlich anzusehen, und an ihrem Stamme hingen Vögel von mancherlei Art in zweigebedeckten Käfigen und sangen. In der Bäume Mitte aber grüneten dicht neben einander niedere Gesträuche, behänget mit tausend lockenden Beeren und bestreuet mit mancherlei Körnchen, also daß sie in der Armuth und Verödung des Herbstes einen gastlichen und lieblichen Aufenthalt darboten den umherirrenden Vöglein. Und ringsherum hüpfeten an dem Boden Vögel, die waren angebunden mit dünnen Schnüren an einem Reiflein, und flatterten umher, als wären sie frei und aßen von den Körnchen und zwitscherten. Sie aber, so wie das Gebüsch, waren umkreiset von einem weiten Netze, das verrätherisch am Boden lag, enge zusammengewickelt, als bedeute es nichts.

Das Kind trat mit dem Lehrer ein zu dem Manne, deß die Hütte war, und sie saßen da und waren still und redeten kein Wort, und lauschten. Siehe, da sangen die Vögel, die in den Käfigen waren, laut auf und lockten herbei die Brüder des Waldes durch ihren weitschallenden Gesang. Da kamen herzu von allen Enden, neugierig zu schauen

die Urſach ſolcher Luſt, und fanden eine willkommene Ruheſtatt auf den dürren Reiſern. Und ſetzeten ſich und ſchaueten herab auf das luſtige Grün des einladenden Geſträuches; auch ſahen ſie die verführeriſchen Beeren und die Vögelchen am Boden herumhüpfen und eſſen, und es gelüſtete ſie hinabzufliegen zu ihnen und ſich zu ſättigen. Sie zauderten aber und ſchaueten mißtrauiſch umher, doch alſo daß ſie von einem Zweige zum andern nieder flatterten; denn ihre Begierde war über die Maßen gereizet. Etliche aber flogen davon und andere ſtürzeten ſich hinab und fingen an gierig zu eſſen. Da zog der Mann, deß die Hütte war, an einem Stricke, und alſobald erhob ſich das Netz mit Windeseile vom Boden und breitete ſich aus über den Sträuchen, alſo daß es die Vögel allzumal umſchloß; und ſie waren gefangen und flatterten ängſtlich umher, daß ſie eine Oeffnung fänden, ſich zu retten, und fanden ſie nicht. Der Mann aber lief eilends hinab und trieb die zitternden Vögel in einen Winkel der Netzes und ergriff ſie und zerdrückete ihnen den Schädel, alſo daß ſie ſtarben, und etliche nahm er heraus zur ewigen Knechtſchaft. Dann legete er bedächtig das Netz wiederum nieder, und wickelte es zuſammen, und nahm die todten Vögel, ſich zur Speiſe, und ging hinein zu lauſchen, bis der verführeriſche Geſang ſeiner knechtiſchen Vögel neue Opfer ſeiner trügeriſchen Liſt herbeigelocket hätte.

Da ward dem Kinde weich ums Herz, und es ging ſinnend von dannen. Der Lehrer aber nahm das Wort und ſprach: ſiehe, das iſt das Bild der Verführung und die Geſchichte jegliches Verführten! Des Verführers reizende Stimme tönet umher und ſchmeichelt und locket den Argloſen; und es erwacht in ſelbigem die Luſt, und er eilet herbei und erwäget es, und findet mit ſeinem ſchuldloſen Herzen nichts, denn eine erlaubte Sättigung ſchuldloſer Luſt. Er ſiehet auch Andere daſſelbe genießen; die mächtigandrängende Begierde aber hüllet einen Schleier um ſeine Augen, daß er nicht merket, daß jene ſchon gebunden ſind und ihrem unſeligen Schickſale nicht entfliehen können, und nicht ſiehet das verrätheriſche Netz, das auf ihn lauert, auch nicht ahnet das, unter ſchmeichelnder Geſtalt verſteckte, Elend, das ihn verſchlingen will. Und ob er wohl zaudert, gewarnt von dem guten Geiſte ſeines Herzens, ſo läſſet ihn die Täuſchung ſeiner Seele und die erregte Luſt doch ſelten entfliehen, ſondern ziehet ihn nieder, daß er eine Beute des Todes wird.

Denn ſo ſpricht das heilige Wort: die böſen Exempel verführen und verderben einem das Gute, und die reizende Luſt verkehret unſchuldige Herzen. Ein Jeglicher aber wird verſucht, wenn er von ſeiner eigenen Luſt gereizet und gelocket wird, darnach wenn die Luſt empfangen hat, gebieret ſie die Thorheit, und dieſe die Sünde: die Sünde aber, wenn ſie vollendet iſt, gebieret den Tod.

Logogriph.

Ein Loos iſt allem Sterblichen gefallen:
Zu werden, was mein ganzes Wort beſagt,
Und ob Dein armes Herz verzweifelnd klagt —
Nur ſeine Seufzer hört es wiederhallen.
Der Tod, der nie von ſeinem Raub gewichen,
Der alle ſüßen Erdenbande trenn
Bleibt deinen Bitten, was mein Wort dir nennt,
Haſt du ihm vorn den erſten Laut geſtrichen.

E. H. Schwabe.

Auflöſung des Räthſels im erſten Stück.

Kleid.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 17. Januar 1811. 3.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Scipio Afrikanus rettet seinem Vater im Treffen, am Flusse Tesino, das Leben.

Alle Geschichtschreiber haben sich zum Lobe des Scipio Afrikanus vereinigt, eines Helden, der ohne Widerrede zu den größten Männern gehört, welche die Republik Rom aufzuweisen hat. Scipio war mehr als Held; denn er verband mit kriegerischen Tugenden auch moralische und bürgerliche. Sanftmuth, Selbstbeherrschung, Vaterlandsliebe, Großmuth zeichneten ihn eben so rühmlich vor tausend Andern aus, als seine Tapferkeit. Die römische Geschichte hat uns unter andern auch einen Zug von der kindlichen Zärtlichkeit dieses Mannes aufbewahrt, welcher in diesen Blättern um so mehr eine Stelle verdient, weil diese Begebenheit in seine ersten Jünglingsjahre fällt, und seinem Herzen eben so viel Ehre macht, als seinem jugendlichen Heldenmuthe.

Als der berühmte Karthagische Feldherr Hannibal, jenen erstaunenswürdigen Marsch über die Alpen mit einem zahlreichen Kriegsheer und vielen Elephanten glücklich zurückgelegt hatte, um die Römer in ihrem eignen Lande plötzlich zu überfallen, und nun, nach unsäglichen Gefahren und Beschwerden, welche die Uebersteigung der Alpengebirge verursacht hatte, in den Ebenen von Savoyen angelangt war: so fand er bereits den Publius Cornelius Scipio, den Vater unsers jungen Helden, mit einem ansehnlichen römischen Heere vor sich. Beide Feldherren betrachteten einander mit gegenseitigen Empfindungen der Bewunderung und des Erstaunens. Scipio erstaunte über den fast unglaublichen Marsch, den der feindliche Feldherr mit einem so starken Kriegsheere, in so kurzer Zeit über die rauhen und unwegsamen Gebirge gemacht hatte, und zugleich über den Muth desselben, die Römer im Herzen ihres eignen Landes anzugreifen, wo sie alle ihre Stärke beisammen hätten. Hannibal dagegen bewunderte den römischen Consul, daß er Gallien und Spanien, wo er sich bisher aufgehalten hatte, so schnell verlassen habe, um ihm bereits in Italien mit einem andern römischen Kriegsheere die Spitze bieten zu können.

Indessen hatte Hannibal Turin eingenommen, und war in das Mayländische eingerückt. Scipio that vor der Hand nichts, als daß er ihm immer zur Seite blieb, und alle seine Märsche auf das genaueste beobachtete.

Zwischen den Flüssen Po und Ticinus machten sie Beide Halt, standen einander eine Zeilang im Gesichte, und verschanzten sich bei den Schiffbrücken, welche sie über diese Flüsse geschlagen hatten. Hier traf es sich eines Tages, daß beide Feldherren, jeder von einem ziemlich starken Reiterhaufen begleitet, beim Recognosciren, auf einander stießen. Beider Truppen geriethen sogleich in Handgemenge und das Gefecht war auf beiden Seiten eben so hartnäckig als blutig. Keine Parthei wollte der andern weichen, weil die Gegenwart der Feldherren den Muth der Soldaten nur noch mehr befeuerte. Mitten im

Getümmel der Kämpfenden trafen beide Feldherren selbst aufeinander und schlugen sich mit eben so viel Muth als Hitze lange herum. Endlich verließen den römischen Feldherrn, welcher alles gethan hatte, was man von einem General und braven Soldaten fordern kann, die Kräfte, und er vermochte, da er schon einige beträchtliche Wunden erhalten hatte, sich nicht länger auf dem Pferde zu erhalten. Sein Sohn, unser junger Held, damals ein Jüngling von 17 Jahren, welcher eben seinen ersten Feldzug that, und bei diesem Gefecht mit gegenwärtig war, sahe in der Ferne seinen Vater vom Pferde sinken, indem er so eben mit einer ihm untergeordneten Schwadron Reuter hitzig auf den Feind eindrang. Dieser Anblick erschütterte den edlen Jüngling, und flößte ihm zugleich den heroischen Muth ein, alles zur Rettung des geliebten Vaters zu wagen. Das Gedränge der Feinde um den verwundeten römischen Feldherrn wurde immer dichter, die Nothwendigkeit, den Vater zu befreien, mit jedem Augenblicke dringender. Er ermunterte, er beschwor seine Schwadron, mit ihm in den feindlichen Haufen einzudringen; allein dies Wagstück schien ihnen zu gefährlich, weil der Feind sich dort zu zahlreich zusammengedrängt hatte. Ohne sich weiter zu bedenken, sprengt nun unser heldenmüthiger Jüngling ganz allein auf den feindlichen Haufen los, und nöthigt so seine Reuter, ihm zu folgen, weil sie sich schämen, ihn im Stiche zu lassen. Mit einem Muthe, der die Kräfte und Jahre des jungen Helden weit zu übersteigen schien, drang er in das dichteste Gewühl der Feinde ein, brachte, nebst seinen Begleitern, solche in Unordnung, bahnte sich einen Weg zu dem, auf der Erde liegenden, Vater, warf sich über seinen halbtodten Körper hin, fest entschlossen, hier eher selbst zu sterben, als zuzugeben, daß der, durch welchen er das Leben hatte, dasselbe von Feindes Hand verlieren sollte. Hannibal, ein naher Zuschauer dieses außerordentlichen

Beispieles von kindlicher Liebe und außerordentlichen Heldenmuthe, dachte edel genug, sich seines Sieges, über den, schon in seine Hände gegebenen, römischen Feldherrn nicht bedienen zu wollen, den er leicht hätte vollends tödten können. Er wandte sich von diesem Schauspiele ab, mischte sich unter die übrigen Streitenden, und überließ dem edlen Sohne den geliebten Vater zur Beute. Damals ahnete er in dem jugendlichen Helden wohl noch nicht seinen zukünftigen Ueberwinder. — Inzwischen war es einem Geschwader römischer Reuter gelungen, sich auf einer Seite durchzuschlagen, um an den Platz zu gelangen, wo die beiden Scipione auf der Erde lagen. Die Tapferkeit dieser Braven befreite sie aus den Händen ihrer Feinde. Sie hatten eben noch so viel Zeit, ihren verwundeten Feldherrn aus dem Gedränge heraus, und unter beständigem Gefecht, in Sicherheit zu bringen, ehe der Sieg sich noch völlig auf die Seite des Hannibal neigte, der ihn wirklich davon trug. Der, wider aller Erwarten gerettete, römische Feldherr bekannte, im Angesicht des ganzen Heeres, daß er sein Leben blos seinem Sohne verdanke! Man erkannte dem jungen Helden die Bürgerkrone zu, weil er nicht allein einem Bürger, sondern selbst seinem Oberfeldherrn das Leben gerettet hatte; allein, eben so edelmüthig als tapfer, weigerte sich dieser, solche anzunehmen, indem er seine That nicht aus dem Gesichtspunkte eines, der Bürgerkrone würdigen, Patriotismus betrachtete, sondern als eine unerläßliche Pflicht der kindlichen Dankbarkeit ansahe. Wie stolz und glücklich mußte sich ein Vater im Besitze eines solchen Sohnes fühlen! — Lenke.

Der heilige Antonius von Padua.

Dieser Heilige wird von den Portugiesen für den Schutzpatron des ganzen Königreichs anerkannt.

Man schreibt ihm das gute Glück in vielen Schlachten, und besonders die Erhebung des Hauses Braganza auf den Königsthron zu.

Einst stand die portugiesische Armee der spanischen gegenüber im Felde. Die erste kommandirte der König selbst; die andere der Herzog von Barwick, der es sehr wohl einsah, daß ihm die Portugiesen an Macht weit überlegen waren. Dessen ungeachtet griff er muthig an und richtete seine Kanonen auf die beiden Flügel. Aber die Portugiesen setzten dennoch über den Fluß, der beide Armeen trennte, und schon sahen sich die Spanier genöthigt, einen Theil ihres Geschützes zu verlassen. Auf einmal erhoben die Portugiesen ein gewaltiges Jammergeschrei; man warf die Waffen weg, und flüchtete rückwärts über den Fluß. Nur mit vieler Mühe konnten die Truppen wieder zum Stehen gebracht werden. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung war folgende:

Als man gegen die Spanier auszog, ersuchte das Volk den König, den heiligen Antonius zum beständigen Generalissimus zu ernennen. Der König versammelte einen Kriegsrath, und trug das Verlangen der Nation vor. Einige kluge Generale lachten, und machten die Einwendung, daß es wohl unbillig sey, den Heiligen, dem ohnedies die Sorge für das ganze Land obliege, noch obendrein mit der Oberaufsicht über eine ganze Menge wilder Soldaten zu belästigen. Allein das Volk bestand auf seiner Forderung, und man sah sich genöthigt, Se. Heiligkeit in Holz geschnitzt an die Spitze der Armee zu stellen. Damit alles in der Ordnung ginge, wurde der Heilige stufenweise avençirt, so daß er vom Brigadier bis zum Generalfeldmarschall stieg. So trug man ihn von Holz ausgehauen, und mit schönen seidnen Kleidern behängt, vor der Fronte hin, und die Soldaten machten ihm die schuldigen Honneurs. So lange nun der Heilige vor ihnen herging, thaten sie Wunder der Tapferkeit, und sie würden ganz Spanien

erobert haben, wenn ihm diesmal nicht der Unfall begegnet wäre, von einer Kanonenkugel getroffen zu werden, die ihn kurz und klein zerschmetterte. Dieses Ereigniß setzte die Portugiesen so in Schrecken, daß sie auf der Stelle umkehrten, und die Flucht ergriffen.

Koher.

Sonderbarer Streit.

Als das ehemals berühmte Augustinerkloster zu Windsheim in der Provinz Oberyssel eine Windmühle bauen wollte, widersetzte sich ein benachbarter Gutsherr hartnäckig der Ausführung dieses Planes, indem er behauptete, daß aller Wind in der umliegenden Gegend sein Eigenthum sey. Der Streit kam vor den Bischof zu Utrecht, bei welchem die Mönche gegen den Gutsherrn geklagt hatten, und dieser entschied dahin, daß alle Winde in der ganzen Provinz einzig und allein dem Bischofe gehörten, über die er beliebig als sein Eigenthum verfügen könnte. Und nun erhielt das Kloster im Jahre 1341 die ausdrückliche Erlaubniß, an jeder beliebigen Stelle eine Windmühle zu erbauen.

Ob es dem Bischofe mit seiner Erklärung ein Ernst war, oder ob er nicht damit den eigennützigen Gegner der Mönche verspotten wollte, ist zweifelhaft; allein aus andern Verordnungen jener Zeit läßt sich beweisen, daß man wirklich den Wind als eine Sache betrachtete, über die ein Eigenthumsrecht möglich sey.

So erhielt die Stadt Harlem im Jahre 1394 von dem Pfalzgrafen Albert die Erlaubniß, eine Windmühle aufzubauen, nachdem sie vorher eine ausdrückliche Schenkung des dazu benöthigten Windes erhalten hatte.

E. H. Schwabe.

Kindlicher Nachruf

beim Scheiden einer inniggeliebten, ehrwürdigen Mutter.

Ach, so unaufhaltsam bist Du uns entnommen,
Unvergeßliche, die uns so treu geliebt!
Thränend sucht das Auge Dich, und schwer beklommen,
Fragt das Herz, warum uns Gott so tief betrübt.

Leben gabst Du erst: und sinkst in Todesschlummer!
Freuden schufst Du stets den Deinen um Dich her:
Und nun schafft Dein Scheiden tiefgefühlten Kummer,
Nun ertönt Dein süßer Mutterruf nicht mehr!

Aber nein! Er tönet fort in unsern Seelen,
Und Dein rührend Musterbild verläßt uns nicht!
Das, was Du uns lehrtest, unabweichlich wählen,
Deiner würdig werden, sey uns heilge Pflicht!

Liebevoll hast Du uns allesammt umschlossen:
Eintracht sey dafür zum Denkmal Dir geweiht.
Deiner Tage keiner ist umsonst verflossen:
Dich ehrt gleiche anspruchlose Thätigkeit.

Auf Veredlung ging Dein eifervolles Streben;
Freudigkeit zu Gott war Deines Geistes Glück:
Uns, auch uns soll Deine Frömmigkeit beleben,
Auf zu Dir, zur bessern Welt steigt unser Blick.

Dir ist ewig wohl, Dir folgen Deine Werke!
Deine Tugenden laß unser Erbtheil seyn!
Trieb zu allem Guten, Rath und Trost und Stärke
Wird Dein Angedenken, Mutter, uns verleihn!

Also soll Dein Geist uns unsichtbar noch leiten,
Freundlich warnend in Gefahr zur Seit' uns stehn;
Also soll Dein Segenswirken sich verbreiten
Ueber Deine Kinder bis zum Wiedersehn!

Trautscholdt.

Dem kleinen Robert

auf seine Trommel geschrieben.

Trommle, mein Robert, durchs rosige Leben
Dich fröhlich, denn Holder, Du ahnest noch nicht,
Welch' grausende Schrecken für Männer sich heben,
Wenn rufend ihr Wirbel die Reihen durchbricht.
O fühle sie nimmer die blutigen Schrecken,
Dir blühe in Friede die Wiese, die Flur,
Dir dufte das Röschen an heimischen Hecken,
Dir flöten die Sänger der jungen Natur.
Sei fröhlich, mein Robert, und trommle vergnügt,
Da Niemand Dich um die Freude betrügt!

Königsbrück. A. Ziehnert.

Räthsel.

Es sey, daß mich die milde Senn' erquickt,
Und wiederum mich ihre Hitze drückt;
Es sey, daß rauh der kalte Nordwind stürmet
Und Schnee auf Schnee, Gebirgen ähnlich, thürmet,
Stets bin ich heiter und stets froh.
Denn wer mich kennt, der kennt mich so;
Ein Vogel bin ich, der die Menschen liebet,
Sie zwar beraubt, doch mehr noch ihnen giebet.
Denn durch mich kann, um Menschen zu erfreun,
Das Obst in ihren Gärten nur gedeihn!
Und doch verfolgt man für und für,
Mich heftig, als ein schädlich Thier,
Das, wo man's gänzlich zu vertilgen wußte,
Man, bald bekehrt, doch wieder hegen mußte.

Suttinger.

Auflösung der Charade im zweiten Stück.

Der Taubstumme.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 19. Januar 1811. 9.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Korkſchneider.

Zum Kupfer Nr. 2.

Viele Menſchen ſehen täglich Korkſtöpſel, mit denen gläſerne und irdene Gefäße verwahrt werden, ohne zu wiſſen oder ſich nur die Frage aufzuwerfen: woher kommen dieſe Stöpſel? Woraus werden ſie verfertigt? Wo wächſt das Materiale dazu? Und wie verfährt man bei ihrer Verfertigung?

Der Kork, der auch den Namen Pantoffelholz führt, iſt die ſchwammige und geſpaltene Rinde einer Eichenart, die ſich dem äußern Anſehen nach faſt gar nicht von der immergrünen Eiche (Quercus ilex) unterſcheidet. Allein die Korkeiche (Quercus suber) hat doch das Eigenthümliche, daß ihre Rinde nicht glatt, ſondern riſſig und ſchwammig iſt. Sie gedeiht am glücklichſten in Italien, im ſüdlichen Frankreich, in Spanien und Portugall. In Deutſchland kann dieſe Eichenart die kalten Winter nicht vertragen; doch kommt ſie in Gewächshäuſern fort, wo indeſſen ihre Größe nicht beträchtlich iſt. In ihrem eigentlichen Vaterlande wächſt ſie zu einem ſo hohen und dicken Baume heran, wie die gemeine Eiche und erreicht ein Alter von 150 Jahren und drüber; doch ſoll dies nur dann der Fall ſeyn, wenn ſie gehörig geſchält wird; unterbleibt dieſes, ſo ſoll ſie ſchon im funfzigſten oder ſechszigſten Jahre abſterben. Die Früchte dieſes Baumes ſind ſüßer, als die gemeinen Eicheln, und werden in Spanien, wie die Kaſtanien, gebraten und gegeſſen. Viele Vögel und andere Thiere verzehren dieſelben als ein ſehr angenehmes Nahrungmittel.

Das Merkwürdigſte von dieſer Eiche iſt aber, daß die Rinde derſelben den Kork liefert. So lange der Baum noch jung iſt, darf man ſeine Rinde nur aller acht bis zehn Jahre abſchälen, damit ſein Wachsthum nicht geſtört oder ganz unterbrochen wird. In höherm Alter nimmt man ihm die Rinde ohne Schaden aller vier Jahre. Indeſſen muß doch jederzeit bei dieſem Abſchälen die Vorſicht beobachtet werden, damit das darunter liegende Häutchen, oder die Rinde, die den Splint bedeckt, nicht verletzt wird. Die Rinde von alten Bäumen, bei der dritten Schälung iſt die vorzüglichſte. Bei dieſem Abſchälen wird folgendes Verfahren beobachtet. Wenn im Sommer der Saft das zweite Mal in dem Baume aufſteigt, ſo werden von der Wurzel an bis dahin, wo die Zweige angehen, mit einem Beile drei bis vier Einſchnitte der Länge nach, und oben und unten ein Zirkelſchnitt rings um den Baum gemacht und ſodann die Rinde abgeſchält. Nun legt man, wie Einige erzählen, dieſe obere Rinde ſogleich ins Waſſer und belaſtet ſie mit Steinen, um ſie zu erweichen und glatt zu drucken. Nach Anderer Angabe wird dieſe abgeſchälte Rinde erſt in kleinere Stücke zerſchnitten, die äußere Fläche glatt geſchabt und gebrannt, damit ſie deſto mehr Feſtigkeit bekomme. Nach dieſer Vorrichtung werden die Stücke dann erſt gewaſchen, auf einander geſchichtet und mit Steinen beſchwert, um

sie platt zu drücken. Wie kommt es aber, daß der Baum nicht eingeht, wenn ihm seine Rinde genommen wird? Wenige Tage nach der Schälung bekommt der Stamm durch das Hervordringen eines weißen Saftes, der sehr bald in der Luft verhärtet, eine neue und zartere Rinde, wodurch sein Absterben verhindert wird. Wenn der Kork hinlänglich im Wasser erweicht ist, so wird er herausgenommen, in Tafeln geschnitten, die eine und eine halbe Elle lang und breit sind; diese werden dann auf eine Schicht glühender Kohlen gelegt, um das Trocknen derselben zu befördern, in kleine Pakete gebunden und versendet. Man hat weißen und schwarzen Kork. Den weißen erhalten wir aus Bourdeaux in schönen, gleichen, nicht allzustarken, graugelben Tafeln, die weder Knoten noch Risse haben. Den schwarzen, der stärker als der französische und nicht so leicht zu bearbeiten ist, liefert uns Spanien. Dieser Kork wird zu verschiedenen Zwecken gebraucht. Man legt ihn zwischen die Schuhsolen, um die Nässe und Kälte abzuhalten; und Personen, die am Podagra leiden, tragen Korksohlen, weil man sehr weich auf denselben geht. Dazu gebraucht man vorzüglich den schlechtern spanischen Kork, und diesem Gebrauche verdankt die Rinde der Korkeiche selbst den Namen Pantoffelholz. Weil diese Rinde so außerordentlich leicht ist, so gibt sie auch sehr gute Schwimmkleider. Ein Kamisol, das mit zwölf Pfund Kork gefüttert ist, soll einen erwachsenen Menschen über dem Wasser tragen. An den Fischnetzen werden oben Korkstückchen gebunden, welche die eine Seite des Netzes aufrecht halten. Auch zu Rosenkränzen, Bienenkörben, Tapeten und selbst als Heilmittel bei Blutungen wird der Kork gebraucht. Aus verbranntem Kork verfertigt man eine feine schwarze Farbe, die Spanischschwarz genannt wird. Am häufigsten aber gebraucht man den Kork, um daraus Stöpsel zu schneiden, mit denen gläserne und irdene Gefäße verwahrt werden.

Dies Geschäft ist sehr leicht und einfach, und auf dem beiliegenden Kupfer abgebildet. Eine kurze Erklärung desselben wird schon hinreichen, dieses Geschäft in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen.

Die obere Hälfte des Kupfers zeigt uns das Verkaufs- und Arbeitszimmer des Korkschneiders. Wir sehen in demselben (Fig. 1. und 2.) zwei Arbeiter, die an ihrer Werkstatt beschäftiget sind, und (Fig. 3.) ein Frauenzimmer, welches die schon fertigen Stöpsel ordnet und zum Verkaufe ausstellt. Die untere Hälfte des Kupfers stellt die Geräthschaften dar, die zum Korkschneiden unentbehrlich sind. Unter Fig. 6. erblicken wir eine Werkstatt, auf deren Rande (A. A. A. A.) man den Kork rundet (Fig. 4.); und wie (Fig. 5.) zeigt, zerschneidet. Die 7. Figur stellt den Korb dar, in welchen die Stöpsel, groß und klein, geworfen werden, wenn sie aus der Hand des Arbeiters kommen, welcher deren täglich 15 bis 1600 verfertigen kann. Den Sortirkorb erblicken wir unter Fig. 8. Die 9. Figur zeigt den Wetzstein, an welchem die großen und eigends dazu eingerichteten Messer (Fig. 10.) geschärft werden.

Hesse.

Ueber die Verschiedenheit der Zeitrechnung.

Nicht überall rechnet man die Jahre von der Geburt Christus, und nicht immer begann und beginnt das Jahr mit dem ersten Januar. Die Muhammedaner z. B. zählen ihre Jahre von der Flucht Muhammeds, welche in das 622ste Jahr der christlichen Zeitrechnung fällt, und welche bei ihnen Hegira heißt. Auch ist das türkische Jahr ein Mondenjahr von nur 354 Tagen. Man schaltet in 29 Jahren 11 Tage ein, so daß in 33 unsrer Jahre 34 Neujahrstage bei ihnen fallen. Ihr Neu,

jahrsfeſt fällt daher bald 10—12 Tage früher, bald 10—12 Tage ſpäter, als das Unſrige.

Bei den Venetianern war, bis zur Kalenderverbeſſerung, der erſte März der Neujahrstag. Eben ſo hielten es auch die alten Römer. Die Engländer und Schweden begonnen ſonſt ihr Jahr mit dem 25ſten December, als dem Tage der Geburt Chriſti, bis ſie im Jahr 1753 auch den alten mit dem neuen Styl vertauſchten. In England nahm ehedem das Jahr am 25ſten März ſeinen Anfang, und noch jetzt nennt man das, mit dieſem Tage beginnende, das geſetzliche oder bürgerliche Jahr, ſo wie das, vom erſten Jänner gezählte, das chronologiſche. Die engliſche Kirche feiert ihren Neujahrstag am erſten Adventsſonntage. Auch in Deutſchland beginnt das neue Kirchenjahr mit dieſem Tage. In Portugall war ehedem der 29ſte Auguſt der erſte Tag im Jahre. Auch in Spanien trat man in frühern Zeiten das Jahr mit dem 25 März an. Bei den Ruſſen hebt das Jahr mit dem erſten September an, weil man ehedem glaubte, die Welt ſey im Herbſt erſchaffen worden.

In den mittlern Jahrhunderten wechſelte man mit dem Tage des Neujahrfeſtes ſehr ab. Eine Zeit lang fing man es mit der Leidenszeit Chriſti, dann wieder von Oſtern an. Hierauf wählte man den 25ſten März. Im zehnten Jahrhundert feierte man in den Abendländern den Anfang des neuen Jahres mit dem Martinstage, und ſpäterhin mit dem erſten Advent. Kurz vor der Einführung des Gregorianiſchen Kalenders kam man überein, den erſten Januar feſtzuſetzen.

Auch die nichtchriſtlichen Völker feiern ihr Neujahrfeſt verſchieden. Die Chineſen z. B. begehen es nach dem 20ſten Februar, mit dem Neumonde, welcher der Nachtgleiche am nächſten iſt. Der Neujahrstag iſt daher bei jener Nation ſo wandelbar, wie bei uns das Oſterfeſt. Bei den Japanern fällt

das Neujahr auf den erſten Februar. Die Tunkineſen feiern es den nächſten Neumond nach dem erſten Februar. Die Grönländer haben gar keine beſtimmte Zeitrechnung, weil Niemand unter ihnen ſchreiben kann. Sie zählen ihre Jahre nach Wintern, und ihr Lebensalter nach Nächten. Ihr Kalender ſind die Veränderungen in der Natur. Ihr Neujahrfeſt feiern ſie bald, wenn ſie nach ihrem langen Tage, der über vier Monate dauert, die Sonne zum letzten Male glänzen geſehen haben. Die Erſcheinung kleiner Vögel und das Eierlegen der Raben, welches drei Monate nach ihrem Neujahre erfolgt, bezeichnet das erſte Viertel des Jahres. Das zweite beginnt mit der Geburt der Eidervögel. Sind dieſe erwachſen, ſo tritt das dritte Viertel ein, die Sonne kommt den Horizont herauf, und leuchtet bis zu Ende des Jahres. Das iſt das vierte Viertel.

Koxer.

Anekdote.

Der Kardinal Bragni hütete in ſeiner Jugend die Schweine. Einige Herren, die ſich einſt mit ihm unterhielten, und an ſeinen ungewöhnlichen Antworten Vergnügen fanden, gaben ihm den Rath, er ſollte nach Rom gehen, und dort ſtudiren. Er war aber ſo arm, daß er nicht einmal Geld genug hatte, um ſich ein Paar Schuhe zu kaufen. Doch der Schumacher, an den er ſich deßhalb wandte, war ein mitleidiger Mann; er nahm nur ſo viel für ſeine Schuhe, als ihm der Knabe geben konnte, und ſagte ſcherzend: den Reſt bezahle mir, wenn du Kardinal geworden ſeyn wirſt. Bragni wurde es, vergaß aber in ſeinem hohen Stande nicht, was dieſer gute Mann an ihm gethan, und zu ihm geſagt hatte. Er beſchenkte nicht nur den Schuſter ſehr reichlich, ſondern ließ ſich auch zu ſeinem Andenken in einigen

seiner Zimmer Schuhe an die Wände malen. In seiner Wohnstube ließ er, um sich immer an seine niedrige Herkunft zu erinnern, und um sich dadurch vor Stolz zu bewahren, ein Gemälde aufstellen, welches einen armen Knaben vorstellte, der Schweine hütete.

E. H. Schwabe.

Johann von Anjou.

Der Herzog Johann von Anjou zog an der Spitze seines Heeres gegen Neapel, um sich dieser Stadt zu bemächtigen. In seine Fahnen ließ er die Worte aus dem Evangelium Johannis setzen: Fuit missus, cui nomen erat Johannes. *) Alphonsus von Arragonien, der die Stadt vertheidigte, ließ sogleich auf die Fahnen der Seinigen die, bald darauf folgenden, Worte zeichnen: Ipse venit, et illi non receperunt eum. **)

Kotzer.

Charade.

Drei Silben — — Du wirst die Charaden doch lieben?
Enthalten, mein Leser, das schmerzliche Wort,
Was heute, um Dich im Errathen zu üben,
Um gütige Aufnahme bittet. — Ein Ort —
Doch nein, erst die Theile des Ganzen zu nennen,
Das ist bei Charaden ja Sitte und Pflicht.
Drum lehr ich zwei Silben fürs Erste Dich kennen,
Verliere die Lust zu errathen nur nicht!
Zu vielfachem Nutzen vom Schöpfer bereitet,
Entreißt sie der Mensch mit Gefahr und mit Muth
Den grausenden Tiefen der Erde. — Geleitet
Von Ehrgeiz, und Bosheit und Wahnsinn und Wuth —
In Händen des Kriegers — ach! tiefes Verderben
Bereiten sie da oft Elend und Tod. —
Doch, führt sie der Landmann beim Wunsch zu erwerben,
Dann bringen sie Segen, dann bringen sie Brot.
Die dritte? — sie seufzt Dir vom Bette des Kranken
Entgegen, sie ist der Verwunderung Ruf.
Das Ganze, — nun fasse den letzten Gedanken, —
Er war es, der diese Charade mir schuf —
Das Ganze? — Wie Eisen, ach! liegt auf dem armen
Seit kurzem ein schweres, ein hartes Geschick.
O Brüder, habt Mitleid und reicht voll Erbarmen
Zur Hülfe die Hand ihm mit freundlichem Blick!

Friedr. Grose.

---

*) Es ward ein Mensch gesandt, der hieß Johannes. Joh. 1, 6.

**) Er kam und sie nahmen ihn nicht auf. Kap. 1, 11.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Gutmanns, Vater, Spatziergänge mit seinen Kindern, oder Unterhaltungen über Natur, Menschenleben und Vorsehung mit der erwachsenen Jugend. Vom Verfasser des mythologischen und naturhistorischen Kinderfreundes. In zwei Theilen. 8. 1 Thlr.

Hezel, W. F., ausführliche griechische Sprachlehre nebst Paradigmen der griechischen Declinationen und Conjugationen in 35 Tabellen. gr. 8. 1 Thl.

— — — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen, nebst vollständigen Paradigmen der Nenn- u. Zeitwörter in 35 Tabellen. gr. 8. 12 Gr.

— — — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen. Ohne Paradigmen. gr. 8. 9 Gr.

— — — über Griechenlands älteste Geschichte und Sprache. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 21. Januar 1811. 10.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdigkeiten des alten mexikanischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Der Oberpriester der mexikanischen Geistlichkeit, eben der, welcher bei den schrecklichen Menschenopfern das Hauptgeschäft, das Schlachten der Menschen, verrichtete, hieß Topilzin, und sein Amt war das ehrenvollste. Er trug auf dem Kopfe eine Krone von buntfarbigen Federn, hatte goldne Ohrengehänge mit Smaragden, und war mit einem Scharlachmantel bekleidet, den er nach Beschaffenheit der Festtage und anderer Umstände veränderte. Außer diesem Oberpriester gab es noch sechs Opferpriester bei dem großen Tempel, deren Amt auf ihre Kinder forterbte. Jeder andere Tempel aber hatte wieder seine eignen Priester, welche zu diesem Amte entweder erwählt wurden, oder sich dazu in ihrer Jugend, durch ein besonderes Gelübde bestimmt hatten; in welchem Falle die Knaben unter die Zahl der Geistlichen aufgenommen wurden. Die gewöhnliche Verrichtung der Priester bestund darin, daß sie viermal des Tages dem Götzen räuchern mußten, nämlich mit Sonnenaufgang, zu Mittag, bei Sonnenuntergang, und endlich zu Mitternacht. Zu diesen Stunden machte sich der Priester, welcher die Woche hatte, unter einem gewissen traurigen Klange der Instrumente, auf den Weg. Er war mit einem weißen Gewande bekleidet, hatte ein Rauchfaß in der Hand, näherte sich dem Altar, und nahm, indem seine Amtsgehülfen um ihn herumstunden, Feuer aus einer großen Kohlpfanne, welche Tag und Nacht vor dem Götzen brannte, warf einige Körner Weihrauch darauf, und räucherte damit, welches jederzeit unter dem Schall verschiedener Instrumente geschah. Darauf reichte man ihm ein leinenes Tuch, womit er den Altar abwischte. Nach Endigung solcher Ceremonien begaben sich die Priester an einen geheimen Ort, ließen von ihrem Körper Blut, geißelten sich wohl auch, und beobachteten überhaupt eine große Strenge.*) Oft fasteten sie fünf bis sechs Tage hintereinander, besonders bei Annäherung ihrer großen Feste, und suchten überhaupt durch Bußübungen und Kasteiungen aller Art, die staunende Bewunderung des Volks auf sich zu ziehen.

Im Bezirk des großen Tempels zu Meriko befanden sich auch noch zwei Klöster, eines für Jünglinge, das andere für Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren. Die Zahl dieser, dem Tempel geweihten, Jünglinge, belief sich auf funfzig. Sie hatten sich eine Glatze geschoren, und ließen die Haare nur bis an die halben Ohren wachsen, jedoch so, daß

*) Es ist jedoch hierbei, der historischen Kritik wegen, zu erinnern, daß solche Geisselungen, welche, wie schon im Text erinnert ist, an einem geheimen Orte, ohne Zeugen geschahen, vielleicht nur an den abergläubischen Anhängern der Priester und nicht an ihnen selbst verrichtet wurden.

sie hinten etwas länger waren und in einem kleinen Zopf geflochten werden konnten. So lange das Jahr ihres Klosterlebens währte — denn länger dauerte es nicht — waren sie den strengsten Gesetzen der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams unterworfen. Ihre vornehmste Beschäftigung bestand in Reinigung des Tempels, im Holzzulegen in die Feuerpfannen, welche beständig vor dem Götzenbilde brannten, und überhaupt darin, daß sie den Priestern bei Beobachtung ihrer heiligen Gebräuche an die Hand gingen. Tag für Tag wurden einige von ihnen in der Stadt herumgeschickt, um Almosen zu sammeln — ja, sie hatten sogar das Recht, wenn sie nicht genug bekommen zu haben glaubten, dasjenige mit Gewalt wegzunehmen, was ihnen zum Unterhalte des Tempels und der Priesters nöthig schien. Ihre ganze Kleidung bestand aus einer weißen härenen Kutte; und an gewissen hohen Festtagen versammelten sie sich in Gesellschaft der übrigen Priester an einem, ringsum mit Stühlen besetzten, Orte, hatten in ihren Händen Lanzetten und spitzige Kieselsteine, mit denen sie sich zur Ehre ihres Götzen, bis aufs Blut ritzten, und sodann diese Instrumente ihrer Marter in stroherne Kugeln steckten, welche an den Zinnen des Tempels befestigt wurden, damit das Volk durch den Anblick derselben an den Eifer ihrer Bußandacht erinnert würde. — Nach diesen Bußübungen wuschen sie ihre zerfleischten Körper im Wasser ab.

Die Mädchen, welche gleiche Bestimmung für den Tempeldienst hatten, und welche man die merikanischen Vestalinnen nennen könnte, trugen ein weißes Gewand, und mußten sich den Kopf bescheren. Ihr Amt war, die geheiligten Speisen zu bereiten, welche den Götzen dargebracht wurden, eigentlich aber für die Priester bestimmt waren, welche jedoch nicht eher etwas davon genießen durften, als bis sie solche den Götzen vorgesetzt hatten. Diese Speisen bestanden unter anderm auch aus einer Art Gebacknen, bald

wie Hände und Füße gestaltet, bald wie Torten, gemeiniglich aus Mais und Honig, worunter aber auch Hülsenfrüchte und andre Kräuter gemischt wurden. Diese Vestalinnen wurden sehr streng gehalten; ihre geringsten Fehler musten mit scharfen Bußübungen gebüßt werden, und die Verletzung ihrer Ehre wurde, wie bei den römischen Vestalinnen und peruanischen Sonnenjungfrauen, mit dem Tode bestraft. Diese Frauenzimmer beschäftigten sich in den Stunden, wo sie vom Tempeldienst frei waren, mit allerlei nützlichen weiblichen Arbeiten, z. B. mit Leinwandwirken. Sie, meistentheils Töchter der vornehmsten Merikaner, blieben, so wie die Jünglinge, nur ein Jahr in diesem Kloster, wenn man es so nennen darf, nach deren Verlauf sie es verließen und sich verheiratheten.

Die Merikaner feierten das große Fest ihres Kriegsgottes im Monat Mai. Zwei Tage vorher bereiteten einige der Vestalinnen aus Maismehl und Honig eine Statüe, welche diesen Götzen vorstellen sollte. Nachdem man ihn prächtig ausgeschmückt hatte, setzte man die Statüe auf einen himmelblauen Thron. An dem Festtage selbst begaben sich, mit den ersten Stralen der Morgensonne, alle Vestalinnen paarweise in den Tempel desselben. Sie waren weiß gekleidet, trugen Armbänder von an einander gereihten Maiskörnern, waren mit gebleicheten Aehren von Mais bekränzt und hatten sich die Wangen zinnoberroth gemalt. Man nannte sie an diesem Tage vorzugsweise die Schwestern des Vitzliputzli; sie setzten daher auch das Bild ihres Bruders, (wie sie ihn nannten) in dem Tempelhofe desselben auf eine Tragbahre. Hier nahmen ihn die funfzig Jünglinge, die seinem Dienste gewidmet waren, in Empfang und setzten ihn an der großen Tempeltreppe nieder, wo das Volk in zahlloser Menge herbeiströmte, um ihn anzubeten, indem es sich dabei zur Bezeugung ihrer Ehrfurcht, etwas Erde auf den Kopf streute. So-

dann zog man in Prozession auf einen gewissen Berg, wo man ein Opfer brachte; und nachdem man noch zwei andere Stationen zurückgelegt hatte, kehrte man im feierlich langsamen Zuge nach der Hauptstadt zurück. Jetzt trugen die Jünglinge die Tragbahre ihres Götzen wieder an den Ort zurück, woher sie solche weggetragen hatten, und huben sie, mit Seilen und Rollen, unter dem Schalle von vielen Instrumenten, so hoch in die Höhe, als der Tempel war. In diesem Augenblick verdoppelte die Volksmenge ihre Ehrfurcht, und streute rings um den Tempel her wohlriechende Kräuter und duftende Blumen. Sodann brachten die Vestalinnen den Priestern kleine Stückchen von dem Teige, woraus sie das Götzenbild gemacht hatten, ließen solche von ihnen einweihen, während sie selbst einige Freudentänze aufführten und dem Götzen Loblieder sangen. Möchte sich diese Feierlichkeit nur anders geendigt haben, so würden wir mehr Ursache haben, solche entweder zu belachen oder zu bemitleiden; allein jetzt müssen wir sie verabscheuen — denn sie endigte sich — schrecklich genug — mit Menschenopfern, welche desto zahlreicher waren, je feierlicher das Fest seyn sollte! Wir wenden uns mit Unwillen und gerechtem Abscheu von einer Scene, welche zu schauderhaft ist, als daß man, selbst in der Beschreibung, länger als einen Augenblick dabei verweilen könnte, und segnen dagegen eine Religion, die nicht nur Menschenliebe athmet, sondern auch Menschenliebe gebietet, und deren Stifter der erhabenste Menschenfreund war!

(Fortsetzung folgt.)

Religiöses Gesellschaftslied.

Zwei Stimmen.

Die Rose ist die Königin,
Im Reich der Blumenschwestern;
Doch sagt, wo sind die Rosen hin?
Ach! sie verblühten gestern!
So bleicht der Jugend Rosenpracht,
Des Lebens Frühling schwindet;
Heil dem, der in der Winternacht
Der Hoffnung Sterne findet!

Das Chor wiederholt die vier letzten Strophen.

Deklamation.

Jede kommende Minute birgt eine Vergangenheit in ihrem Schoos — mit jeder dahingeschwundenen sind wir dem Ziele näher gerückt, das unausbleiblich unsrer harret — die Quelle der Jugendkraft versiegt — des Mannes Feuer erlischt — die Welle der Zeit wogt unbemerkt über uns hin! — Von jenem Baum, der Dir unlängst ein Zweig schien, wird vielleicht der Stab schon geschnitten, der dich als Greis stützen soll. — Darum, meine Freunde! laßt keine Minute unbenutzt vorüberflichn — und stehn wir einst am Grenzstein, der die Zeit von der Ewigkeit scheidet, dann wollen wir an der Hand der Hoffnung ins Grab steigen, und ausruhen von allen Minuten voll Freuden und Leiden!

Zwei Stimmen.

Zufriedenheit und Lebensmuth,
Wenn wir ein Leid erfahren,
Vertrauen, und gesundes Blut
Wollst du uns, Gott, bewahren!
Wenn uns zu helfen, Kraft gebricht,
Dann gib uns, deinen Söhnen,
Für Freundschaft ein Vergißmeinnicht,
Für fremden Kummer Thränen!

Deklamation.

Eine Thräne, welche die herzlichste Theilnahme an die Leiden unsrer ärmern Brüder ausspricht, wiegt tausendfach das Scherflein auf, das der Stolz des

Reichen dem troſtloſen Bittenden zuwirft! — Wer für fremden Schmerz eine ungeheuchelte Thräne in Bereitſchaft hat, deſſen Herz iſt ein Gott geweihter Tempel, in dem die Freundſchaft ein ſicheres Aſyl findet!

Zwei Stimmen.

Was hilft der köſtlichſte Gewinn
Wenn unſre Herzen darben?
Wohl uns, wenn wir uns reinen Sinn
Für edle That erwarben!
Nur Wohlthun macht die Seele reich
Und Segen lohnt die Gabe —
Wie ſchläft ſich's dann ſo ſüß und weich,
Im Bette, und im Grabe!

Deklamation.

Darum wollen wir, meine Freunde! keinen Armen hülflos von uns laſſen. — Jede gute That wird vergolten hier, oder dort! — und ein lohnendes Bewußtſeyn wird uns einſt zum Sterbekiſſen dienen, worauf wir ſanft zu unſern vorangegangenen Brüdern hinüber ſchlummern!

Zwei Stimmen.

Der Tugend Pfad iſt ſchmal, und ſteil,
Und nur dem Guten offen!
Wir finden unſer Glück und Heil
Im Glauben, und im Hoffen.
Du treuer, und du ſtarker Gott!
Sey unſer Freund hienieden,
Entnimm uns aller Erdennoth,
Und gib uns deinen Frieden!

Deklamation.

Wenn ſtürmiſche Wogen unſerm Lebensnachen Gefahr drohen — wenn Furcht und Nacht uns umgebe, und wir verlaſſen daſtehen, und einer grauſenvollen Zukunft entgegen zittern — dann ziehſt du göttliche Freundin! die Dulder mit ſanfter Gewalt an deinen Buſen! — Die Nacht weicht vor deinem Strahlenkranz — die Stürme ſchweigen — und vor dir im Staube liegen deine Geretteten, heilige Religion!

Fritz v. Ludwig.

Der Schooshund und der Kettenhund.

Eine Fabel.

Ein liebes Händchen war Finette,
Klein, niedlich, weißer als der Schnee,
Es ſchlief auf einem ſeidnen Bette,
Aß Zuckerbrod und trank Kaffee.
Allein, trotz aller guten Tage,
Selbſt bei dem ſchönſten Leibgericht,
Ward ihm das Leben oft zur Plage,
Warum? das wußt' er ſelber nicht.
Mit manchem Seufzerchen erzählet
Er einſtens dies dem Kettenhund,
Und ſpricht: Sag' mir es, was mich quälet,
Warum bin ich nie ganz geſund?
Du biſt ſo luſtig an der Kette,
Haſt doch nur Brot, und ſchläfſt auf Stroh;
Mich nährt Konfekt, ich hab' ein Bette,
Und doch bin ich ſo ſelten froh!
Hm, ſpricht der Freund, das wußt' ich lange,
Das zu ergründen iſt nicht ſchwer,
Das kömmt, mein Freund, vom Müſſiggange
Und von den guten Tagen her.

E. H. Schwabe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 24. Januar 1811. II.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Gemälde von Blankenburg und seinen Umgebungen. *)

Es war ungefähr ein Jahr nach der französischen Invasion, die über den Harz und seine Bewohner so viel Schrecken verbreitet hatte und noch im frischen Andenken bei ihnen stand, als ich mich entschloß, in der angenehmsten Jahrszeit eine Wanderung nach dem geliebten Blankenburg und seinen reizenden Umgebungen anzustellen, um mich des Wiedersehens meiner dortigen Freunde und Bekannten zu erfreuen. Welche frohe Gefühle erfüllten mein Herz, als ich in die Nähe dieses mir so werthen Ortes kam, den ich seit 25 Jahren nicht wieder gesehen und in dessen Mauern ich den glücklichsten Theil meines Lebens und meiner Jugend verlebt hatte! Welche Empfindungen durchströmten mein Herz, als mich das hochliegende weiße Schloß von fern anlächelte; als ich die schwarzen Tannenwälder des Harzes erblickte; als ich die Lusthaine wiedersahe, in deren schattigen Kühle ich so manchen wonnevollen Tag verlebt hatte; als ich endlich die, in einem Halbzirkel um den Schloßberg herum liegende, Stadt mit ihren Thürmern und Gebäuden ansichtig ward, worin man die Freuden und Annehmlichkeiten der schönen Natur mit den Reizen des geselligen Lebens so gut zu verbinden weiß, um beides zu genießen! — Je näher ich dem Orte kam, mit seinen schattigen Alleen, anmuthigen Spaziergängen, Gärten und Bergen; je höher schlug mein Herz. Denn jeder Weg, den ich betrat, jeder Baumgang, den ich erblickte, jede Straße, jeder Garten, jedes Haus, jeder Hügel, jedes Monument, erinnerte mich an ehemals genossene Freuden; erinnerte mich bald an diese, bald an jene frohe Begebenheit, bald an diese, bald an jene Anekdote aus meiner frühern Lebensperiode. —

Noch mehr erheiterte sich mein Gemüth, als ich in den angenehmen Alleen des dortigen Thiees ein buntes Gemisch von fröhlichen Menschen aus allen Ständen bemerkte, und an dem, an einer Stange aufgesteckten, Vogel bemerkte, daß die Einwohner eben ein Volksfest, das Vogelschießen, frierten. Ich mischte mich sogleich unter die bunten Gruppen, die den grünen Platz um das Schützenhaus her einnahmen, setzte mich, um von des Tages Last und Hitze auszuruhen, auf eine Gartenbank in den kühlen Schatten einer befahrten Linde und sahe mit Vergnügen diesem Volksfeste zu; sahe, wie die Lustwandelnden vor mir auf- und nieder gingen, und sich ihres Lebens in dieser paradiesischen Gegend freueten, oder in den Zelten und Buden den Nektar der neuen Welt einschlürften, oder durch Galliens Rebensaft ihre Lebensgeister erregten. Die Scene veränderte sich ohne Unterlaß vor meinen Augen. Bald zog eine ehrliche Bürgerfamilie vor mir vorüber, um von ihrem mühsamen Tagewerke einige Stunden auszuruhen, um

*) Man findet hierüber mehreres in meiner Reise durch das Fürstenthum Blankenburg. S. Histor. Portefeuille. St. 12. 1788.

sich einen fröhlichen Tag zu machen, oder sich durch Gespräche mit einander zu unterhalten; bald erschien eine Gesellschaft aus den höhern und gebildetern Ständen, um von ihren Gartenhäusern aus eine Promenade über den Thie zu machen, und den Lustbarkeiten des Volkes zuzusehen; bald eilte ein Trupp muthwilliger Knaben vorüber, welche sich mit Schwärmerwerfen, mit Schlüsselbüchsen und kleinen Pistolenabfeuern belustigten. —

So froh mich dies Volksfest anfangs machte, so mischte sich doch bald eine wehmüthige Empfindung in meine Freude. Ich hatte mich in Gedanken, ohne es zu wissen, 25 Jahre in meinem Leben zurück versetzt. Ich glaubte, noch unter meinen alten Bekannten, den damaligen Bewohnern von Blankenburg, zu seyn. Ich suchte unter dem bunten Gemische von Menschen meine ehemaligen Freunde und Freundinnen, an deren Hand ich froh durchs Leben gegangen war, und in deren Umgange ich so glückliche Tage in dieser schönen Gegend verlebt hatte. Aber ich suchte sie umsonst. — Ein ganz neues, mir unbekanntes Geschlecht von Menschen war an die Stelle des alten getreten. Es glitt Alles kalt und fremd an mir vorüber. Kein Blick eines alten bewährten Freundes traf mich, keiner freuete sich meines Wiedersehens, keiner drückte mir nach so langen Jahren des Scheidens froh und bieder die Hand. Wo sind, dachte ich bei mir selbst, die jugendlichen Schönheiten, welche vor dreißig Jahren diese Volksfeste durch ihre Anmuth, ihre muntere fröhliche Laune und angenehme Unterhaltung belebten? Ach! längst sind sie verblühet! — Wo ist der Dichter, der diese Volks- und Familienfeste besang? Auch er ist verblühe! —

So sehe ich mich denn in eben die Lage versetzt, worin einst ein 30jähriger Bewohner der Bastille sich befand, als er endlich nach so langer Zeit aus seinem Kerker entlassen wurde. Er ging nach seinem Hause, um wieder Besitz davon zu nehmen; aber

ganz fremde Gesichter traten ihm entgegen, die nichts von ihm wissen wollten und ihn vor der Thüre abwiesen. Er suchte seine alten Freunde auf, um bei ihnen Trost und Aufnahme zu finden; aber Niemand kannte sie noch oder wußte etwas von ihnen. Der Tod hatte sie längst weggerafft. Er sahe sich in eine ganz neue Welt versetzt, worin ihn Niemand kannte oder etwas von ihm wissen wollte. Er sahe sich genöthigt, endlich in sein Gefängniß zurück zu kehren, wo ihn Jedermann kannte und worin er zu leben gewohnt war. — Trauriges Bild der Kürze des menschlichen Lebens und der Veränderlichkeit alles Irdischen! Noch vor 25 Jahren lebte hier, wo ich stand, und wo sich vor mir Alles im Zirkel der Freude herumdrehete, ein ganz anderes Geschlecht von Menschen, als jetzt, deren Gesichtszüge mir wohl bekannt waren, mit denen ich nur zu einer und derselben großen Familie zu gehören schien, die alle einerlei Zweck hatten, sich ihres Lebens zu freuen. Jetzt, nachdem kaum ein Menschenalter verflossen ist, war die ganze damals lebende Welt, bis auf wenige Individuen, die aber auch schon der Welt absterben, von dem Schauplatze verschwunden oder in andere Gegenden der Erde versetzt. — Wie wird es, sprach ich bei mir selbst, nach abermals durchlebten dreißig Jahren hier aussehen? Niemand wird mehr deiner gedenken. Eine neue jüngere Welt wird sich hier ihres Lebens freuen, um nach kurzer Zeit von einer andern Generation sich wieder verdrängt zu sehen. Nur die Natur bleibt unveränderlich dieselbe. Sie verjünget sich immer von neuem in ihren Werken. Der Mensch, ihr Geschöpf, ist in seiner Erscheinung auf Erden, das Werk eines Augenblickes! —

Länger vermochte ich nicht, diese wehmüthigen Gefühle über die Kürze und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens zu ertragen. Ich raffte mich daher auf, um der Stadt selbst zuzueilen, und Menschen aufzusuchen, die mich ehedem gekannt, und mit denen ich

hier mehrere frohe Jahre verlebt hatte. Dies gab mir neuen Muth und neue Hoffnung und tröstete mich wegen des erlittenen Verluſtes. So ſehe ich dich endlich wieder, ſprach ich, du ſüßer Wohnplatz ſtiller Freuden, du kleines Städchen, wo ich an der Hand meiner Lieben ſo manche Freude genoß! Sey mir gegrüßt! Und ihr guten Bewohner dieſes Ortes, die ihr jeden Fremdling, der ſich euren Mauern nahet, ſo zuvorkommend freundſchaftlich aufnehmet und in eure Häuſer einladet, nehmet auch mich, als einen alten Freund und Bekannten, wieder unter euch und in eure fröhliche Kreiſe auf. Wie werde ich mich an euren Blicken, an euren Umarmungen, an euren ſüßen Geſprächen laben! Gott ſey gedankt, der mich euch nach ſo langen Jahren wieder zugeführt hat! —

Unter dieſen herzerhebenden Gedanken und Empfindungen nahete ich mich dem Stadtthore. Aber auch hier ging es mir wieder, wie dem 30jährigen Bewohner der Baſtille. Die Stadt und ihre nächſten Umgebungen hatten ſich merklich verändert und waren mir faſt fremd geworden. Neue hübſche Anlagen von Gärten und Landhäuſern hatten die Gegend ſehr verſchönert und ihre Reize ungemein erhöhet. Sie zeugeten rühmlich von dem guten Geſchmacke ihrer Bewohner, welche die Schönheiten der Natur zu empfinden und ſich ihres Lebens zu freuen verſtanden. — Ich trat ins Thor und ſahe die mir noch wohl bekannten Häuſer nach der Reihe an, ob ich nicht am Fenſter oder auf der Hausflur ein mir bekanntes freundliches Geſicht erblicken könnte. Allein es war nichts davon zu entdecken. Alles ſchien mir fremd und unbekannt zu ſeyn. Das eine Haus war, wie ich nachher hörte, ausgeſtorben; der Beſitzer eines andern von dort mit ſeiner Familie weggezogen; eins fand ich gar niedergeriſſen und in ſeinen Ruinen liegend. Es ſollte zu einem Comödienhauſe umgeſchaffen werden; aber der böſe Krieg hatte die Stadtkaſſen erſchöpft, und den Bau unterbrochen.

Ich fand endlich einen und den andern von meinen alten Bekannten wieder und freuete mich ſeines Wiederſehens; aber das Alter hatte den einen gebeugt; ein anderer war in ſeinen Geſinnungen durch die Länge der Zeit gegen mich erkaltet; noch ein anderer durch die verhängnißvollen Zeiten von ſeinem ehemaligen Wohlſtande herunter gekommen; wieder ein andrer hatte durch die veränderte Verfaſſung ſeinen einträglichen Poſten verloren und war um Brot verlegen; andere ſeufzten unter läſtigen, wenig einbringenden Geſchäften und beklagten ihr trauriges Schickſal. —

Was war unter dieſen Umſtänden zu thun? Was für eine Parthei zu ergreifen? Die Menſchenwelt war für mich ſo gut, wie ausgeſtorben. Ich eilte alſo in die freie Natur und erholte mich für die Wunde, die mir die Zeit geſchlagen hatte, an der reizenden Gegend, welche Blankenburg umgibt. Mein erſter Gang war nach dem dortigen Schloſſe. — Der Schloßberg, den ich ehedem ſo oft zu meinem Vergnügen erſtiegen hatte, um dort froh und frei zu athmen und die Sorgen des Lebens zu verſcheuchen, wurde mir doch ſchon etwas ſaurer zu erſteigen. Ich merkte, daß ich um dreißig Jahre älter geworden war. — Aber wie belohnend war gleichwohl dieſe Mühe für mich, als ich nun die Höhe des Berges erreicht hatte und nach ſo langer Zeit wieder der reizenden Ausſicht genoß, die man hier hat! Im Hintergrunde der ſchwarze Harzwald mit ſeinen finſtern Tannenwäldern, zu meinen Füßen das kleine niedliche Städtchen mit ſeinen ſchönen Umgebungen, vor mir die unabſehlichen Ebenen des vormaligen Herzogthums Magdeburg, die ehrwürdigen Thürme von Halberſtadt und Quedlinburg, die ſchreckliche Teufelsmauer und den nackten Regenſtein mit ſeinen ſchauerlichen Felſen und Klippen! — Nur wenige Gegenden des nördlichen Deutſchlandes, wenn

ich die ſächſiſche Schweiz und die Napoleonshöhe ausnehme, gibt es, die dieſer gleichkommen.

Aber auch hier, mitten im Genuſſe dieſer erhabenen Ausſicht, bemächtigte ſich meiner ein wehmüthiges Gefühl, welches durch die freundſchaftliche Aufnahme des Bewohners dieſes Schloſſes nicht ganz unterdrückt werden konnte. Das alte ehrwürdige Schloß mit ſeinen Felſenwänden, mit ſeinen verödeten Zimmern und ſeinem, mit Gras bewachſenen, Hofraume, malte mir wieder das Bild der Vergänglichkeit alles Irdiſchen recht lebhaft vor Augen. Schon dreimal, ſo dachte ich, iſt dieſes Schloß ſeiner ehemaligen Beſitzer beraubt worden. Frohe und glückliche Tage verlebten hier auf dieſer alten Ritterburg vor mehrern hundert Jahren die vormaligen Grafen von Blankenburg unter ihren Unterthanen und Vaſſallen, wenn ſie gleich keinen glänzenden Hofſtaat beſaßen und ihre Unterthanen nicht nach Millionen zählten; bis ihr alter Stamm ausſtarb und ihr Ländchen den Herzögen von Braunſchweig, als ihren Lehnsherren, anheim fiel. Auch die Herzöge von der Blankenburgiſchen Linie verlebten hier frohe Tage, freueten ſich der dortigen ſchönen Natur, belebten und verſchönerten dieſen Ort durch ihren Aufenthalt, führten unter ihren Unterthanen ein mehr bürgerliches Leben, erhöheten das Glück derſelben durch Theilnahme an ihren Feſten und Vergnügungen und durch Aufhelfung und Unterſtützung der Hülfsbedürftigen, beſchäftigten ſich mit der Jagd und hatten, ſo klein auch ihr Ländchen war, doch das Glück, daß zwei kaiſerliche Prinzen, der Erzherzog Karl von Oeſterreich, und der Ruſſiſche Kronprinz Alexius Petrowitſch, ſich um die Hand ihrer Prinzeſſinnen Töchter bewarben. Noch jetzt erinnern ſich die Einwohner Blankenburgs mit Vergnügen, wiewohl meiſtens aus den Erzählungen ihrer Aeltern, der frohen und glücklichen Zeiten, da der junge Lotharingiſche Prinz Franz, der Bräutigam der Maria Thereſia, der großen Enkelin ihrer Herzogs, Ludewig Rudolph, mit ſeiner Gegenwart dieſes Schloß beehrte und dadurch die Balle und Feſte glänzend machte. — Aber auch dieſes Glück war von kurzer Dauer. Den Herzog rief ſeine Beſtimmung nach Wolfenbüttel, um die Regierung eines größern Landes anzutreten. Und nun hat dies Schloß ſeit kurzem zum drittenmale ſeine Beſitzer, die Herzöge Beverſcher Linie, verloren, die, wenn gleich nicht auf immer, doch von Zeit zu Zeit es zu ihrem Sommeraufenthalte machten, um dort der ſchönen Natur und der ländlichen Freuden zu genießen. Wie ſchnell und unerwartet endigte ſich ihr Aufenthalt hieſelbſt! — Eine Thräne ſtieg mir ins Auge, als ich der letzten kurzen und traurigen Anweſenheit unſers unvergeßlichen Carl Wilhelm Ferdinand auf dieſem Schloſſe gedachte, wohin er ſich blind und erſchöpft vom Schlachtfelde bei Auerſtädt tragen ließ, um ſein edles Leben hier auszuhauchen, welches ihm doch nicht einmal vergönnt ward. Stat sua cuique dies! rief mir das Schickſal dieſes großen und edlen Fürſten, ſo wie alles, was ich hier um mich her erblickte, mit lauter gleichſam hörbarer Stimme zu. Ich konnte dieſen Gedanken nicht ganz wieder los werden. Er miſchte ſich ſelbſt in den Genuß, den die ſchöne Ausſicht, die Annehmlichkeit dieſer Gegend und die Reize des Thiergartens mir gewährten. Das Bild der Vergänglichkeit alles menſchlichen Glücks und aller irdiſchen Größe ſtand allenthalben vor meinen Augen gemalt. —

(Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Logogriphen im ſiebenten Stück.

Staub, taub.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 26. Januar 1811. 12.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Auflösung des Räthsels im achten Stück.

Der Haussperling.

Fringilla domestica Lin. Le Moineau. Buff.

Der Haussperling gehört zu den Singvögeln, die man mit dem allgemeinen Namen Passeres bezeichnet, und zwar unter die Gattung der Finken; daher auch sein lateinischer Name kommt. Da Sie diesen Vogel, der beinahe ein Hausthier ist, hinlänglich kennen, so will ich nur dasjenige, wodurch er sich vom Feldsperlinge unterscheidet, kurz angeben, und dann sogleich über seine merkwürdigen Eigenschaften, die weniger bekannt sind, das Nöthige sagen. Der Scheitel ist aschgrau; Flügel und Schwanz sind dunkelblau; der Rücken ist schwarz und rothblau gefleckt. Ueber die Flügel läuft eine weiße Binde. Beim Weibchen ist der Kopf rothgrau, und der rothgraue Rücken schwarz gefleckt. Die Binde über die Flügel ist röthlich weiß. Der, sechs Linien lange, Schnabel, ist kegelförmig, scharfgespitzt und an den Seiten etwas eingedrückt.

Obgleich das äußere Ansehen den Sperling eben nicht empfiehlt, so ist er doch, seiner Munterkeit wegen, die er bei jeder Witterung zeigt, ein angenehmer Vogel im Freien. Sein Gesang besteht in den Tönen Dieb! dack! zack! die er oft ohne alle Melodie wiederholt; daher er nur sehr uneigentlich unter die Singvögel gehört. Auffallend ist seine Anhänglichkeit an die Wohnungen der Menschen. Allenthalben, wo Häuser und bebaute Felder sind, wird man auch Sperlinge antreffen. Sie ziehen sogar mit, wenn sich die Kultur des Bodens weiter verbreitet. So weiß man gewiß, daß sie in dem größten Theile Sibiriens noch unbekannt waren, ehe sie die Russen durch den Anbau des Getreides herbeilockten. Ueberhaupt trifft man unsern Haussperling in ganz Europa bis Drontheim, in Asien von Persien bis Sibirien und um Aleppo, in Aegypten und in den Gegenden des Flusses Senegal. Ob die Sperlinge gleich dem Menschen so nahe wohnen, so trauen sie ihm doch so wenig, daß sie sogleich entfliehen, so bald sie merken, daß er seine Augen scharf auf sie richtet. Ja sie sind durch wiederholte Verfolgungen so schlau und listig geworden, daß sie den meisten Fallstricken glücklich zu entgehen wissen.

Das Merkwürdigste an den Haussperlingen sind ihre Nahrungsmittel, durch die sie zugleich wohlthätig und schädlich werden. Sie vertilgen unzählige schädliche Insekten, Maikäfer, Erbsenwürmer, Raupen und Heuschrecken, mit welchen sie sich und ihre Jungen das ganze Jahr durch ernähren. Im Frühjahre suchen sie alle Obstbäume durch und lesen die Raupen von Blüthen und Blättern ab. Sie gehen aber auch in den Gärten und Feldern, welche den Häusern nahe liegen, nach den Sämereien und thun Schaden an den aufgehenden Küchengewächsen, an den Kirschen und Weintrauben. In den Feldern

freſſen ſie reifenden und reifen Weizen, Hirſen, Gerſte und Hafer. Auch gehen ſie im Winter in die Scheunen und Kornböden. Sie fangen die Bienen weg, die ſich bei ſchönen Wintertagen vor die Fluglöcher wagen. Dieſer Schaden, den die Sperlinge beſonders auf ſolchen Aeckern anrichten, welche den Dörfern und Städten nahe liegen, kann freilich ſehr beträchtlich werden; allein da ſich dagegen Mittel angeben laſſen, und der Nutzen, den ſie den Menſchen bringen, auf der andern Seite ſo einleuchtend iſt: ſo ſind ſie gewiß nicht die ſchädlichen Thiere, für welche man ſie ausgeſchrien hat. Bechſtein ſagt in ſeiner Muſterung aller bisher als ſchädlich geachteten Thiere Seite 136: „Wo die Hausſperlinge in großer Menge vorhanden ſind, da werden ſie gleich wohlthätig und ſchädlich; wo ſie aber nur in mäßiger Anzahl wohnen, ſind ſie mehr nützlich als ſchädlich.“ An einem andern Orte ſagt eben dieſer Naturforſcher: „Ich kenne Landgüter, die einzeln liegen, und wo man ſie ihrer Schädlichkeit wegen gänzlich vertilgte; was geſchah? Die Eigenthümer bekamen niemals Obſt, und wenn die Bäume in ihrer Nachbarſchaft noch ſo reichlich trugen. Die Urſache war, daß die Raupen nicht von den Sperlingen ausgerottet wurden. Durch Schaden ward man klug, und ſetzte die Sperlinge gar wieder an.“ Vor der zu ſtarken Vermehrung kann man ſich dadurch ſichern, daß man die Jungen aus dem Neſte nimmt und auch alte fängt und ſpeiſet. Denn ihr Fleiſch ſchmeckt ſo angenehm, als das der Finken; und es gehört unter die Vorurtheile, daß man es für übelſchmeckend ausgegeben hat. Ich kenne Landgüter, wo man verfertigte Käſten in Gärten an die Bäume hängt, damit die Sperlinge darin hecken, um die Jungen bequem herausnehmen und ſpeiſen zu können. Die Kirſchbäume ſchützt man gegen ſie durch Netze, die man darüber zieht. Von beſäeten Beeten in Gärten werden ſie durch ausgeſpannte Netze und

Schnüre oder durch einen aufgehangenen todten Krebs abgehalten.

Die alten Hausſperlinge niſten des Jahres dreimal und machen ihr Neſt ſchon im März; die jüngeren aber niſten nur zweimal. In der Wahl der Orte ſind ſie ziemlich gleichgültig. Sie bauen ihr Neſt in Löcher der Mauern, in den Dachrinnen, unter den Ziegeln, in Bäume oder auch in Kaſten, die man in dieſer Abſicht aufhängt; oder ſie beißen auch eine Schwalbe aus ihrem Neſte, und richten es für ſich ein. Es iſt aber falſch, was man vorgibt, daß die Schwalbe den Sperling bei dieſer Gelegenheit einmaure. Die Schwalben wehren ſich etliche Tage, rufen auch andre dazu, verlieren aber mehrentheils und müſſen ſich ein neues Neſt bauen. Ein Sperlingsneſt erkennt man leicht an dem heraushangenden Heu und Stroh, das ſie zur Unterlage brauchen. Die Sperlinge legen fünf bis ſechs auch wohl acht weiße, mit Braun punktirte, Eier. Männchen und Weibchen brüten wechſelsweiſe vierzehn Tage und füttern die Jungen mit Inſekten auf.

Der Hausſperling wird ſonſt auch Spatz, Feldſperling, Hausdieb, Gerſtendieb, Kornſperling, Speicherdieb, Hofſperling genannt.

Als Abarten findet man zuweilen auch ganz weiße, gelbe, ſchwarze, blaue, und bunte Hausſperlinge, und auch Baſtarte von einem Kanarienvogelweibchen und einem Hausſperlinge.

Der Feldſperling

Fringilla montana Lin. Friquet. Buff.

unterſcheidet ſich von dem Hausſperlinge durch den ſchön roth braunen Kopf. Flügel und Schwanz ſind dunkelbraun, der Rücken ſchwarz und roſtfarben gefleckt und über die Flügel laufen zwei weiße Linien. Er iſt kleiner als der Hausſperling. Das Weibchen iſt heller am Kopfe, als das Männchen; die ſchwarze

Kehle und der schwarze Wangenfleck sind auch kleiner. So ist auch der weiße Ring um den Hals weniger merklich, als beim Männchen.

Dieser Sperling ist weniger scheu, als der Haussperling und weit muthiger und muntrer als jener. Er ist immer in Bewegung, und sein Ton ist fast der des Haussperlings, nur heller. Im Frühlinge ruft er: tzieb, tzieb, tzieb, ingleichen die Töne: tzieb, zarr, zarr, zwohr. Auch diesen findet man durch Europa bis Schweden hinauf, durch das östliche Sibirien und Nordamerika. In Deutschland ist er in einigen Gegenden fast so häufig, als der Haussperling. Im Winter mischt sich diese Gattung der Sperlinge unter die Haussperlinge, und besucht die Mistställen und Bauernhöfe; aber in die Städte kommen sie fast gar nicht. Sie schlafen in dichten Hecken und Weidenbäumen. Ihre Nahrung ist im Sommer eben dieselbe, welcher sich die Haussperlinge bedienen; folglich gilt auch von dieser, was über den Nutzen und Schaden jener Thiere gesagt worden ist. Im Winter sucht der Feldsperling seine Nahrung an Landstraßen im Pferdemist auf; oder er findet sie in den Samen des Vogelwegtritts; oder er geht auf die Bauernhöfe vor die Scheunen. Im Frühjahre liest er den ausgeflogenen Erlensamen, in Gesellschaft der Zeisige auf. Zu ihrem Neste lesen sich die Feldsperlinge die Höhle einer Weide oder eines Obstbaums aus. Das Nest ist eben so kunstlos als das, des Haussperlings. Sie legen fünf bis sieben weißgraue Eier, mit röthlichen und dunkel aschgrauen Punkten. Das Brüten und Füttern der Jungen geschieht wie bei dem Haussperling. Zu fangen sind sie leichter, als die Haussperlinge; denn sie gehen auch auf Leimruthen, wodurch nie ein Haussperling hintergangen werden kann. Ihr Fleisch hat einen noch bessern Geschmack, als das, der Haussperlinge. Wenn sich ein Paar in einen Obstgarten gewöhnt haben, um da zu nisten, wird sie jeder verständige Obstgärtner zu hegen und zu erhalten suchen. Denn beide Gatten fliegen täglich von Baum zu Baum, und lesen im Frühjahre aus den Knospen und Blüthen der Obstbäume die schädlichen Räupchen und Insekten ab.

Sonst hat dieser Feldsperling noch viele Namen, als: Rothsperling, Bergsperling, Felddieb, Waldsperling, wilder Sperling, Weidensperling. Auch unter diesen gibt es (doch selten) weiße, und bunte. Zuweilen findet man gehaubte unter ihnen, welche übrigens ganz die gewöhnlichen Farben haben.

Suttinger.

Der Esel auf Reisen.

(Eine Fabel.)

Ein Esel machte eine Reise,
Zu schauen fremdes Volk und Land.
Das Reisen, dacht' er, macht doch weise,
Und gibt Erfahrung und Verstand.
So dachte unser Eselein,
Und wanderte Land aus, Land ein.

Er ging nach Schweden und nach Preußen
Nach Frankreich und Italien;
Sogar in's Kaiserreich der Russen
Und endlich selbst nach Spanien;
Bald da, bald dort im vollen Trab,
Wo es nur was zu schauen gab.

Und als er wundervieł gesehen,
Dacht' er, nun ist es wohl genug;
Ich muß nun bald zurücke gehen,
Sonst werde ich noch überklug.
Gesagt, gethan, das Eselein
Ließ nun das Reisen, Reisen seyn.

Ha, welch ein Jubel in die Runde,
Als ihn die Brüder wiedersahn,
Man grüßte ihn mit Herz und Munde,
Und jeder sucht' sich ihm zu nahn;
Der fragte dies, Der fragte das,
Und keiner wußte selbst recht, was.

Doch als der freudetrunkne Haufen,
Satt von zahlloser Küsse Schmaus,
Ein wenig wieder sich verlaufen,
Da rief ein alter Esel aus:
Nun, lieber Bruder, sage mir,
Was nützte denn dein Reisen dir?

Das, rief er aus mit vollen Lungen,
Und sah den Alten höhnisch an,
Daß ich nunmehr in allen Zungen
Mein Ya trefflich schreien kann,
Französisch, englisch, wie's beliebt,
Deutsch, russisch, spanisch, was es gibt.

Ach, sagte drauf der graue Weise,
Laß doch die losen Künste seyn!
Ist das der Nutzen deiner Reise,
So trifft an dir das Sprichwort ein:
Gehst du als Narr auf Reisen aus,
So kommst du auch als Narr nach Haus.

E. H. Schwabe.

Charade.

O wie umschmeichelt das Ohr, was die zwei Silben verkünden.
Doch nicht dies nur; es folgt freudig der innere Sinn.
Siehe, der Menschen Geschlechte, so ungleich einigt es; Rohe
Ruft es zur Lust nur; allein Weis' auch zu lieblichem Schmerz

Wehe dir, Himmelentsprossne. — Dem grausenvollsten Beginnen
Gab man zur Führerinn dich, stürzt dich in Feuer und Blut,
Daß du der Zwietracht Funken entglühest zu lohender Flamme;
Du Gespielinn der Ruh, wurdest Genossinn der Wuth.
Einem Wörtchen gesellte der Mensch, der Frieden erlanget,
Süße Gefühle bei, — aber sie wurden getrübt;
Denn nicht den Herold allein zur Freude des Jahres, den Herold
Auch zu Wunden und Tod höret er mit ihm und seufzt.
Vor die Zwei dies Ein', und das Ganz' umwirbelt dich; Flamme
Wird die Seele! hinein! in das Getümmel hinein! —

Nf. A. S—n.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Scenen aus der Kinderwelt. Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von F. W. v. B. 8. 8 Gr.

Schäfer, G. H., Hochdeutsches Wörterbuch nach den Endsilben geordnet. Ein bequemes Hülfsmittel beim Sprachunterrichte, bei der Rechtschreibung und dem Reime. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schlegel, M. G., der Churſächsische legale Schulmann. Ein nöthiges Handbuch, nicht bloß für Lehrer in deutschen Schulen und solche, die es werden wollen, sondern auch für alle, die mit ihnen in gewissen Verhältnissen stehen. 8. 12 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 28. Januar 1811. 13.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Türkiſche Klöſter und Orden.

Nicht allein die Chriſten haben Klöſter und geiſtliche Orden, ſondern auch die Türken; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie bei den Türken nicht in ſo groſſer Menge, als dies ehedem unter den Chriſten der Fall war, angetroffen werden. Gemeiniglich gibt man Muhammed und ſeine vier Nachfolger als die Stifter von beiden an; allein dieſes iſt ein Irthum. Wahrſcheinlicher ſind die meiſten türkiſchen geiſtlichen Orden unter Orkans Regierung geſtiftet worden. Nachdem nämlich dieſer glückliche General verſchiedene Reiche erobert, und ſein Gebiet bis nach Natolien ausgebreitet hatte, ernannte er, um ſeine Dankbarkeit gegen Gott und den großen Propheten zu beweiſen, einige Perſonen, die abgeſondert leben, Religionsübungen anſtellen, und ſeine Unterthanen in der neuen Glaubenslehre unterrichten ſollten. Seine Wahl fiel auf zwei ſeiner Höflinge, die wegen ihrer Weisheit und Frömmigkeit berühmt waren, Naſſibradi und Kolvet. Dieſe zogen ſich wieder Schüler, der erſte zwei, der andere ſechs, welche ſämmtlich beſondere Orden ſtifteten, die zum Theil noch fort beſtehen.

Einer von den beiden Jüngern Naſſibradis hieß Mavilоa. Das vornehmſte Kloſter ſeiner Abkömmlinge ſteht zu Cogni in Natolien, außerhalb der Mauern. Es iſt ein Prachtgebäude, deſſen Umfang eine Viertelmeile beträgt. Die darinnen wohnenden Mönche heißen Derwiſche, wie alle ihre Brüder. Im Kloſter befinden ſich mehr als 500 Zellen, davon jedoch die meiſten leer ſtehen, weil es an Leuten fehlt, die ſich den ſtrengen Regeln des Ordens unterwerfen. Jeder Kloſterbruder trägt ein Hemde von ſackgrober Leinwand auf dem bloßen Leibe, und über dem Hemde einen Rock von dunkelfarbigem Flanell, über welchem noch ein Ueberrock von weißem Tuch kommt, der jedoch nur zur Zeit des Regenwetters angelegt wird. Den Kopf bedeckt eine runde Mütze von Kamelharen, und um den Leib geht ein lederner Gürtel, der die Gewänder zuſammen hält. Bruſt und Füße ſind blos. Ihr vornehmſtes Abzeichen iſt ein Roſenkranz, oder eine Schnur hölzerner, an einander gereihter Knöpfe, welche zum Abzählen der Gebete dienen. Außer dem Ramadan, dem Faſtenmonat der Türken, faſten dieſe Mönche alle Dienstage, Donnerſtage und Freitage. Bekanntlich iſt der Freitag der gottesdienſtliche Tag der Türken. An dieſem Tage halten die Mönche vom Orden des Moviloa jedesmal einen förmlichen Gottesdienſt, der darinne beſteht, daß der Vorſteher des Kloſters den übrigen einen Abſchnitt aus dem Koran erklärt. Hierauf tritt das Chor der Mönche hervor, neigt ſich gegen den Vorſteher, und ſpielt auf verſchiedenen Inſtrumenten einige Stücke, nach deren Schall die Nichtmitſpielenden ſich mit einer ſolchen Geſchwindigkeit herum drehen, daß man weder ihr Geſicht noch ihre Geſtalt erkennen kann. Einige gerathen ſogar in Verzuckungen, und reden wunderliche Dinge, wel-

che aber für göttliche Aussprüche gelten. Sie essen Opium in so großer Menge, daß sie dadurch an Geist und Körper ganz abgestumpft werden, und fast zur Thierheit hinabsinken. Außer diesen Religionsübungen bringen sie ihr Leben in beständigem Müssiggange zu, und erlauben sich die unnatürlichsten Ausschweifungen. Dessen ungeachtet hält man sie für heilige Menschen.

Ein zweiter Orden, der Orden der Brabecker, ist weniger bekannt, und nur in einigen Gegenden von Persien vorhanden. Die Mitglieder desselben zeichnen sich blos dadurch aus, daß sie die Verdienstlichkeit der Meccanischen Wallfahrten ableugnen, und dieselben nicht für wesentlich nothwendig zur Seligkeit erachten. Von den sogenannten Rechtgläubigen werden sie daher als Ketzer verschrien.

Ein dritter Orden, welcher der Orden Kadri heißt, zeichnet sich besonders durch seine Strenge aus. Die Ordensbrüder müssen viel fasten. Täglich darf ein Derwisch nicht mehr, als acht Unzen Speise zu sich nehmen, und in jeder Woche muß er wenigstens Eine Nacht fasten. Um den Schlaf zu vertreiben, beschäftigt man sich mit einer lärmenden Musik, und einem höchst einförmigen Tanze, der nach dem Schlage einer Trommel eingerichtet ist, wobei das Wort: Hai, d. h. der Unsterbliche, oft wiederholt wird. Die heftige Bewegung dabei verursacht den Derwischen nicht selten Blutstürze. Einzelne Glieder des Ordens geben Erscheinungen und Offenbarungen vor, die wahrscheinlich Wirkungen des Opiums sind, welches sie in großen Quantitäten genießen.

Der Orden Suzii hat die Pflicht der Barmherzigkeit besonders auf sich. Man erweiset dieselbe nicht allein den Menschen, sondern auch den Thieren. Die Novizen dieses Ordens gehen betteln, und füttern von dem Zusammengebrachten Vögel, Eidexen, Schlangen und Hunde. Die Letztern kennen ihre Wohlthäter sehr genau, und laufen ihnen Heerdenweise

nach. Dieser Orden blüht besonders zu Cairo, Bagdad und Bursa.

Der Orden der Kalender ist jetzt ganz ausgeartet. Der Stifter desselben ging stets mit entblößtem Haupte, wohnte, fast unbekleidet, in Höhlen und Wäldern, und trug einen Gürtel von Thierfellen um seine Lenden. Anfänglich verstanden sich seine Schüler zu ähnlichen Entbehrungen; aber in der Folge wurden sie der Beschränkungen überdrüßig, und an die Stelle der Enthaltsamkeit trat Völlerei und Ueppigkeit. Der Grundsatz dieser Heiligen ist heut zu Tage: „Der heutige Tag ist für uns; der morgende für den, der ihn erlebt." Uebrigens gefällt diese epikurische Lebensart im Morgenlande, und der Orden zählt viele Mitglieder.

Weit strenger ist der Orden des Mimetullas. Zwar ist die Enthaltsamkeit nicht höchstes Gesetz bei demselben, sondern die Ausbreitung des Lobes Gottes. Sie stimmen in den Moscheen ihre Lieder in arabischer Sprache an, und sind dabei sehr eifrig. Ihr Noviziat ist indeß sehr strenge. Man verschließt die Novizen vierzig Tage lang ganz allein in einem Zimmer, reicht ihnen täglich nicht mehr, als 24 Drachmen trocknes Brot. Nur derjenige Kandidat, der diese Prüfung besteht, wird als Bruder aufgenommen.

Sogar unter den Soldaten besteht eine Art von geistlichen Orden. Er heißt der Orden Bektasi, eines Jüngers des Kolvet. Der größte Theil der Janitscharen bekennt sich zu seiner Lehre. Die Mitglieder desselben glauben ein unbedingtes Fatum, daß nämlich Niemand dem Tode entgehen könne, dem er einmal von Gott bestimmt ist. Dieser Glaube wirkt bei den Soldaten Wunder der Tapferkeit. Dagegen halten die Bekenner dieses Glaubens nichts von öffentlichen Gottesverehrungen und vom Gebet.

Man sieht aus der Beschreibung dieser Orden,

daß Thorheit und Aberglaube auch unter den Türken ihren Thron aufgeſchlagen haben.

K—r.

Walhalla.

Aus einer, im vorigen Jahrgange der Jugendzeitung (Nr. 127.) befindlichen Schilderung der alten Germanen wird es den Leſern dieſer Blätter noch erinnerlich ſeyn, daß unſere deutſchen Voräldern die Belohnung ihrer Tapferkeit in dem Heldenhimmel Walhalla zu finden hofften. Als Anhang zu jenem frühern Aufſatze ſtehe hier eine ausführlichere Beſchreibung der genannten Todtenhalle, nach dem Gemälde, das uns hiervon die Fabellehre der alten nordiſchen Völker entwirft. Daß wahrſcheinlich jedes Jahrhundert einige Züge zu dem Gemälde hinzugefügt und ſich folglich auch der alte Germane ſeinen Heldenhimmel noch nicht ganz ſo anmuthig gedacht habe, darf ich wohl kaum erinnern. —

Walhalla, ein Gebäude von unermeßlichem Umfang, in der Götterſtadt Asgar, war aus gediegenem Golde erbauet und mit goldenen Schilden gedeckt. Fünfhundert und funfzig Thore führten zu dieſem ungeheuern Palaſt, und jedes derſelben war ſo breit, daß acht Helden ſehr bequem neben einander ihren Einzug halten konnten. Ueber dem weſtlichen Thore, durch das vermuthlich die, in der Schlacht gefallenen, Krieger einzutreten pflegten, ſchwebten ein Wolf und ein Adler, beides Raubthiere, die ſich bekanntlich von den Leichnamen der Erſchlagenen nähren. Rings um das Gebäude her glänzten in ſtolzer Pracht die goldenen und ſilbernen Paläſte der Götter, die durch ihre Nähe die Wonne der Helden zu erhöhen ſuchten. — Das Innere dieſer Halle war nicht weniger prachtvoll. Auf erhabenen Sitzen, die mit goldenen Schilden bedeckt waren, ſaßen im

ſtralenden Waffenſchmuck die Tapfern und berauſchten ſich in einem wohlſchmeckenden Meth, dem Lieblingsgetränk der Germanen, das hier dem Euter einer Ziege entquoll, und ſchwelgten beim Genuß des Fleiſches von einem fetten Eber, der, zu Nutz und Frommen der hungrigen Helden, an jedem Abende wieder lebendig wurde, um am folgenden Tage von neuem geſchlachtet und genoſſen zu werden. Mitten unter den Fröhlichen thronten die Götter, und den erhabenſten aller Sitze ſchmückte Odin (auch Wodan genannt), der König und Heerführer der Götter und Beherrſcher der Schlachten, für deſſen Söhne die tapfern Krieger galten. —

Verderben drohend rückten unten auf der Erde zwei feindliche Heere gegen einander und der blutige Kampf beginnt. Da ſchweben auf Odin's Geheiß die lieblichwilden Göttinnen der Schlacht, die Walkyren, von ſchnaubenden Roſſen getragen und von einer blutrothen Wolke umhüllt, hernieder, ſchwingen das blitzende Schwert in ihrer Rechten, wägen mit gerechter Würdigung die Tapferkeit der Streitenden und wählen diejenigen unter ihnen aus, die ſich, durch ihren Heldenmuth, der Wonne Walhalla's bereits würdig gemacht haben. Von rühmlichen Wunden bedeckt fallen die Krieger, und jetzt treten mit freundlichem Blick die Walkyren zu den Gefallenen und geleiten ſie nach Walhalla. Gehörte der, in der Schlacht Geſunkene, zu den ausgezeichneten Helden, dann zog ihm jubelnd die geſammte ſelige Heroenſchaar aus Walhalla entgegen, führte ihn im Triumph in die glänzende Halle, und feierte ſeine Ankunft durch eine reiche Mahlzeit.

Seine höchſten Genüſſe, Krieg und Trinkgelag, fand übrigens der tapfere Bewohner des Nordens eben ſo gut in ſeinem Heldenhimmel wieder, wie der zartſinnigere Grieche in Elyſium ſeinen Freund, und der rohe Lappländer in ſeinem Himmel das Rennthier und den Fiſchthran. — Kaum erleuchtete am

Morgen der erste Sonnenstral die stolzen Wohnungen der Götter, da weckte ein goldener Hahn mit gellender Stimme die seligen Schläfer. Rasch griff jeder von ihnen nach Schwert und Lanze, schwang sich auf sein stampfendes Roß, und zog zu dem Kampfplatz. Hier sank der Eine unter den Schwertstreichen des Andern, bis das Getümmel der Schlacht verhallt war. Dann standen auch die Gesunkenen wieder lebend auf, und Alles begab sich in die Halle zurück, um sich für den Schweiß und für die Beschwerden in der Schlacht beim fröhlichen Mahle zu entschädigen. Die freundlichen Walkyren übernahmen dabei das Geschäft der Bedienung, und reichten den zechenden Helden in goldenen Büffelhörnern — denn Alles mußte hier von Gold seyn! — das berauschende Meth. Um jedoch auch die Neugier der Seligen zu befriedigen, und ihnen Kunde von dem Schicksale ihrer, noch lebenden, Kinder und Enkel zu verschaffen — denn der Nordländer schöpfte aus keiner Lethe, die ihn alles Irdische vergessen ließ! — sendet Odin an jedem Morgen seine beiden Raben auf die Erde hinab, die gegen Mittag wieder zurückkehren, sich traulich auf die Schultern des Götterkönigs setzen und ihm Alles erzählen, was sich da unten zutrug. —

Jener einfältig fromme Glaube an die Götterwonnen, die den Tapfern in Walhalla erwarten, hatte so tief in den Seelen der alten nordischen Völker gewurzelt, daß selbst Greise, die wohlbehalten aus mehrern Schlachten zurückgekehrt waren, keines natürlichen Todes sterben mochten, sondern entweder selbst in ihr Schwert sich stürzten, oder von einem ihrer Freunde sich tödten ließen. Denn höchst traurig schien ihnen der unthätige Zustand derer zu seyn, die nach ihrem natürlich erfolgten Tode eine andere Wohnung in der Götterstadt beziehen mußten, die kein einziger ihrer Sänger einer Erwähnung werth hielt. — Wer erkennt nicht auch hierin einen charakteristischen Zug jener kräftig rohen Vorzeit, wo der Krieg noch für die einzig würdige Beschäftigung des Mannes galt und die unbändige Leidenschaft noch nicht durch den sanften Arm der Religion gefesselt war! —

Aug. Müller.

Charade.

Minderes findest du oft beim Schaun, als der Name verkündet.
Doch der mein' ist gering, was er bezeichnet ist groß.
Groß? — Nie maß es der Blick; nie erflog's der Gedanke; begehrst du
Es zu durchforschen, so führts dich zur Unendlichkeit hin.
Himmlisch ist das Ganze. Die Theile sind irdisch; der erste
Strömte, so bald dir das Licht leuchtete, Leben die zu.
Viel gewährt dir der Zweit' und dritte. Des dürftigen Lebens
Forderung führt er dir zu, aber auch Freunden den Freund.
Länder verknüpft er mit Ländern; und Städte mit Städten und zeiget
Dir nie trügende Spur eines gesell'gen Vereins.

Aug. S—n.

Nf.

Auflösung der Charade im neunten Stück.

Eisenach.

Digitized by Google

Nelson. No 3.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 2. Februar 1811. 15.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Taufe der Russen.

Zum Kupfer Nr. 3.

Bei der Taufe der Russen, wovon das gegenwärtige Kupfer eine treue Abbildung liefert, gehet Folgendes vor: Die beiden Pathen, eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, bringen das Kind, welches getauft werden soll, zur Kirche und überreichen beim Eintritt in dieselbe dem Priester neun Wachskerzen. Der Priester vertheilt diese Kerzen in Form eines Kreuzes über dem Gefäß, worein das Kind getauft werden soll, und zündet sie an. Nun werden diejenigen, welche die Kerzen halten, von dem Priester beräuchert, und das, zur Taufe bestimmte, Wasser durch Gebet und Segensprechen geweiht. Diese Weihung ist von einer Prozession begleitet, welche der Priester unter dem Vortritt eines andern Geistlichen, der ein Bild des heiligen Johannes trägt, mit den Pathen um das Taufbecken anstellt. Wenn dieser Gang dreimal gemacht ist, fragt der Priester jedesmal das Kind, ob es dem Teufel und seinen Werken entsage? Die beiden Pathen, mit dem Rücken gegen das Taufbecken gelehnt, beantworten diese Frage mit Ja! und spucken dabei auf die Erde. Hierauf verläßt man die Kirche, um das Kind zu exorcisiren, damit der Teufel das Heiligthum nicht verunreinige. Ist dieses geschehen, so schneidet der Priester vom Kopfe des Kindes einige Haare ab, und legt sie in ein Buch. Nun taucht er das Kind dreimal in das Wasser, steckt ihm sodann ein Salzkörnchen in den Mund, und salbt es mehrere Male. Dann zieht er ihm ein weißes Hemd an, und spricht:

„Du bist nun so rein, wie dieses Hemde, und frei „von den Flecken der Erbsünde."

Nach vollzogener Taufe macht der Priester mit dem Kopfe des Kindes gegen die Kirchthüre ein Kreuz, und schlägt gegen dieselbe dreimal mit einem Hammer. Alle Taufzeugen müssen diese Schläge deutlich hören können. Man würde sonst glauben, daß etwas Wesentliches bei der Taufe gefehlt habe. Ehe noch der Priester die Versammlung entläßt, gibt er den beiden Pathen das Bild des Heiligen, den er dem Kinde zum Schutzpatron bestimmt, und gebietet dabei ausdrücklich, daß man das Kind vorzüglich zu einer besondern Verehrung des Heiligen anleiten soll. Auch pflegen die Russen gewöhnlich an den Hals eines neugetauften Kindes ein kleines metallenes Kreuz, von geringerm oder höherm Werthe zu hängen. Dieses Kreuz muß durch das ganze Leben hindurch sorgfältig aufbewahrt und als eine Art von Heiligthum angesehen werden. Ein solches Kreuz beweist nämlich, daß die Taufe wirklich vollzogen wurde, und es ist durchaus üblich, daß man dieses Zeichen der Aufnahme in die christlich-griechische Kirche, auch den Todten mit in das Grab gibt.

Die Lappländer. *)

Wären die Bewohner eines so rauhen Landes, als Lappland ist, gegen die Gefühle der Weichlichkeit weniger abgehärtet, so würde es unbegreiflich scheinen, wie Menschen einen so öden, undankbaren und beim ersten Anblicke furchtbaren Erdstrich länger bewohnen könnten, ohne ihn mit mildern und anmuthigen Gegenden zu vertauschen. Ein ewiger Schnee deckt an den meisten Orten die, in Wolken gleichsam versteckten, Bergspitzen, und auf der Ebene erblickt das Auge viele Meilen weit nichts als sumpfige Moräste, meist nur mit halb aufgewachsenen Sträuchern umgeben, kahle Wiesen, dürre Sandfelder, welche ganz das Lachende der Natur verscheuchen. Alle Güter der Erde, alle Reize des Lebens scheinen für diesen Erdstrich verschlossen. Die langen kalten Winternächte, der ewige Schnee schreckt gleichsam alles was Leben und Odem hat von diesem traurigen Aufenthalte zurück — und dennoch findet man bei näherer Bekanntschaft mit diesen Gegenden, daß auch sie nicht ganz von der Natur vernachlässigt sind, und daß sich die Bewohner derselben eben so glücklich fühlen, als die Bewohner der reizenden Südseeinseln.

Kein Wunder indeß ist es, wenn die Bewohner dieser Gegenden ganz das Gepräge ihres kalten Himmelstriches haben.

Die Lappländer oder Lappen, ein Name, der unter ihnen selbst gar nicht bekannt ist, und der ihnen erst von den Europäern im elften Jahrhundert beigelegt wurde, nennen sich selbst Same oder Sahmaladzh.

Der Lappe überhaupt ist, wie alle Bewohner der kalten Himmelsstriche, von Statur sehr klein, hat eine dunkle, schwarzbraune Gesichtsfarbe, kurze schwarze Haare, einen großen Mund, ein etwas langes spitziges Kinn und ziemlich hohle Backen. Seine Augen sind schwach und triefend, ohne Zweifel eine Folge sowohl von dem Rauche, der ihn in seiner Hütte beständig belästigt, als auch von dem Schnee, womit das Land den ganzen langen Winter hindurch bedeckt ist.

Der Lappe besitzt, ungeachtet seiner kleinen Statur, nicht nur viele körperliche Stärke, sondern auch ungemeine Gewandheit. Er kann außerordentlich viel Ungemach ertragen; Kälte und Mangel achtet er nicht, und seine Gesundheit, wenn sie etwa gelitten haben sollte, weiß er gewöhnlich durch die einfachsten Mittel wieder herzustellen. Ein Beweis ihrer Gewandheit ist, daß die Lappländer, wenn die Gebirge mit Schnee und Eis bedeckt sind, sie an den steilsten Seiten derselben mit außerordentlicher Schnelligkeit herabsteigen können. Sie bedienen sich hierzu einer besondern Art von Schneeschuhen, welche blos aus einem ziemlich langen Stück Holz bestehen, das vorn herum gebogen, und hinten aufwärts gekehrt ist, und auf welchem der Fuß in der Mitte festgebunden ist. Die Bestimmung dieser Schneeschuhe ist, daß der, welcher darauf steht, nicht in den Schnee sinke, und daß er schnell reisen kann. Der Lappländer gleitet auf seinen Schneeschuhen mit so außerordentlicher Schnelligkeit dahin, daß die Luft ihm in die Ohren pfeift und sein Haar hoch in die Höhe fliegt. Dabei ist er so geschickt, daß er, auch beim schnellsten Fahren, und ohne in seinem Laufe inne zu halten, seine Mütze, wenn sie ihm etwa entfallen wäre, oder sonst etwas anderes vom Boden aufzuheben vermag. Auch hier thut die Uebung von Jugend auf — was sie überall zu thun pflegt. Denn sobald die Kinder der Lappländer nur gehen können,

*) Vergl. Bildungsblätter Jahrgang 1806. Nr. 39.

übt man ſie ſchon im Klettern und im Gebrauche der Schneeſchuhe.

Der Lappländer lebt und nährt ſich auf die älteſte und einfachſte Art — nämlich von der Viehzucht und faſt nur von einem einzigen Thiere, welches die ſorgſame Natur dieſem Erdſtriche zur Bewohnung anwies — dem Rennthiere. Dieſes Thier iſt dem Lappen Alles, es iſt ihm ſein Acker, ſeine Wieſe, ſein Pferd, ſeine Kuh; es bringt ihm den meiſten Nutzen, und macht ihm die wenigſte Mühe. Denn es lebt im Sommer von Moos, Laub und Gras, des Winters aber von einer andern Art Moos, welches von ihm mit den Füßen aus dem Schnee gegraben wird. Das Thier weiß dabei die Gegenden ſehr genau, wo dergleichen zu finden iſt oder nicht. Es bedarf das Rennthier keiner Ställe, ſondern nur einiger Aufſicht, um nicht von reißenden Thieren angegriffen zu werden.

Die Geſtalt des Rennthiers gleicht dem Hirſch; nur hängt der Kopf etwas mehr niederwärts und die Hörner gehen mehr vorwärts. An der Stirne, beim Anfange der großen Hörner, ſind noch kleinere Aeſte herausgewachſen, und ſie geben ihm das Anſehen, als wenn es vier Hörner hätte. Man theilt dieſe Thiere in wilde und in zahme ein. Jene werden von den Lappen gejagt, dieſe ſind ihre eigentliche Hausthiere und ſehr reinlich. Der Reichthum der Lappen beſteht in der Zahl dieſer Thiere, und mancher hat deren über tauſend. Das Fleiſch dieſer Thiere iſt friſch oder gedörrt des Lappländers liebſte Speiſe, ihr Fell ſeine wärmſte Decke; auch tauſcht er ſich dafür Zelte, die ihm zum Hauſe dienen, und Sommerkleider ein. Von ihnen hat er ſein Bett, im Sommer und Winter ſeine Milch und ſeinen wohlſchmeckenden Käſe; von ihren Sehnen macht er Zwirn, von den Knochen und Hörnern allerlei Hausgeräth — kurz, ſo lange er dieſes Thier hat, ſo fragt er nichts nach Jagd, Fiſchfang

und andern Nahrungsmitteln, und greift zu jenen erſt dann, wenn er an dieſen arm iſt.

Man theilt die Lappländer in zwei Klaſſen, ſolche die an der Meeresküſte, und ſolche, die im Innern des Landes wohnen, daher der Name See- und Berglappen. Die erſtern haben eine große Fertigkeit in der Kunſt ihre Böte zu regieren, die letzten beſitzen eine ungemeine Geſchicklichkeit und Schnelligkeit mit ihren Rennthierſchlitten die Berge hinauf und hinab zu fahren. Dieſe Schlitten gleichen zur Hälfte einem kegelförmigen Kahne und haben acht Fuß Länge. Die Kinder der Lappländer erzieht man ſo, daß ſie für ihre künftige Lebensart am beſten paſſen, man übt von früheſter Jugend an ihren Körper, und er erhält dadurch alle die Gewandheit, die ihm nöthig iſt. Man ſieht Kinder mit der größten Fertigkeit an den ſteilen Bergen herumklettern, und ihre beſtändige Bewegung trägt zur Geſundheit ihres Körpers ſehr viel bei. Die Kinder der Lappländer ſind in den erſten Jahren nicht nur erſtaunlich dickköpfig und paußbäckig, ſondern auch an allen übrigen Theilen ihres Körpers außerordentlich fett. Dieſe Anlage zum Dickwerden verliert ſich aber, ſobald ſie heranwachſen, und dies iſt unſtreitig eine wohlthätige Folge ihrer Leibesübung. Wenn die Lappländer ihre Wohnplätze verändern, ſo legen ſie ihre kleinen Kinder ſtatt in die Wiege in Baumklötze und packen ſie auf Rennthiere.

Es fehlt den Lappen nicht an Geiſtesanlagen, und was ſie treiben und thun, darin erwerben ſie ſich eine große Geſchicklichkeit. Sie ſind gute Jäger, geübte Schlittenlenker; viele verſtehen ſich auch gut darauf in Holz und Horn zu ſchnitzen, und ob ſie gleich kein anderes Werkzeug, als ein gewöhnliches Meſſer dazu brauchen, ſo wiſſen ſie doch mancherlei ſehr artige kleine Geräthſchaften, als Löffel, Becher und dergleichen zu verfertigen. Sie bauen ſich ihre

Schlitten selbst, und wissen das Holzwerk daran so geschickt zusammen zu setzen, daß kein einziger Wassertropfen hindurch dringen kann. Auch die Lappländerinnen zeichnen sich durch ihre Geschicklichkeit aus, in Horn und Holz zu schnitzen. Viele von ihnen besitzen eine eigne Fertigkeit, die Gürtel mit Golddraht künstlich zu verzieren. Wäre ihre Lebensart weniger einförmig und beschränkt, so würden sie wahrscheinlich größere Fortschritte in der Ausbildung ihrer Geistesfähigkeiten machen. Sonst rühmt man noch an ihnen Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit, Wohlthätigkeit, und eine große Achtung gegen die Missionarien, die zu ihnen kamen. Auch bekennen sie sich zum Christenthum, und führen im Ganzen genommen kein unsittliches Leben. Von Diebstälen weiß man wenig oder gar nichts. Jedoch können sie der Neigung zum Trunke weniger widerstehen, und sie schweifen, wenn sie Gelegenheit haben, in hitzigen Getränken bis zum Uebermaße aus. Auch erlauben sie sich wohl auch kleine Betrügereien im Handel, zumal wenn sie nicht glauben, entdeckt zu werden.

Ihre gutmüthige Wohlthätigkeit verdient dagegen desto mehr Lob. Sobald Jemand aus Alter oder Schwäche in Mangel geräth, so helfen die Andern seinen Bedürfnissen unverzüglich ab, und geben ihm gern und ungezwungen was er bedarf und was sie selbst haben.

Wahrscheinlich ist dieses Volk zuerst mit den Finnen vereinigt gewesen, und vielleicht dann erst von ihnen getrennt worden, als die Letztern anfingen, ihre vorige rauhere Lebensart zu verlassen, mildere Sitten anzunehmen, den Ackerbau zu treiben, sich bleibendere Wohnungen zu errichten, und überhaupt sich auf eine höhere Stufe der Kultur zu schwingen.

L—e.

Anekdote.

Der große Componist Beethoven spielte schon in seinem achten Jahre die Violine mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Sonderbar ist es aber, daß er dieselbe größtentheils einer Spinne verdankte. In dem Dachstübchen nämlich, in welchem sich der junge Künstler übte, befand sich ein solches Thierchen, mit welchem er in so vertrauter Bekanntschaft lebte, daß es ihm auf den Arm kroch, wenn er sein Instrument ertönen ließ. Aufgemuntert durch diesen Beifall, strengte Beethoven alle seine Kräfte an, diesen sonderbaren Kunstkenner immer mehr zu gewinnen, und so machte er mit jedem Tage bedeutende Fortschritte. Grenzenlos war seine Betrübniß, als eine alte Muhme, die ihn erzog, eines Tages seine kunstliebende Freundin tödtete.

E. H. Schwabe.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Schulze, D. J. D., Ideenmagazin für Lehrer in obern Klassen oder Gymnasien und Lyceen zu zweckmäßigen schriftlichen Arbeiten für ihre Schüler. gr. 8. 12 Gr.

Seidel, C. A., Schauspiele für die Jugend. Drei Bändchen. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Soldan, D. C. H. C., Neues allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht. Oder Materialien zur Uebung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung der Moralität und Religiosität. 8. 8 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 4. Februar 1811. 16.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Gemälde von Blankenburg und seinen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Ich eilte, um mich meinen traurigen Gefühlen zu überlassen, zu den einsamen Gängen des Heidelbergs, der mich immer durch seine schauerlichen Haine, schroffen Felsen und schönen Waldpartieen angezogen hatte, und durch dessen erhabene Naturscenen ich mich so oft gestärkt fühlte, wenn mein Herz, vom Schicksale nieder gebeugt, sich vergeblich nach Trost und Ruhe sehnte. — Jedem, der Empfindung für Naturschönheiten hat, muß dieser Berg mit seiner Teufelsmauer über alles werth seyn.

Der Heidelberg ist eine Kette von Hügeln und Felsen, mit Buschwerke bewachsen, die, auf der Seite nach dem platten Lande zu, ein Lustwäldchen bilden, woran sich ein Tannenhain schließt. Am Fuße dieses Berges befinden sich tiefe Sandsteingruben, worin allerlei Kunstprodukte, als Epitaphien u. s. w. verfertigt werden. Zwischen diesen tiefen Steingruben an der einem Seite und der steilen, mit Buschwerke bewachsenen, Felsenwand an der andern Seite, geht der sich schlängelnde Weg in einer natürlichen Allee fort, und führt bald in ein dickes Gehölz, bald auf einen freien grünen Platz, bald in eine angenehme Laube. Die schönste Parthie des Heidelberges ist aber ein, von der Natur selbst gebildeter, runder, grüner Platz, wo man vor sich die Aussicht nach dem platten Lande hat, im Rücken aber sich die majestätische Teufelsmauer erheben sieht, die mit ihrem, zwischen Felsen hinanstrebenden, Buschwerke bewachsen, ein herrliches Amphitheater bildet, in dessen Mitte der vormalige Oberjägermeister von Hanstein eine Felsengrotte hat aushauen lassen, die sein Andenken noch lange unter uns erhalten wird und worin man die schönste Aussicht genießt, die man sich denken kann.

Die Teufelsmauer, welche den Rücken des Heidelberges bildet, besteht aus einer langen Reihe von Sandsteinfelsen, die theils hoch über der Erde hervorragen, theils unter der Erde fortlaufen. Die sonderbare Gestalt dieser Felsen, die wie Kegel, Säulen und Mauern senkrecht in die Höhe gerichtet stehen, hat ihnen wahrscheinlich den Namen einer Mauer gegeben, und der Aberglaube der Naturmenschen hat diese Felsenwand zu einer Teufelsmauer gemacht.

Hier, im Gefühle der Größe Gottes und der erhabenen Werke der Natur versunken, vergaß ich allmählig die Gegenwart und mein eigenes Individuum. Hier verloren sich nach und nach die traurigen Gefühle über die Kürze des menschlichen Lebens und über die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Hier, unter Trümmern der Urwelt, empfand ich es recht lebhaft, wie klein der Mensch und wie groß Gott sey; wie die Natur unveränderlich immer dieselbe bleibt, und aus jeder Zerstörung neues Leben hervorgehen läßt! Diese nackten und schroffen Felsen, welt

che mir und jedem, der sie sahe, Bewunderung ablockten, erregten zugleich mein Nachdenken, um ein bis jetzt noch unauflösliches Problem zu erklären, auf was für Art sie nämlich entstanden sind, und was sie so hoch über die Oberfläche der Erde emporgehoben hat. Daß diese Sandsteinfelsen ehemals, als unser Erdboden noch Meeresgrund war, keine Felsen, sondern loser, weicher Sand oder Schlamm waren, und erst in der Folge verhärteten, das siehet man deutlich aus den Lithobiblits oder Steinabdrücken von Blättern und Pflanzen, welche sich in den dortigen Steinbrüchen finden und recht schön sind. Ihre Verhärtung und Umwandlung in Felsen muß also durch irgend eine große Revolution der Erde und durch ein Experiment der Natur vorgegangen seyn, welchem alle unsre Sand- und Kalksteinschichten, alle unsre Flötzgebirge ihren Ursprung verdanken, und die unsrer jetzigen Welt und Schöpfung vorangingen. — Aber welche Kraft hob diese nackten Felsen so hoch aus der Erde empor? Warum bildeten sie keine flache Schichten und Lagen? Warum stehen sie so nackt und isolirt da? — Dies ist eine andere Frage; so schwer, wie jene erste, zu beantworten. Da die Chemiker und Geognosten jetzt alle Steine und Felsen, außer den vulkanischen Produkten, auf dem nassen Wege entstehen lassen, und die Neptunisten den Sieg über die Vulkanisten davon getragen haben: so muß ich, um diese Frage zu beantworten, das Feuer wohl aus dem Spiele lassen. Am leichtesten wäre es sonst, sie durch Erdbeben und unterirdisches Feuer aus dem Schooße der Erde emporheben zu lassen. Ich stelle mir also die Sache so vor, daß eine gewaltsame Fluth, deren unsre Erde mehrere schon erlebt hat, und wodurch jedesmal eine neue Oberfläche derselben und mit ihr eine neue Schöpfung bewirkt ward, die losen Theile von diesen Felsen abgespült und sie dadurch entblößt hat; so wie das Wasser in andern Gegenden hinwiederum den Schlamm ansetzte und

aufthürmte, woraus die Uebergangsgebirge und das angeschwemmte Land entstanden sind. —

Wahrscheinlich waren diese Felsen vor mehrern tausend Jahren noch viel steiler und schroffer, als jetzt. Aber sie fielen theils durch ihre eigene Schwere um, weil sie das Gleichgewicht verloren, theils verwitterten sie und bildeten durch ihren Fall runde Hügel, auf denen die Vegetation nach und nach Platz gewinnen konnte. Wir sehen die Bildung solcher Hügel gleichsam noch täglich vor Augen. Durch das Regenwasser, welches sich jährlich in den Felsenritzen sammlet und zu Eis gefriert, werden die Klippen auseinander gesprengt, rollen herab und bleiben am Fuße des Berges liegen. Wind und Regen führen von Zeit zu Zeit einige Erdtheilchen herbei, verfaulte Vegetabilien bilden nach und nach eine dünne Oberfläche von Erde und gedeihliche Nahrung für Pflanzen, worin Moose und Gräser gedeihen können. Die Vegetation gewinnt nun durch die Menge der verfaulten Wurzeln und Blätter immer mehr die Oberhand, so, daß auch zuletzt Buschwerk darauf gedeihen kann. Endlich wird ein, mit Holz bewachsener, Hügel daraus, der unter seiner grünen Decke sein steiniges Eingeweide verbirgt. Auf die Art wird also künftig die ganze schroffe Felsenwand sich in mäßig hohe, abgerundete, mit Gras und Bäumen bewachsene, Hügel umwandeln, wie es schon mit vielen derselben geschehen ist. Man sieht dies deutlich an Zweien derselben, dem sogenannten Großvater und Großmutter, die noch im Werden begriffen sind. Daraus folgt denn, daß die Teufelsmauer und ihr Anblick ehedem noch viel schrecklicher und imposanter waren, als jetzt, weil sie sich immer mehr abrundet und zerfällt. Sie wird dadurch dem Wandrer leichter zu ersteigen seyn und ihm durch ihre sanften Wölbungen lieblicher anlächeln; aber auch zugleich an Größe und Erhabenheit verlieren. Den Charakter des Großen und Erhabenen, das mehr in Erstaunen

ſetzt, als entzückt, wird ſie nicht mehr an ſich tragen. —

Einen noch höhern und erhabnern Charakter, als der Heidelberg, trägt der Rein oder Regenſtein an ſich, den man auch zu den Umgebungen von Blankenburg rechnen kann, da er nur ein halbes Stündchen davon entfernt liegt, und den ich gleichfalls nach ſo langer Zeit wiederſahe. Er beſteht auch aus einer Reihe von ſchroffen und ſteilen Felſen, die zum Theil, wie Kegel und Säulen, oder wie Mauern oder Wände aus der Erdoberfläche emporſtreben, zum Theil aber auch ſchon, wie bei der Teufelsmauer der Fall iſt, verwittert und umgeſtürzt ſind, und ſich dadurch in Hügel und Berge, mit Buſchwerke bewachſen, abgerundet haben. Die Höhe und Unzugänglichkeit dieſer Felſen, welche bei jedem, der ſie zum erſtenmale ſieht, ſtummes Erſtaunen erregen, hat dieſen Berg von jeher zum Zufluchtsort von Räubern aller Art, zum Raubneſte und zu einer Schutzwehr gegen auswärtige Feinde gemacht. Schon in alten Zeiten war dieſes Felſenneſt der Sitz der Grafen von Reinſtein, welche von ihrer erſten Burg aus die ganze umliegende Gegend unſicher machten und in Contribution ſetzten. Beſonders lagen ſie mit der guten Stadt Quedlinburg oft in Streit und offener Fehde, und fügten ihr durch Wegkaperung ihrer Kaufmannsgüter manchen empfindlichen Schaden zu. Die Stadt hat dagegen, als ein Andenken an dieſe Raubgrafen, noch einige anſehnliche Thürmer in ihrer Mauer aufzuweiſen, deren Erbauung ſie einem derſelben verdankt, den die Bürger gefangen bekamen, und der zu ſeiner Ranzion dieſe Thürme erbauen mußte. Einer von dieſen Schnapphähnen ſoll in dem Walde, zwiſchen Blankenburg und Heimburg, an den Beinen aufgehänget ſeyn, wovon der Platz noch das Hängeleich heißt. Er gehörte zu der Heimburgſchen Nebenlinie. —

In der Folge, als die Grafen von Regenſtein

ausſtarben, wurde dieſes Raubſchloß in eine Preußiſche Veſtung umgeformt und wegen ſeiner Unzugänglichkeit für den Schlüſſel des Fürſtenthums Halberſtadt gehalten. Im ſiebenjährigen Kriege, im Jahr 1757, gerieth ſie gleichwohl in die Hände der Franzoſen, die ſich geraume Zeit darin hielten, weil der König Friedrich II. ſeine Macht anderswo nöthiger hatte, ohne ſie gegen dieſe Veſtung gebrauchen zu können. Die Feinde thaten der umliegenden Gegend durch Fouragiren großen Schaden und das iſt wohl die Urſache, daß der König dieſe Bergveſte, die doch von keiner großen Bedeutung war, nach dem Frieden 1763 ſchleifen ließ. — Indeſſen iſt es zu bedauern, daß die ungeheure Mühe und die großen Summen, welche dieſe Veſtung anzulegen gekoſtet haben müſſen, vergeblich angewandt und durch die Gewalt des Pulvers in ein Paar Stunden Zeit unnütz gemacht worden ſind. Es war in der That eine bedeutende Veſte, gegen deren Felſen keine Kugel etwas ausrichten, die nur ausgehungert werden konnte, und von allen Seiten unzugänglich iſt. Noch jetzt, nachdem ihre Werke größtentheils zerſtört ſind, erregen die Ueberbleibſel von Mauern, Graben, Thürmern, Caſematten, Kellern, Kirchen und Pferdeſtällen, welche alle in Felſen gehauen ſind, unſre ganze Bewunderung.

(Fortſetzung folgt.)

Gut und Nichtgut.

Noch bis auf dem heutigen Tag lieſt man in den gewöhnlichen Kalendern lange Verzeichniſſe von Dingen, die gut und nicht gut ſeyn ſollen. Man hat ſogar eigne Zeichen dafür erfunden. Der Vernünftige weiß längſt, daß dieſe Zeichen ſowohl als ihre Bedeutungen albern ſind, und achtet ihrer nicht.

Es gibt aber auch außer dem, im Kalender Ausgegebenen, Manches, was für gut und nicht gut gehalten wird, wovon man den Grund oder Ungrund gleichfalls nicht einsieht. Man findet z. B. Menschen, die schlechterdings in keiner Gesellschaft von 11 oder 13 Personen speisen, weil sie glauben, daß Eine von denselben noch in demselben Jahre sterben müsse. Der Fall ist möglich, und er mag sich oft ereignet haben; aber wird er immer eintreten? Und so sind unzählige Fälle, wo man die Ursache des Nichtgutseyns nicht einsieht.

Bei manchen kann man dieselbe doch errathen, und man wird veranlaßt, die Weisheit der Alten zu bewundern, indem sie Dinge, die leicht Nachtheil verursachen können, als allgemeine Regeln des Verhaltens in Umlauf zu bringen wußten. So behauptet der gemeine Mann an kleinen Orten, es sey nicht gut, ein Kind am Montage zum ersten Male in die Schule zu schicken. Von diesem Nichtgut läßt sich ein vernünftiger Grund angeben. Das Kind kann nämlich der Schule bald überdrüßig werden, wenn es gleich eine ganze Woche lang hinein gehen, und dort, wie es sonst war, sklavisch auf einem Flecke sitzen soll.

Es soll ferner nicht gut seyn, die Schalen von gesottenen Eiern ganz zu lassen; man soll sie zerdrücken. Auch von dieser Regel läßt sich ein Grund absehen. An kleinen Orten laufen viele Menschen barfuß. Diese können sich leicht übel verwunden, wenn sie die ganzen Eier zertreten, welches weit weniger möglich ist, wenn sie schon zerknickt sind.

In den zwölf Nächten d. h. vom ersten Weihnachtsfeiertage bis zum Erscheinungsfeste, ist es nicht gut, Erbsen, Linsen und überhaupt Hülsenfrüchte zu essen. Sehr natürlich. Denn in den Weihnachtsfeiertagen füllen sehr Viele die Magen mit Stollen, Striezeln, Pfefferkuchen und andern Leckereien voll. Durch den Genuß der Hülsenfrüchte werden die Eingeweide noch mehr überfüllt. Also sind dünne Brühen und leichte Speisen der Gesundheit zuträglicher, als Erbsen und dergleichen Gerichte.

„Es ist nicht gut," sagt man, wenn ein Messer auf dem Rücken liegt." Allerdings nicht. Denn wie bald kann man sich an der emporgerichteten Schneide verletzen? Auf der flachen Seite liegt es unstreitig gewisser und besser.

„Auch soll es nicht gut seyn, wenn man mit ausgebreiteten oder unterstützten Armen auf der Thürschwelle steht." Sehr wahr. Denn wer in einer solchen Stellung steht, der gafft umher und ist müßig. Er könnte seine Muße besser benutzen und etwas Nützliches thun.

„Daß ein Brot mit der Oberrinde auf dem Tische liegt, ist gleichfalls nicht gut." Wie sollte dies gut seyn können? Auf der flachen Seite liegt es unstreitig sichrer und gewisser. Auch zeugt die Lage des Brots auf der Oberrinde von Unordnung und Nachlässigkeit.

„Es ist ferner nicht gut, wenn einem ein Hase über den Weg läuft." Besser wäre es, er läge in einer Schüssel, und wäre dem Jäger nicht entwischt.

„Es ist nicht gut, einer Henne die Eier in gerader Zahl unterzulegen." Auch dieses Nichtgut hat seinen guten Grund in der Erfahrung, welcher zu Folge die Eier in ungerader Zahl weit dichter, geschichteter und fester beisammen liegen, als in gerader Zahl.

So könnte man noch Mehreres von dergleichen Nichtgut anführen, von denen sich ein vernünftiger Grund angeben, und woraus sich erweisen läßt, daß in der Behauptung unserer Alten viel Wahrheit liege.

K—r.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 7. Februar 1811. 17.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Puppe.

Zu den willkommensten Gaben, womit das freundliche Weihnachtsfest die Kinderwelt zu beschenken pflegt, gehört bekanntlich auch die Puppe. — Eben hat das geschäftige Aeltern-paar in süßer Erinnerung an die eigene Kindheit, die Anordnung reicher Geschenke vollendet, schon gießen brennende Kerzen vom grünen Baum herab einen magischen Schimmer über die mannichfaltigen Gruppen bunter Spielsachen aus, und immer lauter kündet im Nebenzimmer die ungeduldige Sehnsucht der Kleinen sich an; da öffnet endlich die zärtliche Mutter mit liebender Hand die verschloßne Thüre, und auf des Vaters freundlichen Zuruf hüpft die kleine harrende Schaar herein und überfliegt mit trunkenem Blick die Gaben, die den stralenden Baum umringen. Alles ist schön und willkommen; doch rascher, als nach dem Uebrigen, greift das lächelnde Mädchen nach der geliebten Puppe, die in stolzer Pracht und ihres Siegs gewiß, recht vornehm auf die übrigen Geschenke herabzublicken scheint. Gemustert und bewundert wird nun die Geschmückte von der fröhlichen Kleinen, jetzt im zarten Arme gewiegt, jetzt unter Küssen an das, vor Freude klopfende, Herz gedrückt. Endlich erwacht die Neugier im jungen Busen des Mädchens. Die Puppe wird sanft in die Wiege gelegt und auch das Uebrige beschauet, womit die Hand der Aeltern das kleine Tischchen so freigebig schmückte. Aber — zürnen möchte das vernachläßigte Püppchen, sich grämen, vielleicht gar weinen! Sorgsam eilt daher die Kleine von neuem zur Wiege, nimmt die kaum Verlassene wieder auf den Arm und überhäuft sie mit kindischen Schmeicheleyen und Liebkosungen. Selbst der muntere Knabe verläßt wohl auf Augenblicke seine Bleisoldaten, sein stattliches Roß und seine furchtbaren Doggen, um der kleinen Schwester gefällig wiegen zu helfen. —

Gewiß erkennen viele meiner jungen Leserinnen in diesem Gemälde Ihr eigenes Bild aus vergangener Zeit und erinnern sich voll Freude an die glücklichen Tage, wo auch Sie der geliebten Puppe mit namenlosem Entzücken entgegen flogen. Dann wird es Ihnen aber auch um so weniger Langeweile verursachen, wenn ich Ihnen erzähle, woher das beliebte Spielwerk Ihrer frühesten Kindheit seinen Namen erhalten habe. —

Daß die Benennung Puppe aus der Sprache der Römer entlehnt wurde, ist keinem Zweifel unterworfen. Mit dem Worte pupa oder — nach einer andern Schreibart — puppa bezeichnete man in jener Sprache ein kleines Töchterchen, und hiervon abgeleitet, würde unser deutsches Wort Puppe nichts anders als ein kleines Mädchen bedeuten. Auch in der römischen Kinderstube war die liebe Gespielin unserer deutschen Mädchen, die Puppe, einheimisch, und ein Dichter jenes Volks belehrt uns ausdrücklich, daß man schon damals dieses Spielzeug mit dem Namen puppa (kleines Mädchen) belegt habe. Nach einer andern Meinung soll indessen das niedliche Dämchen mit dem vorgesteckten, schöngemalten Gesicht

seinen Namen einer großen, römischen Dame verdanken. — Poppäa, die Gemalin des unmenschlichen Kaisers Nero, gehörte zu den schönsten, aber auch zu den eitelsten Weibern ihrer Zeit. Selten ging sie aus, und geschahe dies einmal, dann unterließ sie nie, ihr Gesicht mit einer Maske (Larve) zu bedecken, um die Schönheit desselben gegen die Einwirkungen der Sonne und rauherer Witterung zu schützen. Diese Gewohnheit der Kaiserin mußte in Rom um so größeres Aufsehen erregen, je weniger eine solche Verhüllung des Gesichts bis dahin unter den ehrbaren Römerinnen für anständig gegolten hatte. Darf man sich daher wohl noch wundern, wenn die römischen Damen, die in jener Maskirung der Poppäa einen argen Verstoß gegen das Anständige erblickten, bald auch die kleinen weiblichen Figuren, womit ihre Töchter spielten, nur spottweise Poppäen d. h. hinter einer Maske Verborgene nannten? — Was dieser Meinung noch mehr Wahrscheinlichkeit gibt, ist der Umstand, daß in spätern römischen Schriftstellern das Wort Poppäa zuweilen in eben dem Sinne vorkommt, den wir mit dem deutschen Worte: Puppe zu verbinden pflegen. —

Aug. Müller.

Ueber den Gebrauch der Ringe.

Dem Anscheine nach ist der Ring nichts anders als ein Gegenstand des Putzes. Wenn man aber die Sache genauer untersucht, so findet man, daß die ersten Erfinder von einem höhern Zweck ausgingen. Seiner ursprünglichen Bestimmung nach erscheint der Ring mehr als Symbol der Herrschaft, oder irgend einer genauen Verbindung. Auch diente er in ältern Zeiten, als Petschaft, und führte daher den Namen des Siegelringes. Uebrigens verliert sich der Gebrauch desselben im grauen Alterthum.

Schon die Aegypter und Hebräer trugen Ringe, wie mehrere Stellen der Bibel beweisen. Pharao that, nach 1. B. Mos. 41. 42 seinen Ring vom Finger, und überreichte ihn dem Joseph, zum Beweise, daß der König ihm einen Theil von seiner Herrschermacht übertrüge. Von den Aegyptern kamen die Ringe zu den Griechen, von diesen zu den Etruskern und dann zu den Römern, welche sich in den ersten Zeiten mit eisernen Ringen begnügten, wie unsre deutschen Vorfahren. Goldne Ringe gehörten damals vorzugsweise nur den Abgesandten, den Senatoren und Rittern. Sonderbar genug untersagte ein Gesetz ausdrücklich den römischen Frauen den Gebrauch des Goldes. Diese beneideten nun freilich die Männer dieses Vorzugs wegen; allein keine wagte es, die Finger mit Gold zu schmücken. Um indeß nicht beim Eisen stehen zu bleiben, erfanden sie einen Mittelweg, und schmückten sich mit Ringen von Silber. Im Verlauf der Zeit legten auch die Männer die eisernen Reifen ab, und wählten zuerst das Silber, und zuletzt ward das Gold allgemein beliebt, so daß nun Niemand weiter Eisen am Finger trug, als die Sklaven. Nur bisweilen sah man noch das Eisen an dem Finger ausgezeichnet tapfrer Männer, die als Helden vor dem Triumphwagen ihrer Heerführer herzogen, und zum Beweise ihres eisernen Muthes die Finger mit demjenigen Metalle umgaben, das so charakteristisch die Tapferkeit bezeichnet.

Beim ersten Aufkommen der Ringe trug man nur Einen derselben, bald an der rechten, bald an der linken Hand. Die Juden hatten ihn an der rechten, die Griechen und Römer an der linken, und zwar am vierten Finger derselben. Bei der letztern Gewohnheit lag ein Aberglaube zum Grunde. Man meinte nämlich, dieser Finger enthalte eine Ader, die mit dem Herzen in Verbindung stehe.

Nach und nach übertrieb die Gefallsucht den Gebrauch der Ringe. Man schmückte beide Hände

darein, und nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Gelenk hatte seinen eignen Ring. Nicht blos die Lebendigen, sondern auch die Todten putzte man damit. Noch findet man hie und da in Grüften Leichname, an deren vertrockneten Fingerknochen Duzende von Ringen schimmern.

Fürsten und Bischöfe bekamen beim Antritte ihrer Regierung einen Ring, um sowohl ihr Herrscherrecht, als ihre neue Verbindung mit ihren Unterthanen anzudeuten. In der letzten Bedeutung ist er auch ein allgemein übliches Unterpfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam und die Braut wechseln die Ringe mit einander, zum Beweise der Unverbrüchlichkeit ihres gegenseitigen Versprechens. — Ringe an den Daumen zu tragen, ist eine Mode, die schon zu den Zeiten der Königin Elisabeth gänge und gebe war.

K — r.

Der englische Schimmel.

(Nach Gräbel.)

Ein reicher brittscher Lord, der weit
Und breit dafür bekannt,
Daß er die schönsten Pferde hätt'
Im ganzen Engeland,
Hatt' einen Schimmel, o so schön,
Wie ihr es euch kaum denkt.
Einst ißt ein deutscher Fürst bei ihm,
Dem er den Schimmel schenkt.

Als der den Schimmel sieht, so glänzt
Vor Freud' ihm das Gesicht,
Wohl hatt' er schöne Pferde schon;
Doch aber so eins nicht.
Der Schimmel kommt in Deutschland nun
In wenig Wochen an
Und steht in unsres Fürsten Stall
Natürlich oben an.

Und fast zwei ganze Jahre ist
Der Fürst dem Schimmel gut,
Auf einmal doch — ich weiß es nicht,
Was einst der Schimmel thut,
Kurz, unser Fürst gibt den Befehl —
Und so ein Herr hält Wort —
Daß er ihn nicht mehr reiten will,
Und folglich muß er fort.

Was weiß der Schimmel was geschieht?
Die Guad' hat jetzt ein End'
Und es bekommt ein Oberst ihn
Vom Fürsten zum Präsent.
Mit Augen voller Neid sieht d'rob
Den Oberst Mancher an,
Der aber reitet wohlgemuth
Und kehrt sich nicht daran.

Doch unser lieber Oberst muß
In's Feld, der Schimmel auch.
Und dort macht fast zwei ganze Jahr
Vom Schimmel er Gebrauch.
Einst aber stößt, wie's nun so geht,
Der Schimmel hart wo an,
Daß unser Oberst nur mit Müh'
Sich auf ihm halten kann.

Er steigt herab und schwört: nie mehr
Besteig' er dieses Pferd;
Wo kommt der Schimmel nun wohl hin?
Er ist doch noch 'was werth.
Am nächsten Morgen kommt gerad'
Ein Kriegescommissär
Und hört, daß jener Schimmel da
Gleich zu verkaufen wär',

Schon lang gefiel der Schimmel ihm,
Er handelt gar nicht drum,
Er reitet über Stock und Stein
Den armen Schimmel krumm.
Kann seyn, daß er gerad' einst wird,
Wer's nur erwarten kann!
Ein Jude bringt ein andres Pferd
Und nimmt den Schimmel an.

Und dieser Jud' ist gar nicht dumm
Und weiß wohl, was er thut.
Er läßt ihn stehn und pflegt ihn recht
Und er wird wieder gut.
Er reitet ihn und munter läuft
Der Schimmel jugendlich,
Ein Fähndrich kommt und sieht ihn an
Und kauft den Schimmel sich.

Doch lange nicht behält er ihn;
Der Friede naht heran
Wo, wie es sich von selbst versteht,
Er ihn nicht brauchen kann.
Da er es wohlfeil lassen will,
So kauft ein Wirth das Pferd,
Weil seine Frau nicht gerne geht
Und zehn Mal lieber fährt.

Er holt die Chaise schnell hervor
Und will ihn spannen ein,
Doch unser Schimmel springt und schlägt
Bald Alles kurz und klein.
Der Amtsknecht kommt und sieht's mit an
Und da er einen braucht,
Kauft er den Gaul dem Wirthe ab
Weil er für ihn just taugt.

Doch reitet er ihn noch nicht lang',
So wird er wieder krumm.

Und jetzo kauft ein Bauer ihn,
Der fragt ihn gar nicht drum,
Er spannt ihn noch an selb'gem Tag
Vorn vor die Ochsen 'naus —
Kann seyn, daß unser Schimmel denkt:
Jetzt seh ich sauber aus!

Der Winter naht, der Bauer braucht
Ein Pferd im Winter nit,
Ein Jude kommt und handelt drum
Und nimmt den Schimmel mit.
Jetzt kauft ihn einer in der Stadt,
Der Pferde dort verleiht:
Da wird der Schimmel völlig steif
Und das in kurzer Zeit.

Bei einem Färber zieht er nun
An einer Rolle schwer.
Doch glaub' ich immer, lange treibt
Er es da wohl nicht mehr.
Den ganzen Tag muß er herum
Hört nichts als: ho und hopp!
Er liefe wahrlich, könnt' er's nur,
Viel lieber jetzt Galopp.

Bei'm Fürsten einst, bei'm Färber jetzt
Wie das dir wohl gefällt?
Ach, lieber Schimmel, du bist nicht
Der Einz'ge in der Welt!
So Mancher in der Jugend war
Vornehm wie du, glaub' mir —
Doch da er Geld und Gut verthan,
So geht's ihm jetzt wie dir.

Anton Niemeyer.

Auflösung der Charade im dreizehnten Stück.

Milchstraße.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 9. Februar 1811. 18.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdigkeiten des alten merikanischen Reiches.

(Beschluß.)

Ein junger Edelmann, welcher in den Ritterorden Tekuitles aufgenommen werden sollte, mußte sich vorher sehr harten, aber lobenswürdigen Proben unterwerfen, welche besonders auf standhafte Ertragung der Strapazen, auf Muth und Unerschrockenheit und überhaupt auf jede rühmliche Rittertugend abzweckten. Hatte er alle diese Proben, welche einzeln zu beschreiben, hier zu weit führen würde, rühmlich überstanden, so hielt ihm ein Priester eine Lobrede über seine Standhaftigkeit und Geduld; ermahnte ihn zu jeder bürgerlichen und ritterlichen Tugend; gab ihm, statt des vorigen groben Mantels, reiche Kleider; krönte ihn mit prächtigen Federn und knüpfte ihm die Haare mit einem rothen Bande auf. Zugleich gab er ihm einen neuen Namen und noch zum Abschiede seinen Segen. — Wieder ein Zug der Sitten dieses Volkes, welcher uns mit seiner grausamen Religion einigermaßen aussöhnen könnte. Diese Tekuitles hingen in ihre Nasenlöcher alle Sorten von Edelsteinen, genossen alle Rechte des Vorzugs in Kriegs- und Friedensversammlungen, ingleichen das Vorrecht, sich in ihrem Gefolge einen Sessel nachtragen zu lassen, und hatten ihre Wohnung in dem fürstlichen Palaste. Dieser Palast, den der Monarch in seiner Hauptstadt bewohnte, hieß Tepak, und war, nach den Berichten der Spanier, von außerordentlicher Größe und Pracht. Man ging in denselben durch zwanzig Pforten, welche zugleich auf eben so viele Straßen der Stadt führten. Die Gebäude, die dem Fürsten zur Wohnung dienten, waren mit drei großen Höfen umgeben, von denen jeder mit einem prächtigen Springbrunnen, hundert Zimmern und eben so viel Bädern geschmückt war. Die Zimmer selbst waren 25—26 Fuß lang, mit Cedern und Cypressenholz ausgelegt, und eine halbe Mannslänge hoch mit Matten belegt. Man erblickte darin Gemälde, die aus künstlich zusammengesetzten Federn bestanden, so wie Bildhauerarbeit, welche alle Arten von Thieren vorstellten, desgleichen Tapeten von Baumwolle, bunten Federn, Kaninchenhaaren u. dergleichen. Die Mauern dieses Palastes waren von Marmor, Porphyr, Jaspis und verschiedenen andern Steinen, deren mannichfaltige Farben einen sonderbaren Anblick und wunderbaren Glanz gaben.

Der Monarch besaß übrigens noch andere Paläste in der Hauptstadt. In dem einen z. B. unterhielt man inländische Vögel, die auf dem Lande leben; auf einem gesalzenen See hatte man die Seevögel; und in andern Behältern diejenigen, welche in der Nähe der Flüsse leben. In einem andern Gebäude unterhielt man die Raubvögel; ein anderer Theil dieses Palastes war mit allerlei wilden Thieren angefüllt, als Bären, Löwen und solchen vierfüßigen Thieren, welche in unserm Erdtheile wenig bekannt sind. Ein anderer Palast hieß das Haus

der Trauer. Die Thüren desselben waren sehr eng; die Oeffnungen ließen nur ein schwaches Licht hineinfallen; die Mauern sowohl als alle übrige Geräthschaften waren schwarz. An diesen Ort begab sich, wie man sagt, der Monarch in den Stunden des Trübsinns, oder wenn er sonst des Vergnügens gleichsam überdrüßig war. Ein anderes Gebäude hingegen wurde von Lustigmachern, Zwergen, Taschenspielern u. dergl. bewohnt, welche der Fürst auf seine Kosten unterhielt, und ihnen Lehrmeister gab, welche sie allerlei Kunststückchen lehren mußten.

Die Paläste, welche die Kaziken in der Hauptstadt bewohnten, waren ebenfalls sehr prächtig und es stand ihnen frei, sie ganz nach eigenem Geschmack zu verschönern. Die andern Bürger aber durften ihre Häuser nicht höher als ein Stockwerk aufführen, oder sie durch Thüren verschließen. Man brauchte zu ihrer Aufführung nur Erde. Sie waren mit Brettern gedeckt, welche lauter platte Dächer, wie Alräne, bildeten. Man erleuchtete sie mit angezündeten Spähnen. Fenster hatten selbst die Paläste des Fürsten nicht.

Die Betten der gemeinen Mexikaner bestanden in Matten auch wohl blos aus Stroh; die Decken waren von Baumwolle; die Sessel von Holz, oft waren es auch nur bloße Säcke mit dürren Blättern ausgestopft; ein Stein oder Klotz diente ihnen zum Hauptkissen. Ihr Hausrath bestand in irdenen Geschirr. Baumwollene Tücher und Tapeten, welche mehr oder weniger gut gearbeitet waren, machten den Unterschied unter armen und reichen Bewohnern.

Die Mexikaner genossen wenig Fleischspeisen; ihre vorzüglichste Nahrung bestund in Backwerk aus Mais, zuweilen mit Kräutern vermischt. Ihr Getränk war eine Zusammensetzung von Wasser und Cacaomehl, wozu sie noch Honig thaten. Eine ihrer liebsten Vergnügungen war der Tanz und die Musik, obgleich

ihre musikalischen Instrumente sehr plump ausfielen. Seit der Zeit ihrer Ueberwindung aber durch die Spanier, haben sie ihre natürliche Anlage zur Musik durch den Gebrauch besserer Instrumente sehr zu erhöhen gesucht. Dessen ungeachtet hatten sie aber schon ehedem, bei aller Unvollkommenheit ihrer Instrumente, eine Art von Konzert. Man kam nämlich in dem Vorhofe des Monarchen zusammen und spielte so gut man immer konnte; wenigstens ergötzte sich der Fürst sehr oft an ihrer musikalischen Harmonie.

So hatten sie z. B. eine Art großer Trommeln, rund, hohl, und auswendig gemalt; über diese war ein wohlgegerbtes und straffes Fell gespannt, welches man anzog oder nachließ, je nachdem der Ton hoch oder tief seyn sollte. Diese Trommel schlugen sie mit den Händen; der Ton derselben klang ihnen selbst sehr harmonisch, den Spaniern aber sehr traurig. Ihre Art zu tanzen wich von der Manier anderer Völker gänzlich ab. Gemeiniglich tanzten sie nach Tische, breiteten eine große Matte auf die Erde, auf welche sie zwei große Trommeln stellten. Diese Instrumente begleiteten sie mit einigen Singstimmen, und das war ihre ganze Musik. Ihre Tänze selbst waren auch bloße Luftsprünge und ein wechselseitiges Händeaufheben, zuweilen einiger einzelner Personen, zuweilen aller zusammen. Jene sangen, diese antworteten, und so bekam das Ganze doch wenigstens einige Abwechselung. Oft stellte das Volk in dem Hofe des fürstlichen Palastes Tänze an, und die Großen des Reichs hielten es nicht unter ihrer Würde, dabei — die Vortänzer zu machen. Vor dem Monarchen selbst zu tanzen war sogar ein Vorzug der Großen, und sie pflegten sich dabei so prächtig herauszupuzen, als ihnen möglich war. Einige bedeckten dabei ihr Haupt mit einem Adler- oder Tigerkopfe; andere hielten Rosensträucher, oder mit Gold durchwebte Federfächer in den Händen; noch andere

trugen auf Armen und Schultern kostbare Federn. Bei öffentlichen Lustbarkeiten belief sich die Zahl der Tanzreigen auf Tausende, und jeder vornehme Mexikaner mischte sich in den Reihen ein. Vor solchen öffentlichen Tänzen stellte man erst feierliche Prozessionen an, und beschloß diese wieder mit Tänzen. Sie hatten eine Art von Tanz, welcher Mitote hieß, in den Tempelhöfen verrichtet wurde, und so viel Feierliches hatte, daß der Fürst selbst ohne Bedenken daran Theil zu nehmen pflegte. Man schloß zwei große Kreise, wovon der innere aus den Großen des Landes, und der zweite aus den angesehensten Bürgern bestand, welche sich aufs Beste geschmückt hatten; und in dieser Stellung sangen und tanzten sie wenigstens mit solcher Richtigkeit, daß sie weder in ihren Bewegungen noch im Tone aus der Ordnung kamen. Man erzählt uns hierbei, daß selbst Montezuma eine Menge neuer Tänze erfunden habe, welche entweder in sklavischen Stellungen, oder in allerlei widersinnigen Bewegungen bestanden. Es wäre jedoch zu wünschen, daß wir von einem Fürsten seines Ranges eine andere Merkwürdigkeit anführen könnten. —

Die Mexikaner wußten nichts von dem Gebrauche der Buchstaben, sondern bedienten sich statt dieser, der hieroglyphischen Figuren und einfacher Charaktere; außerdem schrieben sie weder von der rechten zur linken noch umgekehrt, sondern von unten nach oben. Man erzählt uns noch eine ziemlich lächerliche Einbildung dieses Volkes, indem es geglaubt haben soll, daß allemal zu Anfange eines neuen Jahrhunderts auch eine neue Sonne hervorkäme; wäre dieses nicht, so würde mit einer alten Sonne endlich die Zeit selbst aufhören; zu Folge dieses ungereimten Wahns, den vielleicht nur die frühern Bewohner dieses Reichs hatten, begaben sie sich am letzten Tage des scheidenden Jahrhunderts, auf die Dächer ihrer Häuser, fielen auf ihre Knice, wendeten das Gesicht gegen Sonnenaufgang, und wollten sehen, ob die neue Sonne wirklich hervorkäme, oder — das Ende der Welt da wäre. Sie bereiteten sich, sagt man, ohne krank zu seyn, zum Tode, zerbrachen ihren Hausrath, löschten das Feuer auf dem Herde aus, und überließen sich, so lange die Finsterniß der Nacht dauerte, der lebhaftesten Betrübniß. Sobald aber die dämmernde Morgenröthe am östlichen Horizont hervorbrach, lebte ihre Hoffnung von neuem auf, und mit den ersten Strahlen der völlig aufgehenden Sonne verschwand ihre Furcht gänzlich, und sie drückten durch lautes Jauchzen die Empfindungen ihrer Freude aus. Ueberall ertönten rauschende Instrumente, jubelten frohe Gesänge, und Jeder wünschte dem Andern Glück, weil doch nun die Sonne wenigstens für ein ganzes Jahrhundert die Dauer der Welt verbürgt hätte. Man begab sich in den Tempel, und dankte den Göttern für die Wohlthat eines, durch ihre Hülfe, verlängerten Lebens und Daseyns.

F. N. Lenke.

Chinesische Polizei.

Man lobt die Polizei von China sehr, und die Beschreiber jenes Landes schildern sie, als musterhaft. Der Staat hält eigene Soldaten, die bloß zur Erhaltung der bürgerlichen Ruhe in den Städten bestimmt sind. In Peking befinden sich allein mehrere Regimenter derselben. Ihre Waffen bedeuten wenig. Dagegen führen sie allerhand Ackergeräthschaften, z. B. Schaufeln, Karren u. dergl. mit sich. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Räume vor den Häusern reinlich gehalten, daß bei trockner Witterung die Straßen besprengt, und nach dem Regen die Unreinigkeiten fortgeschafft werden. Da die Straßen nicht gepflastert sind, so entstehen, durch das Gehen, Reiten und Fahren häufige Gruben in der Mitte derselben. Diese Gruben müssen die Polizeisoldaten wie-

der ausfüllen und bessern. Die Offiziere haben die Aufsicht über die Ruhe und Ordnung in den einzelnen Häusern. Zehn Soldaten haben immer einen Aufseher, der dem Gouverneur von allem, was vorgeht, Nachricht gibt. Ein solcher Aufseher trägt einen Degen und eine Peitsche, die er gegen Personen, die mit einander in Zwist gerathen, gebraucht. Doch Vornehme werden bloß verhaftet.

Am meisten ist für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zur Nachtzeit gesorgt. Alle Straßen, sie seyen groß oder klein, sind an beiden Enden mit Gitterthoren versehen, bei welchen Schildwachen stehen. Mit dem Anbruch der Nacht werden die Thore aller Straßen geschlossen, und blos für diejenigen, welche genügende Ursachen ihres Aus- oder Eingangs anführen können, geöffnet. Auch muß jeder, zur Nachtzeit Gehende, eine Laterne bei sich haben. Man sieht daher um diese Zeit in dem volkreichen Peking wenige Menschen auf den Straßen, so groß auch am Tage die Volksmenge auf den Straßen ist.

Die Nacht ist in einzelne Nachtwachen getheilt. Der Anfang derselben wird durch große Glocken, die von außen an den Thürmen angebracht sind, oder hie und da durch große Trommeln angezeigt. Jede dieser Wachen währt zwei Stunden; die erste fängt um acht Uhr an. So lange die erste dauert, hört man nur einzelne Schläge der Glocken und Trommeln; während der zweiten erfolgen zwei; während der dritten drei u. s. w., so daß man jede Stunde genau wissen kann. Bald nach dem Beginnen der ersten Nachtwache patrouilliren einzelne Soldatentrupps von einer Straße zur andern, untersuchen die Hausthüren, und klirren zum Zeichen ihrer Wachsamkeit immerwährend mit ihren Schwertern. Jeder, der sich seiner Geschäfte wegen nicht legitimiren kann, wird angehalten und verhaftet. Die Aufsicht über diese Runden führt der Gouverneur selbst, der oft dabei in eigner Person erscheint, und jede Sorglosigkeit und Vernachlässiggung scharf bestraft. Der Offizier verliert schon bei dem ersten Versehn seine Stelle, und der Gemeine bekommt Stockschläge. Bei einer so sorgfältig unterhaltenen Ordnung herrscht Ruhe und Stille in der Stadt. K—r.

Folgendes sehr nützliche Schulbuch ist im Verlage der Baumgärtnerschen Buchhandlung zu haben.

Wilhelm Friedr. Hezels, Prof. zu Gießen, ausführliche griechische Sprachlehre, nebst Paradigmen der griech. Deklinationen und Konjugationen in 35 Tabellen, gr. 8. Preis 1 Thlr.

Der, als Sprachforscher und Sprachkenner rühmlichst bekannte, Verfasser hat diese ausführliche Sprachlehre zunächst für junge Studirende in den obern Schulklassen und auf Akademieen bestimmt. Sie entspricht ihrer Bestimmung vollkommen und verdient vorzüglich jungen Studirenden darum empfohlen zu werden, weil der Verfasser nicht blos trockne Regeln, die nur ermüden, vorträgt, sondern auch über die Sprachregeln selbst raisonnirt und Alles unter einen philosophischen Gesichtspunkt zu bringen sucht, ohne diesen jedoch über die Gränzen der jugendlichen Fassungskraft hinaus zu rücken. Auch die frühern gelehrten Arbeiten eines Hemsterhuis, Valkenaer, Lennep, Scheidius und selbst eines Trendelenburg haben hier manche nöthige Berichtigungen erhalten, die dem geübten Kenneraugе nicht entgehen werden. Da zu diesen wesentlichen Vorzügen noch Deutlichkeit und gute Ordnung im Vortrage hinzukommen, so wird diese Sprachlehre ein treffliches Vorbereitungsmittel zum Studium der griechischen Klassiker abgeben, und verdient sowohl Lehrern auf Schulen und Gymnasien, als auch vorzüglich studirenden Jünglingen beim Selbstunterricht empfohlen zu werden, da sie zugleich bei einer Stärke von 44 Bogen den Vorzug eines sehr billigen Preißes hat.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 11. Februar 1811. 19.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Lange leben und gesund seyn.

Nicht in jedem Lande und unter jedem Himmelsstriche lebt man gleich lange und gleich gesund. Nicht selten stehen Gesundheit und Lebenslänge unter sich im Widerspruch, d. h. die Menschen werden gerade da am wenigsten alt, wo sie der besten Gesundheit genießen. In der Regel sind die heißen Länder der Gesundheit und einer steigenden Bevölkerung weit günstiger, als die kalten Zonen; aber alt werden die Menschen dort nicht. Die Neger auf der Küste von Guinea sind starke, rüstige Menschen, die nichts von Krankheiten wissen. Ungeachtet jährlich aus jenem Lande 60,000 Sklaven ausgeführt werden, *) so ist doch das Land immer noch volkreich genug; zum sichern Beweise, daß es wohl gesund seyn muß. Aber die Menschen leben auch dort zu geschwind. Die Knaben reifen zu früh, und die Mädchen sind selbst noch Kinder, als Mütter. Man entnervt sich durch Ausschweifungen, man wird erschlafft durch die starken Ausdünstungen, man bekommt keine Stärkung durch die genossenen Nahrungsmittel, und wird durch Leidenschaften vor der Zeit zum Greise. Wenige Neger nur erreichen das 60ste Jahr, und im 45sten sind sie schon gewöhnlich dem Grabe nahe. Man kennt nur wenige Beispiele von Menschen, die das hunderte Jahr erreicht haben.

Auch der wärmere Theil von Asien scheint dem langen Leben eben so ungünstig. Als der Kaiser Kien-Long von China, im Jahr 1784 in seinem ganzen Reiche diejenigen Personen aufsuchen ließ, die älter waren, als er selbst, so fanden sich derer, die über 100 Jahre zählten, nicht mehr als vier unter einer Volksmenge von 333 Millionen. Schottland zählt ihrer viel mehrere unter seinen zwei Millionen.

Umgekehrt sind die kalten Länder dem langen Leben zuträglicher, als der Gesundheit. Hier sind die Krankheiten gefährlicher und hinraffender, und treffen besonders häufig Kinder und junge Personen. Man muß hier mehr arbeiten, und sich sorgfältiger vor der Kälte zu schützen suchen. Sind aber einmal die gefahrvollen Jahre überstanden, dann kann man ein um so längeres Lebensziel erreichen; und dieselben Ursachen, die zuerst das Leben bedrohten, tragen nun bei zur Verlängerung desselben. Beispiele von hohem Alter finden sich besonders in Norwegen. Als der König und die Königin von Dänemark im Jahre 1733 dieses Land bereisten, wohnten dieselben einer dreifachen Hochzeit zwischen sechs Personen bei, die zusammen weit über 600 Jahre zählten. Im Kirchsprengel von Aggerhuß gab es 1763, 150 Paare, die vor länger als 80 Jahren getraut worden waren. Diese 300 Menschen mußten also sämmtlich jedes nahe an 100, oder über 100 Jahre alt seyn. Une

*) Höchst wahrscheinlichen Berechnungen zu Folge kann man annehmen, daß seit der Einführung des unseligen Sklavenhandels dem Lande gegen 18 Millionen entrissen worden sind.

ter 6929 Personen, die 1761 in dem Kirchsprengel von Christiania starben, waren 394 von 80, 63 von 100, und 7 über 100 Jahre alt. In dem Sprengel von Bergen befanden sich in demselben Jahre, unter 2580 Verstorbenen, 18 von 100 und zwei Frauen, eine von 104, die andre von 108 Jahren.

Ein zu hoher Grad von Kälte befördert aber die Lebensdauer eben so wenig, als die zu große Hitze. In Island und Sibirien bringen die Menschen ihr Leben selten bis zum 60sten oder 70sten Jahre. Dagegen sind Griechenland und Italien dem längeren Leben höchst beförderlich. Auch allzuhohe Gebirge schaden demselben. Die Bewohner der Alpengebirge sterben weit früher, als die Bewohner der Thäler derselben Alpen. Die Schweiz, als das höchste Land der alten Welt, liefert wenigere Beispiele von hohem Alter, als Schottland.

Auch die Nachbarschaft großer Wassermassen soll dem Leben günstig seyn, weil sie Hitze und Kälte mildert und schädliche Dünste absorbirt. Im Jahr 1665 wüthete in London eine fürchterliche Pest, von welcher nur diejenigen verschont blieben, welche auf der großen Brücke wohnten. Viele Personen schlugen daher ihre Wohnungen in Barken auf der Themse auf. Wohnungen am Meere sind deshalb nicht ungesund. Die Salztheilchen, die das Meer ausdünstet, schaden den Pflanzen, aber nicht den Menschen. Am längsten leben in Schottland diejenigen, welche in der Nähe des großen Sees Lomond wohnen. Unter noch nicht 1000 Einwohnern eines Kirchspiels fand man 1803 hier, 21 Greise über 80 Jahre.

Dagegen ist die Nähe großer Wälder der Gesundheit und dem Leben nachtheilig; Gebüsche in einiger Entfernung befördern dagegen beides. Die Bäume hauchen im Sonnenschein die reinste Lebensluft aus. Eben so hat man sich vor Morästen und Sümpfen zu hüten, besonders vor solchen, die von der Ebbe und Fluth erreicht werden. Die todten Fische und Insekten, die durch die erstere angeschwemmt werden, verpesten die Luft. Am wenigsten ungesund sind die Torfmoräste, weil man in ihnen keine Geschöpfe findet. Aller Kalk- und Sandboden ist gesunder, als Lehmboden, weil sich in jenem das Regenwasser weniger lange aufhält, als in diesem. Länder, die eine stets trockne Luft haben, wie Aegypten, wo es nie regnet, taugen nicht für ein langes Leben. Eine immer feuchte Atmosphäre bringt geringern Nachtheil. Das sieht man an Irland, einer Insel, wo Regen und Nebel einheimisch sind. Gleichwohl erzeugt die Insel starke Menschen, die ein hohes Alter erreichen. Ueberhaupt verschaffen die heilsame Seeluft, die reinigenden Winde, die immer gleiche Temperatur dem Inselbewohner ein längeres Leben. In Großbritanien trifft man weit ältere Leute, als in Spanien, in Frankreich, in Deutschland, in Polen ꝛc. Vorzüglich reich an alten Personen ist Nordamerika, weil die wenigsten Einwohner dieses Landes sich in Städten aufhalten. Dasselbe ist der Fall bei kleinen Inseln und Halbinseln, in allen Gegenden der Welt. Barbados, Madera, die Bermuden, die Orkneys, die Hebriden, alle erzeugen steinalte Menschen.

Viel kommt indeß darauf an, ob man in einem Lande geboren und erzogen ist, oder nicht. Der Eingeborne erträgt jedes Klima leichter, als der als Fremdling Eingewanderte. Zwar gewöhnt sich der Mensch an jedes Land, an jede Nahrung; aber ganz ohne Einfluß auf ihn bleiben beide nicht. Die unter einem Himmelsstrich Gebornen befinden sich gewöhnlich nicht wohl dabei, wenn sie ihr Vaterland mit einer kalten Zone vertauschen. Auch die Verwechslung eines trocknen Klima's mit einem feuchten bringt Nachtheil. Der Umtausch eines kalten, feuchten Himmels mit einem warmen und trocknen, be-

sonders für ältere Personen, ist aber gewiß wohlthuend.

K — r.

Die Schneegans.

Anas hyperborea Lin. L'Oye de neige Buff.

Die Schneegans gehört zur dritten Ordnung, die man mit dem allgemeinen Namen Anseres, Schwimmvögel bezeichnet. Sie unterscheiden sich von allen Vögeln, vorzüglich durch den Schnabel und die Füße. Der Schnabel ist mit einer zarten zähen Oberhaut bedeckt, bei vielen stumpf und innerlich mit zahnartigen Knorpeln versehen; bei andern aber auch ungezähnt und spitzig. An den Füßen befindet sich eine Schwimmhaut. Die Gattung, zu welcher die Schneegans gezählt wird, die man unter dem Namen Ente (anas) begreift, wird wieder in vier Familien abgetheilt, unter welchen dieser Vogel zur ersten gehört, die sich von andern dadurch unterscheidet, daß sie an der Wurzel einen höckerigen Schnabel hat.

Man sieht diese große Gans, die den Norden von Asien und Amerika bewohnt, zu Anfange des Winters hoch über Schlesien fliegen; und ob sie gleich da nur auf ihrer Wanderung zu seyn scheint, so findet man sie doch im Winter an den preußischen Seeküsten und auch an den deutschen. Sie ist drei Fuß lang, die ausgebreiteten Flügel aber haben die Länge von vier Fuß. Der Schwanz ist kurz und fast gleich. Der Schnabel ist erhaben; die obere Kinnlade scharlach roth; die untere weißlich; der Nagel schwarz; der Stern gelbbraun; Beine und Füße sind dunkelroth; Kopf, Hals und Körper schneeweiß; die Stirn ist gelblich; die kleinen Deckfedern der Flügel sind gewöhnlich aschgrau mit dunkelbraunen Spitzen; die vordern Schwungfedern an der Wurzel

weiß, an der Spitze schwarz, die übrigen an der Spitze graulich. Die Jungen haben ein ganz anderes Ansehen, und erhalten die Farbe der Alten erst nach einem Jahre. Mundwinkel und untere Kinnlade sind schwarz und das Gefieder ist blau.

In der Mitte des Oktobers ziehen diese Gänse, die sonst auch Hagelgänse genannt werden, nach Süden in ihre Winterquartiere und fliegen sehr hoch. Im Mai kehren sie wieder zurück. Sie bedecken in Heerden von Tausenden das Land, wo sie einfallen, und heben sich wie Wolken empor. Nach Karolina in Nordamerika kommen sie in großen Scharen, fressen Binsen und wühlen, gleich den Schweinen, nach den Graswurzeln. Wenn die Jäger einen reichen Fang haben wollen, brennen sie ein Stück Moorland ab, damit die Schneegänse besser zu den Wurzeln können und so herbei gelockt werden. In der Hudsonsbay schießt man sie jährlich zu Tausenden für die Kolonien.

Nach Asien kommen sie im Frühjahre zeitiger, als alle andre Wasservögel, verbreiten sich über die ausgetretenen Stellen des Jana und Lena, auch bis Jakut. Hier bleiben sie aber nicht lange, sondern gehen nach den arktischen Küsten von Sibirien nach ihren Brüteplätzen. Es scheint, als ob diesen Vögeln der Instinkt fehlte, der andere leitet; Denn sie kommen früher an die Mündungen der arktischen Flüsse, als sie ausdauern können. Sie begehen dies Versehen alle Jahr, und müssen daher auch alle Jahre wieder nach Süden ziehen, um Futter zu finden und müssen daselbst warten, bis die nördlichen Küsten vom Eise befreit sind. Sie sind wenig scheu, und werden um Jakut und in andern Gegenden Sibiriens auf die sonderbarste und lächerlichste Art gefangen. Die Einwohner stellen ein großes Netz in gerader Linie an die Ufer der Flüsse, oder machen auch von zusammen genähten Häuten eine Hütte, die zwei Oeffnungen hat. Darauf nimmt einer von ihnen die

Haut eines weißen Rennthieres um, geht auf die Gänse los, und kehrt nach dem Netz oder der Hütte zurück. Andre machen hinter den Gänsen ein starkes Geräusch, um sie dadurch vorwärts zu treiben; die Gänse halten den weißen Mann für ihren Führer, und folgen ihm bis unter das Netz, das plötzlich niederfällt und alle fängt. Geht der Mann nach der Hütte, so folgen sie ihm ebenfalls, und kriechen hinter ihm durch die Oeffnung in die Hütte, worauf dieser zur hintersten Oeffnung herausgeht, und nicht nur diese, sondern auch, so bald sie alle darinnen sind, die vordere Oeffnung verschließt. So lächerlich dieser Gänsefang ist, so leitet er doch auf ernsthafte Betrachtungen, wenn man hört, daß diese Schneegänse in jenem kalten Klima den vornehmsten Unterhalt der Einwohner ausmachen, und ihre Federn ein wichtiger Handelsartikel sind. Jede Familie tödtet jährlich an tausend. Man rupft sie, weidet sie aus und legt sie in dazu gegrabene Löcher auf einander, bedeckt sie mit Erde und läßt sie zusammen frieren. Wenn eine Familie ein solches Magazin öffnet, so findet sie lange eine wohlschmeckende Speise. Sollte nicht mancher verständigere Jakute durch diese Thiere auf dem geleitet werden können, der seine milde Hand aufthut und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen?

Suttinger.

Die Sympathie-Uhren.

Ein Freund des berühmten Kardinals Richelieu (er starb 1642) besucht diesen einst in den Morgenstunden und findet ihn gerade beim Ankleiden. Die beiden Taschenuhren des Kardinals liegen auf einem Tische und ziehen des Fremden Blicke auf sich. Er nimmt sie in die Hand, bewundert die feine Arbeit und Kostbarkeit derselben, und während er die eine, die seiner Hand zu entschlüpfen droht, auffangen will, fallen beide zugleich auf die Erde. Entschuldigungen, über Entschuldigungen stammelt der Erschrockene, und: „Warum?" — unterbricht ihn Richelieu lächelnd — „Noch nie sind sie beide so gut übereingegangen!"

Aug. Müller.

Anekdote.

Von dem berümten Leo Allatius (er st. zu Rom als päbstlicher Bibliothekar 1666), erzählt man, daß er sich vierzig Jahre einer einzigen Feder zur Verfertigung seiner vielen Schriften bedient habe, und durch den Verlust derselben bis zu Thränen gerührt worden sey.

E. H. Schwabe.

Logogriph.

Was dir des Wortes erste Deutung saget,
das, Freund, du weißt's, ist aller Menschen Loos. —
Doch, wen es schon getroffen hat, der klaget
nicht; schweigend trägt er's. — Aber namenlos
ist oft der Schmerz, der unsern Busen enget,
wenn jenes Wortes schwermuthsvoller Sinn
aus unsern Lieben spricht — und ach! es dränget
sich eine Thräne dann zu ihnen hin. —
Zwei kleine Zeichen nur gieb vorn dem Worte —
zersprengt ist dann des Todes dunkle Pforte,
gemildert, ja verscheucht dein banger Schmerz;
die Thräne trocknet und dein blutend Herz
hebt stiller sich, schlägt höher, freier wieder;
und deine Klagen, deine Trauerlieder
verstummen, und in's kalte, finstre Grab
blickst du getröstet dann, mein Freund, hinab. —

Herbst. Friedr. Graf

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 14. Februar 1811. 20.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Gemälde von Blankenburg und seinen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht von der Höhe dieses Felsen, nach der Seite von Halberstadt zu, dessen Précipice so steil, als eine Mauer ist, erregt ein solches Schaudern, daß man es kaum wagt, hinunter zu schauen. Von der unsäglichen Mühe und den großen Kosten, welche diese Bergveste anzulegen verursacht haben muß, ist auch der tiefe Brunnen ein Beweis, der mitten durch den Fels getrieben, und noch viele 100 Klaftern tief ist, ungeachtet er längst verschüttet ward, und von Neugierigen noch immer mehr verschüttet wird, die eine Menge Steine von Zeit zu Zeit hineinwerfen, um seine Tiefe zu erforschen. Der Fall eines solchen Steines verursacht einen dumpfen Knall, gleich dem eines unterirdischen Donners. —

Alle diese großen Werke der Natur und Kunst, die herrliche Aussicht, welche man auf diesem Felsen genießt, die durch Kunst angelegten Terassen und Grotten, die durch den Meisel glatt gehauenen Felsenwände, um sie noch steiler und unzugänglicher zu machen, oder auch um Platz zu einer Reitbahn zu gewinnen, die grünen Rasenplätze zwischen den schwärzlichen Klippen, die dicken Gebüsche, die malerischen Baumgruppen, die hohe Plattform auf dem Gipfel dieses Felsen, wo man die ganze Gegend zu seinen Füßen erblickt; dies macht den Regenstein zu einem der interessantesten Oerter, zu einem der angenehmsten Spaziergänge für den Blankenburger und zu einer Gegend, wo man die Reize und Annehmlichkeiten der Natur in vollem Maße genießen kann. Die imposante Ansicht dieses alten Felsen wird noch durch das tiefe Thal ungemein erhöhet, das unmittelbar am Fuße desselben liegt, aus weißem, unfruchtbaren Sande besteht, der mit Agathen, Jaspissen und andern Halbedelsteinen vermischt ist, und einem Sandmeere nicht unähnlich sieht. Welch ein Anblick von der Höhe dieses Felsen in dieses Sandmeer! — O Natur! wie lohnst du deine Verehrer für die Mühe, die sie anwenden, auf deiner Spur zu gehen! Nie werden die Freuden meinem Gedächtniß entschwinden, die ich hier in deinem Schoos genossen habe. Oft werde ich mich noch in Gedanken auf diesen erhabenen Standpunkt versetzen, wo ich im Anschauen der Größe Gottes verloren, Welt und Menschen und Alles um mich her schwinden sah und nur dir allein huldigte und meine Lobopfer darbrachte! —

Dieser Felsen, der schon Jahrtausenden Trotz geboten hat, und noch unverändert da steht, gab einer ehemaligen Grafschaft den Namen, deren Besitzer mit den Grafen von Blankenburg nur zwei verschiedene Linien eines und desselben Stammes ausmachten und im vierzehnten Jahrhundert ausstarben; worauf ihre Besitzungen an die Heimburgische Nebenlinie fielen, bis auch diese ausstarb. Die Grafschaft Regenstein hätte nun, so wie die von Blankenburg, an den Herzog von Braunschweig, ihren Lehns-

herrn, zurückfallen müssen. Allein das Haus Brandenburg bemächtigte sich derselben und behielt sie, vermöge des Rechts des Stärkern, im Besitze, ungeachtet sie von dem Reichs-Kammergerichte unserm Hause als rechtmässiges Eigenthum war zuerkannt worden. Dadurch wurde unsern Herzogen ein schönes Pertinenzstück, wozu die Aemter Westerhausen und Steckelnberg gehörten, viele Jahre hindurch entzogen. Durch die wunderbaren Wege der Vorsehung ist nun aber diese Grafschaft mit unserm Lande wieder vereinigt, und die Fürstenthümer Halberstadt, Magdeburg, nebst Quedlinburg und einem Theile der Altemark sind noch als Zugabe hinzugekommen. — Stat sua cuique dies!-Nil mortalibus arduum est. —

Ich kehre von hier nach Blankenburg, als den Centralpunkt meiner Ansichten, zurück, um noch einige Notizen historischen und topographischen Inhalts von diesem Orte zu geben, womit ich dieses Gemälde schließen will.

Blankenburg ist eine kleine, in einem Halbzirkel um das Schloß her gebauete Stadt, von nicht vollen 3000 Einwohnern, am Fuße des Harzwaldes. Da sie an den Schloßberg gebauet ist, und das Schloß ihr wahrscheinlich den Ursprung gegeben hat, so hat sie ein ungleiches Terrain und ihre Straßen gehen meist bergan; daher auch die höchsten derselben am Berge heißen. Schon das ehemalige Rathhaus, als der Mittelpunkt der Stadt, am Markte gelegen, liegt ziemlich hoch; von hier aus aber muß man Treppenweise zu dem höher liegenden Theile, zu der Stadtkirche und Stadtschule, hinaufsteigen, welches im Winter wegen des vielen Eises und besonders für einen, der nicht daran gewöhnt ist, sehr beschwerlich und gefährlich wird. Der Ort hat, außer einigen neuen Häusern, nur wenige, die sich vor andern auszeichnen. Die ansehnlichsten darunter sind das ehemalige Rathhaus, wo sich jetzt das Tribunal

versammelt, ein altes gothisches, mit einem Thurme und einer Uhr versehenes Gebäude, der Faktoreihof und die neu ausgemalte hübsche Garnisonkirche, welche damals zur Stadtkirche eingerichtet wurde, weil die alte am Berge zu klein, zu alt und verfallen ist.

Der Ort hat keine sonderliche Nahrungsquellen. Die Einwohner desselben lebten ehedem, weil es hier keine Manufakturen und Fabriken gibt, größtentheils von dem hier residirenden Hofe, von den hohen Collegien und von dem zahlreichen Adel, der Blankenburg wegen seiner Accisefreiheit, schönen Gegend und guten Conversation, zu seinem Aufenthalte wählte. Besonders zog die Wohlfeilheit des Orts viele Fremde dahin, welche ihr Geld daselbst verzehrten. — Die Stadt war sonst der Sitz einer Regierung, einer Fürstl. Kammer, eines Bergamtes, eines Consistoriums und anderer Collegien und Gerichte. Alles dieses ist nun freilich durch die Revolution, welche ganz Europa und auch Deutschland erlitten hat, verändert, umgeformt und verschwunden. Indessen ist der Ort doch, der jetzt mit Quedlinburg zum Saaldepartement gehört, der Sitz einer Unterpräfektur und eines Tribunals geworden, um ihn nicht ganz sinken zu lassen. Er hat außerdem noch eine lateinische Schule, welcher der gelehrte Rector Leopold vorsteht, und eine erst seit einigen Jahren angelegte berühmte Töchterschule, um die sich der würdige Consistorial-Rath Ziegenbein sehr verdient macht. —

Noch muß ich hier des Marmor- und Eisenmagazins erwähnen, welches sich auf dem dortigen Faktoreihofe befindet, worin sich sonst die Fürstliche Kammer versammelte, und die reformirte Gemeine ihre religiösen Versammlungen hielt. Holz, Marmor und Eisen sind die Hauptprodukte, welche für die Stadt und das Land die ergiebigste Nahrungsquelle abgeben. Es ist daher hier auch ein starker Umtrieb von Eisen, welches auf dem Faktoreihofe probirt und verkauft wird. Auch erhalten die Hüttenleute

Arbeiter hier ihre wöchentliche Löhnung. Das Marmormagazin war sonst ansehnlich und enthielt Tischblätter, Kaminsimse, Leuchter, Tabaksdosen und anderes Hausgeräth. Jedoch kam, wie man sagte, eben nichts neues mehr hinzu, weil die Fabrik, welche auf dem Rübelande ist, immer so viel Bestellung hatte, als sie bestreiten konnte. Zwar soll der reine Gewinn, den diese Fabrik abwirft, nicht groß seyn; indessen bringt sie der Gegend doch so vielen Nutzen, daß sich manche Familie davon nährt, die sonst brotlos seyn würde. Der Marmor selbst, der buntgefleckt, und worunter der schwarze von dem feinsten Korn ist, wird eine Meile von der Stadt, auf dem Rübelande, gebrochen, nimmt eine gute Politur an und wird auf einer eigenen Mühle daselbst geschliffen und verarbeitet. Es werden daselbst schöne Sachen gemacht, besonders Särge und Epitaphien. Der Erfinder desselben war der ehemalige dasige Subconrektor Linde, der sich durch sein Studium der Natur ein großes Verdienst um das Land erworben hat. —

Das Sehenswürdigste von Blankenburg ist unstreitig sein Schloß, welches auf einem Berge, der Blankenstein genannt, liegt, und hoch über die Stadt hervorragt, so, daß man es allenthalben sehen kann. Der Aufgang zu demselben durch die Stadt hat etwas Sonderbares und Romantisches. Da das Schloß wahrscheinlich der Stadt ihr Daseyn gab, so bauete man diese so nahe, als möglich, und so weit es der steile Berg zulassen wollte, an dieses an. Daher geht man in einigen Häusern aus dem zweiten Stockwerke in den Garten. — Von da aber, wo die Stadt zu Ende geht, führt eine, in einer Schlangenlinie gepflanzte, Allee von Linden bis auf die Höhe des Schloßberges, wo man nun auf einmal die ganze unbeschreiblich schöne Gegend um die Stadt herum und noch weiter vor Augen hat. Hier, wo das Schloß ruhet, [illegible]n schon viel höher, als die Stadtthürme. Will man aber einen noch weit größern Horizont vor sich haben, so muß man noch etwas weiter zu der, im Thiergarten liegenden, Louisenburg, einem Portale, von der Herzogin Christine Louise, hinaufsteigen, welches auf dem höchsten Gipfel des Berges liegt. Hier sieht man nicht nur über die Stadt, sondern auch selbst über das Schloß weg. Die Aussicht ist hier unaussprechlich schön und fast unbegrenzt. Das Auge verliert sich in den weiten Ebenen des vormaligen Herzogthums Magdeburg. Jedoch gewähren auch schon die Zimmer im Schlosse nach dem flachen Lande zu die reizendste Vue, an deren äußersten Punkte die Domthürme von Magdeburg sich präsentiren. —

Das Schloß bildet inwendig auf dem Schloßhofe ein schönes regelmäßiges Viereck, und ruhet auf einem weißen Felsen, der ihm zur Grundlage dient, und ihm vermuthlich den Namen gegeben hat. Als eine Merkwürdigkeit sieht man auf diesem innern Hofe, außer dem tiefen Brunnen, in der einem Ecke rechter Hand beim Eingange, einen großen Baum, der mitten aus einer Felsenspalte herausgewachsen ist. — Das Schloß brannte im 16ten Jahrhunderte ganz ab, wobei unglücklicherweise eine Gräfin von Blankenburg ihr Leben einbüßte; wie man aus einer schwarzen Tafel sieht, die zum Andenken dieser traurigen Begebenheit in der dortigen Schloßkirche aufgehenkt ist. In der Folge wurde es wieder hergestellt, und von Zeit zu Zeit, besonders von den Herzogen von Braunschweig, verschönert und besser angebauet. Durch diese mehrmaligen Verbesserungen hat es aber an Regelmäßigkeit verloren; indessen ist der neue Flügel desselben inwendig ziemlich regelmäßig, und war vor einigen Jahren auch noch ganz gut, wenn gleich nicht modern meublirt. Die Bibliothek wurde der Wolfenbüttelschen einverleibt und wird nun mit dieser nach Göttingen, Halle und Marburg gehen. Die Schloßkirche ist in die

Runde gebauet, recht hübsch eingerichtet, und hat einige Gemälde von guten Meistern, wird aber nicht mehr genutzt. Sic transit gloria mundi! —

Das sogenannte kleine Schloß, oder das Fürstliche Gartenhaus, liegt unten am Fuße des Schloßberges und ist, was die Vorderseite desselben betrifft, aus Quadern des gegenüber liegenden Schnappelnberges erbauet. Es hatte sonst einen schönen Gartensaal, der mit lauter Familienstücken des Herzoglichen Hauses, und mit Portraits von Fürstlichen, Königlichen und Kaiserlichen Personen ausgeschmückt war. Wie es jetzt beschaffen ist, weiß ich nicht. Hier waren sonst auch der Herzogliche Lustgarten, die Orangerie und Fasanerie, welches aber alles eingegangen ist. Jedoch bleibt der herrliche Thiergarten, der wohl eine Stunde im Umfange hat, trotz dem Wechsel der Zeiten, noch immer in seiner ehemaligen Schönheit. Denn er hat seine Reize größtentheils der Natur allein zu danken, die ihm keine Zeit und kein Wechsel der Dinge rauben können. In ihm trifft man die schönste Abwechselung von Lusthainen, Alleen, Berceaux, Wiesen, Bächen und Teichen, Lusthäusern, Jagd- und Zeughäusern, Mooshütten u. s. w. an. Was sind doch alle Künsteleien von französischen und holländischen Lustgärten gegen das Große, Erhabene und ungekünstelt Schöne der Natur und eines solchen Parks oder Thiergartens? Wie bald wird man jenes Einerlei von geschnitzten Hecken und Bäumen müde; wenn man dagegen in einem solchen Parke immer neue Abwechselungen von Gegenständen antrifft, welche die Aufmerksamkeit erregen und uns überraschen! Wie zu bedauern ist es, daß die Reize dieses Ortes jetzt fast gar nicht mehr genossen werden, und nur wenigen bekannt sind! Was würde man in Berlin und andern großen Orten darum geben, wenn man die schöne Natur, wie hier, so nahe hätte und sie so in vollem Maße genießen könnte? Wie lebhaft

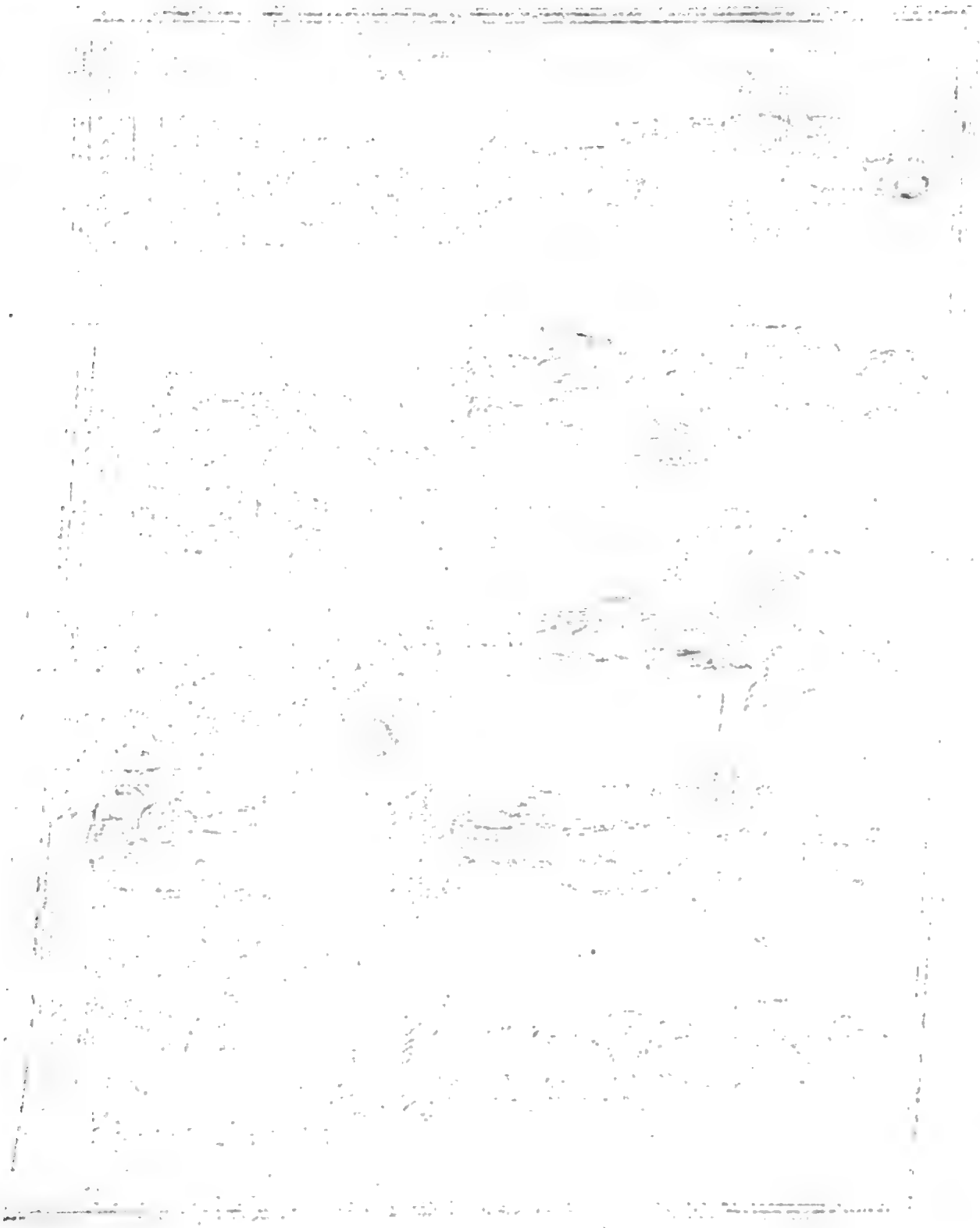
und wie besucht würden diese Alleen von zahmen Kastanien, diese Berceaux, diese Lustgehölze seyn, wenn dieser Park in der Nähe einer Residenz läge; statt daß jetzt öde Stille und Einsamkeit daselbst herrscht, die nur dann und wann von einigen Lustwandelnden, oder von einer Gesellschaft Reisender unterbrochen wird, welche die Langeweile oder die Neugierde hierher führt. Den Einheimischen selbst sind diese Schönheiten der Natur entweder schon zu bekannt, oder das Bergsteigen wird ihnen zu lästig.

(Beschluß folgt.)

Ein verschmitzter Diebstahl.

Ein Pariser Abbé gerieth beim Herausgehen aus der Kirche in ein Gedränge. Plötzlich fühlte er eine Hand sich seiner Uhrtasche nähern. Augenblicklich griff er zu, und faßte die Hand seines nächsten Nachbars, welche im Begriff stand, die Uhr in die eigne Tasche zu stecken. Der Abbé wollte schreien und den Dieb in Verhaft nehmen lassen. Allein dieser rief ihm mit leiser Stimme zu: „Um Gottes Willen, mein Herr! bringen Sie mich nicht ins Unglück! Stecken Sie ihre Hand in meine Tasche, und nehmen Sie Ihr Eigenthum wieder.“ Der Abbé that dies ohne Bedenken. Allein kaum hatte er die Hand in der Tasche des Diebes, so hielt ihn jener fest, und schrie: „Helft, helft! Seht da einen verkappten Abbé, der mir meine Uhr stehlen will! Greift den Dieb!“ Das umstehende Volk glaubte wirklich, daß der Ergriffene kein Abbé, sondern ein verkappter Dieb sey. Es war daher hohe Zeit, daß er sich, die Uhr im Stiche lassend, davon machte, um den Mißhandlungen des Pöbels zu entgehen.

K—l



Digitized by Google

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 16. Februar 1811. 21.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Musikalische Instrumente der Hindus.

Zum Kupfer Nr. 41

Schon das achte Kupfer dieser Zeitschrift im vorigen Jahre stellte zehn musikalische Instrumente aus Hindostan dar, und gab dadurch den Lesern der Jugendzeitung Veranlassung, die bei uns üblichen musikalischen Instrumente mit jenen zu vergleichen, welche noch jetzt den Hindus Erhebung, Freude und Trost verschaffen. Das 51. Stück der neuen Jugendzeitung (Jahrg. 1810.), lieferte auch einige kurze Erläuterungen zu jener Abbildung. Je größer die Liebe einer Nation zur Musik ist, um desto mehr wird diese Kunst ausgebildet, und um so zahlreicher und verschiedenartiger müssen die Instrumente werden, deren man sich zum Ausdruck des musikalischen Sinnes bediente. Daher kommt es, daß die Zahl der musikalischen Instrumente unter den Hindus sehr groß ist.

Auch die gegenwärtige Kupferabbildung führt uns wieder nach Hindostan, und stellt uns musikalische Instrumente dar, die den fernen Asiaten werth und theuer sind. Indessen sind auf diesem und dem frühern Kupfer nicht alle musikalische Instrumente Indiens abgebildet. Denn das große Kupferwerk des Solvyns, das in Calcutta herausgekommen ist, liefert deren allein sechs und dreißig in schönen Abbildungen, und wahrscheinlich sind auch in diesem Werke noch manche übergangen worden. Da nun Asien nicht nur die Wiege der Menschheit, sondern auch das Land ist, wo der Keim und die erste Entwickelung der Künste und Wissenschaften gesucht werden muß: so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß auch mehrere unsrer musikalischen Instrumente aus jenem Erdtheile herstammen. Dadurch aber muß es uns noch interessanter werden, ein Kupfer zu betrachten, das durch angestellte Vergleichungen diese Wahrscheinlichkeit zu erhöhen vermag.

Die alten Hindus hatten bei der Musik vorzüglich den großen Zweck, den Einklang der Welt und der menschlichen Seele durch Töne auszudrücken, und durch die verschiedenartigsten Verhältnisse der letztern die große Mannichfaltigkeit anzudeuten, die diese Harmonie zu allen Zeiten und für jeden einzelnen Menschen aufstellt. Aber die Musik ist auch mehr, als irgend eine schöne Kunst, geeignet, diese Harmonie nachzuahmen in der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer Abstufungen, das Gemüth des Menschen dafür empfänglich zu machen, und sie in demselben vorübergehend oder bleibend hervorzurufen. Auch diesen Zweck ließen die indischen Musiker nicht unbeachtet. Doch das Streben, diesen Zweck zu erreichen, mit dem sie zugleich die Geschicklichkeit verbinden, die Leidenschaften der Menschen in ihren stärksten Ausbrüchen darzustellen, welches sie jederzeit sehr gerne thun, verleitet sie zu manchen Fehlern, und nicht selten opfern sie diesem Streben die Harmonie selbst auf. Daher kommt es denn auch, daß die indische Musik dem Ohr des Europäers, das an Harmonie und

Melodie gewöhnt ist, und das das Wahre mit dem Schönen verbunden wissen will, nicht jederzeit angenehm ist, sondern demselben oft grell, widrig und zurückstoßend erscheint.

Das erste hier abgebildete Instrument ist ein Saiteninstrument, das den Namen Oorni oder Urni führt. Es ist besonders auf der Küste Koromandel üblich, die im Alterthume Sora oder Sora-Mendulum hieß, woraus durch Verstümmelung Choromandel oder Coromandel entstanden ist.

Die zweite Figur des Kupfers hat ein Instrument am Halse hängen, welches Jugo oder Jhumpo genannt wird. Auch dieses Instrument ist mit Saiten bezogen, von denen die eine gerieben oder geschabt, die andre aber geschlagen wird. Dieses Instruments bedient man sich bei einem J'Haump. Darunter versteht man eine religiöse Feierlichkeit der Hindus, die äußerst empörend für die Vernunft und schaudererregend für die Gefühle ist. Auch die Hindus glauben, wie andre Religionsverwandte, durch Handlungen, die ihrer Religion entgegen sind, Schmerzen verdient zu haben, und diese Vergehungen durch allerhand Büßungen und Selbstpeinigungen wieder gut machen zu müssen. Ja sie glauben sogar, daß diese Selbstpeinigungen den höchsten Grad der Heiligkeit geben. Die Frommen, die nach dieser Würde streben, hißen Sannyassi und ihre Zahl ist sehr groß. Einige von ihnen legen sich das Gelübde eines ewigen Stillschweigens auf; Andere verschneiden sich die Nägel nicht, sondern lassen dieselben durch das Fleisch der Haut wachsen, die sie immer zusammengeballt halten; noch Andere sperren sich Lebenslang in einem Käfig, oder behängen sich mit schweren Ketten, oder werfen sich ins Fahrgleiß, um von dem Wagen, auf welchem das Bild des zerstörenden Gottes umhergefahren wird, zerquetscht zu werden; Andere stehen stets auf einem Beine, oder sehen immer auf die Nasenspitze, bis sie das Auge nirgends

anderswin mehr wenden können; Andere wälzen sich Meilenweit auf Bergen umher, und stürzen sich von Anhöhen auf Betten von Nägeln, Messern, Piken und auf Schwerter herab, und sind auf alle diese Ausbrüche religiöser Schwärmerei und geistigen Stumpfsinnes grenzenlos stolz, trotz aller affektirten Demuth. Sanngassi bezeichnet Einen, der Alles verlassen hat, und ist der Name der heiligsten und vollkommensten Braminen. Ihnen wirft sich Alles zu Füßen; sie kochen nie, sondern leben blos von Almosen. Sie nehmen an keinen religiösen Versammlungen mehr Theil; ihren Tod beweint Niemand, weil sie gleich zur größten Seligkeit eingehen. Ihre Selbstpeinigungen nehmen sie oft öffentlich vor, und verursachen dadurch dem Pöbel ein festliches Schauspiel. Eine solche Feierlichkeit heißt J'Haump und bei diesem wird dann vorzüglich der Jugo oder Jhumpo gespielt.

Die dritte Abbildung zeigt zwei Trommeln von verschiedener Größe; sie heißen Jurg-Haje.

Das vierte Instrument ist besaitet und heißt Saringee (Sarindschi). Der Ton desselben hat nichts Angenehmes; doch stört er die Harmonie der übrigen Instrumente nicht. Wenn der Musiker dieses Instrument spielt, so begleitet er es oft mit Gesang, wie das Kupfer darstellt.

Das fünfte Instrument, Khole oder Mirden genannt, ist eine irdene Trommel; das sechste, Tubba, ist eine hölzerne Trommel, die zwar sehr stark klingt, aber doch nicht so stark, wie die europäischen Trommeln. Man bedient sich des Tubba vorzüglich bei den Festen des Krischna. Das siebente ist mit sieben Saiten bezogen und hat einige Aehnlichkeit mit der Guitarre. Sein Name ist Vihu oder Kuplyaus (Kuplyahs). Das achte, das einer Sackpfeife gleicht, heißt Tobrie. Die neunte Nummer zeigt eine Sarinda oder ein Violon. Dieses Instrument klingt weder angenehm, noch unangenehm, und wird ge-

wöhnlich von solchen Personen gespielt, denen es so wohl an musikalischem Gehör, als an Geschmack fehlt. Und doch ist dies das gewöhnlichste unter den hindostanischen Instrumenten. H — t.

Weibliche Titulaturen.

In frühern Zeiten kannte man in Deutschland keine Verschiedenheit in der Benennung der Frauenzimmer. Entweder nannte man sie Dirnen oder Mägde. Die Besorgerinnen des Hauswesens hießen Thienerne (Dienerinnen), woraus die Franken Thiernen, Diernen und Dirnen machten. Magât oder Magd hieß eine Genossin, von dem Worte Mag. Mit diesem Titel bezeichnete man ursprünglich nur die Hausfrau, späterhin auch die Tochter, weil diese zu demselben Stande bestimmt war. Diese letztere Benennung war die allgemeinste.

Im elften und zwölften Jahrhundert ward der Unterschied der Stände merklicher. Um diese Zeit kamen denn auch andere Benennungen auf. Der Mann von hohem Adel ward ein Herr, und seine Gattin eine Frau (von Frei, gleichsam eine Freie). Bei den Italienern hörte man die Domina, oder Donna, bei den Spaniern die Dueña, bei den Franzosen die Dame. Die Söhne der Edeln bekamen den Titel: Junghherren und die Töchter den der Jungfrauen; im italienischen Donzello und Donzella, und im Französischen Damoiseau und Damoiselle. War der Herr von hohem Adel nicht Ritter, so hieß er nur Junghherr, und seine Frau sowohl, als seine Tochter, Jungfrau. Die Töchter des niedern Adels nannte man fortwährend Dirnen und Mägdlein, bis die Nachahmungssucht des Bürgerstandes, der seine Töchter eben so betitelte, sie nöthigte, sich nach einem andern Namen umzusehen. Sie wählten den, des hohen Adels, und nannten sich auch Jungfrauen. Das war dem hohen Adel wieder ungelegen, und weil er nicht wollte, daß seine Töchter mit jenen einen gleichen Namen führen sollten, nannte er sie: Fräulein.

Diese Abstufung erhielt sich bis ins funfzehnte Jahrhundert. Die Töchter des hohen Adels blieben Fräulein, die, des Niedern Jungfrauen, und die, des Bürgerstandes Dirnen und Mägdlein. Selbst die höchsten Titel der Männer hatten keinen Bezug auf die Benennungen der Gattinnen. Die Gemahlinnen der Kurfürsten, der Markgrafen, der Herzöge, der Pfalzgrafen u. s. w. begnügten sich mit den Namen der Frauen, und ihre Töchter mit den der Fräulein.

Erst mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts änderte sich dieses, und es entstanden Kurfürstinnen, Herzoginnen, Markgräfinnen, Fürstinnen u. s. w. Die Söhne und Töchter wurden Prinze und Prinzessinnen. Das Fräulein kam an die Tochter des niedern Edelmanns, die Jungfrau an den Bürgerstand, und die Dirne wanderte aufs Land zu dem Bauer.

Endlich suchten sich mit dem achtzehnten Jahrhundert die vornehmern Bürgertöchter von den gemeinen dadurch zu unterscheiden, daß sie sich das französische Demoiselle, statt der bisherigen Jungfrau zueigneten. Die Jungfrau blieb nur noch dem niedern Bürgerstande. Allmälig schämt sich auch dieser der Jungfrau, und es fehlt nicht viel, daß man diesen Namen ganz aus unsrer Sprache verbannen wird. K — r.

Morgenlied.

Melodie: „Das schöne große Tagesgestirne.“

Entfernt von allem Erdenkummer,
der Leiden unbewußt,
lag ich in sorgenlosem Schlummer,
wie an der Mutterbrust;

Von Gottes Engelschutz umgeben
entwich die schwarze Nacht,
Gestärkt zum neuen Thatenleben
bin ich vom Schlaf erwacht.

Das Erstgefühl der regen Triebe,
die froh mein Herz durchglüht,
sey Gott geweiht! — er ist die Liebe,
der segnend auf mich sieht.

Er zählte meine Lebenstage,
eh ich ins Leben trat,
Er wägt mit ewig rechter Wage
den Willen, wie die That.

Ich darf, will mich ein Leiden trüben,
in seine Arme fliehn,
Er läßt im Kreise meiner Lieben,
mir tausend Freuden blühn.

Er führt mich hier im Tugendgleise
mit segenreicher Hand,
und nach der kurzen Pilgerreise
ins liebe Ruheland.

Es soll der arme Mensch von Erde
voll Hoffnung auf ihn bau'n,
drum will ich, bis ich Asche werde,
mich meinem Gott vertrau'n.

Fritz v. Ludwig.

Schönheit.

Gab allgütig Natur euch Schönheit, liebliche Mägdlein,
O, so wohn' im schöneren Leib' die schönere Seele,
Wie in dem heiligen Tempel der Gottheit heiliges Bildniß;
Aber versagte sie euch dies Geschenk, so klagt nicht darüber:

Strebt unermüdlichen Eifers nach höh'rer inn'rer Vollendung;
Denn in der häßlichsten Muschel wohnt oft die köstlichste Perle.

Anton Niemeyer.

Charade.

Wo heil'ge Ruhe herrscht und tiefes Schweigen,
Wo durch Zypressenlaub ein Lüftchen spielt,
Wo Rasenhügel sich am Hügel neigen,
In dichte Schleier sich die Wehmuth hüllt;
Hier in des Friedens ewigstillen Gründen
Wirst du des ersten Wortes Deutung finden.
Mein zweites Wort prangt auf des Helden Throne,
Dem starker Muth das Siegspanier errang;
Doch beut auch Liebe mich zu ihrem Lohne,
Oft fordert selbst der Sänger mich als Dank;
Wohl, Armer, dir, wird dir mein Ganzes winken,
Froh kannst du in den Arm der Mutter sinken! —

Carl Grumbach.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Steinbeck, D. C. G., Feuerkatechismus für die liebe Jugend in ganz Deutschland. Vierte, alle vorhergegangenen Nachdrücke unbrauchbar machende. Auflage, 12. 3 Gr.

Thomsons, J., Jahreszeiten mit unterlegter Konstruktion und grammatischen, historischen und andern Anmerkungen erleichtert für Lernende von G. F. Herrmann, M. A. Lehrer der französischen und englischen Sprache am Lyceum zu Weimar. gr. 8. 1 Thlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 18. Februar 1811. 22.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Saladin und Turelli. Eine historische Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Saladin, oder eigentlich Salaheddin, war einer der größten Eroberer des zwölften Jahrhunderts, und spielte in der Geschichte der Kreuzzüge eine wichtige Rolle. Er eroberte Syrien, Arabien, Persien, Mesopotamien und ging endlich auf Jerusalem los, um diese Stadt den Christen, welche sie im Jahre 1099 erobert hatten, wieder zu entreißen. Die Stadt mußte sich ihm auch den zweiten Oktober des Jahres 1187 ergeben. Die Christen, namentlich die Franzosen, hatten sie 88 Jahre inne gehabt, und sie wurde in diesem Zeitraume durch neun Könige, welche alle fränkischen Ursprungs waren, regiert. Der letzte derselben, Guido von Lusignam gerieth in Saladins Gefangenschaft, wurde jedoch von ihm sehr gnädig aufgenommen, wegen seines Unglücks getröstet, bekam die Erlaubniß, sich zu seiner Rechten niederzusetzen, und Saladin unterhielt sich mit ihm vermittelst eines Dolmetschers auf das freundschaftlichste. Saladin legte seine edlen Gesinnungen noch auf eine andere Weise an den Tag. Er erlaubte der Gemalin des Lusignan, der Königin Sybille, sich anders wohin zu begeben, gab den Griechen und Syrern die Freiheit, zu Jerusalem zu bleiben, und räumte ihnen sogar die Kirche des heiligen Grabes daselbst ein. Alle Kranke sollten, nach seinem Befehle, in den Hospitälern gelassen, und auf seine Kosten so lange verpflegt werden, bis sie ihre Gesundheit wieder erlangt hätten. Dieser erhabene Fürst zeigte sich, als er seinen Einzug in Jerusalem hielt, nicht als rohen Sieger, oder grausamen Wüthrich, wie die Christen gethan hatten, sondern als großmüthigen Ueberwinder, der sogar allen Gefangenen, die sich noch in Jerusalem befanden, die Freiheit gab, und vielen noch überdieß ansehnliche Geschenke machte. Seinen Soldaten, welche die Bethäuser und Altäre der Christen auf mancherlei Art beschimpft hatten, verbot er, sobald man ihm Bericht davon erstattete, dergleichen Unfug auf das schärfste, und litt es durchaus nicht, daß man der Kirche des heiligen Grabes Unehre oder Schaden zufügte. So zeichnete sich Saladin, in einem rohen Zeitalter, und selbst zur Beschämung der Christen durch Handlungen veredelter Menschheit aus, und erwarb sich dadurch nicht nur das Zutrauen und die Liebe seiner neuen Unterthanen, sondern überhaupt auch einen ehrenvollen Platz unter den großen und guten Fürsten. Die Geschichte hat uns mancherlei kleine Züge von ihm aufbehalten, welche seine Gerechtigkeitsliebe, Großmuth, Wohlthätigkeit und Menschenliebe beweisen. Wir übergehen sie jedoch hier, weil sie in ziemlich bekannten Schriften, welche zum Theil auch für die Jugend geschrieben sind, nachgelesen werden können. Einige italienische alte Schriftsteller haben uns indeß eine Sage aufbehalten, worin dieser berühmte Fürst eine Rolle spielt, die ganz im Geiste seines Charakters ist. Da diese Erzählung wenig bekannt, und ihres romantischen Anstrichs we-

gen, für jugendliche Leſer nicht ohne Intereſſe ſeyn dürfte, ſo mag ſie hier zur Abwechslung, und in etwas veränderter Manier vorgetragen, ihren Platz finden.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts beſchloſſen die europäiſchen Chriſten, gegen den berühmten ägyptiſchen Eroberer Saladin, einen neuen Kreuzzug, um ihm die heiligen Oerter, die er erobert hatte, wieder zu entreißen. Die Nachricht von dieſem Vorhaben verbreitete ſich bald von Europa nach Aſien, und Saladin traf alle Anſtalten zu einem tapfern Widerſtande. Er ließ nicht nur in ſeinen weitläuftigen Staaten Truppen anwerben, und ſie in den Waffen üben, ſondern er wollte ſich auch perſönlich von den Zurüſtungen der Chriſten gegen ihn überzeugen. Da er erſt nach zwei Jahren angegriffen werden ſollte, ſo reiſete er — wie die Sage erzählt — verkleidet aus ſeiner Reſidenz ab, nahm nur einige wenige Bediente und vier ſeiner Vertrauteſten mit ſich, ſchiffte ſich zu Alexandrien ein, kam in Venedig an, begab ſich von da nach Rom und Neapel, und durchzog die ganze Lombardie, indem er ſich für einen Kaufmann aus der Inſel Cypern ausgab.

Als er eines Tages von Mailand nach Pavia reiſete, und ſich mit ſeinen Begleitern etwas von der allgemeinen Heerſtraße entfernt hatte, traf er einen Edelmann aus Iſtrien, Namens Turelli an, welcher ſich auf ſeinem, in dieſer Gegend gelegenen, Landhauſe aufhielt, und ſich da mit der Jagd beluſtigte. Turelli war einer der redlichſten Männer ſeines Zeitalters; ſeine Pflichten gingen ihm über alles; eine der ſüßeſten war ihm Unterſtützung der Nothleidenden, und ſorgfältige Erziehung ſeiner Kinder. Seine liebenswürdige Gemahlin theilte dieſe Pflichten mit ihm treu und gern. Sie war eben ſo ſchön als tugendhaft, liebte ihren Gemahl ſo wie ihre Kinder aufs zärtlichſte, und fand ihr Glück einzig und allein

in beider Wohlergehen. Sobald Saladin den Turelli, der ſich etwa eine halbe Meile von ſeinem Landhauſe, der Jagd wegen entfernt hatte, erblickte, näherte er ſich ihm, und fragte in lateiniſcher Sprache, ob er hier auf dem rechten Wege nach Pavia wäre? Turelli beantwortete dieſe Frage mit „Ja," verſicherte aber, daß Pavia zu weit entfernt wäre, um noch an dem nämlichen Tage dorthin gelangen zu können. Die Nacht, ſprach er, breche ſchon allmälig herein, die Straßen würden ſeit einiger Zeit durch mehrere Rotten von Räubern und Banditen unſicher gemacht, er bitte deswegen, dieſe Nacht es ſich bei ihm gefallen zu laſſen, und mit Hausmannskoſt vorlieb zu nehmen. — Der verkleidete Sultan dankte für dieſes gütige Anerbieten mit der größten Höflichkeit, verſicherte aber, daß er keinen Gebrauch davon zu machen gedächte, weil er noch heute nach Pavia wolle. Turelli's heiligſte Pflicht war die Ausübung der Gaſtfreundſchaft — jeder Fremde war ihm ſtets willkommen, und fand bei ihm die gefälligſte Aufnahme. Es that ihm daher ſehr leid, abſchlägige Antwort von dieſem Fremdling zu erhalten, den er ſo gern bei ſich gehabt hätte, und deſſen ganzer Anſtand etwas mehr als einen bloßen Kaufmann anzukündigen ſchien. Er ſagte daher zu Saladin und ſeinen Begleitern, er wolle ihnen einen Wegweiſer nach Pavia mitgeben, gab aber dem Bedienten ins Geheim den Auftrag, dieſe Fremden eine Zeitlang in der Gegend hin und her zu führen, und ſie dann, bei völlig eingebrochener Nacht, in ſein Landhaus zu bringen. Er ſelbſt begab ſich ſogleich dorthin, um die nöthigen Anſtalten zum Empfange ſeiner Gäſte zu machen. Der Bediente hatte indeß ſeinen Auftrag vollzogen, und brachte die Fremden, die einige Zeit im Kreiſe von ihm herum geführt wurden, an das Landhaus ſeines Herrn. Die Fremdlinge erſtaunten nicht wenig, ſich vor einem ſehr prächtigen, und von Lampen erleuchteten Hauſe zu befinden, wel-

ches sie für einen Gasthof hielten. Man verfügte sich in die, ihnen angewiesenen, Zimmer, fand hier alle mögliche Bequemlichkeiten, und endlich erschien, auf Erkundigung nach dem Wirthe — Turelli. Der Sultan und seine Begleiter waren nicht wenig überrascht, diesen Mann hier zu sehen. Er entschuldigte indeß seine Freiheit mit so vieler Artigkeit, daß man über den kleinen, ihnen gespielten, Betrug lächelte. Man nahm sehr vergnügt das Abendbrot gemeinschaftlich ein, und Turelli erkundigte sich mit Bescheidenheit bei seinen Gästen nach dem Zwecke ihrer Reise, und ob er ihnen dabei nützliche Dienste leisten könne. Saladin antwortete: Wir sind Kaufleute aus der Insel Cypern, befinden uns merkantilischer Geschäfte wegen in diesen Gegenden, und gedenken dann noch einige andere Provinzen zu besuchen. Turelli schien sich mit diesem Vorgeben zu begnügen; glaubte aber, daß er vornehmere Personen vor sich habe, als sie scheinen wollten. Er ehrte in der Stille die Gründe, die sie haben konnten, ihren wahren Stand zu verbergen, und erwiederte: Geschäfte forderten seine Gegenwart zu Pavia. Da nun seine Gäste ebenfalls dorthin gedächten, so würde er sich die Freiheit nehmen, sie bis dahin zu begleiten, und in ein anständiges Wirthshaus zu bringen. — Die Fremden ließen sich diesen Vorschlag gefallen, sagten ihrem freundlichen Wirth gute Nacht und ein jeder verfügte sich in sein Schlafzimmer.

Unterdessen schickte Turelli einen Bedienten nach Pavia ab, um seiner, dort befindlichen, Gemalin zu melden, daß sie sich auf einige fremde Gäste gefaßt machen sollte, welche er ihr Morgen zuführen würde. Er bat sie, ein prächtiges Gastmal zu besorgen; den Adel der ganzen Stadt dazu einzuladen, und es an Nichts fehlen zu lassen, um — seinem Hause Ehre zu machen. Sein Befehl wurde pünktlich vollzogen. Am folgenden Morgen brach Saladin mit seinem Gefolge auf, und man traf schon zur

Mittagszeit in Pavia ein. Der Sultan glaubte ein öffentliches Wirthshaus zu beziehen, und wurde durch die glänzende Versammlung, die er hier vorfand, höchlich überrascht, ja beinahe bestürzt. Denn fast hielt er sich für entdeckt, weil er sich nicht einbilden konnte, daß bloße Gastfreundschaft der Beweggrund von Turelli's Handlung sey. Er verbarg jedoch seine Unruhe soviel als möglich, nahm eine unbefangene Miene an, unterredete sich mit der Gesellschaft über allerlei Gegenstände, und zeigte sich als einen eben so einsichtsvollen Kopf, als angenehmen Gesellschafter.

Als die köstliche Mahlzeit eingenommen, und die ansehnliche Gesellschaft wieder aus einander gegangen war, führte Turelli seinen unbekannten Fremden in ein anderes Zimmer, worin er seines Wirthes Gemalin und seine zwei kleinen Söhne fand, welche ihm ihr Compliment machen sollten. Der Sultan befand sich in diesem stillen Familienkreise überaus wohl; man genoß hier einige Erfrischungen, und unterhielt sich über allerlei, besonders politische, Gegenstände. Und so führte das Gespräch auch die großen Zurüstungen herbei, welche die Christen jetzt überall machten, um das gelobte Land und die heilige Stadt wieder zu erobern. Turelli war ein edler Mann und zugleich ein sehr frommer Christ im Geiste seines Zeitalters. Er versicherte daher dem Sultan, daß er es für Pflicht halte, das Kreuz ebenfalls zu nehmen, und soviel er vermöge, beizutragen, daß jener edle Zweck der Christen erreicht würde. Saladin erwiederte: Fürwahr, mein Freund! wenn alle christliche Edelleute Turelli's wären, und der Sultan von Aegypten dieses wüßte, ich gebe euch an seiner Stelle mein Wort, er würde ihnen alles zugestehen, was sie in seinem Gebiete wünschen könnten. — Nachdem man sich gegenseitig allerlei Verbindliches gesagt und erwiedert hatte, ließ endlich die Gemalin des Turelli einige sehr kostbare Kleider herbeibringen, mit welchen sie den Sultan und seine Begleiter be-

schenkte, und besonders den Erstern bat, sich ihrer und ihres Mannes dabei stets zu erinnern. Gerührt nahm der vornehme Fremdling von seinen edlen Gastfreunden Abschied, versprach, sich ihrer sehr oft zu erinnern, und war des festen Vorsatzes, eine so großmüthige Gastfreundschaft, sobald er in seine Staaten zurückgekehrt seyn würde, königlich zu belohnen. Turelli begleitete Saladin noch einige Meilen weit zu Pferde, und empfahl ihn dann, unter der zärtlichsten Umarmung, dem Schutze des Himmels.

(Beschluß folgt.)

Herrmann Conring.

Es hat mehrere Gelehrte gegeben, die sich allen Wissenschaften der bekannten Facultäten gewidmet, und es darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben; aber schwerlich konnte sich Einer mit Herrmann Conring messen. Er lebte im 17ten Jahrhundert. Als er, nach Vollendung seiner Universitätsstudien, nach Hause zurückkehrte, und im Begriff stand zu heirathen, überließ er seiner Braut die Wahl, ob sie einen Doktor der Theologie, der Rechte oder der Heilkunde wünschte. Sie wählte den Letztern, und der Tag seiner Hochzeit war auch der Tag seiner Promotion. Bald darauf erhielt er einen Ruf als Professor der Medizin zu Helmstädt, wo er nicht nur mit vielem Ruhm und Beifall lehrte, sondern auch praktizirte. Sein Aeußeres war nicht viel versprechend. Er war klein und ausgewachsen, und noch dazu außerordentlich häßlich.

Einst verlangte ein Landedelmann seinen ärztlichen Beistand, und schickte ihm deshalb seinen Wagen. Conring stieg ein; allein der Kutscher blieb stehen. „Warum fährst du denn nicht?" rief ihm einer der Vorübergehenden zu. „Ich warte auf meinen Herrn," antwortete der Kutscher. „Der ist längst eingestiegen; siehst du ihn denn nicht?" hieß es. „Dem zu Gefallen," schloß der Kutscher, „hätte ich meine Pferde nicht einspannen dürfen; den hätte ich auf dem Arme wegtragen können."

K — r.

Lied.

Sonnen rollen und vergehen,
Welt und Himmel stürzen hin —
Gottes Kraft wird ewig stehen,
Ewig dauert Gottes Sinn;
Mag das All in Trümmer fallen,
Doch der große Geist
Schwebt um uns und lebt in allen.

In des Frühlings Auferstehen
Wehet seines Odems Spur,
In des Sommers Blüthenwehen,
In des Herbstes reicher Flur;
In des Winters Pyramiden
Glänzt die ew'ge Huld,
Und des Vaters reicher Frieden.

Wenn der Leiden Stürme dräuen,
Und die Fluth des Lebens tobt,
Mußt du dich ihm glaubend weihen,
Den der Seraph stammelnd lobt;
Wenn dir alle Stützen sinken,
Blick' zu ihm empor,
Und die Sonne wird dir blinken!

Von den blauen Himmelshöhen
Sendet er die stille Ruh',
Will des Herzens Gram verstehen,
Weht dir Lebenskühlung zu,
Nimmt, wenn alle Sterne fallen,
Dich zu sich hinauf
In die lichtumfloßnen Hallen! —

Carl Grumbach.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 21. Februar 1811. 23.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der militairische Hund.

Ein Sächsischer Soldat vom Regiment Bevilaqua hatte einen Hund, der sich weder durch sein Aeußeres noch durch eine Kunstfertigkeit auszeichnete, nur durch seine Anhänglichkeit an seinen Herrn. Ohne von ihm besonders geachtet oder gepflegt zu werden, verließ er ihn nie, sondern war auf Wachten, Posten und Märschen sein unzertrennlicher Gefährte. Hatte er ihn ja einmal verloren, so suchte er ihn zuerst auf der Hauptwache. Einen andern Herrn wollte er durchaus nicht, so oft er auch verschenkt und fortgejagt wurde. Im Jahr 1807 marschirte das Bataillon, bei welchem der Soldat stand, nach Polen, wo es zuerst Danzig belagern half. Joli — so hieß der Hund — wurde zur Zeit des Ausmarsches mehrere Tage eingesperrt, weil man ihn bei einer so weiten Reise, und beschwerlichen Campagne für lästig hielt. Der Hund war ganz andrer Meinung. Er hatte kaum seine Freiheit erhalten, als er sich aufmachte, und nach wenig Tagen mit großen Freudenbezeugungen im Nachtquartier seinen Herrn aufsuchte. Er wurde in kurzem mit den Soldaten bekannt. Des Abends fand er sich zwar allemal im Quartier seines Herrn ein und bewachte ihn treulich; übrigens aber schien er mehr dem Bataillon als ihm anzugehören. Jeder trug Sorge für ihn. Aber keiner, der nicht zu diesem Bataillon gehörte, durfte es auch wagen, einen Tornister anzurühren, wenn die Soldaten abgelegt hatten, wo Joli in der Nähe war. Der, welcher etwas angriff, wurde sogleich wüthend angefallen und gebissen. Man hatte dieses mehrmals wahrgenommen, und das sonderbare Thier überall liebgewonnen.

Die Strapatzen und Mühseligkeiten, die das Belagerungskorps von Danzig auszustehen hatte, sind bekannt. Dessen ungeachtet fiel es ihm nie ein, wenn die Soldaten mehrere Wochen in dem unangenehmsten Wetter ohne Brot im Freien liegen mußten, eine Nacht Zuflucht unter einem Dache zu suchen. Unverdrossen trottirte er bei den Vorposten und in den Schanzen herum, seine Freunde zu besuchen, und entfernte sich höchstens, wenn er in der Nähe Aussichten zu einem Knochen hatte. Am liebsten hielt er sich da auf, wo viel geschossen wurde, und es sah possirlich genug aus, wenn er, vermöge seines natürlichen Triebes zur Jagd, bei jedem Schuß eine Strecke vorwärts lief, und das erlegte Wildpret aufsuchen wollte, ohne die feindlichen Kugeln zu ahnen.

Nach geendigter Belagerung wurde sein Herr krank, und Joli folgte ihm ins Spital. Da er ihn mehrere Tage sorgfältig bewacht hatte, und seine Pflicht gegen ihn erfüllt zu haben glaubte, fiel es ihm wieder ein, an den fernern Thaten seines Bataillons Theil zu nehmen. Dieses war aber schon weit entfernt, und auf dem Marsch nach Heilsberg. Mehrere hundert Bataillons hatten den Weg dahin genommen; aber der Hund wurde durch die verschiedenen Richtungen nicht irre; er fand jeden Fußsteig, den das seinige gegangen war. Einige Tage vor der

Schlacht bei Friedland fand er es aus dem zahllosen Heer glücklich heraus, und verließ es, ungeachtet er bei dem großen Mangel an Lebensmitteln, den drückendsten Hunger ertragen mußte, nicht wieder.

In jener merkwürdigen Schlacht mußte das Bataillon zum Tirailliren vorrücken, und er nahm mitten in den Reihen der zerstreuten Soldaten seinen Posten, den er auch von früh bis in die späte Nacht, unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer, nicht verließ. Das Brüllen der anrückenden Kavallerie machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn, ungeachtet er durch einen Schuß am Rückgrad verwundet war. Allem Anschein nach war er das einzige Thier seiner Art, das die Schlacht mitgemacht hatte. Dieses erregte die allgemeine Bewunderung der Soldaten, und man nahm sich seiner wie eines verwundeten Kameraden an. Er wurde förmlich verbunden und glücklich geheilt.

Nach geschlossenem Frieden marschirte Joli mit nach Warschau, wo er seinen Herrn wieder fand, bei dem er sich ohne Umstände einquartirte. Da ihn jeder Soldat kannte, und er jedes Ungemach mit allen so lange und treulich getheilt hatte, so war er ihnen so wichtig geworden, daß fast jeder, wenn er an seine Angehörigen nach Sachsen schrieb, etwas von Joli meldete und von seinem Befinden Nachricht gab. Das Haus, in welchem sein Herr einquartirt war, gehörte einem Juden, der eine ziemliche Anzahl Federvieh hatte. Sey es Instinkt, oder eine Untugend, die er im Feldzuge gelernt hatte, wo der Soldat so häufige Niederlagen unter diesen Thieren angerichtet hatte, kurz er hielt es für kein Verbrechen, Hühner und Gänse für gute Beute anzusehen. Die gefiederte Heerde wurde nach und nach lichter, und der Jude entdeckte nach langem vergeblichen Nachspüren endlich den vierbeinigen Hünerdieb. Ihn sogleich in offener Fehde anzugreifen, hielt er nicht für rathsam, weil er die schweren Fäuste seiner bärtigen Gäste im Hause fürchten mußte. Er nahm daher seine Zuflucht zur List, und der arme Joli mußte seine Lüsternheit einige Tage hernach durch Gift büßen, das seinen Tod bewirkte.

H—ll.

Luxus des alten Roms.

Zu einer Zeit war es Mode in Rom, nur Singvögel zu speisen. Die Söhne des Q. Avius bewirtheten einst ihre Gäste mit nichts anderm, als mit Speisen, die aus dem Fleische der Nachtigallen bereitet waren.

Cäsar ließ auf dem Marsfelde eine ungeheure Tiefe ausgraben, die Tiber hineinleiten und so den künstlichen See mit Wasser füllen, um auf diesem Kunstsee ein Treffen zu veranstalten, an welchem 4000 Ruderer und 2000 Streiter Theil nahmen.

Ein ähnliches Seegefechte veranstaltete der Kaiser Claudius. Man führte Schiffe gegen einander, die drei bis vier Reihen Ruderbänke, und eine Bemannung von 19000 Streitern hatten. Der See war mit Flössen umgeben, damit Niemand entkommen möchte; und dennoch blieb ein hinlänglicher Raum für die Schiffe übrig, um sie zu regieren, zu wenden und die nöthigen Bewegungen damit zu machen. Auf den Flössen befand sich die königliche Leibwache. Mehrere Personen büßten bei dem Gefecht ihr Leben ein.

Poppäa, die Gemahlin des Nero, badete sich täglich in der Milch von 500 Eselinnen, um ihre zarte Haut noch weicher zu machen.

Die Frauenzimmer trieben besonders viel Luxus mit Ohrengehängen. Eine einzige Dame trug oft zwei bis drei Verlassenschaften in den Ohren.

Bei den Mahlzeiten der Römer herrschte der abscheuliche Gebrauch, sich nach dem Genusse der ersten Gerichte, zum Erbrechen zu zwingen. Es ging ein

eigener Wein herum, der dieſen Zweck beförderte. Seneca ſagt daher: „Die Römer übergeben ſich, um zu eſſen, und eſſen, um ſich zu übergeben. Sie nehmen ſich nicht Zeit, die Speiſen zu verdauen, die ſie vom Ende der Welt her zuſammen holen.“

Der jüdiſche Schriftſteller Philo ſagt von denſelben Gaſtmälern: „Die Polſter ſind mit Schalen von Schildkröten, mit Elfenbein oder andern Dingen ausgeſchmückt, die noch theurer ſind, als die genannten. Sie glänzen von Gold und Perlen. Die Decken ſind aus Purpur bereitet und mit Blumenwerk wunderſam verziert. Gerichte, Brühen und Nachtiſch werden von eigenen Köchen und Beckern zubereitet. Man deckt ſieben und mehrere Tafeln, die mit Leckereien aller bekannten Länder beſetzt ſind u. ſ. w. K—r.

Der Rangſtreit.

Ein Räthſel.

I.

Ich krône die Kön'ge! Du ſchauſt mich allein
Im Saale der Reichen, in ſtetem Verein
Mit Glanz und mit Hoheit. Die ſchimmerndſte Zier,
Die nimmer erbleichet, verdanket man mir.

Durch mich wird ein jedes Verlangen geſtillt,
Mit Gaben und Gütern der Speicher gefüllt.
Mir beugt ſich die Menge; wenn ich nur erſchien,
Gleich iſt ihm auch Ehre und — Weisheit verliehn.

Doch nicht nur die Menge bezaubere ich.
Ich rühme noch höherer Tugenden mich.
Dem dien' ich zum Bilde, was ſchön iſt und rein;
Ich weihe zur Treue die Liebenden ein.

Wer trotzet, wie ich, der verheerenden Zeit?
Sie iſt's, die das Höchſte, das Schönſte bedräut.

Hell wie der Geſtirn' unvergängliches Chor,
So ſtrahl' ich aus Trümmern und Gräbern hervor.

Einſt lebten die Menſchen, ein ſelig Geſchlecht.
Ihr Fühlen war Freude; ihr Handeln war Recht.
Sie waren den Göttern des Himmels verwandt.
Die Tage, wohl wurden nach mir ſie genannt.

Das Schöne entwich und das Recht ward verhüllt,
Mit ſündigem Trachten die Herzen erfüllt;
Die Sterblichen wurden dem Kummer geweiht.
Noch nennt man nach dir die verdorbene Zeit.

Bei ſchmutz'gen Verbrechern erblicket man dich.
Dich, knechtiſcher Diener! Was zieret dich? Sprich!
Begehrſt du zu glänzen, dann ſpott' ich nur dein.
Ein Hauch, und dahin iſt der flüchtige Schein.

II.

Du glänzeſt? — Sey ſtolz, denn das Kind und der Thor
Zog darum mir, minder geſchmückten, dich vor.
Den Klugen hat längſt die Erfahrung gelehrt,
Daß leichter er dich, als mich ärmern entbehrt.

Du hauſeſt bei Kön'gen, dem Stolze verwandt,
Mich leitet des dürftigen Ackerers Hand.
Du reicheſt mir Zierden; der Vorzug iſt mein,
Ein täglicher nützlicher Diener zu ſeyn.

Es lächelt der Garten; es lächelt die Flur,
Und mir nur verdankt man die ſchön're Natur.
Ich bette das Körnchen in ſanfteren Schoos,
Und pflege, was freudig dem Boden entſproß.

Auf wankender Wüſte, den Winden ein Spiel,
Entgleitet unhaltſam der ſchwebende Kiel.
Ich bins, der im Laufe den Flüchtigen hemmt,
Und Fluten und Winden entgegen ſich ſtemmt.

Der Sünder, den Dräun des Geſetzes nicht ſchreckt,
Wird furchtbar mit Schande von mir überdeckt.
Ich zähm' ihn im Kerker; da traure der Wicht
Und ſtöre den Frieden der Beſſeren nicht.

Er, der für den Herrſcher der Erde ſich hält,
Bezwinget durch mich nur die feindliche Welt.
Ich dien' ihm in tauſend Geſtalten; durch mich
Verſchönert das Leben des Dürftigſten ſich.

Die, die — ha! Dein Erſcheinen — verbannt,
Sie haben ſie nach dem Verderber genannt!
Da ſitzen die Blöden und halten Gericht!
Ich zeichne das Böſe — doch ſchuf' ich es nicht.

Du biſt's, der die Bande des Friedens zerreißt.
Dich ſandte der Erd' ein zerſtörender Geiſt.
In deinem Gefolge war Geiz und war Neid,
Und Leidenſchaft, welche das Inn're entzweit.

Mit ſchimmernden Farben den Buſen geſchmückt
Wird fernher manch duftendes Blümchen erblickt.
Doch hauchet es Gift nur dem Nahenden zu.
Dies liebliche Blümchen, Bethörer, biſt Du! —

III.

Soll in meinem Reiche immer
Zwietracht herrſchen? — Einigt euch;
Ihr ſeyd eines Schooßes Kinder;
Eure Mutter liebt euch gleich.

Aber mannichfache Gaben
Reichet meine Fülle dar,
Und verſchieden ausgeſtattet
Wurde ſtets, was ich gebar.

Was im Glanz der Schönheit pranget
Sehe nicht mit Stolz herab,
Wenn ich dem, was nützen ſollte,
Einen mindern Schimmer gab.

Und das Nützliche verſpotte
Nicht das Schön' in argem Wahn,
Daß allein es fromme. Beide
Füg' ich weiſ' in meinen Plan.

Leben ſollten meine Söhne,
Die ich ſtark vor Allem ſchuf,
Und zu wirken, und zu handeln
Ward ihr heiligſter Beruf.

Aber nicht durch ſchwere Bürde
Wollt' ich ſie erliegen ſehn,
Freundliche Geſtalten ſollten
Ihnen ſtets zur Seite gehn.

Freuen ſollten ſie des Schönen,
Das ich ihnen reiche, ſich.
Ihres Geiſtes Muth erneuen,
Wenn er in dem Druck entwich.

Sehet ihr nur Früchte reifen?
Seht ihr nicht der Blumen Flor,
Nicht die duft'ge Augenweide,
Die ich nur der Luſt erkor? —

Für die nahrungsreiche Aehre,
Für der Schönheit Ideal,
Für die holde Roſe ſend' ich
Gleichen Thau und Sonnenſtrahl.

Liebe walte, Friede herrſche
Durch mein unermeßnes Reich! —
Ihr ſeyd eines Schooßes Kinder;
Eure Mutter liebt euch gleich.

Nf. A. S—n.

Auflöſung der Charade im vierzehnten Stück.

Steckenpferd.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 23. Februar 1811. 24.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Gemälde von Blankenburg und seinen Umgebungen.

(Beschluß.)

Es ist auch nicht zu bewundern, daß der Thiergarten seltener besucht wird, als er es verdient; da die Environs von Blankenburg so viele andere schöne Parthieen haben, die weniger ermüden, und nicht so entfernt sind. Jeder Gang auf einem noch unbekannten Pfade führt den Freund der Natur zu neuen schönen Gegenden, zu frappanten Aussichten, zu großen Naturscenen, zu neuen Ansichten schon bekannter Gegenstände, die um so mehr überraschen, weil man glaubt, mit den Eigenthümlichkeiten dieser Gegend schon hinlänglich bekannt zu seyn. Die am meisten besuchten Promenadeörter sind das Thie, das Rho, der Heidelberg, Ziegenkopf u. s. w.; wozu noch die Gärten am Berge kommen, die mit einer unzähligen Menge der schönsten Kirschbäume bepflanzt sind und niedliche Anlagen haben, unter denen sich der Röbberſche Berg vor andern auszeichnet.

Das Thie ist ein großer, grüner, mit Alleen von Obst- und andern Bäumen besetzter, Platz, mit Ruhebänken für die Lustwandelnden versehen, der zu öffentlichen Festen und Promenaden bestimmt ist, und an dessen Ende das Schützenhaus und die Vogelstange stehen. In der Nähe desselben haben die, sich hier aufhaltenden adlichen Familien und andere reiche Privatpersonen, hübsche Landhäuser und Gärten angelegt, welches die Anmuth dieses Platzes noch erhöhet. Hier ist vorzüglich am Sonntage und bei Volksfesten der Zusammenfluß von Menschen aus allen Ständen, und nach Maßgabe des Orts, groß, um der frischen Luft zu genießen und an der schönen Natur sich zu ergötzen. Besonders anmuthig ist dieser Platz im Frühlinge, wenn sich die Natur verjünget, und die ganze Gegend gleichsam in eine einzige weiße Hülle von Baumblüthen gekleidet ist, wenn die zahlreichen Bewohner der Bäume, und unter ihnen die liebliche Nachtigall, mit einander wetteifern, das Ohr des Zuhörers zu vergnügen; oder auch noch späterhin, wenn die zahlreichen Kirschenbäume unter der Last ihrer reizenden Früchte sich beugen, und die Liebhaber zu ihrem Genusse einladen. Dann ist die rechte Zeit, diesen Ort und diese Gegend zu besuchen, um sie in ihrer ganzen Pracht zu sehen, und sich einen Begriff von den Reizen derselben zu machen. Die Harzbewohner, welche in der kalten Zone leben, und alsdann noch Winter auf ihren eisigen Bergen haben, benutzen auch diese angenehme Zeit, und besuchen im Frühlinge scharenweis diesen Ort, um das herrliche Schauspiel der sich verjüngenden Natur in seiner ganzen Größe zu genießen. Aber auch zu jeder andern Zeit, besonders beim Freischießen, Vogelschießen oder, wenn die Harz- und Brockenreisen angehen, wird diese Gegend von Auswärtigen und Reisenden sowohl, als von Einheimischen, häufig besucht.

Zu dem frohen Lebensgenusse, der an diesem Orte herrscht, trägt unstreitig der gute gesellige Ton der Einwohner von Blankenburg bei. Die Unterhaltung ist daselbst ungezwungen, freundschaftlich, gefällig, munter und aufgeweckt. Man muß den guten Blankenburgern nachrühmen, daß sie besonders gegen Fremde artig, dienstfertig, gefällig und gastfrei sind, und es sich recht angelegen seyn lassen, den Aufenthalt der Fremden bei ihnen angenehm zu machen. Dies alles macht, daß so viele wohlhabende Familien diesen Ort, der zugleich von der Natur so reichlich ausgeschmückt ist, zu ihrem Wohnorte wählen, um dort ihres Lebens froh zu genießen.

Der dortige Dialekt nähert sich schon dem Obersächsischen, und hat etwas Singendes, mit unter auch Trotziges, das aber gar nicht übel klingt.

Ich muß hier um der Vollständigkeit willen aus der Geschichte noch nachholen, daß Blankenburg vormals der Hauptort einer Grafschaft gleiches Namens war. Diese ward aber 1707 vom Kaiser Joseph I., nebst dem Stiftamte Walkenried, welches dem Hause Braunschweig im Westfälischen Frieden zur Entschädigung für den, im 30jährigen Kriege erlittenen, Schaden ertheilt wurde, zu einem Fürstenthume erhoben; weil sein Bruder, der Erzherzog Karl, nachmaliger König von Spanien und Kaiser von Deutschland, unter dem Namen Karl VI. bekannt, sich um die Hand der Prinzessin Elisabeth Christine, einer Tochter Herzogs Ludewig Rudolph zu Blankenburg, bewarb, dem dies Ländchen 1690 zur Apanage angewiesen war. — Das Geschlecht der Grafen von Blankenburg starb schon früher 1599 mit dem Graf Johann Ernst aus, worauf der damalige Herzog von Braunschweig, Heinrich Julius, ihr Land als ein Lehn in Besitz nahm. So wurde also, wie alles in der Welt steigt und wieder fällt, aus dieser Grafschaft ein Fürstenthum, bis sie endlich, mit dem Regenstein wieder verbunden, gar

zu einem Theile des neuen Königreiches Westfalen erhoben ist. —

Zum Beschluß sey mir erlaubt, noch einen Blick auf die hiesige schöne Gegend zu werfen, von der ich mich nicht sogleich wieder trennen kann; um dem Leser ein anschauliches Bild davon zu entwerfen, wie sie sich ausspricht; wenn es anders möglich ist, Gegenstände der Natur und schöne Gegenden durch den todten Buchstaben zu beleben. Wenn man die Schönheiten der dortigen Gegend mit einem Male übersehen will, muß man sie von der Seite von Halberstadt her in Augenschein nehmen. Sobald man aus dem Holze herauskommt, welches zwischen beiden Oertern liegt, sieht man gleich die ganze schöne Gegend mit allen ihrem Reichthum vor sich ausgebreitet liegen, und kann sie mit einem Blicke überschauen. Jeder, der nur einiges Gefühl des Schönen hat, muß über diesen Anblick in Entzücken gerathen. Stundenlang habe ich meine Augen an diesem herrlichen Schauspiele gelabet. Sobald man diese reizende Gegend erblickt, scheint sie jedem freundlich anzulächeln, und zu ihren schattigen Hainen, lachenden Thälern und grünen Hügeln einzuladen. Das Ganze wird noch mehr durch die schwarzen Tannenwälder des Harzgebirges erhoben, welche im Hintergrunde eine Art von Amphitheater bilden. Im Vordergrunde hingegen breitet sich das anmuthige Thal aus, worin Blankenburg mit seinen schönen Umgebungen, der Teufelsmauer und dem Heidelberge, dem dunkelgrauen Regenstein und seinen Felsen, dem Ziegenkopfe, Schieferberge und Blankenstein, liegt, von dem das weiße niedliche Schloß jedem freundlich zulächelt. — Nichts fehlt dieser Gegend, als ein großer Fluß, wie die Weser bei Münden, um das Ganze vollkommen zu machen. Denn ein herrlicher Strom, als der Rhein, gibt der ganzen Gegend erst das rechte Leben. In dieser Hinsicht hat auch das Schloß Fürstenberg einen Vorzug, wenn

es gleich in anderm Betrachte Blankenburg an Schönheit weichen muß; besonders was die weiten Aussichten betrifft. Indessen bleiben auch ohne diesen Vorzug die Gegend von Blankenburg und der Harz immer einzig in ihrer Art. Was könnte auch noch aus Blankenburg gemacht werden, wenn das dortige Schloß, wie die Napoleonshöhe, ein königlicher Wohnsitz wäre, oder wenn nur ein zweiter Domdechant von Spiegel, die Reize der dortigen schönen Natur durch die Kunst zu erheben wüßte, wie hie und da bereits geschehen ist. — Fast alles, was man an andern Orten erst durch Kunst erschaffen, und mit vielen Kosten bewerkstelligen muß, das hat hier die Natur von selbst gethan, und zwar in weit vollkommnern Maße, als Menschenhände es bewirken können. Denn was vermögen schwache Menschen, wenn es darauf ankommt, Berge über einander zu thürmen, Felsen aus den Eingeweiden der Erde emporzuheben, Klippen gleich Säulen und Obelisken aufzurichten, wieder umzustürzen, und daraus ein Chaos von Felsentrümmern zu bilden? — Das ist allein das Werk des Ewigen! —

G. Ballenstedt,
Predig. zu Dobbein u. Wobeck im Ockerdepartement.

Tödtende Winde.

So wie alle Kräfte der Natur bald wohlthätig, bald zerstörend ihre Wirksamkeit äußern, so thun dies auch die Winde. Alles hängt von der Temperatur derselben, und von ihrer Schnelligkeit ab. Der mäßige Sturm ist den Erdbewohnern nützlich. Sobald er aber in einen Orkan übergeht, dann sind die Verheerungen, welche er anrichtet, furchtbar. Die stärksten Bäume entwurzelt er, als wären es Pfropfreiser; feste Häuser reißt er nieder, gleich dürren Krautstauden; und mannsdicke Masten zersplittert er, gleich dürren Spähnen, die die Art des Zimmermanns abschärft.

Solche Winde heißen wohl mit Recht: zerstörende. Außer diesen gibt es aber noch besondere Arten, die man tödtende nennen könnte, weil sie das Leben der Thiere und Menschen bedrohen. In Europa sind sie weniger einheimisch, als in den übrigen Erdtheilen, weil dieses, auch in seinen heissesten Ländern, weniger von zu großer Hitze leidet, als jene unter ihren brennenden Klimaten. Indeß weht doch schon im untern Italien, während der wärmsten Sommermonde, ein Wind, der, wenn er auch gerade nicht tödtet, doch äußerst drückend und beschwerlich wird. Es ist der bekannte Sirocco, bei allen Reisebeschreibern verschrieen. Zur Zeit seines Wehens verschließt man sich fest in dem kühlesten Gemache des Hauses, und, wen nicht die höchste Noth treibt, der wagt sich alsdann nicht aus dem Hause. Menschen und Thiere verfallen in eine ermattende Kraftlosigkeit, und alles dankt dem Himmel und allen Heiligen, wenn er sein brennendes Antlitz wegwendet.

Weit herber und zerstörender wirkt der Harmattan, ein Wind, der auf der Küste von Guinea angetroffen wird. Oft hält er vier und fünf Tage hinter einander an. Er ist kalt, schneidend und mit einer Menge von Salz- und Schwefeltheilen beladen. Die Fugen der Breter an den Thüren und Schiffsverdecken treibt er in wenigen Stunden aus einander, und Menschen und Thiere erschüttert er durch und durch. Fremde und Einheimische fürchten ihn, wie die Pest, und Jedermann hält sich während der Zeit seines Tobens wohl verschlossen. Auch die Thiere müssen diese Zeit über sorgfältig eingesperrt werden, wenn man sie nicht verlieren will. Ein Engländer, welcher sich auf dieser Küste aufhielt, hatte seine zwei Ziegen im Freien gelassen; in vier Stunden waren sie Opfer des Todes. Selbst bei den Menschen reicht

das bloße Einſchließen nicht zu, um vor allen Unannehmlichkeiten, die der Hermatan bei ſich führt, verwahrt zu bleiben. Wer ſeinen Körper nicht über und über mit ſüßem Oel, als wodurch das Eindringen der kalten Luft verhindert wird, beſtreicht, der verfällt in Engbrüſtigkeit, und bekommt heftige Zuckungen, von welchen er oft nur mit Mühe geheilt werden kann.

Der tödtlichſte Wind unter allen ſeines Gleichen iſt aber unſtreitig der Samum oder Samiel. Er weht in Arabien und längſt dem perſiſchen Meerbuſen am ſtärkſten. Auch in Paläſtina und Syrien erhebt er ſich zuweilen. Ohne Zweifel iſt in den heiligen Büchern unter dem Engel des Herrn, der mehrere Male Tauſende zu Boden ſtreckte, oft der Samum zu verſtehen. Gewöhnlich erſcheint er von der Mitte des Julius bis zur Hälfte des Auguſt in ſeiner ganzen fürchterlichen Kraft. Oft ſcheint, nach einer kühlen Nacht, die Sonne den ſchönſten Tag zu verkündigen, da nahen plötzlich die Vorboten des furchtbaren Windes. Der ganze Dunſtkreis ſcheint in Bewegung zu gerathen, der Himmel nimmt die Geſtalt eines glühenden Feuerofens an, und die ganze Natur verändert ſich. Man hört aller Orten her ein ziſchendes Rauſchen, als ob Flammen loderten. Jetzt erhebt ſich der brennend heiße Wind. Mit durchdringender Schärfe verzehrt er alles, was ihm in den Weg kommt. Grünende Fluren welken im Augenblicke dahin, und Menſchen und Thiere fallen todt zur Erde, wenn ſie ſich nicht eiligſt verbergen, und dem Andrange der Glut ausweichen. Nach einer Viertelſtunde erheitert ſich der Himmel, und die Luft wird wieder ruhig.

Reiſende, die von dieſem Brandwinde überfallen werden, werfen ſich augenblicklich, das Geſicht nach der Erde gewendet, zu Boden. Das verzehrende Feuer ſtreicht über ſie hin, und die wohlthätige Erde vermindert durch ihre Kühle, oder durch ihre ſalpetrigen und ſalzigen Ausdünſtungen die ſchädlichen Wirkungen des Samums, ſo daß die Hingeſtreckten größtentheils ihr Leben retten. In einiger Entfernung vom Boden ſind Thiere und Menſchen im Freien ohne Rettung verloren. Der brennende Wind durchdringt ihre Glieder mit ſolcher Heftigkeit, daß alle Bande aufgelöſt werden. Für den Augenblick behalten die Körper ihre Geſtalt und Farbe, und ſcheinen im Schlummer zu liegen; aber, wenn man ſie berührt, ſo gehen ſie aus einander.

Einſt ging ein Bote von Baſra nach Ormus. Unterwegs ereilte ihn der Samum. Entweder hatte er ſich nicht bald genug niedergeworfen, oder der Wind war zu heftig, als daß ihm irgend eine menſchliche Vorſicht widerſtehen konnte; genug er war eine Beute der Wuth dieſes Windes geworden. Einer der Freunde des Unglücklichen kam Tags darauf denſelben Weg. In der Meinung, daß der Getödtete ſchliefe, ergriff ihn der Wandrer beim Arm, um ihn aufzuwecken. Allein zu ſeinem Erſtaunen behielt er den Arm, der ſich ſo leicht vom Leibe trennte, als ob er nie dazu gehört hätte, in ſeiner Hand, und als der lebende Bote den Ertödteten noch weiter betaſtete, griff er überall durch, als ob er in einem Staubhaufen griffe.

In Europa wohnt ſich's alſo doch beſſer, wenn uns gleich manche herrliche Naturprodukte der heißen Länder abgehen. K—r.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

Beſchäftigung, angenehme und nützliche, für die Jugend im Zeichnen und im Mahlen, — eine vortreffliche Anleitung Blumen zeichnen und mahlen zu lernen. Ein Weihnachtsgeſchenk für Kinder. 2te Auflage mit 32 ill. Kupfern, in 16. 2 Rth. 12 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 25. Februar 1811. 25.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Fastnachtslustbarkeit.

Gerade diejenige Zeit, welche die Bekenner des geläuterten Christusglaubens, mit allem Ernste an ihre Würde und an ihre hohe Bestimmung erinnern sollte, ist von alten Zeiten her zu Possen und Thorheiten verwendet worden. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß solche Thorheiten aufkommen, noch weniger, wie sie so lange geduldet werden konnten.

Wahrscheinlich sind die Fastnachtslustbarkeiten nichts anders, als Ueberreste der griechischen und römischen Bachanalien, bei welchen man sich die gröbsten Unsittlichkeiten erlaubte. Diese Unarten gingen zum Christenthum über, und veranlaßten manche bittere Klage seiner besonneren Bekenner. Noch vor 50 Jahren sahe man Schaaren verkappter Narren die Straßen durchziehen, die Vorübergehenden beunruhigen und fade Possenspiele treiben. Selbst angesehener Personen schonte man nicht. Bessere Einsichten haben eine geregeltere Polizei eingeführt, welche den Possenreißern das Handwerk legte.

Das Hauptvergnügen der Fastnachtstage bestand in einer allgemeinen Mummerei. Junge und alte Personen kleideten sich in auffallende Trachten, und zogen damit bei Tag und Nacht herum. Die Karnevals der italienischen Städte waren deshalb besonders im Ruf. Venedig zeichnete sich vorzüglich aus, und oft dauerten die Vermummungen hier die ganze Fastnachtszeit. In Rom und Neapel finden sie zum Theil noch Statt.

In manchen Städten wurden die Fastnachtstage noch mit besondern Feierlichkeiten begangen. Zu Königsberg z. B. füllten die Fleischer eine lange Wurst, die mit vielem Gepränge durch die Straßen der Stadt getragen wurde. Im Jahr 1583 betrug die Länge derselben 596 Ellen, und das Gewicht 434 Pfund. Außer andern Fleischsorten hatte man zur Füllung derselben 36 Schinken verbraucht. Im Jahr 1601 verfertigte man eine unweit längere und schwerere. Ihr Längenmaß betrug 1005 Ellen, und ihr Gewicht 885 Pfund. Verbraucht hatte man dazu 81 geräucherte Schinken, 18¼ Pfund Pfeffer, 1½ Tonne Salz und die Därme von 45 Schweinen. An die Fleischer schlossen sich die Bäcker an. Sie bucken zu dieser Wurst acht große Striehel und sechs nicht minder kleine Brezeln. Man hatte zwölf Scheffel Weizenmehl darauf verwendet, und jeder Striezel war fünf Ellen lang. Alles ward in Prozession und unter unglaublichem Volkszulauf durch die Stadt getragen, und dann gemeinschaftlich verzehrt. Die Honoratioren der Stadt und die Freunde der Handwerker, wurden beim Austheilen der Wunderfabrikate nicht vergessen. Die Fleischer und Bäcker selbst aber labten sich bei gutem Bier nach Herzenslust.

Auch in Nürnberg verfertigte man ehedem um Fastnacht dergleichen Riesenwürste. Die letzte dieser Art, die den achten und neunten Februar 1658 herumgetragen wurde, hielt am Gewicht 514 Pfund,

und war 658 Ellen lang. Die ganze Feierlichkeit ward in Kupfer gestochen.

In eben dieser Stadt war um diese Zeit das Schönbartlaufen gebräuchlich, eine Art Fastnachtslustbarkeit, die ihren Namen von dem alten deutschen Worte Schönbart, d. h. eine Larve, hatte. Die Lustbarkeit bestand in Folgendem: Ein lustiger Mensch ritte, in eine Narrenkappe gekleidet, und mit einem bunten Sack mit Nüssen auf dem Rücken, auf einem schön geputzten Pferde durch die Straßen, und warf unter die nachfolgenden Gassenbuben Nüsse aus. Bisweilen ging er auch zu Fuße. Vor ihm hin liefen mehrere Vermummte, ebenfalls im Narrenkostüm, mit Peitschen in der Hand, die dem Zuge Platz machten. Hinter dem Hauptnarren folgte ein Anderer, meistentheils zu Pferde, welcher einen Korb mit Eiern trug, die mit Rosenwasser gefüllt waren. Mit diesen Eiern wurden die vorübergehenden, oder aus den Fenstern guckenden, Frauen und Jungfrauen geworfen, welches für eine Ehre galt. Nun erst kam der ganze Zug der sogenannten Schönbartsleute, oder der Verkappten und Vermummten, mit ihren Vorstehern, Hauptleuten und Musikanten. Das Schönbartskleid, das diese Leute trugen, war zwar der Farbe nach in jedem Jahre verändert; aber der Schnitt blieb derselbe. Nur zuweilen sah man Einen in einer andern Kleidung. So z. B. befand sich im J. 1523 unter den Schönbärten ein Mann in einem Kleide, das aus lauter Ablaßbriefen, mit daran hängenden Siegeln, zusammen gesetzt war. Auch in den Händen trug er Ablaßbriefe. Den Beschluß des Zuges machte eine Schleife mit einer Maschine, die ein künstliches Feuerwerk in sich faßte, welches am Ende der Lustbarkeit vor dem Rathhause abgebrannt wurde. Es hieß die Hölle. Da sahe man Schiffe, Windmühlen, Drachen, Krokodille, Teufel mit Stelzfüßen, Backöfen, Kanonen, welche böse Weiber schossen, Galeeren, mit Mönchen und Nonnen u. s. w. alles brennend oder Feuer speiend. Lag zur Fastenzeit noch Schnee, so folgten dem Zuge noch mehrere Schlitten mit geharnischten Männern, welche aus den Schlitten heraus mit einander turnirten.

Der, in der Geschichte der Reformation berühmte, Andreas Osiander machte dem Possenspiele ein Ende. Er predigte jedesmal mit großem Eifer dagegen. Das würde nun zwar noch nicht so bald gefruchtet haben; allein die Schönbartsgesellschaft grub sich ihr Grab selbst. Sie wollte sich nämlich an Osiander rächen, und stellte zu dem Ende auf die beschriebene Hölle eine Osiandern sehr ähnliche Figur, einen dicken Geistlichen mit einem Bretspiele, statt dem Buche in der Hand. Der Beleidigte verklagte die Gesellschaft, und bewirkte durch sein Ansehen, daß die ganze Lustbarkeit für immer aufgehoben wurde.

K—r.

Anekdote.

Alphons V, König von Arragonien, ritt einst durch einen Wald. Ein vor ihm her reitender Edelknabe bog einen Zweig aus dem Wege, aber mit so weniger Vorsicht, daß der König einen starken Schlag in das Auge erhielt. Erschrocken näherten sich dem Könige einige von seinem Gefolge und fragten, ob er viele Schmerzen empfinde. Alphons empfand sie gewiß; aber seine Antwort war: Das, was mir das Unangenehmste ist, ist die Unruhe, in der sich der Edelknabe befinden wird, der diesen Unfall veranlaßt hat.

E. H. Schwabe.

Der Winter.

Der Winter gebot — und der Fluren Pracht,
Die herrliche, sah'n wir verschwinden;

Die Wälder zerpeitſchte des Sturmes Macht;
Reif blinkte auf Höh'n und in Gründen.
Bald ſtanden entblättert die Bäume da,
Am Boden der Wandrer kein Blümchen ſah.

Da flohe der Nymphen erſchrocknes Chor
In Haſt zu der ſchützenden Grotte;
Das Leben verſtummte dem wachen Ohr;
Im Hafen verbarg ſich die Flotte.
Ein trauriges Schweigen begrub die Flur,
Und überall drohet des Todes Spur.

Wohin ich mich wende, da zeigt ſich mir
Vernichtung in grauſigem Bilde! —
Im Forſte verkriecht ſich das matte Thier,
Und rings in dem öden Gefilde
Kein Sänger melodiſch vorüberzieht;
Der Rabe nur krächzet ein Sterbelied.

Der Glückliche — iſt's nicht der Menſch allein?
Er weiß mit dem Winter zu ringen!
Mag Alles erſtarren im Feld' und Hain:
Ihn wird er nur ſelten bezwingen.
Dem Himmel entwandt' er des Feuers Gluth,
Zu ſchirmen ſich gegen des Froſtes Wuth.

Und was in ihm denket und fühlt und ſpricht,
Aus himmliſchem Stoff iſt's erſchaffen;
Des Herzens Empfindung erſtarret nicht,
Sie kann ſich dem Ird'ſchen entraffen!
Und heulte noch lauter der zürnende Nord:
Das Feuer im Buſen — es lodert fort;

Aug. Müller.

Der Weg zur Lebensfreude.

Um angenehm und ſorgenfrei zu leben,
Beſchließt die Selbſtſucht, ohne Amt zu ſeyn:

Der Unabhängigkeit will ſie ſich weihn:
Nur nach Vergnügen will ſie raſtlos ſtreben.

Iſt dies der Weg zur wahren Lebensfreude?
Ergreift den Müßigen nicht Ueberdruß?
Nur Thätigkeit gibt bleibenden Genuß:
Ihr inn'rer Lohn wird nie des Ekels Beute.

Wenn auch der Jugendblüthe Reiz verſchwindet:
Den ernſten Mann ehrt rege Geiſteskraft,
Die weit umher der Mitwelt Segen ſchafft,
Und im Erfolg den reichſten Segen findet.

Wenn dann im Lebensherbſt der Greis am Stabe
Auf ſeine mühevolle Laufbahn blickt:
Zu welcher Wonne wird ſein Herz entzückt!
Wo iſt die Sinnenluſt, die alſo labe?

Drum jedem Heil, vom Knaben bis zum Greiſe,
Der, eifrig ſich veredelnd, Andern nützt!
Den Stab, auf welchen ſich ſein Frohſinn ſtützt,
Gewährt die Sorgfalt auf der Lebensreiſe.

Gern reicht er hier unwiſſenden Gefährten
Die Hand als Führer auf der Weisheit Bahn;
Gern gibt er denen, die ihm trauernd nahn,
Gefühlvoll Tröſtungen, die ſich bewährten.

Und hat er guten Samen ausgeſtreuet,
Der in den beſſern Seelen Wurzel ſchlug,
Der hundertfältig Tugendfrüchte trug:
So iſt's die Aernte, die am Ziel erfreuet.

Er ſieht, von Dankerfüllten ſtill umgeben,
Von Gottes Vaterleitung tief gerührt,
Die ihn nach manchem Kampf zum Siege führt,
Die letzte Abendröthe niederſchweben.

Drum, Jüngling, auf! und wehre jenen Schlummer,
Der bittre Reu' nach eitlen Träumen bringt!
Dem tugendhaften Fleiß allein gelingt
Das Streben, frei zu seyn von Gram und Kummer.

Trautscholdt.

Das Lied des Frohen.

Heiter mit leichtem Sinn
Eil' ich durch's Leben hin,
Spotte der Sorg' und Noth,
Lache im Morgenroth.

Blumen, so hold und schön
Duften auf Feld und Höhn;
Will sie im Sonnenglanz
Winden zum bunten Kranz.

Freude winkt überall,
Dort an dem Wasserfall,
Dort am besonnten Rain,
Dort in dem Blüthenhain.

Scherzend auf junger Flur,
Folg' ich der Rosenspur,
Leicht wie ein Vögelein,
Froh ist mein Herz und rein.

Warum schon stille stehn? —
Nein, ich will weiter gehn.
Siehst du die Blum' im Thal?
Ach sie blüht nur einmal.

Frühling nur einmal lacht,
Lang ist des Winters Nacht,
Wolken und Nebelgrau
Düstern das Himmelblau.

Will drum mit frohem Sinn
Eilen durch's Leben hin,

Flügeln den trägen Fuß,
Haschen den Vollgenuß.

Will bis an's dunkle Ziel,
Pflücken der Freuden viel,
Noch an dem öden Grab,
Brech' ich ein Röschen ab.

E. H. Schwabe.

Räthsel.

Ein Teppich ist's, aus blau und rosenroth
Und purpurfarb und sanftem Grün gewoben,
Und hier und da durch flammend Gold erhoben.
Im Nu erlischt der Glanz! — Mit grausen Farben droht
Der Teppich düster, schlägt mit Rauschen schnell zusammen,
Zerreißt mit Krachen, sprühet funkelnd Flammen,
In Gluth und Dampf gehüllet steht der Eichenwald.
Dann aber wandelt wieder sich die schreckende Gestalt.
Der Wunderteppich wallt in heitern Farben nieder
Und wehet dich mit lindem Säuseln an.
Doch sey nicht sicher! Bald verändert er sich wieder.
Er rollt sich auf; er thürmet sich hinan.
Nun ist er ein Gebürg. Man kann
Die hellen Eb'nen sehn, die Schattengründe,
Die lichten Höhen und die schwarzen Schlünde.
Noch einen Augenblick! dann siehst du ihn, wie einen Kranz
Aus Rosengluth und Gold, der Berge Stirn umwinden,
Und dann — gestalt- und farbelos verschwinden.
Wer sagt es an, wem ist es nun bekannt,
Wie dieser Wunderteppich wird genannt?

C. Niemeyer.
P. z. Dedeleben.

Auflösung des Logogriphen im neunzehnten Stück.

Sterblichkeit, Unsterblichkeit.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 28. Februar 1811. 26.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Saladin und Turelli. Eine historische Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge.

(Beschluß.)

Unterdessen wurden die Zurüstungen zum heiligen Zuge nach dem gelobten Lande mit dem größten Eifer betrieben, und Saladin war — ein Zeuge davon. Er durchreisete noch verschiedene Provinzen, unterrichtete sich von Allem, was ihm zu wissen nöthig schien, auf das genaueste, und kehrte endlich in seine Staaten zurück, um hier die kräftigsten Maßregeln zur Vertheidigung gegen die Christen zu nehmen. Endlich rückte die Zeit heran, wo alle Truppen der neugeworbenen Kreuzarmee zusammen stießen, um sich einschiffen zu lassen. Turelli war auch unter ihnen. Es ist schon oben bemerkt worden, daß er, als ein guter Christ, sich verbunden hielt, an einem Unternehmen Theil zu nehmen, welches ihm vollkommen rechtmäßig schien, und wovon er sich den unmittelbaren Beistand des Himmels versprach. Weder die zärtlichsten Bitten seiner Gemalin, noch das Flehen seiner, ihm so theuern, Kinder konnten seinen Vorsatz erschüttern. Mit Wehmuth, aber auch mit Standhaftigkeit trennte er sich von ihnen. Noch am letzten Tage vor seiner Trennung empfing er aus den Händen seines tugendhaften Weibes einen goldnen Ring, zum Unterpfand ihrer Liebe und Treue — und er gab ihr einen Andern an dessen Statt. Sodann empfahl er seine Gattin und Kinder dem Abt zu St. Petri in Pavia, einem nahen Verwandten, nahm auch von ihm herzlichen Abschied, und schiffte sich mit mehrern Rittern zu Genua ein. Sie kamen glücklich zu Alexandrien an. Die Christen machten im Anfange einige beträchtliche Eroberungen, welche Saladin zu verhindern nicht im Stande war. Allein bald änderte sich die Scene zum Schrecken der Christen! Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten aller Art bestürmten diese. Selbst unter den christlichen Oberhäuptern entstanden Uneinigkeiten, welche ihren Kriegsoperationen äußerst nachtheilig waren. Ein Theil der Kreuzarmee wurde geschlagen und zerstreut; ein anderer durch die Pest und andere Krankheiten aufgerieben; sehr viele geriethen in die Gefangenschaft des Sultans. Unter ihnen befand sich auch Turelli. Man führte ihn in Ketten und Banden nach Kairo, der Hauptstadt Aegyptens, und hier war eine harte Sklaverei sein trauriges Loos. Noch schrecklicher beinahe als seine Sklaverei dünkte ihm die Ungewißheit in Absicht des Schicksals seiner Gemalin und seiner Kinder, denen er keine Nachricht von sich geben, und von welchen er auch keine erhalten konnte. Dennoch ließ er sein Vertrauen auf Gottes Hülfe nicht sinken, harrte in edler Geduld besserer Zeiten, und flößte selbst seinen Mitgefangenen einen Theil seiner eigenen Standhaftigkeit im Unglück ein.

Lange würde indeß Turelli in seiner Sklaverei haben schmachten müssen, wenn nicht ein glücklicher Zufall — der so vieles im Menschenleben zu entscheiden pflegt — ihn daraus befreiet hätte. Der

gegenwärtige Herr des Turelli war ein Liebhaber der Jagd, und hatte die Geschicklichkeit seines Sklaven, Raubvögel zur Jagd abzurichten, kennen gelernt. Saladin liebte das Vergnügen der Jagd ebenfalls, und füllte einen Theil seiner müßigen Stunden damit aus. Man meldete ihm daher, daß ein gefangener Christ ihm bei seinem Lieblingsvergnügen gute Dienste leisten könnte, und sogleich wünschte Saladin diesen zu sprechen. Turelli wird dem Beherrscher Aegyptens vorgestellt, von ihm beim ersten Blick erkannt, indeß sich jener nicht getraut, dem mächtigen Sultan ins Antlitz zu schauen. Es waren jetzt vier Jahre verflossen, seit dem Saladin bei Turelli sich so wohl befunden hatte. Die Gesichtszüge seines so gastfreundlichen ehemaligen Wirthes waren ihm unauslöschlich tief eingedrückt, und alle Empfindungen der Dankbarkeit und des Wohlwollens regten sich in dem Herzen des Sultans.

„Christ! wo bist du her?" fragte er den, vor seinen Füßen liegenden, Turelli.

„Aus Istrien," antwortete dieser, „und ich hielt mich beständig zu Pavia auf."

„Bist du verheirathet?" fragte Saladin weiter.

„Ja, Herr!" erwiederte Turelli, „und zwar sehr glücklich, wenn meine Gattin der Gram nicht getödtet hat."

„Hast du Kinder?" fuhr der Sultan fort.

„Zwei Knaben," versetzte Turelli, „die ich als noch unerzogene Kinder verließ."

Nach einem kurzen gedankenvollem Schweigen rief der Sultan aus:

„Ich kenne dich, Christ! hast du nicht vor vier Jahren einige Fremde aus Cypern bei dir bewirthet? Und weißt du wohl, wer diese waren?"

Turelli erwiederte immer noch mit niedergeschlagenen Augen: „diese Fremden gaben sich für Kaufleute aus, und ob ich gleich besonders Einen davon für mehr hielt, so wollte ich dennoch nicht weiter darnach forschen, zufrieden, die Rechte der Gastfreundschaft ausgeübt zu haben."

„Schön gedacht!" entgegnete Saladin. „Ich will dir zeigen, wer sie waren, und du sollst den genauer kennen lernen, den du für etwas mehr hieltst, als wofür er damals gehalten seyn wollte.

Saladin entfernte sich auf eine kurze Zeit, und ließ Turelli in einem Zustande zurück, der sich eher fühlen als beschreiben läßt. Er wußte nicht, was er von dieser Begebenheit denken, was er hoffen oder fürchten sollte. Bald aber wurde er aus diesen Betrachtungen auf eine überraschende Art heraus gerissen.

Er sahe die nämlichen Fremden, die er vor vier Jahren beherbergt hatte, in den Kleidern auf sich zukommen, welche ihnen seine Gemalin beim Abschiede geschenkt hatte.

„Kennest du diese Kleider wohl, die du uns hier tragen siehst," fragte Saladin.

„Ich kenne sie noch," entgegnete Turelli, „es waren unbedeutende Geschenke meiner Gattin für jene mir so angenehmen Gäste, die ich zu bewirthen das Glück hatte."

„Nun, es sind dieselben, die du hier vor dir stehen siehst, und ich bin — Saladin."

Bei diesem, den Christen nur zu bekannten Namen, schlug Turelli erstaunt zum ersten Male seine furchtsamen Blicke auf, und erkannte in diesem Manne, der sich Saladin nannte, seinen ehemaligen Cyprischen Kaufmann. Ein freudiger Schreck durchbebte jetzt seine Glieder. Er ahnete die glückliche Wendung seines Schicksals, warf sich dem Sultan von neuem zu Füßen, und umfaßte ehrerbietig seine Kniee. Aber nur einen Augenblick ließ ihn der edle Fürst in dieser Stellung; er hob ihn auf, umarmte ihn auf das zärtlichste, und sprach: derjenige, der, ohne mich zu kennen, mich so freundschaftlich bei sich aufnahm, verdient mein Freund zu heißen, und hat

Anspruch auf eine gleiche Aufnahme in meiner Wohnung.

Man gebe diesem Manne, gebot der Sultan, ein Zimmer neben dem meinigen, und sorge für seine Bequemlichkeit eben so, wie er ehemals für die Meinige sorgte. Er nehme Theil an meinen Vergnügungen, und sey der Vertraute meines Herzens, weil er das edelste Herz besitzt. Seine Wünsche betrachte man als meine eignen Befehle, denn ich will, daß in seiner Person die meinige geehrt werde!

Turelli wäre jetzt ganz glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an seine Gattin und an seine Kinder einigen Wermuth in den Becher seiner Freuden geträufelt hätte. Er war ein viel zu zärtlicher Gatte und Vater, als daß er über den Freuden der Gegenwart, den Gedanken an diese ihm so theuern Pfänder seiner Liebe hätte verbannen sollen. Der edle Saladin fühlte die gepreßte Lage seines neuen Freundes, und opferte mit großmüthiger Resignation sein eignes Vergnügen dem Glücke seines Freundes auf. —

Er ließ eines Tages den Turelli in sein Kabinet rufen, und kündigte ihm an, daß sie sich von einander trennen müßten. — Betroffen sah Turelli den Sultan an, und glaubte anfänglich, seinen hohen Gönner durch den geheimen Schmerz über die Trennung von den Seinigen beleidigt zu haben. Wie angenehm wurde er dagegen überrascht, als Saladin sich also äußerte: Ich kenne dein geheimes Verlangen, dein Vaterland und deine Lieben wiederzusehen. Ich bin enschlossen, deine Wünsche zu erfüllen, denn ich finde sie gerecht. Es ist bereits dafür gesorgt, und du wirst in kurzer Zeit den vaterländischen Boden wieder betreten, und alle deine Geliebten, wie ich hoffe und wünsche, wieder umarmen. Der großmüthige Sultan hatte bereits ein kleines Schiff für seinen Freund ausrüsten, und es mit 400 frei gegebenen Christen bemannen lassen. Er begleitete den

Turelli in eigner Person an den Hafen, wünschte ihm glückliche Reise, umarmte ihn zärtlich und trennte sich auf immer von ihm. Turelli langte glücklich in Italien an, trat freudig und zugleich beklommen die Reise zu Fuß nach Pavia an, meldete sich dort bei dem Abt zu St. Petri, und erkundigte sich sogleich nach dem Befinden seiner Gemalin und Kinder. Sie leben noch, und sind gesund, erwiederte der ehrwürdige Greis; aber deine Gattin trauert um deinen Tod, welchen ihr ein falsches Gerücht gemeldet hat, und will ihre übrigen Tage in der Stille eines Klosters zubringen. Turelli freute sich ihrer Liebe in der Stille, und veranstaltete auf übermorgen ein grosses Gastmal im Hause eines seiner vertrautesten Freunde, den man in das Geheimniß seiner glücklichen Wiederkunft eingeweihet hatte. Dorthin wurde die trauernde Frau eingeladen, und ihr angedeutet, daß eine fremde Person ihr Nachricht von ihrem Gatten bringen würde, welcher nicht todt, sondern noch im Morgenlande und in der Sklaverei sey. Eine glänzende Gesellschaft empfing am bestimmten Tage die eintretende Betrübte — aber noch war die fremde Person, welche man erwartete, nicht da. Man setzte sich zu Tische. Die Gäste waren fröhlich und guter Dinge, nur die betrübte Gräfin heftete sehnsuchtsvolle Blicke nach der Thüre, und wartete auf die Ankunft der Person, die ihr Nachricht von ihrem unglücklichen Gatten bringen sollte. Es war schon spät, und im helldunkeln Dämmerlicht trat endlich ein Fremder herein, der seine späte Ankunft mit nothwendigen Geschäften entschuldigte, sich an die Gräfin wandte, und ihr einen Brief von ihrem Gatten aus dem Morgenlande überreichte. Sie erbricht ihn zitternd, und — es rollt der goldne Ring zur Erde, den sie beim Abschied ihrem Gemal gab. Sie wirft einen ungewissen Blick auf den Ueberbringer dieses Briefes, und in dem Augenblick liegt er selbst — Turelli — in ihren Armen. Das freudige

Erſchrecken der glücklichen Gattin, das frohe Erſtaunen der Gäſte, die jubelnden Glückwünſche aller Anweſenden mag ſich die jugendliche Phantaſie meiner Leſer ſelbſt hinzudenken. Nicht lange, ſo kamen auch die auf dem Schiffe befindlichen anſehnlichen Geſchenke des Sultans an. Es befanden ſich darunter einige Kiſten mit den auserleſenſten Kleidern für die Gräfin, nebſt einem Juwelenkäſtchen, auf welches der Sultan mit eigener Hand die Worte geſchrieben hatte: Zur Erinnerung an den, ehemals ſo gaſtfreundlich aufgenommenen, Cypriſchen Kaufmann.

F. R. Lenke.

Die Morlachen.

Ein Theil von Dalmatien führt den Namen der Morlachey; er erſtreckt ſich von St. Georg, im Zenghiſchen Gebiete, bis an die Grafſchaft Zara. Die Einwohner dieſes gebirgigten Landſtriches heißen Morlachen. Ihr Körperbau iſt groß, ſtark und dauerhaft, und ihre Denkart feſt, unerſchrocken und beharrlich. Sie hängen innig an ihren Freunden; aber auch ihre Feindſchaften kennen keine Grenzen. Sie ſtiften ſogar öffentliche Freundſchaftsbündniſſe, deren Auflöſung nur ſelten ſtatt findet; wenn ſie aber ſtatt findet, dann tritt der unverſöhnlichſte Haß an die Stelle der Anhänglichkeit. Ueberhaupt kann nur der Tod des Feindes dem Haß ein Ende machen. Dieſe blutgierige Erbitterung entſteht dadurch, wenn einer den Vater, den Bruder, den Freund eines Andern gröblich beleidigt, oder gar ermordet. Kann der Vater die Rache nicht üben, ſo geht ſie auf den Sohn, gleichſam als Erbgut, über. Sie dauert zuweilen durch ganze Generationen. Ein Morlach verzeiht nie. Sein Sprichwort iſt: „Wer ſich nicht rächt, der heiligt ſich nicht," d. h. der gefällt Gott nicht. Heiligmachung und Rache iſt ſogar in der morlachiſchen Sprache

ein und daſſelbe Wort. Um den Haß und die Feindſchaft gegen einen Gegner recht zu nähren, bewahrt man das blutige Hemde, oder die blutigen Kleidungsſtücke des Ermordeten ſorgfältig auf, zeigt ſie oft den Kindern, und lehrt dieſe ſchon von früher Jugend an, den Namen des, mit Haß Belegten, herſtammeln, um das junge Herz recht bald mit Haß und Abſcheu zu erfüllen. Iſt aber die Rache zeitiger oder ſpäter, einmal befriedigt, ſo hört ſogleich alle Feindſchaft auf, und man bietet die Hand zur Verſöhnung. Die Rache ſcheint bei den Morlachen unerläßliche Pflicht, die ſie einem beleidigten oder ermordeten Verwandten ſchuldig zu ſeyn glauben. Denn vom Augenblick der Befriedigung derſelben an kehrt die Eintracht zwiſchen den Familien wieder, und man behandelt einander wieder ſo freundſchaftlich, als ob nichts vorgefallen wäre,

Was nicht angeerbte Vorurtheile vermögen!

K—r.

Ehrgefühl engliſcher Offiziere.

Auf den Flotten Rußlands ſind, wie bekannt, auch mehrere Engländer als Offiziere. Der Kaiſer Paul I. (erwürgt im Jahre 1801.) machte einmal dem berühmten Paul Jones den Antrag, das Commando eines Schiffes zu übernehmen. Kaum erfuhren dies jene Engländer, als ſie ſämmtlich an den Kaiſer Geſuche um ihre Entlaſſung einſandten. Dieſer ſah ſich daher genöthigt, jenen dem Jones gemachten Antrag zurück zu nehmen, wenn er nicht viele brauchbare Seemänner verlieren wollte.

Stendal. Subr. Große.

Auflöſung der Charade im einundzwanzigſten Stück.

Todtenkrone.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 2. März 1811. 27.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Eisschießen-Spiel.

Zum Kupfer Nr. 53

Jede Jahreszeit hat ihre eigenthümlichen Schönheiten und Reize; und obgleich besonders die wärmern Zeiten des Jahres es sind, die uns ins Freie rufen, und einen mannichfachen Stoff zu den verschiedenartigsten schuldlosen Vergnügungen darbieten, so muß man doch auch dem Winter die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ebenfalls eigenthümliche Ergötzlichkeiten im Freien gewähre. Auch der Blick auf das jetzige Kupfer zeigt uns den Winter in seiner ernsten und angenehmen Gestalt. Wir sehen auf dem Kupfer ein freundliches Landhäuschen, mit kleinen und sparsam angebrachten Fenstern. Dicker Rauch steigt aus dem kleinen Schornsteine in die Höhe, und verkündet des Frostes Nähe, und der Bewohner Streben, den strengen Gast wenigstens aus jenem engen Raume zu verscheuchen. Mehrere Obstbäume und Fruchtsträucher stehen um das Haus herum, aber blätterlos und todtenähnlich. Nur die drei Tannen, die noch die Einfassung des Hauses verschönern, sind ihrer Tangeln nicht beraubt; doch schwerer Schnee belastet die Aeste und beugt sie darnieder. Vor dem Hause zeigt sich eine große Fläche, an deren Ende mehrere erwachsene Personen stehen und sitzen, um sich auf dieser Fläche, die nichts anderes, als ein spiegelglattes, vom Schnee gereinigtes, Eisfeld ist, auf eine schuldlose Art zu vergnügen. Sie spielen das Eisschießenspiel. Zu diesem Spiele ist jeder der Theilnehmer mit einem Eisstocke versehen. Dies ist eine hölzerne Scheibe, die unten sehr glatt gedreht, und mit einem aufwärts stehenden Stiele versehen ist, damit man sie anfassen und gehörig regieren kann. Zuweilen ist diese Scheibe noch mit einem eisernen Ringe umgeben, der indessen überflüssig ist, weil er theils das Gewicht der Eisstöcke unnöthiger Weise vermehrt, theils diese Scheiben selbst theuerer macht. Mit diesen Eisstöcken nun wird nach einem, auf dem Eise vorgesteckten, Ziele geschossen. Es besteht aus einem viereckigen hölzernen Klötzchen, und wird das Hasel genannt. Auf dem Kupfer sieht man sowohl dieses Ziel, als auch bereits fünf nach demselben abgeschossenen Eisstöcke in seiner Nähe, einen Mann, der eben im Begriffe ist, seinen Eisstock noch abzuschießen, und einen Andern, der dieses Instrument noch unter dem Arme hält. Es können an diesem Spiele vier, sechs, acht, zehn und mehr oder weniger Personen in gerader und ungerader Zahl Theil nehmen. Der Rang und die Ordnung, die jede der, zu diesem Spiele vereinigten, Personen einnehmen soll, wird dadurch bestimmt, daß Jeder mit seinem Eisstocke nach dem Hasel schießt. Wer diesem Ziele am nächsten gekommen ist, der erhält den Namen Engmaier. Besteht der Spielverein aus acht Personen, so werden dem Engmaier drei Gehülfen gegeben, und dazu werden diejenigen erkohren, die nach ihm dem Hasel am nächsten zu stehen gekommen sind. Nun sind noch

vier Personen übrig. Wer unter diesen mit seinem Eisstocke in die größte Nähe des Hasels traf, der bekommt den Namen Weitmaier. Die noch übrigen drei Personen, die also am weitesten vom Ziele entfernt blieben, werden die Gehülfen des Weitmaiers, und machen die Gegenparthei vom Engmaier mit seinen drei Gehülfen aus. Der Weitmaier macht allemal den Anfang des Spieles, und hat den ersten Schuß. Nach ihm kommt der Engmaier, der seinen Gegner vom Ziele zu entfernen bemüht ist. Denselben Zweck suchen auch die beiderseitigen Gehülfen der Maier zu erreichen. Die Parthei desjenigen Maiers, der dem Hasel am nächsten ist, hat gewonnen und zählt nun sechs. Hier ist nun auch die erste Parthei des Spieles zu Ende. Der siegende Maier beginnt mit dem ersten Schusse die zweite Parthie; und gewinnt er auch diese, so zählt er neun; und ist er auch bei der dritten Parthie eben so glücklich, so zählt er zwölf und das ganze Spiel ist geendigt. Soll das Spiel wiederholt werden, so müssen auch neue Maier erwählt werden. Hierbei hat derjenige, der im vorigen Spiele den Sieg davon trug, den Vorzug; denn er macht auch in dem neuen den Anfang, während derjenige, der besiegt wurde, mit seinem Schusse bis zuletzt warten muß. Die übrigen Personen schießen ihre Eisstöcke zuerst in beliebiger Ordnung ab, und werden nun auch wieder nach ihrer größern oder geringern Nähe am Ziele in Partheien abgetheilt, eben so wie bei dem ersten Spiele. — Noch sind einige besondere Regeln des Spiels zu merken. 1) Der Maier hat das Recht, jedem seiner Gehülfen vorzuschreiben, wohin er seinen Schuß richten soll, und ihm selbst sind jedesmal zwei Schüsse vergönnt. Allein dafür muß er auch, wenn er mit seinen Genossen verliert, an den gewinnenden Maier doppelt zahlen. Der Preis des Spieles hängt indessen von der Uebereinkunft Aller ab. — 2) Der Maier und seine Gehülfen müssen gegenseitig genau auf sich Achtung geben, damit nicht die Unvorsichtigkeit eines Einzigen das ganze Spiel verloren mache. Denn wenn z. B. der Engmaier dem Hasel am nächsten war, das heißt mit dem hierbei üblichen Kunstausdrucke: wenn er Schuß hatte, so sollte nur einer von der Parthei des Weitmaiers schießen. Unterbleibt dieses aber, dadurch, daß ein Gehülfe des Engmaiers aus Versehen seinen Eisstock gleich abschießt, so ist nicht nur diese Parthie, sondern auch das ganze Spiel verloren. Indessen läßt sich diese Regel auch nach der Uebereinkunft der Gesellschaft verändern, so daß ein solcher Fehlschuß entweder nur als verloren gilt, oder doch nur eine Parthie, die eben gespielt wird, dadurch beendigt wird. — 3) Zählt eine Parthie eher zwölf, als die andere sechs gezählt hat, d. h. hat sie eher alle drei Parthien gewonnen, und die andere keine einzige: so heißt dies schneidern. Es kann aber auch geschehen, daß eine Parthei neun zählt, also zwei Parthien gewonnen hat, ehe die andere noch etwas zählte, und das Glück kann sich wenden. Eben diese Parthei kann nun von der dritten Parthie an rasch hinter einander weg gewinnen und eher zwölf zählen, als jene, die auf ihrer Zahl neun stehen blieb. In diesem Falle ist sie zurückgeschneidert oder gegrenelt worden, und das Spiel muß doppelt bezahlt werden. — 4) Der Zufall kann bewirken, daß zuweilen alle Eisstöcke vom Hasel gleich weit entfernt stehen, so daß man auch durch den Maßstab keine Verschiedenheit entdecken kann. In diesem Falle wird Kehr gemacht, oder eine ganz neue Parthie begonnen. 5) Sind die Theilnehmer des Spieles in ungerader Zahl, z. B. etwa ihrer sieben, so erhält der Engmaier nur zwei Gehülfen, und die übrigen vier spielen ohne Weitmaier.

Da dieses Spiel Hände und Füße und den ganzen Körper in eine mäßige Bewegung setzt, und das Augenmaß vervollkommnet; so kann es auch von

jungen Menſchen als ein angenehmes Wintervergnügen auf ſicherm Eiſe genoſſen werden. Dann darf aber freilich Gewinnſucht bei dieſem Spiele nicht leiten, wenn es nicht aufhören ſoll, ein ſchuldloſes Spiel zu ſeyn. H—ſſ.

Der verhängnißvolle Nagel.

Ein betagter Privatmann beſaß, ungefähr zwei Meilen von London, ein ſchönes Landgut, das bereits ſeit 500 Jahren ſeiner Familie gehörte. Außer dem Landgute bezog er noch von ſeinen Kapitalien reichliche Einkünfte, ſo daß er allgemein für wohlhabend galt, welches er auch in der That war. Ein einziger Sohn war der dereinſtige Erbe aller dieſer Reichthümer. Um den Sohn auf die Probe zu ſtellen, übergab ihm der Vater die Verwaltung der Hälfte des Vermögens, nachdem er das 21ſte Jahr zurück gelegt hatte.

Aber der Sohn entſprach nicht den Wünſchen des Vaters. Er ergab ſich dem Spiele, dem Trunke und andern Ausſchweifungen. In kurzer Zeit war nicht nur das Vermögen verzehrt, ſondern er ſteckte auch noch in Schulden. Gute Ermahnungen und weiſe Rathſchläge wurden nicht geſpart. Zuletzt bat der ſterbende Vater noch den hoffnungsloſen Sohn, daß, wenn ja Unglücksfälle ihn zu einem Banquerout oder zum Verkauf ſeiner Grundſtücke nöthigen ſollten, er wenigſtens das väterliche Wohnhaus, welches ſeit ſo lange her ein Beſitzthum der Familie geweſen ſey, nicht veräußern möchte. Beſonders beſchwor er ihn, das Zimmer, worin das Sterbebette ſtand, immer für ſich zu behalten. „Es wird für dich," ſchloß er, „eine Rettungsſtätte ſeyn, wenn es für dich auf Erden keine weiter giebt."

So gut es der Vater mit dem Sohne meinte, ſo wenig erkannte es dieſer, und anſtatt in ſich zu

gehen, ſetzte er nicht nur nach dem Tode des Vaters ſein voriges Weſen fort, ſondern er trieb den Leichtſinn noch weiter. In wenigen Jahren war das ganze Erbtheil durchgebracht. Das Haus mußte ſogar fort, und nur die einzige letzte Bitte des Vaters fand noch Gehör, die nämlich, daß er ſich das benannte Zimmer auf ſeine Lebenszeit zur Wohnung ausbedung. Das, aus dem Hauſe gelöſete, Geld ward vollends verzehrt, und es blieb ihm nichts übrig, als das Mitleid derer, die ihm ſonſt bei ſeinen Ausſchweifungen, gegen guten Gewinn, behülflich geweſen waren.

So verfloß einige Zeit unter Elend, Kummer und Sorgen. Im Winkel ſeines Zimmers ſtand ein alter Kaſten, den er bisher kaum bemerkt hatte. Auf dieſem weilte jetzt ſein Blick. „Wie wenn in dieſem Kaſten noch ein Rückſtand des väterlichen Vermögens verborgen wäre?" dachte er, und ſtand von ſeinem Sitze auf, um ſeine Neugier zu befriedigen. Er durchſuchte Alles, fand aber nichts, als alte Papiere und Lappen von Tuch, Leinwand und Seide: Ueberreſte der väterlichen Garderobe. Dennoch ließ er ſich die Mühe nicht verdrießen, den Kaſten ſoweit auszupacken, bis er den Boden ſahe. Aber wie ſtaunte er, als er hier die Worte geſchrieben las: „Verſchwender! haſt du nun alles durchgebracht? Haſt auch dein Haus verkauft? Geh jetzt und hänge dich! Im Balken der Decke ſteckt ein Nagel zu dieſem Behufe."

Welch ein Donnerſchlag für den verlornen Sohn! Der Vater ſelbſt befiehlt ihm, ſich zu erhängen. Betroffen blickt er auf, und ſieht wirklich an der Decke einen Halfter in einem eiſernen Rinken hängen. Die Verzweiflung gibt ihm ein, es ſey der Wille des Schickſals, dem Rath ſeines Erblaſſers zu folgen. Er ergreift einen Schemel, ſtellt ihn unter den Balken, und beſteigt ihn, um das Werkzeug ſeines Todes zu erreichen. Er ſchlingt den Strick

um den Hals, stößt den Stuhl weg, — fällt, statt hängen zu bleiben, sehr unsanft auf den Boden. Der Schwung seines Körpers hatte einen Splitter, an dem der Nagel befestigt war, losgerissen. Aus einem leeren Raume stürzten Goldstücke in Menge über den Herabgefallenen herab, und er war außer sich vor Schreck, vor Verwunderung und vor Freuden. Der Vater hatte den Schatz weislich in dem hohlen Balken verborgen, um den Sohn, dessen Schicksal er voraussah, durch die höchste Verzweiflung, wo möglich, zu bessern.

Die letztere Absicht erreichte er in der That. Mit einem Theile des Geldes konnte das Haus wieder eingelöst werden; ein anderer ward in eine Handlung gegeben, und der Verschwender fing an ordentlich und wirthschaftlich zu werden, so daß er in der Folge ein größeres Vermögen erwarb, als dasjenige war, welches sein Vater besessen hatte. Vernünftiger hätte er indeß doch gehandelt, wenn er es nie bis zu dem verzweiflungsvollen Schritte kommen ließ, gesetzt auch, das Geld im Balken wäre nicht eher gefunden worden, als bei dem etwanigen Einsturz des Hauses.

K—r.

Silbenräthsel.

Roth zeigt die erste Silbe an:
Die andern beiden Silben kann
Kein Vogel je entbehren,
Nie ohne sie sich nähren.
Das Ganze ist — daß man es rathe, werth —
Ein Vogel, der dann Jung' ernährt,
Wenn Nord und Ost,
Mit Schnee und Frost
Auf Feldern, Wiesen, Wäldern stürmen
Und Schnee auf Schnee gewaltig thürmen.

Suttinger.

Als eines der vorzüglichsten Hülfsmittel beim Unterricht in der Geographie, den Lernenden das Studium dieser Wissenschaft interessant und angenehm zu machen, empfiehlt die Verlags-Handlung folgendes Werk:

Abbildung merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung. 14 Hefte, in queer Folio, jedes zu 1 Rthl.

Vier solcher Hefte machen einen Band aus, der 24 fein kolorirte Kupfertafeln, nebst beigefügter deutscher und französischer Beschreibung enthält. Der Gegenstand eines jeden Kupfers ist eine Merkwürdigkeit aus der Geographie. Der erste Band enthält Folgende:

1s Heft: a) der Wirbel im Donaustrom, b) der große Geißer in Island, c) der Strudel im Donaustroms, d) Porzellain-Thurm in China, e) Felsenbogen in Schottland, f) Troska in Böhmen.

2s Heft: a) Plürs vor dem Einsturz, b) Plürs nach dem Einsturz, c) Nordcap in Schweden, d) Ort, wo die Rhone wieder hervorkommt, e) Banyan Tree, f) Habigstein.

3s Heft: a) die Habsburg, Stammhaus des Oesterreichischen Kaiserhauses, b) Hohenzollern, Stammhaus der Könige von Preußen, c) Thalelbe bei Elstkarleby, d) St. Carlos, e) Fingals-Höle auf Staffa, f) Eiderdunen-Sammlung.

4s Heft: a) der Vulkan in Kamtschatka, b) der Schneckentopasfels bei Auerbach, c) die Stadt Kiachta, d) die Brücke über den Gard, e) die heißen Quellen auf der Halbinsel Kamtschatka, f) Reise auf dem Eise über den finnischen Meerbusen.

(Künftige Woche die Fortsetzung.)

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 4. März 1811. 28.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Feenschloß.

Der Baronet Folstone war aus Madras in Ostindien mit großen Reichthümern, die er durch den Handel erworben hatte, nach England zurückgekehrt, um auf seinem Landsitze bei Bristol, die noch übrigen Jahre seines Lebens ruhig, wohlthätig und glücklich zu genießen. Er selbst hatte weder Frau, noch Kinder. Seine Gattin war schon vor längeren Jahren noch in Ostindien gestorben, und sein einziger Sohn, ein tapferer Jüngling, hatte bei der Eroberung von Seringapatnam in Mysore, wo der mächtige und unversöhnliche *) Feind der Engländer, Sultan Tippo Saeb Leben und Reich verlor, auch sein junges Leben für das Wohl des Vaterlandes aufgeopfert.

Neben dem Landsitze des Baronets Folstone lag ein anderer, den ein jüngerer Bruder, Sir Eduard, bewohnte, der glückliche Vater einer Familie von vier Kindern, nämlich drei Söhnen und einer Tochter. Es ging wohl selten ein Tag hin, wo man sich nicht einen Besuch abgestattet hätte. Besonders aber sprachen Francis und Emme, Sir Eduards ältere Kinder, recht oft bei dem freundlichen Onkel, der so viel Angenehmes zu erzählen wußte, und so viel Schönes vorzuzeigen hatte, ein. Auch trennte nur eine Wiese, wo der Pfad an einem klaren Bächlein hinlief, die beiden Landsitze von einander.

Unter andern freundlichen Gesprächen pflegte sich der Baronet bei Francis und Emme auch wohl nach dem zu erkundigen, was in der Schule vorgekommen war. Wie angenehm und wie lehrreich war den Kindern eine solche Wiederholung!

Sie lasen eben damals in der französischen Stunde die Choix des plus jolis contes arabes, tirés de 1001 nuits par A. Henri, und hatten dem Onkel aus diesen allerliebsten Erzählungen der tausend und einen Nacht einen Palast beschrieben, den auf Befehl einer mächtigen Fee die Genieen in einigen wenigen Stunden aufgebauet hatten aus lauter Marmor, Gold, Silber und Edelsteinen.

Emme meinte, es sey doch recht Schade, daß all dergleichen nicht wahr wäre: denn über das Vergnügen, einen solchen Palast zu sehen, könne nichts gehen. Francis aber versicherte ihr, daß wenn er nur zwei Jahre der große Mogul Orang-Zeb, von welchem ihnen der Onkel schon so manches erzählt, hätte seyn können, so sollte es wohl mit dem Palast keine Noth haben; und wenn er nun auch eben

*) Sultan Tippo hatte in seinem Zimmer ein Kunstwerk, das einen Tiger vorstellte, der einen Engländer niedergeworfen hat, und denselben nun zerfleischen will. Wenn das Räderwerk in diesen Figuren aufgezogen wurde, so fing der Tiger an, den Rachen aufzusperren, dem Engländer die Krallen in die Brust zu schlagen, und scheußlich zu knurren, der Engländer aber fing an, sich unter jämmerlichen Gewinsel und Geheul zu winden und vergeblich zu wehren. An diesem Schauspiel ward Tippo nicht müde, sich zu ergötzen.

nicht in ein Paar Stunden fertig gewesen wäre, so hätte er doch in ein Paar Monaten gewiß fertig werden sollen.

„Bravo, Bruder Francis!“ rief der Baronet. „Wer Macht, Vermögen und Geschick hat, muß auch das Größeste nicht für unmöglich halten auszuführen; und bei dem Palaste, welchen du gebauet hättest, würden noch obenein die armen Leute etwas verdient haben: denn du hättest deine tausend Kisten nicht umsonst voll Gold- und Silberstücken seyn lassen. Bei den Bauten der Feen, und der Mogols, gingen aber die Armen gewöhnlich leer aus. Das war nicht gut. Aber weißt du wohl, Francis, daß einer von diesen großen Mogols das wirklich gethan hat, was du bis jetzt dir nur erst vorgenommen hast? — Und was das Schönste bei der Sache ist, ich selbst habe dieses Feenschloß mit diesen meinen eigenen Augen gesehen.“

Beide Kinder baten nun den Onkel unter den zärtlichsten Liebkosungen, ihnen dieses Schloß zu beschreiben, und er that es auch sehr gütig auf folgende Weise.

Als die großen Mogols noch den größten Theil von Hindostan beherrschten, erbauten sie sich vier herrliche Schlösser zu Lahor, zu Sirinagar, zu Agra und zu Deli. Seht, Kinder, hier liegen diese vier Hauptstädte auf der Landkarte. Das schönste von diesen vier Schlössern ist in Lahor zu sehen. Es heißt: „der Palast von Ferokschir;“ denn Ferokschir hieß der große Mogol, welcher denselben erbauet hat. Schon von ferne entzückt dieser Palast die Augen, indem sein plattes, abgestuftes Dach, von einem Ende bis zum andern durch einen, gleichsam in der Luft schwebenden, Garten mit tausend Arten der schönsten Blumen, Sträucher und Bäumchen, die immer, eins um das andere, das ganze Jahr hindurch, in einem ewigen Frühlinge blühen, geschmückt ist.

Als ich näher kam, sah ich einen sehr großen, schönen Vorhof. Dieser war mit einem Gitter von Metall, blaugefirnißt und vergoldet, umgeben. Durch diesen Vorhof trat ich in einen Vorsal ein, der vom Boden an die Decke mit schneeweißen Alabaster belegt, und mit buntem Marmor gepflastert war. Eine schöne Treppe von grünem Marmor, ausgelegt mit rothem Granit, führte aus diesem Vorsal hinauf in eine Galerie, die ihresgleichen gewiß nicht hat auf Erden. Die Wände und die Decke sind mit Spiegeln von Bergkristal belegt, und diese so künstlich in einander gefügt, daß alles aus Einem Guß zu seyn scheinet. Das Licht, welches diese Spiegel von sich strahlen, verbreitet einen Glanz, daß man glaubt, über die Wolken erhoben und der Sonne näher gekommen zu seyn. An diesen sonnenhell glänzenden Kristallwänden sah ich ein Weingeländer sich hinziehen, dessen Ranken sich, wie in einem Laubengange, an der Decke verflochten. Aber welch ein Weingeländer, Kinder! — die Weinstöcke von massivem Golde; die Blätter und Trauben aller Farben von Agathen, Perlen, Smaragden, Rubinen, Saphiren; die Fliegen, Bienen, Schmetterlinge und Vögel dazwischen, auch aus den mannichfaltigsten und kostbarsten Edelsteinen und dem herrlichsten Schmelz. Diese einzige Gallerie soll vierhundert Millionen Thaler gekostet haben.

„Aber woher,“ rief Emme voll Verwunderung aus, „nahm der große Mogol alle diese Edelsteine, alles dieses Gold und Silber?“

„Nun,“ antwortete Francis, „da sieht man, daß Herr Goldsmith, unser Lehrer, sehr große Ursache hat, dich täglich zu erinnern, nicht bloß zuzuhören, wenn etwas Unbekanntes gesagt wird, sondern auch es nachher mit eigenen Gedanken zu wiederholen. Die Meerenge zwischen dem Kap Komorin und der Insel Ceylon, die Küsten von Bengalen, und das Meer um Ormus an der persischen Küste voll Perlmuscheln; die Länder Golconda, Visapour,

Bisnagar und Decan auf der Halbinsel diſſeit des Ganges voll Edelſteine aller Art; Gold und Silber."

„Ja! ja!" rief Emme, „ich erkenne meinen Fehler, und bin ſchwer genug beſtraft, daß der liebe Onkel nun indeß nicht weiter erzählt hat. O guter Onkel, erzähle weiter! — Wir ſtanden noch in der Gallerie von Bergkriſtall mit dem Weintraubengeländer und ſchönen Thieren von Gold und Diamanten.

(Beſchluß folgt.)

Klaus Narr.

Nicht alle, die man Narren nennt, ſind es immer, und unter allen Umſtänden. Beſonders gab es unter den, ehedem ſo genannten, Hofnarren Menſchen, die unter der Hülle der Narrheit, Klugheit verbargen. Zu dieſen gehört auch Klaus Narr. Dieſer Klaus Narr war ein Zeitgenoſſe Luthers, und lebte als Hofnarr an den Höfen vier ſächſiſcher Kurfürſten, bei Kurfürſt Ernſt bis 1486, bei Albert bis 1500, bei Friedrich dem Weiſen bis 1525, und bei Johann dem Beſtändigen bis 1532. Während dieſer Zeit hielt er ſich auch einige Jahre bei dem Erzbiſchof Ernſt von Magdeburg auf. Gebürtig war er aus Ranſtädt, und von niedriger Abkunft. In ſeiner Jugend hütete er die Gänſe. Indem er ſich einſt auf dem Felde befand, fuhr in einiger Entfernung Kurfürſt Ernſt vorbei. Die Neugier trieb ihn, denſelben zu ſehen. Aber wo ſollte er ſeine Gänſe laſſen? Sein anſchägiſcher Kopf ſchaffte Rath. Er nahm ſie ſammt und ſonders mit. Die Kleinen ſteckte er alle nach der Reihe an den Gürtel um ſeine Hüften mit den Köpfen herum, und die Alte trug er unter dem Arme fort. In dieſem Aufzuge erwartete er den Kurfürſten, und dieſer fand ſich durch die Poſſirlichkeit des albernen Spaßes bewogen, Klaus mit an ſeinen Hof zu nehmen, und ihn in der Folge in eine Narrenkappe zu ſtecken. Man hat ein eignes Buch, unter dem Titel: Sechs hundert und ſieben und zwanzig Hiſtorien von Klaus Narren, worin ſeine Schwänke und Poſſen enthalten ſind. Viele derſelben zeugen von nüchterner Beſonnenheit, und von dieſen mögen einige hier einen Platz finden.

Man beklagte einſt einen deutſchen Ritter, der in einem Gefechte tödtlich verwundet worden war. Klaus ſagte: „Warum ſollte ich den beklagen, der für ſeinen Fürſten ſtreitet und ſtirbt? Dann würde ich ihn beklagen, wenn er ihn verriethe und dem Vaterlande untreu würde."

Zu einem ſchönen Fräulein ſprach Klaus: „Ei biſt du nicht ein wunderſchönes Fräulein!" Das Fräulein meinte, Klaus wolle ſie zum Beſten haben, und antwortete erröthend: „Klaus! warum verhöhneſt du mich? Ich weiß wohl, daß ich nicht ſchön bin, aber du brauchſt mir das nicht vorzuwerfen. Womit habe ich deinen Spott verdient?" Klaus entgegnete: „Wie? Du biſt ſchön, und weißt es nicht? Du ſchämſt dich ſogar, wenn man dich rühmt? Schäme dich, ſo lange du lebſt, ſo wirſt du dann noch ſchön bleiben, wenn du längſt in der Erde liegſt."

Ein Mann verſchwendete ſein ganzes Vermögen, und war dem Bettelſtabe nahe. Klaus begegnete ihm, zog ehrerbietig den Hut vor ihm, und bat ihn um einen Gulden. Da bei dem Verſchwender die Gülden ziemlich auf die Neige gingen, und er nicht füglich mehr einen entbehren konnte: ſo fragte er Klausen, wie er auf den Gedanken komme, von ihm einen Gulden zu begehren. Klaus antwortete: „ich wollte den Gulden aufheben, um ihn dir wieder zu geben, wenn du betteln gehſt, welches ohne Zweifel nicht mehr lange dauern wird."

Klaus ging vor einer Schenke vorbei, und ſah das ausgehängte Schild, einen Bierwiſch. „Dieſe

Bierwiſche," ſagte er, „ſind Irrwiſche, welche die Leute am hellen Mittage verführen, und ſie vor Mitternacht nicht wieder nach Hauſe laſſen."

Ein Mann, der ſich klug zu ſeyn einbildete, aber dabei ſehr albern handelte, traf von ungefähr mit Klaus zuſammen, „Wo willſt du hin?" redete er Klauſen an. „Zu dir," war die Antwort. „Zu mir?" fragte der Eingebildete, „was willſt du bei mir?" „Zwei Narren beiſammen ſehen," ſchloß Klaus. „Einen, der ſich ſelbſt einen Narren nennt, und den andern, der wie ein Narr handelt."

„Haſt du Geld?" rief Klauſen ein Bekannter an. „Und wenn ich es hätte, warum wollteſt du es wiſſen?" antwortete Klaus. „Du ſollſt mir einen Groſchen borgen," ſagte Jener. „Das werde ich fein bleiben laſſen," meinte dieſer. „Du nennſt dich aber doch meinen Freund, und willſt mir nicht einmal mit einer Kleinigkeit dienen!" fuhr der Bekannte fort. „Eben darum," beſchloß Klaus, mag ich dir nicht borgen. Denn wenn ich meinen Groſchen wieder forderte, möchteſt du mein Feind werden, und mir zürnen."

Eine ſtarke Magd ging mit zwei Waſſerkannen über die Straße, und blieb aller Augenblicke ſtehen. „Es iſt doch Schade," ſagte Klaus, „um eine ſo rüſtige Dirne, daß die faulen Kannen ſo oft ruhen wollen, und das fleißige Kind ſo lange aufhalten."

Zwei Männer geriethen mit einander in Streit. Erhitzt zog einer derſelben den Degen, um dem andern, der die Flucht ergriff, eins zu verſetzen. Klaus rief dem Nachſetzenden zu: „halt ein, und haue nicht. Wenn du trifft, trifft du nicht allein deinen Widerſacher, ſondern auch dich, und dieſe Wunde würde dich Zeitlebens ſchmerzen."

K — r.

Edle Handlung eines jungen Mädchens.

In Petersburg beſteht außer mehrern, der Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend gewidmeten Anſtalten auch eine, welche für die Erziehung junger Mädchen von Adel beſtimmt iſt. Eine beſtimmte Anzahl dieſer Kinder wird darein durch's Loos aufgenommen, und unentgeldlich erzogen und verpflegt; andere, denen auch die Theilnahme erlaubt iſt, bezahlen ein gewiſſes Jahrgeld. Die ganze Anſtalt ſteht unter dem Schutze der verwittweten Kaiſerin, und führt den Namen Katharinen-Inſtitut. Bei einer Aufnahme im Jahre 1805 zogen auch zwei Schweſtern, die eine noch nicht zehn Jahre alt, und Kinder aus der zahlreichen Familie eines Schiffskapitains, das Loos. Das älteſte Mädchen zog ein weißes, das andere ein ſchwarzes Loos. So jung beide auch waren, ſo vergoſſen ſie doch bittere Thränen über die Trennung, die ihnen jetzt bevorſtand. Ein anderes Fräulein, die Tochter wohlhabender Aeltern, bemerkte die Schmerzen jener beiden; ſchnell lief ſie mit ihrem weißen Looſe zu jenem Kinde hin, welches ein ſchwarzes gezogen hatte, gab ihm das ihrige, und führte daſſelbe zur Vorſteherin der Anſtalt mit folgenden Worten: „Sie ſehen, Madame, daß das Glück mir günſtig geweſen iſt; aber mein Vater hat Mittel genug, für mich die Penſion zu bezahlen, und er wird es jenem kleinen Mädchen zur Liebe gewiß gern thun. Erlauben Sie alſo, daß jene weniger Glückliche den Vortheil genießen, den mir das Schickſal zugedacht hat."

Als die verwittwete Kaiſerin von dieſem Vorfalle Nachricht erhielt, äußerte ſie darüber das lebhafteſte Vergnügen, und bezahlte ſogleich aus ihrer Börſe die Penſion der kleinen Wohlthäterin.

Stendal. Subr. Große.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 7. März 1811. 29.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Physische Sonderbarkeiten.

Durch die ganze körperliche Natur sind gewisse Kräfte verbreitet, die sich bald anziehen, bald zurückstoßen, d. h. einige derselben haben eine Neigung zu einander, einige verabscheuen sich wechselseitig. Der Mensch stellt die Welt im Kleinen vor. Seine sinnliche Natur neigt sich zu gewissen Gegenständen hin; andere verabscheut sie. Daher der Name der Neigungen und Abneigungen. Die meisten derselben sind bekannt, und werden fast bei allen Menschen auf gleiche Weise wahrgenommen.

Einige Menschen aber machen Ausnahmen, und entweder ihre Neigungen oder ihre Abneigungen passen nicht in die allgemeine Regel. Von den erstern ist in diesen Blättern zu einer andern Zeit gesprochen worden; von den letztern sollen hier einige Proben gegeben werden.

So erzählt man von dem berühmten Erasmus, daß er einen gänzlichen Abscheu vor den Fischen gehabt habe. Wenn er nur einen derselben roch, so bekam er das Fieber.

Ein anderer Gelehrter, Namens Borhornius, bekam die Diarhee, so oft ihm, allein oder in Gesellschaft, die Zeit lang ward.

Chabeau bekam jedesmal Nasenbluten, wenn er ein Gefäß ganz bis oben mit Tinte angefüllt erblickte.

Leo Allatius, auch ein berühmter Gelehrter, wurde von einem unausstehlichen Kopfspannen befallen, so oft er ein Sch zu zischend aussprechen hörte.

Boivin sah einen Mann, dem der linke Arm abgelöst ward. Der Anblick dieser Scene wirkte so mächtig auf ihn, daß er auf der Stelle eine völlige Lähmung in seinem linken Arm verspürte.

Die Gräfin Fougeant war oft von Kopfschmerzen geplagt. Sie vertrieb sich dieselben damit, daß sie in ein gläsernes Gefäß biß.

Galland konnte durchaus keine langweilige Erzählung anhören. Allemal bekam er dabei ein widriges Drücken in der Herzgegend. Wahrscheinlich haben mehrere Menschen an sich dieselbe Erfahrung gemacht. Nichts ist langweiliger und für den Zuhörer beängstigender, als einem Erzähler zuzuhören, der die Data zu seiner Geschichte von weit und breit her zusammen holt, oder über den zweiten Satz hin wieder ein Einschiebsel macht.

Viele Menschen können die Ausdünstungen der Katzen nicht vertragen. Sie können in keinem Zimmer aushalten, in welchem sich eine Katze befindet. So ging es dem Könige Heinrich dem Dritten von Frankreich.

Der Duc d'Epernon fiel bei dem Anblick eines Kaninchens in Ohnmacht.

Der berühmte Baco von Verulam hatte dasselbe Schicksal bei jeder Mondfinsterniß; und wie viele Menschen, selbst solche, die die Erscheinungen der Natur kennen, wissen vor Angst nicht zu bleiben, wenn ein Gewitter heraufzieht.

Boyle bekam Verzuckungen, wenn er Waſſer aus einem Hahne laufen hörte.

Was man kaum glauben ſollte: es gibt Menſchen, die einen Abſcheu vor den Aepfeln haben. Ladislaus, König von Polen, konnte dieſe Frucht nicht ſehen. Eine Frau fiel in Ohnmacht, wenn ſie in ein Zimmer trat, in dem nur ein einziger Apfel verſteckt war; und einer Andern begegnete derſelbe Zufall, wenn Jemand ein Meſſer mit der Spitze nach vorne zu vor ſich hin hielt.

Scaligern durchbebte ein Fieberfroſt, wenn er Kreſſe ſah.

La Mothe le Vayer war nicht im Stande, den Ton irgend eines muſikaliſchen Inſtrumentes auszuhalten. Dagegen entzückte ihn das Gebrüll des fürchterlichſten Donners.

Man findet Menſchen in großer Menge, die den Ton eines, auf eine Schiefertafel gerade aufgeſetzten, Schieferſtiftes, nicht vertragen können. Andre werden faſt ohnmächtig von dem Quitſchen eines Kreidestrichs auf einer glatten Holztafel. Viele können keinen Plüſch und Manſchester anfühlen, ohne vom Fieberſchauer befallen zu werden. Ein Mann bekam epileptiſche Zufälle, als er einem andern ein Stück Kreide kauen ſah. Ein andrer ward vom Schwindel und Erbrechen befallen, wenn er Jemanden mit den Fingern knacken hörte; und ein Dritter mußte unwillkührlich weinen, wenn er von einem Hochzeitbitter in einem langem Salm zur Hochzeit eingeladen ward.

Baronius mußte ſich übergeben, wenn Jemand in ſeiner Gegenwart einen Bogen Papier zerriß.

Ferret empfand heftige Kopfſchmerzen, wenn er mit der flachen Hand über ſchwarzes Tuch hinfuhr.

Saporagius mußte unwillkührlich in Thränen ausbrechen, wenn Jemand am Fenſterglas krahte; und Lord Kraterly fühlte einen unnatürlichen Schmerz in der Wade, wenn er Jemanden ſah, der ſich die Zähne ausſtocherte. K—r.

Sonderbarer Vorfall zwiſchen Peter dem Großen, Kaiſer von Rußland, und einem Holländer.

Das Haus, oder vielmehr die Hütte, worin Peter der Große während der Gründung Petersburgs (vom 27. Mai im J. 1703) wohnte, liegt auf der linken Seite der Kaiſerbrücke, auf dem Wege in die Feſtung. Die Ruſſen haben vor dieſem kleinen Gebäude die größte Ehrfurcht, und Katharina die Zweite, Rußlands große Kaiſerin, umgab es mit einer dicht anſchließenden Mauer von Backſteinen, um es vor Verfall durch den Einfluß der Witterung zu ſichern. Es ſind darin drei Zimmer, wenn man dieſe Abtheilungen des Hauſes ſo nennen will, ſämmtlich auf der Erde, und ſehr niedrig. In der Hütte trug ſich folgendes Ereigniß zu.

Zu den Ohren eines holländiſchen Schiffspatrones war auch die Nachricht gelangt, daß die Stadt Petersburg erbaut werde, und daß der Kaiſer auf alle mögliche Art Schiffahrt und Handel daſelbſt zu ermuntern und zu befördern ſuche. Der auf Gewinn bedachte Holländer beſchloß denn, hier ſein Glück zu verſuchen, und kam hierher mit dem erſten Kauffahrteiſchiffe, das man jemals auf dem, Petersburg durchſtrömenden, Nevafluſſe geſehen hatte; auch war er mit einem Empfehlungsbriefe von einem ſeiner Freunde verſehen, worin dieſer den Hafencommandanten um die Gefälligkeit erſuchte, dem Kauffahrer eine Ladung zu verſchaffen.

Als das Schiff vor dem Admiralitätswerfte *)

*) Ein Schiffswerft iſt ein Platz an einem ſchiffbaren Waſſer, wo Schiffe gebaut und ausgebeſſert werden.

erſchien, und mit drei Kanonenſchüſſen ſalutirte, arbeitete Peter der Große ſo eben als gemeiner Arbeiter. Er freute ſich über die Salve, welche das Schiff gab, und als er erfuhr, was die Abſicht des Holländers ſey, nahm er ſich vor, bei dieſer Veranlaſſung ſich einen Spaß zu machen. Er befahl daher dem Hafencommandanten, den Holländer ſogleich, ſobald er das Land beträte, zu ihm, als zu einem Kaufmanne, der ſich erſt kürzlich hier niedergelaſſen hatte, zu bringen; denn unter dieſer Rolle dachte er ſeinen Plan auszuführen.

Damit ſeine Liſt um ſo gewiſſer gelänge, begab ſich Peter mit der Kaiſerin in ſeine Hütte, und auch dieſe mußte ſich ſo einfach, wie eine Kaufmannsfrau damaliger Zeit, ankleiden. Der Holländer wurde bei dem Kaiſer eingeführt, der ſehr höflich und geſprächig ſich gegen ihn benahm. Er hieß ſeinen Gaſt ſich ſetzen, und ſie frühſtückten ein Stück Schinken, und rauchten nachher Jeder ein Pfeifchen. Der Kaufmann warf allenthalben ſeinen Blick im Zimmer umher, und gerieth bald auf den Gedanken, daß ein Mann, der ſo dürftig wohne, ihm nicht viel nützen könne. In dieſem Augenblicke trat die Kaiſerin ein, der Holländer grüßte ſie, und verſicherte ſie, daß er ihr ein ſo ſchönes Stück Käſe mitgebracht habe, wie gewiß noch nicht auf ihren Tiſch gekommen ſey. Katharina — ſo hieß die Gemahlin Peters — dankte verbindlichſt in dem Tone einer Kleinſtädterin.

Der Kaufmann, welcher an dem ganzen Aeußern der Kaiſerin Behagen fand, zog aus dem Mantel ein Stück feiner Leinwand hervor, und bat ſie: es zu Hemden zu gebrauchen. „O, o!“ rief der Kaiſer, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm,

Admiralität heißt das Collegium, das die oberſte Aufſicht im Seeweſen hat; auch, wie hier, die Wohnung deſſelben.

„Katharine, du wirſt jetzt ſo ſchön, aber auch ſo ſtolz werden, wie eine Kaiſerin. Du biſt in der That glücklich, denn in deinem Leben haſt du keine ſo ſchöne Leinwand getragen, als dir jetzt geſchenkt wird.“ Hierauf bat der Fremde ſich von ihr einen Kuß aus, welchen ihm die Kaiſerin mit edler Zurückhaltung geſtattete.

In dieſem Augenblicke trat der Fürſt Menzikoff, Peters Liebling, mit allen Ordenszeichen geſchmückt, ein, und blieb mit entblößtem Haupte vor dem Kaiſer ſtehen. Der Holländer gerieth in Unruhe; aber ein Wink von Peter entfernte den Fürſten. „Ihr ſcheint ſchöne Bekanntſchaft zu haben,“ ſagte der Kaufmann. „Allerdings,“ antwortete Peter, „auch ihr könnt euch ſolche verſchaffen, wenn ihr nur zehn Tage im Lande bleibt. Es fehlt hier nicht an Edelleuten, wie dieſer hier einer war, welche bis an den Hals in Schulden ſtecken, und von dem Erſten, dem Beſten Geld zu leihen ſuchen. Sie haben meiner Kaſſe ſchon ziemlich zugeſprochen. Trauet dieſen Herren nicht, weiſet ihre Anerbietungen, ſo glänzend ſie auch ſeyn mögen, ſtandhaft zurück, und laſſet euch nicht durch die Bänder von allen Farben, mit welchen dieſe Herren behangen ſind, blenden.“

Durch dieſe Erklärung wurde der Fremde wieder aufgeheitert, begann von neuem frohen Muthes zu trinken und zu ſchmauſen, und ließ ſich jetzt mit dem Kaiſer in einen Handel, um eine Schiffs-Ladung ein. Kaum war man mit den Bedingungen des Kaufes aufs Reine gekommen, ſo trat der Commandant der Garde mit entblößtem Haupte ein, und erwartete von dem Kaiſer, den er Eure Majeſtät betitelte, ſeine Befehle. Jetzt erhob ſich der Holländer von ſeinem Sitze, und warf ſich dem Kaiſer und der Kaiſerin zu Füßen, um Verzeihung für das, was er ſich herausgenommen, ſie bittend. Peter der Große hob lachend den Holländer auf, erlaubte ihm, der Kaiſerin die Hand zu küſſen, und machte ihm ein

Geſchenk von 1500 Rubeln (beinahe 1700 Rthl.). Außerdem gab er ihm eine ſtarke Rückfracht, und verordnete, daß ſein Schiff, ſo lange es in brauchbarem Zuſtande ſey, zollfrei in die ruſſiſchen Häfen einlaufen könne. Auf dieſer Vergünſtigung gründete ſich der nachmalige Reichthum des Holländers.

Stendal. Subr. Groſſe.

Linna's Manie,

auf den Tod ihres Vögelchens.

Kleiner Sänger froher Lieder,
Ach zu früh biſt du dahin,
Du mit glänzendem Gefieder,
Du mit immer heiterm Sinn!

Warſt mein lieber Spielgenoſſe,
Alles theilt' ich gern mit dir,
Warſt ſo froh auf deiner Sproſſe,
Nickteſt ſtets ſo freundlich mir.

Treulich flogſt du mir zur Seite,
Kamſt ſogar auf meine Hand.
Friedlich warſt du, fern vom Streite,
Nie von Eiferſucht entbrannt.

Mich begrüßten deine Lieder
Bei des Tages erſtem Schein;
Senkte ſich der Abend nieder:
Wiegte mich dein Liedchen ein.

Ach! o kehrte neues Leben
In dein Herzchen dir zurück!
Alles wollt' ich um dich geben;
Wie fehlſt du zu meinem Glück!

Doch umſonſt! — nie kehrſt du wieder,
Kalt, erſtarret biſt du nun;
Drum, o Sänger kleiner Lieder,
Magſt du hier im Garten ruhn;

Hier, wo ich dir Blumen ſtreue,
Soll dein Grab, o Liebling, ſeyn;
Und zum Denkmal deiner Treue
Will ich dir ein Thränchen weih'n.

E. H. Schwabe.

Geiſt und Herz, Wiſſen und Leben.

Reichlich füllen die Bücher den Geiſt mit Allem, was ſeyn ſoll;
Aber was iſt, das erfährt oft nur im Leben das Herz.
Heil dem Weiſen, der Zwiefachgeſchiedenes zwiefach verbindet,
Der mit dem Herzen ſtudirt, handelt mit denkendem Geiſt!
Heil ihm, wenn innig Gefühl das kältende Wiſſen durchdringet,
Und der erhellte Verſtand auch im Alltäglichen wirkt!

Trautſcholdt.

Charade.

Mein Ganzes mögen Kinder und Eichkatzen gern,
Und wär' auch der Zweck nur ein Mandelkern.
Auch üben mich Eſſenkehrer und Matroſen,
Und im Kriege vorzüglich die Franzoſen.
Die Erſten haben dadurch manche Höhe erreicht,
Die Letzten haben's bei'm St. Bernhard gezeigt. —
Ohne die erſte Letter bleiben noch Sieben,
Und ſiebenmal ſind dieſe Sieben geblieben.

Fritz v. Ludwig.

Auflöſung des Rangſtreites im dreiundzwanzigſten Stück.

I. Das Gold. II. Das Eiſen. III. Der Neptun entſcheidet.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 9. März 1811. 30.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Auflösung des Silbenräthsels im siebenundzwanzigsten Stück.

Der Kreuzschnabel, auch Krüniz, Tannenpapagay.

Loxia curvirostra Lin. Le Bec croisé Buff.

Dieser, in mehrerer Rücksicht sehr merkwürdige, Vogel, gehört unter die sogenannten Kernbeißer (loxia), von denen man bereits 94 Arten kennt. Er bewohnt die gebirgigen Schwarzwälder im nördlichen Europa, Asien und Amerika. In Deutschland trifft man ihn auf dem Harz, in dem Thüringer Walde, in der Niederlausitz und in allen den Gegenden, wo es Fichtensamen gibt — welches seine Hauptnahrung ist — doch nicht in gleicher Menge an.

Sein sonderbar gebildeter Schnabel ist ein Zoll lang, und dicke; an demselben krümmt sich der spitzig zulaufende Oberkiefer herabwärts, und der zugespitzte Unterkiefer von unten hinaufwärts, so daß sie neben einander vorbeischlagen, und sich kreuzen, woher der Schnabel eine schiefe und kreuzförmige Gestalt bekommt. Nach dem ersten Mausern bekommt das Männchen eine hellrothe Farbe, die schwärzlichen Schwung- und Schwanzfedern ausgenommen; nach der Zeit aber wird es endlich grüngelb, und behält diese Farbe. Das Weibchen ist stets schmutzig grau und grün vermischt. Seine Größe ist ungefähr die Größe des Gimpels; doch soll es im nördlichen Deutschlande noch eine größere Art geben, welches aber nicht erwiesen ist.

Mit seinem krummen Schnabel weiß er nicht nur sehr geschickt, wie ein Papagai, an den Fichtenzapfen herum zu klettern, sondern auch seine vorzügliche Nahrung, den Samen, zwischen den Schuppen derselben, hervorzuholen. Er hackt aber die Zapfen nicht von den Bäumen ab, wie man ihn mit Unrecht beschuldigt hat. Da er sich nur zu der Zeit in den Fichtenwäldern einfindet, wenn es Samen in Menge gibt, so kann man ihm diese Nahrung gern gönnen; und man sollte ihn nicht unter die schädlichen Vögel gesetzt haben.

Das Allermerkwürdigste in der Lebensart dieses Vogels ist seine Heckzeit. Gegen die Gewohnheit aller andern Vögel, baut er sein Nest, legt Eier und erzieht Junge im December, Januar, Februar, März, selten noch im April. Das schön gebaute Nest ist napfförmig, äußerlich aus kleinen, dünnen Fichten- und Tannenreisern zusammen gesetzt; hierauf folgt eine dicke Lage Erdmoos. Die innere Ausfütterung machen die frischen Zweige des weißlichen Korallen- und Haarmooses aus, das häufig an den alten Fichten und Tannen wächst. In diesem Neste bringen die Kreuzschnabel, selbst in den härtesten Wintern, ihre Bruten glücklich zu Stande, ohne, wie die Erdichtung sagt, das Nest inwendig mit Harz zu verkleben, und auszupichen. Daß man nur selten ein solches Nest sieht, kommt daher, weil sie in den obern Zweigen der Nadelbäume angehängt sind, und zwar zu

einer Zeit, wo die Wälder der Kälte und des tiefen Schnees wegen nicht leicht besucht werden. Das Weibchen legt drei bis fünf stumpfe Eier, von der Größe einer Haselnuß, graulich weiß, und am stumpfen Ende mit einem Kranz von rothbraunen Fleckchen, Strichelchen und Pünktchen umgeben. In 14 Tagen kommen die Jungen aus, ganz nackt, wie andre Vögel, und in vier Wochen fliegen sie aus. Herr Bechstein *) erzählt, daß im December 1794, und im Januar 1795 bei einer Kälte, wo das Thermometer etlichemal 29 bis 31 Grade unter dem Gefrirpunkt stand, in der Mitte und am Ende des Januars, ganze Fichtenwälder von dem Geschrei der jungen Kreuzschnäbel in Thüringen wiederhallten. Das warme Blut der Aeltern, das noch durch die erhitzenden Nahrungsmittel mehr erwärmt wird, schützt sie vor dem Erfrieren. Den Winter wies ihnen der Schöpfer zu ihrer Fortpflanzung an, weil sie zu einer andern Jahreszeit, wenn sie die einzelnen ausgefallenen Fichtenkörner auf der Erde sammeln sollten, ihre Jungen unmöglich ernähren könnten. Aber um diese Jahreszeit sind alle Zapfen gefüllt, davon sie ihren Kropf bald anfüllen, und ihre Jungen füttern können. Sie brüten des Jahres nur ein Mal. Warum sie es aber bald früher, bald später thun, ist weniger bekannt, als daß es, wenn sie später hecken, wenig Fichtensamen gibt, und sie auf ihren Zügen auch später bei uns ankommen. Denn der Kreuzschnabel ist ein Strichvogel, den seine Nahrungsmittel nöthigen, im Sommer von einem Walde zum andern zu ziehen. Und darin beobachtet er gerade das Gegentheil von andern Vögeln; denn wenn im Frühlinge, die von uns weggeflogenen Vögel wieder kommen, so streicht er familienweise gewöhnlich weg, und im Herbst, wenn jene von uns wegreisen, kommt er wieder. Doch geschieht dies nur dann, wenn kein Ueberfluß an Fichtensamen vorhanden ist. Fehlt ihm dieser nicht, so bleibt er auch den Sommer über an seinem Geburtsorte. Er frißt übrigens auch Tannen- und Erlensamen, junge Knospen und Blüthen von Fichten, Tannen und Kiefern, und weiß mit seinem Schnabel Aepfel zu spalten, um die Kerne herauszuholen. Im Zimmer frißt er auch Hanf, Rübsamen und Wachholdern. Insekten rührt er aber nicht an, und frißt also auch keine Wanzen, wie man hat glauben wollen. Diese Vögel lassen sich leicht zähmen. Ihr Gesang aber, der einige kreischende Strophen hat, ist eben nicht angenehm. Ihre Lockstimme ist ein hastiges Gip, Gip, Gip, Gip! Zu ihrem Klettern auf den Gipfeln der Bäume bedienen sie sich auch des Schnabels, wie der Papagai. Auch im Vogelbauer klettern sie so am Drathe mit Hülfe des Schnabels herum. Sie leben aber in der Gefangenschaft nicht über vier Jahr, und sind vielen Krankheiten ausgesetzt; denn es wirken hier alle böse Ausdünstungen auf sie. Daher ist bei dem Landmanne der Aberglaube entstanden, daß dieser Vogel die Krankheiten und Schmerzen der Menschen, bei welchen er wohne, an sich ziehe, und sie davon befreie. Ja man hat sogar gewähnt, daß derjenige Kreuzschnabel, dessen oberer Kiefer zur rechten Seite neben dem untern vorbei schlägt, ein rechter Kreuzschnabel sey, der die Flüsse und andre Krankheiten der Mannspersonen an sich ziehe; derjenige aber, dessen Oberkiefer zur linken Seite beim Unterkiefer vorbeigehe, ein linker Kreuzschnabel sey, und die Krankheiten der Weiber wegnehme.

Der Fang dieser Vögel ist leicht, da sie einfältig sind, und sich leicht hintergehen lassen. Man fängt sie auf Leimruthen, Sprenkeln und in Schlagwänden. Sonderbar ist es aber, daß, wenn im Frühjahr und Herbst viele zugleich gefangen werden, fast keiner die Farbe des andern hat. Die Ursache liegt

*) Gemeinnützige Naturgeschichte von Deutschland. IV. Bd. Seite 233.

darin, weil sie zu verschiedenen Zeiten erzogen sind, und sich nun auch zu verschiedenen Zeiten mausern. Dieses Letztere hat aber auf die Farbe der Vögel, wie bekannt, einen gewaltigen Einfluß. Graue und gescheckte Kreuzschnäbel sind die letzten Jungen; hellrothe sind einjährige, die sich eben gemausert haben; karminrothe wollen sich bald zum zweiten Mal mausern; roth und gelbgefleckte sind zweijährige, die eben in der Mauser stehen. Zuletzt bekommen sie die, oben angezeigten, bleibenden Farben.

Das Fleisch dieser Vögel ist leicht verdaulich, und hat von ihren Nahrungsmitteln einen aromatischen Geschmack. Eine Art von Zubereitung, macht es zur wahren Delikatesse. Man wirft sie nämlich gerupft und ausgenommen in siedendes Wasser, damit sie ein wenig anlaufen, trocknet sie wieder rein ab, spießt sie an hölzerne Spießchen, legt sie auf einen Rost über die Kohlen, bestreicht sie ein wenig mit Butter, und läßt sie halb jahr braten. Sodann nimmt man kleine Fäßchen, in der Größe der Senffäßchen, legt unten auf den Boden erst Lorbeerblätter, Citronschalen und ganze Würze; hierauf eine Schicht kalt gewordene Vögel, und dies so lange wechselsweise, bis die Fäßchen voll sind. Alsdann schlägt man diese Fäßchen zu, bohrt oben Löcher hinein, läßt Essig sieden und wieder abkühlen, und gießt diesen zu den Löchern hinein, schließt diese endlich fest zu, setzt die Fäßchen an einen kühlen Ort, und kehrt sie öfters um. So erhalten sie sich lange Zeit. Auf diese Art lassen sich auch Ortolane, Goldammern, Lerchen, Drosseln u. dgl. einmachen.

Suttinger.

Außerordentliche Leibesstärke.

Man kennt ungefähr das gewöhnliche Maß menschlicher Körperkraft. Man weiß, welche Lasten

etwa ein Mensch aufheben, vor sich hin schieben, ziehen, halten und tragen kann. Hie und da findet sich bisweilen Einer oder ein Anderer, der mehr, als ein gewöhnlicher Mensch, vermag, und einzelne Personen, die es mit drei, vier und fünf ihres Gleichen aufnehmen, sind nicht ganz außer der Regel. Allein, wenn man auf Menschen trifft, die an Stärke und Kraft den stärksten Thieren nichts nachgeben, dann hat man wohl Ursach, dieselben anzustaunen. Unter den gekrönten Häuptern ist in dieser Hinsicht Niemand bekannter, als August der Starke, König von Polen und Kurfürst zu Sachsen. Er ist aber nicht der Einzige seiner Art, vielmehr nennt die Geschichte mehrere Individuen, die sich mit ihm messen können.

Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts z. B. lebte in der preußischen Monarchie ein Generalmajor, Namens von Favrat, von dessen Körperkraft man sich Wunderdinge erzählte. Er konnte unter andern eine derbe Kanone gerade vor sich hin aufheben. Besonders bewies er dieses an einem Feuerschlunde des Danziger Zeughauses, den nie Jemand, als August der Starke, von der Stelle brachte. Einst wollte ihm, nachdem das Gebiß gebrochen war, ein Pferd durchgehen. Favrat packte es bei der Mähne, und riß dasselbe mit solcher Gewalt rückwärts, daß dem Thiere das Genick zerbrach. In seinen frühern Jahren hielt er sich einige Zeit in Rom auf, und ließ dort einige unvorsichtige Meinungen über das römische Priesterwesen fallen. Man trachtete ihm nach, und war im Begriff, ihn festzunehmen. Allein die Sbirren, die sich seiner bemächtigen wollten, kamen sehr übel weg. Zwei derselben ergriff er, und schlug sie mit den Köpfen so unbarmherzig an einander, daß sie betäubt zur Erde stürzten. Durch die übrigen bahnte er sich den Weg mit dem Degen in der Faust. Derselbe Mann rollte zwei zinnerne Schüsseln mit solcher Leichtigkeit, als wären es ein

Paar Papierbogen, zusammen. Einen Speciesthaler bog er mit den Fingern krumm, und ein Hufeisen brach er mit einer Hand entzwei. Noch im Greisenalter hatte ihn seine Kraft nicht verlassen. Auf einer Reise, die er im 66sten Lebensjahre machte, begegnete ihm der Unfall, daß sein Reisewagen in einem Morast versank. Drei Offiziere, zwei Postknechte und ein Bedienter versuchten umsonst das Fuhrwerk aufs Trockne zu bringen. Er ganz allein hob es aus der Untiefe empor.

Zu der Zeit, als Pommern noch seine eigenen Herzoge hatte, lebte in jener Gegend ein Hauptmann, Dionisius Kleist. Einst bat derselbe den Herzog Johann Friedrich um einen Schlaftrunk. Der Herzog bewilligte einen, und setzte hinzu, er solle sich denselben selbst holen. Sogleich war er im Keller, und brachte nicht weniger, als drei Tonnen Bier herauf geschleppt. In jeder Hand trug er eine so, daß er sie im Spundloche gefaßt hatte, und unter jedem Arm hielt er eine halbe Tonne.

Zu Limburg lebte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Hauptmann, Friedrich von Hazstein. Dieser war im Stande, einen Ohm Wein in die Höhe zu heben, und aus dem Spundloche zu trinken.

Ein Spanier, der hundert Jahre später lebte, Don Pedro, konnte mit seiner Stirn, als wäre sie ein Hammer, einen Nagel bis auf die Mitte in die Wand schlagen. Eben dieses konnte Philipp, Graf von Kirchberg, mit seinem bloßen Finger ausrichten.

Ein Lanzenträger des Herzogs der Langobarden, der Amelong hieß, durchbohrte einen feindlichen Reiter mit seiner Lanze durch und durch, und hob ihn hoch in die Höhe, als hätte er eine Taube angespießt. Die Feinde geriethen über diesen Gewaltstreich so in Furcht, daß sie plötzlich die Flucht ergriffen, und dem Langobarden die Wahlstatt überließen. K — r.

Auflösung der Räthsels im fünfundzwanzigsten Stück.

Gewölk.

Fortsetzung der Inhaltsanzeige der

Abbildung merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung. 14 Hefte in Querfolio, jedes zu 1 Thlr.

Zweiter Band.

58 Heft, od. 18 Stück. a) der Hekla, b) ein chinesisches Dorf auf einem Fluß, c) eine hängende Brücke in China, d) das Schloß der sieben Thürme in Constantinopel, e) Tyroler Gletscher oder Eisberge, f) Kaffeehaus in Damask.

68 Heft, od. 28 Stück. a) Grotte im Felsen des Nordkaps, b) Nordkap bei Sonnenschein um Mitternacht, c) große chinesische Mauer, d) sonderbare Berge in China, e) die Teufelsbrücke, f) Wasserfall im Missisippi-Fluß.

78 Heft, od. 38 Stück, a) der Zuckerhut bei Adersbach, b) Aussicht von dem Fort l'Ecluse, c) Stonehenge, d) amerikanisches Dorf, e) Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1767 von der Seite zu Portici. f) Krater des Vesuvs.

88 Heft, od. 48 Stück. a) Felsenbogen in der Tolagobay, b) Wasserfälle bei Tivoli, c) Wasserhosen, oder Wassersäulen, d) innere Ansicht der Mastricher Höle, e) unterirdische Grotte auf der Insel Antiparos, f) Ansicht eines Eisenbergwerks.

(Künftige Woche der Beschluß.)

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 11. März 1811. 31.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Feenſchloß.

(Beſchluß.)

Der freundliche Onkel erzählte lächelnd weiter: Ich wurde hierauf in die innerſten Zimmer des Palaſtes, welche man den Harem nennt, eingeführt. In einem dieſer Zimmer ſahe ich eine Badewanne, zuſammengeſetzt aus Stücken des feinſten Agats, die durch Goldplatten mit einander verbunden ſind, und dieſe Badewanne iſt ſo groß, daß ſie acht Muids Roſenwaſſer in ſich faßt.

Francis. Was iſt das, acht Muids?

Emme. Wer ſich die Lection der Rechenſtunde durch fleißige Wiederholung, wozu Herr Goldſmith täglich ermahnt, fein gemerkt und eingeprägt hat, der weiß das, mein beſter Bruder Francis.

Francis. Ich weiß nur nicht gleich, was ein Muid iſt. Das iſt ein franzöſiſches Maß. Wenn der Onkel ein Engliſches genannt hätte, wollte ich's, wie ein Bliß ausrechnen.

Der Onkel. Nun, lieber Francis, einem künftigen Kaufmann muß es gleich ſeyn, ob von Pints, oder Stübchen, oder Botte's oder ſonſt einer Art Maß geredet wird. Aber haſt denn Du, liebe Emme, behalten, was Francis diesmal vergeſſen hatte?

Emme. Ich meine es wenigſtens. Ein Muid hat 36 Setier, 1 Setier aber 8 Pinten. Nach deutſcher Rechnung aber, da in derſelben auch erwähnt haſt, lieber Onkel, halten 27 Pinten franzöſiſchen Gemäßes 7 Stübchen Hamburger Maß. Nun iſt's leicht zu finden, wie viel Stübchen die Badewanne von Agatſtein und Gold im Harem des großen Mogols gefaßt habe. Ich nehme die 36 Setiers — —

Francis. Liebe Emme, das überlaß nun einmal mir, damit der gute Onkel ſehe, daß, wenn ich auch Manches vergeſſen habe, ich doch Einiges noch wiſſe. Alſo: die 36 Setiers achtmal genommen, geben 288 Pinten; dieſe 288 Pinten achtmal genommen, geben 2304 Pinten. So viel enthält die Badewanne, da allemal 288 Pinten auf ein Muid gehen.

Der Onkel. Aber wie viel ſind das nun Hamburger Stübchen?

Emme. Das rechne ich. Wenn 27 Pinten ſo viel ſind, als 7 Stübchen Hamburger Maß, ſo ſind 2304 Pinten etwas über 597 Stübchen Hamburger Gemäß.

Der Onkel. Richtig, mein Töchterchen. Zur Belohnung will ich dir nun auch Etwas von dem prachtvollen Thron erzählen, der zuerſt in dem Thronſale dieſes Palaſtes ſtand, nachher aber nach Deli gebracht iſt, wo ich ihn geſehen habe. In dieſen Thronſal kommt man durch mehrere andere Zimmer und Säle, die ſämmtlich von Gold, Laſurſtein und dem köſtlichſten Marmor erglänzen. Dieſer Thronſal iſt zirkelförmig, und ſeinen Kreis umlaufen zwei Ringe prächtiger Säulen, ſechs Fuß von einander;

der eine Ring von Säulen iſt aus Porphyr, der andere aber aus ſilberfarbigen, von zitrongelben Adern marmorirten, blinkenden Glimmer gearbeitet. In dieſem Sale ſtand, wie ich ſchon geſagt habe, vor Zeiten der Thron des großen Mogols, und hört Kinder, welch ein Thron, oder vielmehr — welch ein Baldachin über demſelben: denn dieſer eigentlich iſt das Bewundernswürdige. Ueber den Thronſitz alſo, wo Gold und Diamanten nicht fehlen, beugt ſich ein goldener Palmbaum, als wollte er den Fürſten mit ſeinen Blättern beſchatten; und auf dem Baum ſitzt ein goldner Pfau, und breitet ſeine Flügel und den prangenden Schweif aus, als wollte er den, welcher unter ihm thronet, bedecken und beſchirmen. Die Palmzweige hängen ſo leicht da, als wären ſie ein Spiel der ſanfteſten Winde. Der Schweif und die ausgeſtreckten Flügel des Pfauen ſchimmern von den ſchönſten Smaragden. Die Früchte des Baumes ſind aus Edelſteinen mit ſolcher Wahrheit dargeſtellt, daß man in Verſuchung geräth, die Hände darnach auszuſtrecken, um davon zu eſſen. Dieſer Thron ſoll über 200 Millionen Thaler gekoſtet haben.

Dieſe Erzählung galt dir, liebe Emme; nun habe ich aber auch für Francis noch Eine übrig, für Francis den großen Taubenfreund.

Francis. O das iſt vortrefflich. Hat etwa der große Mogol ſich auch Tauben gehalten? Ich kann ſchon denken, daß er beſſer damit verſorgt geweſen ſeyn wird, als ich, beſonders ſeit dem letzten Beſuch des vermaledeieten Marders.

Onkel. Am Ende des Palaſts ließ einer der Herrſcher, welche ihn bewohnten, der berühmte Schah-Moudin, ein Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, zwei Taubenhäuſer anlegen. In dieſen erzog er eine große Anzahl der ſchönſten hinduſtaniſchen Tanztauben. Dieſe Tanztauben, ein Vogel von äußerſt ſchöner Geſtalt, ſehr erhöheter Bruſt und herrlichem

Farbenſchimmer, läßt ſich leicht zu kriegeriſchen Spielen, ſo wie unſere Kampfhähne, abrichten. Sie kämpft nicht allein einzeln, wie die leichten Truppen, ſondern auch in geſchloſſenen Reihen, wie Linienſoldaten.

Schah-Moudin, ein friedliebender Fürſt, hatte einen Schauder vor dem Anblick von Menſchen, die auf die Bruſt des Bruders die Spitze des Stahls zücken, obwohl es ihm übrigens gar nicht an Muth fehlte: denn er ſcheuete ſich nicht, Löwen und Tiger mit eigner Hand anzugreifen. Da er es nun nicht ertragen konnte, den kriegeriſchen Uebungen von Menſchen zuzuſehen, er aber doch es für nothwendig hielt, daß ein Fürſt einige Kenntniß des Kriegführens beſitze, ſo ließ er ſeine Tauben gegen einander anrücken und Schlachten liefern. Er kommandirte dabei als General, bald in perſiſcher Sprache, bald durch Zeichen, die er ihnen mit einer Fahne gab, und ſie befolgten ſeine Befehle mit größter Genauigkeit und Schnelle.

Aus dieſen Taubenhäuſern tritt man in die Gärten des Palaſtes. Ich erzähle euch nichts von der Menge und Mannichfaltigkeit ihrer köſtlichen Fruchtbäume; denn ich würde euch nur das Waſſer in den Mund locken, und könnte euch doch von dieſen Herrlichkeiten nichts zu ſchmecken geben. Darum will ich lieber meine Schilderung dieſes Feenſchloſſes damit beſchließen, daß ich euch an den ſchönen Waſſerbehälter, in der Mitte des paradiſiſchen Gartens, führe. Dieſer Waſſerbehälter iſt zwölfeckig, bekleidet mit Marmor von allen Farben, und zwölfeckig umgeben von vier Reihen Bäumen, die man in Hinduſtan Karkeme (portugiſiſch Cavequine) nennt. Der Karkemebaum duftet einen höchſt angenehmen Geruch aus, und hat noch eine ganz beſondere Eigenſchaft, die ihm einen zauberiſchen Glanz verleihet. Er zieht nämlich die ſogenannten Leuchtwürmer an ſich, indem ſie auf ſeinen Blüthen ihre Nahrung ſuchen:

nd da er während der ganzen schönen Jahrszeit, lnf Monat hindurch, in der Blüthe steht, so bietet r auch die ganze Zeit hindurch das außerordentliche Schauspiel der herrlichsten Erleuchtung dar, wogegen lle Kunsterleuchtungen nichts gelten. Denkt euch, Kinder, einen weitausgedehnten, in mannichfachen Biegungen den klaren Wasserspiegel umschlingenden Hain, über und über bedeckt mit unzähligen Funken auf allen Blättern, auf allen Blüthen, Wasser und Bäume, alles, wie in Flammen, selbst die Luft wie von einem Feuerregen durchsprüht, und ihr habt dann eine schwache Vorstellung von dem, was ich sahe, als ich in der Abenddämmerung diesen Wundergarten von Ferokschir durchwandelte.

Hier schloß der Baronet seine Erzählung von den Herrlichkeiten Hindustans für heute.

Christ. Niemeyer.
Pr. zu Dedeleben.

Das königliche Geschenk.

Krösus — wer hat nicht von den unermeßlichen Schätzen dieses Monarchen gehört? — Krösus hatte an seinem Hofe einen babylonischen Mathematiker, den man beschuldigte, daß er das Geld mehr schätzte, als es sich für einen Weisen ziemt. In einer Anwandlung von guter Laune sagte Krösus zu ihm: „Ich höre, du wünschest reich zu werden: ich will dir dazu behülflich seyn. Beim nächsten Jahresanfang schenke ich dir ein Hirsekorn, den folgenden Tag zwei, den dritten vier, den vierten acht u. s. f. immer jeden folgenden Tag die doppelte Zahl des Vorhergehenden, bis zum Ende des Jahres. Bist du mit dem Geschenk zufrieden?" „Herr aller Gewaltigen! König aller Könige!" antwortete der Babylonier, wenn es Deiner Majestät beliebt mit Deinem Knechte zu scherzen, so lege ich in Demuth mein Haupt zu Deinen Füßen, und schweige. Wenn es aber dem Besitzer aller Schätze des Orients mit seinem wahrhaft königlichen Geschenke ein Ernst ist, so wäre Krösus zu bedauern, wenn ich habsüchtig und froh genug wäre, ihn beim Worte zu nehmen." „Wie so?" fragte Krösus betroffen. „Wo wolltest Du die unnennbare Summe des Getreides auffinden, die Deine Freigebigkeit mir anbietet? Schon mit einem kleinen Theil Deines Geschenks könnte ich alle Königreiche der Erde kaufen, die schönsten Gegenden des Ganges und Indus für mich behalten, und die übrige Welt meinem Wohlthäter zu Füßen legen."

Hier entstand unter den jungen Satrapen, die ohnedies dem ausländischen Gelehrten nicht günstig waren, ein lautes Hohngelächter. Allein, ohne sich irren zu lassen, fuhr der Meßkünstler fort: „ja, Krösus, vervielfache Dein Hirsekorn nur bis zum 118 Tage des Jahres, *) so werde ich mit dem Werth dieses idealischen Magazins schon einen hübsch großen, aus dem feinsten Gold massiv gegossenen Apfel kaufen können." „So?" sagte Krösus lachend, „wie groß würde der Apfel wohl seyn?" „Viel, sehr viel größer," sagte der Mathematiker, „als die Erde."

„Ein goldner Apfel, größer als die Erde!" sagte ein Perser; „wer jetzt nicht lachte, der müßte ernsthafter seyn, als Zoroaster."

„Lachen ist Ausdruck des Frohsinns und der Freude," antwortete der Babylonier; „auch sie gehören zur Weisheit; aber auch Wahrheit prüfen und fassen, ist Weisheit. Prüfe denn also, Schüler des großen Zoroasters, prüfe, ob es wahr sey, wenn ich sage: könnte Krösus sein Anfangs so kleines Geschenk verdoppeln bis zum 138sten Tage, **) so müßte

---

*) d. h. bis zum 28sten April.

**) bis zum 18ten May.

mein Hirſenmagazin den Werth einer maſſiv goldnen Kugel, die ſo groß als die Sonne wäre, ſchon weit überſteigen. Jetzt nimm Deine Wachstafel, und prüfe auch dieſe Wahrheit. Wenn die Welt 10,000 Jahre alt wäre, und während dieſer ganzen Zeit nichts, als Hirſe getragen hätte, ſo würde der angehäufte Vorrath nicht hinreichen, die Menge zu liefern, die bis zum 73ſten Tage des Jahres *) erfordert würde; vorausgeſetzt, daß die ganze Oberfläche der Erde weder Meere, noch Flüſſe, noch Seen, weder Felſen noch Sandflächen, weder Städte noch Dorfer hätte, ſo daß die ganze Erdfläche von einem Pol zum andern ein ununterbrochenes Hirſefeld wäre, welches nicht von Vögeln geplündert, nicht von Thieren abgeweidet, nicht von Bewohnern niedergetreten würde."

„Daß Dir die Götter helfen!" rief Krösus, „Du baust einen großen Acker, aber ohne Menſchen und Thiere. Wer ſoll denn pflügen, ſäen, ärnten?" „Das eben frage ich Dich, o Krösus! Du haſt mich ja mit Deinem Hirſekorn zum reichen Manne machen wollen."

Hier bricht die Geſchichte ab, ohne über den weitern Erfolg dieſer ſonderbaren Unterredung Rechenſchaft zu geben. Indeß hatte der Babylonier wirklich Recht. Wenn man ein Maß von der Größe eines Kubikzolles mit Hirſe füllt, und ſich die Mühe nimmt, die Körnerchen auszuzählen, ſo findet man deren an 6000 Stück. Angenommen, daß 12 ſolcher Cubikzolle, d. h. 72,000 Körnchen nur Einen Dreier koſten, ſo bekäme man, wenn man — der runden Zahl wegen — den Thaler zu 100 Dreiern berechnete, für Einen Rthlr. 7,200,000 Hirſekörner. Berechnet man nach dieſem Maßſtabe die Menge der Körner bis bis zum 28ſten April, ſo kommen bis dorthin heraus, über 332,000 Quintillionen, und dividirt man dieſe Zahl durch die 7,200,000, die man für einen Rubel kaufen kann, ſo bekommt man zum Facit 46,150 Quadrillionen Thaler. So viel würde der Hirſe ſchon am 28ſten April koſten, wenn ein ſolcher Vorrath an Geld und Getreide irgendwo anzutreffen wäre, woran aber auf unſerm Planeten nicht zu denken iſt.

Was wäre aber unſre Erdkugel werth, wenn ſie bis auf ihren Mittelpunkt maſſiv wäre, und aus lauter feinem Golde beſtände? Ein Kubikfuß Gold mag etwa 788,000 Thaler gelten, und ſo betrüge der Werth des Hirſen am 28ſten April ſchon 46,000 Quadrillionen Thaler. Unſer Planet wäre demnach nicht hinreichend, des Krösus Geſchenk bis zum erwähnten Datum zu bezahlen.

Doch, wir brechen hier unſre Berechnung ab, weil wir fürchten, unſern Leſern zu trocken zu werden, und weil geometriſche Progreſſionsrechnungen nicht jedermanns Sache ſind. Man erſieht aus dem Geſagten, daß der Mathematiker ſeiner Sache völlig gewiß war, und daß Krösus ſein Geſchenk nicht realiſiren konnte.

K—r.

*) bis zum 14ten März.

Räthſel.

Ich bin kein unanſehnlich Thier,
Die Samenkäfer ähneln mir.
Durch mich kann ſich die Handlung heben,
Und ich kann Pracht und Anſehn geben:
Viel Reichthum floß in manches Land,
Seitdem man meinen Werth erkannt.
Doch Trotz des Werths, den ich beſitze,
Drückt ſich der Menſch, dem ich ſo nütze,
Von mir nur ſehr verächtlich aus,
Und gibt mir gar den Namen Laus!
Welch Thier, ſprich! möchte wohl ſo ſagen,
Hätt' es Verſtand ſich zu beklagen?

Suttinger.

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 14. März 1811. 32.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Rom in der Charwoche, zur Zeit der Päbste.

In allen katholischen Ländern und Städten wird die Charwoche unter vielen Feierlichkeiten begangen. Nirgends aber wurden diese höher getrieben, als in Rom. Fremde zu Tausenden strömten dahin, um den seltnen Ceremonien dieser Tage beizuwohnen; und noch jetzt finden sich eine Menge Pilger, theils von Neugier, theils von Andacht getrieben, hier ein, ungeachtet kein Pabst mehr in dieser Stadt residirt, und die Feier verherrlicht. Die Kirchen werden festlich geschmückt, die Altäre mit Reliquien ausgestattet, und Jedem wird der Zutritt zu den Heiligthümern vergönnt. Fast jeder Tag der heiligen Woche hat seine eigne Auszeichnung, und an jedem sind besondere Feierlichkeiten angeordnet. Auge und Ohr werden unausgesetzt überrascht. Alles ist jedoch nur auf sinnliche Eindrücke berechnet, und die höhern Anforderungen des Geistes scheinen von den Stiftern der Festlichkeiten übersehen worden zu seyn.

Mit dem Palmensonntage begann die Reihe der kirchlichen Ceremonien. Als noch der Pabst zugegen war, theilte derselbe in der Kapelle des Palastes auf dem Monte Cavallo oder in der Sixtinischen Kapelle des Vaticans geweihte Palmen aus, auf welche man einen großen Werth legte. Zur Rechten des Oberhaupts der Kirche saßen die Kardinalpriester, zur Linken die Diakonen, und zu aller Füßen die Schleppenträger; alle im größten Schmuck, und mit den kostbarsten Meßgewändern angethan. Die Weihung selbst geschah unter dem Erklange der trefflichsten Musik. Jede Palme bestand aus einigen wirklichen langen Palmenblättern, die in einer künstlich geflochtenen Scheide steckten. Nach Endigung der Weihe überreichte der Pabst dieselben den Kardinälen, und diese übergaben sie den Schleppenträgern. Aus den Händen der Letztern empfingen sie die etwas abgesondert sitzenden Ordensgenerale und angesehene Fremde. Wer ein solches Geschenk empfing, war verbunden, den Pantoffel des Pabstes zu küssen. Ausgezeichnete Fremde erhielten wohl auch Oelzweige, an welche Palmenblätter gebunden waren. Nach der Austheilung der Palmen ging die ganze Versammlung in dem, an die Kapelle stoßenden, großen Sale in Prozession herum, und kehrte, nach dreimaliger Wiederholung des Umgangs, wieder zur Kapelle zurück. Die Kardinäle legten die Prachtkleidung ab, und wohnten in den gewöhnlichen Meßgewändern der Messe bei, nach deren Endigung die Kardinäle einander umarmten, und sich den Kuß des Friedens gaben. Mit den geweihten Palmen, denen der Aberglaube Wunderkräfte beilegte, machte man dann den Damen und Honoratioren der Stadt Geschenke.

An der Aschermittewoche wurde das berühmte Miserere (der 57ste Psalm), in der päbstlichen Kapelle aufgeführt. So alt diese Musik ist, so soll sie doch, nach dem Zeugnisse aller, die sie hörten, einen tiefen Eindruck machen. Sie besteht aus lauter Men-

schenstimmen, ohne das geringste Accompagnement irgend eines Instruments. Die Art ihrer Aufführung brachte eigentlich die großen Wirkungen hervor. Jetzt soll sie nicht mehr so großen Beifall erhalten.

Am grünen Donnerstage hält der Pabst, oder, in dessen Abwesenheit, der Kardinaldecan, in der Peterskirche ein feierliches Hochamt, aber wieder ohne Instrumentalmusik. Die, in der Stadt anwesenden, Kardinäle wohnten demselben in höchster Galla bei. Nach Endigung desselben begab man sich in Prozession in die pauliniſche Kapelle des Vaticans, wo das Hochwürdige vom Kardinaldekan ausgestellt ward. Hierauf begab sich der Pabst, oder sein Stellvertreter, auf die Loge über den Eingang der Peterskirche, ließ hier von einem Kardinal die Bulle in coena domini vorlesen, zerreißen, und die Stücke davon, nebst den Ueberresten, der beim Ablesen verbrannten Wachskerzen, auf den Boden werfen. Zugleich wurden alle Ketzer, als Verbrecher gegen die Kirche und deren Diener, in den Bann gethan. Der ehrwürdige Ganganelli, (Pabst Klemens XIV.) schaffte diesen Akt ab, weil er ihn unschicklich fand. Am Schlusse der Feierlichkeit ertheilte der Pabst der ganzen katholischen Christenheit den Segen. Alles fiel dabei auf die Knie, die Kanonen wurden gelöst, die paradirenden Truppen gaben unter gerührtem Spiel, eine Salve, und alle Glocken der ganzen Stadt ertönten laut.

Nach der Benediktion folgte das Fußwaschen. Der Pabst stieg von den Stufen des Altars herab, und begab sich in feierlicher Prozession in den Sal des Vaticans, wo bereits zwölf arme Priester, welche zu diesem Zwecke als Pilgrimme nach Rom gekommen waren, bereit standen, die Ceremonie an sich vollziehen zu lassen. Jeder derselben war mit einem Priesterrock und mit einem Chorhemde bekleidet, und empfing eine goldne und eine silberne Münze.

Der Pabst ließ sich zu der Handlung eine feine weiße Schürze umbinden, benetzte die Füße jedes der zwölf Priester ein wenig mit Wasser, und trocknete sie mit dem Schurze, mit welchem er umgürtet war. Sämmtliche Greise wurden nach geendigter Ceremonie gespeist, und von einigen Kardinälen, die das Essen auftrugen, bedient. Zuletzt setzten sich die Letztern selbst mit zu Tische; genossen aber nur ein Desert von Zuckerwerk und Früchten, welches ihnen ihre Bedienten reichten. Nur zuweilen ließen sie sich auch warme Speisen auftragen. Das Uebriggebliebene erhielten die zwölf Greise, als ein Almosen auf den Rückweg. — Noch wurden an demselben Tage in allen Kirchen die sogenannten Tenebren, und in einigen auch ein Miserere gesungen.

Der Charfreitag ward am feierlichsten begangen. Gleich mit Anbruch des Morgens wird in der Sixtiniſchen Kapelle ein feierliches Hochamt gehalten, wobei ebenfalls Kardinäle assistirten. Nach Beendigung desselben begaben sich diese in die, längs der Wand hinlaufenden, Stühle, und speisten öffentlich, von ihren Domestiken bedient. Nach dem Essen wurden die Tenebren und das Miserere vierstimmig gesungen. Hierauf begaben sich die Kardinäle in die Peterskirche, knieten daselbst in einem Kreise vor einer, von den vier Tribunen in den Pfeilern der Kuppel, nieder, und empfingen von einem Domherrn den Segen. *) Darauf kamen die Prozessionen von bußfertigen Sündern, welche auf dieselbe Weise eingesegnet wurden. Von fünf Uhr Nachmittags bis zum Einbruch der Nacht hörte ein Kardinal Beichte. Sein Sitz war ein, auf fünf Stufen erhöheter, hölzerner Thron, rundum mit einem Geländer umgeben. Die Absolution ertheilte er durch

*) Um diesem Segen noch mehr Kraft zu geben, ward er unter Vorhaltung dreier Reliquien, der Lanze, dem Schweißtuche, und einem Stück vom Kreuze, gesprochen.

Berührung mit einem langen Stabe, wodurch der freigesprochene Sünder auf hundert Jahre Indulgenz erhielt. Die übrigen Pönitentiarii können diese Indulgenz nur auf vierzig Tage ertheilen.

Einen imposanten Anblick gewährte in diesen Tagen besonders die Peterskirche. Vor dem Baldachin war ein Kreuz, zwanzig Fuß hoch, in freier Luft aufgerichtet, und mit sechs bis 700 Lampen erleuchtet. Die hundert silbernen Lampen, welche sonst beständig am Grabe des Apostels Petrus brennen, wurden dagegen diese Zeit über ausgelöscht. Ungeachtet der Menge von vielen Tausenden, die zur Peterskirche zuströmten, blieb doch noch Raum genug übrig, so daß Niemand zu sehr gedrängt und gestoßen wurde; woraus sich auf den Umfang des Prachtgebäudes schließen läßt.

Auf den Straßen wimmelte diese Woche über alles von Pilgrimmen und Fremden. Die Erstern trugen meist einen Kittel, und darüber einen kurzen Mantel, der jedoch nur bis an den Ellenbogen reichte, nebst einem Hute; alles von schwarzer Glanzleinwand. Außerdem führten sie noch eine kleine blecherne Almosenbüchse, einen langen Stab und einen steinernen Krug mit sich. Die Mehresten waren Landleute oder Bürger aus den kleinern Städten Italiens.

In den neuesten Zeiten, besonders seit dem der Pabst nicht mehr in Rom gegenwärtig ist, hat das Ganze der Feierlichkeiten Manches von seinem Glanze verloren. Nur das Wesentliche ist geblieben; und deshalb spricht die Beschreibung, als von einer vergangenen Sache. K—r.

Würde des Bartes bei den Russen.

Während die Völker, die in Norden und Osten Europa's wohnen, mit dem hartnäckigsten Eifer den Bart, die Zierde des männlichen Geschlechts, beschützen,

hatten hingegen die Bewohner des Westens und Südens demselben den Untergang zugeschworen. Unter jenen Völkern ehrte ihn aber keines mehr, als die Türken und Russen. Von den Letztern sey hier die Rede. Bei ihnen war es alte Sitte, den Bart nicht zu scheren, sondern wohl gekämmt vor sich herzutragen. Peter den Großen, der zu Rußlands immer wachsender Größe den Grund legte, gelang es nicht, den Bart seiner Russen abzuschaffen, weil diese Nation sehr viel darauf hielt. Er selbst schor sich den Bart, und mehrere folgten auch seinem Beispiele. Er gab auch Befehl, den Bart zu scheren, und gestattete ihn nur den Geistlichen, den Bauern, und denen, welche für die Erlaubniß ihn zu tragen, jährlich 100 Rubel (etwa 104 Thlr.) bezahlten. Viele abergläubige Russen indeß hoben den abgeschnittenen Bart sorgfältig auf, und ließen ihn mit sich in den Sarg legen, um ihn als Glaubenszeichen im künftigen Leben vorzeigen zu können. Katharina die Zweite, die das Werk ihres Ahnherrn eifrig fortsetzte, äußerte zwar öfter, sie wünsche, daß Rußland andern civilisirten Ländern nachfolge, und den Bart abschaffe; aber mitten unter den glänzendsten Siegen, die Rußlands Soldaten ihrer großen Kaiserin erfechten halfen, war sie doch nicht im Stande, dieselben zu vermögen, dieses durchzusetzen.

Der Bart steht bei diesem wackern Volke in einem so großen Ansehen, daß, wenn ein nacktes Kinn ein Beweis von Aufklärung wäre, der gemeine Mann bei den Russen gewiß sehnlichst wünschen würde, zu leben und zu sterben, wie er ist; ja, er ist ihnen nicht um ihre Freiheit feil, wovon folgender Vorfall zum Belege dienen mag.

Um eine Wette zu gewinnen, trug ein russischer Edelmann einem seiner Sklaven die Freiheit und 2000 Pfund Sterling *) an, wenn er sich den Bart

---

*) Ein Pfund Sterling (spr. Sterling) oder

wollte scheren lassen. Aber der Sklave verweigerte dies hartnäckig, und sagte, lieber wolle er Zeitlebens in der Sklaverei bleiben, ja das Leben verlieren, als seinen Bart.

Stendal. Subr. Große.

Miscellen.

Der berühmte Metastasio, ein italienischer Dichter, hinterließ ein Vermögen von einer Tonne Goldes, welches zu seiner Zeit viel sagen wollte. Er hatte dieses Vermögen theils durch seine Schriftstellerei, theils durch Erbschaften zusammen gebracht. Sein Pflegevater hatte ihn so lieb gewonnen, daß er ihn zum alleinigen Erben seiner Reichthümer, mit Uebergehung aller übrigen Verwandten, einsetzte.

Dieser Dichter hatte sein Talent so in seiner Gewalt, daß er gewisse Stunden zu seinen Poesien bestimmen konnte. Oft setzte er im Voraus fest, wie viele Verse er schreiben wollte; und er schrieb sie.

Oporin, (gest. zu Basel 1568) liebte die Veränderung so sehr, daß er nie mit seinen Verhältnissen zufrieden war. Erst war er Jugendlehrer, dann Kopist, hierauf Lehrer an der Universität seines Geburtsorts, dann praktizirender Jurist, und zuletzt Buchdrucker und Buchhändler. Als solcher druckte er die vortrefflich gelungene Bibelübersetzung des Castellio, und gab selbst diesem würdigen Gelehrten eine Zeitlang Unterhalt. Viermal war er verehlicht; aber auch seine Ehen waren von vielen abwechselnden Schicksalen begleitet, wie seine Vermögensumstände. Eine ansehnliche Erbschaft verlor er eines Gemäldes wegen. Er hatte nämlich auf einer Reise nach Frankfurt die Wahrheit abgebildet, wie sie der falschen Religion auf den Nacken tritt. Der letztern hatte er ein Mönchsgewand umgelegt. Dies verdroß seinen Vetter, den Domherrn, Ludwig Beer, und dieser strich ihn daher aus seinem Testamente aus.

Gmelin, (geb. zu Tübingen 1744) wurde ein Opfer seiner Liebe zur Botanik. Er unternahm, um seine Pflanzenkunde zu erweitern, eine Reise nach der Tatarei. Dort setzte ihn der Tatar Chan, wegen einer Forderung an Rußland, gefangen. Verdruß und Unmuth über ein so unsinniges Benehmen, zogen Gmelin eine Krankheit zu, an der er 1773 starb.

K—r.

Logogriph.

Das Ganze verkündet auf freundlichen Auen
Den Fleiß rascher Mädchen und häuslicher Frauen.
Doch, einen Buchstaben entziehe dem Worte,
und dann — ach! man trägt es beweint zu der Pforte,
die schmerzlich dem Auge es ewig verschließt,
wenn gleich auch das Herz es wohl nimmer vergißt,
Und nimmst du vom Worte noch einen Buchstaben —
ein Baum dann, vor vielen im Walde erhaben,
der gern oft mit Kühlung den Müden erquickt,
steht vor dir, mit Würde und Hoheit geschmückt.
Doch, trenne vom Baume, der, wenn er nach Jahren
das selbst wird, was jene zwei Silben erst waren,
das Zweite zur ewigen Ruhe umfaßt,
das Erste und Letzte der Zeichen: so hast
du endlich ein Wörtchen — verlaß dich auf mich —
was keiner dir besser enträthselt, als ich. —

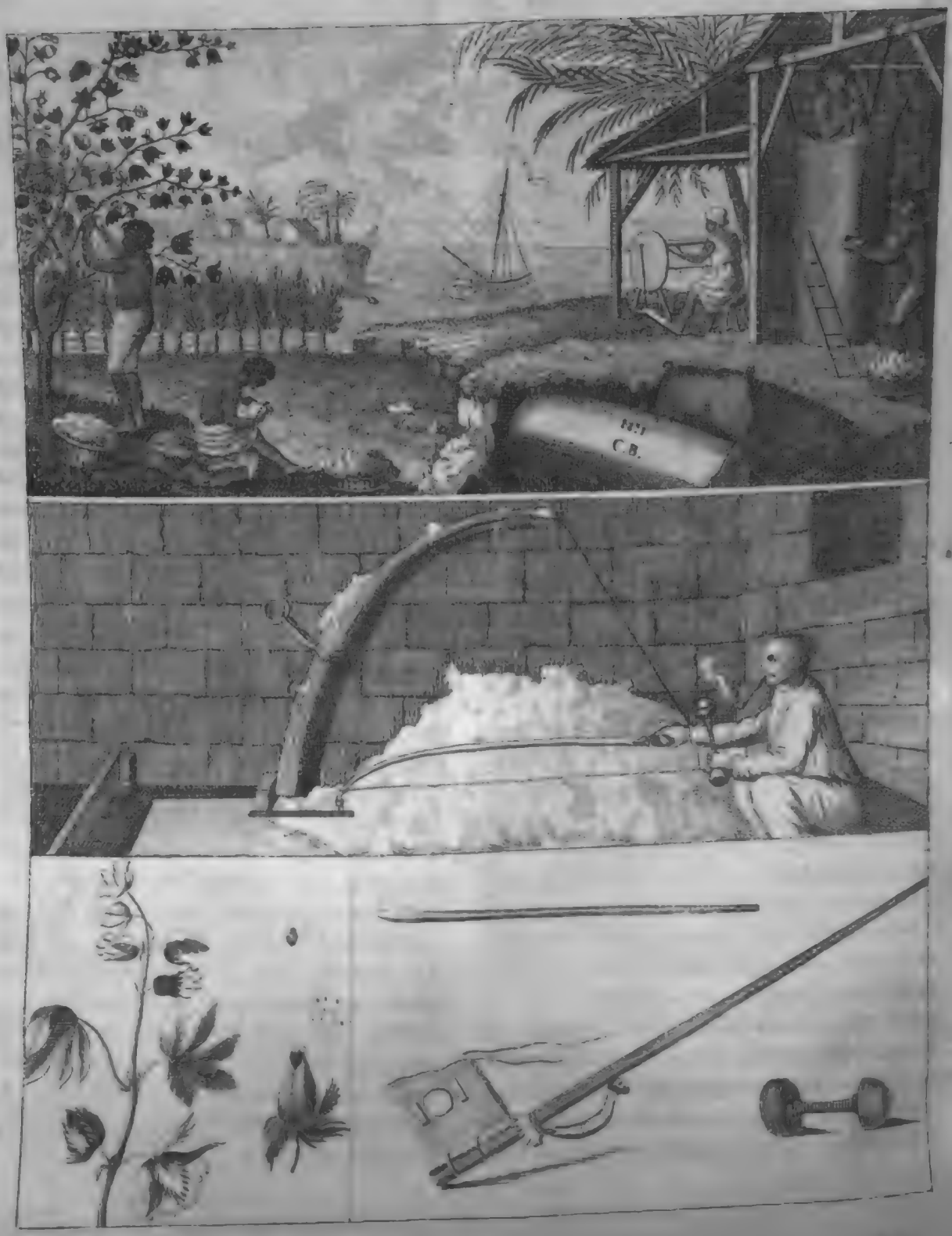
Zerbst. Friedr. Große.

Auflösung der Charade im neunundzwanzigsten Stück.

Klettern.

ein Pfund schlechtweg ist eine englische Rechnungsmünze, 6 Thlr. 6 gr. 5 pf. Conventionsg. am Werthe. Wie viel bot also der Herr seinem Sklaven für den Bart?

Digitized by Google


C.B.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 16. März 1811. 33.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Von der Gewinnung und ersten Behandlung der Baumwolle.

(Zum Kupfer Nr. 6.)

Das Gewächs, welches die Baumwolle liefert, ist theils baumartig, theils strauchartig, oder auch krautartig. Die wärmern Gegenden der Erde sind das eigentliche Vaterland desselben. Der große Nutzen, den dieses Gewächs den Menschen gewährt, veranlaßte jene mannichfaltige Versuche, es auch in andere Länder zu verpflanzen; allein es gedieh nirgends so gut, wie in seinem wahren und eigentlichen Vaterlande, welches immer noch dieses Produkt von der besten Beschaffenheit liefert. Jemehr die Länder, wohin man die Baumwolle verpflanzte, von ihrem Vaterlande in Ansehung des Klima's und Bodens abweichen, desto kleiner bleibt die Pflanze, um so geringern Umfang haben die Samenkapseln, und um so weniger Wolle schließen sie ein. Die beßte Baumwolle soll aus Persien und Afrika, und nächst diesen aus Amerika und Westindien kommen. Indessen liefern auch Sicilien, Malta, Cypern, verschiedene Gegenden Italiens und auch Ungarn Baumwolle; in Deutschland aber will diese Pflanze, wegen des kältern Bodens und Klima's nicht gedeihen. In Amerika und Ostindien ist das Baumwollengewächs baumartig, und wird funfzehn bis zwanzig Fuß hoch. Auf den Antillischen Inseln, auf welchen viele Baumwolle gewonnen wird, erreicht es bloß eine Höhe von neun bis zehn Fuß, und in Italien, auf Sicilien und Malta ist es ein kleiner Strauch, der kaum drei Fuß und etwas drüber hoch wird. In neuern Zeiten hat man einige Baumwollengattungen entdeckt, deren Anbau noch vortheilhafter, und deren Ertrag noch reicher seyn soll, als der, der gemeinen Baumwolle. Als solche werden genannt die zottige und die breitblätterige Baumwolle. Das feinste Produkt dieser Art, das selbst die Seide an Zartheit übertrifft, soll der Seidenwollenbaum liefern. Sein Vaterland ist Indien. Seine Samenwolle sieht lichtbraun aus; aber ungeachtet ihrer Schönheit und Weiche, läßt sie sich so schwer verarbeiten, daß Zeuge, die daraus verfertigt wurden, ungemein theuer sind, so daß ein Paar Strümpfe der Art zehn bis funfzehn Thaler kosten. In Europa wird diese Waare nicht gesehen. Auch die rothe siamische und bengalische Baumwolle wird sehr hoch geschätzt, und kommt deswegen nicht in den Handel. Die Chinesen verfertigen daraus ihre Nankings, die gleich von Natur die bekannte Farbe haben. In Westindien wird diese Wolle so fein gesponnen, daß das Pfund über vierzig Thaler kostet.

Die Blüthen des gemeinen Baumwollenbaumes bestehen aus fünf gelben Blättern mit purpurfarbigen Strichen. Die runde Samenkapsel ist inwendig in vier Fächer getheilt, worin sieben eirunde Samenkörner liegen, die so groß, wie Wicken sind. Die Samenkapsel ist anfangs grün und von der Größe einer Haselnuß; allein zur Zeit der Reife hat sie den Um-

fang eines kleinen Apfels, und nun bekommt sie auch eine schwarzbraune Farbe. Die Samenkörner sind ganz in wollartige Fasern eingehüllt, welche eben die bekannte und geschätzte Baumwolle geben. Sobald sich diese wolligten Fasern in der Kapsel entwickelt haben — und das ist zur Zeit der Reife der Samenkörner — so springt die Kapsel auf, die Wolle quillt hervor, und es ist nun Zeit, sie einzusammeln, weil sie sonst vom Winde zerstreut und fortgetrieben werden würde. Es muß eine angenehme Unterhaltung gewähren, zur Zeit der Aernte in einer Baumwollenpflanzung zugegen zu seyn, den reichen Segen wahrzunehmen, zu hören, wie bald hier, bald dort eine Kapsel mit einem Knalle aufspringt und zu sehen, wie die Negersklaven emsig umherwandern, um die reifen Kapseln abzupflücken und fortzutragen. Wenn die Kapseln alle eingeärntet sind, so werden die äußere Schale und die inwendig liegenden Samenkörner von der Wolle abgesondert. Das Erstere kostet wenig Mühe; desto schwieriger aber ist das Andere. Denn die Wolle hängt, zumal wenn sie schon trocken ist, so fest mit den Samenkörnern zusammen, daß sie mit Gewalt losgerissen werden muß. Man hat zu diesem Behufe des Reinigens der Baumwolle, besondere Maschinen und Mühlen erfunden, die mit Stricken umgetrieben werden. Indessen wird auch dadurch der Same nicht ganz rein herausgebracht, so daß dem Fabrikanten immer noch eine Nachlese übrig bleibt. Eine weitere Zurichtung bedarf die Baumwolle nicht; sie wird nun gleich zum Versenden eingepackt. Dieses Einpacken ist aber etwas umständlich. Denn die Baumwolle läßt sich, vermöge ihrer Elastizität, schwer zusammendrücken. Man hängt daher einen Sack mit starken Stricken an Balken, feuchtet den Sack inwendig an, und ein Arbeiter steigt hinein. Diesem wird nun die einzupackende Baumwolle zugereicht, welche er erst mit den Füßen niedertritt, dann mit einer Keule feststößt, und mit einer Zange zusammenkneipt. Wenn nun auf diese Weise der Sack dicht angefüllt ist, so wird er von den Balken heruntergelassen, und an der Oeffnung mit starken Bindfaden zugenähet. Allein man hat auch besondere Maschinen, durch die man sich die Mühe des Einpackens erleichtert, und durch deren Hülfe die Baumwolle so zusammengepreßt wird, daß die Ballen von zwei bis drei Centnern nur drei Fuß Länge, etwas über einen Fuß Breite und einen halben Fuß Höhe haben.

Die beifolgende Kupfertafel wird Mehreres von dem, was bisher gesagt wurde, anschaulich darstellen und eine deutlichere Vorstellung gewähren. Das ganze Kupfer ist in drei Felder abgetheilt. Das oberste Feld zeigt eine Baumwollenpflanzung auf den westindischen Inseln, welche von Negersklaven bearbeitet und besorgt wird. Zur linken Hand steht ein Baumwollenbaum, von welchem ein Neger die Kapseln abpflückt. Hinter den Füßen dieses Sklaven sitzt ein Anderer, welcher die Baumwolle auslieset, und in einen Korb legt. Zur Rechten sieht man eine Negerin unter einem Dache sitzen; diese reinigt die Baumwolle von den Samenkörnern mittelst einer Mühle. An diesem Dache sind zugleich Balken errichtet, an welchen ein Sack befestigt ist. Ein Neger ist auf der angelehnten Leiter in den Sack gestiegen und tritt die Baumwolle ein. Ein anderer Neger, der sich daneben zeigt, hält ein Gefäß mit Wasser in der Hand, und feuchtet von Zeit zu Zeit den Sack an. Weiter nach unten zu auf demselben Felde liegen schon völlig eingepackte und bezeichnete Säcke, wie sie versendet zu werden pflegen, und weiter im Vordergrunde schwimmen zwei Schiffe auf der glatten Fläche des Meeres daher, die gepackten Säcke abzuholen. Auf dem mittlern Felde des Kupfers erblicken wir einen Asiaten, der die Baumwolle mit dem Fachbogen facht, um sie aufzulockern, weil sie sonst filzig und zum Verarbeiten untauglich bleiben

würde. Das unterſte Feld iſt in zwei Hälften getheilt. Zur Linken iſt ein Zweig vom Baumwollenbaume mit Blüthen und Fruchtkapſeln dargeſtellt; ferner eine einzelne Kapſel, die ſich an der Spitze zu öffnen anfängt, über derſelben ſind einige Samenkörner und noch ein einzelnes Samenkern, ziemlich in natürlicher Größe mit den wolligen Faſern abgebildet. Die zweite Hälfte dieſes Feldes ſtellt die einzelnen Theile der Fahrwerkzeuge dar.

Heſſe.

Die Zahl Sieben.

Nicht nur die Natur, ſondern auch die kirchlichen und bürgerlichen Verfaſſungen, ja ſogar die Künſte, haben die Zahl 7 geheiliget. Wahrſcheinlich ſind die Letztern zur Auszeichnung dieſer Zahl durch die erſte veranlaßt worden. Der Mond, der in der frühern Aſtronomie und Aſtrologie eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, mag ohne Zweifel viel beigetragen haben, die Siebenzahl vor den übrigen hervorzuheben. Denn immer nach 7 Tagen erſcheint dieſer Himmelskörper anders geſtaltet; daher auch wohl die ſieben Wochentage. Auch zählten die Alten 7 Planeten. Der Regenbogen gibt 7 Hauptfarben, und in der Muſik kommen 7 Haupttöne vor. Wer kennt nicht ferner die 7 Wunder der Welt, die 7 Weiſen Griechenlandes, die 7 freien Künſte? Der 7te Tag gilt vielen Krankheiten als entſcheidend; auch forderte zur Gültigkeit eines Teſtamentes 7 Zeugen. Theben wurde auf 7 Hügeln erbaut, und Theben hatte 7 Thore. Der 7te Tag jedes Monats war den Juden ein heiliger Tag, und Pythagoras verrichtete jedem derſelben 7 Gebete. Das Wunder der Siebenſchläfer iſt bekannt, und ob es wohl auf Fabel beruht, ſo erkennt man doch darin die Achtung, die man der Sieben beilegte. In der goldnen Bulle wurden 7 Kurfürſten zur Erwählung eines römiſchen Kaiſers erfordert. Die Zahl 7 erzeugt ſich auch ohne Multiplikationen, ſie hat weder Mutter noch Kinder. Die Zahl Eins, die Quelle aller Zahlen, iſt allein ihre Erzeugerin.

In der Bibel kommt die Zahl 7 häufig vor. Nach Vollendung des Schöpfungswerkes ruht Gott am 7ten Tage, den er zugleich ſegnet und heiligt. Noah nimmt von jeder reinen Thiergattung 7 Paar in ſeine Arche auf. Die Arche ſelbſt läßt ſich im 7ten Monat auf dem Gebirge Ararat nieder. Immer nach 7 Tagen läßt der Inhaber derſelben eine Taube ausfliegen. Sieben Tage hinter einander mußten die Iſraeliten ungeſäuert Brot eſſen. Sieben Tage dauert jedes ihrer größern Feſte. Ein hebräiſcher Sklav ward nach 7 Jahren frei. Auf der Bundeslade brannten 7 goldne Lampen, und Aaron ward am 7ten Tage geweiht. Siebenmal ward ein Ausſätziger gewaſchen, und 7 Tage verſchloſſen. Balack errichtete 7 Altäre, und Hiskias opfert 7 Kälber, 7 Widder und 7 Schafe. Eben das thut Hiob. An großen Feſten opferten die Juden 7 einjährige Lämmer ohne Flecken. Jedes 7te Jahr ſollte nach Moſes Verordnung ein Freijahr ſeyn. Sieben Nationen wurden im Lande Kanaan vertilgt. Sieben Tage trompeteten die Prieſter, ehe die Mauern von Jericho zuſammen ſtürzten. Der Tempel Salomons ward nach Verlauf von 7 Jahren vollendet. Die Weisheit ſelbſt hat ihre Wohnung auf 7 Säulen errichtet. Nämann, der Syrer, ſoll ſich 7mal im Jordan baden. Die Offenbarung Johannis war an 7 Gemeinen gerichtet, und wer kennt nicht die 7 Siegel, die 7 Schalen, und die 7 Blitze dieſes Buches? Ueberhaupt kommt die Zahl 7, 47mal in dieſem Buche vor.

Auch im böſen Sinne findet ſich die belobte Zahl in den heiligen Büchern, und im bürgerlichen Leben. Die Aegypter zählten 7 theure Jahre neben den 7

wohlfeilen und fruchtbaren, welche durch 7 magre Kühe und 7 dürre Aehren in der Vision des Pharao's angekündigt wurden. Auf 7 Wegen sollten die Israeliten vor ihren Feinden fliehen. Simson wurde mit 7 neuen Stricken gebunden. Hiobs Freunde saßen 7 Tage und 7 Nächte bei ihm, um ihn zu trösten. Sieben böse Geister wurden von der Maria ausgetrieben, und der unreine Geist nimmt 7 andere zu sich, die ärger, als er selbst sind. Aus 6 Trübsalen wird der Gerechte erlöst, und in der 7ten trifft ihn kein Uebel. Sechs Stücke hasset Gott, und am 7ten hat er einen Greuel. Die römisch-katholische Kirche zählt 7 Todsünden, und das gemeine Leben spricht von einer bösen 7. Sieben schwarze Bohnen waren sonst ein böses Zeichen, und die sogenannte Septena *) der Mönche macht dem, der dazu verdammt wird, auch keine Freude, eben so wenig, als das Schloß der 7 Thürme zu Konstantinopel dem, der darin eingesperrt wird. K—r.

Räthsel.

Ohne daß ich Füße hätte,
Eil ich doch im schnellsten Lauf,
Höre Tag und Nacht nicht auf,
Und bin doch fast stets im Bette.

E. H. Schwabe.

Beschluß der Inhaltsanzeige der Abbildung merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung. 14 Hefte in Querfolio, jedes zu 1 Thlr.

Dritter Band.

Nr. 9, oder 1s Heft, a) das Thal von Goldau und Lowerz, zwischen dem Roßberge und Rigi,

*) Ein 7tägiges Fasten.

vor dem Bergsturz 1806, b) dasselbe nach dem Bergsturz, c) das Serail zu Konstantinopel, d) die Schädelkapelle auf der Insel Madeira, e) das Beinhaus zu Evora in Portugall, f) der Hufeisenwasserfall bei Niagara.

Nr. 10, oder 2s Heft, a) der Wasserfall bei Schaafhausen, b) Ansicht der Höle Jugnat Subba bei Ellore, c) der große Kastanienbaum auf dem Aetna, d) die Pfeilerbrücke in China, e) eine natürliche Felsenbühne, f) die Stadt Jerusalem.

Nr. 11, oder 3s Heft, a) der Staubbach in Lauterbrunnen, b) Ansicht des Eismeeres, c) die Baumannshöle, d) das Innere der Baumannshöle, e) der Chimborasso, f) Ausgraben im Sulanum.

Nr. 12, oder 4s Heft, a) Höle bei Adelsberg, b) Merkwürdige Brücke in Spanien, c) Gurglereißsee nebst der umliegenden Gegend, d) der bei Montferrat, e) die Basalte von Westina, f) die Basalte in Irland.

Vierter Band.

Nr. 13, oder 1stes Heft, a) der Haupteingang in den Hafen von Lacamo oder Lavaco, b) die Hundsgrotte, c) Trojans Säule in Rom, d) Riesenstraße in Irland, e) Schneelavine, f) Stromboli.

Nr. 14, od. 2s Heft, a) Armenisches Kloster Etschmiazin mit der Aussicht auf den Ararat, b) der Eintritt des Mansuhe in Ostindien, c) der Engpaß Kofel in Tirol mit dem Kastel, d) Höle bei Westina, e) Merkwürdige Höle bei Szilitze, f) eine conchinchinesische Flotte auf dem Flusse Faifuch.

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 18. März 1811. 34.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Abentheuer Karl's des Zwölften bei Bender und Warnitz.

König Karl XII. erfuhr in der merkwürdigen Schlacht bei Pultawa, in der russischen Ukraine, den Wankelmuth des Glücks in so hohem Grade, daß ihm von der ganzen schwedischen Armee, welche seit vielen Jahren das Schrecken und die Bewunderung der Welt gewesen war, nichts mehr übrig blieb, als einige hundert Getreue, die ihn auf der mühseligsten Flucht nach der Türkei begleiteten. Karl eilte, unaufhörlich von seinen Feinden, den Russen verfolgt, dem Dnieper zu. Ein kleiner Nachen brachte ihn glücklich über den Fluß; einige hundert Reiter von einer Leibgarde, nebst vielen Kosaken und Polen, wammen mit ihren guten Pferden hindurch. Der t aneinander gedrängte Haufen brach die Gewalt Stroms; viele aber wurden dennoch von den en fortgerissen und verschlungen. Von den Fußn, die über den Dnieper setzen wollten, kam inziger an das jenseitige Ufer. Die Flucht ngend; denn jeden Augenblick hatte man feindserfälle zu besorgen, und das Elend der Flüchichte den höchsten Grad. Die Sonnenhitze end, es fehlte an Lebensmitteln, und oft , um den brennenden Durst zu löschen. nachte die schwedischen Flüchtlinge erfin fehlte am Holz. Man dorrte an der mist, brachte dürres Gras herbei, und ige wilde Schafe, welche die Kosaken mit ihren Büchsen oder Pistolen geschossen hatten.

Fünf Tagereisen hatte man unter den größten Strapazen zurückgelegt, als die Flüchtigen das Ufer des Bogflusses erreichten. Sobald die Türken in dieser Gegend den Haufen fremder Krieger erblickten, deren Sprache sie nicht verstanden, weigerten sie sich, dieselben ohne Erlaubniß des Gouverneurs von Oczakow, über den Bog überzuschiffen. Karl XII. schickte sogleich einen Eilboten nach Oczakow, um bei dem Befehlshaber um die Erlaubniß der Ueberfahrt anzusuchen. Sie wurde aber erst gestattet, als der Pascha zu Bender, funfzehn Meilen von Oczakow, seine Erlaubniß dazu gegeben hatte. Zugleich kam der Befehl von diesem Pascha, dem flüchtigen Karl alle die Achtung zu bezeigen, die ihm theils als König, theils auch als einem, mit der hohen Pforte im Bunde stehenden Fürsten, gebühre, und ihn mit allem Nöthigen hinlänglich zu versehen. Die Russen waren indeß auch bis zum Dnieper vorgedrungen, und hatten den schwedischen König unablässig verfolgt. Nur eine Stunde waren sie noch von ihm entfernt. Kaum hatte er auf türkischen Schiffen den Bogfluß passirt, so erschienen 6000 russische Reiter an den Ufern desselben. Fünfhundert Schweden, die den Fluß noch nicht passirt waren, fielen fast im Angesichte des Königs in die Hände der Russen. Der Pascha von Oczakow, der wegen seines Zögerns an dem Verluste dieser fünfhundert Schweden Schuld war, ließ den König durch einen Dollmetscher demü-

thig um Verzeihung bitten, und beschwor ihn, sich deswegen nicht bei dem Großsultan zu beklagen. König Karl versprach es, aber mit einem so schärfen Verweise, als hätte er mit einem seiner Untergebnen gesprochen.

Von dem Tage an, da sich Karl auf türkischem Grund und Boden befand, hatte er den Plan entworfen, die hohe Pforte gegen seine Feinde, die Russen, zu waffnen. Statt in sein Vaterland, welches durch seine geführten Kriege äußerst geschwächt war, zurückzukehren, um die Wunden desselben, so viel es sich thun ließ, wieder zu heilen, träumte sich seine Phantasie vielmehr an die Spitze eines türkischen Kriegsheeres, mit welchem er Polen wieder bekriegen, und den Kaiser von Rußland, Peter den Großen, demüthigen könnte. Die ausgezeichnete Behandlung, welche Karl, auf Befehl des Großsultans Achmed, genoß, berechtigte ihn auch in der That zu den größten Erwartungen. Eine glänzende Begleitung brachte den schwedischen König nach Bender, und man behandelte ihn auf der Reise dorthin mit so ausgezeichneter Ehrerbietung, daß ihm nichts zu seiner Zufriedenheit zu fehlen schien. Eine nicht geringe Menge von Schweden, Polen und Kosaken, welche den Verfolgungen der Russen entgangen waren, strömte nach und nach von allen Gegenden herbei, und verstärkte den Zug des sonderbaren Flüchtlings so, daß er bei seiner Ankunft zu Bender über 1800 Mann betrug. Alle diese Menschen wurden nebst ihren Pferden auf Kosten des türkischen Sultans erhalten. Man bot dem Könige das beste Haus in Bender an; allein er wollte lieber außer der Stadt bleiben. Man schlug ihm daher ein prächtiges Zelt auf, und alle vornehme Personen seines Gefolges bekamen ebenfalls Zelte. Bald nachher baute man dem Könige ein eigenes Haus. Dies Beispiel wurde von seinen Offiziers nachgeahmt; die gemeinen Soldaten bauten sich Baraken — und so bekam das

schwedische Lager bei Bender bald das Ansehen einer kleinen Stadt, worin man ein sehr freies und ungezwungenes Leben führte. Wenige geschlagene Fürsten lebten in so glänzenden Umständen, als Karl bei Bender. Der großmüthige Sultan, Achmed, ließ ihm täglich einem türkischen Beutel, oder 500 Thaler zu seinen Ausgaben reichen. Außerdem erhielt er noch Geld aus Frankreich, und ließ noch überdies sehr ansehnliche Summen in der Hauptstadt des türkischen Reiches aufnehmen. Einen Theil davon erhielten seine Offiziers, und die Janitscharen, welche seine Ehrenwache in Bender ausmachten; den größern Theil dieser Summe wandte er an, um seine Intriken an der Pforte zu unterhalten, die Veziers zu bestechen, oder es zu vermitteln, daß die, welche seinen Absichten zuwider handelten, gestürzt wurden. Von den Türken und benachbarten Tatarn, welche häufig herbeiströmten, wurde Karl geliebt und gefürchtet, verehrt und bewundert. Die Einfachheit seiner Sitten, seine gänzliche Enthaltung vom Wein, seine Mäßigkeit überhaupt, und besonders die ungeheuchelte Andacht, womit er täglich zweimal dem öffentlichen Gebete beiwohnte, gewann ihm die Herzen aller Muselmänner.

Fünf Jahre lebte Karl unter den Türken wie ein unabhängiger Fürst, aber in der Hauptsache kam er gleichwohl seinem Ziele nicht näher. Zwar war es ihm gelungen, die Pforte dreimal zum Kriege gegen Rußland zu bewegen; allein er hatte keinen Vortheil davon ziehen können, und seine Angelegenheiten im Norden verschlimmerten sich immer mehr. Der, von ihm vertriebene, König August bestieg wieder den polnischen Thron; Dänemark nahm Bremen und Verden ein, und der russische Kaiser, Peter, eroberte Liefland und einen ansehnlichen Theil von Finnland; sogar England und Preußen schienen zur Theilnahme an dem Kriege gegen ihn genöthigt. Die Pforte wurde endlich eines Gastes müde, der,

obschon als Flüchtling aufgenommen, sich so gebieterisch betrug, als wäre er berechtigt, hier Gesetze zu geben, der durch seine Halsstarrigkeit alles empörte, und durch seine Intriken und Kabalen alles in Verwirrung setzte. Der Großvezier Baltagi Mehemed, hatte noch kurz vorher, ehe er gegen Peter den Großen nach dem Pruth marschirte, wo dieser Fürst in die größte Gefahr gerieth, mit seinem ganzen Heer durch Hunger umzukommen, unserm Karl sagen lassen: er wolle den König von Schweden bei der linken, und den Säbel in der rechten Hand nehmen, und ihm an der Spitze von 100,000 Türken und Tatarn, durch Pohlen und durch Moskau selbst einen Weg zu seinen Staaten machen, wofern es ihm dem König) nur gefiele, diesen Weg zu wählen. Karl, der dieses hochtrabende Versprechen im buchstäblichen Sinne genommen zu haben schien, bestand auf der Erfüllung desselben, indem er gar wohl voraussahe, daß die Bewerkstelligung davon ein sicheres Mittel seyn würde, den Krieg zwischen der Pforte und Rußland von neuem wieder anzuzünden, und in Polen wieder mit hineinzuziehen.

Karl's kleines Lager bei Bender, wo er sich über ein Jahr aufgehalten hatte, war inzwischen von dem, im Monat Jul 1711 abgetretenen, Mister überfallen worden, und er zog sich einige Stunden hinweg in die Nähe des moldauischen Dorfes Varnitz. Hier erbaute er sich, gleichsam in der Vorahnung dessen, was ihm begegnen würde, ein großes steinernes Haus, daß eine Besatzung von 200 Mann Platz darin hatte. Er ließ es ein Stockwerk hoch aufführen. Der übrigens den Gedanken nicht ertragen, daß die Spotte seiner Feinde, die Türkei verlassen ohne etwas Wesentliches ausgerichtet zu haben, den dringenden Vorstellungen des Divans auf seine Entfernung abzweckten, setzen, äußerte er einst: „er müsse, vor seiner Abreise, seine Schulden noch bezahlen. Man ließ ihn fragen, wie viel er nöthig hätte, um solche abzutragen — und er erwiederte — 1000 Beutel, oder eine halbe Million Gulden. Der Sultan Achmed war so großmüthig, Karln diese Summe nicht allein zu bewilligen, sondern zu den tausend Beuteln noch 200 hinzuzufügen. Diese große Summe wurde durch den Tschiaus Baschi, ersten Gerichtsbedienten der Pforte, dem Pascha von Bender mit der geheimen Ordre eingehändigt, sie nicht eher an den König verabfolgen zu lassen, als bis er im Begriff wäre, zu Pferde zu steigen. Man wurde wegen der Zeit zur Abreise einig, und sie sollte mit dem ersten Froste vor sich gehen. Allein der Schatzmeister und Liebling Karls, Grothusen, wußte den Pascha zu bereden, daß die Auslieferung der Summe unumgänglich nothwendig wäre, um zur bestimmten Abreise die gehörigen Anstalten machen zu können, und der Pascha händigte Grothusen die Summe ein. So ansehnlich sie auch war, so wurde sie doch bald verschwendet, und statt an die Abreise zu denken, forderte Karl aufs neue — tausend Beutel.

Jetzt war die Geduld des Sultans erschöpft; er ließ am vierten Januar 1713 den Divan oder Staatsrath außerordentlich versammeln, und fragte, ob es gegen die Rechte der Gastfreiheit streite, den König zur Abreise zu zwingen, und ihn als einen Feind zu vertreiben, wenn er nicht als Freund gehen wolle? Ob die christlichen Fürsten es ungerecht nennen würden, wenn man da Gewalt brauchte, wo man den Weg der Güte vergeblich versucht hätte? — Alle antworten mit Nein. — Das Resultat war also, man solle den König von Schweden mit Gewalt zur Abreise nöthigen, und auf einem französischen Schiffe nach Salonichi führen. Die Vollziehung dieses Befehls trug man dem Tartarchan und dem Seraskier oder Kommandanten von Bender auf. Der Letztere verfügte sich selbst zu Karln und

eröffnete ihm seinen Auftrag. Der König hörte ihn anfänglich ziemlich gnädig an, und versicherte, daß er nichts mehr wünsche, als ohne Verzug zu reisen — daß er aber den Tag dazu nicht bestimmen könne, weil es noch an Manchem fehle, was er zur Reise nothwendig brauche. Der Seraskier hielt das Alles für leere Ausflüchte, und drang verschiedene Male darauf, daß der König den Tag der Abreise ausdrücklich bestimmen solle. Der König gab aber weiter keine Antwort, als: „ich werde reisen, sobald ich fertig bin."

„Es thut mir sehr Leid," erwiederte der Seraskier, „Ew. Majestät sagen zu müssen, daß ich im Weigerungsfalle Befehl habe, Sie zur Abreise zu zwingen —"

„Thue, wozu Du beauftragt bist," unterbrach ihn der König mit entschlossenem Tone, und entferne Dich aus meinen Augen."

Und damit kehrte er dem Seraskier den Rükken zu.

Der Seraskier war Pascha von drei Roßschweifen, mithin eine sehr bedeutende Person; man kann also leicht urtheilen, in welchen Zorn ihn das geringschätzige Betragen des Königs bringen mußte. Mit Ungestüm entfernte er sich von Karln, setzte sich sogleich auf sein Pferd, und jagte spornstreichs nach Bender zurück.

Jetzt war Alles im schwedischen Lager in Bestürzung; jeder ahnete, nicht ohne Grund, die unangenehmsten Folgen von der Rachsucht des Türken, und der Hartnäckigkeit des Königs. Dieser allein aber war ruhig, oder stellte sich wenigstens es zu seyn, und vertrieb sich die Zeit mit seinen gewöhnlichen Beschäftigungen, welche darin bestanden, daß er täglich zweimal spazieren ritt, mit seinen Offizieren sprach, Abends um sieben Uhr speisete, Schach spielte, und gegen neun Uhr sich schlafen legte.

(Fortsetzung folgt.)

Kluge Antworten.

Der berühmte Kanzler Bakon in England war seiner witzigen Antworten wegen allgemein bekannt. Als einst der Gesandte eines fremden Hofes bei der ersten Audienz mehr Lebhaftigkeit und Hitze, als Verstand und Urtheilskraft bewies, fragte Jakob den Kanzler, was er von ihm dächte. „Er ist ein großer, wohlgebildeter Mann," antwortete Bakon. „Das meine ich nicht," erwiederte der König, „ich will wissen, was Sie von seinem Kopfe halten." „Sire!" hieß die Antwort, „die großen Leute haben oft viele Aehnlichkeit mit Häusern von vier bis fünf Gestöcken; da ist die Oberstube gemeiniglich am schlechtesten meublirt."

Derselbe König hatte die Gewohnheit, während der Predigt mit seinen Hofleuten zu schwatzen. Der Hofprediger, der dieses schon mehrere Male mit Unwillen bemerkt hatte, nahm sich vor, den König zu beschämen. Als daher der König sein Geplauder den nächsten Sonntag wiederholte, hielt der Prediger auf einmal inne, und richtete seine Augen steif nach der königlichen Kapelle. Die ganze Gemeine verstand den Prediger, und billigte sein Benehmen. Der König ärgerte sich, ließ den Prediger kommen, und fragte, warum er in seiner Predigt inne gehalten, und ihn starr angesehen habe. „Es geschahe," erwiederte der Prediger, „aus Hochachtung gegen Ew. Majestät. Wenn der König redet, muß der Unterthan schweigen." Diese Antwort gefiel dem Könige; aber er ließ sich nie wieder in der Kirche sehen, in welcher sich der Vorfall ereignet hatte.

K—r.

Auflösung des Logogriphen im zweiunddreißigsten Stück.

Bleiche, Leiche, Eiche, ich.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 31. März 1811. 35.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Revolutionen der Erde durch Wasser, Feuer und Erdbeben.

Daß unsre Erde nicht gleich von ihrem ersten Entstehen an das gewesen sey, was sie jetzt ist, lehrt eine genauere Betrachtung derselben. Ihre äußere Gestalt sowohl, als ihre innere Organisation sprechen dafür, daß sich von Zeit zu Zeit große und mächtige Veränderungen mit ihr müssen zugetragen haben, ehe sie für Menschen bewohnbar ward. Aber auch, nachdem sie schon bewohnt wurde, blieb sie nicht dieselbe. Ihr Entstehen war und ist noch bis jetzt ein Geheimniß, ungeachtet denkende Köpfe in frühern und spätern Zeiten manche Hypothese *) darüber ausgedacht haben. Weiter konnte man es aber auch nicht bringen. Denn bei Dingen, die ununterbrochenen Veränderungen unterworfen sind, ist es schlechterdings unmöglich, ihren ursprünglichen Zustand bestimmt anzugeben. Schon die Philosophen des Alterthums erschöpften ihren Witz mit muthmaßlichen Hypothesen, und die Neuern sind ihnen gefolgt. Man träumte von untheilbaren Stäubchen, von unendlich ausgedehnter Luft und von Feuertheilen, und schmolz daraus das Chaos, und aus dem Chaos die Erde zusammen.

Selbst unter den neuern Weltweisen gibt es berühmte Namen, die sich bemühten, die Art und Weise der Erdentstehung aufzuspüren. Es ist unterhaltend, einige der merkwürdigsten dieser Erklärungen kennen zu lernen. Der berühmte Leibnitz z. B. nahm an, daß nicht nur unsere Erde, sondern auch alle Planeten Sonnen gewesen wären. Diese Sonnen wären aber nach und nach ausgebrannt, und ihre äußere Rinde wäre verglast worden. Nach und nach hätte sich die Rinde abgerieben und zerbröckelt, und daraus sey der Sand und die übrigen Erdarten entstanden. Ueber der Zerreibung und Verkaltung der Rinde hätten sich eine Menge feuchter Theile entwickelt und losgerissen, und wären in die Höhe gestiegen. Bald aber, nachdem auch diese verkaltet waren, wären sie zu Boden gefallen, und hätten die Planeten mit Wasser bedeckt. Mittlerweile wären durch die innere Hitze Erdbeben entstanden, die äussere Rinde wäre aufgeborsten, das Meer hätte von allen Seiten auf dieselbe gedrückt, und sich endlich einen Weg in die Tiefe gebahnt, wodurch denn trocknes und bewohnbares Land zum Vorschein gekommen wäre.

Der Engländer Whiston glaubte, die Erde sey vor der Zeit, von welcher Moses redet, ein Komet gewesen, der bald zu Eis gefroren, bald in die heftigste Glut gerathen sey, je nachdem er sich von der Sonne entfernte, oder sich ihr näherte. Diese erstaunenden Veränderungen hätten aus der Masse des Erdkörpers ein unordentliches und häßliches Chaos

*) Eine Hypothese heißt ungefähr so viel, als eine muthmaßliche Erklärung, die auf wahrscheinlichen, aber doch nicht ganz unbezweifelten Gründen beruht.

gemacht, das mit dem ersten Schöpfungstage erst eine ordentliche Einrichtung bekommen hätte, und nun sey die Erde für Thiere und Menschen bewohnbar geworden. Auch die sogenannte Sündfluth weiß Whiston aus seiner Kometen-Idee zu erklären. Er sagt nämlich, der Schweif eines, von der Sonne kommenden, Planeten habe die Erde etliche Stunden lang berührt, und sie theils dadurch mit einer Menge Wassers übergossen, theils durch seine anziehende Kraft alle Wasserbehälter der innern Tiefe geöffnet, und so eine allgemeine Ueberfluthung angerichtet.

Büffon läßt einen Kometen sehr schief auf den Rand der Sonne fallen, und durch ihn ein Stück von der Sonne abschlagen. Aus diesem Stück bildeten sich alle uns bekannte und unbekannte Planeten, sammt ihren Trabanten. Die anziehende Kraft der Sonne hielt sie, daß sie sich nicht weiter von ihr entfernten, als zu ihrem Bestehen nöthig war, daß sie sich aber auch zugleich um sie herum bewegten. Nach und nach erkaltete die Erde, wurde vom Wasser, das sich in ihrem Dunstkreise sammelte, bedeckt, und Ebbe und Fluth, Wärme und Kälte arbeiteten an ihrer Ausbildung so lange, bis sie vollendet war.

Man sieht leicht, daß diese und ähnliche Erklärungsarten bei weitem die Sache nicht erschöpfen, und daß sich gegen jede unzählige Einwendungen machen lassen. Was hilft es, wenn man uns sagt, die Erde war eine Sonne, ein Komet? Wissen wir doch nun wieder nicht, was die Sonne und die Kometen eigentlich seyn. Denn auch über das Wesen dieser Körper liegt ein tiefes Dunkel. Und wie ging es zu, daß eine Sonne ausbrannte, ein Komet seine Bahn verließ, oder gar ein Stück aus der Sonne herausschlug? Es bleibt also wohl so gut, als entschieden, daß über die Entstehungsart unsrer Erde nichts Bestimmtes auszumitteln ist, und daß man

sich bei dem beruhige, was Moses sagt: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Ganz anders verhält sich's mit den Theorien über den Bau und die innere Einrichtung unserer Erde. Wer sich überreden wollte, daß die jetzt bestehenden Gebirge und Thäler, die Ebenen und Hügel, die Seen und Flüsse, die Meere, Inseln u. s. w. eben so alt wären, als unsre Erde, oder daß sie Alle auf einmal entstanden, und gleich ihre gegenwärtige Gestalt gehabt hätten, der würde sehr irren.

Denn überall, wo man in die Erde gräbt, trifft man nicht weit hinunter einerlei Boden, sondern vielmehr eine beständige Abwechselung über einander liegender Schichten. Gemeiniglich liegt zu oberst eine Lage Sand oder Dammerde, mit verschiedenen Vegetabilien vermischt. Dann folgen allerlei Erdlagen, die meist in gerader Richtung über einander fortlaufen, so daß man sich das Land als lauter über einander gelegte Schalen vorstellen kann, wie z. B. die Schalen und Schichten an einer Zwiebel. Betrachtet man diese Lagen genauer, so zeigt sich, daß dieselben in mancher Hinsicht sehr verschieden sind. Denn jede enthält ihre eigne Erdart, aber nicht eine ist so dick und stark, wie die andere. Was kann man anders vermuthen, als daß diese verschiedenen Lagen oder Schichten durch ehemalige Ueberschwemmungen entstanden seyn müssen? Denn auf keine andere Weise konnten die, ohne Plan und Ordnung über einander geschichteten, Lager entstehen. Wenn z. B. ein Fluß oder ein See seine Dämme oder Ufer wegreißt, und sich über das flache Land ergießt, so hinterläßt er gewöhnlich eine Lage von Sand oder Erde, je nachdem er diese oder jenen mit sich führt, auf dem überschwemmten Boden, nachdem er selbst in seine Ufer zurückgetreten ist. Welchem unserer Leser fällt nicht die jährliche Ueberschwemmung des Nils hierbei ein, und wer weiß nicht, daß dieser Fluß jedesmal einen fetten Schlamm, der das Land fruchtbar macht, nach

sich läßt? Oder wem sind nicht ähnliche Erscheinungen in unsern vaterländischen Fluren vorgekommen? Treten nicht fast in jedem Frühjahre unsere Flüsse aus, und versanden oder verschlemmen nicht viele von ihnen Gärten, Aecker und Wiesen? Findet nun ein dergleichen daherströmendes Wasser schon Erhöhungen oder Vertiefungen auf seinem Wege, so wird es diese Letztern zuerst ausfüllen, ohne die Erstern zu verschonen, wenn die Wassermasse groß genug ist; aber die Lagen, die es ansetzt, werden nicht in gerader Linie fortlaufen, sondern sich bald erheben, bald senken. Vermischt sich unterwegs das Wasser mit neuen Erd- Sand- oder Tonarten, so wird es sogar auf dem neuen Wege auch Schichten von ganz anderer Art zurück lassen.

Nehmen wir zur Erklärung der, auf unserer Erde willkührlich über einander aufgethürmten, Schichten, zu dergleichen Ueberschwemmungen unsere Zuflucht, so löst sich das Räthsel der verschiedenen Erdlager sehr wahrscheinlich, und wir sehen die Möglichkeit, wie die Oberfläche unserer Erde mit mehrern, über einander gelegten, Schalen von Sand, Thon, Lehm, Torf, Gartenerde u. s. w. überzogen werden konnte. Wir finden es durchaus nicht mehr räthselhaft, daß diese Schichten nicht in gerader Linie fortlaufen, und daß nicht überall einerlei Lagen auf einander folgen, sondern daß sich manche derselben hie und da verlieren, und mit neuen Erd- und Steinarten abwechseln. Manche dieser Schichten sind sogar mit Meeresresten, z. B. mit Schnecken und Muscheln vermengt, die doch wohl nicht anders, als durch Ueberschwemmungen dahin gekommen sind. *) Wie

*) So fand man bei Marly-la-Ville, in Frankreich, in einer Tiefe von 51 Fuß glänzende Meerschnecken, mit kieselartigem Sande vermengt, und sechs Lagen darunter, in einer Tiefe von 61 Fuß, abermals Sand mit unveränderten Schnecken. — In Langensalza, in Thüringen, fand

dergleichen Ueberschwemmungen haben entstehen, und wie nachher alles wieder in die jetzt bestehende Ordnung habe kommen können, läßt sich freilich nicht genau erklären; aber man sieht doch keine andere Auskunft über den schwierigen Punkt. So viel ist klar: wo wir jetzt Meeresgrund finden, da mußte einst Wasser stehen, und wo Schichten über Schichten ruhen, da mußten die neuen Schichten über die alten durch neue Ueberströmungen weggeführt werden. Nicht also eine einzelne, sondern viele Ueberschwemmungen bewirkten die Revolutionen auf unserer Erde, und gaben ihr ihre gegenwärtige Gestalt. Denn hätte eine einzige Wasserfluth unserm Planeten seine Einrichtung gegeben, so könnten nicht Stein-, Sand-, Erd- und Thonlager ohne Ordnung unter und über einander liegen, sondern die schwerern Körper mußten, dem Gesetze der Schwere zu Folge, zu Unterst, und die leichtern zu Oberst liegen. Dies ist aber nicht der Fall; sondern es liegen bald diese bald jene über einander gestreckt. Auch könnte, wenn nur eine einzige Ueberschwemmung statt gehabt hätte, nicht mehr als Ein Meeresgrund zu finden seyn, da es doch deren unwidersprechlich mehrere über einander gibt. Hierzu kommt noch die besondere Beschaffenheit der Berge an solchen Stellen, wo sie durch ein dazwischen laufendes Thal getrennt werden. Man findet nämlich an den Ufern großer Flüsse, wo die, an denselben hinlaufenden, Berge, steil herunter, gleichsam abgeschnitten sind, daß die Erdlagen aufs genauste mit denen auf der andern Seite übereinstimmen. Sie folgen der Reihe nach dies- und jenseits

man bald unter der obern Dammerde einen Meeresgrund mit allerhand Muscheln, und tiefer hinunter einen zweiten Meeresgrund von derselben Art. Selbst auf Gebirgen trifft man oft in einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß versteinerte Seemuscheln von mancherlei Gattung. Also muß doch die See bis da hinauf gestiegen seyn!

auf einander, und ſind auch von gleicher Stärke. Iſt das Ufer rechter Hand ausgehölt, ſo ragt es auf der linken Seite ungefähr um ſo viel hervor, als jene Aushölung beträgt, und umgekehrt. Hieraus erhellet, daß dieſe Berge einſt zuſammen gehangen, oder vielmehr einen Einzigen ausgemacht haben müſſen, und daß ſie erſt nachmals, nachdem ſchon eine frühere Fluth die Lagen, woraus ſie beſtehen, über einander geſchwemmt hatte; von einer größern Ueberſchwemmung, oder auch von einem Erdbeben durchbrochen worden ſind.

Und welche Beweiſe für die Hypotheſe der Bildung der Erde durch Waſſerfluthen, liefert nicht der Bergbau! Da findet man aller Orten die, über einander gehäuften, Erdſchichten durchbrochen, die, dadurch entſtandenen, Lücken mit fremdartigen Materien ausgefüllt, und unregelmäßige, ungeheure Klumpen in regelmäßige Schichten eingepaßt, ſo daß man deutlich ſieht, daß eine fremde Gewalt dieſe Unregelmäßigkeiten veranlaßte, nachdem die Ueberſchwemmung bereits die Erdſchichten gebildet hatte. Sogar ganze Stein- und Erdſchichten trifft man, die von oben nach unten hin geſtürzt ſind, zum ſichern Beweiſe, daß ſie durch irgend eine Revolution aus ihrer urſprünglichen Lage gebracht worden ſind. Daß das Waſſer dabei eine bedeutende Rolle geſpielt haben müſſe, erhellet aus der genauen Ausfüllung der, durch die vielleicht vorhergehende Erderſchütterung entſtandenen, Lücken, die nur bei einer erweichten Maſſe möglich war.

Selbſt ſchon bewohnte Oberflächen der Erde müſſen durch Ueberſchwemmungen abermals aufs Neue mit friſchen Schichten bedeckt worden ſeyn. Woher wären ſonſt in den, bei Langenſalza vorgefundenen, Erdſchichten, Baumblätter, Rinden, Wurzeln, verſteinerte Kornähren, Pflaumenkerne, Hirnſchädel ꝛc. gekommen, wenn dieſe Erdlagen nicht einſt die Oberfläche geweſen, und erſt nachmals mit andern Erdſchichten überdeckt worden wären? Eine Entdeckung, die man im ehemaligen Herzogthum Modena, in Italien, machte, führt auf die Vermuthung, daß die Oberfläche jenes Herzogthums wenigſtens eine dreimalige große Veränderung erlitten habe, und daß ſie dreimal bewohnt worden ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Schildbürger-Streiche.

Ein vorlauter Reiſender kam in das Städtchen Schilda, das ſeit langen Zeiten her, wegen der Abderitenſtreiche, welche dort vorgefallen ſeyn ſollen, berüchtigt iſt. Zufällig ſprach er mit einem dortigen Bürger, der eben in der Thüre ſtand. Im Verlaufe des Geſprächs fing er an: „Aber ſagen Sie mir doch, was ſind denn das, die ſogenannten Schildbürgerſtreiche?“ „Das will ich Ihnen ſagen,“ antwortete dieſer, „das ſind dumme Streiche, die man in andern Städten macht, und nach unſerer Stadt benennt.“ Die Schildbürger müſſen doch nicht ſo dumm ſeyn, als man gewöhnlich glaubt, dachte der Reiſende, und ſchlich ſich von dannen.

K—r.

Räthſel.

Den Vogel denk' ich, der in keine Falle geht,
Der ſchwer zum Schuſſe fliegt, und noch viel ſchwerer ſteht;
Der, wenn von uns die Sommervögel fliehen,
Alsdann bei uns erſt pfleget einzuziehen.
Durch Liſt iſt er, ſo wie durch Vorſicht, allbekannt,
Und dennoch iſt mit ihm ein Hausthier nah verwandt,
An dem wir weder Liſt noch Vorſicht kennen,
Das wir oft gar als Bild der Dummheit nennen.

Suttinger.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 23. März 1811. 36.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Auflösung des Räthsels im einunddreißigsten Stück.

Die Mexikanische Schildlaus, oder Cochenille.

Die Schildläuse, unter welchen sich mehrere höchst nützliche Arten befinden, gehören zur zweiten Ordnung der Insekten, zu den Halbkäfern, Insekten mit Halbflügeln. Von Schildläusen kennt man 43 Arten, welche fadenförmige Fühlhörner und sechs Gangfüße haben. Die Weibchen sind ungeflügelt, und haben auf der Brust, zwischen den Vorderfüßen, einen zarten Saugrüssel. Sie sind mit einem Schilde bedeckt; daher ihr Name. Das Männchen sieht nur als Larve dem Weibchen ähnlich; verpuppt es sich aber, so erscheint es im April mit zwei Flügeln und zwei langen Schwanzborsten. Die länglichen Männchen sehen wie kleine Fliegen aus, und spazieren auf den eirunden Weibchen herum, die an den Stengeln oder Stämmen der Gewächse festsitzen. Die Mutter legt etliche tausend Eier und stirbt über ihnen, und die Jungen laufen nach einiger Zeit, wie die Bücherläuse, davon und setzen sich wieder fest, sobald sie als Weibchen die letzte Häutung überstanden haben. Sie werden auch Muschelinsekten, Gallinsekten genannt.

Was insbesondere die mexikanische Schildlaus, oder die amerikanische eigentliche Cochenille anlangt: so gleicht das Weibchen einem siebenpunktirten Samenkäfer (den Samenkäfer nennt der gemeine Mann in Deutschland auch Himmelskühchen); es ist nur länglicher, oben und unten flach, fast überall gleich breit, und der Hinterleib hat Einschnitte und Runzeln. Es sieht bald roth, bald blaß, bald braunroth aus, und ist in einem gewissen Zustande mit weißlicher Wolle bedeckt. Die Fühlhörner und Füße sind schwarz. Die kleinen schmalen, rothen Männchen haben zwei Flügel, halten sich nur eine kurze Zeit auf und verschwinden bald. Das eigentliche Vaterland dieses höchst nützlichen Insekts ist Mexiko. Hier lernte man den kostbaren Farbenstoff kennen, den es liefert, und der selbst den Purpur der Alten übertrifft, dessen Zubereitung aber seit der Einnahme Konstantinopels durch die Türken (1453) verloren gegangen ist. Man hielt die Cochenille lange für eine Blüthe oder Frucht, und man hörte geschworne Zeugen ab, um sie als ein Insekt zu erkennen, bis man endlich dieses Thierchen nach Spanien brachte, und es da zu ziehen suchte. Doch konnte dies nur selten geschehen. Denn weder das Insekt, noch die Pflanze, von welcher es lebt, können ein anderes Klima wohl vertragen. Indeß ist es den Franzosen doch gelungen, die Cochenille seit 1776 in ihren westindischen Colonien einzuführen. Die Pflanze, auf der dieses Thier lebt, ist die gemeine- oder Cochenillen-Opuntie, die indianische Fliege (Cactus Opuntia et Cochinillifer), welche man in der Landessprache von Mexiko Nopal nennt. An dieser sonderbaren Pflanze, die man in Gewächshäusern in Töpfen

sehen kann, ob sie gleich nicht bei uns zur Vollkommenheit gedeiht, findet man weder Zweige noch Stamm. Unmittelbar aus der Erde wachsen platte, längliche Blätter, so dick, wie eine Federspule, hervor, und aus diesen treiben wieder andere Blätter zu zwei bis drei Ellen über einander hervor. Dies ist die Pflanze, welche eigentlich den schätzbaren Farbestoff enthält, der durch den Leib der Schildlaus nur vervollkommt wird. Denn die Frucht dieser Pflanze, die Feige, ist inwendig roth und färbt, wenn man sie genossen hat, das Wasser im Körper, wie Blut. In Mexiko wird diese Pflanze um die Häuser gepflanzt und besonders gewartet. Man darf nur ein Blatt in die Erde legen; dieses bekommt bald Wurzeln und wächst fort. Von diesen, selbst erzogenen, Pflanzen kommt die beste Cochenille; die von den wilden heißt Feldcochenille und ist schlechter. Die beste hat ihren Namen von dem Orte, wo sie am meisten gebaut wird, und heißt Mesteque. Auch die Zeit der Einsammlung macht einen Unterschied in dem Werthe derselben.

Auf dieser Pflanze gebären die Weibchen im Frühjahr lebendige Junge, die bald hervorkriechen, und sich zerstreuen. Die Mütter, die nicht von ihrer Stelle weichen, sterben nach etlichen Tagen. Nach drei Monaten folgt die zweite, und nach eben so viel Zeit die dritte Brut. Diese kann sich nicht ausbilden, weil der Winter jener Länder, der in fortdauerndem Regen besteht, eintritt. Die meisten sterben daher; andre verbergen sich so gut sie können, und pflanzen sich das kommende Frühjahr wieder fort.

Bei der Einsammlung werden von der ersten Brut bloß die Mütter genommen; bei der zweiten, nebst diesen auch einige von den erwachsenen Jungen, die sich noch nicht fortgepflanzt haben; die letzte Sammlung gibt die schlechteste Cochenille, weil sie eilfertig angestellt wird, um nicht von der Regenzeit

verscheucht zu werden. Man scharrt Alles zusammen, und bringt dadurch auch viele Unreinigkeiten von der Pflanze darunter. Für das künftige Jahr hebt man eine beliebige Anzahl von den Jungen auf, die man vor der, ihren Leben nachtheiligen, Kälte und Nässe zu bewahren sucht. Man macht kleine Nesterchen von feinem Heu oder Moos, und legt sie mit Blättern von der Nepalpflanze, auf welcher sie sitzen, hinein, damit sie den Winter davon zehren können. Sobald die Witterung es zuläßt, bringt man sie wieder ins Freie, wo ihre Vermehrung erfolgt.

Um die noch Lebenden bei der Einsammlung zu tödten, brüht man sie entweder mit heißem Wasser, oder man tödtet sie durch Ofenhitze, oder durch die brennende Sonne, der man sie aussetzt. Im ersten Falle bekommt die Cochenille eine braunrothe Farbe; im andern wird sie aschgrau, auch schwärzlich; im dritten Falle bekommt sie eine silbergrau glänzende Farbe. Dies letzte Verfahren wird für das beste gehalten. Man hat berechnet, daß an siebzigtausend Insekten zu einem Pfunde Cochenille gehören. Jährlich soll gegen eine Million Pfunde nach Europa gebracht werden. Die Cochenille verliert ihre färbende Kraft nicht, wenn sie auch Jahrhunderte gelegen hat. Sie gibt das schönste Scharlachkarmoisin- und Purpurroth, auch Violet, Gelb und Zimmtbraun. Auch braucht man sie zur Bereitung des Carmins, und anderer rothen Lackfarben. Zinn, in Scheidewasser aufgelöst, gibt, mit Cochenille vermischt, Scharlach, und durch Schwächung solcher Mischungen entstehen noch andere schöne Farben.

Ehe man die Amerikanische Cochenille kannte, brauchte man in Deutschland die Polnische Kermesbeere, welche man jetzt die Asche-Cochenille nennt. Man findet in den sandigen Gegenden von Polen und Sachsen an den Wurzeln des Kermeskrauts eine länglich eirunde, purpurrothe oder rothbraune Schilde

laus (Coccus polonicus, fr. Le Kermés *) de racines), die man vorzüglich in Polen ſammelte, und zur rothen Farbe brauchte. Jetzt färben noch die Koſaken damit. Aber mit zwanzig Pfund kommt man kaum ſo weit, als mit einem Pfunde von jener. Vielleicht könnte aber doch dieſes Produkt mehr vervollkommt werden.

Suttinger.

Ueber die ſchwarze Amtskleidung der proteſtantiſchen Geiſtlichen.

In allen proteſtantiſchen Ländern iſt die Sitte unter den Predigern eingeführt, daß ſie bei ihren amtlichen Verrichtungen ſchwarz gekleidet einhergehen.

In den erſten Zeiten des Chriſtenthums fand dieſe Gewohnheit nicht Statt. Die Aelteſten der Gemeinen, die zugleich Lehrer waren, unterſchieden ſich durch keine Aeußerlichkeit. Ihre Kleidung war in und außer den religiöſen Verſammlungen, die Kleidung der übrigen Menſchen. Erſt als durch Konſtantin d. G. die chriſtliche Religion die im römiſchen Reiche herrſchende geworden war, fingen die Biſchöfe und Presbytern an, die Kleidung der heidniſchen Oberprieſter nachzuahmen, doch nur bei dem Gottesdienſte, und bei außerordentlichen Feierlichkeiten. Im gemeinen Leben ging der Kleriker, wie der Laie **) gekleidet. Im neunten und zehnten Jahrhundert, da das Anſehn der Geiſtlichkeit ſchon eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, ward den, zu dieſem Stande gehörigen, Perſonen, durch den Schluß

eines Conciliums, das Tragen der gewöhnlichen Kleider ausdrücklich unterſagt. Man kehrte ſich aber nicht lange an dieſen Beſchluß, und der Pabſt Innocenz III. erlaubte der Geiſtlichkeit förmlich wieder, außer den Geſchäften ihres Berufs, jede Art der bürgerlichen Kleidung. Nur die Mönche waren ausgenommen. Dieſe ſollten ihrer Ordensregel treu bleiben. Die einzige Einſchränkung fand bei den Weltgeiſtlichen ſtatt, daß ſie nicht in Gelb oder Grün gekleidet gehen durften. So blieb es bis zur Reformation. Luther achtete es für anſtändig, und der Würde des Predigers angemeſſen, beim Gottesdienſte in einer gewiſſen ehrwürdigen Kleidung zu erſcheinen. Er ſelbſt predigte mehrmals in dem Habit, den er als Auguſtiner Mönch getragen hatte. Doch legte er dieſen im Jahr 1524 gänzlich ab, weil ihm der Kurfürſt, Friedrich von Sachſen, ein eignes Amtskleid von brauner Farbe zuſendete. Mit dieſem betrat er von der Zeit an jedesmal die Kanzel. Im Jahr 1529 machte ihm der Nachfolger dieſes Kurfürſten, Johann der Beſtändige, ein ähnliches Geſchenk mit einem Kleide aus ſeiner eigenen Garderobe, von ſchwarzer Farbe. Dieſes Kleid ſchätzte Luther ſo ſehr, daß er es von Stund an zu jedem geiſtlichen Geſchäfte anzog. Da die ſchwarze Farbe damals die Farbe der meiſten Höfe war, ſo fand ſie allgemeinen Beifall, und die Geiſtlichkeit fühlte ſich in derſelben beſonders geehrt, nnd ſo geſchahe es, daß ſich im Verlauf von zehn Jahren alle lutheriſche Geiſtliche ſchwarz trugen. Die Anhänger Zwingli's und Kalvin's folgten dem Beiſpiele der lutheriſch Geſinnten, nur mit dem Unterſchiede, daß man auf alle übrige kirchliche Verzierungen, z. B. auf das Chorhemde, das Meßgewand, den großen Kragen u. ſ. w. Verzicht leiſtete, und alles ganz einfach bei der Gottesverehrung einrichtete. So iſt es bis auf die neueſten Zeiten geblieben. Und wer könnte es anſtößig finden, daß der Mann, der die Würde des

---

*) Das Wort Kermes kommt aus dem Arabiſchen, und heißt ſo viel als Wurm.

**) Kleriker ſind in der Sprache der Kirche die Geiſtlichen; Laien, alle andre, die nicht zum Kirchendienſt gehören, von dem Griechiſchen Κλῆρος und Λαος.

religiösen Glaubens aufrecht erhalten soll, auch in einem eigenen Kostüm erscheine, das mit dieser Würde nicht im Widerspruch steht? Eine grelle, bunte Tracht würde zur Erreichung dieses Zwecks unmöglich führen. K—r.

Böses Gewissen.

Der innere Richter unserer Handlungen schläft nie, und spricht selbst da laut, wenn man uns eines Frevels beschuldigt, den wir zwar nicht in demselben Augenblicke, aber schon zu einer andern Zeit begangen haben. Möchte doch jeder immer auf seine Stimme hören, und dadurch der größten Qual, den Vorwürfen eines bösen Gewissens, sich entziehen!

Ein junger Mann stand im Parterre des Pariser Opernhauses. Er greift nach seiner Uhr, um zu sehen, wie spät es ist. Fort ist sie. Er sucht in der Weste und den Beinkleidern. Umsonst. Sie mußte ihm herausgezogen seyn. Von Ungefähr betrachtet er seinen Nachbar, der ihn in dem gleichen Augenblicke seitwärts beobachtete. Der Mensch kam ihm verdächtig vor, um so mehr, da er dicht neben ihm stand. Der Bestohlene machte kurzen Prozeß, und sagte zu seinem Nachbar: „Herr, geben Sie mir meine Uhr wieder, oder ich lasse Sie auf der Stelle arretiren!“ — Dieser flüsterte ihm zurück: „Da haben Sie sie; aber ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich.“

Als der junge Mensch nach Hause kam, wunderte er sich natürlich sehr, als er seine Uhr auf dem Gesimse des Kamins liegen sah, wo er sie vergessen hatte, und eine andere in seiner Tasche fand.

Der diesmal unschuldig Angeklagte hatte wahrscheinlich schon öfter gestohlen, und fürchtete, in seinem Ankläger einen seiner Kunden zu sehen.

Stendal. Subr. Große.

Sechssilbige Charade.

Ob der Silben Menge zürne nicht,
Wenn mein Räthsel dir von sechsen spricht!
Einzeln hast du sie gar oft genannt,
Wär dir auch das Ganze nicht bekannt.

Daß dir vor der Witterung nicht graut,
Ward die Drei von Menschenhand gebaut.
Eins und Zwei, Geschöpfe voller Trauern,
Sind im frohsten Lebensalter zu bedauern!
Doch, daß nicht die Nothdurft ihnen fehle,
Daß nicht hoffnungsloser Schmerz sie quäle,
Ward zur Freistatt Eins, Zwei, Drei vereint,
Wo der Erstern Auge nicht mehr weint.

Aus des Wissens Hülle, aus der Vier,
Lernt im Stillen rege Wißbegier!
Was dein Kunstverstand hat ausgedacht,
Wird von dir durch Nummer Fünf vollbracht.
Sechs ist in Bewegung, bis ich sterbe,
Fünf und Sechs die Seele der Gewerbe;
Vier, Fünf, Sechs, wenn wir die Hälfte trennen,
Kann man Geistesapotheke nennen.
Eins bis Sechs zusammen trifft du an
In der Saalstadt, wo ein frommer Mann
Segnend auftrat, Eins, Zwei, Drei zu stiften:
Man verkauft daselbst sehr gute Schriften.

Trautscholdt.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Canale, gründliche Anweisung zur Zeichenkunst für Anfänger und Liebhaber derselben. Enthält eine Darstellung aller Theile des menschlichen Körpers und ihrer Verhältnisse. Nach den berühmtesten Zeichnern bearbeitet. 52 Kupfer in quer Folio. 6 Thlr.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 25. März 1811. 37.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Abentheuer Karl's des Zwölften bei Bender und Warnitz.

(Fortsetzung.)

Das erste, was der Seraskier nach seiner Rückkunft in Bender that, war, daß er allen Janitscharen befehlen ließ, das Lager des Königs zu verlassen, und sich in die Stadt zu begeben. Es ist schon weiter oben erinnert worden, daß ein Theil von diesen Janitscharen dem Könige als Ehren- und Leibwache zugegeben war. Der andere Theil lieferte den Schweden in kleinen Krambuden, womit das Dorf Warnitz und das Lager dabei angefüllt waren, täglich alle Lebensmittel, deren sie bedurften. Noch in derselben Nacht entfernten sich diese Janitscharen aus dem Lager des Königs. Noch befanden sich aber viele Polen und Kosaken darin; diesen ließ der erbitterte Seraskier andeuten, daß, wenn sie Lebensmittel verlangten, sie das schwedische Lager verlassen, und sich nach Bender unter den Schutz der hohen Pforte begeben müßten. Tags darauf wurde dem Könige von Schweden der so genannte Thaim entzogen, d. h. die Lebensmittel, die man ihm, seit seinem Aufenthalte in der Türkei, täglich gereicht hatte, und welche in Brot, Fleisch, Geflügel, Reiß, Oel, Wein, Honig, Zucker, Kaffee und Pferdefutter bestanden. Der Werth derselben belief sich täglich gegen 500 Thaler. Zu gleicher Zeit kamen auch die Tatarn zu einigen Tausenden, und nahmen nicht allein die, von den Polen und Kosaken verlassenen, Quartiere in Besitz, sondern fingen auch an, in kleinen Horden das ganze schwedische Lager in einer gewissen Entfernung einzuschließen, und alle Lebensmittel abzuschneiden, um den König durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Sobald der König sahe, daß die Tatarn nicht allein das Dorf Warnitz überschwemmten, sondern auch, daß seinem Lager alle Zufuhr abgeschnitten war, ließ er zwanzig von den arabischen Pferden, welche ihm der Großsultan zum Geschenke gegeben hatte, und die von außerordentlicher Schönheit waren, niederschießen, wobei er sagte: „ich mag weder Pferde noch Lebensmittel von ihnen.“ Seine Vertrautesten baten ihn fußfällig, nachzugeben, und der Kaplan nahm sogar Gründe der Religion zu Hülfe; allein der steifsinnige Karl wies ihn mit den Worten zurück: „Es ist Eure Pflicht, für mich zu beten, aber nicht, mir zu rathen.“

Nun war er aber auch darauf bedacht, sich in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, Verschanzungen aufzuwerfen, und Linien von einem Hause zum andern zu ziehen. Diese Linien, deren jede etwa 200 Schritte lang war, bestanden aus alten Bettstellen, alten Tonnen, Bretern, die man aus den Ställen genommen hatte, aus alten Wagen, Mist und allen solchen Dingen, die im Winter, wo die Erde gefroren ist, eine Art von Brustwehr bilden können. Mit der mehresten Sorgfalt war das Haus des Königs selbst befestigt, und man hatte darin alle Thüren und Fenster so verrammelt und verbauet, daß

es die Gestalt einer Citadelle in der Mitte einer Verschanzung bekam. An dieses Werk legte Jedermann Hand an — der Kanzler des Königs, seine Sekretaire, seine Kammerdiener nebst übrigen Bedienten — und Er selbst. Tag und Nacht wurde gearbeitet, und der König, der sich schon im Geiste auf die Dinge, die da kommen sollten, freute, vertheilte die Rollen, welche jeder bei diesem tragisch-komischen Kriege spielen sollte. Nachdem alles bestens von ihm angeordnet war, setzte er sich mit seinem Liebling, Grothusen, ans Schachbret, und spielte so unbefangen, als wenn überall die tiefste Ruhe herrschte.

Indem dieses im Lager vorging, verfügte sich der hollsteinische Gesandte, Herr von Fabrice, ein Augenzeuge dieser Begebenheiten, welchem wir zugleich die glaubwürdigsten Nachrichten davon, wie er sie in einigen Briefen an den Freiherrn von Görz berichtete, verdanken, zum englischen Minister beim Könige, Herrn Jeffrey's, und schlug ihm vor, sich zu einer gütlichen Vermittelung mit ihm zu vereinigen. Beide Gesandten verfügten sich daher zum Tatarchan und zum Pascha von Bender. Sie wurden sehr höflich empfangen und geheten, in den großen Divan zu kommen, welcher einige Tage nachher bei dem Pascha zu Bender sollte gehalten werden. Die beiden Gesandten ermangelten nicht, sich zur bestimmten Zeit dort einzufinden. Der Tartarchan und Pascha waren schon zugegen, und es befanden sich zugleich die vornehmsten Offiziere da, als der Janitscharenaga und mehrere Türken vom Range. Auch der erste Iman oder Stadtgeistliche in Bender war zugegen. Nachdem man die Gesandten auf einem niedrigen Sessel hatte niedersitzen lassen, nahm Herr v. Fabrice selbst das Wort, und sprach ungefähr folgendes: es wäre ihm sehr leid, die Sachen zwischen ihnen und dem Könige so weit gediehen zu sehen, daß es schiene, beide Theile wären auf einander erbittert — es würde ihnen ungemein viel Vergnügen machen, wenn sie im Stande wären, etwas zu einem gütlichen Vergleiche beizutragen — sie böten hiermit ihre Vermittelung an, fänden es aber in dieser Hinsicht nöthig, daß sie frei und ungehindert gehen und kommen könnten, um Unterhandlungen zu pflegen. Der Tatarchan fing hierauf an, sich sehr über den König und seine Undankbarkeit gegen ihn zu beschweren, indem er jederzeit sein bester Freund gewesen sey, und ihm große Dienste geleistet habe. Dies war wirklich Wahrheit. Denn der Tatarchan hatte sehr viel zu dem letzten Kriege der Pforte mit Rußland beigetragen, obgleich sein eigenes Interesse vorzüglich dabei mitgewirkt haben mochte, indem die Tatarn nichts so sehr als Krieg wünschten, weil sie beständig vom Raube zu leben pflegten.

Inzwischen versicherte der Chan die Gesandten, daß er ihre Vermittelung mit der größten Bereitwilligkeit annehme, und daß es ihm sehr lieb seyn werde, wenn man den König in der Güte zur Abreise bringen könnte, weiter verlangten sie nichts. Damit nun die Gesandten ihre Vermittelungen desto eher zu Stande bringen könnten, gab man jedem von ihnen einen Janitscharen und Tatarn zur Leibwache, und versicherte, daß sie sowohl bei Tage als des Nachts im Lager aus- und eingehen könnten, ohne von Jemand gefragt oder aufgehalten zu werden.

Herr von Fabrice begab sich einige Tage darauf in das schwedische Lager, und fand dort den König mit seinen Vertheidigungsanstalten ernstlich beschäftigt. Sobald er Herrn Fabrice erblickte, lächelte er, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in sein Kabinet. Hier fragte er ihn, woher er käme, und was er für Neuigkeiten mitbrächte. Herr Fabrice antwortete ihm: die Neuigkeiten, die er erzählen könnte, wären nicht die angenehmsten, die Türken drängen hartnäckig auf die Abreise Sr. Majestät, sie wären sonst in Gefahr, ihre Köpfe zu verlieren, nicht nur weil sie

der hohen Pforte solche versichert, sondern auch, weil sie auf Zureden des Herrn Grothusen Sr. Majestät die 1200 Beutel hätten verabfolgen lassen, welches doch eigentlich nicht eher hätte geschehen sollen, als bis Sie im Begriff gewesen wären, zu Pferde zu steigen. Der König schien ein geheimes Vergnügen über diese Nachrichten in seinen Augen zu verrathen. Bald aber antwortete er dem Herrn Fabrice: die 1200 Beutel, die er erhalten hätte, würden nicht hinreichend gewesen seyn, deswegen habe er sich noch Tausend ausgebeten. Der Gesandte erwiederte: es sey ihm dies bekannt, aber er besorge, es würde zu großen Verdrießlichkeiten kommen, ehe man diese neue Forderung bewilligte. — Der König versetzte darauf mit großer Lebhaftigkeit: „man wird es nicht wagen, mich anzugreifen, wenn es dennoch geschieht, so bin ich darauf vorbereitet."

Er setzte hinzu: der Großsultan wisse von dem Allen nichts, und es wären nur Ränke von dem Tatarchan und Pascha von Bender, welche sie mit seinen Feinden geschmiedet hätten. Er würde indeß Mittel finden, dem Großsultan davon Nachricht zu geben, und seine Feinde sollten Ursache haben, ihre Kabalen gegen ihn zu bereuen.

Herr Fabrice bediente sich der Gelegenheit, um dem Könige zu sagen, daß in diesem Falle das beste Mittel seyn würde, Zeit zu gewinnen, und zu versichern, daß der Entschluß zur Abreise gefaßt sey. In diesem Falle, fuhr Herr Fabrice fort, übernehme ich es, die Türken zu beruhigen, weil es scheint, daß sie weiter nichts verlangen, und weil sie mich in einer langen Unterredung, die ich im Divan mit ihnen gehabt, baten, ein Mittel ausfindig zu machen, um sie mit Sr. Majestät wieder auszusöhnen. —

Man kann nicht mit Gewißheit sagen, ob der König schon beschlossen hatte, die Sache aufs äußerste zu treiben, oder ob er in der That glaubte, daß die Türken nichts gegen seine eigene Person

unternehmen würden — kurz, er antwortete dem Herrn Fabrice in einem verdrießlichen Tone, daß er, nebst seinem Nebengesandten, die Rolle des englischen und holländischen Ministers zu Konstantinopel spiele die sich mit dem Frieden zwischen den Türken und Russen beschäftigten, ohne die Zustimmung ihrer Herren und der theilhabenden Parteien zu haben. — Er brauche solche freiwillige Mittelsmänner keineswegs, und werde schon durch sich selbst die Sache beendigen. Erzählen Sie nur den Türken, sprach er zu Herrn Fabrice, was sie hier gesehen haben — er meinte seine Verschanzungen — und ich hoffe, sie werden die Sachen nicht weiter treiben. Ehe Herr Fabrice das Lager des Königs verließ, besuchte er noch seinen Freund, von Grothusen, der den König besser kannte, als irgend Einer, und am fähigsten war, Herrn Fabrice von den wahren Gesinnungen des Königs zu unterrichten. Grothusen sagte Herrn Fabrice frei heraus:

„Wir mögen machen, was wir wollen, so wird „uns das Alles doch nichts helfen. Der König „ist entschlossen, es aufs äußerste ankommen zu „lassen, und seine Einbildungskraft weidet sich „schon im voraus an diesem außerordentlichen Ge„fecht. Ich habe mir, fuhr er fort, schon alle „mögliche Mühe gegeben, den König auf andere „Gedanken zu bringen. Aber vergeblich. Denn „eine Szene dieser Art ist seiner romantischen „Einbildungskraft zu angenehm, als daß er den „Gedanken an die Ausführung aufgeben sollte. „Ich habe mich daher, sagte Grothusen, entschlos„sen, das Schicksal des Königs mit ihm zu thei„len, und bin auf alles gefaßt! — Der größte „Dienst, setzte er hinzu, den Sie mir thun kön„nen, ist, sich auf keine Vermittelung weiter ein„zulassen, weil sie doch vergeblich seyn würde, „und nur dafür zu sorgen, daß es uns nicht an „Lebensmitteln fehlen möge, zu welchem Ende

„Herr Fabrice einigen Janitſcharen, die ihm Gro-
„thuſen nannte, Geld geben ſollte, und die dann
„bald Mittel finden würden, ihnen zu helfen.“

Herr Fabrice verſprach, ſein möglichſtes zu thun, und begab ſich wieder nach Hauſe.

Am folgenden Tage ging er zu den Türken, und fand ſie alle im Hauſe des Paſcha verſammelt. Sie erwarteten ihn mit Sehnſucht, und empfingen ihn ſo höflich, als es ihnen nur immer möglich war. Mit großer Ungeduld fragten ſie ihn nach dem Erfolge ſeiner Unterhaltung, und nach des Königs von Schweden Antwort. Herr Fabrice ſagte ihnen, daß er eine lange Unterredung mit dem Könige gehabt, und daß ſich Se. Majeſtät über die unhöfliche Art beſchwerten, womit man einen Tag zur Abreiſe gleichſam von Ihm herauspreſſen wollte. Die Türken fielen hier Herrn Fabrice in die Rede, um ihm zu ſagen, daß es der ausdrückliche Befehl des Großſultans wäre, den König zur Abreiſe zu nöthigen, und daß ſie ihre Köpfe verlieren würden, wofern ſie dieſen Befehl nicht buchſtäblich in Erfüllung brächten. Herr Fabrice antwortete: er habe dem Könige daſſelbe vorgeſtellt, aber er bilde ſich ein, es geſchähe alles blos aus Kabale gegen ihn. Nach vielen Worten, welche von beiden Theilen gewechſelt wurden, ſchloß endlich Herr Fabrice damit, da der König im Punkte der Ehre ſehr empfindlich ſey, nichts ihn ſo ſehr gewinnen würde, als wenn man ihm mit einem neuen, milden Antrage zuvorkäme, und ihm dadurch gleichſam die Hände bände. Der Kanzler des Königs, von Müller, ſcheine ihm ſehr zur Mäßigung geneigt, und dieſer könne vielleicht durch ſeine Klugheit den König bewegen, nachzugeben. Die Türken willigten einſtimmig in den Vorſchlag des Herrn Fabrice, verſprachen ihm, alles zu thun, was er für gut halten würde, und trugen ihm auf, mit dem Kanzler des Königs den Tag und die Stunde der Verhandlungen abzureden. Die Türken tranken jetzt mit Herrn Fabrice einige Taſſen Kaffee, ließen ihn ſodann auf gut türkiſch parfümiren, und nahmen mit vieler Höflichkeit von ihm Abſchied. Sogleich ſetzte ſich Herr Fabrice zu Pferde, und ritt gerades Weges in das ſchwediſche Lager zum Kanzler des Königs, von Müller. Dieſer bezeigte über das Benehmen des Herrn Fabrice bei dieſer mißlichen Sache ſeine große Zufriedenheit, und nöthigte ihn, ſelbſt mit zum Könige zu gehen, und ihm Bericht zu erſtatten.

Beide gaben, in Gegenwart des Königs, der Sache eine ſolche Wendung, als wenn die Türken dieſe Audienz begehrt hätten, ohne im geringſten derjenigen Vorſchläge zu erwähnen, welche Herr Fabrice ihnen gethan hatte. Der König bewilligte daher auf den folgenden Tag eine Conferenz der Türken mit ſeinem Kanzler. Herr Fabrice ſchickte ſogleich ſeinen Dollmetſcher zu den Türken, um ihnen dieſes zu melden. Sie fanden ſich ſchon Nachmittags um 2 Uhr bei Herrn von Grothuſen ein, wohin ſich auch der Kanzler verfügt hatte. Die Conferenz dauerte faſt eine Stunde, und die Türken beſtanden immer auf der Nothwendigkeit der Abreiſe des Königs, und Beſtimmung eines gewiſſen Tages, an welchem ſie erfolgen ſollte. —

(Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Ich gehe oft, und habe Flügel,
Und bleibe doch an Einem Ort;
Mein Aufenthalt iſt ſtets ein Hügel,
Da tob' ich Tag und Nacht oft fort.

E. H. Schwabe.

Auflöſung des Räthſels im dreiunddreißigſten Stück.

Fluß.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 28. März 1811. 38.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Revolutionen der Erde durch Wasser, Feuer und Erdbeben.

(Fortsetzung.)

Modena bildet eine große, viele Meilen weit sich erstreckende, Ebene, die von allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen ist. Um reines Wasser zu bekommen, muß man wenigstens 120 Fuß tief eingraben. Das ganze Herzogthum liegt nämlich über einem, mit einer Felsenmasse überwölbten, unterirdischen See. Dieser Felsen muß durchschlagen werden, wenn man Wasser haben will. Dieses Durchschlagen muß aber mit Vorsicht geschehen, weil sonst die Arbeiter leicht in Gefahr kommen, zu ertrinken. Denn wenn der endliche Durchbruch des Steins geschieht, so dringt das Wasser mit solcher Gewalt in die neue Oeffnung, oder in den eingegrabenen Brunnen, daß sich der Arbeiter, der den letzten Schlag zum Durchbrechen des Felsen that, kaum retten kann. Sonderbar ist es, daß man im ganzen Herzogthume wissen kann, wenn in einem neu gegrabenen Brunnen das Wasser eingelassen wird. Denn in allen übrigen Brunnen fällt das Wasser in demselben Zeitpunkte merklich, bis es mit dem neu gegrabenen wieder einen wagerechten Stand erlangt hat. Bei Gelegenheit dieser Brunnengräberei hat man nun die sichersten Beweise gefunden, daß wenigstens jenes Herzogthum vor der jetzigen Bewohnung bereits zu drei verschiedenen Zeiten bewohnt gewesen sey. Wenn man nämlich dort zwanzig bis dreißig Fuß tief in den Erdboden eingräbt, so findet man häufig Ueberbleibsel und Grundmauern von Gebäuden, nebst mancherlei, zum Häuserbau und zur Bequemlichkeit der Menschen dienende, Geräthschaften. Vierzig Fuß tiefer trifft man abermals auf mancherlei Kennzeichen einer ehedem bewohnten Oberfläche. Es zeigt sich nämlich ein, durch Bearbeitung und Düngung schwarz gewordenes, Erdreich, von mehr als ein Fuß Tiefe. In diesem Erdreiche erkennt man deutlich die versteinerten Wurzeln von Gras und andern Pflanzengewächsen sowohl, als die Wurzeln von niedern Holzungen und Gebüschen, die ehedem in der Oberfläche des Erdkörpers vegetirt haben müssen. Selbst ganze einzelne Gebüsche und kleinere Pflanzengewächse hat man hier in versteinerter Gestalt angetroffen. Sogar einen, noch in allen seinen Theilen vollendeten, Feigenbaum mit Aesten, Zweigen und daran sitzenden Früchten, fand man versteinert. Es springt in die Augen, daß diese zweite Bewohnung ungleich früher, als die obere, bestanden haben müsse. Denn was für einen ungeheuern Zeitraum muß man annehmen, ehe diese zweite Bewohnung mit vierzig Fuß Erde bedeckt werden konnte, um der obern, die noch jetzt wenigstens zwanzig Fuß tief unter der, zu unsern Zeiten daseyenden, Oberfläche verborgen ist, Platz zu machen?

Aber noch sind wir nicht bis zur untersten Bewohnung gekommen. Um zu dieser zu gelangen, muß man noch zwanzig bis dreißig Fuß tiefer eingraben.

Hier kommt man abermals auf ein schwarzes fruchtbares Erdreich, in welchem sich eine Menge von Wurzeln und Gewächsen, im Zustande der Versteinerung befinden. Mitten und unter ihnen stößt man auf eiserne, zum Ackerbau und zur Wirthschaft dienende, Geräthschaften. Sogar eine versteinerte Kornsgarbe, noch zusammen gebunden, mit ihren Halmen, Aehren und Körnern, hat man aus dem Erdlager hervorgezogen. Zwischen den Kennzeichen jeder der drei Bewohnungen fand man zugleich allemal die deutlichsten Spuren von einem da gewesenen Meeresgrunde. Ueberall Beweise, daß unsere Erde sehr oft große Veränderungen durch Wasserfluthen und Meeresaustretungen erlitten haben müsse.

Das Herzogthum Modena ist nicht das einzige Land, wo man jene Spuren und Merkmale von ehemaliger Bewohnung antrifft. Unser deutsches Vaterland liefert zu der angeführten Behauptung selbst Beweise. Als z. B. die prächtigen Wasserkünste zu Herrenhausen bei Hannover angelegt wurden, sahe man sich genöthigt, das Wasser einige Meilen weit dazu herzuleiten. Man durchgrub auf diesem Wege verschiedene Gebirge, die jedoch von keiner beträchtlichen Höhe waren. Dennoch fand man bei dieser Gelegenheit in einer Tiefe von dreißig bis vierzig Fuß unter der Erdoberfläche einen ehemals dagewesenen Wald, davon alle Stämme mit Aesten und Zweigen in Verkohlung übergegangen waren, doch so, daß die noch vorhandenen Stämme zur Feuerung angewendet werden konnten. Alle Bäume waren umgestürzt, und man sahe sehr deutlich, daß diese Umstürzung durch einen Sturm und eine Ueberschwemmung aus Südwesten her bewirkt worden war; denn alle Spitzen der Bäume lagen nach Nordosten. Dieser Wald mußte doch wohl vor Zeiten zur bewohnten Oberfläche unserer Erde gehört haben, nachher aber umgestürzt, und mit Schlamm bedeckt worden seyn! Als man die Gebirge noch weiter durchgrub, und funfzehn bis zwanzig Fuß tiefer kam, stieß man abermals auf einen umgestürzten Wald. Allein die Bäume lagen mit ihren Aesten und Zweigen in einer ganz andern Richtung. Alle waren mit ihren Gipfeln nach Südwest gekehrt, und mußten also durch einen Sturm und durch eine Fluth von Nordosten kommend, umgerissen worden seyn. Dieser zweite Wald befand sich bereits in einer Art von Versteinerung; doch war dieselbe noch nicht vollendet. Auch hier also mußte schon eine zweimal bewohnte Oberfläche bestanden haben.

Es wurde oben der versteinerten Fische und andern Wasserthiere erwähnt, die man bisweilen auf hohen Bergen gefunden hat. Es ist merkwürdig, daß unter diesen Fischen niemals See- und Flußfische unter einander liegen. Wo Seefische liegen, da fehlen die aus süßen Wassern; und umgekehrt. Auch aus diesem Umstande ergibt sich die Vermuthung, daß die Konstruktion des Innern der Erde, nicht durch eine einzige Ueberschwemmung bewirkt worden sey, sondern daß sich ihrer mehrere, abgesondert von einander, in verschiedenen Erdgegenden ereignet haben müssen. Viele dieser Veränderungen sind wahrscheinlich vor der Zeit, ehe unsere Erde die jetzigen Bewohner hatte, vorgefallen. Viele derselben aber müssen erst nach der Zeit, als die Erde von Menschen und Thieren bewohnt war, erfolgt seyn. Eine Ueberschwemmung, wie die Noachische, kann sehr wohl die verwitterten Ruinen von den Gipfeln der Granitfelsen herabgespült, und die angrenzenden Thäler damit erfüllt haben. Weite Gegenden, die sonst vom Meere bedeckt waren, können von diesen ausgespülten Steinen ausgefüllt, und dadurch zu trocknem Lande umgebildet worden seyn. Andere Körper, die ihr Grab in diesen Massen fanden, wurden darin der Verwesung entrissen, und versteinerten mit jenen herabgerissenen Steintheilen zugleich. Möglich, daß

die Zeit der Verhärtung dieſer Felſenmaſſen nur kurz war, und daß alſo der, darin eingeſchloſſene, Körper mit ihnen bald in eine Steingeſtalt übergingen. Die Noachiſche Waſſerfluth konnte aber nicht die einzige in ihrer Art ſeyn; denn ſonſt könnte man nicht an ſo vielen Orten mehrere, über einander geſchichtete, bewohnt geweſene Oberflächen antreffen. Wenn, wie, und unter welchen Umſtänden dieſe Ueberſchwemmungen ſich ereignet haben, iſt freilich nicht auszumitteln, weil keine Zeugen dabei geweſen ſind. Offenbar haben nicht alle Gegenden der Erde jedesmal einerlei Schickſal gehabt. Viele derſelben ſind ungleich ſpäter, als andere, bewohnbares Land geworden, und viele haben ihre ehemalige Geſtalt ſo ſehr verändert, daß man dieſe Veränderung eine neue Schöpfung nennen könnte.

Außer dem Waſſer haben unſtreitig unterirdiſche Feuer und Erdbeben zu der veränderten Geſtaltung der Erde beigetragen. Eine der ſonderbarſten Revolutionen, die das unterirdiſche Feuer unwiderſprechlich hervorgebracht hat, und noch hervorbringt, beſteht darin, daß, vermöge der Gewalt dieſes Feuers, ungeheure Erdmaſſen, in der Geſtalt anſehnlicher Berge, emporgehoben worden ſind. Dies iſt nicht nur auf dem feſten Lande, ſondern auch auf offener See geſchehen. Im Königreiche Neapel z. B. war bei den alten Römern der lukriniſche See, nahe bei Puzzuolo, wegen ſeiner vortrefflichen Auſtern und ſchmackhaften Fiſche, die er in großer Menge ernährte, berühmt. Die umher liegende Gegend war außerordentlich angenehm. Nicht nur die Stadt Puzzuolo war volkreich und prächtig, ſondern es hatten auch die reichſten Römer die Grenzen derſelben zum Mittelpunkt der Pracht und des Vergnügens gemacht. Die herrlichſten Landhäuſer, Bäder und Gärten waren hier zuſammen gedrängt. Selbſt das Landhaus des berühmten Cicero, Academia *) genannt, lag in der Gegend von Puzzuolo. Alle dieſe Pracht ging im Verlaufe der Zeit durch Kriege und Ueberſchwemmungen verloren, und bis zum Jahre 1538 hin ſahe ſich die Gegend, im Vergleich mit der Vergangenheit, kaum noch ähnlich. Doch auch die letzten Ueberreſte der alten Anmuth ſollten vertilgt werden. Im genannten Jahre vollendete ein Erdbeben den Greuel der Verwüſtung. In der Nacht zwiſchen dem 29ſten und 30ſten September brach unvermuthet, nahe bei der Stadt, ein dicker Dampf aus der Erde hervor, nachdem ſchon einige Zeit vorher Erdſtöße waren empfunden worden, durch welche Tags vorher das Erdreich mächtig aufgeriſſen war. Dem Rauche folgte bald ein helles Feuer, welches den Boden in die Höhe hob, und ſich anſehnliche Schlünde öffnete, aus welchen Steine, Sand und Aſche herausgeworfen wurden. Mit jeder Minute hob ſich das Erdreich höher und höher, und der hervorgeworfene Unrath von Aſche, Sand und Steinen häufte ſich ſo beträchtlich an, daß davon ſehr bald ein Berg mitten auf der Ebene entſtand, der noch heut zu Tage unter dem Namen des Monte nuovo, oder des neuen Berges, vorhanden iſt. Der Umfang deſſelben beträgt über drei Viertel deutſche Meile, und ſeine Höhe wenigſtens 400 Ruthen. Durch den empoſteigenden Berg ward der lukriniſche See ſo verſchüttet, daß jetzt noch kaum ſo viel davon übrig iſt, als was etwa ein mäßiger Teich beträgt. Die ganze Vorſtadt von Puzzuolo, Namens Tripergola, wurde mit Feldern, Vieh und Menſchen unter Aſche und Steinen begraben. Auch der See Avernus, der vormals mit dem Meere in Gemeinſchaft ſtand, wurde von den ausgeworfenen Materien eingeſchloſſen und zum Theil verſchüttet.

*) Die Quaestiones Academicae haben von dieſer Villa, weil ſie hier geſchrieben wurden, ihren Namen.

Was bei Puzzuolo geschah, ist wahrscheinlich auf dem Erdboden öfter geschehen. Denn man findet in allen Erdtheilen die deutlichsten Spuren von Bergen und Hügeln, deren Ursprung dem Entstehen des Monte nuovo ähnlich ist. Was auch die Geschichtbücher darüber nicht lehren, das lehrt der Augenschein. Wird daher ein solcher Berg im Meere empor getrieben, so entsteht eine neue Insel. Denn was auf dem festen Lande die Berge sind, das sind im Meere die Inseln, und gewiß sind die meisten vulkanischen Ursprungs, d. h. sie sind durch Feuer und damit verbundene Erdbeben entstanden. Um nur ein Beispiel anzuführen, so sahe man am 23. März 1707 in dem Meerbusen der Insel Santorin im Archipelagus, von Weitem Etwas, das einem schwimmenden Felsen nicht unähnlich schien. Bei dem ersten Anblick hielt man es für Trümmern von einem verunglückten Schiffe. Man sandte daher einige Bootsleute aus, die die Erscheinung näher untersuchen sollten. Aber wie erstaunten diese, als sie wirklich mitten im Meere einen Felsen fanden, der noch immer im Wachsen begriffen war. Am folgenden Tage wollte sich alles von der Aussage der Schiffer näher überzeugen, und man drängte sich nach dem ungewohnten Schauspiele hin. Die Kühnsten machten Miene den Felsen zu ersteigen, aber fast wäre ihnen ihre Neugier theuer zu stehen gekommen. Der Fels war noch im Enstehen und daher ganz locker, und die Wagehälse wären beinahe versunken. Noch mehr erhielt die Sache den Anstrich des Wunderbaren dadurch, daß man an den frischen Felsenwänden die auserlesensten Austern, mit untermengten Bimssteinen, die wie Zwiebacke aussahen, erblickte. Mancher hätte gern zugelangt, wenn nur das Unternehmen weniger gefahrvoll gewesen wäre. Zwei Tage vor der Felsengeburt hatte ein Erdbeben die Santoriner in große Furcht gesetzt, die nun durch das Emporkommen des Felsen gehoben schien. Ohne

weitere Erschütterung wuchs die neue Insel fort bis zum vierten Jun, so daß sie eine halbe Meile lang und 25 Fuß über der Meeresfläche erhaben war. Während der ganzen Zeit der Erscheinung war das Wasser in der Nähe des Felsen in heftiger Bewegung und so heiß, daß die Fische starben. Aus dem Grunde herauf stiegen unaufhörlich eine Menge Unreinigkeiten, welche das Wasser in einem Umkreise von zwanzig Meilen mannichfaltig färbten.

Mit dem vierten Jun war indeß noch nicht das ganze Werk beschlossen. Am sechszehnten Jul kamen auf einmal siebenzehn schwarze und finstre Felsen aus dem Grunde des Meeres hervor, die in der Ferne das Ansehen eines Rohrbusches hatten, und sichtbar größer wurden. Anfangs waren sie von einander abgesondert, aber allmälig zeigte sich's, daß sie unterwärts zusammen hingen. Zuletzt vereinigten sie sich mit der neuen Insel. Der Anblick war um so sonderbarer, da die Letztere weiß, und das Neuhinzugekommene schwarz aussah. Zwei Tage nachher stieg von der neuen Insel zum ersten Male ein dikker Rauch, wie aus einem brennenden Ofen auf. Zu gleicher Zeit ließ sich ein unterirdisches Krachen vernehmen, welches die Bewohner von Santorin in ein solches Schrecken setzte, daß sie sich auf die benachbarten Eilande flüchteten. Doch es blieb bei dem bloßen Schrecken.

(Fortsetzung folgt.)

Silbenräthsel.

Die erste schmückt der Damen Haar,
Die andre stellt sich dann uns dar,
Wenn wir im Julius spazieren gehen,
Um uns auf Wiesen umzusehen.
Noch zwei gebieten mir, in Furcht zu setzen,
Was mich droht zu verletzen.
Das Ganze bringt dem Morgenland oft Noth
Auch bringt's dem Einen Fleisch, dem Andern Brot.

Suttinger.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 30. März 1811. 39.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Engelsburg in Rom.

(Zum Kupfer Nr. 7.)

Dieſes Denkmal des Alterthums ſteht im vierzehnten Quartiere der Stadt Rom, welches die Gegend des Vatikans begreift, und erſt vom Pabſt Sixtus V. mit zur Stadt gezogen wurde. Dieſes Quartier erhielt einen Löwen zum Wappen, der auf einem eiſernen Kaſten ſitzt, um den Schatz von fünf Millionen, welchen Sixtus in der Engelsburg niederlegte, zu bewachen. Darauf ſpielt auch die Inſchrift des Löwen an: Vigilat sacri thesauri custos.

Die Engelsburg, Castello di S. Angelo, hieß zuerſt moles Hadriani. Denn der Kaiſer Hadrian ließ dieſe Burg zu ſeinem Grabmal aufführen, ſo daß ſie dem des Auguſt, jenſeit der Tiber, gegenüber lag. Dieſes Grabmal war, wie das des Auguſt, unten viereckig. Darauf ſtand ein runder Thurm, der mit Marmor überkleidet und durch Statuen, Pferde und Wagen mannichfaltig verziert war. Noch prangte auf dieſem Thurme der bronzene Tannenzapfen von elf Fuß Höhe, der jedoch, ſo wie die Pfauen, auch auf dem Grabmale der Scipione geſtanden haben ſoll. Rings um dieſes Grabmal des Hadrian ging eine Kolonnade, wovon die Säulen nach der Paulskirche gebracht worden ſind. Im Innern des Denkmals lief eine Schneckentreppe ſo ſanft hinan, daß man mit einem Wagen hinauffahren konnte. Weil dieſes Gebäude ſehr feſt und dauerhaft gebauet war, und vorzüglich außerordentlich ſtarke Mauern hatte, ſo wurde es nicht nur zu den Zeiten des Beliſarius, ſondern auch bei den Verheerungen der Gothen, und während der innerlichen Unruhen der mittlern Zeiten, als Citadelle benutzt, und zu verſchiedenen Malen belagert. Daher kommt es auch, daß dieſes Gebäude zuweilen Rocca die Crescenzio genannt wird. Denn im Jahre 985 bemächtigte ſich ein gewiſſer Crescentius Nomentanus dieſer Burg, und vertheidigte ſich darin ſo lange, bis ihn der Kaiſer Otto III. daraus vertrieb. Wie mag aber dieſes Gebäude zu dem Namen der Engelsburg gekommen ſeyn? Der heilige Pabſt Gregorius, der in ſeinen Schriften ſo Manches erzählt, was die Vernunft nicht begreifen, und als Wahrheit annehmen kann, erzählt Folgendes darüber. Als er während der Peſt, die damals wüthete, und die man als eine Strafe der zürnenden Gottheit anſah, in Prozeſſion über die Engelsbrücke gegangen ſey, habe ſich auf einmal ein Engel auf dem Grabmal des Hadrian blicken laſſen. Dieſer Engel ſey bewaffnet erſchienen, und habe das blitzende Schwert geſenkt und in die Scheide geſteckt, zum Zeichen, daß der göttliche Zorn nun gemildert ſey und die Peſt aufhören werde. Von dieſer vermeintlichen Begebenheit bekam das Gebäude den Namen der Engelsburg. Darum wurde auch auf der Spitze der Burg ein großer bronzener Engel aufgeſtellt. Weil nun dieſe Burg bei ſo verſchiedenen kriegeriſchen Einfällen ſo wichtige Dienſte geleiſtet hatte, ſo wurde ſie auch immer mehr für

ähnliche Zwecke eingerichtet. Der Pabſt Urban VIII. ließ ihr das kriegeriſche Anſehen einer wahren Burg geben, welches ſie gegenwärtig hat. Er ließ die Baſteien aufführen, Gräben ziehen, Kanonen gießen und auf den Wällen aufpflanzen, und ein Zeughaus anlegen. Aber ungeachtet dieſes kriegeriſchen Anſehens findet doch auch der Freund der ſchönen Künſte in der Engelsburg noch manchen Gegenſtand, bei dem er gern verweilt. In dem großen Sale befinden ſich verſchiedene geſchichtliche Gemälde von Pierin del Vaga, in andern Zimmern von Iulius Romanus und andern Meiſtern. Im ſogenannten Belvedere, welches eine vortreffliche Ausſicht gewährt, ſind ſchöne Malereien von Sicciolante, und recht artige Stuccaturarbeiten von Rafaello di Monte Lupo. Auch einige antike Statuen und Büſten findet man hier. Die Rüſtkammer ſollte ſonſt für 6000 Mann Gewehre enthalten. Dies haben aber Reiſende nicht gefunden. In der Engelsburg iſt auch das Gewölbe, in welchem der Kardinal Caraffa, der ſich zu viel Gewalt angemaßt hatte, unter Pius IV. ſtrangulirt wurde. Seit dieſer Zeit haben es die Kardinäle durchgeſetzt, daß der Pabſt keinem von ihnen das Leben darf nehmen laſſen, bevor er nicht mit dem ganzen Kollegium die Sache überlegt hat. — Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß Sixtus V. fünf Millionen als einen Schatz in der Engelsburg niederlegte, der nur im äußerſten Nothfalle angegriffen, und ſo bald als möglich wieder erſetzt werden ſollte. Dieſer Schatz war nach der Meinung des gemeinen Hauſens immer in der Engelsburg, ſo lange die Päbſte in Rom herrſchten; Perſonen, die beſſer unterrichtet waren, zweifelten ſehr daran. Inzwiſchen mochte doch ſonſt wohl immer eine anſehnliche Summe daſelbſt verwahrt liegen; denn man nahm im Jahr 1764, bei der großen Hungersnoth, ſeine Zuflucht zu dieſem Schatze. Auch wurden ſonſt in dieſer Burg die päbſtlichen Kleinodien aufbewahrt, z. B.

die dreifache Krone; ferner die wichtigſten Dokumente, die Akten verſchiedener Kirchenverſammlungen u. d. g. Eben ſo hatten auch die päbſtlichen Staatsgefangenen ihre Wohnung in der Engelsburg, und wenn ein Pabſt in den letzten Zügen lag, ſo wurden alle Gefangene Roms dahin in Verwahrung gebracht, damit der Pöbel bei der Unordnung, die immer nach dem Tode des Pabſtes erfolgte, keine Verſuche wagen könnte, dieſe Gefangenen zu befreien.

Bei dem Feſte des Apoſtels Petrus und am Krönungstage des jedesmaligen Pabſtes wurde ſonſt jährlich vom Thurme der Engelsburg ein Feuerwerk abgebrannt. Dieſer Platz war dazu äußerſt vortheilhaft, und das Ganze fiel von allen Seiten vortrefflich in die Augen. Beſonders nahm ſich die ſogenannte Girandola, oder der Pfauenſchwanz, der das letzte Stück war, prächtig aus. Vier tauſend Raketen ſtiegen auf einmal in die Luft und erfüllten dieſelbe, indem ſie ſich nach allen Seiten verbreiteten, mit einem feurigen Regen, der mit einem groſſen Gepraſſel endigte. Auch war wohl bei einer ſolchen Feierlichkeit die Engelsburg mit Fahnen beſteckt, und noch verſchiedenartig dekorirt; denn darauf ſcheint das beifolgende Kupfer hinzudeuten, welches wohl die Engelsburg bei einer ſolchen Gelegenheit darſtellt. — Vom Vatikan geht ein 1500 Schritt langer bedeckter Gang mit kleinen Fenſtern nach der Engelsburg, die Alexander VI. um Jahr 1500 zu ſeiner Sicherheit anlegen ließ. Auf dieſem Gange konnten die Päbſte, ohne daß ſie Jemand ſah, auf die Engelsburg flüchten. Dies kam dem Clemens VII. ſehr zu Statten, als Rom 1527 überrumpelt und geplündert wurde. Die Ausſicht, die man von der anſehnlichen Höhe der Engelsburg über die ganze Stadt und die umliegende Gegend genießt, iſt ganz vortrefflich. Eben ſo ſchön iſt die berühmte Engelsbrücke, die auch das Kupfer zeigt. Sie iſt 300 Fuß lang und hieß ſonſt Pons Aelius, weil Aelius

Hadrianus ſie vor ſeinem Grabmal aufführen ließ. Sie beſteht aus fünf Bogen. Die Architektur daran iſt feſt. Das eiſerne Geländer zu beiden Seiten, mit den darauf geſetzten Poſtamenten, machen einen ſtarken Eindruck, wenn man auf der Brücke ſteht. Beim Anfange derſelben ſtehen die Apoſtel Petrus und Paulus, und zehn große marmorne Engel, von denen jeder ein Inſtrument aus der Paſſion hält. Den Namen Engelsbrücke erhielt ſie in dem ſechsten Jahrhunderte, wo das Grabmal Hadrians die Engelsburg genannt wurde. Im Jubeljahre 1450 fiel ein Stück von den Verzierungen der Brücke ein, und erſchlug 200 Perſonen, weil das Gedränge der Menſchen, die aus der Peterskirche ſtrömten, eben ſehr groß war. H—ſſ.

Chineſiſche Entenzucht.

In den chineſiſchen Städten gibt es eigene Entenhändler, von welchen einige nur allein mit den Eiern, Andere bloß mit jungen Enten handeln. Noch Andere beſorgen das Ausbrüten der Eier, welches nicht auf dem Wege der Natur, durch die Mütter, ſondern durch künſtliche Vorrichtungen bewerkſtelligt wird. Man bedient ſich dazu ſehr einfach eingerichteter Oefen. Man legt über einen aufgemauerten Heerd eine oder mehrere eiſerne Platten. Auf dieſe Platten ſtellt man einen, mit Sand gefüllten, Kaſten, einen halben Fuß hoch. Hier hinein werden die Entencier nach der Ordnung geſtellt, und mit einem Siebe bedeckt, über welches man eine Matte hängt. Ofen und Heerd werden ſodann mit einem langſamen und gleichförmig brennenden Feuer geheizt. Anfänglich gibt man nur eine gelinde Hitze; aber nach und nach vermehrt man ſie bis zu dem Grade, der die völlige Ausbrütung der Eier bewirkt. Es gehört hiezu eine große Genauigkeit. Denn wenn

die jungen Enten zu früh auskriechen, ſo ſterben ſie bald nachher. Sobald die jungen Thierchen ausgebrütet ſind, werden ſie ſogleich verkauft. Damit aber der Käufer keine Sterblinge bekomme, ſo prüft er ſie vor dem Abſchluß des Handels auf folgende Manier:

Er hebt die jungen Enten beim Schnabel auf, und achtet darauf, ob die Thierchen ſich recht munter mit Flügeln und Füßen ſträuben. Thun ſie dies, ſo iſt es ein günſtiges Merkmal für ihre längere Lebensdauer. Laſſen ſie ſich dagegen ganz ruhig behandeln, und Füße und Flügel hängen: ſo ſind ſie bei dem Brüten zu ſehr getrieben, und ſterben bald nachher.

Die Sorge der Chineſer für das baldige Aufkommen der Entchen iſt nicht geringer, als die Sorge für das Ausbrüten derſelben. Anfänglich nährt man ſie mit gekochten und zerhackten Krabben und Krebſen; in der Folge kommen gehackte Kräuter und Reis hinzu.

Nachdem ſie groß genug geworden ſind, um für ihre Ernährung ſelbſt ſorgen zu können, bringt man ſie auf Flöſſen von Bambusrohr, die jedoch etwas über das Waſſer erhaben, und mit einer Galerie eingefaßt ſind. Dieſe Flöße legt man an gut bewachſene Ufer der Flüſſe an. Eine alte abgerichtete Ente führt die jungen Thiere auf einem, vom Floße herablaufenden, Brete in eine futterreiche Gegend. Hier freſſen ſie bis die Alte durch einen lauten Zuruf das Zeichen zum Abzuge gibt. Die Jungen folgen der Alten nicht nur pünktlich, ſondern lernen ſich auch ſehr bald ſelbſt forthelfen, und jedes weiß ſein Floß genau von allen andern zu unterſcheiden.

Man gebraucht häufig Kinder zur Auferziehung dieſer jungen Thiere; und auch dieſen gehorchen ſie aufs Wort. So verſorgt der Chineſe ſeine Haushaltung das ganze Jahr hindurch, nur die drei Wintermonate ausgenommen, mit jungen Enten. K—r.

Der Nußkäfer.

Bei dem Aufknacken einer Haſelnuß findet man nicht ſelten eine dicke, weiße, rothgelbköpfige Made. Dies iſt die Larve des Nußkäfers, der eigentlich Haſelnußkäfer (Curculio nucum, fr. Le Charanson trompette), heißt. Dieſer hatte, vermöge des Inſtinkts aller Inſekten, ihre Eier immer dahin zu legen, wo die ausgekrochene Larve ſich nähren, und bis zum Verpuppen wachſen kann, als die Schale noch weich war, ſein Ei hineingelegt. Für die Larve des Nußkäfers iſt nun der Haſelnußkern vorzüglich zur Nahrung geſchickt. Hat ſich die Larve an dem Kerne, bis ſie zum Verpuppen reif iſt, genährt, ſo frißt ſie ſich ein Loch durch die harte Schale, und verkriecht ſich, um Puppe zu werden, in die Erde. Man findet daher nie eine Made oder Larve in einer Nuß, die ein Loch hat; man müßte denn die Larve beim Herauskriechen überraſchen. Das Wurmmehl, welches man immer in einer ſolchen Nuß findet, in welcher die Larve noch vorhanden, oder aus welcher ſie ſchon ausgekrochen iſt, iſt der Unrath dieſer Larven. Aus der Puppe kommt nun der Haſelnußrüſſelkäfer, der mit dem Kornbohrer oder ſchwarzen Kornwurm, viel Aehnliches hat. Er iſt über drei Linien lang, hat einen Rüſſel, der ſo lang als der Körper iſt, und eigentlich eine ſchwarze Farbe; durch die gelben Haare aber, mit welchen er überzogen iſt, ſcheint er ſchwarzgrau.

Suttinger.

An der Urne eines Kindes.

Nur wenig Stunden blühte dieſe Blume,
Dann ruſte ſie ein Friedensengel ab,
Nun ruht ſie ſtill im Schattenheiligthume,
Vom Gram entblößt, im ewig heil'gen Grab;
Wie wohl iſt ihr! Der reine, ſüße Frieden
Gedeiht ja nie im ſchwülen Erdenthal,
Der Freundſchaft und der Liebe Silberblüthen
Bricht bald die bange, nachtumfloßne Qual.
Drum ruh' und ſchlummre, bis im ſchönern Licht
Sich deines Daſeyns volle Knospe bricht! —

Carl Grumbach.

Räthſel.

Die Grazien luſtwandelten am Blumenſtrand
Des grünen Lesbos zwiſchen Myrthenbüſchen,
Und um ſich dann und wann ein wenig zu erfriſchen,
Trug jede eine gleiche Zahl von Trauben in der Hand,
Da ſchwebten unverſehens aus den heitern Höhen
Die Muſen nieder auf das ſchöne Land.
„Erquickt uns, Schweſtern!" ſo hört man ſie flehen,
„Wir Armen lechzen. Eilt uns beizuſtehen!"
O ſchöner Anblick! Jede Grazie eilt,
Die ſüßen Trauben freundlich auszuſpenden.
Der ganze Vorrath wird ſogleich vertheilt,
Und jede Grazie, jede Muſe trägt ein gleiches Theil in Händen.
Jetzt kommt die Frage. Rathe nun einmal,
Und zwar recht ſchnell und ohne Weilen,
Der Trauben Zahl,
Die jede Grazie trug vor dem Vertheilen?

Chriſt. Niemeyer.
Pr. z. Debelchen.

Auflöſung der ſechsſilbigen Charade im ſechs- unddreißigſten Stück.

Waiſenhausbuchhandlung.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 1. April 1811. 40.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Abentheuer Karl's des Zwölften bei Bender und Warnitz.

(Fortsetzung.)

Der Kanzler von Müller ging nunmehr zum König selbst, und fand ihn mit einem seiner Offiziere bei dem Schachspiele. Das Spiel hatte ziemlich lange gedauert, und der Kanzler eröffnete jetzt dem Könige die Resultate der Verhandlungen mit den Türken und ihre Forderungen an den König. Allein dieser sagte weiter nichts als:

„ich bin zur Abreise noch nicht fertig, ich brauche „noch Geld und Pferde, und habe wegen des „Erstern an die Pforte geschrieben; wenn ich es „von dort nicht erhalte, muß ich es aus meinem „Lande kommen lassen; wegen der Letztern habe „ich einige meiner Offiziere nach der Wallachei „geschickt, und vor deren Zurückkunft kann ich „meine Reise nicht antreten."

Der Kanzler Müller suchte bei seiner Rückkehr in Grothusens Zimmer, dieser Erklärung des Königs eine so gute Wendung zu geben, als nur immer möglich war; allein er konnte es doch nicht ändern, daß sie den anwesenden Türken nicht äußerst mißfallen hätte; sie begaben sich, sehr unzufrieden mit dem Könige, hinweg.

Tages darauf hielt man einen großen Divan in der Stadt, und der Tatarchan, als der heftigste unter den übrigen, drang darauf, daß man den Befehl des Großsultans sogleich vollziehen, und den König mit Gewalt aus seinem Lager vertreiben sollte. — Herr Fabrice, der durch einen Spion, welchen er in des Pascha von Bender Hause hatte, sogleich erfuhr, was man wider den König beschlossen hatte, setzte sich augenblicklich zu Pferde, und ritt spornstreichs nach dem Divan, wo man ihn sogleich vorließ.

Sobald er sich gesetzt hatte, fingen alle, ohne ihn zum Worte kommen zu lassen, an, sich über den König auf das bitterste zu beschweren und zu äußern, daß man aus seiner gegebenen Antwort deutlich genug sähe, er wolle es zu Thätlichkeiten kommen lassen.

Herr Fabrice war in der That verlegen, den König zu rechtfertigen. Da aber der Tatarchan immer zum Angriff rieth, und die Andern von der Nothwendigkeit desselben zu überzeugen suchte: so wagte es Herr Fabrice, den Türken zu sagen, er kenne den König zu gut, um sie zu versichern, daß er nicht der Mann sey, der sich durch Drohungen schrecken ließe — und wenn man einmal die geringsten Feindseligkeiten ausgeübt hätte, man die Sache würde auf das äußerste treiben müssen. Der König und alle seine Leute würden sich eher in Stücken hauen lassen, als sich ergeben; es wäre daher Ihre Sache, zu bedenken, ob sie solche Befehle vom Großsultan erhalten hätten, und ob sie die unausbleiblichen Folgen davon zu verantworten gedächten.

Diese, mit Nachdruck ausgesprochenen, Worte the-

ten sehr gute Wirkung, obwohl sie von dem Dollmetscher, aus Furcht vor der Bastonnade, welches keine ungewöhnliche Strafe für sie ist, wenn sie gegen die Vornehmen zu frei gesprochen haben, mit Zittern übersetzt wurden.

Herr Fabrice sahe, daß die Türken einander heimlich ins Ohr redeten; er stand auf und bat sie nochmals, das, was er gesagt hätte, zu beherzigen, welches sie auch versprachen. — Herr Fabrice hatte auch die Freude, eine Stunde hernach durch einen Vertrauten des Pascha zu erfahren, daß man beschlossen hätte, erstens die hohe Pforte von der Antwort des Königs zu unterrichten, und weitere Verhaltungsbefehle vom Großsultan zu erwarten, ob man den König, auf die Gefahr, ihn mit allen seinen Leuten tödten zu müssen, angreifen solle — und zweitens, das schwedische Lager einstweilen auf das engste einzuschließen, um den König durch Hunger zu zwingen, wozu ihn bisher weder der Befehl des Sultans, noch die Vorstellungen der Lieblinge des Königs, noch auch ihre eigenen Bitten, hätten bewegen können. Wirklich wurden noch an demselben Abend zwei türkische Offiziers, oder Chaodars, einer von Seiten des Tatarchans, und der andere im Namen des Pascha von Bender, mit Postpferden an die Pforte abgeschickt. Herr Fabrice begab sich sogleich in das schwedische Lager, um dem Könige davon Nachricht zu geben, und that überhaupt alles, was in seinen Kräften stand, um den König zu bewegen, andere Maßregeln zu ergreifen, und den Tag seiner Abreise zu bestimmen. Allein es war durchaus nichts von ihm zu erlangen. Er versicherte vielmehr dem Herrn Fabrice, daß ihn dieses in der Meinung bestärke, der Großsultan wisse von dem allen nichts, und der Courier, den er selbst an die hohe Pforte insgeheim geschickt, werde eher ankommen, als die Couriere des Chans und des Pascha. Er schmeichelte sich mit dem besten Erfolge und meinte, daß die

Sachen bald eine sehr vortheilhafte Wendung für ihn nehmen würden. Herr Fabrice gab dem Könige zur Antwort, er wünsche dies von ganzem Herzen, habe aber dennoch Ursache zu glauben, daß alles bisher Vorgefallene keinesweges ohne Vorwissen des Großsultans geschehen sey; man habe diesen ohne Zweifel gegen Se. Majestät einzunehmen gewußt; und könne dies aus dem Benehmen der Pforte gegen Se. Majestät Minister, Funk, und den General Poniatowsky abnehmen, welche, wie man allgemein sagte, in Verhaft genommen wären. Der König antwortete, daß er von dem allen nichts glaube, und es für leere Einbildungen hielte. Herr Fabrice mochte sagen, was er wollte, und seine Meinung selbst mit vieler Lebhaftigkeit zu behaupten suchen — alles hatte keine andere Wirkung, als daß der König ihn, so zu sagen, bat, er möchte doch, ihm zu Gefallen, seiner Meinung seyn. —

Wie Herr Fabrice sahe, daß auf diesem Wege gar nichts zu gewinnen wäre, nahm er sich die Freiheit, dem Könige zu sagen, daß, wofern sich auch Alles so verhielte, wie Se. Majestät sich schmeichelter, dennoch Zeit zur Zurückkunft aller, an die Pforte gesandten, Couriere erfordert würde, und es sey nicht abzusehen, wovon man unterdessen leben wollte. Denn es befänden sich im ganzen schwedischen Lager nicht so viel Lebensmittel, um 24 Stunden damit auszureichen. Der König versetzte hierauf: „das ist mehr als zuwahr. Allein Grothusen wird Sie vermuthlich schon ersucht haben, mit Hülfe einiger Janitscharen für Lebensmittel zu sorgen. Sie wissen doch, fuhr er fort, daß die Janitscharen mir zugethan sind?"

Herr Fabrice antwortete: die Sache wäre unter gegenwärtigen Umständen etwas mißlich — er habe eine türkische und tatarische Leibwache unter der Bedingung erhalten, wenn er völlig neutral bliebe — er laufe daher nicht nur Gefahr, die Leibwache zu

verlieren, ſondern auch der Erlaubniß zu entbehren, ins Lager des Königs, und in die Stadt Bender kommen zu dürfen, ſobald er es unternähme, einer belagerten Feſtung Lebensmittel zuzuführen.

Der König erwiederte hierauf mit einer verdrießlichen Miene, wenn ſein erſter Vorſchlag nicht ausführbar wäre, ſo müſſe man ſich Lebensmittel mit Gewalt zu verſchaffen ſuchen, müſſe Ausfälle auf die Feinde thun, um auf dieſe Art zum Zwecke zu gelangen.

Sobald Herr Fabrice merkte, daß der König in Zorn gerieth, lenkte er ein, und verſicherte, daß er, ungeachtet aller Gefahr und aller Schwierigkeiten, die er dabei vorausſähe, dennoch ſein Möglichſtes thun würde, um Sr. Majeſtät Wünſchen zu genügen. Nach dieſer Verſicherung entfernte er ſich vom Könige, deſſen finſtere Miene ſich in einen freundlichen Blick aufgelöſet hatte. Nach einer Unterredung, welche hierauf Herr Fabrice mit Grothuſen hielt, wurden ſie beide eins, mit den Janitſcharen in Unterhandlung zu treten.

Es fanden ſich auch wirklich am folgenden Tage verſchiedene Janitſcharen bei ihm ein, und erboten ſich, Lebensmittel ins Lager zu bringen, ſobald er ſich nur für die Bezahlung verbürgen würde. Herr Fabrice ſtellte ſie darüber zufrieden, indem er ihnen ſein Wort gab, daß ſie richtige Zahlung erhalten ſollten. Zugleich aber bedung ſich Herr Fabrice aus, daß, wofern die Sache zur Wiſſenſchaft des Chans und Paſcha käme, er durchaus nicht dafür angeſehen ſeyn wollte, als hätte er die Hände mit dabei im Spiele gehabt.

Die Janitſcharen ſchwuren bei ihren Bärten eine unverletzliche Verſchwiegenheit, und verſprachen, Herrn Fabrice nicht zu verrathen, wenn ſie auch ſelbſt entdeckt werden ſollten. Sie verlangten dabei weiter nichts, als daß ſie ſich an Herrn Fabrice halten dürften, im Fall Herr von Grothuſen ſie nicht bezahlen

würde. Noch in derſelben Nacht fanden ſie ſchon Mittel, einen anſehnlichen Vorrath von Lebensbedürfniſſen ins ſchwediſche Lager zu bringen. Sie trugen oder führen ſie hinein, und wußten ſich durch die tatariſchen Streifpartheien entweder durchzuſchleichen, oder wofern ihnen dies nicht gelingen wollte, ſuchten ſie ſolche auch durch Hoffnung des Gewinnes zu beſtechen, welches keine Schwierigkeiten hatte. Herr Fabrice empfing, als er Tags darauf in das ſchwediſche Lager kam, ſowohl von Herrn Grothuſen, als vom Könige ſelbſt, Dankſagungen für ſeine geleiſteten Dienſte, und es fehlte von der Zeit an im ſchwediſchen Lager nicht am Nothwendigſten.

Der König von Schweden pflegte täglich, oft mit einem Gefolge von vierzig Offizieren, ſpazieren zu reiten, und ſprengte wohl dreißigmal die tatariſchen Poſten vorbei, welche ausgeſtellt waren, um ſein Lager einzuſchließen. Dieſe aber hatten ſtrenge Ordre, ſich weder an dem Könige, noch an Jemanden von ſeinem Gefolge zu vergreifen. Sie vermieden es daher ſorgfältig, handgemein mit ihm zu werden, oder die geringſte Feindſeligkeit gegen ihn auszuüben.

Eines Tages hatte der König einige, mit Lebensmitteln beladene, Wagen, welche mit Ochſen beſpannt waren, oben aus ſeinem Hauſe bemerkt. Sogleich gab er vierzig Knechten und andern Freiwilligen Befehl, dieſe Wagen aufzuheben — entweder weil es ihm an dieſem Tage an Vorrath wirklich fehlte, oder weil er unter irgend einem Vorwande Feindſeligkeiten anfangen wollte. Sobald die, vom König ausgeſchickte, Parthei die Janitſcharen, welche die Wagen führten, zwingen wollten, ſolche gerade ins ſchwediſche Lager zu bringen, ſo ſtellten ſie ſich zwar, als ob ſie die Tatarn zu Hülfe rufen wollten — allein dieſe, ihrer Ordre getreu, wagten es nicht, die Schweden anzugreifen — und ſo wurden die Wagen mit der ganzen Ladung glücklich ins Lager gebracht.

Mittlerweile kamen die Couriere, deren weiter

oben Erwähnung gethan wurde, wieder zurück. Sie brachten aber keine tröſtlichen Nachrichten für den König mit. Es war ein zweiter großer Divan gehalten, und ein Capigi Baſchi beauftragt worden, die Befehle des Großſultans an den Chan und Paſcha zu überbringen. Dieſe Befehle beſtanden darin, daß ſie den König von Schweden, bei Verluſt ihrer eigenen Köpfe, zur Abreiſe zwingen ſollten.

Der König war ebenfalls ſchon davon unterrichtet, daß die Sachen nicht zum beſten ſtünden. Gleichwohl ſchien er ganz ruhig. Er hatte wirklich ſchon in ſeinem Herzen den Entſchluß gefaßt, es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen. Vielleicht ſtellte er ſich vor, die Ordre des Großſultans ſey nicht ſo ſtreng, da ihm der Tatarchan, durch den Grafen Tarlo, nochmals Vorſchläge zur Güte hatte thun laſſen; vielleicht glaubte er auch, daß die Janitſcharen, von denen er wußte, daß ſie ihm wohlwollten, die ſtrengern Befehle des Sultans nicht in Erfüllung bringen würden.

Der Capigi Baſchi war indeß mehr geeilet, als man vermuthet hatte, und war nur fünf Tage von Adrianopel unterwegs geweſen. Er kam daher ſchon am folgenden Tage zu Bender an, und Herr Fabrice begab ſich zur Mittagszeit dorthin. Hier erfuhr er durch den Capigi Baſchi ſelbſt, welchen er beim Paſcha von Bender antraf, daß ein zweiter Divan zu Adrianopel war gehalten worden, wo der Großſultan, wie beim erſten, ſelbſt zugegen geweſen ſey. Man hatte hier einmüthig beſchloſſen, daß Se. Hoheit (der Großſultan) einen Befehl an den Chan und Paſcha abſchicken ſollte, des Inhalts:

„Man ſolle dem Könige von Schweden nicht al„lein keinen längern Aufſchub geſtatten, ſondern „ihn auch, ſelbſt auf die Gefahr, ihn mit allen „ſeinen Leuten tödten zu müſſen, angreifen, im „Falle er nicht in der Güte den Befehlen ſeines „Wohlthäters (des Großſultans) gehorchen wolle.“

Dieſen Befehl des Sultans, welcher bei den Türken Hatſcherif heißt, zeigte der Paſcha dem Hrn. Fabrice ſelbſt vor, um ihn von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Er war auf einen großen Bogen Papier geſchrieben, und man überſetzte ihn dem Herrn Fabrice. Dieſer bat inzwiſchen, daß man ihm erlauben möchte, ins Lager zum Könige zu reiten, um ihm die letzten Vorſtellungen zu thun. Man bewilligte es, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß es das letzte Mal ſeyn ſollte. Der Paſcha ſetzte noch hinzu, er werde ſelbſt einige Abgeordnete an den König ſenden, um ihn zur Uebergabe aufzufordern.

(Fortſetzung folgt.)

Prahlereien der Spanier.

Bei der Gefangennehmung Franz des Erſten bei Pavia, erhielt ein ſpaniſcher Soldat den Befehl, dieſem Könige die goldnen Sporen abzuſchnallen. Voll Stolzes über dieſen Heldenſtreich lief er umher, und fragte jeden, der ihm begegnete: „Segnor, habt Ihr nichts von dem großen Helden gehört, der dem Könige Franz die goldnen Sporen abſchnallte? — Ich bin der Mann.“

Ein Anderer erzählte, der König Ferdinand habe drei große Worte zu ſeinem Vater geſagt. Dieſe drei großen Worte waren: „Saca mis botas!“ zu deutſch: „ziehe mir die Stiefeln aus!“

Als die Mauren das Königreich überſchwemmten, prahlte ein Spanier: „Ich haue den Mauren die Köpfe ab, und werfe ſie ſo hoch in die Luft, daß ſie, halb von Fliegen zerfreſſen, wieder zur Erde herab kommen.“

Man fragte einen Spanier, warum er einen ſo ſchwarzen Bart habe. „Er iſt in einer Schlacht vom Pulverdampf der Stücke ſo ſchwarz geworden,“ erwiederte er.

K—r.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 4. April 1811. 41.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Revolutionen der Erde durch Waſſer, Feuer und Erdbeben.

(Fortſetzung.)

Den neunzehnten Jul hingen die einzelnen Berge völlig zuſammen, und bildeten eine einzelne Inſel, welche anfing ein helles Feuer auszuwerfen, das einen ſo unerträglichen widrigen Geruch verbreitete, daß in der ganzen Gegend umher die Menſchen in Ohnmacht fielen, oder andere Krankheiten davon trugen. Faſt jedem wurde das Athemholen beſchwerlich. Unterdeß wuchs die Inſel immer fort, und mit ihrer Größe nahm auch der Auswurf des Feuers zu. Im Monat Auguſt zog über die Inſel Santorin ein dicker Rauch, wie eine Wolke geſtaltet, welche in einer Zeit von drei Stunden die ganze Weinernte, die eben bevorſtand, verdarb.

Die weiße Inſel ſtieg immer höher, ſo wie die ſchwarze, die ein verbranntes Anſehen hatte, in der Breite zunahm, ſo daß ſich beide, je länger, je genauer vereinigten. Das Feuer hatte ſich Durchbrüche verſchafft, aus denen es mit einem Getöſe, das dem Kanonendonner glich, verbrannte Steine in die Luft warf, die oft ſo hoch flogen, daß man ſie mit dem Auge nicht mehr erkennen konnte, und die zum Theil in einer Entfernung von drei Meilen ins Meer fielen. Zu Ausgange des Auguſts verringerten ſich die Ausbrüche, nahmen aber im September wieder zu und erfolgten im October faſt täglich. Jedesmal war das Feuer von einem dicken Rauch begleitet, der, mit Aſche vermiſcht, eine mannichfaltig gefärbte Wolke bildete, die ſich endlich nach und nach in den feinſten Staub auflöſte. Dieſer Staub fiel auf das Meer und die angrenzenden Inſeln ſo häufig nieder, daß das ganze Land davon bedeckt ward. Bald flogen Klumpen glühender Aſche, bald hellglühender Steine in die Luft. Die Letztern waren zwar nicht von ſonderlicher Größe, aber ſie regneten ſo häufig auf das benachbarte Santorin, und erleuchteten daſſelbe ſo ſchön, daß ſich die Einwohner daran nicht ſatt ſehen konnten. Während dieſer Zeit war die Inſel ungefähr drei Viertel Meilen im Umfange groß geworden, und ihre Erhöhung über dem Waſſer betrug etwa vierzig Fuß. Sie wuchs indeß fortdauernd an Höhe und Umfang, und im Jahr 1708 ſchätzte man ihre Höhe 200 Fuß, ihre Länge eine Viertel Meile, und ihren Umfang eine und eine Viertel Meile. Bis zum Jahre 1711 nahm ſie noch immer an Größe zu.

Auch dieſe Erſcheinung iſt nicht die einzige in ihrer Art. Schon die älteſten Schriftſteller und Naturforſcher erwähnen ähnliche Beiſpiele. Der berühmte Naturforſcher Plinius erzählt z. B. daß die beiden, zwiſchen Griechenland und Kleinaſien gelegenen, cykladiſchen Inſeln, Thera *) und Therasia 237 Jahr vor Chriſtus Geburt, aus dem Meeresgrunde hervorgehoben worden ſeyn. Einhundert und

*) Dieſes Thera iſt das oben erwähnte Santorin.

dreißig Jahr nachher sey zwischen beiden noch die dritte Insel, Namens Hiera oder Sacra *) sichtbar geworden. Von dieser letztern gibt Strabo einige genauere Berichte. Mitten zwischen Thera und Therasia, sagt er, brachen vier Tage lang Flammen aus dem Meer hervor, so daß dasselbe völlig kochte, und zu brennen schien. Diese Flammen hoben nach und nach eine Insel von zwölf Stadien **) im Umfang, gleichsam mit Hebeln, hervor. — So viel wissen wir von einigen Inseln des Archipelagus. Es ist zu vermuthen, daß sie sammt und sonders denselben Ursprung haben.

Auch unter den Azorischen Inseln entstand im Jun 1638, nicht weit von St. Miguel, eine neue, und zwischen St. Miguel und Terceira erhob sich 1720 eine, die nach und nach so hoch wurde, daß man sie sieben bis acht Meilen weit sehen konnte. Flammen, Steine und Asche wurden bis an die Wolken geworfen, und die Fische umher getödtet. Die Insel selbst bestand aus Bimssteinklippen, sank aber wieder allmälig so, daß sie im Jahr 1721 der Meeresfläche gleich war. Eine außerordentlich große Veränderung erfuhr im Jahr 1766 die Insel Trinidad durch ein Erdbeben. Die höchsten Berge sanken so weit herab nieder, daß sie dem platten Lande gleich wurden.

Zwischen Italien und Sicilien liegt eine ganze Inselkette, die, den sichersten Anzeigen zu Folge, vulkanischen Ursprungs ist. Schon bei den Alten hießen diese Inseln die aeolischen oder vulkanischen Inseln. Jetzt führen sie den Namen der Liparischen, von der größten unter ihnen, Lipari genannt, die allein unter allen ordentlich bewohnt ist. Drei unter ihnen,

*) Jetzt Megali Kammein, d. h. die große aufgeworfene Insel.

**) Das Olympische Stadium, welches hier vermuthlich gemeint ist, betrug 567 Fuß.

Stromboli, Vulcano und Vulcanello werfen noch jetzt, fast ununterbrochen, Feuer aus. Die übrigen sieben thaten dies in frühern Zeiten auch, aber nach und nach haben sich diese Auswürfe verloren. Die Hauptinsel Lipari ist noch heut zu Tage das unerschöpfliche Bimssteinmagazin für ganz Europa, und man treibt hier mit diesem Naturprodukt einen gar nicht unbedeutenden Handel. Ungeachtet der unglaublich großen Ausfuhr dieses Artikels bemerkt man indeß keine Verminderung. Man findet die Bimssteine nicht nur in einzelnen Stücken in einer weißen mehligen Masse, wovon ganze Berge aufgehäuft sind, sondern man hat auch ungeheure Brüche davon in den Bergen und Thälern eröffnet, und die ganze Insel scheint auf dieser sonderbaren Steinmasse zu ruhen. Wir könnten noch eine Menge ähnliche Naturerscheinungen anführen, wenn wir nicht fürchteten, die Leser zu ermüden; aber eine Frage, die Manchem ungesucht einfallen könnte, dürfen wir nicht übergehen.

Es fragt sich nämlich: woher hat dieses unterirdische Feuer, das so mächtige Veränderungen bewirkt, seinen Ursprung? Viele Naturforscher haben es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß in der Mitte des Erdbodens ein unaufhörlich Feuer brenne, welches sich hie und da einen Ausgang eröffne, und dort hinaus seinen Ueberfluß von geschmolzenen Materien hervorstoße. Allein man stößt, bei der Erklärung der Möglichkeit eines solchen Feuerheerdes im Mittelpunkt der Erde, auf unauflösliche Schwierigkeiten. Sicherer scheint daher die Erklärung, die zuerst der Naturforscher Lemery von diesem Phänomen gegeben hat. Sie beruht auf folgenden Erfahrungen, die auch vielen unserer jungen Leser nicht unbekannt sind.

Wenn man ein Pfund Eisenfeilspäne, und eben so viel Schwefelpulver mit einem Pfunde Wasser zu einem Teige knetet, so empfindet man einen Geruch, wie von faulen Eiern. Nimmt man zu dieser Mi-

schung warmes Wasser, so wird sie auf der Stelle schwarz, geht wie gährender Teig auf, und wird ansehnlich erhitzt. Mit kaltem Wasser erfolgt die Gährung etwas später. Die Oberfläche verhärtet sich nach und nach, berstet endlich auf, und es dringen durch die entstandenen Ritzen brennende weiße Dünste hervor, welche von Zeit zu Zeit stärker werden, und sich zuletzt entzünden. Ein solcher Brand kann zehn Stunden dauern, und wenn die Flamme aufhört, so glüht die Masse noch immer fort, wenn man sie umrührt. Größere Mischungen bringen noch größere Wirkungen hervor. Lemery machte z. B. denselben Versuch mit 25 Pfund von jeder Materie, that alles zusammen in einen, mit einem leinenen Tuche zugebundenen, Topf, welchen er einen Fuß tief unter die Erde vergrub. Nach etlichen Tagen wurde die Erde in die Höhe gehoben, es erschienen weiße Schwefeldünste und endlich eine lichte Flamme. In einem ganz verschlossenen Raume wird zwar die Mischung schwarz, kommt aber nicht zum Erhitzen. Sobald sie aber an die Luft kommt, erfolgt Hitze und Flamme.

Diese chemische Erfahrung gibt uns hinlänglichen Aufschluß über die Möglichkeit der unterirdischen Entzündungen und Feuerausbrüche. Ein Magazin von Eisenfeilspänen und gepülvertem Schwefel ist zwar in den Eingeweiden der Erde nicht vorhanden; aber die Gebirge enthalten einen Körper, in welchem Eisen und Schwefel mit einander verbunden ist. Dieser Körper heißt Schwefelkies. Dieser Kies hat die Eigenschaft, daß er in der freien Luft verwittert, und sich, mit Wasser vermischt, und dabei zwar eingeschlossen, jedoch nicht für jedem Zugang der Luft ganz verwahrt, entzündet. Zu einem feuerspeiendem Berge würde also nichts weiter erforderlich seyn, als daß irgendwo in der Erde, wo eine Menge Schwefelkies angehäuft ist, das Wasser einen Zugang fände,

um sich mit dem Kies zu vermischen, ihn aufzulösen und so die Feuertheile in Bewegung zu setzen. Könnte alsdann die Luft hinzudringen, so würde sich die Flamme entzünden und ausbrechen.

Bei den Vulkanen oder feuerspeienden Bergen wird diese Voraussetzung durch mehrere Wahrnehmungen fast außer Zweifel gesetzt. Die Laven sind mit einem beträchtlichen Antheil von Felsen vermischt; die vulkanische Asche wird zum Theil vom Magnet angezogen, und gibt hiermit ebenfalls einen Beweis, daß sie Eisentheile enthalte; und in dem Auswurfe der Feuerberge findet man nicht nur bisweilen Eisenerzkörner, sondern auch wohl größere Stücke dieses Metalls. Auch pflegen die Ausbrüche der Vulkane meistentheils nach einem anhaltenden Regen, oder nach den Schneeschmelzungen auf den Gipfeln der Berge, durch welche den Schlünden der Feuerberge Wasserströme zugeführt worden, wo nicht zu entstehen, doch heftiger zu werden. Der Vesuv sowohl, als der Aetna haben daher nicht selten, während ihrer größten Wuth, ganze Ströme von Wasser ausgeworfen. Ein sicherer Beweis, daß das Wasser zur Erzeugung ihres Feuers beitrage. Bisweilen mag auch wohl das Wasser aus der See durch unterirdische Kanäle herzudringen. Schwefel findet man zwar weder in der Lava noch in der Asche; wenigstens ist das, was man davon findet, unbedeutend. Wie will und kann man diesen aber auch finden, da er nothwendiger Weise von der Flamme verzehrt werden muß? Daß er übrigens bei der unterirdischen Entzündung seine Rolle gespielt habe, verräth der Dampf der vulkanischen Ausbrüche durch seinen Geruch hinlänglich. Denn es erfolgt kein Ausbruch eines Feuerberges, der nicht von einem erstickenden Schwefelgeruch begleitet wäre.

(Beschluß folgt.)

Tullus.

„Brich dem Hungrigen dein Brot, denn was du
Thuſt an dem Geringſten deiner Brüder,
Thuſt du an mir ſelbſt!“ ſprach Jeſus Chriſtus. —

Reich begabt mit Land und Gold war Tullus,
Glänzend ragte ſein Palaſt gen Himmel,
Aller Zonen Schönſtes prangt in Silber
Und in Goldgeſchirr auf ſeiner Tafel;
Doch verſchloß er karg ſein Ohr den Armen
Und, ſtatt mild zu geben, nannt' er zornig
Tagediebe, die ihm flehend nahten.

Eines Tages ſaß in glüh'nder Mittagsſonne
Unter einer Lind' ein Häuflein Armer,
Preiſend Jenes Mild' und Dieſes, aber keiner
Rühmte ſich von Tullus eines Hellers.
Spricht der Eine: hört, was ſoll ich haben,
Wenn ich heut' von ihm euch etwas bringe?
Und man ſprach: „ein Jeder von uns ſoll dir
Einen Pfennig geben!“ weil man wußte,
Daß von Tullus er doch nichts bekäme.

Alſo bald ging jener zum Palaſte,
Stand am Thore ſtill, auf Tullus wartend.
Tullus kam; da heiſcht' er eine Gabe
Und ließ ab mit Bitten nicht, daß endlich
Tullus ſich nach einem Steine bückte,
Um den Quäler mit ihm fortzutreiben.
Als er aber keinen fand, ſo nahm er
Aus dem Korb' des Sklaven, welcher eben
Für's Geſinde ein'ge grobe Brote
Bracht', ein Brot und warf es nach dem Bettler.
Der ergriff es ſchnell und trug's zur Linde:
„Gebt mir her nun Jeder einen Pfennig!
Dieſes Brot, ich ſchwör's, hab' ich von Tullus.“

Wenig Tage drauf erkrankte Tullus;
Und ihm dünkt' einmal im Traum', er ſtehe

Vor dem Weltgericht und ſeine Thaten
Würden von dem Richter abgewogen.
Und auf einer Seite ſtanden Männer,
Angethan mit nächtlich ſchwarzen Kleidern,
Häuften Schuld auf Schuld in eine Schaale,
Daß ſie ſank und ſank und immer tiefer.
Auf der andern Seite aber ſtanden
Jünglinge in weißen Lichtgewanden,
Trauernd, weil nicht eine einz'ge gute
That ſie hatten für die andre Schaale.
Endlich ſprach der eine: dieſes Brot hier
Gab er, ob im Zorn gleich, einem Armen!
Und er legt' es in die leere Schaale,
Daß ſie ſank und ſank und immer tiefer
Bis das Zünglein ſtand nun mitten inne.
Drauf der Engel ſprach zu Tullus: laß dieß
Nicht die einz'ge Gabe ſeyn; leicht dürfte
Sonſt die andre Schaale wieder ſinken!
Gehe hin, erbarme dich der Armen,
Daß auch deiner einſt ſich Gott erbarme.“

Und der Traum entſchwand. Der Krank' erwachte,
Blickt' auf die Vergangenheit voll Reue,
Sprach dann zu ſich ſelbſt: vermag dieß eine
Brot, das ich im Zorne hingeworfen,
Schon ſo viel, o welch ein Lohn muß dann nicht
Derer warten, welche voll Erbarmen
Mit den Brüdern ihren Biſſen theilen!

Und als er geneſen war, erbaut' er
Mild ein großes Haus den Armen, theilte
Reichlich Jedem mit, oft eh er flehte,
Und der Dank von vielen hundert Armen
Flehte Segen ihm vom Himmel und nach langen
Jahren folgten Thränen ſeiner Leiche
Um den Vater, der zu ſeiner Schätze
Erben ſeine armen Brüder machte.

Anton Niemeyer.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 6. April 1811. 42.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Auflösung des Räthsels im fünfunddreißigsten Stück.

Die wilde Gans.

Anas anser ferus Lin.

Von der wilden Gans haben unsre zahmen Gänse den Ursprung. Sie bewohnt den Norden von Europa, Asien und Amerika, und wird in Deutschland im Winter an vielen Orten in großen Heerden angetroffen. Sie ist überhaupt drei Fuß lang; die Breite der Flügel hält fünf Fuß, acht Zoll, und das Gewicht beträgt gegen acht Pfund. Der halb walzenförmige, 2¼ Zoll lange, Schnabel hat oben verschiedene Reihen kleiner Zähnchen; unten aber nur auf jeder Seite eine. Bei dem Anfange ist er schwärzlich, dann safrangelb mit einem weißen Nagel. Der Kopf und Hals, der länger als bei den zahmen ist, sieht aschgrau, mit schmuzig Rostgelb vermischt, aus; der Hals ist der Länge nach gestreift; unter den Augen befindet sich ein weißlicher Strich; der Rücken und die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun, oder braungrau; letztere mit schwarzen Spitzen und weißen Schäften versehen. Die hintern Schwungfedern sind schwarz, weiß eingefaßt; die Brust und der Bauch weißlich aschgrau. Das Weibchen ist etwas dünner am Hals und Schnabel; der Kopf ist kleiner und der Unterleib heller. Davon ist die zahme Gans in der Farbe sehr verschieden, wie dies bei allen Vögeln und Säugethieren, welche von Menschen gezogen und gepflegt werden, der Fall ist. Man findet graue, aschgraue, gelbe, röthlich weiße, graubunte, nur keine schwarzen Gänse. Die Farbe ist es aber nicht allein, welche die Zähmung an den Gänsen verändert hat. Die zahmen scheinen allen Witz und alle Klugheit der wilden verloren zu haben. Denn daß sie durch ihr Schnattern einst das Kapitol in Rom von den Galliern sollen befreit haben, kann ihnen unmöglich ein großes Ansehen geben.

Die wilden Gänse fliegen, ungeachtet ihres schweren Körpers, sehr hoch, und halten diesen Flug, wenn sie ihre gewöhnlichen Reisen machen, sehr lange aus. Sie fliegen in diesem Falle immer heerdenweise, und bilden zwei Reihen, die sich vorne in der Spitze eines Dreiecks anfangen, und so als Schenkel desselben ausbreiten. Die, vorn an der Spitze fliegende, Gans, welche eine gröbere Stimme, als die übrigen hat, und den ganzen Zug anführt, scheint eine alte zu seyn, welche diesen Posten immer behält. Denn, wenn die Heerde durch einen Schuß in Verwirrung kommt, so fliegen sie so lange durch einander, bis diese von Neuem an die Spitze des Dreiecks kommt. Wenn sie nicht auf Reisen sind, so fliegen sie bei Tag und Nacht unregelmäßig umher und lassen, wie bei den regelmäßigen Zügen, ihr kreischendes Gickgaack ertönen, das dem Geschrei der zahmen Gänse völlig gleich, und ein entscheidendes Merkmal ihrer Verwandtschaft ist. Ungeachtet sie außerordentlich scheu sind, so lassen sie sich doch leicht zähmen. Ihre Lebensdauer scheint noch länger zu seyn, als die der

zahmen, unter welchen man Beispiele von siebenzig und achtzigjährigen anführt. Die alten Gänse, welche sich durch weit röthere Schnäbel und Füße, so wie durch eine weit dunklere Farbe, auszeichnen, sind ihrer Zähigkeit wegen, beinah ganz ungenießbar. Die Jungen erkennt man an den hellgelben Füßen und Schnabel, und an der weniger dunkeln Brust.

Das eigentliche Vaterland dieser Zugvögel, wohin sie im Frühjahr ziehen, sind die Lappländischen Moräste in Europa, und die östlichen und südlichen Theile von Island, wo sie den Sommer durch bleiben. Auch in Asien und Amerika halten sie sich im Sommer an die nördlichen Gegenden. So bald in diesen Gegenden der erste anhaltende Schnee fällt, gehen sie in gelindere Zonen, und kommen in der letzten Hälfte des Septembers schon in Deutschland an. Sie überwintern dann in Deutschland, Frankreich, Ungarn, Griechenland, Kleinasien, dem östlichen Rußland, Japan und selbst im nördlichen Afrika. Sobald im März der Schnee schmilzt, gehen sie in ihr eigentliches Vaterland zurück. Den Winter über liegen sie bei uns am Tage auf dem Felde, und des Nachts schlafen sie auf Seen, Teichen und Flüssen, auch wenn sie zugefroren sind.

Da die Nahrung der wilden Gänse nicht blos Schilf, Sumpf- und Seegras, sondern auch Getreide ist, das sie reif und grün verzehren, so gehören sie unter die schädlichen Vögel. Es gibt Gegenden, wo sie in einem Bezirke von etlichen Meilen Millionenweise ihren Winteraufenthalt nehmen, und der Wintersaat großen Schaden thun. Hier kann man auch ihre Vorsicht und Klugheit beobachten. Sobald sich ein Heer auf einem Platze lagern will, fliegt es erst etliche Mal im Kreise herum, um ihn genau zu besichtigen. Bei dem Niederlassen zieht sich das Hauptcorps in die Mitte, und stellt auf allen Seiten Posten aus, die sich mit aufgerichtetem Halse stets umsehen, während die ganze Schaar in der Mitte ruhig weidet. Bemerken die, auf den Posten gestellten, einen Feind, so schreien sie erst etliche Mal, worauf das ganze Heer die Köpfe aufrichtet. Kommt die Gefahr näher, so steigen die Posten mit starkem Geschrei auf, und fliegen über das Lager, nach der, dem Feinde entgegen gesetzten, Seite. Diesen folgt nun das ganze Heer. Sonderbar ist es, daß sie einen Bauer oft schußrecht kommen lassen, ehe sie auffliegen. Vor einem Jäger hingegen steigen sie auf, wenn er noch drei bis vier Hundert Schritte entfernt ist. Die wilden Gänse gehören zur niedern Jagd, die aber, wegen der List und Scheuheit dieser Vögel, sehr schwer ist. Man hat deswegen auf allerlei Mittel denken müssen, ihnen nahe zu kommen. Dahin gehört, daß der Jäger, ganz weiß angezogen, in Haarschuhen sie überschleicht, wenn sie des Nachts auf dem Eise sitzen, oder daß er, als Frauenzimmer verkleidet, ihnen auf einem Wagen oder Schlitten nahe zu kommen sucht.

Die jungen wilden Gänse geben einen bessern Braten, als die zahmen Gänse. Die Kamtschadalen, bei denen sie in großer Menge brüten, sammeln im Frühjahre ihre Eier, und erhalten sie das ganze Jahr dadurch, daß sie dieselben in Fischfett einlegen.

Suttinger.

Die Kränze.

Unstreitig waren die Kränze, ihrem Ursprunge nach, Symbole der Unvergänglichkeit und Hoheit. Die erste Bedeutung scheint in ihrer Form, die andere in dem Platze, den sie einnehmen, zu liegen. Ihre zirkelförmige Gestaltung weist auf Ewigkeit und Dauer, und ihre Stellung auf den Kopf, als dem obersten Theile des Menschen, auf Größe, Macht und Hoheit hin. Die frühern Bewohner der Erde dachten sich ihre Gottheiten bekränzt; und bald ahmten die Könige, als irdische Götter, ihnen nach. Auf

entſtand das Diadem bei den Oberhäup-
ölker, welches anfänglich nichts weiter
n einfacher Kranz, der aber nach und nach
Krone überging. Die älteſte Erwähnung
hen königlichen Schmuckes findet man im
uch Moſis, Kap. 41, 42. Die Könige von
n trugen damals ſchon ein Diadem. Als
s den Joſeph zu ſeinen Vezier ernennt, be-
er ihn mit einem ähnlichen Ehrenzeichen.
und nach wurden die Kränze allgemeiner, und
bediente ſich ihrer bei allen Gelegenheiten, wenn
n Jemanden Freude machen und ihn ehren wollte.
r Ehre der Gottheit geſchahe es daher, daß man
i den Opfern ſich ſelbſt und die Opferthiere be-
ränzte. Daſſelbe widerfuhr dem Altar und dem
Prieſter, der deſſelben pflegte. Auch die Sieger er-
hielten Kränze, um damit ihre Tapferkeit zu ehren,
ſie mochten ihre Heldentugend in offnem Felde, oder
bei Kampfſpielen bewieſen haben. Wer kennt nicht
die olympiſchen Spiele, und die Kränze, die den
Siegern in denſelben zu Theil wurden? Selbſt die
Dichter, welche dieſe Helden würdig beſangen, wur-
den bekränzt. Zuletzt ging der Gebrauch dieſer Eh-
renzeichen ſogar auf Gaſtereien und frohe Mahlzeiten
über. Jeder Gaſt wurde ein-, zwei- und dreimal
bekränzt. Man umgab den obern Theil des Kopfs,
die Schläfe und den Hals mit einem Kranze. Bis-
weilen hing noch einer an der Bruſt herab. Selbſt
den Pokalen widerfuhr dieſelbe Ehre. Vielleicht war
der Zweck dieſer Bekränzungen medizinisch. Denn
man hielt das Binden des Kopfs lange Zeit für ein
wirkſames Mittel gegen Kopfſchmerzen. Auch ſchrieb
man dem gewürzhaften Duſte des Epheu, der Mir-
the, des Jesmin und der Roſen eine große Kraft
zu, die im Kopf angehäuften Dünſte zu zerſtreuen.
Bacchus ſtand deshalb bei den Griechen in großen
Ehren, theils weil er für den erſten Weingärt-
ner, theils für den erſten Anpflanzer des Epheu,
mit dem man ſich ſo gern ſchmückte, gehalten
wurde.

Späterhin ward der Kranz auch ein Symbol der
ehelichen Liebe. Man betrachtete ihn als das Zeichen
der innigſten Vereinigung, und eines ewigen, unauf-
löslichen Bundes. In dieſer Bedeutung fand man
ihn oft unter den Hieroglyphen der Aegypter. Man
bekränzte in dieſer Abſicht am Hochzeittage nicht nur
die Braut, ſammt dem Bräutigam, ſondern auch
die Hochzeitfackeln und die geſammten Gäſte. Auch
ſchmückten Kränze das Haus, in welchem ein Kind
geboren worden war.

Die Bekenner der Chriſtusreligion ſträubten ſich
lange, die Kränze in ihre Myſterien aufzunehmen.
Hochzeitkränze galten lange hin für Zeichen der Ab-
götterei. Der Kirchenlehrer Tertullian ſahe einſt ei-
nen Kranz auf dem Haupte einer Frau. Er eiferte
öffentlich dagegen. Eben ſo dachten und ſprachen die
andern Kirchenväter. „Es ziemt einem Chriſten
nicht," predigten ſie, „ſich bloß zum Putz das
Haupt mit duftenden Blumen zu umwinden, da Chri-
ſtus in ſeinen Leiden eine Krone von Dornen getra-
gen hat." Mit den erſten chriſtlichen Kaiſern hörte
jedoch dieſes Vorurtheil auf, weil dieſe ſich und ih-
ren Bräuten am Hochzeittage Kränze aufſetzten. Das
Volk ahmte das nach, was es an den Vornehmern
ſah, und die Gewiſſensſcrupel über die Kränze ver-
ſchwanden. Endlich durfte ſich der Brautkranz un-
geſcheut vor dem Altare ſehen laſſen. Das verlobte
Paar ſtand ſogar auf Blumen an heiliger Stätte,
und der geſegnete Kelch prangte unter zwei Kränzen.
Nachdem der Diakonus die Formel der Einſegnung
verleſen hatte, ſetzte der Prieſter unter Gebet und
Darreichung des Kelches die beiden Zierden der keu-
ſchen Liebe den Neuverbundenen auf.

Auch die Mode hat ſich bei den Kränzen einge-
miſcht. Anfänglich trug man dieſelben nur von na-
türlichen Blumen, nach und nach nahmen künſtliche

die Stelle der natürlichen ein. Man verfertigte Kränze von Seide, von Wolle, von Federn, von Haaren, ja von Gold und Silber. Das Letztere geſchah in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts. Selbſt die Form ward der veränderlichen Mode unterworfen. Man trug ſie bald größer, bald kleiner, bald höher, bald niedriger. Außerordentlich ſprechend iſt die Sitte, die Särge und Gräber verſtorbener, unbeſcholtener Jünglinge und Jungfrauen, mit Myrthen- und Roſenkränzen zu ſchmücken. Sie erinnert charakteriſtiſch an die Blüthe und Unſchuld des, zu einer beſſern Welt entflohenen, Geiſtes. K—r.

Des Vaters Frühlingsandacht mit ſeinen Kindern.

Nicht weit von H. liegt, von waldbewachſenen Hügeln umkränzt, ein ſtilles Thal. Grüne Kornfelder ſenken ſich, wie ausgebreitete Teppiche, geſchmückt mit allen friſchen Farben der erwachenden Natur, von dem Hange hinab in die fruchtreichen Gründe, und durch einen Wieſenſtreif rinnt, von Pappeln und Ulmen überſchattet, ein kühler klarer Bach, in welchem die kleinen, muntern Schmerlen luſtig auf und ab ihr Spiel treiben. Vom Abhange eines dieſer ſchönen Hügel blickt, halbverſteckt zwiſchen den hohen, ſtattlichen Obſtbäumen, Eſchen und Birken der Gärten, das Landgut des Kammerraths Wahning herab, eines vortrefflichen Vaters zwei liebenswürdiger Töchter und zwei wackerer Söhne. Die übrigen Geſchäfte ſeines Berufs dürfen ihm nie drei oder vier glückliche Stunden rauben, wo er täglich von allen Geſchäften das ſüßeſte und wichtigſte, zugleich zu ſeiner Stärkung und ſeiner Erholung von allen übrigen, beſorgt, — den eignen Unterricht ſeiner Kinder.

„Es iſt mir immer“ — ſo pflegt dieſer ruhmwürdige Vater zu ſagen — „wenn ich die Worte meiner Kinder in den Lehrſtunden höre, als hörte ich mich ſelbſt einmal wieder als Kind ſprechen. Die Stimmen meiner Kinder ſprechen mich an, wie meine eigne Stimme aus der fernen, verſchloſſenen Jugend; und indem ich mich nun dabei zugleich wieder erinnere, welche Sachen und welche Art des Unterrichts mir damals am angenehmſten und am deutlichſten geweſen, ſo wird es mir nicht ſchwer, eine ſolche Auswahl und Belehrungsart zu treffen, wobei meine Kinder zugleich ſich freuen und mit Leichtigkeit ſchnelle Fortſchritte machen.“

Und wahrlich ſo war es, wie dieſer vortreffliche Mann ſagte. Das helle, angenehme Wort war, als ein Vaterwort, zugleich auch ein wichtiges, und den Kindern unbezweifelt wahrhaftes Wort. Jeder Zuwachs an Kenntniſſen und guten Sitten war zugleich eine Freude für einen geliebten Vater. O wie wurde da alles Gute mit heiliger Gewiſſenhaftigkeit geübt, wie ſorgfältig bereiteten ſich die Kinder für Stunden, wo der Vater Lehrer war, vor, wie fleißig wurde wiederholt, wie fleißig gelernt und ausgearbeitet, was aufgegeben worden war!

Der Vater hatte die Gewohnheit, Sommers, an jedem Sonnabend, wenn die Dämmerung anfing einzutreten, ſeine Kinder zuweilen auf die Platte eines Altans zu führen, der ſich etwas hinaus über dem Wohnhauſe erhob, zuweilen aber auch mit ihnen hinaus in den Garten unter einen Laubenſchirm auf einer kleinen, mit perennirenden Blumenſtauden umpflanzten, Anhöhe zu wandeln, und dort, dem Allvater der Natur gleichſam näher, zu ſeinen Kindern ein frommes, freundliches Wort der Andacht zu reden.

(Fortſetzung folgt.)

Neue
ugend-Zeitung.

Montags, den 8. April 1811. 43.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Die Abendmahlsfeier.

inge schon hatte sich Vater Frommhold auf die ier des festlichen Tages gefreuet, an welchem er einen funfzehnjährigen Albert zum Altar der Religion Jesus begleiten, und den hoffnungsvollen Liebling seines Herzens zum ersten Mal an der religiösen Bundesfeier der Christen Antheil nehmen lassen wollte. Endlich erschien, mit dem Anbruch eines herrlichen Frühlingsmorgens, dieser festliche Tag. Vom hohen Himmel strahlte die Sonne in ihrer Herrlichkeit, und erhob die Seele des frommen Vaters und der edlen Mutter Alberts zur Anbetung des Ewigen, der ihnen diesen festlichen Tag zu ihrer Freude erleben ließ. Noch feierten sie mit stillen Betrachtungen den schönen Morgen dieses religiösen Festtages, da ertönte von den hohen Thürmen der Christentempel das feierliche Geläute der Glocken, welches sie zur Theilnahme an den öffentlichen Christenversammlungen abrief. Gerührt schlossen die guten Aeltern ihren hoffnungsvollen Sohn in ihre Arme, und ertheilten ihm, zu seiner Weihe bei dem Bundesmahle der Christen, ihren älterlichen Segen. Dann wandelten sie Hand in Hand zu dem heiligen Tempel, wo sie in Gemeinschaft mit ihrem guten Sohne ein Fest des Glaubens, der Liebe, und der Hoffnung, feiern wollten. Bei ihrem Eintritt in die Hallen des Christentempels fühlten sich schon ihre Herzen zur Andacht erhoben durch die sanften Tonentöne der Orgel, unter deren schmelzenden Akkorden sie sich zu den Reihen derer gesellten, die am Stiftungsfeste des Abendmahls der Christen, das Gedächtniß des großen Stifters desselben zu erneuern sich hier versammelt hatten. Vereint mit ihnen, und mit andern Vätern und Müttern, welche die Lieblinge ihres Herzens ebenfalls zum erstenmal an den Altar der Religion Jesus begleiten wollten, feierten sie hier in heiliger Andacht, mit harmonischer Einstimmung in festliche Gesänge, das Andenken an den erhabnen Menschenfreund, nach dessen Beispiel zu leben ihr redlichster Vorsatz und ihr eifrigstes Bestreben war. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit hörte besonders Albert, als der Gesang beendigt war, auf den Vortrag des ehrwürdigen Lehrers, der von heiliger Stätte herab, von der Wichtigkeit der ersten Abendmahlsfeier für junge Christen sprach. Der lehrreiche und anziehende Vortrag des wackern Religionslehrers ergriff sein zart fühlendes Herz, und verstärkte in demselben die frommen Empfindungen und heiligen Vorsätze, mit welchen er, an diesem festlichen Tage seines Lebens, in den Tempel der Christen getreten war. Seinem Geiste schwebte das Bild des vollendeten Gerechten vor, bei dessen Betrachtung sein Herz von heiligen Gefühlen der ehrfurchtsvollen Achtung, der innigsten Liebe und des gerührtesten Danks gegen den erhabenen Unsterblichen durchdrungen wurde. Ihm huldigte sein Herz, von dem heiligen Entschluß begeistert: der Tugend und Frömmigkeit so zu leben, wie jener große Unsterbliche einst auf der Erde gelebt hatte. Unter diesen heiligen Beschäftigungen

seines Geistes und Herzens kam der feierliche Augenblick heran, da er, von seinem geliebten Vater begleitet, zum Altare der Christen treten sollte. Mit frommer Andacht im jugendlichen Geiste nahte er sich ihm, in demselben Augenblick, als der Chor das feierliche Lied *) anstimmte:

Naht mit Andacht im Gemüth,
Brüder, christlich dem Altare,
wer von Jugendfeuer glüht,
und der Greis im Silberhaare,
hoch und niedrig, arm und reich,
naht, hier seyd ihr alle gleich ꝛc.

und er empfing, unter noch nie empfundenen heiligen Gefühlen des Herzens, das geweihete Brot und den gesegneten Kelch der Christen, aus den Händen des christlichen Lehrers. Thränen der freudigsten Rührung und der gottergebenen Hoffnung entrollten dem Auge des edeln Vaters und der frommen Mutter, als sie ihren Albert, mit der Miene der Unschuld auf seinem Gesichte, das heilige Gelübde der Religion und Tugend am Altare der Christen ablegen sahen. Ihr Herz betete dabei für ihn zu Gott, daß seine Seele sich immer rein und unschuldig bewahren, und sein frommer Sinn, und sein kindlich gutes Gemüth die schönste Freude ihres Lebens, und der süsseste Trost ihres Alters bleiben möchte. Unter diesen beglückenden Hoffnungen vollendeten sie die Abendmahlsfeier in dem Tempel der Christen, und kehrten, mit hoher Wonne im Herzen, in ihre friedliche Wohnung zurück. Hier ertheilten sie ihrem Albert, unter einer zärtlichen Umarmung noch einmal ihren älterlichen Segen, und der rechtschaffene Vater sprach dabei zu dem geliebten Sohne die herzlichen Worte frommer Ermahnung:

*) Es ist von dem beliebten Verfasser der häuslichen Gemälde, dem vortrefflichen Starke verfertigt.

„Mein Albert, unvergeßlich sey und bleibe dir „der heutige Tag deiner religiösen Weihe zum „Christenbunde. Bleibe stets dem heiligen Ge„lübde der Tugend und Frömmigkeit treu. Ha„be Gott lebenslang vor Augen und im Herzen, „und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, „noch thust wider Gottes Gebot. Halte rein „dein Gewissen, und liebe das Wahre, Gute „und Heilige so treu und standhaft, wie es Je„sus liebte. Ihn wähle dir als Vorbild und „Führer zur Wahrheit und Tugend. Sein Ge„dächtniß begleite dich durchs ganze Erdenleben. „Es sey in der Einsamkeit dein Freund, und in „der Versuchungsstunde dein schützender Engel. „Es stärke dich mit Muth und Kraft zum Tu„gendkampf, und schwebe dir zum größern Glück „in frohen Lebensstunden im Geiste vor. Es sey „in trüben Lebenstagen dein himmlischer Tröster, „und werde dir noch durch's Thal des Todes „zur Ewigkeit sicherer Begleiter. Lebt dir, mein „Albert, stets im Herzen Jesus Sinn, o dann „bist du die schönste Freude unsers Lebens; dann „segnet dich der Gott, den Jesus Vater nannte, „mit seiner Liebe, und nimmt einst deinen Geist, „wenn seine Hülle sinket, zum ewigen Genuß „der Seligkeit, ins bessere Vaterland."

Nach dieser herzlichen Ermahnung, für welche Albert mit Thränen der innigsten Rührung seinen Aeltern dankte, und die er mit dem heiligen Versprechen erwiederte, lebenslang ein guter und frommer Sohn zu bleiben — ging der Vater zu seinem Arbeitspulte, nahm aus einem, daselbst aufbewahrten, Portefeuille ein schönes Kupferblatt, und überreichte es seinem Albert mit den Worten:

„Hier mein Sohn, nimm dieses Blatt noch als „väterliches Geschenk von mir. Es sey dir ein „Denkmal deiner ersten Abendmahlsfeier. Nie

das Andenken an ſie aus deiner Seele. ſo oft du dieſes Blatt betrachteſt, ſo oft be deinem Geiſte die Erinnerung an die iche Stunde vor, in welcher du dich dem ire der Religion nahteſt, und dort, beim nuß des ehrwürdigen Nachtsmahls der Chris n, das heiligſte Gelübde bekräftigteſt: dem hriſtenglauben und der Chriſtenpflicht würdig zu leben, und Gott und der Tugend getreu zu ſeyn bis in den Tod. Erneure dann bei jedem Anblick dieſes Blattes das Andenken an jenes „heilige Verſprechen, und frage dich, ſo oft du „dieſes Bild von Neuem betrachteſt, ob, und „wie du dein, heute gethanes, Gelübde erfüllt haſt „beſt. Gedenke dabei auch deiner, dich liebenden, „Aeltern, und behalte unſere ſehnliche Bitte, „mit der wir dir heute dieſes Blatt überreichten, lebenslang in deinem Herzen, die Bitte: „Sey und bleibe ſtets ein guter und frommer „Sohn!“

Das will ich, mein Vater, erwiederte Albert tiefgerührt, und dazu ſoll mir dieſes ſchöne Kupferblatt ein heiliges Vermächtniß ihrer Liebe, und ein Hülfsmittel zur Ausführung der guten Vorſätze meines aufrichtigen Herzens ſeyn.

Albert empfing nun, unter einem herzlichen Dank von ſeiner Seite, das ſchöne Kupferblatt aus den Händen des Vaters *). Er betrachtete es eine lange Weile mit der größten Aufmerkſamkeit, und fand an der ſchönen Zeichnung deſſelben ein lebhaftes Vergnügen. Indeſſen traten ſeine zwei jüngern Geſchwiſter zu ihm, und äußerten auch ein großes Verlangen, das, ihrem Bruder geſchenkte, Bild zu ſehen. —

Was iſt denn das für eine Vorſtellung? fragte der zehnjährige Robert, als er das Bild erblickte.

Ja, das möchte ich auch gern wiſſen, fiel ſeine etwas ältere Schweſter, Luiſe, ein.

Albert, der in ſtiller Betrachtung des Bildes ganz verloren war, ſchien gar nicht auf ihre Anfrage gehört zu haben, und ſchwieg dazu. Der Vater aber, der den Wunſch ſeiner beiden jüngern Kinder hörte, erwiederte darauf: Was für eine Szene dieſes Bild vorſtellt, das will ich euch am heutigen Abend, in unſerer gewöhnlichen Unterhaltungsſtunde, ſagen. Bis dahin habt Geduld, weil mir meine heutigen Berufsgeſchäfte nicht erlauben, jetzt davon mit euch zu ſprechen. Aber auf den Abend, da will ich euern Wunſch gern befriedigen. Den Kindern war dieſes Verſprechen des Vaters ſehr lieb. Denn

*) Ein berühmter Künſtler, Raphael Morghen, hat es geliefert, nach einem Originalgemälde, welches von einem der berühmteſten italiäniſchen Maler, Leonardo da Vinci, herrührt. Dieſes vortreffliche Gemälde verfertigte Leonardo nach einem Auftrage des Herzogs von Mailand, zur Verzierung eines Speiſeſaals der Dominikanermönche in Mailand. Es wurde von ihm auf die Mauerwand gemalt, und war dreißig Fuß hoch, und eben ſo breit. Leonardo zeigte in demſelben alle Schönheiten ſeiner Kunſt, die man auch in der vortreflichen und naturgetreuen Darſtellung von Nebendingen, als z. B. das Gewebe und der Faltenwurf am Tafeltuche iſt, nicht vermißt. Die größte Kunſt bewies er aber in der Zeichnung der Köpfe und der Geſichter der Apoſtel, und in dem ſo überaus ſprechenden Ausdruck ihrer Mienen, aus welchen man das Staunen, den Schreck, die Traurigkeit und den Unwillen, welchen ſie über die Verrätherei Eines aus ihrer Mitte empfinden, ſehr deutlich lieſt. Judas iſt von Leonardo dadurch charakteriſirt worden, daß er in ſich gekehrt da ſitzt, und in der Verwirrung ſeines Gewiſſens, das, auf dem Tiſche vor ihm befindliche, Salzfaß umwirft. Heut zu Tage iſt dieſes ſchöne Gemälde nicht mehr vorhanden. Denn weil es von Leonardo mit Oel auf eine, nicht vollſtändig ausgetrocknete, Mauer gemalt war, ſo hat die Feuchtigkeit die Farben ausgelöſcht, und das Gemälde iſt durch die Länge der Zeit verwiſcht worden. Nach dem erwähnten großen Kupferſtich hat Herr Schenk in Braunſchweig einen kleinen verfertigt.

die Unterhaltungsstunde in der Frommholdischen Familie, machte den Kindern immer sehr großes Vergnügen, weil sie der wackere Vater durch mancherlei Gespräche, Erzählungen und Vorlesungen ꝛc. immer sehr angenehm und lehrreich für die Seinigen zu machen wußte. Als nun Abends die erwünschte Stunde kam, und Vater Frommhold wieder im Kreise der Seinen war, baten ihn die Kinder um die Erfüllung des, ihnen am Tage gegebenen, Versprechens.

Ja, meine Kinder, nun kann und will ich eure Bitte erfüllen, erwiederte der Vater. Setzt euch zu mir an diesen Tisch.

Mit diesen Worten legte er das Kupferblatt, welches Albert nach dem Wunsch seines Vaters herbeigeholt hatte, vor seinen Kindern auf den Tisch hin und sagte:

„Der merkwürdige Vorfall, welcher auf dieser Kupfertafel dargestellt ist, meine Kinder, ereignete sich einst gerade an dem Tage, dessen Gedächtnißfest der heutige Tag bei den Christen ist. Er trug sich in der Gesellschaft der Schüler jenes großen Lehrers der Menschen zu, aus dessen Leben ich euch bereits mehrere denkwürdige Begebenheiten erzählt habe. Ehe noch der letzte Lebenstag dieses großen Menschenfreundes anbrach, an welchem er für Wahrheit und Menschenwohl den Tod erdulden sollte, wünschte der edle Freund der Seinen, daß die letzten Stunden des Umgangs mit seinen Geliebten, nicht unbenutzt bleiben, und nicht ohne Segen für seine Vertrauten dahin fließen möchten. Er trug daher einigen seiner Schüler auf, nach der Hauptstadt seines Vaterlandes zu gehen, und daselbst bei einem Freunde die Einrichtung zu jener feierlichen Mahlzeit zu treffen, welche von seiner Nation, am bevorstehenden Passahfeste, zum Andenken an ihre, in der grauen Vorzeit glücklich bewirkte, Befreiung aus einer drückenden

Sklaverei, gefeiert zu werden pflegte. Durch dieses Mahl, das im traulichen Familienkreise ein Fest der größesten Freude war, wünschte auch Jesus sich zum letzten Mal im Kreise einer Lieben zu erheitern, und seinen Abschied von ihnen feierlich zu machen. Schon dämmerte der Abend, welchen er zum Genuß der letzten Passahmahlzeit für sich im Kreise seiner Freunde bestimmt hatte, als er sich, in Begleitung seiner Schüler in dem, für ihn zubereiteten, Speisesaal einfand.

Eine sanfte Freude schimmerte aus Jesus Mienen, als er mit seinen Schülern zu der bereiteten Tafel trat. O sprach er, wie herzlich habe ich mich gesehnt, dieses Mahl noch einmal in eurer Gesellschaft zu feiern, ehe ich leide. Nun lagerte man sich. Jesus in der Mitte, zu seiner Rechten sein Busenfreund, Johannes, und nach der Reihe die Uebrigen. Das Mahl begann. Angenehme Gespräche voll Ernst und Weisheit würzten den Genuß der Nahrungsmittel. Nach alter Sitte wurden bei der Passahmahlzeit allezeit vier Becher Wein von der ganzen Tischgesellschaft getrunken. Ueber den ersten sprach der Hausvater ein Dankgebet, trank den Gästen zu, und ließ im Kreise dann den Becher umhergehen. So trank auch Jesus seinen Jüngern diesen ersten Becher zu. Bei dieser frohen Stimmung beschloß der erhabene Weise, dieses letzte freundschaftliche Mahl seinen Freunden durch eine Handlung unvergeßlich zu machen, die ihnen ganz sagen sollte, wie unaussprechlich er sie liebe, und wie sehr er wünsche, auch in Zukunft, wenn er nicht mehr unter ihnen seyn würde, noch eben so herzlich von ihnen geliebt, und im bleibenden Andenken erhalten zu werden.

(Beschluß im nächsten Stück.)

Neue
Jend-Zeitung.

Donnerstags, den 11. April 1811. 44.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Abendmahlsfeierlichkeit.

(Beschluß.)

Diese feierliche Handlung war die Stiftung des Abendmahls, mit dessen erhabenem Zweck ihr meine Kinder, du meine Luise, und du mein Robert, künftighin, zu seiner Zeit, eben so wie jetzt euer älterer Bruder Albert, genauer werdet bekannt gemacht werden. — Ehe aber Jesus diese feierliche Stiftung des Abendmahls vornahm, wünschte er noch einmal zu dem Herzen Eines seiner Schüler ein Wort der liebevollen und warnenden Ermahnung zu sprechen. Dieser Schüler war Simon Judas, mit dem Zunamen Ischarioth. Er war eben so lange als die Andern in der Schule Jesus, und durch beständigen nähern Umgang mit ihm verbunden gewesen. Mehrige Absichten hatten ihn vermuthlich verleitet, diese Verbindung zu suchen. Denn seine herrschende Leidenschaft war der Geiz. Als er für denselben in der Gemeinschaft mit Jesus nicht Befriedigung genug fand, so suchte er auf andre Weise seine Habsucht zu stillen. Er wußte nämlich, wie sehr verhaßt Jesus der jüdischen Obrigkeit war, und wie sehr diese darnach trachtete, ihn aus dem Lande der Lebendigen wegzuschaffen. Er faßte daher den Entschluß, dazu behülflich zu seyn, weil er hoffen durfte, reichlich dafür belohnt zu werden. Jesus kannte ihn längst, gab ihm auch öfters solche Winke, aus denen er abnehmen konnte, daß er sein Vorhaben wußte. Aber Judas ließ sich nicht irre machen, und wußte gegen die übrigen Schüler Jesus sich so zu verstellen, daß diese keinen Verdacht in ihn setzten. Er war vielmehr bis auf den letzten Lebensabend Jesus ein Mitglied der kleinen engen Gesellschaft gewesen, welche Jesus Schüler bildeten, und hatte alle Lehren und Ermahnungen seines großen Lehrers mit angehört, ohne dadurch gebessert zu werden. Als nun dieser Gewissenlose selbst bis auf den letzten Augenblick mit frecher Stirn im Zirkel der Vertrauten Jesus war, sprach der, von allen übrigen Schülern hoch verehrte, Lehrer plötzlich mit lauter Stimme:

„Ja, meine Jünger, einer unter euch wird mich „verrathen, einer unter euch wird meinen heutigen „Aufenthaltsort meinen Feinden anzeigen, und mich „ihnen ausliefern. O der Unglückliche hat sein Wort „haben nicht aufgegeben!

Alle Schüler Jesus erschracken bei diesen Worten. Jeder wollte nun dem Andern die Schuld aus den Augen lesen. Eine allgemeine Verwirrung herrschte in der Gesellschaft. Unter dieser suchte auch Judas sich zu verbergen. Die andern Schüler fingen endlich nach einander an Jesus mit Fragen zu bestürmen. Doch Jesus wollte noch immer den Verräther schonen. Ohne seinen Namen zu nennen, sprach er, von tiefem Schmerzgefühl über das verdorbene Herz eines gewissenlosen Schülers ergriffen, nur die Worte: „Wehe, wehe ihm dem Unglücksstifter! Es wäre ihm besser, das Licht der Welt nie erblickt zu haben!“ Mit diesem schmerzlichen Ausruf wollte Jesus den

Verstockten noch zu erschüttern suchen. Bis jetzt war Judas still gewesen. Allein die große Schonung seines Lehrers, der seinen Namen doch nicht nannte, gab ihm den Muth, nun auch wie die Uebrigen zu fragen: „Bin ich es?" — Diese, so sehr in Frechheit übergegangene, Verstockung, ließ keine Hoffnung der Besserung mehr zu, und nun erst antwortete ihm Jesus: „Ja, du bist es!"

Nach dieser Erklärung konnte es Judas doch nicht mehr über sich gewinnen, länger in der Gesellschaft Jesus zu bleiben. Schweigend verließ er die bestürzte Versammlung, und eilte nun davon, um im Dunkel der Nacht seinen schändlichen Verrath auszuführen.

Seht, meine Kinder, fuhr Vater Frommhold fort, so tief kann der Mensch fallen, der sich von schändlichen Neigungen einnehmen, und nach und nach gänzlich von ihnen beherrschen läßt. Er wird durch ihre zunehmende Gewalt von einem Verbrechen zum andern fortgerissen, und sinkt von einer Stufe des Verderbens zur andern, immer tiefer in den Abgrund des Elendes. Darum, meine Kinder, laßt nie schlechte Neigungen, welche die Vernunft und das Gewissen mißbilligt, in euch überhand nehmen. Folget stets den guten Ermahnungen eurer Aeltern und Lehrer, die es mit euch herzlich wohl meinen. Höret stets auf die innere Stimme eures Gewissens, und was euch diese sagt, nur das thut. Handelt immer recht und gut, so wird es euch auch immer wohl seyn und ihr werdet lebenslang die ruhige Zufriedenheit eures Herzens genießen, welche euch glücklich leben und ruhig sterben läßt.

Mit diesen Worten trat der Vater zu dem, im Wohnzimmer stehenden, Fortepiano, und stimmte, unter Begleitung dieses Saiteninstruments, zur Bekräftigung seiner väterlichen Ermahnungen den schönen Gesang, nach der bekannten Melodie: Auferstehn, ja auferstehn, mit den Seinen an:

Ach, wer nimmer von der Tugend weicht,
entschläft so sanft, so leicht.
O laßt uns streben
der Tugend ganz zu leben.
Erhör uns Gott!

Laßt uns stark seyn, wenn die Lust der Welt
zu herrlich uns gefällt.
Auf, laßt uns streben
Der Tugend stets zu leben.
Das gebe Gott! D—g.

Des Vaters Frühlingsandacht mit seinen Kindern.

(Fortsetzung.)

Seht, meine Kinder, wie hell und rein der leichte, hohe Himmel über uns schwebt! Zu unsern Füßen ist ein weicher, frischer Teppich ausgebreitet; unsere Blicke schwimmen auf sprossenden Aernten. Die Natur stellt sich uns vor Augen, wie ihr, meine Lieben, euch mir vor Augen stellt, wie ein freundliches Kind im blühenden Alter. Gesundheit röthet eure Wangen und wenn ich in eure hellen Augen blicke, so sehe ich im Geiste mit Freuden voraus, was ihr einst in Zukunft werden und wirken werdet. Die Frühlingsnatur ist auch ein solches freundliches, hoffnungsvolles Kind. Wie angenehm ist es, auf sie, die sich nun allmälig entwickelt, sich immer vervollkommnet, sich täglich verschönert, hinaus zu schauen! Ja, der Anblick dieser schönen, knospenden, grünenden Natur, eurer Schwester, in ihrem kindlichen Frühlingsalter, erfülle jetzt unsere ganze Seele, und der Gedanke an ihren und unsern Vater und Erhalter, den Gott der Liebe.

Eines Sonnabends, im schönen Junius, hatte [illegible] seine Kinder auf der Anhöhe im Garten, unter de

Schattendach der offenen, leichtvergitter-
ersammelt, trat dann mit ihnen vor die
uch deren zarte Blätter und flatterndes
n sanfter Abendwind lispelte, hinaus und
ihnen mit treuer, herzlicher Stimme:
er, ich will euch lehren, wie ihr dieser schö-
ilden, lächelnden Natur euch recht innig er-
sollt!

ier, diese Augen, sie sind die Thore, wodurch
Schönheiten der lieblichen Natur in tausend Ge-
n und Farben zu den geheimnißvollem Aufent-
e der Seele einziehen. Im Ohre aber ist die
ite aufgespannt, die jeden Ton, jeden Ton der
eude, jeden Ton des Lebens, den Gesang der Vö-
el, das Säuseln der Frühlingslüftchen, das sanfte
Rieseln, das muntre Plätschern der Bäche und der
schnellen Fische in denselben, auffängt und der Seele
zusendet. — Diese unsre Sinne, Auge besonders
und Ohr, müssen wachsam und empfänglich seyn für
alles Schöne, für alles Angenehme in der reizenden,
reichen Natur: dieses ist vor allen Dingen nothwen-
dig, wenn wir derselben uns innig erfreuen wollen.

Wenn wir dort auf dem grünen Wiesenstreif, am
schattigen Ufer unseres klaren Bächleins; umringt von
den waldbekränzten Anhöhen hinwandeln, dann sey
unser Auge nicht starr und empfindungslos auf den
Boden geheftet, oder der Blick gleichgültig in den
leeren Raum geworfen: denn so genießt Niemand
der schönen Natur; sondern leicht und hell schwebe
der beseelte Blick über der weit ausgegossenen Fülle
der Frühlingsgaben, er schweife freudig umher, wie
eine Biene, in den grünen Saatfeldern, und in den
Blumen der Wiesen und auf den duftenden Blüthen-
bäumen, fliege von einem stillen Dörfchen zum an-
dern, von einem Hügel im Abendsonnenlicht zum an-
dern, und endlich in die heitere Höhe, um dem
Vater und dem Erhalter alles dieses, einen herzlichen
Dank hinaufzubringen für seine Güte.

Auch das Ohr sey nicht verschlossen! Alle Früh-
lingslieder und Töne in den Gebüschen und in den
Ebenen, alle Töne des regen Lebens und der Freude,
ein jedes Flöten, ein jedes Girren und Locken, ein
jedes Jauchzen, Rauschen und Rieseln, der göttliche
Zusammenklang der belebten und der unbelebten Na-
tur, klinge in das offene, lauschende Ohr und dann
weiter in die Seele, damit auch von allen diesen
reinen Entzückungen uns auch nicht eine verloren
gehe.

Wenn Ohr und Auge ihre Pflicht gethan ha-
ben, dann sey aber auch die Seele geneigt und
fleißig, alles aufzunehmen, was durch Auge und Ohr
ihr zuströmt.

Kinder, Empfänglichkeit der Seele
für alles Schöne, für alles Angenehme —
dieses ist das zweite, worauf es ankommt, wenn wir
eines innigen, vollen Genusses der entzückenden Natur
uns erfreuen wollen.

In solchen Augenblicken sey Niemand von euch
beschäftigt, allerlei auswendig zu lernen, was ihm
in der Lehrstunde aufgegeben ist, oder sonst etwas zu
überdenken, was mit dieser schönen Natur und ihrem
Vater in keiner nahen Verbindung steht: denn solche
Gedanken und Beschäftigungen sind wie ein dichtes
Tuch, welches über die Seele geworfen würde, daß
sie nun nichts oder wenig vernehmen könnte von
dem, was Auge und Ohr Schönes in einem solchen
Augenblicke darbieten, daß sie also auch nicht sich
darüber vollkommen und innig freuen könnte.

Nein! unbefangen, wacker und thätig sey unsere
Seele hier, nur dasjenige aufzunehmen, was die
Natur durch Auge und Ohr Schönes und Angeneh-
mes so freundlich spendet. Nur das sey erlaubt, daß
die erweckte, beflügelte Einbildungskraft uns aus die-
ser Flur in noch andere, die wir eben nicht vor Au-
gen haben, ja bis hinauf in die himmlischen Fluren
hinaus hinaufrage; nur das sey erlaubt, daß die

beflügelte Einbildungskraft uns schon jetzt, vorauseilend einige Monate, die grünen Saaten als ein goldenes, wallendes Meer zeige, in welchem die fleißigen Schnitter mit klingenden Sensen rudern und schwimmen.

Vor allen aber sey es der Seele erlaubt, ja, geboten, daß, wo sie selbst für sich so inniges, süßes Glück empfindet, sie auf Glück sinne auch für andere: denn nur ein menschenfreundliches Gemüth kann sich der freundlichen, milden Natur und ihres Vaters und Erhalters innig und ungetrübt erfreuen. Drum die Menschenfreundlichkeit ist das dritte Gebot für den, welchen die Natur entzücken soll.

Kinder, liebe Kinder, hier, wo Alles uns anlacht, Hügel und Auen, Gebüsch und Wiese, Abendsonne und prächtig-gefärbter Himmel, hier sollten wir durch ein trübes, finsteres, neidisches, zürnendes Auge, oder sonst eine unfreundliche Laune, die Heiterkeit auch nur eines unserer Mitmenschen auf dieser, durch Gott so schönen Erde vermindern, oder gar zerstören? — Wahrlich, dann verdienten wir, daß uns mit einem Male dicke, kalte, grausenvolle Finsterniß so lange umhüllte, bis wir die Wahrheit des Spruches Jesu tief empfänden: was du nicht willst, daß dir geschehen soll, das thue andern auch nicht.

Hier, wo alles zur Freude einladet, wo die süßesten Gefühle uns durchströmen, wo uns unbeschreiblich wohl ist, da sollten wir nicht wünschen, daß auch allen andern Menschen, unsern Brüdern und Schwestern, wohl seyn möchte? da sollten wie es uns nicht heilig vornehmen, und mit dem freudigsten Eifer auf Mittel sinnen, wie auch wir etwas dazu beitragen wollten, daß es andern Menschen wohl gehe? — Wir Glücklichen sollten den Armen mit dem Kleide und mit der Miene des Elendes, ohne Gabe neben uns hinschleichen lassen? Wir Gesunden sollten vor dem Siechen, der seinen bleichen, hinwelkenden, gebrechlichen Körper zwischen den grünen Hecken mühselig hinschleppte, gleichgültig vorbeieilen?

Nein! wo uns wohl ist, soll auch andern wohl seyn, so viel es wenigstens in unserm Vermögen steht; so viel an uns ist, soll alles um uns her das große Frühlingsfest der Natur mitfeiern.

(Beschluß folgt.)

Glaube.

Glaube, welchen Trost reichst du dem sündigen Dulder!
Glaube, du himmlische Kraft endlicher Menschennatur!
Glaube, Strahl aus der Gottheit ewig unendlichem Lichte,
strömend ins zagende Herz, welches zum Himmel du kehrst!
Glaube, du trägest die Welt und hebest über die Trümmer,
sinkt einst ihr künstlicher Bau, kühn dich zur Lichtwelt hinauf.
Glaube, du steigst vom Stäubchen zitternden Strahles der Sonnen,
hoch auf der Leiter der Welt bis an des Ewigen Thron!

Königsbrück. A. Ziehnert.

Inschrift eines Grabsteins.

Zwiefaches Denkmal erloschener Aeltern freude.
Ein Stein umschließt zwei zarte Geisteshüllen:
Der Thränenblick durchschaut das Dunkel nicht!

Ein Trost soll zwei verwaiste Herzen füllen:
Aus Dunkel strahlt der Hoffnung Sternenlicht.

Trautscholdt.

Digitized by Google

Die Ruinen von Persepolis.

N° 8.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 13. April 1811. 45.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Ruinen von Perſepolis.

(Zum Kupfer Nr. 8.)

Perſien oder Irak, in der Mitte des ſechſten Jahrhunderts vor der chriſtlichen Zeitrechnung, noch eine kleine Provinz von Medien, unter der Herrſchaft des Aſtyages, wurde von deſſen Enkel, dem Cyrus oder Koreš, wie ihn die Bibel nennt, zum größten und ausgedehnteſten Reiche der damals bekannten Erde erhoben. Aber dieſe Größe und dieſer Flor der großen perſiſchen Monarchie verlor ſich bald, und gegenwärtig iſt Perſien ſehr verödet und entvölkert. Die Ruinen von Perſepolis ſind das einzige Denkmal, das noch aus der blühenden Epoche Perſiens vorhanden iſt. Sie nehmen einige Meilen ein und ſind in gerader Linie etwa ſieben deutſche Meilen von der großen, volkreichen Stadt Schiras entfernt, die in der Provinz Faciſtan oder Fars, am Steppenfluſſe Karemdeſche liegt. Einige Ueberreſte von den Ruinen zu Perſepolis ſind auf dem beiliegenden Kupfer abgebildet, und dieſe haben ſich ziemlich gut erhalten. Andere haben durch Zeit und Witterung ſehr gelitten. Und da Erdbeben in jenen Ländern nicht zu den Seltenheiten gehören, ſo ſind auch durch dieſe Naturerſcheinungen manche Säulen dieſes Denkmals umgeſtürzt worden. Die Perſer nennen dieſe prächtigen Ueberreſte von Perſepolis Tacht Jamſchid, d. heißt Jamſchids Reſidenz. Gewöhnlicher aber noch werden ſie Tſchil-Minar, d. h. vierzig Säulen genannt. Sie ſind wahrſcheinlich die Ueberbleibſel eines Palaſtes und eines Mauſoleums. Die Gemälde, die man noch daſelbſt antrifft, haben große Aehnlichkeit mit denen, von welchen Denon, der die Franzoſen auf ihrer Expedition nach Aegypten begleitete, mehrere in dieſem Lande auffand, und der Kunſtwelt bekannt machte; daher ſcheinen auch dieſe Gemälde ägyptiſchen Urſprungs, oder das ganze Denkmal von ägyptiſchen Künſtlern erbauet zu ſeyn. Daß ſich dieſe Ruinen ſo gut erhalten haben, das kommt wahrſcheinlich daher, daß ſie auf einer Anhöhe liegen oder ſtehen, von welcher man eine weite Ausſicht auf die Ebene von Merdaſcht genießt. Sie liegen gerade da, wo das perſiſche Gebirgsland aufhört, doch ſo, daß ſie ſelbſt noch den Fuß der Gebirge einnehmen. Der Berg Mehemut umſchließt die Ruinen in Form eines Theaters. Die noch, vorhandenen, Säulen belaufen ſich nicht gerade auf vierzig; denn die Zahl 40 bezeichnet bei den Perſern überhaupt eine große Zahl. Man ſteigt zu dieſen Säulen auf einer großen Treppe von 104 Stufen hinan, die aus blauem Steine beſtehen. Das Erſte, was eben in die Augen fällt, ſind zwei hohe ſteinerne Portale, an deren Seite ſich zwei ſtehende Sphinxe von ungeheuerer Größe befinden, die mit Korallenkügelchen verziert ſind. Die Aufſchriften, welche man oben an den Seiten wahrnimmt, hat man bisher vergeblich zu entziffern geſucht. Nicht weit von dieſen Portalen ſteigt man eine andere Treppe hinauf, und gelangt auf derſelben in die große Säulenhalle. Die Seiten

dieſer Treppe ſind mit verſchiedenen Figuren in halb erhabener Arbeit verziert, welche faſt alle Gefäße in den Händen tragen. Hin und wieder erblickt man ein Kameel; an andern Stellen Leitpferde, Ochſen und Widder; an manchen Stellen auch Triumphwagen nach römiſcher Art. Am Ende der Treppe befindet ſich ein Basrelief; es ſtellt einen Löwen vor, der einen Stier faßt. Ganz dicht daneben ſtehen wieder andere Aufſchriften in alten unverſtändlichen Charakteren. Hat man die Treppe erſtiegen, ſo tritt man in eine Säulenhalle, die ehemals ſehr prächtig geweſen ſeyn muß; die Araber nennen ſie Tſchil-Minar, d. h. die vierzig Säulen. Funfzehn von dieſen Säulen, die 70 bis 80 Fuß hoch und Meiſterſtücke der Baukunſt ſind, ſtehen noch. Die Fußgeſtelle derſelben ſind ſehr künſtlich gearbeitet, und die Zeit hat ſie wenig angetaſtet. Die Schafte ſind bis zu den Knäufen geribbet, und die letztern reichlich mit erhabenem Schnitzwerk verziert. — Von dieſer Halle wendet man ſich oſtwärts zu den Ueberreſten eines großen viereckigen Gebäudes, deſſen Eingang eine Thüre von Granit iſt, und deſſen Thüren und Fenſter ſich ſehr gut erhalten haben. Dieſe letztern ſind von ſchwarzem Marmor und ſpiegelhell. An den Seiten der Thüre beim Eingange erblickt man Basreliefs mit zwei Figuren in Lebensgröße, von denen die Eine einen Mann, die Andere eine Ziege vorſtellt. Der Mann hält mit der einen Hand die Ziege beim Horne, und mit der andern ſtößt er ihr einen Dolch in die Bruſt, wobei die Ziege dem Manne einen Fuß auf die Bruſt, und den andern auf den rechten Arm ſetzt. Dieſe Abbildung ſieht man ſehr häufig im Palaſte. Eine andere Thüre deſſelben Zimmers hat eine andere Verzierung. Zwei Männer in Lebensgröße ſtehen über derſelben, und ein Bedienter hinter ihnen mit ausgeſpanntem Schirme. Sie ſcheinen ſchon alt zu ſeyn, tragen lange Bärte und ſtarkes Haar auf dem Kopfe, und ſtützen

ſich auf große runde Stäbe. Am ſüdweſtlichen Eingange dieſes Zimmers ſtehen zwei große ſteinerne Pfeiler. Auf dieſen ſind vier Figuren eingehauen, welche lange Kleider tragen, und Speere von zehn Fuß Länge in den Händen haben. Bei dieſem Eingange ſieht man auch die Trümmern einer Treppe von blauem Stein. Eine große Strecke des Bodens iſt mit einer ungeheuern Menge zerbrochener Stücke von Pfeilern, Schafften und Knäufen beſtreut, von denen einige ſo außerordentlich groß ſind, daß man kaum einſehen kann, wie man ſie hat hierher bringen können. — Hinter der Pfeilerhalle und dicht unter dem Berge findet man die Ueberreſte eines andern ſehr großen viereckigen Gebäudes, das entweder ein Theil des Palaſtes, oder ein beſonderer Tempel geweſen iſt. Denn man ſieht an der innern Seite Embleme und Symbole, die eine religiöſe Bedeutung zu haben ſcheinen. Dies Gebäude hat vier Haupteingänge, zwei auf der Nordweſt- und zwei auf der Südweſtſeite. Die Wände ſind in verſchiedene Felder abgetheilt, und mit mancherlei Bildhauerarbeit geſchmückt. Das gewöhnlichſte Bild iſt ein Mann in Lebensgröße, der auf einem Stuhle ſitzt, die Füße auf einen Schemel gelegt hat, und einen runden Stab in der Hand hält. Hinter ihm ſteht ein Bedienter mit einem Sonnenſchirme; vor ihm erblickt man zwei Armleuchter mit Lichtern. Neben dieſen ſteht ein kleiner Knabe, und hinter dieſem eine Frau mit einem Becher in der Hand. Unterhalb dieſem Figur ſind mehrere andere in langen Gewändern. Einige erſcheinen bewaffnet mit Bogen und Pfeilen, andere mit Spießen; alle aber tragen thurmförmige Mützen, wie ſie bei den Medern Mode waren. Ueber den Thüren dieſes Gebäudes, deren zwölf ſind, erblickt man in halb erhabener Arbeit einen Löwen, der einen Ochſen ergreift. Alle Wandvertiefungen ſind mit ſchönem Granit ausgelegt, und haben vorn ſchöne Karnieße von Stein. Außer den gewöhnlichen

Figuren ſieht man hier auch eine ganz ungewöhnliche. Ein Mann ſitzt an einem Pfeiler, und hält ein kleines Gefäß in der Hand. Um den Leib iſt er gegürtet, und die beiden Enden des Gürtels reichen flügelartig weit über die Kleider hinaus. Das Gewand iſt lang, die Mütze thurmförmig. Unter dieſer Figur ſind einige, ſehr gut gearbeitete, Löwen, welche bei den alten Perſern das Sinnbild der Herrſchaft waren. Das Ganze hat wohl eine religiöſe Bedeutung. — Hinter dieſen Ruinen, und zwar weit hinter ihnen am Berge Mehemut, nach Norden hinauf, befinden ſich die Ueberreſte eines merkwürdigen, in den Felſen gehauenen, Ortes. Sonſt ging eine Treppe hinauf, welche die Zeit zerſtört hat; jetzt muß man den Felſen hinanklimmen. Parallel mit dieſem Gebäude, und zwar etwa 800 Schritte ſüdlich, ſteht noch ein anderes. Dieſe hohen Gebäude haben drei Seiten, von denen zwei vierzig Fuß hoch und glatt ſind; die dritte enthält verſchiedene ſchöne Bildhauerarbeiten. In der Mitte ſteht ein Pfeiler, auf deſſen Spitze die, oben erwähnte, Figur ſitzt. Gegen über ſteht ein Mann auf einem Fußgeſtelle von drei Stufen. Er hält in ſeiner Linken einen Bogen; mit der Rechten zeigt er ausgeſtreckt auf die Figur am Pfeiler hin. Links ſieht man einen ſteinernen, zwei Fuß hohen, Altar, auf welchem Feuer brennt, und ein wenig ſeitwärts ſchwebt eine Kugel in der Luft, die wahrſcheinlich Bild der Sonne ſeyn ſoll. Die jetzigen Perſer nennen dieſen Ort Mudſchilis Gendſchihd. — Unterhalb der genannten Sinnbilder ſind kleine Oeffnungen, die zu einem unterirdiſchen, in den Felſen gehauenen, Gang führen. Dieſer Gang iſt ſechs Fuß hoch und vier Fuß breit. Er geht eine weite Strecke in den Felſen hinein; allein er wird ganz finſter, wenn man einige Schritte weit vorwärts iſt. — Geht man auf der Südſeite bis zum Fuße des Berges hinunter, ſo trifft man auf die Ruinen eines kleinen viereckigen Gebäudes,

deſſen Thüren und Fenſter zum Theil noch vorhanden ſind. Einige eingehauene Figuren davon ſind nur bis zur Mitte ſichtbar, das Uebrige iſt wahrſcheinlich durch Sand verſchüttet. Etwas weſtlich von dieſem Gebäude ſteigt man auf einer ſteinernen Treppe zu einem prächtigen viereckigen Hofe hinauf, wo man noch verſchiedene Fußgeſtelle von Säulen, und auf der Oſtſeite die Ueberreſte von zwei großen Portalen erblickt. Alles iſt von Granit, und die Einfaſſungen des Portals ſind, dem Anſcheine nach, ſehr prächtig geweſen. Auf mehrern Stücken der zerbrochenen Säulen ſtehen alte Aufſchriften. In verſchiedenen Theilen des Palaſtes befinden ſich Kanäle, um mittelſt derſelben das, von den Bergen kommende, Waſſer abzuleiten. Sie ſind von blauem Stein, drittehalb Fuß breit und acht Fuß tief unter der Erde.

Dieſe großen Gebäude ſcheinen zu Wohnungen der Könige im Leben und im Tode beſtimmt geweſen zu ſeyn. Denn die Leichname der perſiſchen Könige wurden begraben und nicht verbrannt. Ein großer Geſchichtforſcher — Heeren — behauptet, Perſepolis war ſo wenig ein Tempel, (weil die Perſer deren überhaupt gar nicht hatten,) als eigentliche Reſidenz, wenigſtens nicht in dem blühenden Zuſtande des Reichs. Es erwuchs, wie die meiſten Hauptſtädte Aſiens, aus dem Hoflager der erſten perſiſchen Eroberer, und war auch allerdings ihr erſter Wohnſitz. Freilich hörte es auf, dies zu ſeyn; allein die Ideen von Vaterland, Herrſchaft, Religion, die man daran knüpfte, machten es zur Heimath und Todtenreſidenz der Könige; nicht zum Tempel, aber wohl zum Heiligthume der Nation, erbauet auf väterlichem Boden, und Wohnſitz der väterlichen Götter; ja endlich durch ſeine Einrichtung und ſeine Kunſtwerke zum Sinnbilde des Reichs und ſeines Glücks, unter dem Schatten eines milden Despotismus, nach dem Ideal des Orients, wo alle Stände des Reichs, wo der König, die Großen und das

Volk ihre Pflichten, nicht weniger als ihre Vorzüge, sich in bildlichen Vorstellungen näher vor Augen gerückt sahen. So wurde es also ganz das, wofür das Alterthum es ausgibt, das Haupt des Reichs, das persische Kapitolium.

H—ff.

Auflösung des Silbenräthsels im achtunddreißigsten Stück.

Die Kammheuschrecke.

Sie gehört unter die Gattung der Grashüpfer, von welchen man bereits 237 Arten kennt, die wegen ihrer auffallenden Abweichungen der Aehnlichkeit unter einander in fünf Familien abgetheilt werden. Diese gehört zur fünften, die sich durch fadenförmige Fühlhörner und einfachen Schwanz auszeichnet. Der deutsche Name Heuschrecke ist aus den Wörtern: Heu und dem altdeutschen: schrecken, das so viel als springen hieß, zusammen gesetzt. Sie ist eine der schönsten und größten, die im Morgenlande häufig, aber einzeln auch in allen Erdtheilen gefunden wird. Ihre Länge ist fünf Zoll; das Brustschild ist erhaben und kammförmig eingekerbt; der Hinterleib roth; die Oberflügel sind ockergelb, mit vielen runzlichen Flecken besetzt.

Die herrschende Gewohnheit der Araber und anderer Völker des Morgenlandes, diese Heuschrecke, so wie andere große Arten derselben, zu essen, hat vermuthlich veranlaßt, daß man glaubt, sie sey den Israeliten (3. Buch Mosis 11, 22.) zu essen erlaubt worden, und sie sey eben die Art, von der Johannes in der Wüsten gelebt habe. Man reißt ihnen die Fühlhörner, Flügel und Füße aus, läßt sie im Wasser überwellen, und bratet sie so in Butter. Dies wird als ein vorzügliches Gerichte gerühmt.

Die Araber trocknen sie auch, mahlen sie zu Mehl, und backen Brot davon. In Habessinien werden sie, wenn sie häufig sind, erst gekocht, und dann in Körben getrocknet. Wenn in Marokko die Heuschrecken in großen Flügen ankommen, so fällt das Fleisch im Preise. Man sammelt sie in großen Säcken, streut Salz dazwischen, oder dorrt sie auf den Dächern an der Sonne, oder bratet sie im Ofen, oder räuchert sie, wodurch sie einen vorzüglich angenehmen Gesmack bekommen sollen. In der Barbarei werden sie eingesalzen und sollen dadurch einen krebsähnlichen Geschmack erhalten. In Salee (im Königreich Fez) werden sie mit Salz im Wasser gesotten, und dann mit Essig und Pfeffer gegessen. Sie sollen wie junge Tauben schmecken, und so leicht verdaulich seyn, daß eine Person an 200, ohne Unbequemlichkeit zu fühlen, verzehren kann. In Bagdad und Baßra werden sie, wie andere Speisen, zu Markt gebracht. Ohne Zweifel hat die Hungersnoth die Menschen zuerst an diese Kost gewöhnt, an der sie endlich einen Wohlgeschmack fanden. Denn in Persien und China werden sie nicht selten eine Landplage, und vermehren sich bei günstiger Witterung so stark, daß ihre wolkenähnlichen Züge den Himmel verfinstern, und wo sie niederfallen, Alles verzehren, daß den unglücklichen Einwohnern nichts übrig bleibt, als ihren Hunger durch ihre Räuber zu stillen.

Suttinger.

Räthsel.

Ich fliehe vor dem Tageslicht,
Und geh' bei Nacht nur aus;
Das Wildpret ist mein Leibgericht,
In Klüften ist mein Haus.
Lies du auch vor- und rückwärts mich:
Mein Nam' ist unveränderlich.

E. H. Schwabe.

Neue Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 15. April 1811. 46.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Ostern.

Auf die Frage, woher der Ausdruck: Ostern komme, und was er bedeute, erhält man gewöhnlich die Antwort, Ostern bedeute nichts anders, als: Auferstehung, welches im alten Deutsch Urständ gelautet habe. Aus diesem Urständ sey durch eine fehlerhafte Aussprache Ostern entstanden. Allein dieser Herleitung widersprechen doch nahmhafte Sprachforscher, und ihre Angaben scheinen nicht ohne Grund. Sie behaupten nämlich, das Wort Ostern sey von einem heidnischen Götzen entlehnt, den man vor der Einführung des Christenthums in Deutschland verehrt habe. Soviel ist unwidersprechlich, daß es einen Götzen gegeben hat, dessen Name mit dem Worte: Ostern verwandt ist. Man findet denselben unter dem Namen: Aster, Easter, Ostar und Aestar bei verschiedenen deutschen Schriftstellern. Nach Einigen scheint er und sein Bildniß ein Symbol des Mondes zu seyn, nach Andern ein deutscher Herkules. Daß der Mond in der Gestalt einer männlichen Gottheit verehrt werden konnte, davon zeugt schon der noch jetzt gangbare Sprachgebrauch, vermöge dessen derselbe den männlichen Artikel führt, ungeachtet der Mond in andern Sprachen weiblichen Geschlechts ist.

Der Hauptsitz der Verehrung des Asters oder Ostars scheint das alte Westphalen gewesen zu seyn. Dort findet man noch einen Osterberg und eine Osterburg, wo man jenem Götzen, um die Zeit der Nachtgleichen, oder auch im April, opferte; daher auch ohne Zweifel der April den Namen Ostermond erhielt. Die Städte Osteroda, Osterwick und andere, scheinen ebenfalls von dem Götzen ihre Benennung erhalten zu haben.

In manchen Gegenden Deutschlands wurden bis auf die neuesten Zeiten Osterfeuer abgebrannt, indem man am letzten Osterfeiertage alle Theertonnen auf Berge und Hügel schaffte, dieselben auf Stangen befestigte, mit Stroh ausfütterte und anzündete, so daß die ganze Gegend erleuchtet wurde. Die Dienstboten auf dem Lande sprangen bei den flammenden Tonnen, und tanzten mit brennenden Stangen um dieselben herum. Was konnten diese Osterfeuer anders seyn, als Ueberreste eines ehemaligen Opferdienstes, den man dem Ostar erwies, ehe man das christliche Auferstehungsfest feierte? Auch will man wissen, daß man dem Götzen um die Zeit der christlichen Ostern ehedem einen Ochsen gebraten, und eben dazu das Feuer angezündet habe, dessen Andenken die Nachkommen durch Freudenfeuer fort erhalten hätten. Und so wäre es denn wohl möglich, daß der Name des alten Götzen der christlichen Osterzeit den Namen gegeben hätte. K—r.

Des Vaters Frühlingsandacht mit seinen Kindern.

(Beschluß.)

O welche Seligkeit gibt schon der gute Gedanke! — Welche dreifache Seligkeit wird die gute That geben! —

Wohlan, so begleite uns hier zunächst der gute Gedanke, und jeder böse sey fern von uns! Diese Regel ist die letzte für alle, die sich der schönen und angenehmen Natur erfreuen wollen.

Kinder, kein Bewußtseyn schlechter Gedanken, schlechter Wünsche und Vorsätze, schlechter Thaten sey euer finsterer Begleiter auf dem Gange durch diese heilige, schöne, reine Natur! Denn die Sünde stellt sich, wie ein düsterer Engel, mit flammendem Schwerte vor jedes Paradies, und läßt den Sünder nicht hinein. Der Sünder sieht nur das funkelnde, drohende Schwert der Strafe, und sein Auge wird durch dieses Schrecken dergestalt geblendet, daß ihm alle Blumen und Bäume und Hügel verschwinden, und die helle Sonne selbst blutroth erscheinet.

Aber dem guten Menschen erglänzen alle Farben doppelt frisch, duften alle Kräuter und Blüthenbäume doppelt süß, und wenn er zu der Sonne aufblickt, so ist's ihm, als sähe der himmlische Vater selbst aus derselben ihn freundlich an.

Hier endete der Vater seine Rede, küßte seine frommen Kinder eins nach dem andern, und ging mit ihnen in den nahen Gartensaal zurück. Er setzte sich dann nieder an ein sanftönendes Flöteninstrument, spielte die Melodie: „Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut!" vor und sang, unter der Begleitung der Flöten, mit seinen Kindern das schöne Funke'sche Lied:

Lob sey Gott, der den Frühling schafft,
Gott, der den Erdkreis schmücket!

Christ. Niemeyer.

Der Löwe und der Hase.

Eine indianische Fabel.

Ein gefräßiger Löwe verschlang alle Thiere, die ihm auf dem Wege begegneten. Endlich thaten alle Bewohner des Waldes den Vorschlag, sie wollten, um der beständigen Todesfurcht überhoben zu seyn, dem großen Räuber täglich ein Thier von jeder Gattung zu schicken. Der Löwe ging den Vertrag ein, und die Waldbewohner hielten treulich ihr Versprechen.

Einst fiel das Loos auf einen jungen Hasen, den man allgemein für höchst verschlagen hielt. Er sollte zum Löwen gebracht werden; allein er zögerte von einer Stunde zur andern, und langte endlich sehr spät vor der Wohnung des Löwen an. Dieser fragte, woher das lange Außenbleiben komme; und der Hase antwortete: „Ich habe nur darum so lange verweilt, gebietender Herr! damit ich Dir und allen Thieren das Leben erhalten möchte. Denn ich sah unterwegs einen Löwen, stärker und mächtiger, als Du, der Dir den Krieg ankündigen und Dich, sammt allen Deinen Unterthanen, verschlingen will." Der Löwe ergrimmte über diese Entdeckung, und befahl dem Hasen, ihn augenblicklich seinem Feinde entgegen zu führen. Der listige Hase führte den Löwen zu einem See, wo derselbe sein Bild im Wasser erblickte. Wüthend stürzte sich der Racheschnaubende auf seinen Feind, und ertrank in den Fluthen.

Die List des Schwachen ist oft gefährlicher, als die Wuth des Mächtigen. K—r.

Der Bauer und der Doktor.

(Nach Grübel.)

Es war einmal ein Bauersmann,
Ich hab' ihn nicht gekannt,

Doch Einer, der gewiß nicht lügt,
Hat neulich ihn genannt.
Er wohnt' auf einem kleinen Dorf',
Vom Städtchen eine Stund',
Und hatt' ein schönes, junges Weib,
Doch krank mehr, als gesund.

Auf einmal wird die Frau so krank,
Wie man nur werden kann.
Man holt die Nachbarinnen her,
Die sehn sie zweifelnd an,
Doch auch nicht eine weiß hier Rath —
Es muß gefährlich seyn.
Denn Weibern fällt doch immer sonst
Ein Mittelchen noch ein.

Jetzt sagt die Eine: Nachbar, hört,
Verlaßt euch auf mein Wort,
Wenn ihr nicht gleich den Doktor holt,
So muß die Gundel fort.
Glaubt mir, er kommt euch gern heraus,
Ihr habt ja Korn im Stroh,
Und wenn man 'was verdienen kann,
Ist jetzt ein jeder froh.

Da läuft der Bauer was er kann
Nun in die Stadt hinein —
Wie denn ein Bauer nun so läuft,
's wird so geschwind nicht seyn! —
Und sagt: Herr, meine Frau ist krank,
Seh' er sie sich doch an,
Und ich bezahl' ihm gut, zumal
Wenn er ihr helfen kann!

Und eh's Hans Görgen sich versieht
Ist der Herr Doktor da.
Hans Görgen zieht die Mütze ab
Und sagt: da ist er ja!

Der Doktor fragt die Kranke nun
Und spricht: 's ist hohe Zeit!
Es hätte sollen eher seyn,
Allein so seyd ihr Leut'!

Doch jetzt nur Tint' und Feder her,
Ich schreib' euch ein Recept,
Das tragt ihr zum Ap'theker hin
Und wenn ihr's übergebt,
So — „ja, Herr, Schreibpaar' hab' ich nicht!" —
So schafft Je mir herbei! —
„Ich wüßt' nicht, wo im ganzen Dorf
Ein Tröpfchen Tinte sey."

So lauft denn in die Schul' und laßt
Euch welche geben dort. —
„O Herr, kein Mensch ist da zu Hauf',
Die sind jetzt alle fort."
Ja nun, so sagt, wie schreib' ich denn? —
„Ja, Herr, das weiß ich nit.
Ich hab' gedacht, die Waare so
Brächt' er gleich selber mit." —

So gebt mir denn nur Kreide her! —
„Ja, wenn ich welche hätt'! —
Wie er nun in der größten Angst
So vor dem Doktor steht,
Sagt er: „nun, jetzo wart' er nur,
Mir fällt da etwas ein!
Ich springe gleich in's Wirthshaus hin,
Da wird schon welche seyn.

Gottlob, da ist die Kreide nun!
Herr, ich kann nichts dafür!" —
So schreib' ich deutlich das Recept
Hier an die Stubenthür',
Dann schreibt's der Kantor ab, sobald
Er wieder kommt nach Hauf. —

„O ja, das kann der Kantor thun,
Er schreibt euch wie ein Daus!"

Kaum ist der Doktor wieder fort
So geht der Jammer an.
Die Frau wird immer kränker und
Kein Mensch, der schreiben kann!
Da hebt Hans Gürgen in der Angst
Die Stubenthüre aus
Und fährt gleich auf der Karre sie
Vor's Apotheker-Haus.

„Komm doch der Herr ein wenig 'raus!
Ich hab' hier ein Recept.
Es ist für meine kranke Frau,
Wer weiß, ob sie noch lebt!" —
Was soll ich denn da draußen thun?
Bringt das Recept herein! —
„Ja, Herr, wenn's ging'! die Thür ist groß,
's wird wohl nicht möglich seyn."

Ich weiß ja gar nicht, was ihr wollt.
Ich kann das nicht verstehn! —
„Nun, daß ich ein Recept hier hab'
Und daß er 'raus soll gehn!
Doch meint er, daß es drin muß seyn,
So schick' er einen her,
Denn ich allein bring's nicht hinein;
Die Thür, die ist gar schwer!"

Was will der Apotheker thun?
Er muß hinaus mit gehn.
Da sieht er das Recept denn auf
Der Stubenthüre stehn.
Jetzt aber, Landsmann, sagt mir nur,
Wie kommt's denn auf die Thür? —
Der Doktor hat's geschrieben so,
Da kann ich nichts dafür.

Frag' er nun aber nicht mehr lang,
Mach' er es schnell zurecht,
Und sag' er gleich nur, was es kost't,
Denn meine Frau ist schlecht.
Ich dachte schon, daß er die Waar
Gleich fertig haben thät,
Denn wenn ich lang drauf warten muß
Komm' ich vielleicht zu spät!"

Man macht die Arzenei ihm schnell
Und packt das Glas dann fein,
Daß er es nicht zerbrechen kann,
In eine Schachtel ein.
Er kommt nach Hauf' und siehe da,
Es hilft in einer Stund'
Und seine Frau ist heut'ges Tags
Noch frisch und kerngesund.

Ihr seht, was eine kranke Frau
Für Lärmen machen kann,
Weil kein Geschöpf so zärtlich ist,
So sorgsam wie der Mann.
Das war ein bloßer Bauer nur,
Und meint' es schon so gut —
Nun denkt euch Einen aus der Stadt,
Was der nun erst wohl thut?

Anton Niemeyer.

Logogriph.

Mich liebt der Thoren eitler Sinn
In tausendfältiger Gestalt,
Allein kaum ist ein Tag oft hin,
So werd ich auch schnell wieder alt.
Nimmst du das erste Zeichen mir:
So nenn' ich einen Dichter dir.

E. H. Schmabt.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 18. April 1811. 47.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Abentheuer Karl's des Zwölften bei Bender und Warniz.

(Fortsetzung.)

Herr Fabrice machte von dieser Erlaubniß sogleich Gebrauch, um den König noch vor der Ankunft dieser Abgeordneten zu sprechen. Er fand ihn zu Pferde, in einer ziemlichen Entfernung außer seinen Verschanzungen zwischen der Stadt und dem Lager. Sobald der König Herrn Fabrice erblickte, sprengte er gerade auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand, und gab seinen Begleitern einen Wink mit der Hand, um sich etwas zu entfernen. — Dann fragte er Hn. Fabrice, was für Nachrichten der Capigi Baschi mitgebracht hätte — worauf ihm Herr Fabrice von allem, was er selbst wußte, Nachricht gab.

Der König hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und sagte sodann:

„Sind Sie denn wirklich überzeugt, daß der kaiserliche Befehl, welchen Sie selbst gesehen zu haben versichern, auch vom Sultan herrühre?

Herr Fabrice antwortete mit Ja. —

Der König versicherte ihn im Gegentheil, es wäre ein untergeschobener Befehl, und der Großsultan wüßte nicht das Geringste von dem, was hier vorginge."

Es kam jetzt zwischen dem Könige und Herrn Fabrice zu einem langen Wortwechsel, wobei der Letztere alles anführte, was ihm seine Vernunft und sein Diensteifer für den König nur immer eingeben mochte. Wollen Ew. Majestät, sprach Herr Fabrice, sich zur Reise entschließen, wenn ich Sie überzeugen kann, daß der Befehl des Sultans keinesweges untergeschoben ist? Der König aber erwiederte mit größerer Hitze, als ihm sonst eigen war: „ich werde nicht reisen, und wenn noch zehn andere Capigi Baschi kommen sollten."

„Wohl dann, Sire!" entgegnete Fabrice mit einiger Dreistigkeit: „wenn Ew. Majestät nicht hören wollen, was Ihnen Vernunft, Religion und Ihre eigne Ehre rathen, so habe ich hier weiter nichts zu thun, und werde mich entfernen."

Der König fand sich durch diese ziemlich starken Ausdrücke, wie es schien, nicht beleidigt — er sagte vielmehr mit großer Gelassenheit: „es ist jetzt nicht Zeit, hitzig zu werden, und uns mit einander zu zanken."

Herr Fabrice gesteht selbst, daß diese Gelassenheit des Königs ihn völlig entwaffnet, und zum Gefühle der Scham gebracht habe, die, Sr. Majestät gebührende, Ehrerbietung auf einige Minuten aus den Augen gesetzt zu haben. — Er hielt es für Schuldigkeit, seinen Fehler wieder gut zu machen, und bat den König um Verzeihung wegen seiner Hitze, welche durch nichts zu rechtfertigen sey, als durch den Eifer für seinen Dienst, und durch den Antheil, welchen er an seinem Wohle nehme.

Der König drückte hierauf Herrn Fabrice sanft die Hand und versicherte, daß er von den guten Ge-

sinnungen desselben gegen seine Person völlig überzeugt sey, und überhaupt mit seinem Betragen sehr zufrieden gewesen wäre. — Und so endigte sich eine Unterredung, welche mit großer Hitze angefangen hatte, mit möglichster Sanftmuth und Gelassenheit.

Bald darauf fanden sich auch die Abgeordneten des Pascha von Bender ein, und traten beim Herrn von Grothusen ab, zu dem sich auch Herr Fabrice verfügte. Beide behandelten ihre Gäste so glimpflich als nur möglich war; man reichte ihnen Kaffee und Tabak, und sie ließen sich dieses wohl schmecken.

Unterdessen war auch der Kanzler des Königs, von Müller, gekommen, theils um ihnen sein Kompliment zu machen, theils um sie beim Könige anzumelden. Der Kanzler sagte dem Könige alles, was ihm nur immer seine Beredsamkeit eingab, um den Starrsinn des Monarchen zu überwinden, hatte aber alle Mühe, nur so viel von ihm zu erhalten, daß er die Abgeordneten sprechen wollte. Er kam also zurück, um sie zum Könige zu führen. Sie verlangten mit Höflichkeit seine letzte Entschließung. — Er aber antwortete ihnen ganz kurz: sie wäre dieselbe, was sie gleich anfänglich gewesen sey. Die Abgeordneten entfernten sich darauf, nachdem sie die Hände auf die Brust gelegt, und eine tiefe Verbeugung gemacht hatten — die gewöhnliche Art der Morgenländer, einem Fürsten ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Nun traten die Geistlichen und einige Offiziere vom ersten Range in das Zimmer des Königs, und erschöpften ihre ganze Beredsamkeit, um ihn zu bewegen, daß er seinen Entschluß zu fechten aufgeben, dagegen aber dem Großsultan, dem er so viele Verbindlichkeiten schuldig wäre, danken und mit Ehren abziehen möchte, da es noch Zeit sey. — Der König aber gebot ihnen Stillschweigen und bedeutete sie, sich zu entfernen, wenn sie nicht mit fechten wollten. Bald darauf kam nochmals Herr Fabrice zum König, dessen Phantasie, wie es schien, schon von dem, zu liefernden, Treffen ganz voll war; daher er auch wenig auf die Gründe hörte, die ihm Herr Fabrice von Neuem ans Herz legte.

„Nun denn," sprach dieser endlich: „weil ich Ew. Majestät so entschlossen finde, den Tod zu suchen, so kann ich nicht weniger thun, als Ihrem Beispiele zu folgen, und mich mit Ihnen begraben zu lassen."

Darauf machte der König dem Sprecher einige kleine Verbeugungen, welches nach seiner Art ein großes Kompliment war — und sagte lächelnd zu ihm:

„Sie würden wohl sehr betroffen seyn, wenn ich Sie beim Worte hielte."

Herr Fabrice versicherte dagegen: „daß er es machen würde, wie er die Ehre gehabt hätte, es zu sagen."

Sobald der König merkte, daß es Herrn Fabrice Ernst sey, wollte er doch nicht darein willigen, daß er am Gefecht Antheil nähme, vielleicht (meint Hr. Fabrice) weil er ihn für den Mann hielt, der entweder ihm, dem Könige selbst, oder denjenigen von seinen Leuten, die aus dem Treffen mit dem Leben davon kommen würden, noch nützliche Dienste leisten könnte.

Herr Fabrice verließ jetzt den König, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen, weil er nicht glaubte, daß er sie in diesem Leben wieder sehen würde. Sie gaben ihm ihre Börsen, und was sie sonst noch an Kostbarkeiten besaßen, um es aufzuheben und ihnen wiederzugeben, wofern sie das Glück haben würden, am Leben zu bleiben. Herr Fabrice suchte ihnen Muth einzuflößen, und versprach alle mögliche Sorge für ihre Befreiung zu tragen, dafern sie in die Gefangenschaft der Türken gerathen sollten.

Da nicht viel Zeit mehr zu verlieren war, so eilte Herr Fabrice gerades Wegs nach Bender zu,

um noch den letzten Versuch mit den Türken zu machen. Er fand aber, daß ihr Entschluß schon gefaßt war. Alle Straßen in Bender waren bereits mit Janitscharen angefüllt, und Herr Fabrice hatte alle Mühe, sich durch das Gewühl derselben bis zur Wohnung des Pascha durchzudrängen. Ob dieser gleich sehr beschäftigt war, die nöthigen Befehle zu ertheilen, so ließ er Herrn Fabrice gleichwohl auf ein paar Minuten ins Zimmer kommen. Es befanden sich darin der Chan nebst mehrern türkischen Offizieren. Herr Fabrice wollte noch Vorschläge thun. Kaum aber hatte er den Mund geöffnet, so fiel ihm der Chan in die Rede, um ihm zu sagen, daß mit diesem Demirbasch oder eisernem Kopfe (er meinte den König) nichts anzufangen wäre, daher riethe er Herrn Fabrice, sich nach Hause zu begeben, und nicht wieder ins Lager zurückzukehren, damit er im Getümmel des Gefechtes nicht in Gefahr gerieth. Der Pascha von Bender gab den nämlichen Rath, und Herr Fabrice folgte ihm. Bei seiner Zurückkehr mußte er durch eine Menge von Soldaten hindurchreiten, welche sich sehr höflich gegen ihn betrugen, ungeachtet er auf schwedisch gekleidet war, und verschiedene von seinem Gefolge die nämliche Kleidung trugen. Herr Fabrice erwartete indeß mit großer Unruhe den Ausgang dieser mißlichen Sache, und hatte sowohl in der Stadt als im Lager einige Leute, welche ihm von Allem, was in beiden vorging, Nachricht geben sollten. Allein diese Nachrichten blieben bald aus, und wie sich Herr Fabrice nach der Ursache erkundigen ließ, erfuhr er, daß die Thore der Stadt gesperrt wären, und der König seiner Seits befohlen hätte, es solle Niemand aus dem schwedischen Lager gehen, weil man von keinem Vergleiche mehr hören wolle.

Bald darauf hörte Herr Fabrice nach der Seite der Stadt zu ein gewaltiges Allahrufen — das gewöhnliche Signal bei den Türken, wenn sie den

Angriff machen — er schloß also, daß die Sache Ernst werden sollte. Wirklich rückten die Türken eine Stunde darauf, nachdem die Thore verschlossen worden, gegen Mittag aus der Stadt Bender, um das Lager des Königs anzugreifen. Sie marschirten in folgender Ordnung: 1) Etwa 3000 Janitscharen; 2) zehn bis zwölf Kanonen unter einer Begleitung von vielen Topigis, oder türkischen Kanoniers; 3) der Bascha nebst einem ansehnlichen Gefolge, alle wohlberitten und gut bewaffnet; 4) der Tartarchan mit dem Sultan Galga, seinem ältesten Sohne, und verschiedenen tatarischen Großen. Sie waren ebenfalls wohl beritten.

Sobald dieser Zug bis auf eine kleine Entfernung beim schwedischen Lager angelangt war, stellten sich die Janitscharen in Schlachtordnung.

Jetzt schickte man einen Aga ab, um dem Könige zu melden, daß man zum Angriffe bereit sey, falls er seinen Entschluß nicht ändern würde. Dieser Aga verfügte sich zu Herrn von Grothusen, welcher dem Könige davon Nachricht gab. Der König aber wollte ihn nicht sehen, sondern ließ ihm sagen:

„Er wäre auch bereit, um zu fechten.“

Bald darauf hörte man die türkische Kriegsmusik erschallen, und der König von Schweden hatte, um den Türken nichts schuldig zu bleiben, oben auf sein Haus sechs Trompeter gestellt, welche die Kriegsmusik beantworteten.

Sogleich wurden von den Türken die Kanonen abgefeuert. Sie thaten aber weiter keinen Schaden, als daß sie einen von den Trompetern tödteten, der oben auf dem Hause das Signal zum Treffen gegeben hatte.

Grothusen, der unter den Janitscharen sehr bekannt war, gerieth auf den Einfall, eine Anrede an sie in türkischer Sprache zu halten, die ihm geläufig war. Er bezeigte seine Verwunderung, sie mit den Waffen in den Händen gegen diejenigen zu sehen,

die nicht ihre Feinde, sondern ihre besten Freunde wären — gegen diejenigen, die sie oft Brüder genannt hätten, und von welchen sie oft beschenkt worden wären.

Unterdessen wurden die Kanonenschüsse verdoppelt, ohne jedoch nahmhaften Schaden zu thun; der Chan und Pascha gaben daher den Janitscharen Befehl, die Verschanzungen des Königs anzugreifen. Allein sie schrien: Olmas, Olmas, das soll nicht geschehen! Einer von ihnen verwundete sogar einen Aga, der ihn zum Angriff zwingen wollte. Sie liefen verwirrt durch einander zu den Zelten des Chan und des Pascha, um ihnen zu bedeuten, daß man ihn nicht angreifen würde, und daß man ihm die verlangte Frist bewilligen müsse. Einige ließen sich sogar verlauten: der Befehl des Sultans gegen den König sey untergeschoben.

Nichts glich, wie man leicht denken kann, der Erbitterung des Chan über diesen unerwarteten Auftritt. Zuerst machte er dem Pascha sehr heftige Vorwürfe über seine geheime Neigung zu den Schweden, und über seine wenige Standhaftigkeit in Ausübung der kaiserlichen Befehle. Er setzte hinzu: wofern jener (der Pascha) nicht im Stande wäre, seine Janitscharen zum Gehorsam zu bringen, Er allein mit seinen Tatarn mit dem Könige von Schweden fertig werden wolle. —

Der Pascha entschuldigte sich so gut er konnte, indem er dem Chan vorstellte, wie viel Gefahr dabei sey, bewaffnete Truppen zum Zorne zu reizen; er bat ihn, nur noch bis Morgen Geduld zu haben, und er würde dann gewiß Mittel finden, um seine Janitscharen zum Gehorsam zu bringen.

Der Chan entfernte sich sehr zornig, ließ seine vornehmsten Myrsas zusammenrufen, und hielt einen Divan wegen der, zu ergreifenden, Maßregeln, um den König zur Abreise zu nöthigen.

Der Pascha befahl inzwischen seinen Janitscharen,

sich so still und in so guter Ordnung als möglich wieder in die Stadt Bender zurückzuziehen.

Dies geschah auch wirklich, und alle kehrten in derselben Ordnung, in welcher sie zum Kriege ausgezogen, friedlich zurück.

Nur der Tatarchan mit seiner Artillerie und seinen Myrsas machte eine Ausnahme.

Herr Fabrice, der für gut befunden hatte, zu Hause zu bleiben, um eine, wenigstens scheinbare, Neutralität zu beobachten, war gleichwohl nicht unthätig gewesen. Er hatte nämlich Kundschafter ausgeschickt, welche ihm von Allem, was vorging, Nachricht bringen sollten. Von der friedlichen Rückkehr der Janitscharen überzeugte sich Herr Fabrice mit eigenen Augen. Viele Janitscharen sogar, die ihn kannten, schossen im Vorbeimarschiren vor seinem Hause ihr Gewehr, zum Zeichen der Freude, in die Luft ab; einige traten sogar aus ihren Gliedern heraus, um sich mit ihm zu unterhalten, und fragten ihn selbstgefällig, ob er nicht mit ihrem Betragen und ihrer Freundschaft für den König zufrieden wäre. — Sie setzten noch hinzu, wofern man sie nochmals nöthigen würde, den König anzugreifen, ohne ihm die verlangte Frist zugestanden zu haben, und ohne ihnen unzweifelhafte Befehle des Großsultans vorzuzeigen, daß sie noch ganz andere Dinge unternehmen würden.

Herr Fabrice antwortete auf diese Aeußerungen mit möglichster Behutsamkeit, dankte ihnen zwar für ihre Neigung für den König von Schweden, bat sie aber zugleich, daß sie durch zu große Hitze nichts verderben möchten. Auch ersuchte er den Pascha, ihm nur noch einmal zu erlauben, ins Lager des Königs zu gehen, um noch den letzten Versuch zu thun. Der Pascha antwortete aber, daß dieses ohne Erlaubniß des Chans nicht anginge, und man um dieselbe vergeblich bitten werde.

(Fortsetzung folgt.)

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 20. April 1811. 48.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Revolutionen der Erde durch Wasser, Feuer und Erdbeben.

(Beschluß.)

Hat sich einmal im Innern der Erde ein Feuer entzündet, so fehlt es gewiß nicht an Stoffen zur Unterhaltung der Gluth oder Flamme. Steinkohlen und Alaunschiefer scheinen dazu nicht undienlich, und die Laven sammt der Asche beweisen, daß sie wirklich ihren Ursprung von diesen Mineralien erhalten haben. Wenigstens behaupten große Scheidekünstler, daß sie in den vulkanischen Produkten die augenscheinlichsten Bestandtheile des Thonschiefers gefunden haben.

Daß dieses unterirdische Feuer die Kraft hat, Inseln aus der Tiefe empor zu heben, Berge aufzuthürmen, schmelzende Massen in ungeheurer Menge hervorzudrängen, zentnerschwere Steine in die Höhe zu schleudern, die Asche viele Meilen weit fortzutreiben, das Getöse des Donners hervorzubringen, und mit einem Worte, eine Gewalt zu beweisen, die alle unsere Begriffe übersteigt, darf uns nicht befremden. Wer kennt nicht die außerordentliche Kraft des Wassers, wenn es durch die Hitze in Dünste verwandelt wird? Dieses furchtbare Element nimmt in seiner größten Ausdehnung einen 14000 Mal größern Raum ein, als der Raum des Wassers an und für sich beträgt, und, erfolgt diese Ausdehnung plötzlich, so kann der Gewalt derselben beinahe nichts in der Natur widerstehen. Ein einziger Tropfen Wasser z. B. der sich in einer Form, worein ein geschmolzenes Metall gegossen wird, befindet, ist im Stande, nicht nur den Ofen, in welchem das Metall geschmolzen wird, sondern sogar das ganze Gieshaus zu zertrümmern. Wie unendlich muß die Kraft steigen, wenn in einem eingeschlossenen Raume eine große Menge zuströmendes Wasser auf einmal durch einen außerordentlichen Feuersgrad in Dünste verwandelt wird! Auf diese Weise läßt es sich erklären, daß manche feuerspeiende Berge ganz ausbrennen. Ihr Feuer muß aufhören, sobald sie ausgebrannt sind, d. h. sobald der Schwefelkiesvorrath, wodurch es entzündet wurde, oder die andern Körper, die ihm zur Nahrung dienten, verzehrt sind. Andere brannten in einer langen Reihe von Jahren nicht, weil es vielleicht an Wasser zum Auflösen der Schwefelkieslagen, oder am Zutritte der Luft fehlte. Sobald aber die Umstände für die Entzündung wieder günstig wurden, fingen sie auch von neuem an, ihr altes Spiel zu treiben.

Aus den heftigen Wirkungen der Vulkane läßt sich sehr leicht begreifen, daß die umliegenden Gegenden die Gewalt der Erschütterung empfinden müssen. Jederzeit, ehe ein heftiger Ausbruch des unterirdischen Feuers erfolgt, pflegen starke Erdstöße vorherzugehen, welche mit dem Ausbruche aufhören. Diese Erdstöße und Erschütterungen der Erde bringen große Veränderungen auf der Erdoberfläche zu Wege, wovon die Geschichte alter und neuer Zeiten Wunderdinge erzählt. Felsen werden zerschmettert, Gebirge von ein-

ander gerissen, Hügel über und unter sich gestürzt. Das Meer tritt aus seinen Ufern, thürmt sich zu schrecklichen Wellen auf, und überschwemmt weite Ebenen. Als z. B. im Jahr 1665 der Aetna anfing zu toben, wurde unter andern in der Mark Ankona der Berg della Grotta, sechs italienische Meilen weit fortgerückt, und ins Meer versetzt. Alles dieses darf uns nicht Wunder nehmen. Welche Erschütterung bringt nicht schon ein schwerbeladener Wagen hervor! Erzittern nicht Fenster und Schränke vom Rollen desselben? Was ist aber der schwerste Wagen gegen eine Feuermasse, die aus dem Schoße der Erde Lava's und zentnerschwere Steine emporhebt, um sie Meilen weit in der Luft fortzustoßen? Darf es wundern, wenn dieses Feuer Erschütterungen erzeugt, die sich Meilen weit erstrecken, wenn zumal die Tiefe, aus der diese Stöße kommen, beträchtlich ist? — Dennoch haben es scharfsinnige Naturforscher bedenklich gefunden, alle die sonderbaren Erscheinungen, die man bei mehrern Erdbeben beobachtet hat, blos und allein der Gewalt eines unterirdischen Feuers zuzuschreiben. Vielmehr wollen einige der angesehensten unter ihnen diese wunderbare Naturwirkung aus der elektrischen Materie herleiten; und ganz ungegründet scheinen ihre Vermuthungen nicht zu seyn. Wenigstens treten bei den Erdbeben wirkliche Umstände ein, die mit den Wirkungen der Elektrizität die größte Aehnlichkeit haben. Die Erschütterung wird oft 30, 40 und mehrere Meilen weit fast in einem Augenblicke empfunden, so wie man bei den Fortpflanzungen des elektrischen Schlages auch in den weitesten Entfernungen keine Zeitfolge wahrzunehmen im Stande ist. Auch pflegen die Erdbeben eben so, wie die Gewitter nach einer anhaltenden Dürre, und unter starken Regengüssen zu erfolgen. Selbst Blitze zeigen sich nicht selten bei den Ausbrüchen feuerspeiender Berge. Sey indeß das Feuer, oder die elektrische Materie, oder beides zugleich die Ursache der Erdbeben,

so viel bleibt ausgemacht, daß die Erdbeben sehr bedeutende Umgestaltungen der Erdoberfläche bewirkt haben. Hier nur einige derselben als Beispiele.

Unter dem Konsulate des L. Martius und Sextus Julius zu Rom entstand ein Erdbeben in Italien, welches vornämlich die Gegend um Modena betraf. Wie heftig dasselbe gewesen seyn müsse, erhellet aus dem Umstande, daß in der Gegend der erwähnten Stadt zwei Berge mit solcher Macht gegen einander gestoßen wurden, daß sie mit einem entsetzlichen Krachen zerschmettert wurden, und mit ihren Trümmern eine Anzahl Dörfer, Menschen und Thiere bedeckten. — Unter der Regierung Tiberius verwüstete ein Erdbeben in Asien dreizehn ansehnliche Städte, und eine große Anzahl von Menschen und Thieren ward unter den Trümmern der Häuser und Gebäude begraben. Im Jahr 145 n. Chr. Geb. erfuhr die, im Alterthum berühmte, Stadt Antiochien dasselbe Schicksal. Ein Konsul, Namens Pedo, büßte dabei das Leben ein, und der nachherige Kaiser Trajan entrann demselben Schicksale mit genauer Noth. — Im Jahr 742 erschütterte ein Erdbeben ganz Aegypten und beinahe den ganzen Orient. Fast 600 Städte wurden in einer einzigen Nacht umgeworfen oder beschädigt, und die Menge der, bei dieser Naturrevolution umgekommenen, Menschen und Thiere war nicht zu zählen. — Welche Verwüstungen hat nicht der Vesuv und Aetna in Italien oder Sicilien angerichtet? — Viele Naturforscher glauben, daß die Insel Großbritannien ehedem mit dem festen Lande im Zusammenhange gestanden, und daß ein Erdbeben dieselbe davon abgerissen habe. Eben so vermuthet man mit aller Wahrscheinlichkeit, daß die Insel Sicilien mit Italien Eins gewesen sey, und daß blos ein Erdbeben die beiden Länder getrennt habe. Sogar das ganze, große und weite Bette des mittelländischen Meeres sollen Erdbeben und unterirdische Feuer ausgehöhlt und gegraben haben. Einen ähnlichen Ursprung

legt man dem ſchwarzen, dem kaſpiſchen und baltiſchen Meere bei. Sogar mögen hin und wieder ganze große Landſtriche von der ſichtbaren Erde verſchwunden und ins Meer verſenkt worden ſeyn, wie man dieß von einer Inſel Atlantis, von der Plato und einige Alte viel reden, behauptet. Vielleicht ſind die Inſeln des grünen Vorgebirges, nebſt den kanariſchen und azoriſchen Inſeln Ueberreſte davon.

Man hat bemerkt, daß gewiſſe Gegenden der Erde den Erdbeben mehr unterworfen ſind, als andere. Am meiſten ſcheinen die heißen Länder denſelben ausgeſetzt. Amerika und beſonders das goldreiche Peru leidet viel davon. In Jamaika rechnet man die Erdbeben zu den gewöhnlichen und nothwendigen Naturerſcheinungen, wie bei uns die Gewitter, und erwartet alle Jahre wenigſtens Eins. Aſien und Afrika werden ebenfalls bisweilen heimgeſucht, und in Europa iſt beſonders Sicilien, Neapel und faſt das ganze mittelländiſche Meer der Schauplatz der Verwüſtungen, die durch Erdbeben erfolgen. Deshalb darf man aber nicht meinen, daß die nördlichen Länder ganz davon frei wären. England, Island und Norwegen haben davon auffallende Erfahrungen gemacht, und ſelbſt in Siberien hat man Erdſtöße empfunden. Auch Frankreich iſt nicht ganz davon befreit geblieben. Denn im Jahr 1660 ward die ganze Gegend zwiſchen Bordeaux und Narbonne durch ein Erdbeben verwüſtet. Unter andern ſank ein Berg des Bigorriſchen Gebirges ein, und an die Stelle deſſelben entſtand ein See. Viele warme Quellen, ſonſt Heilbäder für Kranke, erkalteten und verloren ihre wohlthätige Kraft. Des Erdbebens von Liſſabon, vom Jahre 1755, deſſen ſchon mehrere Male in der Zeit. f. d. Jug. gedacht worden iſt, wollen wir hier nicht wieder erwähnen. Aber das dürfen wir nicht verſchweigen, daß dieſe Stadt 223 Jahre früher ein ähnliches Unglück erfuhr. Die Stöße waren damals nicht ſo gewaltig; aber ſie wurden beinahe von eben

den Folgen begleitet, und ſollen auch eben die Richtung genommen haben. Man dürfte hieraus ſchließen, daß beide Erſchütterungen dieſelbe Urſache gehabt haben möchten, die auch in der Folge wieder eintreten, und ähnliche Verwüſtungen fürchten ließen. Bekanntermaßen hat Liſſabon ſeit 1755 ſchon mehr, als einmal Erdſtöße empfunden, die ſich bloß dadurch von den zwei vorhergehenden unterſchieden, daß ſie nicht ſo heftig waren. Die Einwohner jener, ſchon zweimal ſo hart mitgenommenen, Stadt tröſten ſich mit der Hoffnung, daß die öftern, nicht ſo heftigen, Erdbeben ſie vor einer einzigen großen Erſchütterung ſichern werden.

Einige Naturforſcher haben die Behauptung aufgeſtellt, daß die feuerſpeienden Berge durch ihren Auswurf dem Lande, in dem ſie ſich befänden, die ſtarken Erdbeben erſparten; und keine Behauptung kann mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, als dieſe. Denn offenbar muß das unterirdiſche Feuer, ſammt der eingeſchloſſenen Luft und den Waſſerdämpfen ſeine Gewalt verlieren, wenn es irgendwo einen Ausweg findet. Aber das traurige Schickſal, welches Jkalien und Sicilien im Februar und März des Jahres 1783 und Neapel 1805 betraf, dienen zum Beweiſe, daß auch in der Nachbarſchaft feuerſpeiender Berge, die Verwüſtungen der Erdbeben zu fürchten ſind; wiewohl vielleicht Unteritalien und Sicilien noch öfter heimgeſucht werden könnten, ohne die Exiſtenz des Veſuvs und des Aetna.

Auch noch in unſern Tagen erfährt alſo der Planet, den wir gemeinſchaftlich bewohnen, noch manche Veränderung durch Feuer, Luft und Waſſer, und wird wahrſcheinlich dieſelben noch in der Folge erfahren. Die Leſer dieſer Blätter werden, wenn ſie davon hören werden, Veranlaſſung haben, ſich an die ältern Revolutionen zu erinnern, und ſie werden dieſe Naturbegebenheiten weniger anſtaunen, als Ununterrichtete, die von der Vorzeit nichts wiſſen. K— r.

Die Vampiren oder Blutsauger.

In Ostindien lebt eine Art großer Fledermäuse, welche eigentlich von Baumfrüchten und vom Safte der Palmen ihren Unterhalt zieht, die aber doch zuweilen auch Menschen und Thieren im Schlafe das Blut aussaugen soll. Von dem letztern Umstande schreibt sich ihr Name her. Hier soll aber von diesen Thieren nicht die Rede seyn, sondern von einer andern Gattung, welche der Aberglaube ersonnen hat.

Man erzählte sich nämlich sonst, daß bisweilen die Todten wieder aufwachten, aus ihren Gräbern hervorgingen, und den Lebendigen das Blut des Nachts aussaugten. Namentlich in den Jahren von 1730 bis 35 wurde beinahe ganz Europa durch diese Vampiren in Schrecken gesetzt, und Gelehrte und Ungelehrte stritten sehr ernstlich über die Frage, ob diese Blutsauger durch eigene Kraft oder durch die Kraft Gottes aufwachten. Manche zogen gar den Teufel mit ins Spiel, und glaubten, daß dieser ihre Wiederbelebung veranstalte. Je nachdem man dieser oder jener Meinung beipflichtete, suchte man ferner auszumitteln, ob der Körper oder die Seele die Mahlzeit hielte, und was dergleichen unnütze Fragen mehrere waren.

Der bekannte Geschichtschreiber Calmet schrieb ein weitläuftiges Buch über diesen Gegenstand.

Besonders fielen, nach der Erzählung dieses Mannes, die Vampiren junge Menschen, Knaben und Mädchen, an. Die, von den Unholden Berührten, kränkelten, wurden blaß und mager und zehrten sich ab, wogegen die todten Sauger zunahmen, und im Grabe blühten.

Ganz Ungarn, Polen, Mähren, Oestreich, Lothringen war in Bewegung; man stellte deshalb ausdrückliche gerichtliche Verhöre an, und traf Anstalten, die Ungeheuer unschädlich zu machen. Unter andern wurde in einem ungarischen Dorfe, unter Aufsicht eigner Beamten, durch den Dorfrichter und Scharfrichtersknecht ein solcher Vampir untersucht. Er war seit sechs Wochen gestorben, und sollte die ganze Nachbarschaft aussaugen. Man grub ihn auf, fand ihn frisch und munter, mit offnen Augen und mit dem Munde schmatzend. Der Scharfrichtersknecht riß ihm das Herz aus dem Leibe, und verbrannte es. Nun legte sich der Appetit.

Unstreitig schreibt sich die abgeschmackte Fabel von den Neugriechen her. Die Christen der griechischen Kirche behaupteten nämlich, daß die Körper der abendländischen Christen, wenn sie in Griechenland begraben würden, nicht verwesten, weil sie im Banne wären. Die Letztern dagegen meinten, daß die Leichen, die nicht verwesen, mit dem Siegel der ewigen Seligkeit bezeichnet wären. Sie hielten sie für Heilige, dagegen die Griechen sie Zauberer schalten, die des Nachts in den Häusern herumschlichen, den Kindern das Blut aussaugten, und alles im Hause verzehrten oder zerbrächen. Man könne sich ihrer nicht anders entledigen, als wenn man sie verbrennte, wo man sie fände. Noch jetzt pflegen abergläubische Menschen den Verstorbenen ein Stück Erde unter das Kinn zu legen, damit sie nicht etwas von ihrer Kleidung auffressen, daran saugen, und dadurch andere von der Verwandtschaft nachholen.

K — r.

W o r t r ä t h s e l.

Das köstlichste Getränk verdankst du mir —
Lies rückwärts mich, bin ich ein wildes Thier.

Anton Niemeyer.

Auflösung des Räthsels im 137. Stück.
Windmühle.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 22. April 1811. 49.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Herkules am Scheidewege.

(dramatisirt.)

Liebliche Gegend. Aussicht in die Ferne. Auf beiden Seiten Scheidewege. Herkules langsam daherschreitend; er bleibt sinnend stehen.

Herkules.

An keinem Orte blüht mir Ruh noch Friede,
Und nirgends sind' ich, wo ich sorglos weile;
Denn tief im Innern ist der Muth erwacht,
Und furchtbar hebt sich aus den tiefsten Tiefen
Der Heldenthaten stachelndes Gefühl,
Und treibt mich fort mit zaubervollem Drange.
Nein! länger trag' ich nicht dies bange Sehnen,
Das meiner Kräfte volles Mark verzehrt,
Nicht länger dämpf' ich diese inn're Glut,
Die, wie der Lohe rother Flammenstrahl,
Durch alle meine Adern flammt und sengt.
Hinaus ins Leben, in das rege Seyn,
Ins Kriegsgewühl, zum ernsten Waffentanz!
Der brave Mann, der Held muß wirken, streben,
Denn nur im Kampf erstarkt das frische Leben.
Ha! großer Zeus, *) du Wolkenbändiger,
Des starker Arm die Welten wägt und lenkt,
Jetzt fühl' ich erst, daß du mein Vater bist,
Daß deine Kraft des Sohnes Adern schwellt.
Geleite mich auf meiner Heldenbahn,
Und gieße Himmelskraft in meinen Busen,
Daß deinen Ruhm mein Arm verherrliche! —

(Er will schnell ab, da erblickt er die zwei Scheidewege und weilt.)

Was schau' ich! wie? zwei Bahnen öffnen sich,
Und bieten beide sich zur Wallfahrt an —
Und welche wähl' ich — welche ist die rechte,
Auf der ich hin zu Ares *) Heiligthum
Gelangen kann — o Götter rathet mir! —
Sey's denn, ich wähle. Dunkel ist das Ziel,
Sey dunkel auch der Weg, auf dem ich walle. —

(Indem ertönen leise, sich immer mehr nähernde, Flötentöne, die zuweilen von ernsten Lauten unterbrochen werden.)

Erstes Geisterchor mit Flötentönen.

Wehet nieder, Myrtenblüthen,
Süße Töne, woget leise,
Schwebet leicht herab im Kreise,
Ladet ein zu holdem Frieden.

Nur in Ruhe blüht das Leben,
Blüht der Erde goldner Frieden,
Drum mit Tönen und mit Blüthen
Sey der Glückliche umgeben!

*) Zeus (Jupiter), Gott des Himmels und der Erde.

*) Ares (Mars), Gott des Krieges.

Zweites Geiſterchor mit ernſten Tönen.

Ernſt nur iſt des Lebens Seite,
Ruhe nicht geziemt dem Mann,
Auf des Ruhmes rauher Bahn
Lacht ihm ſelten nur die Freude.

Nur die Kraft gebiert das Streben,
Aus dem Streben keimt das Glück,
Drum mit muth'gem Dulderblick
Walle ernſt durchs ernſte Leben!

Herkules.

Was hör' ich! welche ſüße Zaubertöne,
Welch ernſter Laut ſchlägt an mein waches Ohr!
Hier zittern weiche Saiten durch mein Herz,
Und da ergreift mit furchtbar ernſtem Hall
Der Töne Allgewalt den irren Muth,
Hebt ihn empor und ſchleudert ihn zurück!

(Von der einen Seite die Göttin Kakia *) im ſchimmernden Gewand, mit einem Roſenkranz, mit ihren Geiſtern; von der andern die Göttin Arete **) im einfachen Gewand, mit einem Lorbeerkranz, und ihre Geiſter.)

Kakia.

Zu mir! zu mir! Ich führe dich,
Du wallſt auf meiner Bahn,
Mit mir nur langſt du ſicherlich
Zum Friedensport hinan.

Reich' mir die Rechte zum Freundſchaftsband,
Nur ich geleite zur Ruhe Land.

Eingewiegt von Melodieen,
Schläfſt du in der Roſen Schoos,

*) Kakia, das perſonificirte Laſter.

**) Arete, die perſonificirte Tugend (αρετη).

Und die goldnen Träume blühen,
Flattern um dich leicht und los;
Du erwachſt — wie Glanz der Sonnen
Schäumt des Weines Labequell,
Dich bekränzen ſüße Wonnen,
Und das Leben fließt ſo hell.

Hold begrüßt vom Hauch der Lieder,
Sinket dann vom Himmelsthron,
Einſt der letzte Tag dir nieder,
Und die Seele iſt entflohn;
Ohne Mühe, ohne Streben
Fliegſt du denn zur ew'gen Ruh,
Und dein leicht entflohnes Leben
Deck' ich dann auf ewig zu!

Arete.

Nicht mit düft'gen Myrthenkränzen
Schmück' ich dir die ſtarke Bruſt,
Mich umgibt kein eitles Glänzen,
Mich begleitet keine Luſt;
Kraft verlang' ich, muth'ges Streben,
Mäßigkeit und glühen Muth,
Nur durch ſie gedeiht das Leben,
Und des Herzens ſchönſtes Gut.

Lorbeern ſoll der Mann erringen,
Roſen ſchmücken Weiberhaupt;
Gegen den die Lanze ſchwingen,
Der das Recht der Unſchuld raubt;
Dann heb' ich mit ſchnellem Flügel,
Wann einſt ſeine Form zerfällt,
Ueber dieſer Erde Hügel
Ihn ins lichte Sternenzelt!

Kakia.

Zu mir, zu mir, an meine Bruſt
Bei mir allein blüht ſüße Luſt!

Arete.

Steil iſt der Weg, und rauh die Bahn,
Die dich zum Ziele leiten kann!

Herkules zur Kakia.

Weg von mir mit deinen Tönen,
Deiner Flöten Allgewalt,
Deinen Myrten, mich zu krönen,
Fliehe, prunkende Geſtalt!

(Zur Arete.)

Dir nur will ich mich ergeben,
Leite du des Jünglings Sinn,
Zeig' ihm ſeinen Weg durch's Leben,
Zu des Ruhmes Tempel hin;
Durch der Leiden öde Flächen
Wall' ich froh an deiner Hand,
Mögen Dornen mich umſtechen,
Hält mich doch dein feſtes Band!

Chor der Genieen Arete's.

Heil ihm! er hat errungen
Des Lebens höchſten Lohn,
Ihm iſt der Ruf erklungen,
Und er iſt nicht entflohn!

So kämpfe, duld' und trage;
Durch Dunkel bricht der Glanz,
In Jubel ſchmilzt die Klage,
Und herrlich winkt der Kranz!

Carl Grumbach.

Begräbnißfeierlichkeiten der Griechen.

Die Griechen, die in ſo manchen Dingen originell waren, waren es auch bei ihren Begräbniſſen. Alles beinahe war dabei anders, als bei uns, weil ihre Begriffe vom Tode von den Unſrigen gar ſehr abweichen. Alles dabei erſcheint zweckmäßig und folgerecht.

Wenn ein Grieche krank war, ſo wurden vor deſſen Thüre Zweige von Lorbeer und Akanthus aufgehangen. Um ſein Bette herum ſtanden Kinder, Verwandte und Freunde, und beteten für ſeine Geneſung, oder für ſeine baldige Auflöſung, zum Merkur. Starb der Patient, ſo ertönte alsbald das ganze Haus von Geſchrei und Wehklagen. Die nächſten Verwandten beſorgten alsbald die Reinigung und das Abwaſchen des Leichnams. Dann ward er mit wohlriechenden Kräutern eingerieben, und erhielt ein weiſſes Todtenkleid. Nur die Spartaner gaben ihm, ſtatt des weißen Kleides, ein rothes. Den Kopf verhüllte man mit einem Schleier, und ein Blumenkranz bedeckte den Scheitel. In die Hände gab man dem Erblaßten einen Kuchen von Mehl und Honig, um den beißigen Cerberus zu beſchwichtigen. Zwiſchen die Lippen ſteckte man ein Silberſtück, einen bis zwei Obolen am Werth, um damit das Fährgeld über den Styx an den Charon zu bezahlen. In dieſer Stellung ward der Leichnam Einen, auch wohl zwei bis drei Tage auf einem Paradebette im Vorhofe ausgeſtellt. Dieſe Ausſtellung wurde darum für nothwendig erachtet, damit man gewiß wäre, daß der bisher todt Geglaubte wirklich todt, und daß er eines natürlichen Todes verblichen ſey. Wer den Leichnam berührte, wurde für unrein angeſehen. Neben der Thür ſtand daher ein Gefäß mit Waſſer für diejenigen, die einer Reinigung bedurften.

Die Armen beſtattete man am zweiten oder dritten Tage nach ihrem Tode zur Erde; bei den Reichern und Vornehmern kam wohl der achte Tag heran. Um den Leichnam vor der Fäulniß zu bewahren, beſtrich man ihn mit Salben, und verbarg ihn an einem kühlen Orte, in einem friſchen Keller, oder in einem Gewölbe. Schon vor dem Sonnenaufgange

begannen die Feierlichkeiten des Bestattungstages, und die Gesetze verlangten ausdrücklich diese frühe Zeit, damit die Trauerceremonie nicht in ein Schauspiel der Pracht ausarten möchte. Sämmtliche Verwandte und Freunde wurden zum Begräbnißtage eingeladen. Dem Leichnam zur Seite saßen die sogenannten Klageweiber, welche ein lautes Klagen und Jammern unterhielten. Einige schnitten Locken von ihren Haren, und legten dieselben dem Todten an die Seite, gleichsam als ein Pfand ihres Schmerzes und ihrer Zärtlichkeit. Nun legte man den Leichnam in einen Sarg von Cypressenholz, und setzte ihn auf einen Wagen, auf welchem er abgeführt wurde. Männer und Weiber begleiteten ihn. Einige derselben hatten ihr Haupt geschoren, alle waren schwarz gekleidet und schlugen die Augen zur Erde. Den Zug beschloß gewöhnlich ein Chor Musikanten, welche Trauerlieder sangen und spielten. Verdienstvollen Personen wurden am Grabe Trauerreden gehalten. Besonders wiederfuhr bei den Athenienſern diese Ehre denjenigen, welche sich um das Vaterland durch Helden- oder Regententugenden verdient gemacht hatten. Die Leichname der, in Schlachten Gefallenen, wurden drei Tage lang, auf eigends dazu errichtete Bühnen, ausgesetzt. Am Beerdigungstage führte man die Särge auf Wagen nach dem Schlachtfelde. Bürger und Fremde folgten ihnen. Diejenigen, welche für das Vaterland fechtend gestorben waren, beerdigte man in Gräbern, auf öffentliche Kosten erbaut. Die Sieger von Marathon erhielten ihre Grabstätte auf dem Platze, auf welchem sie ihre Heldengeister aufgegeben hatten.

So war es in den frühern Zeiten der Nation. Späterhin kam das Verbrennen auf Scheiterhaufen auf. Wahrscheinlich kam diese Sitte von den Aegyptern zu den Griechen. Die Scheiterhaufen waren von verschiedener Größe, und ihre Form war pyramidalisch viereckig. Man nahm gern das trockenste

Holz dazu, damit es recht schleunig aufflammte und den Leichnam bald verzehrte. Den Leichnam legte man auf den Rücken, und mit geöffneten, zum Himmel gerichteten, Augen darauf. Die nächsten Verwandten zündeten den Scheiterhaufen an, und riefen dabei zu den Göttern um Vermehrung der Flamme, und um möglichst baldige Zerstörung des todten Körpers. Während die Flamme ihr Werk verrichtete, brachte man Trankopfer von Wein. Man rief den Todten mit heller Stimme, und aller Augen vergoſſen bittere Thränen der Scheidung. Auch die Kleider des Verstorbenen übergab man dem flammenden Feuer; und war derselbe ein Krieger, so flogen auch die Waffen, die er sonst von Feinden erbeutet hatte, in den Scheiterhaufen. Auch Thiere, als Hunde, Pferde und Ochsen wurden bei den Leichenbestattungen der Reichern und Vornehmern mit verbrannt.

Bisweilen ging die Liebesneigung der Verwandten so weit, daß sich mehrere von ihnen, wie noch bis auf den heutigen Tag bei den Hindus die Weiber, mit in den brennenden Scheiterhaufen stürzten. Nachdem der Scheiterhaufen abgebrannt, und die Asche völlig ausgeglühet war, sammelten die nächsten Angehörigen des nun Bestatteten die Asche, nebst den Ueberresten der verbrannten Gebeine. Auch bei dieser Verrichtung ging man schwarz gekleidet. Die gesammelten Gebeine wurden, nebst der Asche, in Urnen (Todtentöpfen, Aschenkrügen) gethan, und entweder in die Erde, oder in ausgehauene Felsen oder Todtengewölbe beigesetzt. Ueber den in bloßer Erde vergrabenen ward ein Grabhügel aufgeworfen.

(Beſchluß folgt.)

Auflösung des Räthſels im neunundbreißigſten Stück.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 25. April 1811. 50

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der verlorne Sohn,

Eine wahre Geschichte.

1. Herkunft.

Brandes hieß der, in Verirrungen und Elend verlorne, Sohn, dessen Geschichte hier erzählt werden wird.

Seine Aeltern waren arm und wohnten zu Stettin. Der Vater wandte das Letzte, was er erübrigen konnte, auf eine Reise nach Rotterdam: denn er hatte Nachricht bekommen, daß sein einziger Bruder, ein reicher Kaufmann daselbst, ohne Kinder verstorben, und nun also er der einzige Erbe des sehr großen, hinterlassenen Vermögens sey. Aber als der arme, alte Brandes, nach höchst beschwerlicher Seefahrt, endlich zu Rotterdam ankam, fand er eine Wittwe seines Bruders im Besitz der ganzen Erbschaft. Da er keine Zeugnisse mitgenommen hatte, daß er wirklich der Brandes sey, als welchen er sich darstellte, so wurde er gar nicht einmal in dem Hause seines verstorbenen Bruders aufgenommen, fand weder Pflege, noch Entschädigung, ward mit harten, beleidigenden Worten abgewiesen und mußte, krank an Seele und Körper, und weit ärmer, als zuvor, die beschwerliche Rückreise zur See, von Holland nach Pommern, in einer, für die Schiffahr sehr gefährlichen, Jahreszeit, antreten. Sie nahm einen höchst unglücklichen Ausgang. Das Schiff lief bei Helgoland auf den Strand und der alte, ganz entkräftete, von einem heftigen Fieber angegriffene, Brandes wurde in ein Hospital nach Hamburg abgeliefert. Ein menschenfreundlicher Arzt befreite ihn zwar nach einigen Wochen von dieser Krankheit; aber jetzt zeigte sich ein mehr schlimmeres Uebel, ein starker Ansatz zur Blindheit. Er durfte nicht länger in Hamburg verweilen, schlich mühsam an seinem Stabe bis Berlin, und fand hier abermals einen barmherzigen Arzt, der ihn wenigstens so weit heilte, daß er ganz nahe Gegenstände wieder unterscheiden konnte. Arm, halbblind, elend kam er endlich nach Stettin zu seiner Frau zurück. Alle Hoffnungen waren fürchterlich getäuscht. Durch wohlthätige Anverwandten unterstützt, suchte zwar der arme Mann sich mit einem kleinen Handel etwas zu verdienen; aber da es ihm an Ordnung in den Geschäften fehlte, und, wenn er von neuem einkaufen sollte, der größte Theil der Einnahme indessen aufgezehrt war, so ging der Handel gar bald wieder ein. Der Versuch, durch eine Verbindung mit Schatzgräbern reich zu werden, wäre beinah noch unglücklicher ausgeschlagen, und er hätte dabei fast auch das einzige, ihm noch übrige, köstlichste Gut verloren, seinen ehrlichen Namen. Nun wollte er sich durch einen Holzhandel in der Gegend von Naugard helfen. Das Holz lag bereit und war verfagt: aber das Flüßchen, auf welchem es nach Stettin geflößt werden sollte, trocknete im heißen Sommer aus. Voll Verzweiflung verließ nun, um allen Vorwürfen und aller Verantwortung zu entgehen, der alte, halbblinde Mann, seine Frau und

seinen Sohn, und ward seitdem nicht wieder gesehen.

2. Schicksale auf Schulen.

Der einzige Sohn des unglücklichen Vaters, der junge Brandes, befand sich gerade damals auf der Schule zu Naugard. Einige wohlhabende Einwohner dieses Städtchens erbarmten sich des armen, verlassenen Knaben und beschenkten ihn mit Freitischen. Der Rektor aber, in dessen Hause er wohnte, ein hartherziger Filz, wies ihm von Stund an in einen elenden Schlafwinkel auf dem obersten Boden, gebrauchte ihn zu den schmutzigsten und niedrigsten Diensten, und mißhandelte ihn noch obendrein geflissentlich auf das grausamste, damit er desto eher von selbst sein Haus verlassen möchte; denn auch den unbezahlten Bodenwinkel gönnte er ihm nicht.

Als Brandes arme Mutter von dem traurigen Schicksale ihres Sohnes bei dem Rektor zu Naugard Nachricht erhielt, verkaufte sie alles, was sie nur irgend entbehren konnte, befriedigte alle Forderungen des unbarmherzigen Mannes, und nahm ihren Sohn zu sich nach Stettin, wo sie, als Haushälterin, einen kümmerlichen Unterhalt gefunden hatte. Auch hier schickte sie ihn anfangs auf die Stadtschule, und er machte, bei der großen Lebhaftigkeit seines Geistes, schnelle Fortschritte. Aber sie sah ein, daß sie auf die Länge die immer zunehmenden Kosten einer wissenschaftlichen Laufbahn nicht würde erschwingen können, und brachte ihn deshalb zu einem geschickten Kaufmann in die Lehre.

3. Der junge Kaufmann.

Anfangs ging alles gut. Der Lehrling zeigte überall Fleiß und Geschicklichkeit. Sein Lehrherr konnte ihm bald sogar die Führung der Handelsbücher anvertrauen. Er belohnte ihm dieses dadurch, daß er ihn von vielen niedrigen Geschäften eines gewöhnlichen Lehrlings befreite. Hätte er ihm nur auch ein kleines Taschengeld wöchentlich bewilligt! Es hätte dann wahrscheinlich der junge Brandes jenen unglücklichen Schritt nicht gethan, zu welchem er sich leider! bald nachher verirrte. Ach! der erste Schritt, rechts oder links, vorwärts oder rückwärts, ist freilich nur Einer; aber wie viele andere folgen auf den ersten, und in wie in ganz verschiedene Gegenden, weit hinaus, führen sie ab- oder auf! —

Brandes kam oft mit andern jungen Kauflehrlingen zusammen. Er sah, wie sie sich lustig machten, sich schön kleideten, bei allen Gelegenheiten viel Geld darauf gehen ließen.

„Woher aber habt ihr das?“ fragte Brandes, in dessen Seele bis zu diesem Augenblicke auch noch nicht einmal ein Gedanke gekommen war, daß man stehlen könne.

Sie antworteten ihm nicht mit deutlichen Worten: „wir bestehlen unsere Herren.“ Denn der Sünder benennt seine Sünde nicht gern mit dem rechten und eigentlichen Namen, weil er selbst vor demselben erschrickt. Allein er merkte denn doch so viel aus ihren zweideutigen Antworten, daß das Geld in ihren Taschen durch Diebesfinger hinein gekommen wäre.

Wie schauderte er anfangs zurück vor dem Gedanken: „Ein Dieb! ein Dieb an dem, welcher dir in guter Meinung das Seinige anvertraut!“ —

Aber der angenehme Gedanke an so manches Vergnügen, das er sich, wie die andern, würde machen können, und die verblendende Meinung, daß sein reicher Herr ja an ein Paar Groschen so gut, wie nichts, verliere — diese bösen, verführerischen Gedanken siegten über den ersten guten Gedanken.

4. Der erste Schritt im Uebelthun, und die folgenden.

Der unglückliche junge Mensch fing also an, hin und wieder einige kleine Münzen zu entwenden.

Seinem Herrn freilich fügte er keinen unerſetzlichen Schaden zu, aber — ſich ſelbſt; denn der Friede mit Gott, mit ſeinem Gewiſſen, und der herrliche Schmuck der wahren Ehre, waren mit dem erſten Groſchen, den er diebiſch einſteckte, zerſtöret.

Der Anfang im Uebelthun ſchien freilich geringe; aber wie gering auch ein Vergehen ſcheinen mag, wer es ſich erlaubt, iſt dennoch dadurch ſogleich ein böſer Menſch geworden; und von einem böſen Menſchen iſt nachher jedes, auch das ärgſte Verbrechen, zu fürchten. Jede Krankheit hat gemeiniglich einen leichten Anfang; eine führt aber dennoch in ihrem Fortgange an den Rand des Grabes. Sünde aber iſt die gefährlichſte Krankheit von allen. Freilich hatte er ſich vorgenommen, ſich nur ein ganz wohlfeiles Vergnügen je zuweilen zu geſtatten; aber er hatte dabei nicht bedacht, daß die einmal erregte und befriedigte Begierde nach immer Mehrerem und nach Abwechſelung hintreibt, und ſo zu immer größern Ausgaben verführt.

Das Alles war dem unglücklichen jungen Menſchen entweder gar nicht eingefallen, oder er hatte es doch wenigſtens nicht zu Herzen nehmen wollen. Aber dennoch kam alles ſo, wie voraus zu ſehen war.

Er ſtahl anfangs nur wenige Groſchen zu kleinen Näſchereien. Dieſe genügten bald nicht mehr. Er ſtahl nun mehrere Groſchen zu bedeutendern Näſchereien. Nicht die Zunge allein, auch der Geiſt wollte angenehme Nahrung haben. Er ſuchte ſich luſtige Bücher zu verſchaffen, und gerieth gleich anfangs an ſolche, worin lügenhafte Reiſen nach glücklichen Inſeln, wo es alle Tage etwas neues gab, und man reich wurde ohne Mühe, beſchrieben ſtanden. Nun kam ihm das thätige Stettin, wo es tagtäglich Einerlei gab, nämlich Arbeit, als ein Gefängniß vor, und die vier Lehrjahre, welche er noch vor ſich hatte, als eine Ewigkeit. Er faßte alſo kurz und unbeſonnen den Entſchluß, ſich nach den glücklichen Inſeln

aufzumachen. Der lehrreichen Geſchichte ſeines unglücklichen Vaters erinnerte er ſich hierbei nicht. So unbeſchreiblich verblendete ihn ein alleinherrſchender Gedanke.

Aber zu einer Reiſe nach den glücklichen Inſeln, wo man luſtig iſt, ohne zu arbeiten, war bei weitem mehr Geld nöthig, als zu den bisherigen Vergnügungen und Leſereien. Seiner guten Mutter wagte er nicht, ſeine Plane zu entdecken; ein Zeichen, daß er ſie gar nicht in ſeiner Seele auch nur einen Augenblick hätte dulden ſollen. Das Reiſegeld mußte alſo abermals aus der Kaſſe ſeines, ihm noch immer vollkommen trauenden, Lehrherren zuſammen geſtohlen werden. Er ſchritt jetzt von Groſchen zu Thalern. Vierzehn Thaler und einen Dukaten hatte er auf dieſe Weiſe zuſammen, als ſich eine Gelegenheit darbot, die Reiſe anzutreten, zugleich aber auch eine Gelegenheit, wieder zur Beſinnung und auf den rechten Weg zurückzukommen, indem die allwaltende Vorſehung ihm die Gefahr ganz nahe zeigte, welcher Uebelthaten und Unbeſonnenheit unausbleiblich entgegenſtürzen.

5. Das Schiff im Hafen.

Ein Schiff, mit Ladung nach Amſterdam beſtimmt, lag im Hafen. Brandes ging zu dem Kapitain, bedung Fracht und Koſt, und gab ihm einen Dukaten auf die Hand. Der Koffer ward heimlich gepackt und das liebe Schiff ſo oft, als möglich, beſucht.

Bei einem der letzten Beſuche traf es ſich, daß der Schiffer, in Gegenwart mehrerer Leute aus Stettin, den jungen Menſchen erinnerte, nun ſo bald als möglich ſeinen Koffer auf das Schiff zu fördern, weil, wenn der Wind gut bliebe, morgen früh die Anker gelichtet werden ſollten.

Einem von denen, welche dies hörten, fiel es auf, und er ging zu dem Lehrherrn des jungen

Brandes, ihn davon zu benachrichtigen. Aber Brandes merkte bei Zeiten die Entdeckung seines Plänchens, ging schnell auf seine Kammer, packte eiligst den Koffer wieder aus, brachte alles an seinen Ort, und schrieb einen Brief an einen erdichteten Freund in der Nachbarschaft, worin er diesem meldete, daß er, seinem Auftrage gemäß, für ihn einen Platz auf einem Amsterdammer Schiffe besprochen habe.

Kaum war er hiermit fertig, so kam auch schon sein Herr hinauf, sah sich überall um, befahl den Koffer zu öffnen, stutzte, da er ihn leer fand und sagte: „Bist du nicht gesonnen, heimlich davon zu gehen und mit dem Schiffer Berends nach Holland abzusegeln?“

Brandes ließ sich nicht aus der Fassung bringen; denn wer es gewagt hat, zu stehlen, der wird es noch viel leichter wagen können, zu lügen. Er behauptete also mit ziemlicher Dreistigkeit: „dieses Gerücht von seiner Abreise nach Holland sey eine Verwechselung mit seinem Freunde, für welchen er einen Platz auf Berends Schiffe hätte bestellen müssen.“ Zugleich zeigte er den Brief vor, welchen er an denselben geschrieben haben wollte; und die Sache hatte damit ihr Bewenden.

Welch ein Unglück für ihn, daß dieses Ungewitter, welches blos drohete, und nach kurzem Drohen vorüberzog, ihn nicht warnte, sich vor jedem künftigen, das vielleicht nicht blos drohen, sondern zerschmetternd über ihn kommen würde, im voraus durch fromme Weisheit zu hüten!

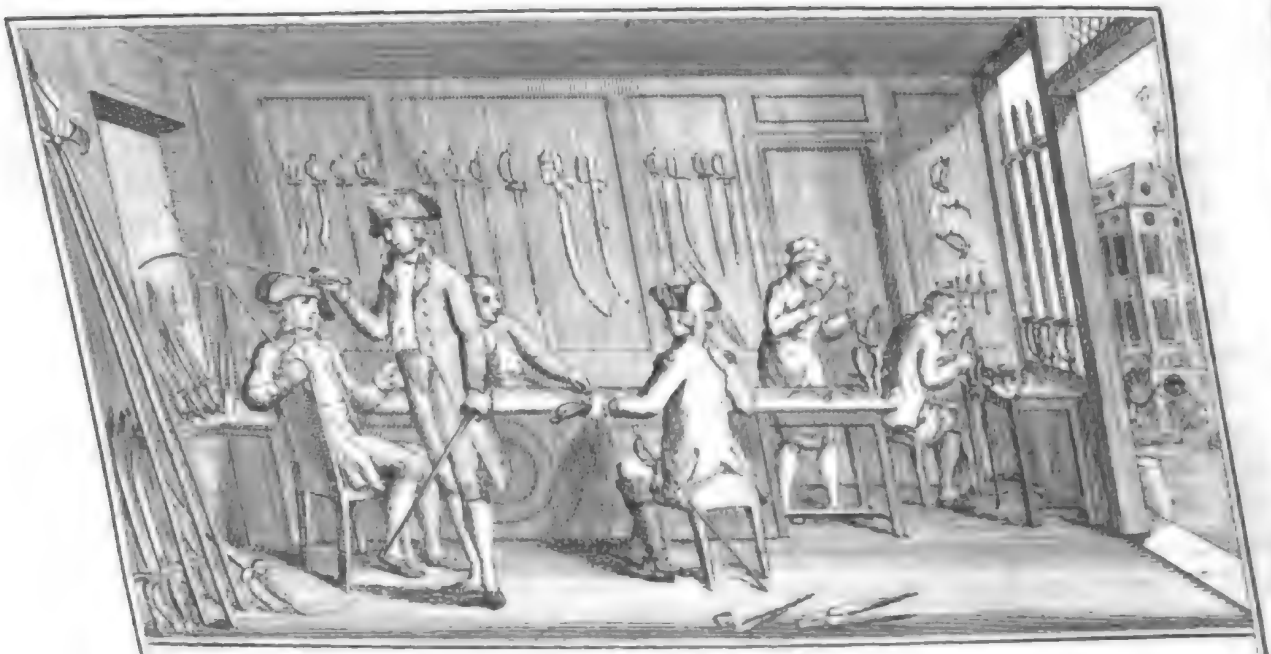
6. Der Zentner Reis. Entdeckung. Flucht.

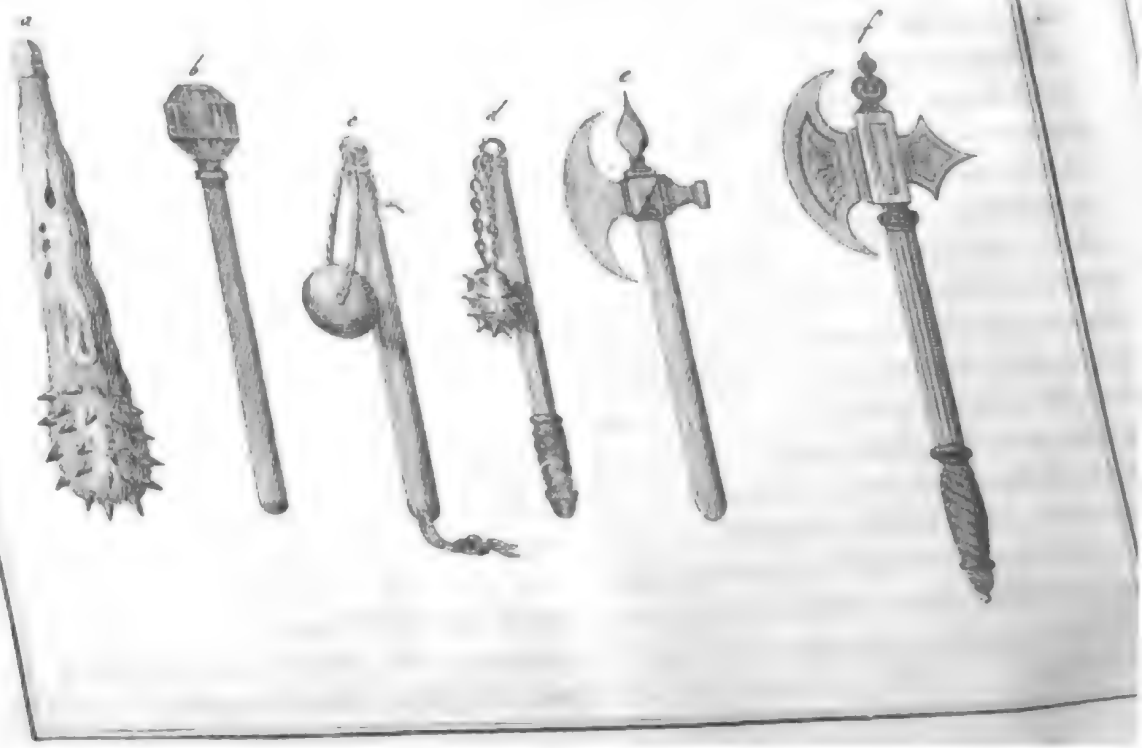
Kaum war die erste drohende Gefahr, aber leider! ungenutzt zur Besserung, vorübergegangen, so brach auch schon die zweite auf ihn ein.

Eine Frau, die vor wenigen Wochen aus Brandes Händen einen Zentner Reis empfangen hatte, wollte jetzt einen zweiten kaufen. Der Preis hatte ihr gefallen. Brandes hatte wohlfeil verkauft, nichts im Buche davon angemerkt, das Geld in seine Tasche gesteckt. — Diesmal aber war der Herr selbst da. Er forderte einen höhern Preis. Die Frau beklagte sich darüber, und bezog sich auf ihren bessern Handel neulich mit dem Lehrling. Der Kaufmann ward aufmerksam, schlug in dem Handlungsbuche nach, und fand den früher verkauften Zentner — nicht eingetragen. Der Wahrscheinlichkeit nach also hatte Brandes das Geld für diesen Zentner untergeschlagen. Der Sünder wurde vorgerufen. Der Anblick der Käuferin setzte ihn außer Fassung. Er gestand nicht nur diesen Diebstahl ein, sondern auch jeden vorhergehenden, samme seiner vorgehabten Reise nach den glücklichen Inseln, als der Hauptveranlassung zu allen diesen Vergehungen. Der Kaufmann hörte vor Zorn keine seiner Entschuldigungen, und beorderte sogleich eine Magd, zu Brandes Mutter zu eilen und sie flugs herbeizuholen. — Dieses war dem armen Sünder zu schrecklich! — Er bat, er weinte, er warf sich auf die Knie. Alles vergeblich. Die Magd ging aus der Thür. Das Haus wurde verschlossen. Der Kaufmann ging indessen noch einmal auf die Kammer des Lehrlings, um auch den Koffer desselben und die übrigen Sachen durchzusuchen. Denn er dachte: „wer sich erst ein böses Stück erlaubt hat, erlaubt sich leicht auch mehrere.“ Diesen Augenblick seiner Abwesenheit aber benutzte Brandes zur Flucht. Er sprang voll Verzweiflung, und fast besinnungslos hinab in den Keller, drängte sich zu einer Oeffnung desselben nach der Straße hinaus, floh durch das erste beste Thor in's Freie, und hielt nicht eher ein zu laufen, als bis er sich einigermaßen sicher glaubte. Dann warf er sich in der öden Gegend unter einen Baum, und überdachte das ganze Elend — leider das selbstverschuldete — seines trostlosen Zustandes.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google





Digitized by Google

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 27. April 1811. 51.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Schwertfeger.

Zum Kupfer Nr. 9.)

Der Schwertfeger ist derjenige Künstler, welcher die Theile eines Schwertes, oder vielmehr überhaupt der Seitengewehre zusammensetzt, fest verbindet, löthet und polirt. Dieses letztere Geschäft, das Poliren, heißt in der Sprache dieser Kunst: Fegen, und von diesem einzelnen Theile der Arbeiten, hat der Verfertiger seinen ganzen Namen, Schwertfeger, d. h. Schwertpolirer, erhalten. Der Langmesserschmied verfertigt die Klingen, die, aus je besserm Stahle sie bestehen, auch einen um so höhern Werth haben. Die türkischen Säbelklingen, die aus damascenischem Stahl verfertigt werden, sollen deshalb vorzüglich geschätzt seyn, weil sie äußerst hart und doch nicht spröde sind; denn man kann mit ihnen Eisen zerhauen, ohne daß sie springen und Schaden leiden. In Chorosan werden dergleichen Klingen verfertiget, von denen das Stück mit 8000 Thalern bezahlt wird. Noch theurer müßten Klingen von Wootz seyn; denn diese Stahlart, die in Ostindien gefunden und zu Bombai verarbeitet wird, soll den damascenischen Stahl an Härte noch weit übertreffen. Außer den Klingen bestehen die Schwerter aber auch noch aus mehrern andern Theilen, und diese, besonders aber die Gefäße, macht der Schwertfeger. Zu seinen Werken gehören zuerst Schwerter, das sind große, lange und breite hauende Gewehre, die mit zwei Schneiden versehen sind. Die alten stärkern Deutschen bedienten sich derselben zu ihrer Vertheidigung. Von diesen Schwertern gab es mehrere Arten, die verschiedene Namen erhielten. Es gab Kurschwerter, welche die ehemaligen Kurfürsten von Sachsen, als ein Zeichen des Erzmarschallamtes, in ihrem Wappen führten; Schlachtschwerter wurden ehedem bei oder in Schlachten gebraucht, und waren so groß und schwer, daß man sie nicht an der Seite tragen konnte, sondern sie mit beiden Händen auf der Achsel tragen mußte. Die Ritter bedienten sich bei ihren Uebungen der Ritterschwerter, welche, statt des Stichblattes, ein Kreuz hatten und, mit der Spitze in die Erde gesteckt, die Stelle der Crucifixe vertreten mußten. Eine eigne Art Schwerter sind die Richtschwerter, mit welchen Verbrecher enthauptet werden. Außer diesen angeführten Schwertern, von welchen wir einige in dem Fenster der, vor uns abgebildeten, Werkstätte ausgestellt und ausgehängt erblicken, verfertigt der Schwertfeger auch Pallasche. Das sind Seitengewehre mit einer geraden breiten Klinge, und mit einem stumpfen, dicken Rücken. Diese Benennung Pallasch ist wahrscheinlich, so wie das Gewehr, das dadurch bezeichnet wird, slavonischen Ursprungs. Bei uns haben gewöhnlich die Infanteristen und besonders die Musquetiers diese Waffe. Säbel sind lange, auch kürzere, breite, aber gekrümmte Schwerter, dergleichen die Araber, die Türken, die Ungarn, die Husaren und andere Soldaten zu Roß, aber auch die Grenadiers zu Fuß und die

leichte Infanterie zu führen pflegen. Degen sind Seitengewehre, die aus einer langen schmalen Klinge bestehen, und die eben so zur Bezeichnung eines Standes, Ranges, Vorzugs, wie zum Staate und zur Beschützung dienen. Alle diese Gewehre werden in Scheiden von gegerbten Thierhäuten mancherlei Art, oder auch von Eisen, Stahl und Messing, und an einem Gürtel, der das Degen- oder Säbelgehenk genannt wird, an der linken Seite getragen, damit sie mit der rechten Hand bequem gezogen werden können.

Degen dienen eigentlich nur zum Stechen; wenn sie aber auch zum Hauen bestimmt sind: so heißen sie Haudegen. So nennt man indessen auch uneigentlich Leute, die diese Waffe sehr kräftig zu führen wissen, und die dies schon in ihren Mienen, Geberden, Gange und Worten zu erkennen geben. — Dolche sind die kürzeste Art von Stoßdegen, welche sonst in Italien sehr häufig, in Deutschland aber selten gebräuchlich waren. In manchen Ländern ist diese Waffe, so wie die Stilets und Stöcke mit Dolchen, von der Polizei streng verboten. Das Wort Rappier bezeichnet einen Fechtdegen, der zur Uebung, aber auch einen schlechten Raufdegen, der beim wirklichen Kampfe gebraucht wird. Rappiere sind Degen ohne Spitze, und statt derselben mit einem ledernen Balle, oder Kork versehen, damit diejenigen, die sich damit im Fechten üben, sich nicht zwecklos verwunden. Bayonette sind kürzere aber auch, besonders in neuern Zeiten, längere Degen ohne Gefäß, welche auf den Lauf einer Flinte gesteckt werden. Sie haben ihren Namen von der Stadt Bayonne in Frankreich, wo sie entweder erfunden oder sonst am besten verfertigt wurden.

Die Gefäße der Seitengewehre bestehen aus dem Heft- oder Griffe mit einem Knopfe, und aus einem Stichblatte. Gewehre zum Hauen sind noch überdies mit einem Hiebgefäße zur Bedeckung der Faust ver-

sehen. Diese Gefäße, die vorzüglichste Arbeit der Schwertfeger, sind entweder von Gold, auch wohl mit Diamanten besetzt, oder sie werden von Silber, Messing, Stahl, Eisen und andern zusammengesetzten Metallen verfertigt, bisweilen ganz, bisweilen nur zierlich vergoldet, entweder glatt, oder mit dichtgegossenem Bilderwerke geziert, oft auch aufs künstlichste durchbrochen, oft mit einem Gewinde von Schwertfegerdrath, mit einem einfachen oder doppelten, größern oder kleinern Stichblatt, und mit einem oder keinem Bügel versehen, je nachdem die Mode oder der Zweck der Waffe dies fordert. Der Griff ist ebenfalls bald glatt, bald durchbrochen, oder mit zierlichem Drathe und Kettenwerk umwunden; aber der Haken und das sogenannte Ortband sind gemeiniglich nach Art des Gefäßes verfertigt.

Der Schwertfeger liefert auch Spieße, Hellebarden, Gewehre, welche Dolch, Pfeil und Streitaxt in sich begreifen, also zum Stechen, Stoßen und Schlagen dienen, und jetzt nur noch von einer, nach älterer Art eingerichteten, Gattung von Soldaten, von Polizeidienern und andern Personen, die für die öffentliche Ruhe wachen, geführt werden. Das europäische Militair hat jetzt nur Seitengewehre, Schießgewehre und kleines und grobes Geschütz. Keulen und Streitkolben, dicke, runde oder länglichrunde hölzerne Körper, sowohl allein für sich, als auch an Stangen, Schaften, Keulen, Streitäxten und andere Körper durch Ketten und Stricke befestigt, oft sogar mit eisernen Spitzen besetzt, sind jetzt nicht mehr gebräuchlich, sondern werden nur noch in Rüstkammern, theils wegen ihrer Seltenheit, theils wegen ihres Alterthums, aufbewahrt und vorgezeigt. Und dies ist auch der Grund, warum das zweite Feld des vorliegenden Kupfers sechs von den genannten antiken Waffen darstellt. Auf der obern Hälfte des Kupfers erblickt man eine Werkstätte und ein Verkaufszimmer des Schwertfegers. Zwei Arbeiter sind beschäftiget,

Stichblätter an Degen zu befeſtigen; im Zimmer hängen, liegen und ſtehen Seitengewehre der verſchiedenſten Art, und mit den mannichfaltigſten Verſchönerungen ausgeſtattet; ſelbſt Bayonette liegen am Boden und drei Hellebarden lehnen im Winkel. Zwei Fremde beſehen und behandeln Degen; ein daſitzender Offizier hat das Geld für ſeine erkaufte Waffe ſchon hingezählt, und der Künſtler ſtreicht es ein. Im Vorzimmer ſcheinen ſogar zwei Perſonen ihre gekauften Rappiere zu probiren. H—e.

Betrachtungen bei einem Krammetsvogel, der ſich in einer Schlinge gefangen hatte.

Da hängſt du nun, du armes Thierchen, in der Schlinge, verführt durch die rothen Beeren und biſt ein Opfer der Verführung geworden. Dein Anblick erfüllt mich nicht, wie ſonſt bei deinen Brüdern der Fall war, mit Freude und ich denke nicht daran, wie gut du mir vielleicht ſchmecken wirſt. Meine Hand greift nicht ſo begierig hin nach dir, um dich armen Getödteten aus der Schlinge zu ziehen. Ich ſtehe traurig da und trübe Gedanken ſteigen, indem ich dich betrachte, in meiner Seele auf.

Du biſt mir ein Bild unzähliger meiner Brüder und Schweſtern, die eben ſo wie du, gelockt von der trügeriſchen Stimme der Verführung, ihr Opfer wurden. O, wie viele Jünglinge und Jungfrauen gehen meiner Seele vorüber, die eben ſo fröhlich, heiter und unbefangen, wie du auf deinen Zweigen hüpfteſt, oder auf leichten Flügeln umherflatterteſt, durch das Leben wallten und Freuden genoſſen, die Unſchuld und Tugend geheiligt hatten. Blühend gingen ſie einher in Fülle der Geſundheit, in lieblicher Schöne prangend, und ihre Herzen waren rein, wie der Thautropfen in dem Kelch der Roſe, und ihre Seelen heiter, wie der Himmel am Morgen eines

Maitags. Aber da begegnete ihnen die Wolluſt, die ſchon lange heimlich auf ſie gelauert hatte, wie die Schlange unter Blumen, in ihrer verführeriſchen Schönheit und lockte mit Sirenentönen die Unſchuldigen in ihre Zauberſchlingen, ihnen einen Himmel auf Erden vorſpiegelnd. Und die Argloſen ſahen nicht den Abgrund, der ſich gähnend vor ihnen bodenlos ſpaltete, und hörten nicht die warnende Stimme ihres trauernden Schutzgeiſtes, der ſeinen Schützling nun bald verlaſſen ſollte, und warfen ſich in die Arme der Verführerin. O du biſt glücklicher als ſie, du armes Vögelchen! denn bei dir folgte Vergeſſenheit der Folgen der Verführung, auf die Verführung; aber ſie ſtarben nicht ſchnell wie du, in den Armen der Verführerin. Langſam welken ſie hin in einem lebenden Sterben — abgefallen iſt die ſchöne, liebliche Blüthe ihrer Geſundheit und Kraft und in ſich tragen ſie einen Wurm, der unaufhörlich an ihrer Ruhe nagt und der Frieden ihres Herzens iſt auf ewig dahin für ſie. Sie irren umher und blicken verzweifelnd zurück in die Vergangenheit und in die Tage, da ihnen das Leben noch Freude bot, und rufen ſie mit heißen Wünſchen zurück; aber kein Gebet vermag die verlornen wiederzubringen! Sie wenden ihr Auge hin in die Zukunft; aber ſie liegt vor ihnen finſter, wie das Grab, und kein Strahl der Hoffnung blickt durch das Dunkel, wie ein freundlicher Stern durch die Wolken in einer finſtern Nacht!

Und nun komm aus der Schlinge, du armer Getödteter! Aber dein Loos ſoll nicht das deiner Brüder ſeyn. Ich will deine künſtlich ausgeſtopfte Hülle in meinem Zimmer aufſtellen und den Jungfrauen und Jünglingen, die zu mir kommen, ſagen, was ich bei deinem Anblick gedacht und empfunden habe. Vielleicht denken ſie an dich, wenn ſie einmal in Verſuchung kommen und ſehen nicht, wie du, blos die rothen Beeren — nein, auch die Schlinge.

Anton Niemeyer.

Der Amber.

Man bedient sich sehr mannichfaltiger Kräuter und Mineralien, um Wohlgerüche hervorzubringen. Selbst das Thierreich liefert Beiträge zu diesem Zwecke. Am geschätztesten unter vielen derselben ist der Amber, ein Material, durch welches Lichter, Räucherkerzen, Räuchervulver, Essenzen u. dergleichen wohlriechend gemacht werden. Die Asiaten und Afrikaner bedienen sich desselben als eines Arzneimittels, oder auch als Gewürzes in der Küche. Da diese Parfümerie im hohen Preise steht, so wird sie auch häufig verfälscht; am mehresten durch Reismehl und Storax.

Man findet den Amber an den Seeküsten, und auf der See selbst schwimmend. Ehedem hielt man ihn für ein Produkt des Pflanzenreichs; allein genauern Nachforschungen zu Folge ist er nichts weiter als ein, aus Unverdaulichkeit entstandener, Unrath, eines, zu dem Wallfischgeschlechte gehörenden, Seethieres, des Kachelots. Denn man findet in den Bäuchen dieser Ungeheuer bisweilen große Stücken dieses Unraths von 100 bis 160 Pfund. Doch gewöhnlich wiegen die Stücke nur ein, zwei bis fünf Pfund. Jemehr Amber die Kachelots bei sich führen, desto schlechter steht es mit ihrer Verdauung. Ja die Wallfischjäger behaupten, daß man den Thieren die Krankheit deutlich ansehe; so mager und abgezehrt wären diejenigen, die recht große Quantitäten von Ambra bei sich führten. Eine Geschwulst am Leibe bezeichnet den Fleck, wo sich der Infarct in Masse angesetzt hat. Die kleinern Vorräthe werden immer im Darmkanal hervorgesucht.

Der frisch ausgenommene Amber sieht schwärzlich aus, riecht übel und ist mehr flüssig, als fest, so daß er in seiner ursprünglichen Beschaffenheit ganz dem Unrathe des Thieres ähnlich sieht. Nachdem man ihn aber eine zeitlang der Luft ausgesetzt hat, vertauscht er seine schwarze Farbe mit einem hellbraunen Grau, und den übeln Geruch mit Wohlgeruch. Nach und nach erhebt er sich zur Güte des, auf der See und an den Küsten gefundenen, der, so wie er gesammelt wird, einen angenehmen Geruch hat. Je länger er liegt, desto angenehmer duftet er. Derjenige Amber nämlich, den man auf dem Meere findet, hat sich von freien Stücken durch den natürlichen Gang aus den Gedärmen der Kachelote abgesondert, und ist durch Wasser und Luft gereinigt worden. Die Japaner nennen den Ambra geradezu Wallfischmist.

Bekanntlich werden die Kachelots, wie andere Wallfische, durch Harpunen getödtet. Ist das Thier gesund, so läßt es, indem es die Wunde empfängt, den Amber von sich, und die Wallfischjäger finden keinen im Leibe. Ist es aber krank, d. h. leidet es an Unverdaulichkeit, so gebricht es ihm an Kraft, den Unrath fortzupressen, und das sehen die Jäger sehr gern. Denn nun finden sie große Ausbeute. Die widernatürlichen Verhärtungen entstehen aber durch die Ueberreste der unverdaulichen Nahrungsstoffe, der Tintenfische, von welchen sich die Kachelots hauptsächlich nähren. Zu bemerken ist noch, daß die männlichen Kachelots weit mehr Amber bei sich zu haben pflegen, als die weiblichen. K—r.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Betrachtungen, kurze, über die Leidensgeschichte Jesu auf alle Tage in der Faste von einem katholischen Geistlichen. Mit 1 Kpf. 8. 18 Gr.

Bibliothek, neu eröffnete, für Kinder von 8 bis 1[0] Jahren. 2 Bändchen. 12. gebunden, (dieselbe Bändchen auch einzeln; s. Lebensbeschreibung [1]. 1 Thlr. 4 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 29. April 1811. 52.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der ehrliche Judenknabe.

Ein armer Jude in Dessau hatte einen Sohn, den er — weil ihm alle Mittel fehlten — von Jugend auf, auf seinen Reisen mitnahm, um ihn zum Handel abzurichten. Das Waarenlager des Vaters war äußerst unbedeutend, und was Vater und Sohn in ihrem Ränzel auf dem Rücken mit sich trugen, war immer ihre ganze Habe. Sie mußten sich daher sehr kümmerlich nähren, weil die Familie des Juden sehr zahlreich war. Wind und Wetter, Frost und Hitze Preis gegeben, irrten sie oft wochenlang herum, ehe sie ihren kleinen Waarenvorrath umsetzen, und einen Theil des Gewinstes den nothleidenden Ihrigen nach Hause senden konnten. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit waren der einzige Reichthum des Vaters. Immer hatte er bei seiner Armuth jeden Weg verabscheut, sich auf eine unrechtmäßige Art zu bereichern, und er war viel zu gewissenhaft, als daß er die Wege vieler seiner Glaubensgenossen hätte einschlagen sollen, die sich durch Wucher und List Schätze und Reichthümer erworben hatten, während er kaum den dürftigsten Unterhalt gewann. Er hatte die Grundsätze der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, von denen er nie abwich, auch stets auf seine Kinder fortzupflanzen gesucht, und der kleine Markus, sein Reise- und Handelsgefährte, war schon in seinem zarten Alter das glückliche Ebenbild seines ehrlichen Vaters.

Eines Tages mußte der Letztere wegen Unpäßlichkeit in Wermsdorf, im Meißnischen, zurückbleiben, während sein zwölfjähriger Sohn die umliegenden Dörfer besuchte, und seinen kleinen Vorrath von Waren feil bot. Ein großes Schloß, welches eine reiche adeliche Familie bewohnte, bewog ihn hier einzusprechen, und sein Heil zu versuchen. Die Frau vom Hause erblickte ihn kaum, als sie ihn in ihr Zimmer rief. „Was suchst du hier Kleiner?" fragte sie ihn. Mit einer anständigen Dreistigkeit bot er ihr seine Waaren an, die in Hemdeknöpfen und andern Kleinigkeiten bestunden. „Hast du nichts weiter, mein Kind?" fuhr die Dame fort. „Es ist Alles, gnädige Frau," antwortete der Knabe. „Gern wollte ich dir etwas abkaufen," sagte sie, — „aber ich kann von allen diesen Dingen nichts brauchen. „Haben die gnädige Frau nichts zu handeln?" — fragte der Kleine weiter. „Armer Schelm," erwiederte diese, — „du wirst mir wohl schwerlich viel abkaufen können."

Um den kleinen Handelsmann indessen nicht ganz vergebens heraufgerufen zu haben, ging sie in ein Nebenzimmer, und brachte einige Kleinigkeiten herbei, unter denen sich auch ein sauber gearbeitetes Kästchen von Nußbaumholz befand. Der junge Markus besahe die Sachen, und fragte nach dem Preis. Die Dame forderte sehr wenig, und der Handel wurde geschlossen. Sie nahm die Bezahlung, weil sie es für Unrecht hielt, dem Knaben durch das Schenken Veranlassung zu geben, künftig zu wenig Werth auf seine Waren zu legen. Markus eilte, froh über

den guten Kauf, nach Wermsdorf zu seinem Vater. Die erhandelte Waare wurde auf die Seite gelegt, und beide legten sich zur Ruhe.

Markus erwachte früher, als sein Vater, und besah nun seine gekauften Schätze genauer. Das Kästchen gefiel ihm ganz besonders. Es war mit Sammet ausgelegt, und er entdeckte bei weiterer Untersuchung zwei verborgene Schubfächer in demselben. Er zog Eins heraus, und erstaunte nicht wenig, als er eine Einfassung von gediegenem, stark vergoldetem Silber darin fand, welche ehemals ein Portrait enthalten zu haben schien. Seine Verwunderung stieg noch höher, als er es mit Diamanten, von denen er ziemliche Kenntnisse hatte, besetzt fand. Einige hundert Thaler war der Fund, schlecht gerechnet, sicher werth. Seine Freude darüber war sehr groß; aber sie verminderte sich sehr, als ihm einfiel, daß die Edeldame wohl schwerlich ein so bedeutendes Kleinod dürfte um so einen geringen Preis weggegeben haben. Er hielt es für überflüssig, in diesem kritischen Falle seinen Vater um Rath zu fragen. Sein eigenes Gewissen sagte ihm, was hier zu thun sey.

Er packte die gefundene Kostbarkeit sorgfältig ein, und eilte so schnell als möglich dem Schloß zu. Die Dame war halb verdrießlich, als der kleine Jude sie schon so früh wieder störte. „Ich habe, gnädige Frau," — redete er sie an, mit Ihnen gehandelt, habe aber in dem Kästchen, welches Sie mir verkauft haben, etwas gefunden, was doch gar kostbar ist. Gewiß haben Sie es nicht gewußt, ich muß es zurückbringen, ich kann es doch nicht behalten." Mit diesen Worten übergab er ihr das Gefundene.

Lange blickte die erstaunte Frau den kleinen Israeliten an. Einer so seltenen Gewissenhaftigkeit hatte sie einen Juden nie fähig geglaubt. Sie war betroffen und gerührt. Lange schon hatte man jenes Kleinod vermißt und gesucht. Man hatte sich endlich damit beruhigen müssen, daß es auf irgend eine Art

entwendet worden sey. Sie schloß den ehrlichen Knaben wie ihren Sohn in die Arme, und fragte ihn nach seinem Namen und Geburtsort. Sie wollte ihn nicht wieder von sich lassen, und versprach, künftig in ihrem Hause für sein Glück zu sorgen. „Nein," — sagte der Kleine — „hab ich noch Brüder und Schwestern, muß ich doch handeln, als der Vater krank ist."

Er wunderte sich, wie man über eine Handlung so viel Aufhebens machen konnte, die er für nichts weiter als ganz gewöhnliche Pflicht hielt.

Seine Ehrlichkeit mußte indessen belohnt werden, die Dame ging nicht ab. Er erhielt ein Geschenk von zwanzig Thalern — eine für ihn ungeheure Summe — und die Versicherung, daß er von heute an stets Zutritt und Unterstützung im Hause finden solle. Die That wurde bald unter dem benachbarten Adel bekannt, und Markus konnte sicher darauf rechnen, daß er jedesmal einen ansehnlichen Verdienst haben würde, wenn er in die Gegend käme. Der Knabe reifte zum Jüngling und Manne, und sein Handel breitete sich immer mehr aus. Die mehresten adelichen Familien nahmen ihn zu ihrem Lieferanten, und übertrugen ihm ihre Einkaufsgeschäfte, die er noch jetzt mit großer Pünktlichkeit und Billigkeit besorgt. Seit vielen Jahren ernährt er seine alte, mehrere neunzig Jahr alte, Mutter in Dessau, wo er sich nicht mehr aufhält, und läßt seinen ärmern Geschwistern reichliche Unterstützungen zufließen.

Um ihn auch in seinem spätern Alter als Mann kennen zu lernen, mögen nachfolgende zwei Anekdoten von ihm, die ihn hinlänglich charakterisiren, hier einen Platz finden.

Ein Kavalier hatte eine Erbschaft gethan, die zum Theil aus einer Menge alten Silbergeschirr bestund. Da er keinen Gebrauch davon machen konnte,

so nahm er den ganzen Vorrath mit nach Leipzig, als er dahin zur Messe reiste. Markus begegnet ihm auf der Straße und fragt, ob er nichts zu handeln habe. Der Edelmann bestellt ihn zu sich, und der Jude stellt sich mit Wage und Gewicht ein. Der Handel kommt zu Stande, weil Markus sogleich mehr für das Loth bietet, als der Kavalier erwartet. Er wiegt das ganze Silber durch, und rechnet dem Verkäufer den Betrag vor. Dieser, von Natur gegen alle Juden, weil ihn einige bevortheilt hatten, mistrauisch, ließ eine andre Wage und Gewicht holen, und wog alles selbst noch einmal. Siehe da, Markus hatte zehn Loth mehr auf seiner Wage herausgebracht. Der Edelmann nahm nun das Gewicht des Juden für richtig an. „Nein," sagte Markus — „dessen Ehrgefühl gekränkt worden war — „soll doch Ihr Gewicht nunmehr gelten." „Narrenspossen," — rief der Edelmann, — „Ihre Wage ist ja, wie Sie selbst sagen, richtig." „Richtig aufs Haar," erwiederte Markus, „aber ich bezahle nach der Ihrigen." „Sie verkaufen es aber doch wieder nach Ihrem Gewicht," fuhr der Verkäufer fort. „Soll ich gesund bleiben," antwortete Markus, „soll keiner ein Quentchen abhandeln." „Das ist sehr sonderbar," sagte der Kavalier." „Soll es doch seyn sehr sonderbar, warum haben Sie mir nicht getraut," entgegnete der Jude, „werden nun zehn Loth Silber Strafe geben müssen."

Das Geld ist mein, das Silber Ihnen." Er griff nach seinem Hut, und wollte sich entfernen. Der Edelmann war erstaunt und überrascht; das Betragen des Juden war ihm unbegreiflich. Er fühlte sein Unrecht. „Wie heißen Sie Freund?" fragte er ihn. Markus nannte ihm Namen und Wohnung. Der Handel wurde von neuem geschlossen, und die Bedingungen, die Markus gemacht hatte, und von denen er durchaus nicht abging, wurden angenommen. Beide Theile wurden nun näher mit einander bekannt, und der Kavalier kam in der Folge nie wieder aus Leipzig, ohne den ehrlichen Markus besucht zu haben. Alle Handelsgeschäfte wurden ihm anvertraut, und der Edelmann hatte nie Ursache, seine Bekanntschaft mit dem Juden zu bereuen.

Als die Sächsische Armee einst ein Lager bezogen hatte, befand sich auch Markus eines Tages als Zuschauer darin. Er ging bei einem großen Zelt vorbei, vor welchem eine Menge Kavallerie-Offiziers versammelt waren. Einer derselben fragte ihn, ob er was zu verkaufen habe. „Ich habe nichts bei mir," sagte Markus, „als zwei goldne Uhren." Er zeigte sie, und die eine schien dem Offizier zu gefallen. Er fragte nach dem Preis, und der Jude fordert dreißig Thaler. „Funfzehn," rief der Offizier. „Dreißig ist sie geboten," erwiederte Markus, „neun und zwanzig ist der Kauf, bieten Sie mir acht und zwanzig, werde ich sie nicht lassen." Der Offizier lachte und meinte, er kenne die Sprache schon, für zwanzig Thaler werde er die Uhr sicher genug am Halse haben. Markus hielt die Uhr noch in der Hand. „Neun und zwanzig Thaler," wiederholte er, „kostet sie jetzt noch, als ich sie wieder eingesteckt habe, kostet sie dreißig."

Der Offizier, dem an der schönen Uhr lag, sagte, daß er es darauf leicht ankommen lassen könnte, weil er ohnehin nicht Lust habe, sie zu kaufen. Die Uhr wurde eingesteckt, und Markus ging. Der Offizier rief ihm nach, bot zwanzig, fünf und zwanzig, und endlich die vollen neun und zwanzig. Markus schüttelte bei jedem Gebot den Kopf, und antwortete allemal: „dreißig!" „Sonderbarer Mann," rief der Offizier, hast du sie nicht vorhin dafür lassen wollen?" „Wohl habe ich es gewollt," — sagte der Jude, — „aber sie kostet nun einen Thaler mehr, weil Sie mir nicht glauben wollten." Was war zu

thun? Dem Offizier hatte die Uhr gefallen, und er mußte ſich, wenn er ſie haben wollte, zu dreißig Thalern bequemen. Die übrigen lachten nicht wenig über den wunderlichen Mann, und ſein Benehmen hatte ihren ganzen Beifall. Markus wendete ſich, als er ſein Geld erhalten hatte, höflich an den Oberſten, und überreichte ihm den Thaler. „Haben Sie die Gnade," redete er ihn an, „und laſſen Sie ihn dem armen Dragoner zukommen, der beim Exerziren heut durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen hat."

Hußell.

Begräbnißfeierlichkeiten der Griechen.

(Beſchluß.)

Die Aſchenkrüge waren bald aus Gold oder Silber, bald aus Marmor oder Alabaſter, oder auch, bei dem gemeinen Mann, aus gewöhnlicher, gebrannter Thonerde.

Um nochmals das Andenken an den geliebten Verſtorbenen zu feiern, verſammelten ſich am 30ſten Tage nach der Verbrennung abermal ſämmtliche Verwandte und Angehörige, jedoch in weißen Kleidern und mit Blumenkränzen auf dem Haupte. Zuweilen kam man überein, alljährlich zum Andenken des Entſchlafenen eine Zuſammenkunft zu halten, und den Verluſt deſſelben zu beweinen. Gewöhnlich ward der Geburtstag oder Sterbetag dazu feſtgeſetzt. Man genoß an einem ſolchen Tage ein mäßiges Mahl, und ſetzte wohl auch einen Antheil von Speiſe und Getränk auf das Grab des Gefeierten. Alle Gräber waren Heiligthümer. Auch die Begräbnißplätze wurden heilig gehalten, und wer es wagte, ſie zu verunehren, ward öffentlich beſtraft. Ein Geſetz von Cecrops verbot jedoch alle Pracht und allen Luxus

bei den Grabmälern. Daher gab es lange keine koſtbare Denkmäler dieſer Art unter den Griechen. Erſt nach und nach ſchlich die prunkende Verſchwendung ein, ſo wie Künſte und Wiſſenſchaften aufblühten. Nun ſah man zierliche Monumente und Ehrenſäulen. Das ſeltene Kunſtwerk, dem Andenken des Königs Mauſolus gewidmet, gehört hierher. Sowohl auf die Grabmäler als auf die Urne ſchrieb man die Anfangsbuchſtaben der Worte: κοῦφη γῆ τοῦτον καλύπτοι. *)

Die Gräber ſelbſt wurden außerhalb der Städte und Dörfer, an den öffentlichen Landſtraßen, aufgeworfen. Nur die Spartaner ſetzten zuweilen ihre Todten innerhalb der Städte bei. Lykurg, der merkwürdige Geſetzgeber dieſes Volks, hatte dies ausdrücklich geboten, damit jeder Gelegenheit hätte, ſich mit dem Sterben bekannt zu machen. Allein prächtig durfte kein Grabmal ſeyn. Nicht einmal eine Inſchrift durfte darauf ſtehen, außer wenn der Verſtorbene den Tod fürs Vaterland im Kriege geſtorben war. Auch Solon, der weiſe atheniſche Geſetzgeber, war gegen alles Leichengepränge, und er verſtattete nur bei den Beerdigungen verdienter Männer einige ernſte und anſtändige Feierlichkeiten.

So lange man den Verſtorbenen betrauerte, enthielt man ſich aller öffentlichen Luſtbarkeiten und Geſellſchaften. Man ging in geringer Kleidung einher, ſang öfters Trauerlieder, und trug das Haar verſchoren.

K—r.

Auflöſung des Räthſels im fünfundvierzigſten Stück.

Uhu.

---

*) Leicht ſey die Erde, die dich deckt!

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 2. Mai 1811. 53.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der verlorne Sohn,

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

7. Das Wirthshaus.

Ein leichtes, abgetragenes Hausröckchen war die Bekleidung, in welcher der Unglückliche nun eine lange und schreckliche Reise antreten sollte, ohne einen Heller Geld, ohne ein Stück Brot.

Oder sollte er jetzt noch zurückkehren? Sollte er seiner Mutter unter die Augen treten in diesem Zustande, als Verbrecher, er, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt, für den sie auch den letzten Pfennig gern hergegeben hatte? — Nein! dazu konnte er sich nicht entschließen. — Auch wähnte er, in seinem Leichtsinn, noch andere Auswege finden zu können. Es fiel ihm ein, daß ein Bruder seiner Mutter zu Stargard wohnte. „Der wird mich unterstützen!“ so tröstete er sich. „Am Geschick fehlt's mir ja nicht; er wird mich anderswo unterbringen. Und mißglückt alles, so kann ich den Kindern der Bauern im Rechnen und Schreiben Unterricht geben.“ So sprach er thöricht zu sich selbst. Die Sonne lächelte heiter herab vom Himmel. Er faßte neuen Muth, schnitt sich einen Wanderstab aus dem nächsten Gebüsch und hatte, ehe noch die Dämmerung einbrach, ein großes Dorf erreicht. Er kehrte im Wirthshause ein. Der Abend war schön. Eine Menge Leute saßen unter den Linden vor der Thür und erquickten sich durch einen frischen Trunk. Der Wirth fragte auch ihn, „Ob er zu trinken begehre.“ — Aber in keiner Tasche war ein Pfennig zu finden. Er gab also eine Unpäßlichkeit vor, schlich seitwärts nach einem Brunneneimer und hielt sich in scheuer Entfernung von den Uebrigen.

Als die Gäste sich allgemach verloren hatten, ward ihm eine Schlafstelle auf dem Heuboden angewiesen. Wie hätte er schlafen können! — Jene angenehmen Gedanken, die ihn noch vor wenigen Stunden aufgeheitert hatten, verschwanden einer nach dem andern, auf dem finstern, dumpfigen Heuboden, wo Ratten, Marder und Katzen sich unaufhörlich jagten. Sobald er die Augen schloß, schwebte auch schon ein fürchterlicher Traum vor seiner unruhigen, geängsteten Seele, und er mußte nur flugs die Augen mit Gewalt wieder aufreißen. Um aber das Maß seiner Schrecken zu füllen, hörte er jetzt ein Gespräch des Wirthes mit seiner Frau in der anstoßenden Bodenkammer, und verstand die Worte: „Sicher ist's ein verlaufener Bursch aus der Stadt. Da läßt sich etwas verdienen. Morgen des Tages will ich ihn den Seinigen zurückbringen. An einem guten Botenlohn wird es nicht fehlen.“ —

8. Der Onkel.

Dem armen Flüchtling brach bei Anhörung jener Reden der Angstschweiß aus allen Gliedern. Noch vor Tagesanbruch machte er sich davon, und eilte dem nahen Walde zu. Von hieraus suchte er die Heerstraße auf, fand sie und erreichte Mittags den Ort, wo er

dem Ende aller ſeiner Leiden entgegen ſah, — Stargard. Auch ging anfangs alles gut. Sein Onkel nahm ihn freundlich auf und erquickte ihn auf's Beſte. Dann aber fing er an, nach der eigentlichen Abſicht ſeiner Reiſe zu fragen.

Die Wahrheit würde den jungen Menſchen noch jetzt gerettet haben. Der Onkel würde für den Aufrichtigen und Reuemüthigen gewiß geſorgt haben; aber derſelbe, welcher ſich nicht geſcheut und geſchämt hatte, das Unrecht zu verüben, ſcheute und ſchämte ſich doch, es einzugeſtehen. Da die Lüge einſt bei Gelegenheit der vorgenommenen Schiffahrt ausgeholfen hatte, ſo meinte er, es ſolle dieſes Mal wieder ſo gehen. Er log alſo dem Onkel vor, „Er ſey auf einer Reiſe nach Amſterdam begriffen, wo er in das Comptoir eines Freundes von ſeinem bisherigen Principal komme; doch ſolle er vorher erſt auf Danzig reiſen, um einige Geſchäfte zu beſorgen.“ Der Onkel, ein mit dem Gange der Geſchäfte bekannter Mann, fragte weiter: „Und wo haſt du deine Adreßbriefe?“ — Auf ein ſo ſtrenges Examen hatte der Unbedachtſame und Unerfahrene ſich nicht vorbereitet. Er machte zwar noch einen Verſuch, ſich herauszulügen, verwickelte ſich aber ſogleich — wie gewöhnlich beim Lügen — immer mehr und nannte dem Onkel endlich gar einen Stargarder Gaſthof, der gar nicht in Stargard war, wo ſein Koffer mit den Briefen befindlich ſeyn ſollte. Kurz! der verſtändige Onkel durchſchaute den ganzen Handel; ſein anfangs freundliches, allgemach ernſter und ernſter gewordenes Geſicht, ward finſter vor Zorn und er rief: „Du lügſt, Burſche! Du biſt deinem Lehrherrn entlaufen. Nicht von der Stelle! — Sogleich laſſe ich anſpannen und bringe dich nach Stettin zurück!“

Damit ging er hinaus, um Anſtalt zur Reiſe zu machen.

„Durchaus nicht nach dem ſchrecklichen Stettin!“ dieſes war der einzige Gedanke in der Seele des,

aus einer furchtbaren Hand in die andere geworfenen, Flüchtlings.

Aber wie ſollte er diesmal entkommen? Aus dem Fenſter ſpringen? — Das war zu gefährlich. — Er öffnete alſo leiſe die Stubenthüre, und erblickte gleich gegen über eine offene Hausthür. Zwei Sprünge und er war auf der Straße. Der Onkel rief vom Hofe herein ſeinen Leuten, ihm nachzuſetzen; aber von der Angſt gehetzt war Brandes, wie ein Wind, um die nächſte Ecke, dann von Gaſſe zu Gaſſe zum Thor hinaus, queer über abgemähete Felder hinweg und endlich athemlos und erſchöpft am Ufer der Ihna.

9. Lebensgefahr und Rettung.

Keine Brücke war zu ſchauen, ſo weit ſein Auge reichte. Moraſtige Wieſen dehnten ſich weithin längs dem Ufer aus. Sich hier durchzuarbeiten war unmöglich. Der Flüchtling zog alſo Schuh und Strümpfe aus, nahm ſie in die Hand, und wagte ſich zitternd in den Fluß. Anfangs hatte er Grund; ſchon näherte er ſich dem jenſeitigen Ufer; jetzt wollte er den letzten Schritt thun, als mit einem Male der Grund unter ihm verſchwand und die Gewalt des Stroms, in deſſen tiefſtes Bette er eben jetzt erſt gerathen war, ihn ſogleich mit ſich fortriß. Zu ſeinem Glücke drängte ſich die Fluth nicht weit davon um eine hervorſpringende Erdſpitze und hob ihn, dicht vor derſelben, noch einmal aus dem Waſſer empor. Als er ſo nahe Land vor ſich erblickte, ließ er eilends Schuh und Strümpfe fahren, ergriff eine hervorragende Wurzel mit der einen, niedrig hängendes Geſträuch mit der andern Hand und arbeitete ſich ſo mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte hinauf an's Ufer, wo er ſogleich ohnmächtig niederſank. Die Sonne war ihrem Untergange nah, als er wieder zu ſich ſelbſt kam. Die Lebensgefahr, aus welcher er ſo eben errettet war, ſchwebte ihm furchtbar vor Augen. Es ergriff ihn Schauder auf Schauder, wenn er die Wirbel des finſtern, rauſchenden Stromes anſchaute.

Er warf ſich auf die Knie und dankte Gott, der ihm, obwohl er deſſen unwerth war, das Leben erhalten hatte.

10. Neue Thorheit, neues Elend.

Er fing an, ſeine Uebelthaten, ſeine Entweichung, ſeine Unbeſonnenheit, ſein immer zunehmendes Unglück bitterlich zu beweinen. Deſſen ungeachtet entſchloß er ſich nicht, auf der Stelle umzukehren. Träumereien von einem weniger unangenehmen Auswege, als dem durch die Rückkehr nach Stettin, verblendeten den, mit dem wahren Hergang in der Welt noch unerfahrnen, jungen Menſchen. Die wunderbaren Glücksgeſchichten aus ſeinen betrüglichen Reiſebeſchreibungen waren fortdauernd ſeine gefährlichſten Verführer. Von ihnen verführt, machte er ſich, jetzt barfuß, von neuem auf den Weg.

Triefend naß, durchſchauert vom kalten Abendwinde, der mit dem Sauſen über die feuchten Wieſen zog, arbeitete er ſich durch Sumpf und Buſch bis zu einem nahen Acker. Die Stoppeln zerriſſen ſeine nackten Füße. Von Waſſer und Blut triefend ſchleppte er ſich endlich bis zu einem außenliegenden Bauernhauſe, deſſen menſchenfreundliche Bewohner ihn ſehr liebreich aufnahmen, ſeine Kleider trockneten, ihm ein Abendbrot reichten und eine weiche Streu neben dem Ofen bereiteten, wo er ſogleich in einen tiefen Schlaf ſank. Des andern Morgens gaben ihm dieſe gutherzigen Gaſtfreunde nicht allein ein kräftiges Frühſtück, ſondern auch einige Groſchen zur Zehrung auf den Weg. Er ging nun zunächſt auf Colberg. Aber aller mitgenommene Vorrath war bald aufgezehrt. Die guten Bauersleute von der Ihna, waren hier in Colberg nicht zu Hauſe. Brandes mußte ſein Oberhemd und ein Paar Hemdeknöpfe verkaufen, um dem Wirthe die Mahlzeit zu bezahlen, und behielt nur einige wenige Groſchen übrig. Aber dafür gab ihm auch dieſer Wirth einen Rath, der mehr werth war, als Oberhemd und Hemdeknöpfe, ſammt allem, was ihm die gutherzigen Bauersleute bei Stargard geſchenkt hatten. Als nämlich der junge Flüchtling den Wirth fragte, „ob er nicht für ihn hier in der Stadt ein Unterkommen als Schreiber oder in einer Handlung wiſſe;“ — antwortete dieſer verſtändige Mann offen und nachdrücklich: „Mein Freund, in dieſem elenden Aufzuge, und da er überdem auch kein Zeugniß von bekannten Leuten vorweiſen kann, nimmt ihn Niemand. Wenn er meinem guten Rathe folgen will, ſo kehre er um zu den Seinigen, jetzt, da es noch Zeit iſt, ehe es ihm noch ſchlimmer geht.“

Wie ſehr hatte dieſer verſtändige Mann Recht! Was iſt gefährlicher, als die Lage eines jungen Menſchen, der, ſelbſt ohne Erfahrung, noch dazu ohne Rathgeber und Führer, ſich, von thörichten Einbildungen verlockt, in das wilde Getümmel der Welt hineinwagt! — Er gleicht einem Kinde, das allein ein Schiff beſteigt, ſich an das Steuerruder ſetzt, und nun mitten in die donnernden Fluthen, und die verborgenen Klippen des ungewiſſen Meeres hineinfährt, um — glückliche Inſeln zu ſuchen.

Brandes nahm den Rath des Wirthes nicht zu Herzen, und machte ſich auf den Weg nach — Danzig. Er wanderte am Geſtade des baltiſchen Meeres hin. Die offene See breitete ihren unermeßlichen Teppich aus vor ſeinen Augen. Schiffe ſchwebten am fernen Horizonte. Da wachten alle täuſchenden Hoffnungen mit verdoppelter Lebhaftigkeit auf. „In Danzig blüht mein Glück!“ ſo jauchzte er laut auf in ſeiner Thorheit. Sein ganzer Kopf war voll Schiffe, die in See ſtachen, mit denen er nach Oſt- oder Weſtindien ſegelte, dort ein reicher Mann ward, und dann, mit Schätzen beladen, zum großen Erſtaunen von Stettin und zur unausſprechlichen Freude ſeiner, in Freudenthränen ſchwimmenden, Mutter, unvermuthet zurückkam.

Mit dergleichen luſtigen Gedanken ging's die erſten

zwei Tage raſch fort längs dem Strande. Der Himmel war bedeckt, die Luft wehete ſanft und erquickend. Aber am dritten Tage hub eine gänzliche Windſtille an; die Sonne brannte; die Hitze war ſchwül und erdrückend; dem Wanderer fingen die nackten Beine an zu ſchwellen, die Haut platzte, eine Menge Feuchtigkeit ergoß ſich aus derſelben. Jetzt wurde ihm bange. Voll Angſt und von brennenden Schmerzen an ſeinen Füßen gepeinigt, verließ er den heißen, glühenden Strand, ging auf gut Glück ſchräg landein, und gerieth endlich auf die große Landſtraße, welche nach Danzig führt. Schon ſeit zwei Tagen hatte er ſeinen letzten Groſchen ausgegeben. Von Hitze abgemattet, von Hunger entkräftet, von Schmerzen gefoltert, ſchleppte er ſich nur mit ſchwachen Schritten mühſam weiter.

11. Unterricht und Anfang im Betteln.

In dieſem jammervollen Zuſtande, als er ſich kraftlos an der Hecke eines einzeln ſtehenden Wirthshauſes niedergeworfen hatte, ſtieß ein munterer Burſche, der den Fuhrleuten die Pferde tränkte, auf ihn. Den Burſchen dauerte der Elende und er fragte ihn: „woher des Weges?“ Brandes erzählte ganz kurz einige ſeiner Schickſale. „Wenn es weiter nichts iſt,“ antwortete der Burſche, „ſo will ich dir ſchon helfen. Ich bin ein eben ſo armer Schelm, wie du; aber deshalb leide ich dennoch keine Noth. Auch ich bin einmal einem Drechsler aus der Lehre gelaufen; nun gebe ich mich für einen reiſenden Handwerksburſchen aus, ſpreche gutherzige Leute um eine Gabe an, ſtriegle und füttere mitunter den Fuhrleuten die Pferde, und bekomme dann zum wenigſten eine gute Mahlzeit. So mache du es auch!“

„Aber ich habe kein Handwerk gelernt;“ antwortete der verzagte Brandes.

„Schadet nichts!“ erwiederte der neue Rathgeber. „Fragt jemand nach deiner Kundſchaft, nun! ſo ſagſt du, ſie ſey dir ſammt deinem Felleiſen da oder dort geſtohlen, oder in einem Fluſſe weggeſchwommen, oder was du ſonſt ſagen willſt, das ſich zugetragen haben könnte.“

Brandes, der in ſeinem großen Elende den Kopf noch immer voll Ehrgeiz und großer Dinge hatte, entſchloß ſich ſehr ungern dazu, von jetzt an als bettelnder Kamm-Macher-Burſch aufzutreten. Eine mitleidige Bäurin nähte ihm aus alter Leinwand den Bettelſack zuſammen, und ſein Rathgeber gab ihm die Anweiſung auf den Weg, den Ueberfluß an zuſammen gebettelten Brot den Bauern zu verkaufen, die damit ihr Vieh mäſteten, und für das gelöſte Geld ſich zuweilen gütlich zu thun in den Bettlerherbergen.

(Fortſetzung folgt.)

Raphael und Franzesko Francia.

Ein Maler zu Bologna, Namens Franzesko Francia, wurde durch die allgemeinen Lobſprüche, die man dem, mit Recht bewunderten, Raphael ertheilte, auch zur Bewunderung hingeriſſen, ohne jedoch das Geringſte von den Arbeiten des großen Künſtlers geſehen zu haben. Eine Reiſe nach Rom erlaubte ſein hohes Alter nicht; gleichwohl ſtieg ſein Wunſch, ein Werk von des Künſtlers Händen zu ſehen, mit jedem Tage. Er ſuchte alſo eine Korreſpondenz mit Raphael anzuknüpfen, und ihm darin ſeinen Wunſch vorzutragen. Der Briefwechſel begann. Während dem vollendete Raphael ſeine heilige Cecilia, die für eine Kirche in Bologna beſtimmt war. Dieſe überſchickte er dem Francia, mit der Bitte, das Gemälde aufzuſtellen, und die daran befindlichen Fehler zu verbeſſern. Francia iſt entzückt über das Glück, ein Werk von Raphael in ſeine Hände zu bekommen, und eilt es zu betrachten. Allein kaum hat er die Augen darauf geworfen, ſo überfällt ihn eine Herzensangſt von beſonderer Art. Er fühlt den großen Abſtand zwiſchen ſich und Raphael, fällt in eine tiefe Melancholie, und ſtirbt nach kurzer Zeit an der ſchmerzlichen Empfin[illegible], ſo lange gearbeitet, und es doch nur bis zur Mittelmäßigkeit gebracht zu haben. K—s.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 4. Mai 1811. 54.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Abentheuer Karl's des Zwölften bei Bender und Warniz.

(Fortsetzung.)

Der Pascha hatte die ganze Nacht nach dem ersten mißlungenen Kriegszuge gegen den König nicht geschlafen, und sie angewendet, ein Meisterstück der Politik, wie er sich schmeichelte, auszuführen. Das Erste, was er befahl, nachdem die Janitscharen wieder nach Bender zurückgekommen, war, die Thore der Stadt zu schließen, und daß jeder nach dem letzten Abendgebete sich in sein Quartier begeben sollte. Dann ließ er etliche dreißig der unruhigsten Janitscharen, die sich sorglos der nächtlichen Ruhe überlassen hatten, im ersten Schlafe erdrosseln, und sie, mit einem großen Steine am Halse, in den Fluß werfen. Mit Anbruch des Tages, kurz vor Eröffnung der Thore, hielt er einen Divan, zeigte den Befehl des Großsultans vor, und sagte dabei: ein jeder von den Anwesenden könne sich ihm nähern, um das Siegel und die Unterschrift zu untersuchen, und sich überzeugen, daß es der wirkliche Befehl des Großsultans und kein untergeschobener sey.

Darauf versicherte er: es thue ihm zwar sehr Leid, zu gewaltsamen Mitteln schreiten zu müssen, und es würde ihm dagegen äußerst angenehm seyn, wenn der König den gegenwärtigen Ort seines Aufenthaltes in der Güte verlassen wo. damit er der Pforte schreiben könne — Kalikty — er ist aufgestanden. Da er den König aber niemals habe bereden können, eine so kluge und seinem eignen Interesse so angemessene, Entschließung zu fassen, so rathe er ihnen als Freund, sich das Vertrauen zu Nutze zu machen, welches dieser Monarch ihnen immer bezeigt hätte, und sich Mühe zu geben, ihn dahin zu vermögen, daß er die beste Parthei ergriffe, so lange es noch Zeit wäre.

Sie könnten ihm dabei den Vorschlag thun, sich ihren Händen anzuvertrauen, und mit ihnen, wenn es ihm beliebte, nach Adrianopel zu gehen, um dort vor dem Divan selbst seine Sache auszumachen. Wofern er aber dennoch bei seiner Halsstarrigkeit verharre, so habe er (der Pascha) zu ihnen das Zutrauen, daß sie sich nicht weigern würden, den König anzugreifen, und die ansehnliche Beute, die sie von den Geschenken des Sultans bei ihm finden würden, in Empfang zu nehmen. —

Diese Rede des Pascha that die beabsichtigte Wirkung und die Janitscharen antworteten einmüthig: alles, was er gesagt habe, sey gerecht und billig, und sie übernähmen es, den König entweder mit Güte oder mit Gewalt zur Abreise zu bringen.

Inzwischen meldete man Herrn Fabrice, daß ein Haufen Janitscharen da wären, die ihn zu sprechen verlangten. Er wurde auf eine angenehme Art überrascht, wie er etwa 50 bis 60 Janitscharen-Offiziere vorfand, alle von seiner Bekanntschaft, in ihren langen Bärten, und jeder mit einem weißen Stabe in der Hand. Sie erzählten Herrn Fabrice, was zwi-

schen ihnen und dem Pascha vorgefallen wäre, und setzten hinzu, daß sie als Friedensboten in das schwedische Lager gingen, welches ihre weißen Stäbe, ohne einige andere Waffen, schon hinlänglich zu beweisen schienen. Sie wollten dem Könige ihre Dienste anbieten, und ihn im Namen aller ihrer Mitbrüder versichern, daß sie bereit wären, ihn zu begleiten, um ihn wie ihren Augapfel zu bewahren, er möchte nun entweder nach Adrianopel gehen, um den Großsultan persönlich zu sprechen, oder er möchte sich entschlossen haben, in seine Staaten zurückzukehren; sie wären bereit, Blut und Leben für ihn aufzuopfern, und würden sich eher (nach ihrem eignen Ausdrucke) in Stücken zerhacken lassen, als zugeben, daß man ihm das geringste Leid zufügte.

Herr Fabrice machte ihnen über ihren Eifer und ihre Anhänglichkeit für den König die verdienten Lobsprüche, und wünschte ihren Unternehmungen den glücklichen Erfolg, womit sie sich zu schmeicheln schienen. Er schrieb an Herrn von Grothusen und bat ihn, daß er die Janitscharen in ihren Anerbietungen und Vorschlägen bei dem Könige unterstützen möchte. Gleich nachher setzte sich Herr Fabrice selbst zu Pferde, um ihnen bei ihrer Rückkehr zu begegnen. — Wie erstaunte er aber, als er sie in weniger als einer halben Stunde mit zornigen Mienen zurückkommen sahe.

Auf Befragen, was dieses bedeute; antwortete einer von den Janitscharen ziemlich derb: Suete Krall doli Oldgu — (der König von Schweden ist närrisch geworden) — Andere nannten ihn Demirbasch, den eisernen Kopf, und schüttelten selbst die Köpfe über ihn. —

Herr Fabrice konnte, nach der Unterredung, die er kurz vorher mit diesen Soldaten gehabt hatte, sich den schnellen Wechsel ihrer Empfindungen anfänglich gar nicht erklären, erfuhr aber bald von seinem Dollmetscher die wahre Ursache davon. Sie hatten sich

nämlich den Verschanzungen des Königs genähert, und von dem schwedischen General Hårdt verlangt, den König zu sprechen, um ihm die Veranlassung zu sagen, welche sie zu ihm führe. Man glaubte von diesem General, daß er der Einzige wäre, der den König in seinem Vorhaben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, bestärke. Er habe Sr. Majestät sogleich von der Ankunft der Abgesandten Nachricht gegeben, sey aber von ihm mit den Worten zurückgewiesen worden:

„Wofern sie sich nicht entfernten, so würde man auf sie Feuer geben, oder ihnen die Bärte abschneiden."

Hätte sich der König dieses Ausdruckes auch wirklich bedienet, so war es wenigstens von dem General unklug gehandet, ihn wörtlich den Janitscharen wiederzusagen. Denn es ist die schimpflichste Antwort, die man den Morgenländern geben kann, wenn man ihnen mit dem Verluste ihres Bartes drohet. Kein Wunder, daß diese, in der That harten, Ausdrücke die Gemüther der, dem Könige bisher sehr ergebenen, Soldaten von ihm entfernen, und sie aufs äußerste gegen ihn erbittern mußten.

Dieser Auftritt kränkte, wie man leicht erwarten kann, Herrn Fabrice, der alles so gern friedlich beigelegt hätte, ungemein, bestätigte ihn aber auch in der Meinung, daß es der unveränderliche Entschluß des Königs wäre, es auf das äußerste ankommen zu lassen; daß er eine Ehre darin setze, und sich ein Vergnügen daraus mache, sich in ein Gefecht einzulassen, wobei er keine andere Absicht haben könne, als Etwas zu unternehmen, was Erstaunen bei seinen Zeitgenossen und Nachkommen erregen sollte.

So wurden durch den hartnäckigen Sinn des Königs, die Friedensboten zu Werkzeugen des Krieges, und aus seinen Freunden wurden seine Feinde.

Kaum waren die Janitscharen in die Stadt Bender zurückgekommen, so machten sie Anstalten, die

Befehle des Großſultans auszuführen; ſie warfen ihre Friedensſtäbe weg, und ergriffen ſtatt derſelben ihre Säbel.

Bald nachher ſahe man ſie in eben der Ordnung, wie Tages vorher ausziehen, blos der Chan ausgenommen, welcher in ſeinem Zelte geblieben war.

Ueberall herrſchte eine bange Stille, gleich derjenigen, welche einem ſchweren Gewitter vorherzugehen pflegt. Nicht ein einziges Mal ließ ſich, während des Ausmarſches der Janitſcharen, ihre Kriegsmuſik hören.

Sobald der Paſcha in der Nähe des ſchwediſchen Lagers angelangt war, ließ er ſeine Janitſcharen, längſt der ſchwediſchen Verſchanzung, welche die ſchwächſte war, ſich in Schlachtordnung ſtellen, befahl, das Geſchütz näher gegen das Haus des Königs anzurücken, und ließ nun heftig darauf feuern. Sodann gab er Befehl, Sturm zu laufen, welches auch ſogleich geſchah. Die erſte Linie der Schweden ging ſogleich über, entweder wegen der Ungleichheit der Anzahl der Stürmenden und der Beſtürmten, oder, wie andere glauben, weil die Schweden keinen Widerſtand thaten, oder endlich, wie Herr Fabrice ſelbſt von verſchiedenen hörte, weil die Schweden den Verſicherungen einiger Janitſcharen glaubten, welche ſich ſo nahe bei ihnen befanden, daß ſie ihnen Tabak und Kaffee ſchenkten, und ſie zu überreden ſuchten, es ſey mit der ganzen Sache kein Ernſt, und es werde alles ſo ablaufen, wie Tags vorher. Dem ſey, wie ihm wolle — diejenigen Schweden, welche die Verſchanzungen beſetzt hatten, wurden entweder gefangen genommen oder ergaben ſich freiwillig, ohne einen Schuß gethan oder den Degen gezogen zu haben. Alles, was ſich in den Häuſern befand, wurde darauf von den eindringenden Janitſcharen ausgeplündert.

Indem dieſes vorging, ſahe man den König zu Pferde, mit einer kleinen Anzahl Offiziere, überall

gegenwärtig, wo die Gefahr am größten war, und wo ſeine Leute am wenigſten Widerſtand thaten, um ſie durch ſein Beiſpiel aufzumuntern, und ihren geſunkenen Muth neu zu beleben.

Sobald er aber ſahe, daß ſie ſich, ohne Widerſtand zu thun, zu Gefangenen machen ließen, und daß einige Tauſend Türken und Tatarn das Lager überſchwemmten, ſo war ſeine einzige Zuflucht noch die Vertheidigung ſeines Hauſes. — Er gab ſeinem Pferde die Sporen, um in geflügelſter Eile dorthin zu gelangen, und ſich hineinzuwerfen. Sogleich aber wurde er von mehrern Janitſcharen, welche ſich im dichteſten Gewühle an ihn herandrängten, um ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, umgeben, daß er kaum einen Schritt vorwärts zu kommen vermochte.

Gleichwohl drängte er ſich, mit dem Degen in der Hand, an der Spitze einer kleinen Zahl ſeiner Getreuen, die ihm folgten, hindurch, hieb und ſtach auf alles, was ihm in den Weg kam, oder ſich ihm widerſetzte, los, und erreichte endlich eine Thüre ſeines Hauſes, ſprang eilig vom Pferde, und fiel — zur Erde.

Zu gleicher Zeit ſchoß ihm ein verwundeter, und durch ſeine Wunde aufgebrachter, Janitſchar eine Piſtole ſo nahe beim Kopfe los, daß die Kugel dem Könige die Naſe und das Ohr ſtreifte, und die Augenbraunen verbrannte. Der Janitſchar hatte eigentlich nach dem General Hårdt geſchoſſen, von welchem er, wie er hernach ſelbſt geſtand, verwundet worden war.

Der König hatte ſich inzwiſchen wieder aufgerafft und fuhr fort, mit dem Degen in der Hand ſich durch das Gedränge der, ihn umgebenden, und auf ihn eindringenden, Türken und Tatarn Platz zu machen. Dies that auch der kleine Hauſe von Schweden, welcher dem Könige zur Seite war.

Endlich gelangte er durch die Thüre ins Haus, welche ihm von dem Oberſten Chamber geöffnet wur-

de, der ſich mit fünf bis ſechs Mann davor geſtellt hatte, um die Feinde abzuhalten. Dieſe hatten bei gegenwärtiger Aktion zehn bis zwölf Mann verloren, und der König hatte davon zwei bis drei ſelbſt getödtet und einige tödtlich verwundet.

Sobald der König mit einem Hofjunker, einem Trabanten-Korporal, zwei Trabanten, und einigen Unteroffizieren, Dragonern und Bedienten, etwa dreißig Mann an der Zahl, ins Haus gekommen war, erſtaunte er, anſtatt hundert Mann, die er zur Beſatzung darin gelaſſen hatte, nicht mehr als 23 zu finden, und zu erfahren, daß die Türken und Tatarn unterdeſſen durch die Fenſter eingedrungen, alle Zimmer geplündert, und viele Schweden zu Gefangenen gemacht hätten.

Der König muſterte jetzt ſeinen kleinen Haufen, und fand etwa vierzig noch wehrhafte Männer darunter. — Sobald er dieſe Muſterung — vielleicht die einzige in ihrer Art — gehalten hatte, ermunterte er dieſe Hand voll Leute durch glänzende Verſprechungen zur Tapferkeit, und ließ die Thüre zum erſten Zimmer ſeines Hauſes öffen, welches er voller Janitſcharen fand. Ohne ſich lange zu bedenken, ohne auf die große Ueberlegenheit der Zahl derſelben Rückſicht zu nehmen, griff ſie der König ſogleich mit dem Degen in der Hand an, tödtete einige und zwang die andern — zum Fenſter hinauszuſpringen.

Jetzt wurde die Thüre zum großen Sale aufgeſprengt; es befanden ſich darin über 300 Janitſcharen, und ſie waren damit beſchäftigt, das Silbergeſchirr des Königs, welches in der Schlacht bei Pultawa noch gerettet worden war, zu plündern. Der König griff ohne Bedenken mit ſeiner Hand voll Leute dieſe Janitſcharen an, und ſie thaten ihr möglichſtes, um den König von den übrigen zu trennen, welches ihnen auch ſo gut gelang, daß ſie eben im Begriff waren, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, wenn er nicht mit gleich großer Entſchloſſenheit als

Tapferkeit zwei Janitſcharen getödtet, und einen dritten verwundet hätte. Dieſen machte ſeine Verwundung ſo wüthend, daß er mit einem Säbelſtreiche die, aus Marderfellen gefertigte, Mütze des Königs ſpaltete, und auch den Kopf geſpaltet haben würde, wenn der König nicht mit der linken Hand ihm in den Säbel gegriffen hätte, wobei er auch eine, wiewohl leichte, Wunde bekam.

(Beſchluß folgt.)

Auf der Reiſe.

Die Sonne ſinkt, der Abend ſteiget nieder,
Ein duft'ger Nebel ſenkt ſich auf die Flur,
Verklungen ſind des Haines frohe Lieder,
Und ſanfte Stille herrſcht durch die Natur.

Und immer weiter rollt mit uns der Wagen
Fort von der Heimat lieblichem Gefild',
Doch unſre Lieben ſind uns nah, wir tragen
Im Herzen immer ihr geliebtes Bild.

Und wünſchen ihnen tauſend frohe Stunden,
Erflehn vom Schickſal ihnen jedes Glück!
Bald iſt der Trennung Zeit dahin geſchwunden
Und Wiederſehn macht ſie zum Augenblick!

Anton Niemeyer.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

Franck (J. P.), Abhandlung über eine geſunde Kindererziehung nach mediziniſchen u phyſiſchen Grundſätzen, für ſorgſame Aeltern, beſonders für Mütter, denen ihre und ihrer Kinder Geſundheit am Herzen liegt. Aus dem Lat. überſ. gr. 8. neue Aufl. 12 Gr.

Gallerie berühmter Männer aller Nationen und aller Zeiten. Nach dem Franzöſiſchen. 2 Theile. Mit 144 Portraits. 8. (in Commiſſion.) 8 Thlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 6. Mai 1811. 55.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Lächerliche Geſpenſterfurcht.

Eine wahre Geſchichte.

In einer Sächſiſchen Stadt lebte eine Frau, deren Geburtsort in Franken lag. Viele Jahre hatte ſie ihn nicht geſehen, und der Wunſch, noch einmal ihre Verwandten und Freunde zu beſuchen, wurde mit jedem Tage ſtärker. Immer waren bisher Hinderniſſe eingetreten. Der Frühling war aufs neue gekommen, und nun ließ ſie ſich nicht länger halten. Zwei Söhne von zehn und zwölf Jahren baten die Mutter täglich, die, vierzig Meilen weite, Reiſe in ihrer Begleitung machen zu dürfen, und ſie wurden nach langem Weigern erhört.

Die Reiſe ward angetreten, und die beiden Knaben machten die lange Wanderung in Begleitung der Mutter zu Fuße mit großer Unverdroſſenheit. Sie waren auf dem Rückwege bis in die Gegend von Hof gekommen, als ſie ſpät Abends in einem Dorfe anlangten, in welchem ſie übernachten mußten. Es hatte den ganzen Tag ſehr geregnet, und die kleine Karavane war ſehr ermüdet. Der Gaſthof war nicht der beſte. Man hielt eine karge Abendmahlzeit, und begab ſich zur Ruhe. Eine Stube in dem obern Theile des Hauſes wurde den Müden angewieſen, und ein ſanfter Schlaf ließ ſie bald alle Beſchwerden des vergangenen Tages vergeſſen.

Gegen Mitternacht erwacht Fritz, der jüngſte der beiden Knaben, und erſchrickt nicht wenig, als er das Meckern eines Bocks deutlich in der Stube hört. Er traut ſeinen Ohren nicht und horcht. Leider hat er ſich nicht geirrt; der Bock wiederholt das Meckern, und ein eiskalter Schauer läuft dem Knaben über den Rücken. Er gräbt ſich bis über die Ohren in die Betten; aber das fürchterliche Meckern dringt auch durch dieſes Bollwerk. — Die beiden Knaben hatten, ſo wie die Mutter, von jeher eine große Furcht vor Geſpenſtern, die durch ſo manche ſchauerliche Geiſtergeſchichte, welche ſie von der letztern gehört hatten, nicht wenig genährt worden war. Katzen und Ziegenböcke von kohlſchwarzer Farbe, mit großen feurigen Augen, hatten immer darin die Hauptrolle geſpielt. Die Letztern ſtanden beſonders ſehr übel angeſchrieben, da ein ſolches Unthier einſt einen Knaben des Nachts auf ſeine Hörner geladen, auf den Kirchhof getragen, und dort weidlich abgeſchüttelt haben ſollte. Der arme abergläubiſche Fritz bildete ſich jetzt feſt ein, daß jener Bock ſich plötzlich hier eingefunden habe, und nichts geringeres im Sinne habe, als ſeine Kunſt auch an ihm zu verſuchen. Das Meckern tönte immer fürchterlicher in ſeine Ohren, und er ſuchte durch einen ſanften Stoß ſeinen Bruder Ferdinand zu wecken. „Hörſt du?“ flüſterte er ihm zu. Ferdinand war ſchon lange wach geweſen, hatte aber bis jetzt aus Furcht, dem Poltergeiſt ſeinen Aufenthalt zu verrathen, auch die geringſte Bewegung vermieden, und mäuschenſtille gelegen. „Sey nur ſtille!“ ſagte er leiſe und drängte ſich an die Wand.

Eine angstvolle Viertelstunde verging in diesem peinlichen Zustande. Die beiden Brüder rührten sich nicht. Die Mutter, die alles vom Anfange gehört hatte, und nicht weniger Angst ausstund, als ihre beiden Söhne, konnte nicht länger schweigen. „Hört ihr's Kinder?" — rief sie, — „hier ist's nicht richtig, ich bleibe nicht länger." Und hiermit sprang sie in leichten Nachtkleidern aus dem Bette nach der Thür. Kaum hatte sie das Bette verlassen, als die beiden Knaben ein Gleiches thaten, und ihr folgten. Sie kamen auf den Saal und zitterten und bebten, als sie den dumpfen Klang musikalischer Instrumente vernahmen, die wild durch einander geworfen zu werden schienen. Der arme Fritz kam am schlimmsten dabei weg; denn sein Schrecken wurde noch dadurch vermehrt, daß er plötzlich ein Wesen mit rauchen Tatzen, — die seine Einbildungskraft zu großen Bärenklauen machte, — auf seinem Rücken fühlte. Sie schienen ihn umklammern zu wollen. Er strengte alle Kräfte an, den Unhold abzuschütteln, und es gelang ihm mit vieler Mühe. Alle stürzten nun über Hals und Kopf die Treppe hinunter. Ferdinand verlor beinahe den kleinen Rest von Besinnung, als ihm am Ende derselben ein großer hariger Klumpen unter den Füßen durchfuhr. Wer konnte es anders seyn, als der schreckliche Bock, der seine entflohene Beute einholen wollte? Das ganze Haus schien eine Wohnung böser Geister zu seyn. Ein einziger Ausgang war durch die Hinterthür offen. Alle drei drängten sich hinaus, und schöpften schweißtriefend endlich im Hofe wieder freien Athem.

Die Nacht war stockfinster, und der Regen fiel stromweis vom Himmel. Ein enger Schuppen nahm die Geängsteten auf. Der kalte Nachtfrost, der Mangel eines Lagers, und das ängstliche Warten der Dinge, die noch kommen möchten, machten diesen Aufenthalt bald sehr unangenehm. Die Kälte und die Müdigkeit plagten die Furchtsamen nicht viel weniger,

als der häßliche Bock in der Stube es gethan hatte. Sie sollten aber auch hier vor seiner Tücke nicht sicher bleiben. Das Dach des Schuppen bestund nämlich aus Bretern. Auf einmal hörte man auf demselben ein Poltern, wie das Rasseln eines Wagens, und gleich darauf zeigte sich durch das runde Loch über der Thür im Dunkeln ein abscheulicher Kopf mit ungeheuern großen feurigen Augen. Fritz bemerkte ihn zuerst, und zupfte seinen Bruder leise am Arm. „Nun ist's aus!" sagte dieser heimlich. Fritz erhielt indessen seine Besinnung in so weit wieder, daß er das Wesen für das ansah, was es wirklich war, nämlich für eine Katze. Sie war bei ihrer nächtlichen Wanderung auf dem schlüpfrigen Dache ausgeglitten, herunter gefallen, und jetzt im Begriff auf dem, ihr wohl bekannten, Wege vielleicht einer kecken Maus aufzulauern, oder auszuruhen. „Katze, willst du fort!" rief der verwegene Fritz, und das Ungeheuer verschwand im Nu. „Ach wenn du wüßtest, was ich weiß," flüsterte Ferdinand, dem der beharte Klumpen einfiel, der ihn an der Treppe durch die Beine gelaufen war, — „du würdest nicht so freveln." Der fürchterliche Kopf kam aber nicht wieder zum Vorschein.

Die Flüchtlinge blieben in diesem Zustande, in dem unbehaglichen Kerker, bis der Tag graute. Die Mutter erklärte sich nun, daß sie, möge auch daraus werden was da wolle, — wieder in die Stube zurückkehren, und einige Stunden schlafen würde. Furchtsam folgten die beiden Knaben. Man konnte schon ziemlich die Gegenstände der Stube unterscheiden; und was erblickte man, da man sich scheu in allen Winkeln nach dem schrecklichen Bock umgesehen hatte? — Einen alten Mann in tiefem Schlaf, unter dem Tische. — Es war war ein Musikant, der am vergangenen Nachmittage den Bauern aufgespielt, sich betrunken, unter dem Tisch ein Lager gesucht, und hier durch Schnarchen, zum Schrecken seiner Mit-

schläfer, das Konzert fortgesetzt, das er vorher aufgeführt hatte, ohne daß der Wirth und seine Leute etwas davon wußten.

Leicht werden sich die Leser das Erstaunen und den Unwillen der wiederkehrenden Gäste denken können. Sie weckten den Schlafenden, und überhäuften ihn mit Vorwürfen, die aber leider zu spät kamen. Sie hatten die Nacht schlaflos hingebracht, waren fast vor Frost gestorben, und wurden — da der Wirth das Abentheuer erfuhr — noch obendrein von allen Anwesenden ausgelacht. Die schrecklichen Wunder der vergangenen Nacht wurden ihnen alle nun plötzlich klar und begreiflich. Auf dem Vorsal hatten die Musikanten ihre Instrumente sämmtlich auf einen Tisch zusammen gelegt. Eine Katze, die durch das Geräusch der Fliehenden geschreckt worden, war über dieselben hingelaufen, und im Dunkeln auf den Rücken des Knaben gesprungen. Der Haushund, der sein Lager unter der Treppe hatte, war, da er Menschen witterte, hervor gekommen, um sich an die Kommenden anzuschmeicheln. Der rauche Klumpen, der durch Ferdinands Beine gefahren, war daher nichts anders als der treue Phylax, der ihn hatte liebkosen wollen. — Fritz und Ferdinand hatten nicht den Muth die ganze Nacht hindurch gehabt, sich ihr gegenseitiges Abentheuer, von den Bärenklauen und dem rauhen Klumpen zu erzählen, weil sie fürchteten, die Ungeheuer möchten in der Nähe seyn und ihnen zuhören.

Ein ganz geringer Grad von Muth hätte hier viel Unheil verhüten können, und unsre jungen Leser werden aus dieser, so wie aus so viel ähnlichen Erzählungen lernen, wie schädlich und ungegründet alle Furcht vor Gespenstern sey. Selbsttäuschung und Betrug liegen jeder solchen Geschichte zum Grunde; und wenn manche derselben nicht hat enträthselt werden können, so liegt die Ursache blos darin, daß ein gebildeter Verstand, und ein unbefangener Beobachtungsgeist sie nicht näher hat untersuchen können.

Hußell.

Wie kommt das Hühnchen aus dem Ei?

Vielleicht lachen die jungen Leser über die Leichtigkeit der Frage, und gleichwohl habe ich sie nicht zum Räthsel aufgeben wollen, weil ich sie für zu schwer hielt. Denn nicht nur Oekonomen, die viele hundert Hühner hatten ausbrüten lassen, antworteten mir auf diese Frage: die jungen Hühnchen hacken sich heraus; sondern auch selbst Gelehrte, denen ich diese Frage vorlegte, meinten, die Schale zerspränge, weil das Hühnchen zu groß werde, als daß es darin Platz finden könne. Da nun keine von diesen beiden Meinungen Statt finden kann, so folgt daraus, daß die richtige Beantwortung dieser Frage, eine genauere Beobachtung voraussetze. Denn wenn das Hühnchen hacken könnte, so müßte es Raum haben, den Kopf zu bewegen, welcher doch, unter dem Flügel durchgestreckt, eine solche Lage hat, nach welcher der Oberschnabel hart an der Schale anliegt; ferner läßt sich schwer begreifen, wie das Hühnchen im Ei größer werden sollte, als die Masse, aus welcher es entstanden ist. Das Ei besteht inwendig aus drei Haupttheilen, aus dem Keim, dem Dotter und dem Eiweis. Der Keim zeigt sich in einem bebrüteten Ei über der markigen Haut des Dotters, in einer äußerst feinen glänzenden Haut (amnion). Am zweiten Tage sieht man schon die Bewegung des Herzens im Keime, und nach acht und vierzig Stunden zeigt sich in den Gefäßen des adrigen Kreises, rothes Blut. Den sechsten Tag ist das Herz völlig gebildet. Durch die Brutwärme wird das Eiweis immer flüssiger, und wird wahrscheinlich durch die, zwischen der äußern harten Schale und weichen Haut des Eiweißes

enthaltene, Luft, in das Dotter, und durch daſſelbe in die Gefäße der Frucht gedrückt. Das Dotter wird auch flüſſiger, zuletzt grün, und tritt, wenn das Hühnchen von dem Eiweis genährt und gebildet worden iſt, in den Bauch deſſelben und dient ihm zur Nahrung. Nach drei Wochen liegt das lebendige Junge nun völlig ausgebildet im Ei, und nimmt ungefähr den Raum der Maſſe ein, durch welche es wuchs und ſich nährte, oder vielmehr noch etwas weniger, weil auch das Ei beim Brüten, obſchon nicht ſtark, ausdünſtet. Die äußere harte Schale des Hühnereies iſt, wie bekannt, ziemlich ſtark und überdies noch inwendig mit einer weichen zähen Haut überzogen. Wie nun das Junge herauskommen ſoll, da es unmöglich hacken kann: das iſt die Frage. Dem Hühnchen iſt nach ſeiner Lage mit dem, horizontal an der Schale liegenden, Schnabel, keine andre Bewegung möglich, als den Kopf ſeitwärts, rechts und links zu drehen; aber eben dieſe Bewegung beſtimmte die weiſe Natur zum Herauskommen des jungen Hühnchens, und ſetzte über die Spitze des Oberſchnabels eine kleine hornartige Erhöhung, ſehr ſpitz oben, und unten, wo ſie an den Oberſchnabel angewachſen iſt, breit. Wenn nun das Hühnchen den Kopf ſeitwärts rechts und links ſchiebt, ſo bohrt dieſe Spitze, die gerade an die Schale ſtößt, ein Loch und die Schale reißt. Dadurch kommt das Hühnchen heraus. Junge Hühner, die nicht genug Kraft haben, den Kopf zu bewegen, werden daher todt im Ei gefunden, und zwar vollkommen ausgebildet, ohne daß ihre Größe das Ei zerſprengt hätte. Dieſe hornartige Erhöhung über der Spitze des Oberſchnabels, die keinen andern Zweck hatte, als dem Thierchen aus der Schale zu helfen, fällt den andern oder dritten Tag, wenn ſie freſſen, ſelbſt ab. Davon können Sie ſich leicht durch den Augenſchein überzeugen, wenn Sie eben ausgebrütete Hühner genau anſehen wollen. So weiſe hat Gott in der Natur

alles, ſelbſt bei Dingen, die uns klein ſcheinen, eingerichtet!

Suttinger.

Die verſchluckte Schuhſchnalle.

Noch jetzt zeigt man in der Kunſtkammer zu Berlin eine Schuhſchnalle, die eine Reiſe durch den Leib eines königlichen Prinzen gemacht hat. Dieſer Prinz war der Vater Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm I. Ungeachtet dieſer Prinz von früher Jugend auf unter der Aufſicht ſeiner Mutter war, ſo hätte er doch leicht durch eine Spielerei ums Leben kommen können. Der zweijährige Kronprinz ſpielte nämlich mit einer kleinen ausgefallenen Schuhſchnalle, und nahm ſie, nach Gewohnheit der Kinder, in den Mund. Das ganze königliche Haus gerieth darüber in Beſtürzung, und man fürchtete für das Leben des Prinzen. Zum Glück fand man Mittel, die Schnalle abzutreiben, und den Prinzen zu retten. Zum Andenken an die Begebenheit ward die Schnalle auf die Kunſtkammer in Verwahrung gebracht.

K—r.

Räthſel.

Ich habe Augen, und ſehe nicht;
Ich habe Ohren, und höre nicht;
Ich habe Arme, und brauche keine;
Ich gehe nie, hab' ich gleich Beine.
Ich eſſe nicht, ich trinke nicht;
Ich rieche nicht, ich fühle nicht;
Allein ich gleiche dir auf's Haar,
Doch nur dein Auge nimmt mich wahr.

E. H. Schwabe.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 9. Mai 1811. 56.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Abentheuer Karl's des Zwölften bei Bender und Warniz.

(Beschluß.)

Kaum war der König dieser Gefahr entgangen, so fiel ein anderer Haufe von Janitscharen über ihn her, und sie würden ihn ergriffen haben, wenn nicht einige seiner Leute sich zu ihm durchgeschlagen und ihn befreit hätten. Sobald er sich wieder an der Spitze seines kleinen Bataillons sahe, griff er die Janitscharen von Neuem mit so vieler Hitze an, daß er in weniger als einer Stunde sich nicht allein von dem großen Saale, sondern auch von dem ganzen Hause Meister gemacht hatte. Alles, was sich ihm widersetzte, wurde niedergehauen, und der König that wirklich bei dieser Gelegenheit Wunder der Tapferkeit. Ein Janitschar hatte sich unter das Bett des Königs versteckt, und würde, wie schon viele seiner Mitbrüder, vom Könige getödtet worden seyn, wenn er nicht dessen Knie umfaßt, und Aman! Aman! d. h. Pardon! gerufen hätte. Der König gab ihm denselben unter der einzigen Bedingung, daß er dem Chan oder Pascha alles erzählen sollte, wovon er selbst Augenzeuge gewesen wäre. Der Janitschar versprach es mit einem Eide und der König half ihm selbst zum Fenster hinaus. —

Man muß überhaupt den Janitscharen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, jenen einzigen ausgenommen, wovon weiter oben gesprochen wurde, und welchen die, vom Könige empfangene, Wunde in Zorn gebracht hatte, sie dem Könige keinesweges nach dem Leben trachteten — sondern seiner vielmehr schonten — obgleich viele darüber ihr Leben selbst verloren. Die Ursache davon lag entweder darin, daß in ihrem Herzen noch ein Rest der ehemaligen Zuneigung zum Könige übrig war, oder daß sie 8 — 10 Dukaten verdienen wollten, welche der Pascha allen denen versprochen hatte, welche ihn lebendig greifen und in seine Hände liefern würden. Vielleicht wirkten bei einigen Janitscharen diese, bei andern wieder jene Gründe.

Nachdem sich der König von seinem Hause wieder Meister gemacht hatte, ließ er alle Thüren und Fenster desselben von neuem verrammeln und Schießscharten in den Mauern machen, um auf die Türken, die ihn angreifen würden, zu feuern.

Diese hielten, nachdem sie mit Erstaunen von ihrem Mitbruder, dem der König das Leben geschenkt, die Vorfälle des Tages gehört hatten, eine Art von Kriegsrath unter sich. Da sie leicht schließen konnten, daß es ihnen noch viele ihrer Mitbrüder kosten würde, wenn sie darauf beständen, den König in seinem Hause gefangen zu nehmen, so ergriffen sie andre Maßregeln. Das Geschütz, welches bisher nur einzeln abgefeuert worden war, fing nun an sehr lebhaft zu spielen, und ein anhaltender Kanonendonner schien das ganze Haus zertrümmern zu wollen. Gleichwohl geschah dies nicht. Die Mauern waren nicht nur sehr dick, sondern die Ziegelsteine auch so

weich, daß die Kanonenkugeln nur Löcher machten, ohne weitern beträchtlichen Schaden zu thun.

Der König indeß, der einen großen Vorrath von Pulver und Blei aufgehäuft hatte, ließ häufig auf die Türken schießen und schoß selbst mit. Man erlegte daher eine nicht unbeträchtliche Anzahl derselben aus den Fenstern und Schießlöchern des Hauses. Dieser Auftritt dauerte bis gegen Abend, und die Türken waren eben so erbittert als erstaunt, daß sie nichts ausrichteten und doch eben so viele Mannschaft verloren, als da sie den König in seinem Hause selbst angegriffen hatten.

Sie faßten endlich den Entschluß, Lunten und andre feuerfangende Sachen an die Pfeile der Tatarn zu befestigen, deren sie sodann in einem Augenblicke eine große Menge auf das Dach des Hauses abschossen. Da dieses nur aus dünnen Brettern bestand, so fing es leicht Feuer, und stund in wenig Minuten in Flammen. Der König stieg mit einigen seiner Leute oben hinauf, um das Feuer zu löschen; man fand aber im ganzen Hause nichts flüssiges als einige Flaschen Wein und Brannwein. Der König kehrte also wieder in sein Zimmer zurück und seine Feinde glaubten, er wolle sich unter den brennenden Trümmern seines Hauses begraben lassen. Bald erschien das ganze Haus nicht anders als ein brennender Scheiterhaufen, worin der König, gleich einem Salamander im Feuer, zu leben und neue Kräfte zu erhalten schien.

Nachdem das Feuer zuletzt die Decke des Zimmers, worin sich der König befand, ergriffen hatte, so fielen bald darauf ganze brennende Holzstücke auf die Schweden, und sie baten den König, nicht so grausam gegen sich selbst zu seyn, um sich den Flammen Preiß zu geben. Er hingegen versicherte, es wäre keine Gefahr vorhanden, so lange ihre Kleider noch nicht brennten. Er ermahnte sie dabei, Muth zu haben, sich bis auf den letzten Mann zu wehren und lieber als tapfre Leute zu sterben, als sich gefangen zu geben.

Inzwischen nahm die Gefahr sichtbarlich zu, und es fielen schon große Kohlen auf den König selbst herab. Man bat ihn daher, sich lieber durch seine Feinde durchzuschlagen, als hier im Feuer umzukommen. Ein Trabant des Königs, Axel Rosen, that den Vorschlag, sich 50 Schritte davon in ein steinernes Gebäude zu begeben, welches feuerfest wäre, und daß, wenn die ganze schwedische Mannschaft in dicht geschlossenen Reihen, mit dem Degen in der einen und einer Pistole in der andern Hand, sich durch die Türken und Tatarn durchschlüge, es leicht seyn würde, dieses Gebäude zu erreichen, um eine viel längere Belagerung darin auszuhalten.

Dieser Vorschlag fand bei dem Könige Beifall, er formirte eine Art von Bataillon von seiner noch übrigen Besatzung und ging mit dem Degen in der Hand zuerst aus dem brennenden Hause. Seine Hitze ließ ihn aber zu geschwind vorauseilen — ein im Wege liegendes Stück Holz, woran er mit den Sporn hängen blieb — machte, daß er strauchelte und zur Erde stürzte. Sogleich fielen die Janitscharen über ihn her und entwaffneten ihn, jedoch nicht ohne viele Mühe. Sobald sich der König entwaffnet sahe, ging seine Hitze sogleich in die größte Ruhe über. Es war ihm wenigstens ein Trost, von den Janitscharen gefangen worden zu seyn, denn gegen die Tatarn hatte er einen Widerwillen. Man brachte den gefangenen König zum Pascha, der ihn sehr ehrerbietig empfing, und schon am folgenden Tage nach dieser Begebenheit kam auch Hr. Fabrice dorthin, und fand den König in Gesellschaft von Grothusen und Ribbing, welche ebenfalls gefangen, aber vom Pascha wieder befreit und dem Könige zu Gesellschaftern gegeben worden waren. — Der König befand sich ganz angekleidet wie gewöhnlich und in Stiefeln.

Sein Kleid aber war zerriſſen und hie und da blutig. Die linke Hand war etwas verwundet. An der Naſe befanden ſich zwei kleine Schrammen und die Augenbraunen und Augenwimpern wären verſengt. Nichts deſto weniger ſahe er ſo vergnügt aus, als hätte er alle Türken und Tatarn zu Paaren getrieben.

Es ging das Gerücht, daß er mit eigner Hand 15 Janitſcharen bei der letzten Action erlegt hätte, und wie ihm Hr. Fabrice darüber ein Kompliment machte, war er ſo beſcheiden, zu verſichern, daß das blos eine böſe Nachrede wäre, und man von allem nur die Hälfte glauben müſſe. — Herr Fabrice zog den Paſcha auf die Seite, um ihn auf die Unſchicklichkeit aufmerkſam zu machen, daß der König keinen Degen habe. Allein dieſer erwiederte: gäbe ich ihm den Degen wieder, ſo würde er auch wieder fechten wollen! — Noch immer erwieß ſich die Pforte gegen den König großmüthig, und räumte ihm nach einiger Zeit das kleine Städtchen Demotika ein. Nach einem mehr als jährigem eingeſchränkten Aufenthalte daſelbſt, trat er ſeine Rückreiſe an, wozu ihm der Großſultan 300 Beutel anbieten ließ, die er aber ausſchlug. Karl XII. vermied auf ſeiner Rückreiſe ſo viel möglich die Länder ſeiner Feinde, nahm ſeinen Weg durch Ungarn, Mähren, Oeſtreich, Baiern, Wirtemberg, die Pfalz, Weſtphalen, und Meckelnburg mit ſolcher Schnelligkeit, daß er jeden Tag 20 deutſche Meilen zurücklegte, und alſo in 14 Tagen einen Weg von 286 deutſchen Meilen gemacht hatte. Am 21 Nov. 1714 kam Karl glücklich in Stralſund an. L—e.

Ruſſiſche Sprichwörter.

Jede Nation hat ihre eignen Ausdrücke und Redensarten, welche durch die öftere Wiederholung endlich eine Allgemeinheit erlangen, ſo daß ſie in Jedermanns Munde ſind, und ſo oft angebracht werden, als ſie ſich nur anbringen laſſen. Man nennt dergleichen Redensarten: Sprichwörter. Sie ſind zum Theil ſehr charakteriſtiſch nnd zeugen von dem Geiſte und der Denkart der Nation, der ſie angehören. Zugleich erſieht man aus denſelben, aus welchen Geſichtspunkten die Urheber derſelben die Dinge angeſehen haben müſſen. Auch die ruſſiſchen Sprichwörter haben ihr Eigenes, und viele derſelben enthalten trefliche Wahrheiten. Einige der auserleſenſten mögen hier einen Platz finden. Von einem Diebe z. B. ſagen die Ruſſen:

Ein Dieb ſtiehlt nicht immer, aber hüte dich täglich vor ihm. Oder auch:

Einem Diebe iſt kein Kreuz an die Stirn geſchrieben.

Von den Vorzügen des Geiſtes:

Ein guter Kopf hat 100 Hände.

Von eingebildeter Sicherheit:

Das Pferd hat 4 Füße und dennoch ſtolpert es.

Von einem Schmeichler:

Ein ſchmeichelndes Kalb ſaugt 2 Mütter.

Von der natürlichen Eigenthümlichkeit:

Frage die Gans, ob ihr die Füße frieren.

Von der Tugend der Sparſamkeit:

Hebe auch einen Pfennig auf für den ſchwarzen Tag.

Von den Beſchwerden des Hoflebens:

Hofdienſt iſt ein glänzend Elend.

Und von der Unſicherheit des Lebensglückes in demſelben:

Nahe beim Zaar, nahe bei Ehre; nahe beim Zaar, nahe beim Tode.

Von der Entbehrung, die bisweilen Jeder ſich muß gefallen laſſen:

Auch der Tatar lebt nicht immer in der Butterwoche, ſondern bisweilen auch in der großen Faſten. Oder auch:

Da iſt ſchon gut ſeyn, wo des Brots genug iſt.

Vom hohen Werthe der Freundschaft:

Behalte nicht 100 Rubel, behalte lieber 100 Freunde.

Vom Erdenglück des Menschen:

Der Abend zeigt, wie der Tag gewesen ist.

Von der Wahl des rechten Mittels zum Zwecke:

Deswegen braucht der Schmidt die Zange, damit er sich die Hände nicht verbrenne.

Von der Schwierigkeit, die Narrheit abzulegen:

Die Trunkenheit schläft mit uns, die Narrheit nie.

Von verfehlten Zwecken:

Du mußt den Hund nicht füttern, wenn er auf den Fang gehen soll.

Von unzeitiger Nachgiebigkeit:

Mache dich nur zum Schaafe, so sind die Wölfe schon bereit.

Vor Zank und Streit warnt der Russe mit dem Sprichworte:

Sich in Streit begeben heißt seine Haare nicht schonen.

Vor Plaudereien und Klätschern mit diesem:

Vom Stillschweigen wird dir die Zunge nicht wehe thun.

Vor unvorsichtigen Unterschriften — mit den Worten:

Wo die Hand schreibt, dafür muß der Kopf haften. Oder mit folgendem:

Was du mit der Feder niederschriebst, wirst du mit dem Beile nicht auskratzen.

Vor unzeitigem Tadel:

Was du nicht zu loben verstehst, das tadele auch nicht.

Von dem Rechte, das sich manche größere Herren heraus nehmen, heißt es bei ihnen:

Wer einmal gnädiger Herr geworden ist, bekommt alles umsonst.

Von einem, der mit Schaden klug geworden ist:

Wer sich an der Milch verbrannt hat, bläst auch auf Wasser.

Von der Mühe des Weiserwerdens:

Willst du viel wissen, so mußt du wenig schlafen.

Von der innern und äußern Ehre:

Man empfängt dich nach deinem Kleide und begleitet dich nach deinem Verstande.

Von dem relativen Lebensglück:

Was der Katze ein Spiel ist, das verursacht dem Mäuschen Thränen.

Katzer.

Zwei Charaden

von ganz ungleichem und doch verwandtem Inhalt.

No. 1. Eine zweisilbige.

Begnüget euch, wenn irdisches Gewürz gebricht;
Das Nöthigste, das Reinste fehlt der Heimath nicht!
Ihr schmeckt es geistig selbst im Scherz und Spottgedicht.
Es euch zu nennen, ist der ersten Silbe Pflicht.
Der zweiten Inbegriff ist weder Weib noch Kind,
Jedoch ein Mensch: als unerschrocken, treugesinnt,
Als kraftvoll thätig nennt man gern ihn zwiefach so.
Das Ganze spricht den Weisen aus, der gut und froh
Durch Schriften und Erziehn die deutsche Jugend macht:
Die Unnatur hat er zum Schweigen oft gebracht.
Von Tausenden wird sein mit Lieb' und Dank gedacht.

No. 2. Eine dreisilbige.

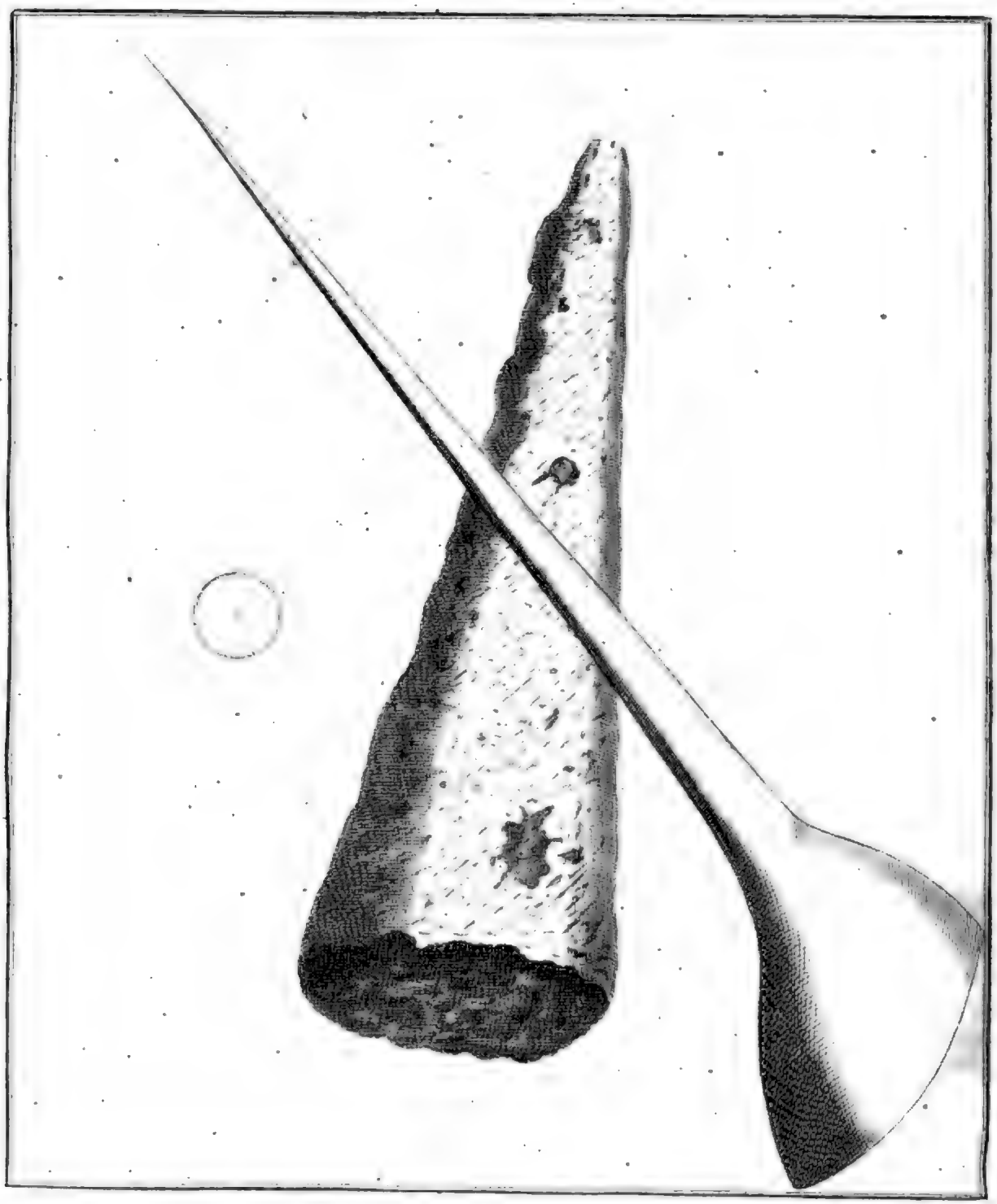
Die Eins bezeugt das Gegentheil von Immer:
In Zwei und Drei erscheint entfernt von Schimmer,
Ein Landwirth auf entliehntem Eigenthum.

Das Ganze nennt, mit nicht entlehntem Ruhm,
Den weithin wirkenden gelehrten Mann,
Der keinem Kinderfreunde fremd seyn kann.

Trautscholdt.

Auflösung des Logogriphen im [illegible] sechs und vierzigsten Stück.

Puß, Uß.



Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 11. Mai 1811. 57.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Spitze einer Nähnadel nebem einem Bienenstachel, der noch in seiner Scheide liegt.

(Zum Kupfer Nr. 10.)

Irgend ein deutscher Schriftsteller stellt in einer seiner Schriften den Satz auf, daß uns die ganze Natur und die ganze Kunstwelt ganz anders erscheinen würde, wenn das menschliche Auge nur um einige Grade schärfer sähe. Diesem Ausspruche kann wohl um so weniger etwas entgegen gestellt werden, da wir durch eine künstliche Verstärkung der Augen von der Wahrheit jenes Satzes auf das deutlichste überzeugt werden. Schon das erste Kupfer dieses Jahrganges der neuen Jugendzeitung, stellte einen Gegenstand, — die menschliche Haut, mehrfach vergrößert dar, die uns, wenn wir sie mit unbewaffneten Augen betrachten, niemals einen solchen Anblick gewähre. Ehe man aber die Augen mit Brillen und Gläsern bewaffnen, kleine Gegenstände vergrößert dargestellt, genauer und vollständiger kennen lernen und selbst über solche Gegenstände, die auch das schärfste Auge kaum erblicken kann, über die Himmelskörper einige Kenntniß erlangen konnte, mußte man erst die Kunst des Glasschleifens verstehen und üben gelernt haben. Griechen und Römer haben wahrscheinlich diese Kunst nicht verstanden; so wie es ihnen auch unbekannt gewesen zu seyn scheint, daß erhaben oder hohl geschliffene Gläser die Gegenstände anders darstellen, als sie dem bloßen Auge vorkommen. Erst am Ende des 13 Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, um das Jahr 1290, wurden die Brillen von einem florentinischen Edelmann Salvino degli Armati erfunden. In Italien schliff man also Gläser erhaben, die man zu dem Zwecke verkaufte, nahe Gegenstände vergrößert und deutlicher darzustellen. Alexander de Spina, ein Mönch, bekam ein solches Brillenpaar zu sehen und wünschte sehr, zu erfahren, wie es verfertigt werde. Allein derjenige, bei welchem Spina diese Gläser sahe, kannte entweder diese Kunst selbst nicht, oder wollte sie dem Mönche nicht mittheilen. Genug, Spina erfuhr nichts. Er dachte und grübelte nun selbst der Sache weiter nach, traf am Ende den Punkt, worauf es ankommt und erfand so die Kunst, Brillengläser zu schleifen, aufs Neue. Durch Spina wurden nun dergleichen Gläser allgemeiner bekannt; daher wird auch er vorzüglich als Erfinder derselben genannt. Nun wurde bald die Bemerkung gemacht, daß ein Glas die Gegenstände um so stärker vergrößere, je stärker gewölbt und je kleiner es selbst ist. Daher machte man die Gläser immer kleiner, und nach und nach so klein, daß sie selbst wie Linsen oder kleine Hirsenkörner waren. Wegen dieser Aehnlichkeit der Gestalt, nannte man auch dergleichen Gläser Linsen. So wurde das einfache Mikroskop oder Vergrößerungsglas erfunden, wodurch man nahe, auch sehr kleine Körper und Theilchen derselben, welche dem Auge kaum sichtbar sind, in einer beträchtlichen Größe deutlich sehen kann. Der erste Erfinder der Mikroskope ist unbekannt. Jetzt ist diese Kunst schon viel weiter gediehen und man hat zusammengesetzte Mikroskope, wozu

mehrere Gläſer ſo vollkommen verbunden ſind, daß ſie einen Gegenſtand Millionenmal vergrößern.

Ein ſolches zuſammengeſetztes Mikroſkop war auch erforderlich, um die beiden, auf dem vorliegenden Kupfer dargeſtellten, Gegenſtände, die Spitze einer Nähnadel und den Bienenſtachel in der Größe zu erblicken und abzuzeichnen, wie wir ſie hier ſehen.

Es iſt bekannt, wie glatt eine feine Nähnadel iſt und wie dünn ſie endet, ſo daß einem oft das Auge voll Waſſer läuft, wenn man die Spitze derſelben genauer betrachten will. Aber es mag auch die feinſte engliſche Nadel noch ſo glatt und eben mit den bloßen Augen anzuſehen ſeyn, ſo erſcheint ſie doch dem bewaffneten Auge ganz anders. Durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, erſcheinen an ihr viele Riſſe, Gruben und Krümmungen und eine ſo große Ungleichheit, wie man dieß auf dem Kupfer bei Figur b deutlich ſehen kann. Hält man nun erſt den Stachel einer Biene gegen eine ſolche Nadelſpitze, ſo wird es Jedem um ſo deutlicher, daß die Werke der Natur viel ſchöner und vollkommner ſind, als die des größten und mühſamſten menſchlichen Kunſtfleißes. Denn die Kunſt wird allemal weit von der Natur übertroffen. Um den Unterſchied zwiſchen den Gebilden der Natur und Kunſt recht einleuchtend zu erſehen, iſt bei Figur c der Wehrſtachel einer Biene abgebildet, der noch in ſeiner Scheide verborgen liegt. Auch dieſer Stachel iſt vergrößert dargeſtellt; denn ſo wie Figur a, dieſen Wehrſtachel und die Nadelſpitze zeigt, ſind beide in ihrer natürlichen Größe. Aber wie glatt, wie regelmäßig fortlaufend, wie ſo ganz ohne alle Riſſe, Vertiefungen und Unebenheiten erſcheint dieſer Wehrſtachel gegen die Nadelſpitze! Noch mehr ſtaunt man aber, wenn man dieſen Stachel blos und außer ſeiner Einfaſſung vergrößert dargeſtellt ſieht. Schwammerdamm nennt in ſeiner Bibel der Natur dieſen Wehrſtachel das große Wunderwerk der Natur, das Kunſtſtück des großen Meiſters. Und es iſt wirklich bewundernswürdig, wenn man dieſen Gegenſtand vergrößert beobachtet, wie künſtlich, wie weiſe er auch in den kleinſten Theilen gebaut iſt. Es iſt bekannt, daß ſich dieſer Stachel hinten am Leibe der Biene befindet. Er iſt eine Vertheidigungswaffe des kleinen, arbeitſamen, ordentlichen Thierchens und heißt eben darum der Wehrſtachel. Man ſieht daran, woher der ſchwache beißende Saft kommt, welchen die Biene durch den Stachel in die Wunde fließen läßt, indem ſie ſticht. Man ſieht die Hornbeinchen, die Muskeln, die Schenkel, und den Köcher, in welchem dieſe Schenkel, als der wahre Stachel eingeſchloſſen liegen; denn dadurch daß dieſe beiden Schenkel bis zur Spitze zuſammenlaufen, bilden ſie den Stachel. An dieſem Stachel ſind auf jeder Seite zehn Widerhaken, welche mit in die Wunde fahren und bewirken, daß der Stachel von der Biene nicht wieder zurückgezogen werden kann, ſondern in der Wunde mit dem ſcharfen, beißenden Safte ſtecken bleiben muß. Heſſe.

Johann Sobiesky, als Retter von Wien.

Johann Sobiesky, König von Polen, war nicht nur einer der größten Helden des 17ten Jahrhunderts, und Deutſchlands Retter, ſondern auch ein Mann von ausgezeichneten Geiſtesfähigkeiten, die durch Herzensgüte und Religioſität noch mehr gehoben wurden. Er war 1629 zu Krakau geboren, und beſtieg den Königsthron 1674. Einen unſterblichen Namen erwarb er ſich durch ſeinen kühnen Entſatz der Kaiſerſtadt Wien, am 12ten September 1683.

Die Türken ſtunden mit ihrer ganzen Macht vor den Wällen dieſer Stadt, und zögerten blos aus Bequemlichkeit mit der Eroberung. Denn ſchon ſeit 6 Wochen waren die Laufgräben eröffnet und hie und da beträchtliche Breſchen geſchoſſen. Die Belagerungsarmee beſtand aus mehr als 300000 Köpfen. Gegen 300 Feuerſchlünde ſollten der Stadt den Untergang bereiten. Ganz Wien verzweifelte an ſeiner Rettung;

und niemand wagte es, ſich dem furchtbaren Feinde entgegen zu ſtellen. Da erſchien Johann Sobiesky, erweicht durch die Bitten des Kaiſers Leopold, als Retter.

Er hatte ſeinen Marſch durch Oberſchleſien genommen, und ſich in Mähren mit einigen Hülfsvölkern, mit Lothringern, Sachſen und Baiern vereiniget. Kaum hatte er ſich den Türken genähert, ſo recognoscirte er ſchon ihr Lager, und entwarf den Plan zu einer Schlacht. Seine Truppen beſtanden kaum aus 68000 Mann. Der Großvezier lachte ihrer und vernachläßigte die nöthigen Vorſichtsmaßregeln. Dieſe Sorgloſigkeit gerrichte zu ſeinem Verderben.

Durch verſchiedne Signale erfuhren die Oeſtreicher die Annäherung ihrer Rettung, und ſchon langte der Vortrab des Entſatzes auf den Anhöhen vor Wien an. Die Polen brannten vor Begierde, ſich mit dem übermüthigen Feinde zu meſſen. Sobiesky überſah durch ein Fernglas das Terrain des türkiſchen Lagers, und bemerkte mit Verwunderung die aſiatiſche Verſchwendung in demſelben, neben der größten Unordnung. „Der Vezier," rief er zu wiederholten Malen, „muß ein unwiſſender Menſch ſeyn, der vom Kriege nichts verſteht. Kommt, Kameraden, wir wollen ihn ſchlagen!"

Glücklich begann am Morgen des genannten Tages der entſcheidende Kampf mit nicht mehr, als mit 28 Kanonen, welche die Polen mit unſäglicher Mühe über die Berge geſchleppt hatten. Sobald das Gefecht begann, ließ Muſtapha alle Gefangene, die ſich in ſeinem Lager befanden, niederſäbeln. Der Sieg blieb nicht lange unentſchieden. Die Türken geriethen ſehr bald in Unordnung, und wurden zu Tauſenden geſchlagen. Sobiesky that Wunder der Tapferkeit. Der Vezier ergriff die Flucht mitten durch einen Haufen zerſtreuter Völker, die auf nichts, als auf ihre Sicherheit bedacht waren. Alles floh, was nur fliehen konnte, und das Schrecken war ſo allgemein, daß man ſich erſt vor Raab, 25 Meilen von Wien, wieder beſann.

Sobiesky bewies nach dieſem großen Siege eine ſeltne Ruhe und Mäßigung. Er marſchirte in aller Ordnung zu den Laufgräben und unterſagte aufs ſtrengſte alle Plünderung, mit dem Verſprechen, die Beute treu und gewiſſenhaft zu theilen. In dem eroberten Lager fanden ſich unbeſchreiblich große Schätze. Sobiesky ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an ſeine Gemahlin: „Wir haben die Türken glücklich geſchlagen. Mich hat der Großvezier zu ſeinem Teſtamentsverweſer eingeſetzt. Ich habe in ſeinem Gezelte viele Millionen Dukaten gefunden. Sagen Sie demnach, wenn ich wieder zurückkomme, nicht zu mir, was die tatariſchen Weiber zu ihren Männern ſagen: du biſt kein Mann, weil du mit leeren Händen kommſt."

Am folgenden Tage genoß Sobiesky die erſten Früchte ſeines Sieges. Graf Starenberg, Wiens muthiger Vertheidiger, erſchien an der Spitze der Seinen, um dem kühnen Sieger das verdiente Opfer des Dankes zu bringen. Der Zug ging triumphirend nach der Stadt. Sämmtliche Einwohner jauchzten den Siegern Erkenntlichkeit und Bewunderung zu. Der erſte Weg des Königs ging nach der Stephanskirche. Tiefe Ehrfurcht ergriff die ganze Verſammlung, da er eintrat. Er nahte ſich dem Hochaltar, ſtimmte mit eigenem Munde das Te Deum an, und blieb, ſo lange der Lobgeſang tönte, auf den Knien liegen. Mit ihm die ganze Verſammlung. Auf den Geſang folgte eine Predigt über den Text: Joh. 1, 6. Es war ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes. Als Sobiesky dem Pabſt von ſeinem Siege Nachricht gab, ſchrieb er unter andern: Veni, vidi, deus vero vicit, d. h. ich kam und ſahe, und Gott gab Sieg.

Schade, daß ſeine Großen, die aus unruhigen Köpfen beſtanden, ihm manchen Kummer machten! Er ſtarb, als Freund der Wiſſenſchaften, und als Beſchützer der Gelehrten i. J. 1696. zu Warſchau

im Schooße ſeiner Familie, von Kränklichkeit und Unmuth niedergebeugt.

Kotzer.

Die Koſaken.

Eine der zahlreichſten, dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen, Völkerſchaften, bilden die Koſaken. Da ſie bei der ruſſiſchen Armee zu Kriegszeiten eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen, ſo verdienen ſie näher bekannt zu ſeyn. Sie bewohnen die Ukräne oder die Gegend an der Gränze von Rußland, Polen, der kleinen Tatarei und des nördlichen türkiſchen Gebiets. Sie theilen ſich in zwei Hauptzweige, der Moloroſſiſkiſchen und der Doniſchen Koſaken. Die erſtern breiteten ſich, vom 14ten Jahrhundert an, bis an den Bug und Dniſter aus. Wegen der Bedrückungen, welche ſie von den Polen erdulden mußten, begaben ſie ſich 1654 unter ruſſiſchem Schutz, und blieben dieſer Krone bis 1708 unverbrüchlich treu. In dieſem Jahre aber ging ihr Hetmann zum ſchwediſchen König Karl XII. über, wofür die Nation hart büßen mußte. Mit dieſem kleinruſſiſchen Koſaken waren die Saporogiſchen vereinigt, welche ſich auf den Inſeln des Dnipers, jenſeits der Waſſerfälle, aufhielten. Ihrer außerordentlichen Grauſamkeit und Wildheit wegen, ſah ſich Rußland genöthigt, i. J. 1776 ihre ganze Verfaſſung zu vernichten. Noch giebt es ihrer hie und da an der polniſchen Gränze, wo ſie beſtändig rauben und morden. Die Doniſchen Koſaken ſtanden ſchon 1579 in ruſſiſchen Dienſten. Von ihnen entſtanden die Wolgiſchen, die 1734 ihren eignen Hetmann bekamen. Außerdem giebt es noch Koſaken am Fluſſe Jaik, welche die Uralſchen, und am Terek, welche die Grebenskiſchen heißen. Alle dienen unter der ruſſiſchen Armee und leiſten derſelben nicht unwichtige Dienſte.

Ihre Waffen beſtehen in einem kurzen Karabiner, einem Huſarenſäbel, zwei Piſtolen und einer Lanze von 8 Fuß. Die dieſe Waffen führen, gehören zur regelmäßigen Kavallerie. Außer ihnen liefern aber die Koſaken und Kalmucken noch unregelmäßige Kavallerie, welche gegen die Türken vortreffliche Dienſte thut. Ihr Anzug beſteht aus einem Filzmantel, deſſen ſie ſich mit einem Paar untergeſtützter Stangen bi[illegible]ters als Obdach bedienen. Ferner tragen ſie ein langes Kleid, Beinkleider, die bis auf die Füße herunter gehen, Stiefeln und Sporen, und eine Peitſche, die ſie um das Gelenk der rechten Hand wickeln.

(Beſchluß folgt.)

Logogriph.

Fünf Zeichen — und zur Sonn' empor
Hebt mich der Flügel kräftger Schwung;
Auch ſtähl' ich Frankreichs Heldenchor
Zum Sieg oft mit Begeiſterung.
Ein Zeichen vor — und meine Hand
Erſchafft von Drath ein ſpitz'ges Ding,
Das, längſt in Stadt und Dorf gekannt,
Sein Daſeyn für das Weib empfing. —
Dies Zeichen weg, ein T. dafür! —
Was deinem Werke noch gebricht,
Zeigt er mit ſtolzer Ungebühr!
Doch beſſer machen — kann er's nicht.

Aug. Müller.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

Schillers Aphorismen, Sentenzen und Maximen über Natur und Kunſt, Welt und Menſchen. 8. Mit Schillers Portrait. Schreibpap. 16 Gr.

Schmiedlein, G. B., Handwörterbuch der Naturgeſchichte, über die drei Reiche der Natur; nach dem Franz. frei bearbeitet. 1r bis 3r Th. 8. 3 Thlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 13. Mai 1811. 58.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Birke.

Die Birke gehört zu den nützlichsten Bäumen. Sie ist in dem größten Theile von Europa, aber auch im nördlichen Asien und in Amerika zu Hause. Ihr Holz dient nicht blos zur Feuerung, sondern auch zum Verbrauch für Holzarbeiter. Der Boden, auf dem dieser Baum fortkommt, darf nicht gerade fett, sondern kann auch sandig und felsig seyn. Doch will man bemerkt haben, daß die Sandbirke weit festeres Holz geben soll, als die Sumpfbirke.

Die Birke gewährt einen fröhlich-melancholischen Anblick. Ihre schneeweiße Rinde, ihre tief hinabhängenden Zweige und ihr munteres Laub machen einen tiefen Eindruck auf den nicht unempfindlichen Freund der Natur. Und welchen lieblichen Geruch verbreitet sie nicht im Frühjahr! Alles dieses zusammengenommen erhob sie zu einem festlichen Baum, dessen Zweige und Stämme man noch jetzt zur Pfingstzeit, unter dem Namen der Mayen, in und vor den Häusern aufpflanzt. Ehedem wurden die genannten Feiertage über, die Kirchen damit ausgeputzt. Dieß findet nicht mehr statt; denn man muß der jungen Bäume schonen, damit der Holzpreis nicht bis zum Unerschwinglichen gesteigert werde.

Im Frühling, wenn die Nachtigall ihre Zauberlieder unter den dunkeln Blättern dieser Birke, die dieser Vogel sehr liebt, hererttönt, liefert sie ein erfrischendes Getränk. Der Baum ist nämlich sehr saftreich. Wenn man daher mit einem Bohrer ein kleines Loch in den Stamm hineinbohrt und einen Federkiel, oder ein ähnliches dünnes Röhrchen hinein steckt, so tröpfelt nach und nach eine Menge Saft heraus, den man in einem untergesetzten Gefäß auffängt. Die Weinschenker sollen daraus zum Theil den berühmten moußirenden Champagnerwein brauen. Wenn die Oeffnung nach der Abzapfung wieder durch Einschlagung eines kleinen Pflöckchens, gehörig verschlossen wird, so schadet dieser Aderlaß dem Baume nicht; denn der Baum erzeugt so viel Saft im Ueberfluß, daß er etwas von seinem Ueberfluß ihm unbeschadet, abgeben kann. Aber wenn man diese Vorsicht des Verstopfens vergißt, so ist derselbe leicht in Gefahr, einzugehn. In Rußland und in ganz Nordasien ist das Abzapfen der Birken allgemein eingeführt. Frisch getrunken, gilt der Birkensaft als ein Abführungsmittel und dient statt einer Frühlingskur, wozu ihn auch die Asiaten benutzen.

In Rußland besonders ist die Birke ein höchst bedeutender Baum. Die ungeheuern Birkenwälder jenes kolossalischen Reiches verschaffen den Einwohnern ein vortreffliches Kunstprodukt. Die obere weiße Rinde enthält ein herrliches, leicht eindringendes Oel. Darum gebraucht man dieselbe schon bei uns, statt des Kienes beim Anzünden des Feuers. Sie brennt so hell als ein Licht. Die Russen sammlen bei ihren Holzschlägen diese Rinde sorgfältig und schichten sie in großen Schobern auf. Unter denselben sind Rinnen, die nach großen eingegrabnen Gefäßen führen, angebracht. Die Haufen werden angezündet und ge-

hen im Feuer auf. So wie sie verzehrt werden, schmilzt das Oel aus der Rinde, sammelt sich in den Rinnen und fließt nach den Gefäßen ab; fast wie bei unserm Theerschwelen, bei dem fast dieselbe Behandlungsweise angewendet wird. Jenes Oel ist nun der sogenannte Juften, welcher zur Gerbung des Leders verbraucht wird, welches daher auch Juchtenleder, oder schlechthin Juften heißt. Dieses Leder kann nirgend von solcher Güte und in solcher Menge bereitet werden, als in Rußland, weil es nirgend in der Welt so große Birkenwälder giebt, und also nirgend so viel Birkenöl gewonnen werden kann. Rußland nimmt durch den Handel mit diesem Kunstprodukt sehr ansehnliche Summen ein.

Der Juften dient sogar den Russen als Medizin. Bei Koliken und andern Krankheiten verschlucken sie einige Löffel, und auf ihren Reisen bewahrt sie die Anwendung desselben Oels, vor Ungeziefer. Die gemeinen Russen ziehen auf ihren oft weiten Reisen nur ein einziges Hemde an, welches sie nicht eher wieder ablegen, als bis es in Stücken zerfällt. Um nun dem Einnisten des Ungeziefers vorzubeugen, beschmieren sie alle Näthe das Hemdes sowohl, als den Kittel mit Juften. Daher kommt es, daß man den Russen schon von Weitem riecht.

Den Karäken und Kamtschadalen dient die Birkenrinde sogar zum Nahrungsmittel. Die zartesten und weichsten Theile der Rinde werden nämlich zerhackt oder klein geschlagen, und in den gährenden Birkensaft geworfen, um mit demselben zugleich aufzustoßen. Ist dieses geschehen, so nimmt man die Rindenstückchen, die fast wie Nudeln aussehen, heraus und vermischt sie mit trocknem Fischrogen oder Kaviar, und speist sie mit Appetit. Man trägt dieses Gericht auf Tellern von Birkenholz auf und genießt es auf Tischen von demselben Holze. Aus dem Holze der Birke selbst verfertigen jene Völker Gefäße, Schlitten und Böte und das Gebälke ihrer Wohnungen ist von demselben Holze genommen.

Koxer.

Die Kosaken.

(Beschluß.)

Ihre Pferde sind klein, aber lebhaft und gegen Mühseligkeiten abgehärtet. Sie reiten nie gerade aus und galoppiren in verschiedenen Richtungen bald links bald rechts, wodurch ihr Angriff gefährlich wird, zumal wenn sie mit regulärer Kavallerie zu thun haben. Sind sie in Ruhe, so stützen sie ihre Lanzen, die am Sattelknopfe oder am Arme mit einem Riemen befestigt sind, auf den Fuß; im Fechten aber halten sie dieselbe gerade vor sich hin und rennen so gegen den Feind an. Die beständige Uebung macht, daß sie sich dieser Waffe sehr geschickt bedienen. Auf ihrem Rückzuge, der jederzeit fechtend geschieht, legen sie die Lanze auf die Schulter, die Spitze gegen den Feind gerichtet um dem Säbelhiebe desselben abzuwehren. Sie fechten nie in geschloßnen Gliedern, sondern bloß truppweise und einzeln, aber vortrefflich. Man läßt sie auf den Feind loßgehen, wenn er auf der Flucht begriffen ist; und dann werden sie durch ihre Angriffsart und Schnelligkeit sehr gefährlich. Einem Korps, das solche Menschen auf den Fersen hat, fällt es unmöglich, sich wieder zu sammeln. Vorzüglich geschickt sind sie zum recognosciren und zum Durchstechen der Wälder. Ihre Sinne sind sehr scharf, so daß sie Dinge sehen und hören, die andern Truppen verborgen bleiben. Wenn sie Orte, durch welche vor Kurzem ein feindlicher Trupp gezogen ist, untersuchen, so wissen sie die Anzahl der durchpassirten Pferde ziemlich genau anzugeben. Einige beobachten die Bewegungen eines feindlichen Korps in großer Ferne; andere legen sich mit einem Ohr auf die Erde

und unterscheiden genau das Geräusch von Menschen und Pferden, wenn sie auch noch so weit entfernt sind. Sie bleiben ohne Murren einen ganzen Tag unter den Waffen, und wenn es seyn muß, ertragen sie Hunger und Durst. Auch für ihre Pferde dürfen sie nicht ängstlich sorgen; denn diese sind so hart gewöhnt, als sie selbst. Doch lieben sie ihre Pferde sehr, und jeder Augenblick der Muße wird der Pflege derselben gewidmet. In Friedenszeiten bekommen sie keinen Sold, sondern müssen sich auf eigne Kosten immer marschfertig halten. Sie bezahlen aber auch keine Abgaben.

K—r.

Das Goldhähnchen. Motacilla Regulus Lin. Le Roitelet, Souci ou Poul. Buff.

Dieses ist der kleinste unter allen Vögeln unsers Erdtheils, der wahre Colibri der Europäer, welcher unsern jungen Lesern schon darum genauer bekannt zu werden verdient, wenn man auch auf seine Schönheit und andre merkwürdige Eigenschaften nicht sehen wollte.

Das Goldhähnchen gehört zu den Singvögeln, also zur sechsten Ordnung den Vögel, und zwar zu der weitläuftigen Gattung der Sänger oder Motazillen, nach Linne's Abtheilung, die das mit einander gemein haben, daß ihr Schnabel grade, pfriemenförmig, dünn, zugespitzt ist und die obere Kinnlade mehrentheils einen Ausschnitt hat. Die Nasenlöcher sind verkehrt eiförmig; die Nahrung besteht aus Insekten. Sie halten sich nicht nur an Flüssen, oder im Walde, Hecken und Gebüschen, sondern auch in steinigen Gegenden auf. Die meisten sind Zugvögel. Die dreißig Arten dieser Vögel, welche man in Deutschland antrifft, werden ihrer verschiedenen Lebensart wegen, wieder in sechs Familien abgetheilt, davon unser Goldhähnchen zur fünften gerechnet wird, die man mit dem Namen der Familie der Landvögelchen bezeichnet hat, weil die meisten ihrer Farbe wegen, von den Blättern kaum zu unterscheiden sind.

Das Goldhähnchen zeichnet sich sowohl durch Kleinheit als Schönheit aus; denn seine Länge beträgt nicht mehr als drei Zoll zehn Linien; die ausgebreiteten Flügel sechs Zoll und das Gewicht ein Quentchen. Der Schnabel ist vier Linien lang, dünne, spitzig, rund, schwarz und oben auf beiden Seiten eingeschnitten. Die Federn, der Rachen und die vierfach gespaltene Zunge sind rothgelb; die großen Augen sind schwarzbraun, und die ovalen Nasenlöcher, was bei andern Vögeln nicht der Fall ist, mit einer steinernen, auf beiden Seiten geschliffenen, kammartigen Feder bedeckt; die Beine hellbraun, die Krallen groß.

Die gelbe Stirn fällt ins Kaffeebraun; von der Schnabelecke bis zum Auge geht ein schwarzer Streifen; über den Augen ist ein weißer Streifen und unter demselben ein weißer Punkte; der saffrangelbe Scheitel ist an den Seiten goldgelb eingefaßt und vorne und an den Seiten mit einem schwarzen Bande umgeben. Diese Federn nennt man seinen Federbusch oder seine Krone, weil er sie oft aufrichtet. Wenn er sie niedergeschlagen hat: so sieht man bei einem alten Männchen nur einen goldgelben Streifen nebst zwei schwarzen Seitenstreifen; die Wangen sind aschgrau; die Barthaare an der Wurzel des Oberkiefers schwarz; die Deckfedern der Nasenlöcher braun, an der Wurzel schwarz; die Seiten des Halses grüngelb; der Rücken, die Schultern und die Steißfedern zeisiggrün; die Kehle gelblich weiß, der übrige Unterleib schmuzig weiß mit einem kaum merklichen Strich in der Mitte; die Deckfedern der Flügel schwarzgrau, die größern mit weißen Spitzen, wodurch sich zwei weiße Queerlinien bilden; die schwarzgrauen Schwungfedern haben gelbliche Kanten an der schmalen Fahne; der grade schwarzgraue Schwanz ist auf der äußern Seite grünlich kantirt. Das Weibchen hat blos einen gelben Scheitel und auch Stirn, Augenbraunen und Zügel (so nennt man beim

Vogel die Linie vom Schnabeldeckel bis zum Auge) nur grau. Man sieht dies lebhafte Vögelchen in steter Bewegung von einem Baume zum andern, obgleich nicht weit, fliegen und sich an die Spitzen der Zweige mit seinen scharfen Nägeln verkehrt anhängen, wobei es immer seine gewöhnliche Lockstimme Zit! Zit! Zitzitiß! hören läßt. Auch bei schönen Tagen singt er durchs ganze Jahr zwei zischende und zwitschernde Strophen, die aber wenig Melodie haben und unaufhörlich von der gewöhnlichen Lockstimme unterbrochen werden. Dessen ungeachtet hat man es seiner Schönheit und Artigkeit wegen zu zähmen und in der Stube zu haben gewünscht. Es wird auch in etlichen Tagen so zahm, daß es aus der Hand frißt. Nur ist viel Behutsamkeit sowohl beim Fangen, als auch bei dem Füttern nöthig. Denn es hat nicht viel Lebenskraft. Die Insekten dürfen ihm beim Füttern nie ganz entzogen werden. Man unterhält es gewöhnlich in einem überstrickten Käfig und sucht es an sein bestimmtes Futter zu gewöhnen. Es gelingt aber gewöhnlich nach wiederholten Versuchen erst, daß eins ausdauert, weil die Zärtlichkeit des Thierchens zu groß ist. Gleichwohl dauert es im Freien die härtesten Winter als Standvogel aus und verläßt uns nicht. Man findet das Goldhähnchen in ganz Europa bis Schweden hinauf, in dem nördlichen Asien und Amerika und am Vorgebirge der guten Hoffnung. In Deutschland wird es vorzüglich da häufig angetroffen, wo gebirgige Schwarzwälder sind; denn es zieht die Nadelhölzer den Laubhölzern vor. Man findet es aber auch in flachen und niedern Gegenden, als in der Niederlausitz, wo es im Winter in Gesellschaft der Tannenmeise, von einem Baume zum andern zieht.

Seine Nahrung machen kleine Insekten, Käfer, Schnecken, Mücken, Fliegen und dergleichen aus; und im Winter wird es den Gartenbesitzern vorzüglich dadurch nützlich, daß es die Insekteneier, welche in die Knospen der Bäume gelegt sind, hervorsucht. Besonders reiniget es die untern Seiten der Aeste von Insekten, und schwebt in der Luft, um dazu zu gelangen. Durch seine Nahrung wird es also überaus nützlich; denn, daß man in dem Magen desselben immer einige Tannen- Kiefern- und Fichtensaamenkörner findet, wird ihm wohl niemand anrechnen.

Sein niedliches ballförmiges Nestchen hängt es, vorzüglich in Schwarzwäldern, an die äussersten Enden der Zweige, bald hoch bald tief. Es hat seine Oeffnung bald oben, bald zur Seite und fühlt sich sammtweich an. Es besteht auswendig aus klargebissenen Spitzen von Erdmoos, weiter nach innen aus Puppenhülsen und Distelsaamenkrönchen, und ganz inwendig aus Federn. Die Eier haben die Größe einer Zuckererbse, blaß fleischfarben mit höherer Fleischfarbe schwach gewässert. Der gelbgefärbte Scheitel fehlt den Jungen vor dem ersten Mausern ganz, und sie sind mehr grau als grün. Auch nach dem ersten Mausern haben die Männchen bis zum zweiten Jahre nur einen goldgelben Scheitel, der, wenn man die Krone aufhebt, safranfarbig gefleckt ist.

(Beschluß folgt.)

Woher die Borsdorfer Aepfel ihren Namen haben.

Einem schlesischen Geschichtschreiber zufolge, ist dieser Name sächsischen Ursprungs. Als nämlich Boleslaus I.*) Herzog von Schlesien, 1175 die Benediktiner aus dem Kloster Leubus entfernte, und mit Cisterciensern aus dem Kloster Pforta in Sachsen besetzte, brachte der Abt der neuen Mönche, Florens, eine Art Aepfel mit, welche nach dem Orte ihr Herkunft, auf polnisch Daporta, auf deutsch Portsdörfer oder Borsdorfer genannt wurden.

E. H. Schwabe.

*) Vergl. Bildungsblätter Jahrg. 1806. S. 122.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 16. Mai 1811. 59.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Geistesgegenwart.

Bardner, ein Prediger am Fuße der Harzgebirge, hatte zwei Söhne, Hermann und Rudolf, muntere rüstige Knaben. Hermann wollte Soldat, Rudolf Forstmann werden. Als sie eines Tages dem Vater auch einmal wieder ihre Wünsche vortrugen, antwortete er:

Ich bin mit euren Wahlen zufrieden; denn der Soldat, welcher tapfer und klug der Grenzen seines Vaterlandes, und der Forstmann, welcher geschickt und fleißig der Haine wahrnimmt, beides sind ehrenwerthe Männer. Aber ihr dürft nicht vergessen, daß beiden mancherlei Gefahren bevorstehen, von welchen derjenige frei ist, welchen sein Beruf unter dem sichern Dache einer schützenden Wohnung zurückhält. Wer aber in der Gefahr durch Schrecken das Nachdenken vergißt und verliert, ist verloren, und nur derjenige kann auch Gefahren getrost entgegengehen, welcher sich geübt hat, unter allen Umständen den Geist wach und bereit zu halten, damit er ihm die Mittel an die Hand gebe, die Gefahr siegreich zu bestehen, oder wenigstens sich derselben klüglich zu entziehen, wenn es die Noth erfordert. Geistesgegenwart nennt man diese herrliche Eigenschaft, und diese fehlt noch euch beiden.

Du, Hermann, zeigtest sie nicht, als neulich auf den Wiesen ein ergrimmter Stier auf dich ansetzte und du, statt hinter einem nahstehenden Weidenbaume Schutz zu suchen, mit kläglichem Geschrei die entfernten Hirten herbeiriefst. Du, Rudolf, zeigtest sie eben so wenig, als du gestern mit dem Kleide an einem Aste hangen bliebst, und, anstatt dich des Kleides zu entledigen und so frei zu werden, durch ungestümes Reißen den Rockschoß im Stiche ließest. Ich will euch einige Geschichten erzählen, wo die Geistesgegenwart besser geübt worden ist, und Ruhm und Rettung gebracht hat.

Die Bewohner des Vorgebirges der guten Hoffnung sind große Jäger durch Lust und durch Noth; denn es müssen dort die Menschen, wenn nicht sie von den wilden Thieren aus ihren Pflanzungen vertrieben werden wollen, ihrerseits diese vertrieben. Löwen, Tiger, Hyänen sind unter allen die furchtbarsten.

Ein Jäger, müde von der brennenden Hitze dieses Himmelsstriches und dem Umherstreifen in Bergen und Thälern, hatte sich, nicht mehr weit von seiner Wohnung, unter einigen grünen Bäumen niedergelegt und war eingeschlafen. Die Nacht brach herein. Die angenehme Kühlung unter den säuselnden Aesten machten den Schlaf immer süßer und fester. Die Nacht aber ist die Zeit, wo die Raubthiere ihre Höhlen in den Gebirgen verlassen und die Thäler nach Beute durchstreifen. Auf solch einem Streifzuge näherte sich denn auch eine Hyäne dem Platze, wo unser Jäger unbekümmert und unbewacht sich dem Schlafe überlassen hatte. Sie hatte Junge in einer Kluft des Tafelberges. Diesen wollte sie den fetten Jäger zum leckern Abendbrot mitnehs

men. Sie lud ihn mit großer Vorsicht auf ihren Rücken, hielt ihn ziemlich sanft bei dem einem Arme und nun ging es im schnellem Trabe durch das Thal hin den lustigen Höhen zu. Das angenehme Schaukeln auf dem Rücken des Ungethüms wiegte den Jäger immer tiefer ein. Schon waren die Vorsprünge des Gebirges überstiegen; schon war die düstre Höhle, wo die jungen Hyänen nach ihrer Mutter heulten, nicht mehr fern: als auf einmal der Stoß einer Felsenkante den Jäger aus seinem gefährlichen Schlummer erweckte. Welch Entsetzen, da er sahe, welch eine Wiege ihm zu Theil worden sey! — Aber die schauderhafte Größe der Gefahr raubte ihm dennoch das Nachdenken nicht. Er sann, indem der Trott rasch vorwärts ging, ohne sich zu bewegen, auf Mittel der Rettung; und wer sich mit Ruhe besinnt, der findet gewöhnlich auch Mittel. Es fiel ihm ein, daß die Raubthiere der Nacht vor dem Schall der Hörner, wie vor jedem heftigen und scharfen Ton, einen großen Widerwillen haben. Er aber trug ein Hüfthorn an seiner Seite. Dieses ergriff er unvermerkt mit der einen noch freien Hand, setzte es dem Ungethüm dicht an's Ohr und blies mit einem Mal ein so schmetterndes Jägerstückchen hin, daß die Hyäne nun ihrerseits außer sich vor Schreck den Mann sogleich fallen ließ und mit Geheul sich eiligst davon machte. Er aber stieg, ohne sich weiter aufzuhalten, die Berge wieder hinab, indem er ein Stückchen nach dem andern musicirte, und kam wohlbehalten in seine Heimath zurück.

Die Söhne, welche vor Angst kaum noch geathmet hatten, machten sich jetzt durch ein lautes „Ach!" Luft, und der Vater begann seine zweite Geschichte.

Ein kühner Bergjäger in Italien hatte im Gebirge die Höhle ausgespürt, wo eine Bärin ihre Jungen säugte. Bärenfleisch ist ein großer Leckerbissen; auch zähmt man die Jungen und richtet sie zu allerlei Künsten ab, wie ihr wißt. Zu diesem Behuf nun wollte der Jäger der Bärin ihre Jungen entführen. Weil er aber vermuthen mußte, daß es dabei einen harten Kampf setzen möchte, wenn die Mutter daheim sey, so nahm er noch einen seiner Nachbarn, der großes Aufheben von seinem Muth und schon vollbrachten Heldenthaten machte, mit sich.

Die Bärenhöhle lag in einer Schluft zwischen zwei Bergrücken mitten inne. Als die beiden Jäger den vorliegenden Rücken schon erstiegen hatten und nun in die finstere Schlucht unter sich hinabblickten, fing es den Maulheld an zu eisen; er stand still, schüttelte sich einige Male, wie einer, der unversehens mit Wasser begossen wird und sagte: „Ich muß wieder umkehren. Ich habe vergessen, daß um diese Stunde das Wechselfieber bei mir einkehrt. Was könnte ich, ein Kranker, dir helfen?" — „Freilich, wenn das ist," sagte der Andere lächelnd, „so eile, daß du nach Hause kommst, lege dich zu Bette und decke dich fein warm zu: dann bist du sicher vor Erkältung und — Bären." Doch ehe er noch mit dieser Antwort zu Ende war, hatte er den Fieberkranken schon aus dem Gesichte verloren. So schnell trieb den das Zittern bergunter.

Xaver, so hieß der tapfere Jäger, war nun allein im Gebirge. Das hielt ihn aber nicht ab, wohlgemuth in die Schluft hinunter zu steigen und durch das Dickigt der Dornengesträuche in die Höhle einzudringen. Die Mutter war nicht zu Hause. Er packte sich also die jungen Bären auf und machte sich vergnügt auf den Rückweg. Doch kaum war er wieder aus den Dornen hervorgebrochen, so stand die Bärin mit schrecklichem Brummen, mit funkelnden Augen, mit offnem Rachen, auf den Hinterfüßen zum Anrücken, vor ihm, und ehe er noch die Jungen von sich werfen und sein Gewehr abdrücken konnte, hatte sie ihn schon umklammert und unter sich an den Boden gedrückt.

Die Lage war übel; aber der Tapfere verliert nie weder die Besinnung noch den Muth.

Xaver rang mit dem Ungeheuer, das ihm den linken Arm gefaßt hatte und gräßlich zerfleischte. Endlich gewann er so viel, daß er sich unter seinem Feinde hervorarbeitete. Kaum war ihm dieses gelungen, so schwang er sich kühn und geschickt auf den Rücken seines Gegners und spornte wacker von beiden Seiten. Die Bärin, jetzt zum ersten Male ein Reitpferd, erschrak über alle Maßen und nahm Reißaus über die Gebirge: doch behielt sie den linken Arm ihres Ritters noch zwischen den Zähnen. Endlich aber immer matter und matter vom heftigen Galopp, ließ sie auch den Arm fahren. Kaum merkte dieses Xaver, als er rasch absaß, die Büchse von der Schulter riß und die Bärin, welche sich erst eine geringe Strecke entfernt hatte, niederschoß.

Dann lud er sein Gewehr von neuem, ging nach der Höhle zurück, sackte die Jungen zum zweitenmale auf und kehrte, so vergnügt und stolz, wie ein triumphirender Held, in sein Dörfchen heim.

„Weißt du nicht noch eine solche, schöne Geschichte?" fragten Hermann und Rudolf. „Bei der zweiten ist's uns schon viel weniger angst ums Herz gewesen und wir haben gewiß recht ruhig nachgedacht, wie wir wohl es hätten machen wollen, wenn es uns so ergangen wäre." —

„Das freut mich, Kinder!" antwortete der Vater. „Das ist ein gutes Zeichen. Wo das Zittern aufhört sammt den Brustbeklemmungen, da fängt das Nachdenken an und die tapfere, männliche That. Also noch eine Geschichte!"

„Erinnert ihr euch noch dessen, was ich neulich vom Lämmergeier euch erzählt habe?"

Rudolf. Es ist der gefährlichste Raubvogel in Europa, über vier Fuß lang und von einer Flügelspitze bis zur andern, an 9 Fuß breit, oft über 16 Pfund schwer. Er horstet auf den Schweizergebirgen. Es giebt zwei Arten dieser Geier, weißköpfige und schwarzbraune. Wegen des Schnabels gehören sie zu den Geiern, wegen des befiederten Kopfes und Halses aber zu den Adlern.

Vater. Welches ist ihre Nahrung?

Rudolf. Jedes Thier, welches sie bezwingen können. Gemsen, Kälber, Ziegen, Ferkel, Lämmer, gehören zu ihren Lieblingsspeisen.

Vater. Aber wie bemächtigt sich der Lämmergeier eines so unbeschreiblich schnellen und kraftvollen Thieres, als eine Gemse ist?

Rudolf. Erblickt er eine einzelne Gemse, so fliegt er zuerst in der Luft in einem Kreise hin und her und setzt das Thier durch den schreckbaren Schall seines Fluges, ein langes durchdringendes Pfiyyy! Pfiyyy! in Angst; dann stößt er pfeilschnell in schiefer Richtung auf das Thier herunter, ergreift es im Fluge mit seinen furchtbaren Krallen, reißt es fliegend über die Felsen hinaus, stürzt es in den Abgrund und läßt dann sich selbst hinunter, um es gemächlich zu verzehren. Junge Gemsen aber und Lämmer trägt er in der Luft mit sich fort. Selbst die Hirtenknaben müssen sich wohl in Acht nehmen, wenn sie an Abhängen hüten, daß der schreckliche Geier sie nicht hinabstürze. Nicht vor langer Zeit entführte er einer Mutter ein dreijähriges Kind, welches vor der Thüre spielte.

Vater. Gut behalten! — Nun meine Geschichte von der Geistesgegenwart eines Schweizerjägers! —

Joseph Scherer, bei Ammon am Wallenstatter See wohnhaft, ein berühmter Gemsenjäger, kletterte, mit seiner Jagdflinte an der Achsel, ohne Schuhe und Strümpfe, um sich mit den Zehen besser an den kurzen Felsvorsprüngen halten zu können, auf einen Felsen, wo er ein Lämmergeiernest mit Jungen entdeckt hatte. Er traf in dem Neste vier noch unausgewachsene Junge an. In dem Augenblicke aber, wo er sie ausneh-

men wollte, stürzte die Geiermutter, wie ein Sturmwind, auf ihn hinab, packte ihn mit ihren scharfen Krallen um beide Lenden, verwundete ihn mit dem messerscharfen Schnabel den Arm, schlug mit den rauschenden, kraftvollen Fittigen um sich, kurz! versuchte alles, um ihn aus dem Gleichgewichte zu bringen und über die Felsen hinunter zu stürzen. Der Jäger aber ließ sich durch alles dieses nicht im mindesten aus der Fassung bringen Er stemmte sich, indem er alle Kräfte aufbot, fest an die Felsenwand an, setzte mit der noch freien und unbeschädigten Hand den Flintenlauf dem Vogel auf das Herz; spannte mit den Zehen des nackten Fußes den Hahn; drückte dann ebenfalls mit den Zehen ab und tödtete so den erbitterten Feind. Aber jetzt kam nun auch der Geiervater im eilenden Fluge dahergestürmt. Scherer war schnell wieder gerüstet, die Flinte neu geladen und noch ein glücklicher Schuß: so stürzte auch der zweite Feind in den Abgrund. Er trug darauf die alten und die jungen Raubvögel nach Schennis und erhielt aus der öffentlichen Kasse sechstehalb Gulden Schießgeld, als die gesetzmäßige Belohnung.

Hermann. Das war ein tapferer Mann; aber auch ein guter Schütze.

Vater. Freilich! — Geschicklichkeit muß dem Muthe zu Hülfe kommen, so wie der Muth der Geschicklichkeit. Muth, mit Verstand und Geschicklichkeit verbunden, macht den tapfern Mann und unterscheidet den heldenmüthigen Menschen von dem erbosten Thiere.

Schaman Keßler aus Schuders, oberhalb Schirs, ward nicht mit dem Ruhme genannt, wie Scherer.

Hermann. O erzähle uns noch von diesem Schaman Keßler!

Vater. Schaman Keßler hatte des Frühlings sein Vieh zur Tränke geführt. Plötzlich stürzte ein Geier aus der Luft auf seinen etwa einjährigen Bock hinab und versuchte es, ihn hinweg zu tragen. Keßler wollte sich das nicht gefallen lassen und wurde Handgemein mit dem Geier. Der Geier aber hatte mehr

Muth als Keßler und schlug ihn so siegreich aus dem Felde, daß Keßler die Flucht nahm und seinen Bock im Stiche ließ. Als der Geier das Schlachtfeld frei sah, kehrte er zu dem Bock zurück, hob ihn triumphirend vor den Augen seines Herrn in die Luft und verschwand im Gebirge. — Ei! wie wurde Keßler von seinen Nachbarn ausgelacht! Auch nannte man ihn seit der Zeit nur das Geyrenmändli (Geiermännchen).

Hermann. Lieber Vater, ich danke dir zwar für die schönen Geschichten, welche du uns erzählt hast; aber noch eine Bitte hätte ich wohl an dich.

Vater. Und diese wäre?

Hermann. Daß du mir auch eine Geschichte von Geistesgegenwart erzähltest, welche Menschen in Gefahren, die von andern Menschen herrühren, bewiesen hätten.

Vater. Ich will es thun, doch unter der Bedingung, daß du mir zuvor sagst, wo Theben liegt, nämlich dasjenige, welches die großen Helden Epaminondas und Pelopidas hervorgebracht hat.

Hermann. Es liegt in derjenigen Provinz des alten Griechenlandes, welche Böotien hieß.

Vater. Du hast das Deinige gethan; ich werde nun auch mein Geschäft erfüllen.

(Beschluß folgt.)

Denkspruch unter die Zeichnung einer halbverwelkten Laube.

Lieblich umdufteten Dich heute die Blumen im Lenze der Jugend;
Aber was morgen erblüht, ist noch dem Auge verhüllt.
Heil Dir, wenn zum Genuß sich fröhlich die Hoffnung gesellet,
Daß dem freundlichen Jetzt freundlicher folge das Einst.

Trautscholdt.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 18. Mai 1811. 60.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Goldhähnchen. Motacilla Regulus Lin. Le Roitelet, Souci ou Poul. Buff.

(Beſchluß.)

Die Goldhähnchen werden in manchen Gegenden im Herbſte häufig gefangen, weil die Leckerhaftigkeit ihr fettes Fleiſch ſehr ſchmackhaft gefunden hat. Man ſollte aber das kleine, niedliche Geſchöpf, das durch Ableſung ſo vieler ſchädlichen Inſektencier von Garten- und Waldbäumen ſo wohlthätig wird, billig verſchonen und ſeinen Fang unterſagen. In großer Menge fängt man die Goldhähnchen in einigen Gegenden die nicht zu viel Waſſer haben, auf dem Tränkheerde, mit verſchiedenen andern Vögeln zugleich. Es wird ein kleines Schlaggarn nach der Größe des Platzes, 3 bis 6 Fuß lang und 3 bis 4 Fuß breit über eine kleine Grube geſtellt, in die man das Waſſer durch ein Rinnchen rauſchen läßt. In dieſer Grube liegen ein Zoll dicke Stäbe mit dem Waſſer gleich; über dieſe ſind Bogen geſteckt, daß das Garn beim Niederſchlagen trocken bleibt. Alles übrige Waſſer wird mit Reißig belegt. Hier finden ſich nun die Vögel früh und vorzüglich Abends nach Sonnenuntergang zur Tränke ein und werden gefangen. Auf ſolchen Heerden wird der Fang gewöhnlich vom 24. Julius bis in den October fortgeſetzt. Ein ſolcher Heerd muß freilich eine bequeme Lage haben und vor einem großen Holze liegen; auch mit Laubholz umgeben ſeyn.

Das Goldhähnchen hat in verſchiednen Gegenden noch vielerlei Namen, von welchem die gewöhnlichſten ſind: deutſcher Colibri, Sommerzaunkönig; Hausbenkönig, Tannenmäuslein; Weidenmeiſe.

Mit den Arten von Colibri in Amerika darf ſich der deutſche freilich nicht meſſen, wenn es auf den Schmelz und die Pracht der Farben, ſo wie auf die Größe ankommt. Denn die kleinſten Colibri's die man deswegen Fliegenvögel genannt hat, weil ſie noch nicht die Größe der größten Bremen haben, ſind unſtreitig das Kleinſte, was man unter allen Vögeln gefunden hat. Der eigentliche ſogenannte Fliegenvogel ſoll mit ſeinem ganzen Neſte nicht mehr als einen Scrupel wiegen. Von ihrer Farbenpracht zeugen ſchon ihre Namen, wie zum Beyſpiel Topas, und daß ſie die amerikaniſchen Damen als einen Schmuck ſtatt der Ohrringe tragen. Allein ob dieſe ſo nützlich für die Menſchen werden, als der Colibri, bleibt eine Frage, die leicht für unſer Goldhähnchen entſchieden werden könnte.

Suttinger.

Geiſtesgegenwart.

(Beſchluß.)

Dieſes Theben, einſt eine herrliche Stadt, war von den Spartanern durch falſchen Ueberfall mitten im Frieden unterjocht worden, indem Leontiades, ein verworfener Thebaner, ſie hereingelockt hatte. Dieſer Verräther, Leontiades, und ſein ſchändlicher

Anhang, herrschten nun, mit Hülfe der Spartaner, über die unglückliche Stadt. — Vierhundert der edelsten Bürger aber, an deren Spitze Pelopidas stand, hatten sich nach Athen geflüchtet.

So gingen drei Jahre hin. Nun aber beschlossen die Geflüchteten und Verbannten, im Einverständnisse mit ihren, in Theben verborgenen, Freunden, der schändlichen Knechtschaft der Stadt, unter einer Bande schlechter Buben, durch einen kühnen und schnellen Streich ein Ende zu machen. Zur Ausführung ihrer herrlichen That wählten sie die Zeit, wo in Theben ein großes Fest gefeiert wurde, wo man Tag und Nacht in Larven, Gastmählern, Trinkgelagen zu schwärmen pflegte. Zwölf der vornehmsten und kühnsten unter den Verbannten sollten, als Jäger verkleidet, sich in die Stadt selbst hineinwagen und die Oberhäupter der landesverrätherischen Bande entweder niederstoßen oder — ihr eignes Leben aufopfern. Würde dieses glücklich ausgeführt, so wollte dann die ganze Schaar der übrigen, welche auf halbem Wege zurückgeblieben war, plötzlich in die Stadt nachrücken und die Befreiung derselben vollenden. Ein gewisser Charon, ein Freund der guten Sache, bot sein Haus zur Aufnahme der Zwölfe an, und ein anderer Vaterlandsfreund, mit Namen Phyllidas, lud die Oberhäupter der landesverrätherischen Bande, mit Namen Archias und Philippus, zu einem Trinkgelag in seine Wohnung, damit man ihrer desto leichter mächtig werden könnte.

Mit Einbruch des Abends langten die zwölf Tapfern des Vortrapps, unter der Anführung des Pelopidas, im Hause Charons an. Eben daselbst versammelten sich auch die mitwissenden Freunde aus Theben. Man war eben dabei, sich zu panzern, um das große Rettungswerk des Vaterlandes zu beginnen, als an der Thür geklopft wurde. Alle erschraken bei diesem Getöse; aber noch größer war das Schrecken, als gemeldet wurde, „zwei Boten des

Archias (eines der landesverrätherischen Oberhäupter) ständen vor der Thür und verlangten Einlaß. — Man hielt schon alles für verrathen, alle für verloren. — Aber Charon, der Wirth des Hauses, kam nicht im mindesten aus seiner Fassung, sondern setzte mit großer Geistesgegenwart einen Kranz auf sein Haupt, als gehe es auch bei ihm lustig zu, und so trat er zu den Boten hinaus mit der Frage: „was sie an ihn zu bestellen hätten?"

„Er sollte sogleich zu dem Archias und Philippus kommen! war die Antwort. Er versprach in wenigen Augenblicken zu folgen, und die Boten gingen wieder ab.

Die versammelten Freunde fühlten durch diese Botschaft ihre Besorgnisse nicht vermindert. Sie fürchteten nicht ohne Grund, daß ihre Ankunft den Tyrannen verrathen sey. Aber Charon sprach ihnen Muth ein: „Seid als Männer auf jeden Ausgang gefaßt! den Tapfern hilft das Glück, und ruhmvoll sterben, ist besser, als schmachvoll leben."

Nicht ohne Sorgen, trotz des Gleichmuths in seiner Miene, ging nun der herrliche Charon zu den verrätherischen Beherrschern der Stadt, die im Hause des Phillidas schmausten. Als er in das Zimmer trat, taumelte ihm Archias entgegen mit den Worten: „He, Charon! es geht ein Gerücht, daß einige Vertriebene zurückgekommen wären und in der Stadt bei Jemand sich verborgen hielten. Was sagst du dazu?" — Ein kalter Schauder durchrann Charons Gebeine, doch faßte er sich noch schnell genug wieder und fragte ganz unbefangen: „Ei! wer wären denn diese Recken, und wo sollten sie Aufnahme gefunden haben?" Archias aber entgegnete: „das ist's eben, was wir nicht wissen und was wir von dir zu erfahren hoffen, weil du uns als ein kluger und leisehöriger Mann bekannt bist."

Diese Worte beruhigten den Charon vollkommen und er rief lachend aus: „Wie oft hat man sich schon

mit dergleichen leeren Gerüchten getragen! Ich meine aber, wir müssen uns durch solche Ammenmärchen auch nicht einen Tropfen des köstlichen Festweins verbittern lassen!" — „Da hast du Recht, lieber Charon!" lallte Archias; „Es lebe Bacchus!" rief Charon voll Lust. „Es lebe Bacchus!" schallte es im Trinksale wieder. Archias und Philippus kehrten zu den Bechern zurück; Charon zu seinen Verbündeten. Nach Verlauf einer Stunde wälzten sich die Verräther in ihrem Blute und Theben war frei."

Chr. Niemeier.

Die Stadt Sidney in Neuholland und ihre Umgebungen.

Auch in der großen Südsee findet man angebaute Fluren, Dörfer und Städte nach europäischer Art. Die Stadt Sidney ist die Hauptstadt aller englischen Besitzungen in Australien. Sie liegt auf der Ostküste von Neuholland, in einem Landstriche, der die Grafschaft Cumberland heißt, welcher Name alle brittischen Besitzungen in Neuholland umfaßt.

Die Stadt erhebt sich an einem Meerbusen (Port Jackson genannt) am Abhange zweier Hügel, wird der Länge nach von einem kleinen Bache durchschnitten und bietet einen wirklich malerischen Anblick dar. Zur Rechten und Linken vertheidigen zwei Batterien den Eingang zum Hafen. Von hieraus übersieht man das Hospital, das Magazin, das Gefängniß, den Paradeplatz, die Wohnung des Generalgouverneurs, das Waisenhaus, mehrere Speicher, die Kasernen, die Sternwarte, die Stadtkirche und mehrere andere Gebäude, die der Stadt zur Zierde gereichen. Bei dem Landungsplatze der Regierung befinden sich drei öffentliche Magazine, worin Vorräthe von unzähligen Dingen und Werkzeuge für die Kolonisten vorhanden, und zu den billigsten Preisen zu bekommen sind. Nahe dabei liegt die Wohnung

des Gouverneurs, im italienischen Geschmacke erbauet, mit einem niedlichen Garten.

In einiger Entfernung unterscheidet man den schönen Landsitz des General-Kommissairs mit einer Ziegelbrennerei; das Dorf Birkfield von einigen 40 Häusern, wo Töpfergeschirr und Fayence bereitet wird. In dem Hafen der Stadt herrscht Leben und Gewühl, wenn man daselbst Schiffe aus verschiedenen Ländern der Erde sieht. Südlich von Sidney führt ein breiter und bequemer Weg nach der Botany-bai; die Gegend ist dürre, sandig und unangebaut. In der Ferne erblickt man die Feuer der unglücklichen Horden, die diesen traurigen Küstenstrich bewohnen. Der Boden ist zum Anbau untauglich und ungesund; mit Recht zog daher Kommodore Philipp, Port Jackson zur Gründung der Kolonie vor.

Auch nach dem Flecken Paramalta oder Rosehill (Rosenhügel) führt von Sidney aus eine gute Straße durch einen ungeheuren Wald, dessen Stille nur durch das Geschrei der Papagaien und anderer Vögel unterbrochen wird. Das Land ist eben und wird fruchtbarer, je weiter man sich vom Meere entfernt. Ein feines, wohlriechendes Gras ist vorzüglich den Schaafen zuträglich, die hier vortrefflich gedeihen und eine Wolle liefern, die der Asturischen noch vorzuziehen ist. In einem Zeitraum von 20 Jahren kann diese Kolonie dem Mutterlande mehr Wolle liefern, als seine Fabriken verarbeiten können. Hie und da erblickt man zwischen den Waldungen urbar gemachte Felder, und die halmigen Getraidearten Europens wachsen hier zwischen den kraftvollen Pflanzen Australiens. Sehr veredelte Kühe, Pferde und Schweine erblickt man hier, vielerlei Arten Geflügel, und besonders ganze Heerden schwarzer Schwäne und wohl eingerichtete Meiereien wechseln mit einander ab. Der Flecken Paramalta selbst liegt in einem angenehmen Thale, am Ufer eines Flusses gleiches Namens. Der Ort ist regelmäßig gebauet und besteht aus etwa 130

Häuſern und 14 bis 1500 Einwohnern. Dieſer neue Ort iſt jetzt der Sitz des Friedensgerichts der Grafſchaft Cumberland, und ſoll einſt der Sitz aller Civilverwaltungen und Oberbeamten der Koloniel werden; denn nur die Behörden über Schiffahrt, Handel und Kriegsweſen ſollen ferner in Sidney bleiben.

Die Grafſchaft Cumberland wird weſtlich von einer ſehr hohen und unzugänglichen Bergkette begränzt, an deren Fuße der Flecken Hawkesbury liegt. Die Eingebornen ſelbſt halten dieſe Bergkette für unüberſteiglich, und glauben, daß eine furchtbare Gottheit darauf ihren Sitz habe, welche ihnen Donnerwetter, glühende Winde und verheerende Ueberſchwemmungen zuſchicke. Wirklich richten auch die kleinſten, aus derſelben hervorſtrömenden, Bäche oft die fürchterlichſten Verwüſtungen an, und der, von ihr kommende, Nordweſtwind gleicht einem Feuerhauche, der alles zerſtört. Die neueſte Stadt, welche jetzt erbauet wird, iſt Caſtlehill.

Gravenhorſt.

Die Landſchaft.

Ein Volkslied.

Es ſteigt ein Wandrer den Berg hinan
Gar früh;
Da blickt er die goldene Sonne an,
Noch nie
Hat er ſie in höherem Schmucke geſehn,
Bezaubert ruft er: „O Sonne, wie ſchön!“

Und ſieh! Es erhebt ſich im Morgenglanz
Natur!
Es ſchmückt ſich mit farbigem Blumenkranz
Die Flur;
Es wallet das Grün durch Thäler und Höhn,
Da ruft der Wandrer: „Natur, wie ſchön!“

Und horch! Es ertönet der Lerche Geſang
So hehr!
Das Bächlein rauſchet vom Felſenhang
Daher.
Es jauchzt das Vieh, es ergötzt ſich das Wild,
Das Lämmchen hüpfet durchs Luſtgefild.

Dort ſteigen die Halme im Aehrenfeld
Empor:
Es ſtrebet das Blümlein zur Sonnenwelt
Hervor,
Und ach! balſamiſcher Lebensduft
Durchdringet erquickend die reine Luft.

Der Himmel glühet im Abendgold
So ſchön,
Die Winde ſäuſeln durch Thäler ſo held
Und Höhn,
Das Fiſchlein ſpielet im kühlenden Bach,
Und Echo tönet dem Rufenden nach.

Wohlauf! Es jubelt die frohe Schaar
Im Mai.
Sie tanzen und ſpringen Paar bei Paar,
Juchhei!
Es bläſt der Hirte auf ländlichem Rohr
Und Freudengeſänge ſchallen empor.

Wie wohl iſt doch dem Menſchen bei dir,
Natur!
Da pranget in ewig verjüngter Zier
Die Flur.
Dort wohnet allein das wahre Glück,
Und Erdenleiden weichen zurück.

Dr. Illing.

Auflöſung des Räthſels im hundert ſechs und vierzigſten Stück.

Das Bild im Spiegel.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 20. Mai 1811. 61.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Neid.

Eine traurige Geschichte.

Als die Kammerräthin Essenberg zu Steinmark, durch einen frühen Tod ihren vortrefflichen Gemahl verloren hatte, waren ihr noch zum süßesten Trost und zu der einzig übrigen Freude ihres einsamen häuslichen Lebens, zwei liebe Töchter zurückgeblieben; Emma, von 15 Jahren, und Berta, um zwei Jahre jünger.

Sie hatte die Einrichtung getroffen, daß beide in den häuslichen Geschäften, wozu sie von Jugend auf angeleitet wurden, mit jeder Woche wechseln mußten, so daß die Woche, worin Emma in Küche, Keller und Speisekammer alles Nöthige verwaltete, Berta für die Ordnung der Zimmer, für Wäsche und was etwa von Schreiberei vorfiel, zu sorgen hatte; in der folgenden Woche wechselten dann beide wieder ihre Rollen.

Von Zeit zu Zeit hielt sich auch die Großmutter der beiden lieben Mädchen, eine bei hohem Alter noch sehr muntere und freundliche Frau, in Steinmark auf, und hatte ihre innige Freude daran, die beiden Enkelinnen nicht allein zu schönen, sondern auch — was ihr weit höher galt — zu geschickten und guten Mädchen emporblühen zu sehen.

Emma war ein Engel an Sanftmuth, Bescheidenheit, Herzensgüte; auch Berta war ein gutes Kind; aber ungewöhnliche Lebhaftigkeit und vorzügliche Anlagen des Geistes, regten in ihr einen so feurigen Trieb auf, sich jeder Besten und Geschicktesten unter ihren Freundinnen und Bekannten, es in allen Stücken wo nicht zuvor, doch wenigstens gleich zu thun, daß es ihr unerträglich war, sich von irgend einer andern übertroffen zu sehen. Sie konnte in einem solchen Falle eine Anwandlung von Verdruß nicht unterdrücken; ja, sie konnte sich in ihrem Unmuth so weit vergessen, daß sie die Verdienste derer, von welchen sie sich übertroffen sehen mußte, wenigstens still für sich in ihren Gedanken zu verkleinern strebte. Mit einem Worte! es regte sich in ihrem Herzen — der Neid.

Der aufmerksamen Mutter entging dieses, in dem Herzen der Tochter aufkeimende, Unkraut nicht; auch unterließ sie nicht, ihre Berta zu ermahnen, diese unglückseligen Regungen, welche die Liebe tödten, den Haß und die Feindschaft erwecken, mit aller Kraft ihres, für Menschenwohl sonst so gefühlvollen, Herzens zu unterdrücken; sie unterließ nicht, ihr vorzustellen, daß sie selbst ihre innere Ruhe zerstören würde durch diese Regungen des Neides, indem sie sich zu aller Zeit doch gewiß immer von einigen andern würde übertroffen sehen müssen und daß sie sich unablässig mit eigenen Vorwürfen würde quälen müssen, so oft sie sich über neidischen Gedanken ertappte. Sie stellte ihr mit der ganzen Lebhaftigkeit der Wahrheit, der Tugend und der mütterlichen Zärtlichkeit vor, daß sie unausbleiblich statt Ehre zu gewinnen, wonach sie so sehr dürstete, Verachtung über sich bringen würde, wenn andere in ihr den verhaßten Trieb, nur sich

selbst zu erheben, andere aber niederzudrücken entdeckten. Auch sah Berta die Wahrheit der mütterlichen Ermahnungen ein, zerfloß in Thränen, gelobte Besserung und Aufmerksamkeit auf sich selbst und Kampf mit dem unglückseligen Fehler. Aber dennoch gab es immer wieder von Zeit zu Zeit Rückfälle.

Ein solcher ereignete sich unter andern, als Emma ihre Wirthschaftswoche und Berta die übrigen Geschäfte des Hauses, eines Sonnabends beendet hatten. Die Mutter hatte alles nachgesehen, und gefunden, daß Emma in Küche, Keller und Speisekammer das Muster einer guten Wirthin für diese Woche darstellte; auch war der Tisch ohne Tadel besorgt worden. Als nun die Untersuchung beendet war, ertheilte die Mutter ihrer Emma ein herrliches Lob, küßte sie und ermunterte Berta, alles so fortzuführen, wie es die Schwester ihr übergeben hätte.

„O ja!" erwiederte Berta rasch und etwas empfindlich „wenn Großmütterchen auch in dieser Woche das Beste bei mir zur Sache thun wird."

„Berta! Berta!" rief die Mutter aus. „Lege die Hand auf dein Herz und frage dich, welch ein Geist diese Worte dich hat sprechen lassen; ob ein böser oder ein guter?" —

Berta erröthete und verstummte; die Augen füllten sich mit Thränen, sie wollte reden, aber die Mutter ließ sie nicht dazu kommen, sondern führte sie mit sich in das Zimmer, indeß sie Emma noch einige Aufträge draußen gab. Als sie nun mit Berta allein war, hub sie an, zu ihrer beschämten, mit sich selbst unzufriedenen, tiefbetrübten Tochter also zu reden:

„Mein Kind, höre eine Geschichte, die mir vor wenigen Stunden der Sohn unsers Nachbars Kaisersberg, der, wie du weißt, vor acht Tagen aus Spanien zurückgekommen ist, erzählt hat. Höre sie an, erwäge ihren Inhalt, erinnere dich derselben jedesmal, wenn Worte, wie jene, die ich so eben von dir hörte, über deine Lippen dringen wollen, schaudre vor den

Regungen eines neidischen Herzens, welches solche Worte hervortreibt, zittre vor den Unthaten, welche zu verüben der Neidische jeden unbewachten Augenblick in einer schrecklichen Gefahr schwebt.

„Vor nicht gar langer Zeit," so erzählte mir Kaisersberg, „wurden zu Burgos in Spanien drei Straßenräuber eingefangen. Man hatte Ursache zu glauben, daß dieselben eine noch größere Anzahl von Hehlern in der Stadt und in der Umgegend haben möchten. Deßhalb wurden sogleich die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt, den Helfershelfern der Bösewichter auf die Spur zu kommen. Man bot ansehnliche Belohnungen für diejenigen aus, welche irgend einen Verdächtigen den Händen der Gerechtigkeit würden überliefern können.

Ein junges Mädchen von sechszehn Jahren erschien vor den Richtern und zeigte an, daß sie vier Einwohner von Burgos kenne, welche seit langer Zeit mit den Räubern gemeinschaftliche Sache gemacht hätten. Sie selbst habe vor drei Jahren bei einem der Räuber in Diensten gestanden, und nur zu oft gesehen, wie jene vier Männer bei den Dieben heimlich ein- und ausgegangen wären, ihnen allerlei Nachrichten zugetragen und immer eine Menge des Gestohlenen mit sich genommen hätten.

Die Zuversichtlichkeit, womit das Mädchen redete, die offene Miene der Unschuld, womit sie vor den Richtern da stand, die mancherlei kleinen Umstände, welche sie zu erzählen wußte, und, was noch dazu kam, die Einstimmung der Räuber selbst, welche auf die Beschuldigten aussagten, dieses alles hatte den Erfolg, daß jene vier Männer, ruhige, unbescholtene Hausväter, eingezogen und in Ketten gelegt wurden.

Vergebens waren die stärksten Betheuerungen ihrer Unschuld; vergebens das Zeugniß aller Nachbarn für sie; vergebens alle Thränen vier unglücklicher, rechtschaffener Familien. Die Räuber und das Mädchen

gaben den verhafteten Bürgern, Angeſicht gegen Angeſicht, mit ſo dreiſter Gewißheit eine Menge von Verbrechen ſchuld, daß die, nicht ſehr erleuchteten, Richter feſt überzeugt wurden, die Theilnehmer ſo vieler Bosheiten ſeyen nun endlich entdeckt. Und als die Angeklagten unerſchütterlich fortfuhren, alle jene Anſchuldigungen zu leugnen, waren die Richter ſchon im Begriff, ins Geheim die Tortur anzuwenden, um, ihrer Meinung nach, ohne weiteren Zeitverluſt und Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen.

Die vier Männer waren verloren, — ſo ſchien es. Alle Rechtſchaffenen beklagten ſie. Wer aber beſchreibt den Jammer der Frauen und der Kinder! —

Ein ehrwürdiger Prieſter vom Orden der Benedictiner, beſuchte die Unglücklichen. Auch dieſem betheuerten ſie vor den Augen des Allwiſſenden und auf das Kreuz des Erlöſers, ihre Unſchuld, und beſchworen ihn, bei der Heiligkeit und Kraft ſeines Amtes, die Gewiſſen der falſchen Zeugen zu erſchüttern, ſie zu warnen, daß ſie die Zahl ihrer Verbrechen nicht durch einen vierfachen Mord unſchuldiger Männer noch vermehren, ſondern daß ſie der Wahrheit die Ehre geben möchten.

„Aber wißt ihr denn auch nicht einen Grund mir anzugeben, warum jene Böſewichter, und beſonders, warum ein junges Mädchen, ein Kind, gegen euch auftritt und mit ſo großer Hartnäckigkeit Falſches bezeuget?“ —

„Wir wiſſen es nicht;“ antworteten ſie,“ wir haben mit jenen Leuten nie im Böſen in irgend einer Sache zu thun gehabt; auch das Mädchen kennen wir nicht weiter, als daß ſie, wie uns däucht, einige Zeit mit uns in derſelben Straße gewohnt hat. Zu Leide hat Niemand von uns ihr jemals das Geringſte gethan.“

Der Prieſter tröſtete die Unglücklichen mit guter Hoffnung durch himmliſchen Beiſtand, und verſprach

ihnen, daß er, ſeiner Seits für ihre Rettung alles thun werde, was nur irgend in ſeinen Kräften ſtehe.

Die Gefahr war dringend. Die Hinrichtung der Räuber war auf den folgenden Tag angeſetzt. Dieſer letzte Abend mußte für die Rettung der vier unglücklichen Bürger entſcheiden.

Der Geiſtliche ließ, ſo bald er die Bürger verlaſſen hatte, die junge Anklägerin derſelben vor ſich kommen. Er führte ihr mit großer Kraft die Abſcheulichkeit ‘s Verbrechens zu Gemüthe, unſchuldiges Blut zu vergießen; er ſchilderte ihr die Strafen der Ewigkeit, er zeigte ihr die Flammen des Abgrundes. Sie fing an zu zittern, zu erbleichen; aber deſſen ungeachtet betheuerte ſie noch immer, die Wahrheit geredet zu haben. Der Prieſter frohlockte in ſeinem menſchenfreundlichen Herzen; er hielt die unglücklichen Männer ſchon für gerettet; welch ein Augenblick der Wonne ſchwebte vor ſeinen Augen! — Er glaubte, um den Starrſinn des Mädchens völlig zu brechen, nichts weiter mehr nöthig zu haben, als daß er ihr den Jammer vier unglücklicher Frauen und zehn armer, verwaiſeter, unſchuldiger Kinder ſchilderte. — Aber jetzt faßte ſie ſich zuſehends wieder; ihre Stimme wurde mit jedem Augenblick dreiſter und feſter; ſie beharrte mit zunehmendem Trotze auf ihrer Behauptung, daß jene vier Männer Verbrecher wären, und bat den Prieſter mit Empfindlichkeit, ſie in Zukunft mit den beleidigenden Vermuthungen einer lügenhaften Anklage zu verſchonen.

Bittere Traurigkeit im Herzen, ungewiß endlich ſelbſt, was er von dieſer räthſelhaften, ſchrecklichen Sache denken ſollte, ſchwankend zwiſchen Hoffnung und Furcht, ging er nun in den Kerker zu den Räubern. Was aber blieb ihm hier noch zu hoffen übrig, da ihm bei einem jungen Mädchen, welches die Unſchuld ſelbſt zu ſeyn ſchien, ſo wenig gelungen war? —

Es war der Vorabend der Hinrichtung. Man hörte in dem Dunkel des Kerkers ganz deutlich den

dumpfen Schall der Aexte vom Platze her, wo das Blutgerüſt aufgerichtet wurde.

Still, bleich, Todesſchweiß auf der Stirn, ſaßen die drei Miſſethäter, von der Laſt ihrer ſchweren Ketten niedergezogen, in den drei Winkeln des Gewölbes am feuchten Boden.

Der Prieſter grüßte ſie mit chriſtlicher Milde. Seufzend, ohne die Augen aufzuſchlagen, dankten ſie leiſe.

„Euer Leben auf Erden geht zu Ende!" redete er ſie an, „noch dieſe Nacht und eine kurze Morgenſtunde, dann bricht eure Todesnacht ein, und von dem Gericht eurer menſchlichen Richter tretet ihr in derſelben Stunde vor das Gericht des Ewigen und Allwiſſenden."

„Iſt es möglich, ehrwürdiger Vater," ſeufzte der Aelteſte der drei Miſſethäter, „daß wir dort noch Gnade finden können?" —

„Ja!" antwortete der Prieſter, „ja! aber nur unter der Bedingung, daß ihr keine verheimlichte Miſſethat vor des Allwiſſenden Richterſtuhl mit euch nehmt, keine Miſſethaten, welche dort gegen euch ſchreien, euch anklagen und verurtheilen, euch der ewigen Verdammniß unerrettbar überliefern."

„Ehrwürdiger Vater!" ſchrien jetzt alle drei mit hohlen, kläglichen Stimmen, „rettet die unſchuldigen Männer, welche als unſere Helfershelfer durch falſche Anklagen gefangen ſitzen. Sie ſind unſchuldig! — Ach wären wir ſo unſchuldig wie ſie! — Eine hölliſche Schadenfreude hat uns verleitet, der Schlange, welche gegen ſie zeugte, beizuſtimmen. Es ſind unſchuldige Männer. Rettet, rettet ſie! Erwerbt uns den letzten Troſt bei unſerm Hinſcheiden, daß wir durch das Leiden unſerer letzten Stunde, die Pein der Ewigkeit abkaufen."

O Glück des redlichen Mannes! — Wie eilte er zu den Richtern! mit welchem Feuer ſprach er für die Unſchuldigen! Wie ließ er nicht nach, bis er die Richter bewogen hatte, noch dieſen Abend eine außerordentliche Sitzung zu halten! —

(Beſchluß folgt.)

Die Todtenkapelle zu Sedlitz.

Schon einige male iſt in dieſen Blättern von merkwürdigen Todtenkapellen Nachricht gegeben worden. Zu denſelben gehört auch die, welche ſich bei dem Kloſter Sedlitz, in der Nähe von Kollin in Böhmen befindet. Man ſteigt zwanzig Stufen zu ihr unter die Erde. Sie hält ungefähr ſechzig Fuß in das Gevierte. Vier Pyramiden aus lauter Schenkel- und Schienbeinknochen, theilen ſie in vier Felder. Dieſe Pyramiden ſind ungefähr zwanzig Fuß hoch und ſechzehn Fuß breit, und haben in der Mitte eine Oeffnung, ſo daß man durchſehen kann. Oben befindet ſich eine Gallerie von Todtenköpfen. Vier Altäre in dieſer Kapelle ſind aus Rückgradknochen zuſammengeſetzt; außerdem iſt ſie mit vielen Guirlanden von Todtenköpfen und Schenkelknochen verziert, welche durch Drath zuſammengehalten werden. Alle dieſe Gebeine ſind ganz weiß. Der Sage nach ſoll ein Geiſtlicher der Urheber dieſer ſonderbaren Sammlung geweſen ſeyn. Da er das Unglück hatte, blind zu werden, ſo legte er ſich ſelbſt die Buße auf, alle Gebeine, die von einem Gottesacker, der nur Fromme in ſeinem Schooße litt, ausgegraben worden waren, in dieſe künſtliche Ordnung zu bringen. Nach Vollendung ſeines Werkes flehte er zum Patron des Kloſters, ihm das Geſicht nur auf kurze Zeit wieder zu geben, damit er doch ſeine Arbeit ſehen könnte. Seine Bitte wurde erfüllt. Aber bald darauf ſtarb er, und ſeine Gebeine ruhen in der, von ihm ausgeſchmückten, Kapelle.

E. H. Schwabe.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 23. Mai 1811. 62.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Vikar aus Rochester.
Eine wahre Anekdote.

In einem Kirchspiele der englischen Grafschaft Rochester starb unlängst ein reicher Geistlicher, der eine überaus einträgliche Pfarre gehabt hatte. Es meldeten sich sogleich, wie man leicht denken kann, eine Menge Kandidaten bei dem Minister, um diese Stelle zu erhalten. Einige gaben Bittschriften ein; andere ließen Empfehlungsschreiben für sich durch die dritte Hand aufsetzen; noch andere suchten den Kammerdiener des Ministers, der in einigem Ansehen bei ihm stand, zu bestechen — kurz, man sparte kein Mittel, diese reiche Pfründe zu erhaschen.

Ein armer Vikarius, der die Dienste des Verstorbenen, eines großen Geizhalses, fast umsonst und gleichsam um Gottes Willen, versehen hatte, wagte es nicht, sich um die Pfarre zu melden, ob er gleich unter allen übrigen, die darauf Anspruch machten, der Würdigste war.

Er schmachtete mit einer zahlreichen und zärtlich geliebten Familie im Elende, und seine Dürftigkeit war so groß, daß er nicht einmal eine anständige Kleidung besaß, in welcher er sich dem Minister persönlich hätte empfehlen können. Der ansehnliche Hausrath des verstorbenen Predigers wurde in einer öffentlichen Auction verkauft, und der gute Vikarius — dem alle übrigen Hausgeräthe viel zu theuer und zu kostbar waren, erstand für einige Schillinge einen alten, großen, hölzernen Kasten, den sonst Niemand haben wollte, und den er für das Wenige, was er kostete, gut zu gebrauchen dachte.

Der Kasten schien ihm, seiner Größe nach, inwendig sehr geräumig, und zur Aufbewahrung von allerlei Kleinigkeiten seines dürftigen Hausrathes sehr geschickt.

Er fand ihn aber enger, als er geglaubt hatte, und vermuthete daher einen doppelten Boden. Nach vielem Besehen, Umkehren und Messen, entdeckte er endlich einen verborgenen Schieber — er öffnete ihn — und siehe da! es fand sich ganz im tiefsten Hintergrunde ein Kästchen mit einer Summe von 500 der schönsten Guineen! Welch ein Fund! und welch ein Anblick für einen Mann, der das Geld so nothwendig brauchte! Dazu kam noch der Gedanke an die völlige Sicherheit, mit welcher er sich diesen gefundenen Schatz zueignen konnte, ohne daß irgend Jemand nur den geringsten Argwohn schöpfen und ihm diese Summe wieder abfordern könnte.

In dem Augenblicke dieser erfreulichen Entdeckung kamen die beiden jüngsten Kinder des Vikars, und baten, in einem sehr dringenden Tone, um — ein Morgenbrot. Der Vater umarmte die Kleinen, seufzte, hob seine halb thränenden Augen gen Himmel, faßte sodann mit rascher Entschlossenheit die Goldrollen, eilte in das Pfarrhaus, übergab die ganze Summe den Erben des verstorbenen Geistlichen, und erzählte ihnen, auf welche Art er dazu gekommen wäre.

Und was thaten die Erben? Sie begnügten sich

mit einem kalten Lobe seiner That, dankten dafür, strichen das Geld ein und ließen den Vikar seines Weges gehen.

Einer von seinen Nachbarn erfuhr diese Begebenheit, und eilte, so schnell er konnte, zu dem ehrlichen Finder.

„Mein Freund, sprach er, sind Sie nicht ein Thor? das günstige Glück bot Ihnen ein Mittel dar, Sich und die Ihrigen auf einmal aus aller Noth zu retten, und Sie machten keinen bessern Gebrauch davon? Wird sich je wieder eine solche Gelegenheit zeigen? Sind Sie nicht Gatte und Vater?"

„Wohl bin ich das, antwortete der Vikar — aber ich bin auch Mensch und kenne meine Pflichten, ja, ich lehre sie öffentlich vor dem Volke — soll ich nicht mit meinem eigenen Beispiele vorangehen? Glauben Sie mir, ich fühle die bedrängte Lage der Meinigen mehr als zu tief, aber noch tiefer fühle ich in meinem Innersten, daß ich so handeln mußte. Was wäre Religion, was Moral, was Tugend, wenn sie gerade bei solchen Lockungen nichts über uns vermöchten? wenn sie nicht jede andere Empfindung, jede andere Neigung zu unterdrücken fähig wären?"

„Mangel leiden, mit ewigen Nahrungssorgen kämpfen, und fast Hungers sterben, ist doch auch sehr hart — erwiederte der Nachbar. Ich bewundere Ihre Ehrlichkeit, aber wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich das an Ihrer Stelle gethan hätte."

„Berechtigt mich dies, war die Antwort des Vikars, anders zu handeln als ich that?" Nun setzte er seinem Freunde mit eben so vieler Sanftmuth als Herzlichkeit die Pflichten, die uns die Moral in solchen Fällen unnachläßlich auferlegt, auseinander, und der Nachbar ging, mit erhöhten Gefühlen der Bewunderung seines Freundes, nach Hause.

Tugend wird hier nicht immer äußerlich belohnt, und was wäre sie — wenn sie dies immer würde? Wir übten dann Tugenden aus Eigennutz, ohne tugendhaft zu seyn. Aber ganz unbelohnt bleibt dennoch die Tugend auch in diesem Leben nie; das hohe Selbstbewußtseyn, recht gehandelt zu haben, ist einem edlen Gemüth der schönste Lohn. Nur ein ganz versunkener Mensch hat dafür keinen Sinn und begreift es nicht. Doch die seltne Rechtschaffenheit unsers guten Vikars fand diesmal, nicht blos einen kalten Bewunderer, sondern auch einen warmen Verehrer. Eines Tages erschien ein Bedienter des Ministers mit dem Befehle, daß der Vikar morgen um die Mittagszeit sich bei ihm einstellen sollte.

Der arme Mann erschrak über diese Botschaft, und wußte nicht, was ein Lord von England mit ihm zu reden haben sollte. Er machte sich jedoch am folgenden Tage um die bestimmte Zeit auf, meldete sich im Vorzimmer und wurde sogleich vorgelassen.

Wie staunte der Vikar, als er beim Eintritte in den großen Prachtsaal eine zahlreiche, glänzende Versammlung der vornehmsten Herren des Königreichs fand.

„Sind Sie der Mann, redete ihn der Minister sogleich an, der die 500 Goldstücke fand und so ehrlich zurück gab?" —

Der fast beschämte Vikar bekannte nun demüthig sich zu dieser That, und in den Blicken aller Anwesenden war Achtung und stille Bewunderung zu lesen.

„Man führe diesen Mann seiner Bestimmung entgegen" — sprach jetzt der Minister. Stillschweigend folgte der Vikar einigen Bedienten, die ihm in eine Kutsche halfen, und gerade nach seinem Kirchspiele mit ihm zufuhren. Tausenderlei verschiedne Gedanken durchkreuzten die Seele des Ueberraschten, während er im Wagen saß. Man langte endlich im Kirchspiele an, und stieg gerade — vor der Pfarrwohnung ab.

„Meine Herren! sagte der Vikar, dies ist nicht meine Wohnung.“ —

„Von jetzt an ist sie es, antwortete ihm ein Kammerdiener, Mylord setzt Sie hier zum Pfarrer ein, und hat mir aufgetragen, Ihnen in seinem Namen zu sagen: Er verlange weiter nichts von Ihnen, als daß sie die edlen Gesinnungen Ihres Herzens immer beibehalten sollten. — Se. Herrlichkeit würden sich stets eine Ehre daraus machen, Sie seinen Freund zu nennen. Dies sind Mylords eigne Worte.“

Das freudige Staunen, das süße Schrecken des guten Vikars zu schildern, würde eben so unnütz als langweilig seyn. Sobald er sich daher wieder selbst überlassen war, flossen seine Empfindungen in lauten, mit heißen Thränen vermischten Dank gegen Gott und dann gegen seinen irdischen Wohlthäter über. O wie froh bin ich nun, sprach er, daß ich mein Glück nicht mit Aufopferung meiner Rechtschaffenheit zu machen suchte. O vergesset es nie, fuhr er zu seinen, ihn umarmenden, Kindern fort, vergesset es nie:

„Folgen wir blos unsern sinnlichen Neigungen, so machen wir uns wohl oft einzelne vergnügte Stunden und Tage; aber folgen wir der Stimme unsers Gewissens, so belohnt uns jeden Tag ein mit uns selbst zufriednes Herz.

Lenke.

Symbolische Fürstenbestätigung.

Wenn sonst, von Karls des Großen Zeiten an bis ins 15te Jahrhundert, im Fürstenthum Kärnten ein neuer Herzog gewählt worden war: so mußte er jedesmal von einem Bauer eingesetzt werden. In Glasendorf lebte eine Bauerfamilie, der dieses Recht erblich zukam und deren Mitglieder daher selbst Herzoge von Glasendorf genannt wurden. Eine Meile von Klagenfurt, der Hauptstadt des Herzogthums, lag auf einem

Felde ein runder Marmorstein, in welchem das fürstliche Wappen eingehauen war. Trat ein neuer Herzog seine Regierung an: so wurde dieser Stein mit Schranken umgeben. Um diese herum versammelte sich das Landvolk sehr zahlreich; der Bauer ging am bestimmten Tage an den feierlichen Ort und setzte sich auf den Stein. Nun erschien der neue Landesfürst mit einem Hirtenstabe in der Hand, in grober, bäurischer Kleidung, mit einem schlechten Hute auf dem Kopfe und eben solchen Schuhen an den Füßen. Ihm zur Seite gingen zwei Vornehme des Landes, denen die sämtlichen Adelichen mit dem Panier des Herzogthums folgten. Der Graf zu Görz, als Erbpfalzgraf in Kärnten, führte zwischen zwei kleinern Panieren den Zug an. Auf der einen Seite des neuen Herzogs wird ein schwarzes Rind und auf der andern ein mageres, abgetriebenes Ackerpferd einhergeführt. Sobald der, auf dem Marmorsteine sitzende, Bauer den Fürsten ansichtig wurde, rief er in wendischer oder slavischer Sprache: wer ist der Mann, der da so stolz einherprangt? Das umstehende Volk antwortete: der Fürst des Landes kommt! Darauf fragte der Bauer: ist er auch ein gerechter Richter, ein Beförderer der Wohlfahrt unseres Landes und des gemeinen Besten? Ist er auch ein Beschirmer des christlichen Glaubens und der Wittwen und Waisen? Ja, erwiederte das Volk, er ist es und wird es künftig seyn! Hierauf mußte der Fürst dem Bauer versprechen, daß er sich nicht weigern wolle, um der Gerechtigkeit willen so arm zu werden, daß er sich mit einem Pferd und Rind nähren müsse. Nach diesem Angelöbniß fragte der Bauer weiter: Wie und mit welchem Rechte wird er mich von dem Steine wegbringen? Der Graf von Görz antwortete: Man wird dich mit 60 Pfennigen von dannen kaufen, du wirst diesen Ochsen und dieses Pferd, die beiden vorzüglichsten und nützlichsten Thiere, als dein Eigenthum erhalten; du wirst das Fürstenkleid zu

dir nehmen und dein Haus wird frei und unzinsbar seyn. Der Fürst hatte nämlich sein Kleid vor dieser Handlung ausgezogen. Hierauf gab der Bauer dem Herzoge einen gelinden Backenstreich und gebot ihm, gerechter Richter zu seyn. Sogleich stand er auf, verließ den Stein und führte sein Vieh hinweg. Jetzt wurde der Fürst zum Stein geführt; er trat herauf, wendete sich nach allen Seiten, schwang ein bloßes Schwert in der Luft herum und versprach dem Volke gutes und gerechtes Gericht. Hierauf begab sich der Herzog in die, auf einem nahen Berge gelegene, Peterskirche, wechsete sodann seinen bäurischen Anzug wieder mit der fürstlichen Kleidung und ging mit der Ritterschaft zur Tafel. Nach aufgehobener Tafel ritt der Fürst hinüber zum Lehnstuhl, der im Zollfelde stand, setzte sich mit dem Gesichte nach Sonnenaufgang, leistete so der Landschaft mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Fingern den gebräuchlichen Eid und versprach in demselben: sie bei allen althergebrachten Freiheiten und Gnaden zu handhaben und bleiben zu lassen. Der Fürst dagegen empfing nun die Huldigung und vertheilte und bestätigte die Lehen. Nach der Huldigung und Belehnung begab sich der neue Fürst wieder in die Kirche, wo die ganze Ceremonie mit einem feierlichen Gottesdienst endigte. Der letzte Fürst, der sich dieser sonderbaren Ceremonie noch ganz unterwarf, war der Herzog Ernst von Oesterreich, im Jahre 1414, der Vater des Kaisers Friedrichs des Vierten. Die nachfolgenden Herzoge, die immer zugleich römische Kaiser waren, unterzogen sich aus diesem Grunde der vorgenannten Ceremonie nicht. Der Kaiser Maximilian I. wurde durch den Ausbruch eines Krieges daran verhindert. Doch alle mußten den Landleuten von Kärnten einen Revers ausstellen, daß diese Unterlassung der Wahlbestätigung weder ihnen noch ihren Nachkommen an ihrer Freiheit und alten Gerechtigkeit schädlich seyn solle.

Hesse.

Unbescheidne Neugier.

Ein neugieriger Mensch trieb die Zudringlichkeit so weit, daß er einen Minister, der eben aus dem Staatsrathe kam, fragte, ob der Staat Krieg bekommen, oder Frieden behalten würde. „Jetzt weiß ich darauf noch nicht zu antworten," entgegnete der Minister, „ich habe die heutigen Zeitungen noch nicht gelesen."

K—r.

Poetischer Lehrbrief
für den Wanderer durchs Leben.

Willst du durchs Erdenthal gehen,
Mußt du das Leben verstehen.
Frag die Weisheit um Rath;
Denke! — dann schreite zur That!

Webst du auf schwankendem Stege,
Kreuzen sich strauchelnde Wege,
Löschet im Dunkel dein Licht:
Glaube! — dann irrest du nicht!

Wenn du mit grausenden Stürmen
Ringst, und die Wogen sich thürmen,
Nahen dir Jammer und Schmerz:
Hoffe! — dies stärket das Herz!

Willst du im rosigen Scheine
Wandeln durch Thäler und Haine,
Soll dich die Freude umfahn:
Liebe die Menschheit fortan!

Wandrer, die Stunde verrinnet!
Nur wer das Leben gewinnet,
Trägt auch das Kleinod davon.
Lebe der Tugend, mein Sohn! —

Dr. Ihlins.

Meiningen.

Digitized by Google

Die Insel Buss.

No. 11.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 25. Mai 1811. 63.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Insel Baß.

(Zum Kupfer Nr. 111)

Wenn manche Küsten und Felseninseln der nördlichen Länder dadurch merkwürdig sind, daß man mit der größten Lebensgefahr an ihnen herumklettert, um die Eiderdunen zu sammeln: so sind wieder andere Inseln und Küsten dadurch bemerkenswerth, daß Vögel auf ihnen nisten, welche man, theils ihres eigenen, theils des Fleisches ihrer Jungen wegen, zu fangen sich großen Mühen und Gefahren unterzieht. — Zu diesen Inseln gehört die abgebildete Insel Baß. Sie liegt in Süd-Schottland auf dem Meerbusen von Edinburgh, dieser großen kühnen Stadt, an der Küste der Grafschaft Lothiana bei dem Firth of Forth. Ein festes Bergschloß soll auf ihr erbaut seyn. Man sollte diese Baßinsel, nach Pennants Reisen durch Schottland und die hebridischen Inseln, eigentlich Baßfelsen nennen. Denn es ist wirklich ein Felsen von einer entsetzlichen Höhe und liegt eine Meile vom Ufer. Auf der Südseite sieht die Spitze wie ein Kegel aus; der übrige Theil hängt über die See hin und gewährt ein äußerst fürchterliches Ansehen.

Nach diesem Felsen kommen alljährlich verschiedene Arten von Wasservögeln, um daselbst zu brüten, keine aber häufiger als die Gannets oder Solandsgänse. Man darf sie nicht schießen; denn die Insel ist verpachtet, und der Pächter ziehet den meisten Vortheil aus dem Verkaufe der jungen Gannets und der Kittiwake. Diese Vögel gehören zu den Baumgänsen, die auch schottische oder Rothgänse genannt werden. Ihr Gefieder ist braun, Kopf und Hals schwarz; eben so die Brust. Um den Hals läuft ein weißer Ring. Die kältesten Länder des Nordens sind ihr Vaterland. Den Saatfeldern thun sie großen Schaden. Am liebsten nähren sie sich von den sogenanten Entenmuscheln. Sie haben ein wohlschmeckendes Fleisch und lassen sich zähmen. Ihren Namen führen sie von ihrem Geschrei: Not! Not! Die jungen Gannets werden zu Edinburgh das Stück zu 20 Pence verkauft, und sollen die einzigen Eßwaaren seyn, deren Preis seit hundert Jahren nicht gestiegen ist. Die Vögel, welche auf dem beifolgenden Kupfer die Baßinsel umschwärmen, sollen diese Gannets oder Baumgänse vorstellen. H—e.

Neid.

Eine traurige Geschichte.

(Beschluß.)

Welche Belohnung für sein Herz, für seine Mühe als er die Räuber feierlich die Erklärung abgeben hörte: „Jene vier Männer sind mit uns nie auf irgend eine Weise verbunden gewesen und es sind, so viel uns bekannt ist, durchaus unbescholtene Bürger. Nur Schadenfreude hat uns verleitet, sie zu Gefährten unsers Unglücks machen zu wollen. Das Zeugniß der jungen Dirne ist eine schändliche Verläumdung, eine teufliſche Lüge.“

Die Dirne ſtand da, und hörte ihre Anklage. Noch einige Augenblicke beharrte ſie ſtarrſinnig bei ihren Betheurungen. Die Richter erlaubten es den Miſſethätern, ſie durch einige Fragen irre zu machen. Sie fing an zu ſtocken und ſich in ihren lügenhaften Antworten zu verwickeln und zu verſprechen. Die Räuber klirrten ſchrecklich mit den Ketten und drohten, wenn ſie nun durch ihre Schuld, mit unſchuldigem Blute beſpritzt, zur Hölle fahren müßten, dann auch als Höllengeiſter ſie ewig zu peinigen und zu plagen.

Dieſe grauſenvollen Drohungen brachen endlich den Starrſinn. Die Dirne geſtand mit lautem Schluchzen, daß ihre Anklage eine Lüge ſey.

„Aber was hat dich zu einer ſo unerhört gottloſen Lüge bewegen können?“ ſo fragten die Richter, ſo fragte der Prieſter voll Schauder und Erſtaunen.

„Der Neid“ antwortete die ſchluchzende Verbrecherinn. „Ich konnte es nicht ertragen, die Frauen und Töchter meines Nachbarn ſo ſchön gekleidet zu ſehen, während ich in einem armſeligen Aufzuge umherſchleichen mußte. Ich wollte es ſie empfinden laſſen, daß ſie nicht ſo freundlich mir entgegen kamen, als andern Nachbarinnen ihres Gleichen. — Dieſes iſt mein aufrichtiges Sündenbekenntniß! — Möge der barmherzige Gott mir wegen meiner innigſten Reue Vergebung angedeihen laſſen!“

Die vier unſchuldigen Männer wurden hierauf den Ihrigen wiedergegeben. Die Räuber litten den verdienten Tod mit derjenigen Faſſung, welche die Hoffnung giebt. Dem verwahrloſeten Mädchen wurde Zeit geſchenkt, in einem Zucht- und Beſſerungshauſe über das Unglück nachzudenken, welchem derjenige mit jedem Schritte entgegen taumeln kann, der dem Neide Raum giebt in ſeinem Herzen.

Berta lag ſchluchzend an dem Buſen ihrer Mutter. Die Mutter aber ſchenkte ihr bald nachher einen Ring, auf deſſen roſenrothen Schmelz mit ſchwarzer Schrift die Worte ſtanden: „Burgos.“ Niemand kannte den Sinn dieſer Worte, als Berta und die Mutter.

Seit dieſer Zeit wurde Berta ein durchaus liebenswürdiges Frauenzimmer. Denn von dieſem Tage an verſchwand der einzige Fleck, welcher ſie entſtellt hatte, — der Neid.

Chr. Niemeyer.

Der blinde Kerſting.

Die Fähigkeit, von den äußern Gegenſtänden Eindrücke zu empfangen, und ſich dieſer Eindrücke bewußt zu werden, heißt der äußere Sinn. Mit der Regſamkeit deſſelben beginnt die Entwickelung der geiſtigen Vermögen. Die vollſtändige Ausbildung der Sinnenwerkzeuge hat ſowohl auf die Entwickelung des Geiſtes, als auch auf die Vollkommenheit des Körpers einen höchſt wohlthätigen Einfluß. Durch fünf Sinnenwerkzeuge iſt der äußere Sinn ſinnlicher Anſchauungen fähig. Die Vollſtändigkeit dieſer Anſchauungen hängt von der Geſundheit und Geübtheit der Sinnenorgane ab. Die Sinne ſind einer ſo großen Uebung fähig, daß bisweilen der Verluſt des Einen durch die Verſtärkung des andern erſetzt wird. Vor 20 Jahren ſtarb ein gewiſſer Kerſting. Dieſer Mann mußte in ſeiner Jugend oft ſpät in der Nacht durch einen dunkeln Gang gehen. Aus Furcht ſchloß er dabei oft ſeine Augen zu, und machte bei verſchloſſenen Augen eine Bemerkung, welche ihm für ſeine nachmalige Blindheit äußerſt wichtig ward. So oft er ſich nämlich einem feſten Gegenſtande näherte, fühlte er eine gewiſſe Wärme über dem ganzen Körper. Hierauf übte er ſich öfter, mit verſchloſſenen Augen zu gehen, und ſtets empfand er jene Wärme in der Nähe eines großen Gegenſtandes. Durch dieſe Uebung gelangte er allmälig ſo weit, daß er ſich niemals ſtieß. In der Folge ward er blind und taub. Jene Fertigkeit leiſtete ihm vortreffliche Dienſte; denn überall konnte er ohne Gefahr

vor Verletzung herumgehen. In seiner Blindheit schrieb er nicht nur ein Werk vom Beschlagen der Pferde, sondern verfeinerte sein Gefühl so weit, daß er alle, mit grober Schrift gedruckten, Bücher fertig lesen konnte. Er fühlte nämlich jeden einzelnen Buchstaben mit den Fingerspitzen. Auch vertrieb er sich die Zeit damit, daß er sich Hyazinthen und Tulpenzwiebeln pflanzte, Obstbäume in seinem Garten oculirte und pfropfte, Nelken ablegte und dergleichen. Jeden Morgen besuchte er seine Blumen und Gewächse, befühlte sie auf das genaueste, wußte mit seinem feinen Gefühle ganz genau alle Arten seiner Blumen zu unterscheiden, und jedes Auge und Knöspchen an seinen Bäumen war ihm so bekannt, daß es Niemand hätte wagen dürfen, ihm ein Blatt oder eine Knospe abzubrechen. So ersetzte ihm sein verfeinertes Gefühl fast alle Vortheile, welche ihm sonst das Gesicht gewährte. Allein auch das Gehör ward ihm dadurch ersetzt. Eines Morgens lag seine Frau mit dem Mund zufälliger Weise an seiner Schulter und gab der, ins Schlafgemach tretenden, Magd einige Aufträge. Bei ihrem Sprechen fühlte er eine Folge sonderbarer Veränderungen in seinem Arme. Hierdurch aufmerksam gemacht, ließ er sich von ihr seine Hand an den Mund legen, und jeden Buchstaben des Alphabets nach der Reihe auf seine Hand aussprechen. Bei jedem Buchstaben fühlte er eine andere Empfindung in seinem Körper. Sorgfältig merkte er sich dieselben, weil er fand, daß jede bei Wiederhelung desselben Buchstaben immer die nämliche blieb. Durch fleißige Uebung erlangte er bald eine so große Fertigkeit, daß seine Frau, obschon er völlig taub war, nichts weiter nöthig hatte, als seine Hand auf ihren Mund zu legen und sachte dagegen zu reden, um sich mit ihm eben so leicht, als ob er das schärfste Gehör hätte, unterhalten zu können. Als sie zum ersten mal laut das Alphabet auf seine Hand hinsagte, dünkte es ihm, indem sie das A aussprach, als ob er ersticken müßte. Sein Herz ward beklemmt, er zitterte und bebte an allen Gliedern,

schrie laut vor Angst, und sagte zu seiner Frau: mein Gott, was fängst du mit mir an? Eben deswegen vermied sie nachmals diesen Buchstaben, so oft sie konnte, oder sprach ihn nur so leise, als möglich, aus. Uebrigens meldet man von ihm, daß er während seiner Blindheit und Taubheit fast beständig in einem sehr glücklichen, außerordentlich heitern Zustande lebte, und einen sehr lichtvollen Verstand besaß.

Käppel.

Der Goldkarpfen.

Dieser chinesische und japanische Fisch, der auch chinesischer Goldfisch (Cyprinus auratus Lin. franz. La Dorade chinoise.) genannt wird, ist ohne Zweifel der schönste und prächtigste aller, bis jetzt bekannten, Fische. Er soll ursprünglich aus einer See nicht weit von einem hohen Berge, Thiengking bei der Stadt Thanghou, in der Provinz Che-Kiang stammen. Er hat die ganze Karpfengestalt; nur ist der Kopf größer, als am Karpfen. Seine goldglänzenden Farben, die wie glühende Kohlen im Finstern einen Schein zurückwerfen, vergleicht man gewöhnlich mit der aufgehenden Morgenröthe. Wie groß er in seinem natürlichen Zustande werden kann, ist unbekannt. Auch die Chineser und Japaner halten ihn zur Pracht in Teichen ihrer schönen Gärten oder in Zimmern in gläsernen Vasen, wo er durch die Zähmung nothwendig leidet. Da man ihn nun auch sogar nach England, Holland, Dänemark und Deutschland verpflanzt hat, so kann diese Veränderung der Himmelgegenden nicht ohne Wirkung auf seine Größe geblieben seyn. Die Goldkarpfen werden bei uns in Vasen kaum 4 bis 8 Zoll groß; die man aber in kleine Teiche oder Hälter setzt, werden zwölf bis vierzehn Zoll lang. Vermuthlich hat auch die Zähmung die große Veränderung, welche man in ihrer Gestalt und Farbe wahrnimmt, veranlaßt. Denn man findet Einige mit einer Rückenflosse, oder nur mi

einem Ansatze dazu, oder sie fehlt ganz; andere, die einen gespaltenen Schwanz haben, da er bei Manchen drei Mal gespalten ist; einige haben kurze, andre lange Bauchflossen. Auf gleiche Weise sind sie auch in der Farbe verschieden: einige sind über und über morgenrothfarben; andre mit schwarzen Flecken oder schwärzlich, und noch andre silberfarben (Silberfische); aber alle haben einen prächtigen Glanz. Sie vermehren sich übrigens außerordentlich stark und geben ein vortreffliches Gerichte, werden aber nur selten gegessen, weil sich immer Liebhaber finden, die sie zum Vergnügen halten. Wer dergleichen Fische im Zimmer in gläsernen Vasen halten will, muß ihnen einen Tag um den andern frisches Wasser geben und sie mit kleingepflückten Oblaten, feinen Semmelkrumen, mit gedörrten, zu Pulver gestoßenen, Eyerdottern, und mit Fliegen füttern. Im Winter fressen sie 3 bis 4 Monat lang nicht. Man wirft ihnen gern grüne Kräuter hinein, darunter sie sich verstecken können. Doch muß das Wasser, das man ihnen giebt, Teich- oder Flußwasser, nicht Brunnenwasser seyn.

Sonst hat Deutschland auch Goldfische, die aber dem Goldkarpfen bei weitem nicht gleichkommen. Zum Beispiel:

Die Goldschleihe Cyprinus Tinca aurea. Lin. eine Abänderung unsrer gewöhnlichen Schleihe, die man vorzüglich in Schlesien und Böhmen antrifft. Sie hat durchsichtige Schuppen, durch welche eine matte Goldfarbe schimmert, die über den ganzen Körper verbreitet ist. Hin und wieder sind schwarze Punkte über den Körper wie ausgestreut. Ein allerdings seltner und schöner Fisch, der die Größe eines Karpfens erlangt.

Die Orfe (Urff, Oerfling, Frondenfisch) Cyprinus Orfus. Lin. Dieser schöne Fisch wird in den Seen und Flüssen des südlichen Deutschlandes gefunden; er hat einen hervorstehenden Oberkiefer, eine schöne Orangenfarbe, und wird sogar mit dem chinesischen Goldkarpfen verwechselt, da er fast gleiche Schönheit hat und ebenfalls in vielen Teichen blos zur Zierde gehalten wird. Er wird bis über einen Fuß groß, ist breit; Rücken und Seiten sind gelbroth, die Backen und der Bauch silberfarben. Die Nahrung ist die des Karpfens.

Es giebt noch eine Abart, an welcher der Rücken blaugrün, die Seiten heller, und Kehle und Bauch silberweiß sind. Diese Art findet man vorzüglich in Flüssen; jene aber in Seen und Teichen, wo sie als eine Schönheit gehegt; diese aber mehr gegessen wird.

Suttinger.

Zwei Charaden

Zwei Worte sind in diesem Wort verbunden.
Die erste Hälfte wird oft da gefunden,
Wo frohe Gäst' im schön erhellten Saal
Sich niedersetzen zum willkommnen Mahl.
Die andre Hälfte aber strebt nach Wunden.
Der Jäger führt sie, wenn er mit den Hunden
Dem Eber nachspürt in dem Eichenthal,
Damit er zu dem vorerwähnten Mahl
Die erste Hälfte bringe, diesen schönen Bissen!
Nun, dächt' ich, könntst du wohl das Ganze wissen.

Chr. Niemeyer.

Die beiden Ersten kannst du nicht entbehren,
In jedem Hauche ist für sie ein Thron;
Doch mußt du ihrer Uebermacht stets wehren,
Sonst ist ein großes Mißgeschick dein Lohn.
Denn alles können sie beinah' verzehren,
Nur nicht mein Zweites, dessen eine Art
Als Ganzes wird die Ersten dir gewähren,
Hast du es sorglich mit Metall gepaart.

E. H. Schwabe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 27. Mai 1811. 64.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Abentheuer in der Räuberschenke.

Eine wahre Anekdote.

Entschlossenheit und Geistesgegenwart waren schon oft die einzigen Retter aus den dringendsten Gefahren, und entwaffneten nicht selten selbst die mörderische Faust der entschlossensten Böswichter. Folgende Anekdote aus dem Leben des Grafen T*** eines durch mannichfache Abentheuer und merkwürdige Schicksale ehemals sehr ausgezeichneten Mannes, mag zum Beweise dieses Satzes dienen. Ob es gleich nöthig schien, einige kleinere Nebenumstände in ein anderes Gewand einzukleiden, so verliert die Geschichte selbst dadurch weder an Wahrheit noch an Interesse, und darf in gegenwärtiger Form auf einen kleinen Platz in diesen Blättern wohl Anspruch machen.

Der Graf T** machte einst, in einem leichten Wagen, und nur von einem einzigen Bedienten begleitet, eine Reise von Warschau nach Prag.

In der Mitte des Weges, als er etwa noch einige Meilen von der Stadt entfernt war, in welcher er über Nacht bleiben wollte, wurde er von einem gewaltigen Platzregen übereilt. Die Jahrszeit war rauh, der Abend dämmerte schon herein, und der anhaltende Regen machte es fast unmöglich, den Ort der Bestimmung noch heute zu erreichen.

Nichts war daher unsern Reisenden angenehmer, als der Anblick eines nicht grossen, aber, wie es schien, ganz artigen Wirthshauses, welches ganz einzeln am Wege lag. Der Graf stieg vor demselben ab, dachte hier ein paar Stunden sanft zu schlafen, um kommenden Morgen desto früher seine Reise fortzusetzen.

Der Wirth, der seinen Gast sogleich mit vieler Freundlichkeit empfing, schien ein sehr artiger Mann zu seyn, und wies dem Grafen ein oberes Zimmer an, zwar nicht groß, aber nett, und mit Geschmack möblirt. Der Graf, den die lange Reise und das üble Wetter müde und hungrig zugleich gemacht hatten, bestellte beim Wirthe ein gutes Abendbrot, worauf er sich zur Ruhe legen wollte. Während der Zeit, als die Wirthin das Abendbrot bereitete, ging der Graf herunter in die Gaststube, um seinen Wirth näher kennen zu lernen. Der Graf hatte auf seinen vielfältigen Reisen die Gewohnheit angenommen, sich immer in den allgemeinen Gaststuben aufzuhalten. Er war gern unter Menschen von allerlei Ständen und Charakteren, er ließ sich gemeiniglich mit ihnen in Gespräche ein, ließ sich Neuigkeiten von ihnen erzählen, und theilte selbst deren so viele mit, als er wußte.

Er war überhaupt einer der besten Gesellschafter; er konnte eben so gut erzählen, als zuhören — und sprach mit jedem über Dinge, von denen er merkte, daß sie in sein Fach schlügen, oder sonst nach seinem Geschmacke wären. Es gab daher selten einen Fremden, der nicht Behagen an dem Grafen gefunden hätte, sobald er nur ein paar Worte mit ihm gesprochen hatte. An Stoff konnte es einem Manne — der sich von Jugend auf in der Welt herumge-

trieben, und ſo mannichfaltige Dinge geſehen und gehört hatte, freilich nicht fehlen. Auch beſaß er das Talent, ſeine Erzählungen, welches nicht ſelten Abentheuer waren, die er ſelbſt erlebt hatte, mit gefälligem und lebhaften Witz zu würzen, und bald Neugier und Erwartung, bald auch Lachen zu erregen.

So unterhielt er ſich jetzt auch mit ſeinen Wirthsleuten, und die Unterhaltung mußte um ſo angenehmer ſeyn, da der Wirth Soldat geweſen war, und den Grafen mit manchen Gegenabentheuern bewirthen konnte.

Inzwiſchen war das Abendbrot fertig geworden, und der Graf verzehrte es in Geſellſchaft ſeiner Wirthsleute mit großem Appetite; denn man hatte wirklich aufs beſte für ſeinen Magen geſorgt. Unter mannichfaltigen Geſprächen waren ſchon einige Stunden vergangen und der Graf hatte ſich wieder munter geredet und munter getrunken.

Ein junges Dienſtmädchen war während dieſer Zeit in der Wirthsſtube oft auf- und abgegangen und hatte den Grafen, auf deſſen Erzählungen ſie immer mit hinhorchte, zuweilen mit einer gewiſſen betrübten Miene angeſehen, welche ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entging. Er vermuthete nicht ohne Grund, daß etwas Sonderbares dabei mitwirken müſſe, und beobachtete das Mädchen genauer. Sie hatte etwas ſehr Ehrliches und Unſchuldiges in ihrem Geſichte, was ganz zu ihrem Vortheile ſprach, ſchien aber dabei immer eine gewiſſe bange Unruhe ſchwer verbergen zu können.

Es war wirklich ſo. Sie wollte dem Grafen gern einen Wink der Warnung geben, und wußte nicht, wie ſie ihm unvermerkt beikommen ſollte.

Endlich gelang es ihr doch, indem ſie den Grafen etwas hinbringen mußte, ihn bei dieſer Gelegenheit unmerklich an ſeinem Kleide zu zupfen. Der Graf warf hierauf einen Blick auf ſie, und merkte nun wohl, daß ſie gern mit ihm ſprechen wollte.

Als ſie wieder die Stube verlaſſen hatte, entfernte er ſich unter einem unverdächtigen Vorwand ebenfalls daraus und fand das Mädchen draußen ſchon auf ihn wartend. Aengſtlich und eilfertig flüſterte ſie ihm die Worte zu:

„Gnädiger Herr, ich bitte ſie um Gotteswillen, „ſehen ſie ſich vor — ſie ſind nicht in guten Händen — man weiß, daß ſie viel Geld bei ſich haben, und will ihnen dies und ihr Leben zugleich „dieſe Nacht rauben. Schon hat man nach Helfershelfern geſchickt. Aber verrathen ſie mich nicht! „Merkt man das Geringſte, ſo bin ich verloren.“

Kaum hatte ſie dieſe wenigen Worte geſagt, ſo eilte ſie wieder in die Küche, und überließ den Grafen ſeinen eignen Betrachtungen.

Man kann leicht denken, von welcher Art dieſe ſeyn mußten. Der Graf war einen Augenblick betroffen; aber nur einen Augenblick; denn ſein Entſchluß war ſogleich gefaßt, und eine bewundernswürdige Geiſtesgegenwart ließ ihn auf der Stelle die zweckmäßigſten Maßregeln ergreifen.

Es würde nicht übel ſeyn, wenn unſere Leſer ihre Neugierde etwas zügelten, ſich ganz in die gegenwärtige Lage des Grafen ſetzten, und ehe ſie noch weiter läſen, mit ſich zu Rathe gingen, was würdeſt du wohl unter ſolchen Umſtänden thun, welche Maßregeln ergreifen, um die drohende Gefahr abzuwenden?

Viele werden hier vielleicht denken: das beſte Rettungsmittel wäre wohl die ſchnellſte Flucht geweſen; — allein war dies unter gegenwärtigen Umſtänden ausführbar? Es war Nacht, der Regen ſtrömte aus den Wolken; die Pferde waren ermüdet — die Gegend umher war öde, das Wirthshaus lag ſo einſam — man hatte den Grafen hier gleichſam im Netze; — ein vorſchneller Lärm, den er machte, mußte ſeine Lage eher verſchlimmern als verbeſſern; — was ſollte er thun?

Mit möglichſter Unbefangenheit kehrte der Graf in die Wirthsſtube zurück. Keine Verlegenheit, keine Angſt war in ſeinem Geſichte lesbar; ja er hatte ſo viel Gewalt über ſich, daß er ſogar ſeine heitere Miene beibehielt, und, als wäre nicht das Geringſte vorgefallen, den abgebrochenen Faden des Geſprächs wieder anknüpfte, und noch eine gute Weile fortführte. Endlich ſprach er: nun müſſen wir doch an die Ruhe denken, wir haben heute genug geplaudert.

Der Wirth nebſt ſeiner Frau ergriffen ſogleich ein paar Leuchter, um ihren Gaſt in ſein Zimmer zu leuchten und ihm dann gute Nacht zu wünſchen.

Jetzt traten ſie in das Zimmer — und jetzt war für den Grafen der Augenblick da — zu handeln! So eben wollten ſich die Wirthsleute wieder entfernen; ſchnell aber ging die freundliche, zutrauliche Sprache des Grafen in einen rauhen und gebieteriſchen Ton über, und mit donnernder Stimme gebot er „Halt!“

So wie er vom Wagen abgeſtiegen war, hatte er in dem Zimmer, worin er jetzt ſchlafen ſollte, eine Doppelflinte, welche er beſtändig auf ſeinen Reiſen mit ſich führte, an die Wand gehängt, und ſeine Augen hefteten ſich ſogleich beim Eintritte in das Zimmer darauf. Indem er das furchtbare „Halt“ gerufen hatte, war auch ſchon die Hand nach dem Gewehr ausgeſtreckt und der Hahn deſſelben geſpannt.

Man denke ſich die Ueberraſchung der beiden Wirthsleute, die auf dieſen Ausgang durchaus nicht gerechnet hatten. Ein wahrhaft entſchloſſener Mann beſiegt einen feilen Böſewicht ſchon durch ſeine überlegene Geiſteskraft. So auch hier. Der Graf befiehlt nunmehr der Wirthin hinunterzugehen und ſich ſchlafen zu legen; zu dem Wirthe aber ſpricht er: Sie bleiben dieſe Nacht hier auf meiner Stube — und können, wenn ſie wollen, hier wachen oder einſchlafen, das iſt mir gleich; aber ich ſchwöre es ihnen zu, bei der geringſten Widerſetzlichkeit, bei dem geringſten Geräuſch, das ich vor der Thüre höre, jage ich Ihnen die 3 Kugeln, womit jeder dieſer 2 Läufe geladen iſt, durch den Kopf. —

Hier war keine Einwendung zu machen — der Graf hörte durchaus keine Vorſtellung weiter an — die Wirthin entfernte ſich, vor Schrecken mehr todt als lebendig, und ihr Ehemann blieb — Gefangner.

Der Graf legte ſein Gewehr neben ſich auf den Tiſch, beſchäftigte ſich die ganze Nacht hindurch mit Leſen und Schreiben — indeß ſein Gefangner ziemlich weit von ihm entfernt, ſich in einem Winkel der Stube zuſammengedrückt hatte, und wohl gerne eingeſchlafen wäre, wenn es der tödtliche Schreck und die große Angſt ſeines Herzens hätten erlauben wollen.

Der herzhafte Graf hingegen konnte die ganze Nacht hindurch ruhig fortleſen und einige Briefe ſchreiben. Nicht das leiſeſte Geräuſch ſtörte ihn.

So bald der Morgen dämmerte, brachte die Wirthin dem furchtbaren Gaſte den beſtellten Kaffee, und der Graf nöthigte ſie, bevor er eine Taſſe anrührte, erſt ſelbſt zu trinken. Da dies geſchehen war, trank er die übrigen Taſſen ruhig aus, foderte ſeine Rechnung, die äußerſt billig gemacht worden war, bezahlte ſie, befahl anſpannen zu laſſen und dankte, wie er hörte, daß alles zur Abfahrt bereit ſey, dem Wirthe in einem höflichen Tone für — geleiſtete Geſellſchaft.

An der Hausthüre, als er im Begriff war, in den Wagen zu ſteigen, fragte er nach dem Dienſtmädchen, ſeiner Retterin, unter dem Vorwande, ihr ein Trinkgeld für die geſtrige Aufwartung zu geben. Man mußte ſie ſchnell herbeirufen. „Ich kann deinen Dienſt nicht mit Geld bezahlen, ſagte der Graf zu ihr — dazu iſt er zu groß, und eben ſo wenig kann ich dich der Rache dieſer Leute ausſetzen — Willſt du in meiner Begleitung bis in die nächſte Stadt fahren, wo ich eine anſtändige Verſorgung

für dich auszumitteln gedenke? Mit einem Sprunge war das gutmüthige Mädchen im Wagen, und dieser rollte davon. —

Edel hatte der Graf schon die ganze Nacht hindurch sich mit dem Gedanken beschäftigt, für seine Lebensretterin zu sorgen. Sie war nun, wenn gleich mit Hinterlassung alles ihres Eigenthums, der Rache ihrer Herrschaft entzogen, und sie erzählte dem Grafen, daß man ihr gedroht hätte, ihr ihren Lohn zu geben, so bald nur der Fremde sich erst entfernt haben würde.

Von seinem Bedienten, der in der Gaststube geschlafen hatte, erfuhr der Graf, daß um die Mitternachtszeit drei fürchterliche Kerls, mit Waffen versehen, sich leise zur Hausthür hereingeschlichen, aber nach einiger Zeit auch wieder entfernt hätten.

Das Mädchen, welches erst seit einigen Wochen in diesem Hause war, erzählte dem Grafen noch: daß, während dieser Zeit, schon zwei hier eingekehrte Fremde plötzlich verschwunden wären. — Der Graf zeigte in der nächsten Stadt die ganze Sache den Gerichten an. Man schickte ein Kommando Soldaten nach dem bestimmten Orte; aber man fand nicht mehr, was man suchte, denn die Verbrecher hatten sich bereits der bürgerlichen Gerechtigkeit durch die Flucht entzogen.

Lenke.

Die Künstelei.

Um zu dem hohen Ziel der Bildung zu gelangen,
Hat dreifach unser Geist die Segenskraft empfangen.
Er denkt, er fühlt, er will: das ist des Menschen Ruhm:
Doch Künstelei entstellt sein schönstes Eigenthum.

Ihm ward, ein Himmelslicht im dunkeln Erdenleben,
Die Wahrheitsforscherin, Vernunft, von Gott gegeben.
Zur Weisheit leitet sie; vom Irrwahn macht sie frei:
Doch welch ein Irrlicht täuscht uns durch Vernünftelei!

Vernünftelei bethört den unbefang'nen Glauben,
Und setzt, im Wissensstolz, die Worte meist auf Schrauben.
Von dieser Künstelei, Vernünftler, kehrt zurück;
Denn ihr gefährdet sonst der Menschheit Ruhm und Glück!

Im tiefen Herzen wohnt, in anspruchloser Hülle,
Empfindung, rein und zart, des Hochgenusses Fülle.
Durch sie nur wird es klar, was schön und edel sey:
Doch welch ein Zerrbild gibt dafür Empfindelei!

Empfindelei verseufzt die sonnenheitern Tage,
Und weiht der Unnatur die Freude wie die Klage;
Sie regt sich ungestüm bei eitler Kleinigkeit,
Und bleibt wohl taub und stumm für die Erhabenheit.

Damit der Wille fest, der Wandel heilig werde,
Verbindet Frömmigkeit den Himmel mit der Erde;
Und die Versuchung geht gefahrlos dann vorbei:
Doch welch ein schädlich Gift verbreitet Frömmelei!

Die Frömmelei erborgt die Farben von der Tugend,
Betäubt des Greises Herz, erstickt den Geist der Jugend;
Ihr Wort ist heuchlerisch, und selbst die Miene lügt:
Drum wehe dem, der so die Welt und sich betrügt!

Wenn du vernünftig denkst und unverstellt empfindest;
Wenn du mit frommen Sinn den Weg zum Ziele findest:
So bist du groß als Mensch und wandelst vorwurfsfrei;
Nur bleibe lebenslang entfernt von Künstelei!

Trautscholdt.

Auflösung der zwei Charaden im sechs und funfzigsten Stück.

Salzmann und Niemeyer.

Berichtigung.

Im 59. Stück dieser Jugendzeitung S. 468 Z. 9 von unten lies: st. halbverwelkten, halbverdeckten.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 30. Mai 1811. 65.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der zwanzigste August
oder:
die verschmitzte Zigeunerin.

Der Baron von W...., der in dem letzten Türkenkriege als österreichischer Offizier unter den Czekler Husaren diente, ist der Held einer Begebenheit, die sehr geeignet ist, von einer Art des Aberglaubens zu heilen. Er erzählt selbst Folgendes.

Ich verließ im Frühjahre 1788 Miskolvar in Transsylvanien, um zu meinem Regimente, das damals um Orsowa herumstand, einen Transport Rekruten zu führen. In einem Dorfe nicht weit von der Armee, lebte eine Zigeunerin, die das Geschäft einer Marketenderin trieb. Meine Rekruten waren sehr abergläubische Leute. Sie wollten sich von dieser Frau wahrsagen lassen. Ich lachte über ihre Leichtgläubigkeit und streckte zum Spaße auch meine Hand der alten Sybille hin. „Der zwanzigste August," sprach sie zu mir in einem ernsten Tone, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen. Ich bat sie, sich deutlicher zu erklären; allein sie wiederholte blos dieselben Worte mit Nachdruck, und als ich wieder nach meinem Zelte zuging, schrie sie mir mit noch größerm Pathos nach: der zwanzigste August. — Man wird leicht glauben, daß dieser Datum unauslöschlich in mein Gedächtniß geschrieben ward. Wir kamen zur Armee, wo auch wir unsern Theil von Gefahren und Strapazen erhielten. Es ist Jedermann bekannt, daß die Türken in diesem Kriege keine Gefangenen machten. Die Offiziere hatten ihren Untergebenen für jeden feindlichen Kopf, den sie ins Lager brächten, einen Dukaten versprochen, und die Janitscharen und die Spahis, das sind türkische Reiter, wetteiferten, Dukaten zu verdienen. Unsre Vorposten wurden oft Opfer dieser wilden Begierde der Türken. Es verging keine Nacht, ohne daß ihre Soldaten mit Uebermacht kamen, Köpfe zu suchen; und diese Unternehmungen wurden so heimlich und schnell ausgeführt, daß ihre Absicht nur selten mißlang. Daher widerfuhr es uns oft, daß wir am Morgen bemerkten, daß ein Theil unsers Lagers von Körpern ohne Köpfe bewacht wurde. Der Prinz von Koburg, um diesem Unglück zuvorzukommen, befahl, daß alle Nächte ein starkes Kavallerie-Detachement über die Linien hinaus geschickt würde, um diese zu schützen. Diese Piquets bestanden gewöhnlich aus 100 oder 200 Pferden. Allein die türkischen Generale, denen es unlieb war, die Geschäfte ihrer Soldaten unterbrochen zu sehen, schickten, um diese zu schützen, ungleich stärkere Piquets, als die unsrigen, aus, und die Folge davon war eine weit gesegnetere Aernte von Köpfen, die wir an sie verloren. Es wurde so gefährlich, an diesen nächtlichen Piquets Theil zu nehmen, daß ein Offizier der dazu kommandirt war, gewöhnlich sein Testament machte. So blieben die Sachen bis zum Monat August. Verschiedene Scharmützel, die indessen vorgefallen waren, veränderten die Stellungen der beiden Armeen nicht. Acht Tage vor dem 20. August, diesem Tage so trauriger Vorher-

verkündigung, ſahe ich die Zigeunerin in mein Zelt kommen, der ich oft Lebensmittel abkaufte. Sie bat mich ſehr inſtändig, ihr auf den Fall, daß ich an dem, von ihr vorhergeſagten, Tage getödtet würde, wie ich es werden würde, etwas zu vermachen. Sie fügte hinzu, wenn die Vorherſagung nicht in Erfüllung ginge, ſo mache ſie ſich anheiſchig, von ihrer Seite mir einen großen Korb voll Tokaier Wein umſonſt zu geben, eine in dieſem Augenblick ſehr wichtige Sache, wegen der großen Seltenheit. Ich glaubte gewiß, dieſe Frau habe den Verſtand verloren. Es war allerdings in meiner Lage ſehr möglich, daß ich nicht mehr lange lebte; aber ich hatte doch keine Urſache zu glauben, daß ich eher den 20. Auguſt, als jeden andern Tag ſterben würde. Ich ließ mir daher den Vorſchlag gefallen und verſprach ihr zwei Pferde für 50 Louisd'or gegen ihren Tokaier. Der Vertrag, der mir nur ein Spaß ſchien, wurde förmlich vor dem Regimentsquartiermeiſter, der die Stelle eines Zeugen vertrat, abgeſchloſſen.

Endlich kam der 20. Auguſt, dieſer gefürchtete Tag. Nichts veranlaßte mich zu glauben, daß ich an dieſem Tage dem Feinde ausgeſetzt ſeyn würde. Zwar mußte das Regiment, bei welchem ich ſtand, in der folgenden Nacht das Piquet geben. Allein ich hatte zwei Kameraden vor mir, die es anführen mußten. Abends, in dem Augenblicke, wo ſich die Huſaren zum Aufbruch fertig machten, meldete der Chirurgus dem Kommandanten, der Offizier, der das Piquet kommandiren ſollte, ſey plötzlich von einer gefährlichen Krankheit befallen worden. Der folgende Offizier wurde kommandirt, ſeine Stelle zu erſetzen. Dieſer equipirte ſich ſchnell, hatte die Mannſchaft zuſammengebracht; allein ſein Pferd, das gewöhnlich ſehr ſanft war, zeigte ſich dieſes Mal ſo unbändig und bäumte ſo gewaltig, daß es ihn zu Boden warf, und der Offizier im Fallen das Bein brach. Nun war alſo die Reihe zu marſchiren an

mir, und ich geſtehe es, daß die Vorſtellung, gerade den 20. Auguſt aufzubrechen, meine Einbildungskraft nicht ganz ruhig ließ, als ich mit meinem Detachement das Lager verließ. Ich hatte 80 Huſaren von meinem Regimente und 120 von einem andern mit mir, alſo in Allem 200 Mann. Unſer Poſten war 1000 Schritt vor der erſten Linie. Wir hatten dicht bei uns einen Moraſt, der ganz mit hohem Schilf bewachſen war. Wir hatten Ordre, nicht abzuſitzen, und 1 u. ½ Stunden mit blankem Säbel und geſpanntem Karabiner ſtehen zu bleiben. Schildwachen hatten wir nicht. Kaum hatten wir uns geſtellt, als wir ſchreien hörten: Allah! Allah! Und in dem Augenblicke waren alle Pferde unſers erſten Gliedes durch das Feuer oder den Säbel von 7 bis 800 Türken, zu Boden geſtreckt, die indeſſen eben ſo viel verloren, als wir. Die Türken kannten das Terrain; ſie ſchloſſen uns ein und wir geriethen gänzlich in Verwirrung. In der Unordnung, in welcher wir waren, ſchoß man auf beide Seiten und hieb zu, wo es auch hintraf. Ich erhielt 8 Bleſſuren, theils vom Feinde, theils von meinen eignen Leuten. Mein Pferd, tödtlich verwundet, ſtürzte zu Boden und mein rechter Fuß ſteckte unter demſelben feſt; ich mußte im Staube liegen bleiben. Das Blutbad wurde nur durch das Piſtolenfeuer erleuchtet, bei welchem Lichte ich bemerkte, daß meine Soldaten ſich mit einem Muthe wehrten, der an Verzweiflung grenzte. Allein die Türken, die von Opium berauſcht waren, richteten eine fürchterliche Niederlage unter ihnen an. In kurzer Zeit war nicht ein einziger Oeſterreicher mehr da. Die Sieger bemeiſterten ſich der Pferde, die noch zum Dienſte tauglich waren, plünderten die todten und verwundeten Soldaten und ſchickten ſich nun an, ihnen die Köpfe abzuſchneiden, die ſie in Säcke ſteckten, womit ſie ſich für dieſen Zweck verſehen hatten. Meine Lage war nicht angenehm. Da ich gut türkiſch verſtehe, ſo hörte ich, wie ſich die Muſelmänner von allen Seiten aufmunterten, das Geſchäft ſchnell zu beendigen,

damit ſie fertig wären, wenn von unſrer Seite Hülfe käme, und keinen einzigen Kopf zu vergeſſen, damit ſie bei ihrer Rückkehr die verſprochenen 200 Dukaten bekämen. Dieſer Umſtand, in Rückſicht der 200 Dukaten, bewies, daß ſie vollkommen von der Stärke unſeres Detachements unterrichtet waren. Mitten in dieſer Unordnung bekam mein Pferd eine neue Wunde und machte eine convulſiviſche Bewegung, wodurch ich meinen Fuß frei bekam. Dadurch kam ich auf die Idee, zu verſuchen, mich in den Binſen des Moraſtes zu verbergen. Mehrere meiner Soldaten hatten dieſes Mittel ſchon verſucht und waren entdeckt worden; aber jetzt war das Feuer nicht mehr ſo heftig, und die größere Dunkelheit gab mir Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Ich hatte nur zwanzig Schritte zu thun, und mit vieler Anſtrengung gelangte ich an den Moraſt, der mich aufnehmen ſollte, nachdem ich auf mehrere Türken geſtoßen war, die meine Flucht zu hindern ſuchten. Ich hörte einen Türken ſchreien: Ein Ungläubiger iſt uns entwiſcht! wir wollen ihn ſuchen! Andere antworteten: „es iſt unmöglich, daß er in dem Moraſte ſey.“ Weiter hörte ich nichts; mein Blutverluſt machte, daß ich ohnmächtig wurde, und als ich wieder zur Beſinnung kam, war die Sonne ſchon lange aufgegangen und ich hatte daher ſchon mehrere Stunden in dieſer Lage zugebracht. Ich war bis an die Knie in den Moraſt geſunken; mir ſtanden die Haare zu Berge, wenn ich an die Begebenheiten der Nacht dachte; meine Einbildungskraft verweilte ganz bei dem 20. Auguſt, den die Zigeunerin als todtbringend vorherverkündiget hatte. Ich zählte meine Wunden, ich hatte deren 8; allein keine war gefährlich; es waren blos Säbelhiebe, die nur die Muskeln der Arme, des Rückens und der Bruſt verletzt hatten. Die Nächte waren ſehr friſch in dieſem Lande; ich trug daher einen dicken Pelzrock, der viele Hiebe aufgefangen und ihre Heftigkeit entkräftet hatte. Ich hörte

das Stöhnen und Aechzen der verwundeten Pferde auf dem Schlachtfelde. Die Menſchen waren durch die Güte der Türken ſehr ruhig. Ich ſuchte mich aus der unbequemen Lage herauszuarbeiten, in der ich mich befand; und nach den Anſtrengungen von einer Stunde gelang es mir. Ungeachtet ein Krieg gegen die Türken gewöhnlich alles menſchliche Gefühl abſtumpft: ſo konnte ich doch eine lebhafte Bewegung in mir nicht unterdrücken, als ich die Scene der Verwüſtung betrachtete, die ſich meinen Augen darbot. Ich ging vorwärts auf das Feld der Zerfleiſchung, als ich mich auf einmal von einem Türken in einer wahren Rieſengeſtalt ergriffen fühlte, der ohne Zweifel zurückgekommen war, um ſich zu vergewiſſern, daß ſeinem erſten Nachſuchen nichts entgangen ſey. Man male ſich meine gräßliche Empfindung, wovon ich durchdrungen ſeyn mußte, indem ich meine gefaßte Hoffnung auf eine ſo grauſame Weiſe hinſinken ſahe! „Hier iſt meine Uhr, redete ich ihn auf türkiſch an, mein Geld, meine Uniform, aber um Gottes willen tödte mich nicht!“ Auf dieſe, in dem demüthigſten Tone vorgebrachte, Bitte antwortete der Barbar ganz kalt: „Alles, was du haſt, iſt ſo ſchon mein; aber ich muß auch noch deinen Kopf haben.“ Zugleich band er den Riem, der meine Huſarenmütze unter dem Kinn befeſtigte, los, und band mein Halstuch ab. Ich war ohne Waffen, ohne Vertheidigungsmittel. Bei der geringſten Bewegung, die ich gemacht hätte, würde er mir den Säbel in die Bruſt geſtoßen haben. Ich umſchlang ihn mit meinen Armen und flehte um Gnade; aber, taub gegen meine Bitten, fuhr er nur fort, meinen Hals zu entblößen. „Habe Erbarmen,“ flehte ich noch einmal, meine Familie iſt reich, mache mich zum Gefangenen, ich verſpreche dir ein anſehnliches Löſegeld.“ — Sey nur ruhig und halte ſtill, entgegnete er, daß ich dir den Kopf abſchneiden kann. Und ohne weiter etwas zu ſagen, zog er die Nadel aus meinem Hemdenhalſe. Er hatte es nicht verwehrt, daß ich ihn um-

faßt hielt, wahrscheinlich, weil er sein Uebergewicht kannte, oder vielleicht aus einem Reste von Mitleiden, das durch den Gewinn eines Dukatens noch nicht ganz unterdrückt werden konnte. Während er meine Nadel heraus zog, fühlte ich in seinem Gürtel etwas sehr hartes, es war ein eiserner Streithammer. Sey ruhig, wiederholte er, und das waren wahrscheinlich die letzten Worte, die ich in dieser Welt gehört hätte, wenn nicht das Entsetzen vor einem so schrecklichen Tode mir den Gedanken zugeführt hätte, den Hammer leise aus seinem Gürtel zu ziehen. Er bemerkte es nicht und schon hielt er meinen Kopf in der einen Hand und seinen Säbel in der andern, als ich durch eine plötzliche Bewegung mich seinen Händen entwand und ihm mit aller Kraft einen Schlag mit dem sehr schweren Hammer auf den Leib versetzte. Er wankte; ich gab ihm einen zweiten Schlag mit eben solchem Nachdruck. Sein Säbel fiel aus der Hand und er selbst stürzte zu Boden. Es ist überflüssig, hinzuzusetzen, daß ich ihm seine eigene Waffe mehrere Male durchs Herz stieß. Jetzt lief ich, so schnell ich konnte, nach unsern Vorposten zu, deren Gewehre ich durch die Sonnenstrahlen von Weitem blinken sahe. Ich kam im Lager an. Mein Oberster glaubte in mir ein Gespenst zu erblicken. Bald stellte sich ein Entzündungsfieber ein, aber in 6 Wochen war ich von diesem und von meinen Wunden geheilt und verließ das Hospital. Bei meiner Rückkehr ins Lager besuchte mich die Zigeunerin und zahlte pünktlich den Korb Tokaierwein, den sie, laut unsers Vertrages, verloren hatte. Ich erfuhr, daß während meiner Abwesenheit viele ihrer Vorhersagungen in Erfüllung gegangen waren, welches ihr viele Vermächtnisse eingebracht hatte. Ich muß es gestehen, diese einzelnen Nachrichten erregten mein Erstaunen.

Einige Zeit darauf kamen zwei Ueberläufer an. Es waren Servier, die bei dem Transport der türkischen Bagage angestellt gewesen und aus Furcht einer verwirkten Strafe entflohen waren. Als diese die Zigeunerin sahen, kannten sie selbige wieder und erklärten, sie wäre in der Nacht häufig ins Lager der Türken gekommen, und habe ihnen Nachrichten von den Bewegungen unsrer Armee überbracht. Wir waren alle sehr erstaunt über diese Entdeckung; denn diese Frau war uns in mehrern Fällen sehr nützlich gewesen, und wir hatten oft die Gewandheit bewundert, mit der sie die gefährlichsten Aufträge ausrichtete. Die Deserteurs beharrten auf ihrer Aussage und erklärten, sie selbst wären oft gegenwärtig gewesen, als diese Frau den Türken Nachricht von unsern Stellungen gegeben, daß sie ihnen unsre Plane entdeckt und sie zu den kleinen Attaquen aufgefordert hätte, die uns schon so vielen Schaden gebracht hatten. Sie fügten hinzu, die Zigeunerinn sey mit einer türkischen Chiffre versehen, die ihr als Paß diene. Diesen überführenden Beweis fanden wir allerdings bei ihr und sie wurde zum Tode der Spione verurtheilt. Vor der Exekution befragte ich sie noch über die, mich betreffende, Vorhersagung. Sie gestand mir, daß sie, indem sie beiden Armeen als Spion gedient, und oft jeder die Absichten der andern verrathen hätte, sie doppelte Vortheile davon getragen habe. Bei ihrem Wahrsagen habe ihr die Einfalt derer viel geholfen, die sie fragten, oft habe auch ein bloßer Zufall ihre Aussprüche wahr gemacht. Was die, mir geschehene, Voraussagung anlange, so sagte sie mir, daß sie deswegen einen so langen Zwischenraum des, mir bevorstehenden, Todes angezeigt habe, um ihr Ansehen zu vermehren, und daß sie, als die Zeit näher gekommen sey, die Türken veranlaßt habe, das Piquet anzugreifen, das den 20. August kommandirt werden würde. Da sie gewußt habe, daß noch zwei Offiziers vor mir an der Reihe des Kommandos wären, so haben sie dem Einen präparirten Wein verkauft, wovon er erkrankt sey und in dem Augenblicke, als der Zweite das Pferd bestiegen, habe sie Mittel gefunden, in die Nasenlöcher des Pferdes eine glühende Kohle zu stecken, die die schon angezeigte Wirkung hervorgebracht habe.

Hesse.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 1. Juni 1811. 66.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Kleine Charaktergemälde.

Emilie, Albert und Ernst, sind Kinder des Herrn von B., des Besitzers eines reizenden Landgutes. Emilie zählt neun Jahre, Albert elf und Ernst, der jüngste, noch nicht acht. Von der schönen Natur umgeben, sind sie froh; von den Beispielen trefflicher Eltern, und mehrerer guten Menschen geleitet, würden sie schwerlich entarten können. Indeß sie sollen jetzt nicht beschrieben, sondern in gewissen Situationen handelnd dargestellt werden. Aus ihrem Benehmen wird klarer hervorgehen, was sie sind und einst seyn möchten.

I. Emilie.

Emilie hat, wie ihre übrigen Geschwister, ein kleines Gärtchen, welches sie sorgsam pflegt, und das ihr die Annäherung des Frühlings immer doppelt angenehm macht, weil dann ihre Sorgen bei Bestellung desselben angehen. Es besteht eigentlich in einer kleinen Abtheilung an der Seite des größeren Gartens. Ein schöner junger Kirschbaum ist die Zierde desselben. Seine Früchte, die zur schönsten ihrer Gattung gehören, machen den Reichthum Emiliens aus; sie dünkt sich nicht wenig, wenn ihre Kirschen reifen, und es verlohnt sich dann wohl, sich um ihre Gunst zu bewerben. Auch verdoppeln Albert und Ernst dann ihre Gefälligkeiten, und die sanfte Emilie scheint um diese Zeit wirklich etwas Ueberlegenheit zu äußern. Ihr Baum steht unweit des Zaunes, und ergötzt durch den schönen Anblick den Vorübergehenden. Die Kirschen waren vor zwei Jahren schlecht gerathen; nur Emiliens Baum hatte dennoch eine ziemliche Anzahl derselben. Eines Morgens, als sie früh aufgestanden war und nach den Garten ging, um für ihre Mutter die Erstlingsfrucht zu brechen — sah sie von weitem eine Figur in seinem Laube beschäftigt. Ach, und als sie näher kam, bestätigte sich ihre Furcht: ihr Kirschbaum ward geplündert. Der Freibeuter sprang bei Erblickung des Mädchens über den Zaun. Emilie lief und konnte sogleich ihren Schreck einem, nicht weit entfernten, Gärtnerburschen kund thun. Dieser, welcher dergleichen Vorfälle noch immer von einer andern Seite ansah, und immer dabei vielen Diensteifer bewies, war, als Emilie die Beschreibung des Menschen gegegeben hatte, schnell weg, und kam nach kurzem im Triumphe mit einem Bündel wieder. Der soll mir für die andern mit büßen, rief er aus, mag er liegen bleiben oder weiter kommen! Was geht das mich an! An einem Diebe ist nichts gelegen. —

Emilie erschrak. Aber wer ist denn der Mann? stammelte sie.

Das weiß ich nicht, erwiederte Christian. Da hatte er gut winseln; aber sein Bündel mußte mit fort. Löset er es nicht mit zwölf Groschen ein, so bekömmt er es nicht wieder! — Mag wohl seyn, daß er nicht viel mehr hat! —

Die arme Emilie gerieth jetzt in große Unruhe. Sie dachte an nichts weiter, als daß sie daran

Schuld war, daß ein Mensch sich in großer Verlegenheit befand — Warum hatte sie denn auch den harten Burschen gerufen! —

O lieber Christian, fing sie an, das habe ich ja nicht gewollt! Trage doch gleich dem armen Mann sein Bündel wieder hin! —

Ha! ha! brach Christian bei den Worten: „dem armen Manne" aus; das ist mein Nebenverdienst; das bekomm ich von Rechtswegen und werde mir's auch nicht nehmen lassen! —

Trag ihn doch nur hin, fuhr Emilie ängstlich fort; ich will dir die zwölf Groschen geben, wenn es dir nur darum zu thun ist. —

Und soll dann wohl noch um Vergebung bitten, daß ich so unhöflich war? — Desto besser, wenn er keine zwölf Groschen mehr hat.

Emilie sprang fort, erst nach ihrer Stube, dann wieder hinaus, den Mann zu suchen! Er konnte sich nicht weit entfernt haben, und wahrscheinlich hielt er sich noch in der Gegend des Gartens auf und hatte gleich starken Grund zu bleiben und sich zu entfernen. Bald sah sie ihn auch an einem Zaun gelehnt stehen, seinen Kopf auf die linke Hand gestützt. Sie nahte ihm, eilend und zögernd, mit Furcht und Verlangen. Der Mann erblickte sie erst, als sie schon ziemlich nah war, und fuhr erschrocken zusammen; denn er erkannte in ihr sogleich das Mädchen, das ihn vom Baume gescheucht hatte. Er that einen Schritt zurück; allein der Anblick des Kindes, das nicht ohne Absicht kam, und zu gut und schuldlos aussah, um ihm etwas Böses zu bringen, machte, daß er stehn blieb und sich nach demselben hinwandte. Emilie traf ihn noch; sie wollte sprechen, konnte aber nichts hervorbringen, als ein: da! wobei sie zwölf Groschen auf einen gefällten Baumstamm legte und mit Rehesschnelle davon sprang. —

Der Wanderer stand wie im Traume. Er nahm und folgte leise Emilien. Diese war durch seine niedergeschlagene Miene, in der sich Kummer und Reue malten, sehr gerührt worden. Ihn selbst zu befragen, dazu war sie zu ängstlich; sie eilte jetzt zum Vater, um bei diesem für den Mann zu bitten, und ihn zu vermögen, sich mit demselben in ein Gespräch einzulassen. Ihr Vater war im Garten gewesen und hatte die Worte des fühllosen Burschen mit großem Mißfallen gehört und die Ursache der Entfernung seiner Tochter geahnet. Jetzt kam er ihr entgegen und hatte das Bündel in der Hand.

Nun, Emilie, rief er aus; ich muß dir billiger Weise das Richteramt in Ansehung des Mannes, der dir deine Kirschen geraubt hat, überlassen, für welche Strafe stimmst du? —

O Vater, begann sie rasch: gieb mir das Bündel! Sie hatte es schon, wandte sich und fand den Menschen wenige Schritte hinter sich. Mit freudiger Miene reichte sie es ihm hin —

Hier, lieber Mann! —

Guten Morgen, begrüßte ihn Hr. v. B. Wohin geht der Weg? —

Gnädiger Herr, fing der Mann mit verschämter Miene und in reuvoller demüthiger Stellung an: ich habe Böses gethan — aber Sie strafen mich zu hart! —

Die Kirschen lockten auch zu sehr —

Ach, auf den Knien möchte ich Sie um Vergebung bitten! Noch habe ich keine Aehre vom fremden Felde ausgerauft; — aber der unglückliche Morgen, der unglückliche Morgen! — Nein, ich werde nicht wieder froh werden!

Aber wie kam er dazu, zu vergessen was recht ist? —

Ich bin ein reisender Handwerker, komme weit her und will jetzt nach meiner Heimat zurück. Mein Vater ist gestorben, und meine Mutter braucht mich. Ich hatte es wohl gut, wo ich war, und wäre nie fortgegangen; aber nun war es keine Frage mehr. Unterweges mußte ich eine Zeitlang liegen bleiben, weil ich krank ward, und mein Erspartes ging fast darauf.

Jetzt bestand meine ganze Baarschaft noch in zehn guten Groschen, damit soll ich noch zwanzig Meilen machen. Lieber Gott, ein Nachtlager giebt man mir nicht umsonst und Herbergen finde ich für mich nicht viel. Mit meinem Restchen mußte ich also sehr zu Rathe halten und sparen, um nicht zuletzt auf dem Felde liegen zu bleiben. Noch nie sprach ich jemand an. Nur in dem letzten Dorfe ging ich vor einem so schönen Hause vorbei. Da war ein stattlicher Herr, an den wandte ich mich; — aber ich will nicht sagen, wie hart ich angegangen ward. Ich ward abgeschreckt, jemals wieder ein Wort zu sagen, und schlich fort, wie ein Uebelthäter. Doch, dachte ich, vielleicht sind die Aermern mitleidiger, und als ich ein Kind mit einem großen Frühstücksschnitte vor einem Bauernhause stehn sah, fragte ich: ist dein Vater oder deine Mutter darin? — Das Kind wandte sich um und rief seine Mutter. Ich habe auch noch nicht gefrühstückt, liebe Frau, sprach ich bittend. — Nun, nun, war die Antwort, das wäre mir recht, wenn ich auch den Herumläufern noch Frühstück geben sollte. Ich sprach noch einige Worte; allein man wies mich sehr hart ab. — Darauf setzte ich mich an einem Schöpfbrunnen nieder, um mir einen Trunk herauf zu ziehen. Als ich den Eimer in die Höhe gebracht hatte, kam ein Knecht, um Wasser zu holen. — Du nimmst mir eine Mühe ab, sprach er, goß den Eimer in den seinen und schöpfte wieder. Es kam ein zweiter; ich bat, mich an die Reihe zu lassen; man fing an, anzüglich zu reden, und sprach vom Gesindel, das herumliefe. Mir ward es etwas warm ums Herz, und ich machte mich fort, weil ich meiner vielleicht nach einigen Worten nicht mehr mächtig gewesen wäre. Die Sonne stand schön am blauen Himmel; die Lerchen sangen so froh; ich wollte mich trösten und mußte weinen. So ging ich zuletzt, ohne vor und um mich zu sehen, bis ich hierher kam. Da faßte mich mein Unmuth, als ich die Häuser und das schöne Schloß da sah. — Wohl auch nur hartherzige Leute, die nicht werth sind, daß Gott sie segne, dachte ich. Da sah ich einen Kirschbaum an dem Zaune stehen. — Gnädiger Herr, ich weiß nicht mehr, was ich that; ich aß und stillte meinen Durst. Erquickung bedurfte ich, und man gibt dir doch nichts, wenn du bittest, glaubte ich in meinem Grimme. —

Der Mann gerieth hier in sichtbare Gemüthsbewegung; es würde hart gewesen seyn, ihm noch Vorwürfe zu machen; denn er fühlte es stark, daß, bei dem, welchen Noth und ein rascher, unüberlegter Entschluß zu etwas Unrechtem verleiteten, nach der Befriedigung des Bedürfnisses, mit der Besonnenheit bald die Reue zurückkehre, und noch stärker peinige, als vorher der Mangel. Ueber seinen Unmuth bekam er hier die Lehre, daß er nicht an der Güte der Menschen verzweifeln müsse, wenn auch hier und da einige ihres Namens unwürdig handelten.

Hr. v. B. nahm ihn mit sich in seine Wohnung, erquickte ihn mit Speise und Trank und gab ihm ein ansehnliches Zehrgeld mit. Vorher wollte er das Geld, welches ihm Emilie zur Auslösung seines Bündels gebracht hatte, wieder zurückgeben. Emilie freute sich über diese Ehrlichkeit, und legte ihm noch etwas zu, und Bruder Albert trug auch bei. Der Mann schied in Freuden, und von allen Seiten war vergessen, was die Ursache seiner Bekanntschaft gewesen war.

Wenn Emilie einem Fehlenden wohlwollte, der ihr etwas sehr Unangenehmes zugefügt hatte, und unruhig ward, daß sie ihm Schmerz verursacht hatte, — welche Gesinnungen wird sie gegen die Ihrigen, die sie liebten, gegen unzweideutige gute Menschen gehabt haben? — Sie war wirklich, wofür wir sie halten werden, eine zärtliche Schwester, eine gehorsame Tochter, ein gefühlvolles mitleidiges Mädchen,

das überall helfen will, und nicht darauf sieht, ob es auf ihre Kosten geschieht. Immer in Gesellschaft ihrer Mutter, waren die menschenfreundlichen Gesinnungen derselben in sie übergegangen, und sie freute sich, ihre Gehülfinn in vielen edlen Bemühungen derselben und oft ihre kleine Kundschafterinn zu seyn.

Da sie keine Schwester hatte, war Albert ihr Hauptgespiele. Daher ward derselbe der Schwester in so vielen Stücken ähnlich, als ein Knabe einem Mädchen ähnlich werden kann. Ihre sanften Gefühle fand man oft in ihm wieder; doch verdrängten sie nicht seine Lebhaftigkeit. Emilie sah gern seinen muthigern Spielen zu und verzieh ihm auch manche Kühnheit, ob sie gleich dabei immer nur Zuschauerinn blieb, und von Alberten auch nie zur Theilnahme eingeladen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cretins in Martigni in Unterwallis.

Unter Cretins versteht man Menschen von einer fehlerhaften Organisation; man findet sie vorzüglich in Gebirgsgegenden, und sie verdienen unsere Aufmerksamkeit, aber auch unser höchstes Mitleid. Martigni in Unterwallis scheint der Hauptsitz dieser Unglücklichen für die Schweiz zu seyn. Sie kommen als wohlgebildete Kinder zur Welt; nur erkennen Sachverständige sie an der dickeren Zunge, und späterhin am Blicke der Augen. Sie gedeihen sehr wohl, bis sich um die Zeit, wo sie anfangen sollen, ihre physischen und intellectuellen Kräfte zu entwickeln, der Mangel an beiden zeigt. Man findet sie im ganzen Thale häufig; so wie man sich an die Berge erhebt, vermindern sie sich, und verschwinden nach und nach ganz. Bei einigen herrscht eine völlige Stumpfheit des Geistes, und diese stehen noch unter den Thieren; andere erheben sich bis zu einem gewissen Grade der Albernheit; einigen fehlt alle Körperkraft; andere haben sie in hohem Grade. Besitzen sie einigen Verstand, so wenden sie ihn gewöhnlich zu muthwilligen Bosheiten an, z. B. Unrath in die Brunnen zu tragen, mit Steinen zu werfen, und dergleichen. Einige von ihnen können zum Lastragen, Wasserholen und zum Hüten der Ziegen gebraucht werden.

Gravenhorst.

Etwas zum Denken.

Eine sehr arme Stadt machte einen beträchtlichen Aufwand mit Freudenfesten und Erleuchtungen bei der Durchreise ihres Fürsten. Als dieser seine Verwunderung darüber äußerte, sagte ein Hofmann: Ew. Durchlaucht, diese Stadt hat nur gethan, was sie schuldig ist. „Das ist wahr, entgegnete ein Anderer; allein sie ist alles schuldig, was sie gethan hat!“

J. H. Lehnert.

Fünfsilbige Charade.

Die ersten zwei schmückten das festliche Kleid
Der Großen gar stattlich in früherer Zeit;
Die Mode verbot's, und du findest sie
An Narren nur noch und vierbeinigem Vieh.
Die letzten drei grüßten vom Thurm herab
Dich schon in der Wieg' und begleiten an's Grab
Dich einst. — Doch eh' dir das Leben verrinnt
Und der Winter entfleucht, nimm das Ganze geschwind!

Aug. Müller.

Auflösung des Logogriphen im sieben und fünfzigsten Stück.

Adler, Nadler, Tadler.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 3. Juni 1811. 67.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Katharina Heinrici.

Der, in der Geschichte berühmte, Sultan, Mahomet der Zweite, welcher Konstantinopel erobert und dadurch dem trapezuntischen Reiche ein Ende gemacht hatte, griff auch im Jahre 1470 die, auf dem Archipelagus gelegene, Insel Negropont an, welche unter der Herrschaft der Venetianer stand. Die Hauptstadt derselben, welche gleichen Namen führte, wurde belagert, und der, von den Venetianern gesetzte, Kommandant derselben, Namens Heinrici, ein edler und zugleich muthiger Mann, traf alle Anstalten zu einer tapfern Gegenwehr. Dieser Heinrici hatte eine Tochter, Namens Katharina, ein Frauenzimmer von seltenen Eigenschaften. Schon als Kind wurde sie, ihres artigen Betragens wegen, der Gegenstand allgemeiner Zuneigung des Volkes; und ihre reiferen Jahre hatten ihr nicht nur nichts von dieser Zuneigung entzogen, sondern sie noch mit den Gefühlen der aufrichtigsten Hochachtung vermehrt. Sie war eben so tugendhaft als schön, eben so verständig als bescheiden, und man hatte sie zur Gemalin für einen jungen, edlen Venetianer bestimmt, dessen Name Nigrelli genannt wird.

Katharina Heinrici hatte eben das zwanzigste Jahr ihres Alters erreicht, als Mahomet II. Negropont belagerte.

Da dieser Fürst den Angriff zu Wasser und zu Lande machte, so hatte Heinrici desto mehr Ursache, die zweckmäßigsten Gegenanstalten zu treffen, wenn es ihm gelingen sollte, sich mit Glück gegen einen so übermächtigen Feind zu behaupten. Weil es nicht möglich war, wie Heinrici zur Ersparung der Lebensmittel wünschte, die alten, zur Vertheidigung der Stadt unbrauchbaren, Leute zu entfernen — denn, alle Ausgänge zu Wasser und zu Lande waren vom Feinde gesperrt — so schickte man sie, um sie wenigstens nicht ganz unthätig zu lassen, an die, von den feindlichen Angriffen entferntesten Orte.

Allein die beträchtliche Anzahl der Einwohner hatte die Lebensmittel schon so aufgezehrt, daß man nach einem Zeitraume von einigen Wochen sich schon genöthigt sah, das Brot nach einem gewissen Maaß auszutheilen.

Inzwischen wurden die Türken mit eben so vieler Herzhaftigkeit abgetrieben, als sie den Angriff thaten, und man vertheidigte die Aussenwerke des Ortes eine geraume Zeit mit unermüdeter Tapferkeit.

Endlich aber bemächtigte sich der Sultan derselben. Er glaubte nun die Stadt schon erobert zu haben. Allein die Ausfälle, die der brave Heinrici thun ließ, waren so nachdrücklich, daß sie dem Sultan mehrere Tausend seiner besten Truppen kosteten, und seine Begierde, sich für diesen Verlust an den Negropontinern zu rächen, nur noch vermehrte.

Ein neuer Sturm, wo er, an der Spitze seiner Janitscharen, und von 20,000 Türken unterstützt wurde, machte in den Festungswerken eine beträchtliche Oeffnung; allein die Belagerten, durch das Beispiel ihres tapfern Kommandanten mit neuem Muthe

beſeelt, ſchlugen auch dieſen Sturm zurück. Die Janitſcharen wurden faſt alle im Angeſichte des Sultans in Stücken gehauen, und unter den übrigen Türken ein außerordentliches Blutbad angerichtet.

Mahomet wüthete vor Zorn und Beſchämung — und feſt entſchloſſen, dieſen erlittenen Schimpf im Blute der Negropontiner abzuwaſchen, befahl er, die folgende Nacht einen neuen Sturm zu wagen.

Die Zahl der Belagerten hatte ſich indeß bei einer ſo muthigen Gegenwehr, beträchtlich vermindert, und es war wenig Anſchein vorhanden, daß man einen neuen Sturm würde aushalten können, wenn man nicht zu außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht nähme.

Da trat die Tochter des tapfern Kommandanten, Katharina Heinrici, öffentlich hervor, verſammelte alle weiblichen Einwohner um ſich her, und redete ſie alſo an:

„Es ziemt freilich unſerm Geſchlechte nicht, Krieg mit Männern zu führen, ſo lange noch Männer ſelbſt zu unſerer Vertheidigung vorhanden ſind; — allein ihr wißt es, wie viele Tapfere ihr Blut für ihr Vaterland ſchon verſprützten. Sollten wir — da jene ſchon ſo vieles für uns thaten, nichts dagegen auch für Sie thun? Oder ſollten wir, indem jene faſt Alles thaten, ganz und gar Nichts thun? Iſt es für uns nicht ehrenvoller, dem Beiſpiele der Männer zufolgen, und lieber mit Ehren zu ſterben, als lebendig den Barbaren in die Hände zu fallen, von deren Wuth wir Alles zu fürchten, von deren Barmherzigkeit wir nichts zu hoffen haben?

Wohlan denn! ſeyd ihr geſinnt, wie ich, ſo ergreift die Waffen und helft mit kämpfen für Freiheit und Vaterland, für unſere Ehre und für unſer Leben!

Die allgemeine Achtung in welcher dieſe junge Heldin beim Volke ſtand, die Beredſamkeit die ihr von den Lippen ſtrömte, das Außerordentliche dieſer Szene machte auch einen außerordentlichen Eindruck, und wer nicht unter die allerfurchtſamſten ihres Geſchlechts gehörte, ſtellte ſich, durch ihr Beiſpiel mit Muth beſeelt, an die Seite der kühnen Jungfrau.

Man begab ſich an den Ort, wo die Feinde eine Oeffnung gemacht hatten, und unterſtützte die Belagerten, bei dem zweiten Sturme den die Türken thaten, mit bewundernswürdigem Eifer. Ganze Keſſel voll ſiedenden Oeles, Pechs und Waſſers wurden auf die Feinde hinabgeſchüttet, und ſie mußten, — unfähig zu widerſtehen, nochmals zurückweichen. Die Wuth des Sultans ſtieg in eben dem Grade, in welchem der Muth ſeiner Soldaten ſank. Er konnte jetzt nur Befehl zum allgemeinem Zurückzuge geben, indem er die Unmöglichkeit einſahe, mit ſeinen ermatteten und in Schrecken geſetzten Kriegern, für heute etwas Weiteres auszurichten.

Aber ſchon mit anbrechendem Tage ließ er einen neuen Sturm mit ſeiner ganzen Armee machen, und dieſer gelang es denn auch, in die Stadt einzudringen. — Allein man fand ſie faſt ganz verlaſſen, weil ſich die Beſatzung nebſt den Einwohnern in das feſte Schloß geworfen hatte.

Mahomet ließ ſogleich Sturmleitern an das Schloß legen, und man eroberte es, nach einem 2 ſtündigen Widerſtande.

Katharina befand ſich zwiſchen ihrem Vater und ihrem Verlobten Nigrelli, als ſich die Türken des Schloſſes bemächtigten. Nigrelli wurde an ihrer Seite niedergehauen, und ſchon war das Schwert eines Türken über dem Haupte ihres Vaters gezückt, wenn die edle Tochter dem Wüthenden nicht in den Arm gefallen und den Streich abgewendet hätte. Man nahm beide nun gefangen, und führte ſie zu dem Baſſa von Adrianopel; die übrigen Chriſten aber hieb man meiſtentheils nieder. Der Baſſa berichtete dem Sultan die Gefangennehmung des chriſtlichen Kommandanten und ſeiner Tochter, und dieſer ließ beide vor ſich kommen. Der Anblick Katharinens

entwaffnete den Zorn, den der hartnäckige Widerstand ihres Vaters in ihm erregt hatte. „Ich schenke euch beiden das Leben, sprach Mahomet, und befehle, daß man euch Alles, was ihr verloren habt, wiedergebe. Meinen sonstigen Willen werde ich dir, junge Christin! morgen zu wissen thun.

Katharina wurde kommenden Tages wieder vor den Sultan geführt, und dieser erklärte ihr, daß wofern sie seinen Glauben annehmen wollte, er ihr seine Hand zu geben und sie auf den kaiserlichen Thron zu erheben gedenke. Dabei versprach er, für ihren Vater die möglichste Sorge zu tragen, ihn zu hohen Ehren zu erheben und mit Reichthümern zu überschütten.

Mit heldenmüthiger Freimüthigkeit antwortete Katharina auf dieses Anerbieten: „Sie könne nie aufhören, Christin zu seyn, sie werde nie die Wünsche ihres Gebieters erfüllen, und eher den Tod wählen, als ihrer Religion untreu werden." Der Sultan ließ seine Versprechungen nun in Drohungen übergehen; allein sie machten eben so wenig Eindruck. Mahomet übergab indeß, in der Hoffnung, den standhaften Sinn seiner Gefangenen noch zu überwinden, dieselbe nebst ihrem Vater den Händen des Bassa, und gebot ihm, beide nach Konstantinopel zu führen.

Die Reise ging schon nach 2 Tagen auf dem eigenen Schiffe des Bassa vor sich. Alle übrigen Gefangenen weiblichen Geschlechts wurden auf ein anderes Schiff gebracht.

Auf Einer dieser gefangenen Frauenzimmer ruhete gleichsam der Geist der Katharina, ihr Heldenmuth, ihr Abscheu vor ein m unrühmlichen Leben in Konstantinopel. Sie fand Gelegenheit, auf dem Schiffe, wo sie sich befand, Feuer an das Pulver zu bringen. Das Schiff flog in die Luft, mehr als 300 Türken und alle übrigen christlichen Sklavinnen fanden dabei ihren Tod. —

Heinrici und seine Tochter beneideten das Schicksal dieser Umgekommenen und wünschten, daß sie sich

auch auf dem nämlichen Schiffe befunden haben möchten. Allein sie langten in Konstantinopel an, und wurden vom Bassa in ein enges Gefängniß gebracht, weil er glaubte, daß eine harte Behandlung die Standhaftigkeit der jungen Christin eher ermüden und das, mit ihr getheilte, Schicksal ihres Vaters, den sie so kindlich ehrte, sie desto eher zu mildern Gesinnungen bewegen würde.

Doch beide Gefangene flößten einander gegenseitig Muth ein, und sie gelobten sich nochmals unverbrüchliches Festhalten an ihrer Religion, und schwuren einander, lieber zu sterben, als sie zu verleugnen.

Sobald der Bassa merkte, wie sehr durch gemeinschaftliches Beisammenwohnen die Festigkeit und der Muth der Gefangenen erhöhet wurde, und wie vergnügt sie darüber schienen, daß sie, von einander ungetrennt, sich ihr Schicksal gegenseitig erleichtern könnten, so trennte er beide von einander.

Nachdem Mahomet auch die übrigen Städte der Insel Negropont sich unterworfen hatte, kehrte er nach Konstantinopel zurück. — Jetzt glaubte der Bassa, daß es der rechte Zeitpunkt wäre, noch den letzten Versuch zu machen, um die Gesinnungen seiner Gefangenen nach seinen Wünschen zu stimmen. Er ließ deswegen Vater und Tochter nochmals vor sich kommen, redete sehr freundlich mit ihnen, machte ihnen die lebhafteste Schilderung von dem Glücke, der Ehre und den Reichthümern, die ihrer erwarteten, wenn ihr Entschluß mit dem Willen seines Gebieters, des Sultans, übereinstimmen würde, und wie glücklich er sich schätze, wenn er durch seine vernünftigen Vorstellungen, so viel bei ihnen bewirkte, daß er seinem Herrn die fröhliche Nachricht überbringen könne, sie wären bereit, seine Anerbietungen anzunehmen.

Nachdem aber der Bassa seine freundlichen Worte umsonst verschwendet sehen mußte, so ging, wie bei allen rohen Menschen, seine nur verstellte Freundlichkeit in Wuth über; er zückte seinen Säbel und dro-

hete, den Heinrici sogleich zu erwürgen, wofern sich die Tochter nicht entschlösse, dem Sultan zu gehorchen.

Katharina, die heldenmüthige Jungfrau, die nicht vor ihren Feinden gezittert hatte, zitterte jetzt für das Leben ihres theuren Vaters. Allein dieser, erhaben über die kleinlichen Ansichten des Lebens — wenn es nicht der Tugend gewidmet ist — oder auf Kosten derselben erhalten werden soll — sprach der Zitternden Muth ein. „Ich habe sterben gelernt, meine Tochter, sagte er; das Leben, das du mir erhalten könntest, würde mich nicht erfreuen, und dich selbst würde es entehren. Laß uns Gott mehr gehorchen, als den Menschen — sie können nur den Leib tödten — die Seele vermögen sie nicht zu tödten. Wir werden uns jenseits wieder finden, wenn wir diesseits keinen Schritte von der Bahn der Ehre und Tugend weichen; — unser Leben ist nichts — unsere Tugend Alles." —

Katharina fiel nun dem Bassa zu Füßen, flehte um ihren Tod und um das Leben ihres Vaters.

Der Unmensch, kalt und gefühllos gegen das erhabene Schauspiel, das sich ihm in dieser Szene der Kindesliebe darbot, zückte nochmals seinen Säbel auf Heinrici. Die erschrockene Tochter sprang dazwischen, und faßte den Arm des Bassa, um ihm das Mordwerkzeug zu entwinden. — Vergebens — seine Wuth verdoppelte sich — er entriß seinen Arm wieder den Händen der weinenden Jungfrau, und stieß ihr den Säbel in die eigene Brust.

Leblos sank sie zu den Füßen ihres Vaters nieder, der von den Trabanten des Bassa, die sich neben ihm befanden, mit mehreren Wunden ebenfalls getödtet wurde.

Mahomet erhielt sogleich Nachricht von dieser Schreckensszene. Der Bassa fiel ihm zu Füssen, suchte seinen Mord so viel er konnte, zu rechtfertigen; allein der Sultan, in welchem Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung mit geheimer Bewunderung der unglücklichen Schlachtopfer kämpfte, hörte die Entschuldigungen des

Bassa nicht an, und ließ ihn, nach seiner ihm eignen, raschen Hitze, noch am nämlichen Tage hinrichten.

Lenke.

Aemtchen gibt Käppchen.

Dies Sprichwort soll von dem Hofnarren Albrechts, des ersten Herzogs in Preußen, aus dem Hause Brandenburg, herrühren. Der Hofnarr bat den Herzog um ein Amt, und erhielt von ihm die Aufsicht über die Speckkammer. Einige Zeit darauf erschien er vor seinem Herrn in einem neuen Kleide mit einer großen sammtnen Kappe. Der Herzog fragte ihn, wovon er sich das angeschafft habe; der Narr antwortete: Aemtchen gibt Käppchen, und auf wiederholtes Fragen bleibt er stets bei dieser Antwort. Hierauf ließ Albrecht ihn Rechnung ablegen und besichtigte selbst in Begleitung seiner Hofleute die Speckkammer. Bei der Nachsuchung fand sich, daß alle, dem Hofnarren zugezählte, Speckseiten vollzählig waren; über die fehlenden konnte er die erforderlichen Scheine aufweisen und die übrigen waren noch vorhanden. Der Herzog merkte zwar, daß er hintergangen seyn müsse; wußte aber den Betrug nicht zu entdecken. Er versprach daher dem Narren Verzeihung, wenn er aufrichtig den Betrug offenbare. Dieser sagte hierauf: man habe zwar das Auswendige der Speckseiten besehen, aber nicht das Inwendige, das Fett sey aus denselben ausgeschmolzen, und davon das Kleid mit der schönen Kappe angeschafft worden. Aemtchen gibt Käppchen. Dieser Einfall des Hofnarren ward belacht, und sein Ausspruch zu einem Sprichworte.

Hergang.

Bemerkungen.

Wer sich immer wohlbefinden will, befindet sich beinahe immer übel.

Der erste Schritt zum Genuß ist — Leiden.

K—r.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 6. Juni 1811. 68.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Kleine Charaktergemälde.

(Fortsetzung.)

II. Albert.

Albert saß einst im Garten allein auf einer Rasenbank und aß Johannisbeeren. Da rief ihm jemand zu: mich hungert auch! Er nahm eine gute Handvoll Beeren, stand auf und wandte sich um; denn er glaubte daß das Kind eines Gartenarbeiters ihm zugesehen habe essen, und wollte sogleich das Verlangen desselben stillen. Allein der Knabe war nicht da; er mußte in einer kleinen Entfernung hinter einem Strauche stehen, denn von da aus wiederholte er seine Bitte. Nun so komm doch, rief Albert; er ging und sah nichts; aber: mich hungert auch! rief es in einer weiteren Entfernung. Höre, rief er darauf etwas hastig, wenn du mich neckst, so bekömmst du nichts, und ging zurück. Da rief ihm die Stimme vom Baume zu. In den Zweigen solltest du dich versteckt haben? — Er suchte, sah keinen Knaben; aber ein schwärzlicher Vogel wiegte sich auf einem Zweige, der noch einmal sein „mich hungert!" rief. —

Die Fee, die vorhin ein neckender Knabe war, hatte sich plötzlich in einen Staar verwandelt. Albert lockte ihn und er flog zu ihm herab. Er bot ihm von seinen Johannisbeeren; aber die zerpickte der Vogel, ohne sie zu fressen. Aber was willst du denn haben, rief Albert, und schlug ihn auf den Schnabel; der Staar wollte sich rächen und schrie: mach die Thür zu! Albert lachte; das drollige Thierchen machte ihm viel Vergnügen. Warte, warte, rief er aus, und sah sich um, Würmchen zu finden. Warte, warte, antwortete der Staar; Albert fand; der Staar hielt seine Mahlzeit und ward äußerst traulich. Jetzt nahm er ihn auf die Hand und eilte, seinen Geschwistern den Spaßvogel zu zeigen. Er ward heut Losung zu sehr muntrer Freude. Man neckte ihn; man fragte ihn mancherlei, und der Staar ließ sich ins Schwatzen und Gegenreden ein. Die Kinder hatten an ihm einen neuen Spielkameraden bekommen. Seine Zunge war sehr geläufig; sie spielten oft den Lehrer gegen ihn und er lernte seine Worte und Phrasen trotz einem sechsjährigen Schulknaben. Albert betrachtete ihn als sein Eigenthum, und dieser war es, zu dem der Staar sich auch vorzüglich hielt. Aus dessen Händen bekam er seine Speise, die ihm Albert sehr regelmäßig brachte.

So sehr dieser auch gewohnt war über jede vorkommende Sache nachzudenken, so zeigte er sich doch einmal in diesem Falle etwas einfältig, oder vielmehr zerstreut. Sein Vater erweckte einen neuen Gedanken in ihm, als er ausrief: wem mag der Vogel nur weggeflogen seyn? —

Sind die Staare denn, versetzte Albert verwundernd, nicht auch bei uns zu Hause? Ja, wenn es ein Kakadu wäre, so würde mir das auch eingefallen seyn! —

Bravo! — Was verräth denn wohl, daß er aus der Gesellschaft von Menschen komme, in deren Nähe er lange gelebt haben muß? —

Ach! rief Albert aus, und ſchlug ſich vor die Stirn. — Nun, fuhr der Vater fort, daß du daran nicht dachteſt, hat deine Freude unvermiſcht gelaſſen. Ich bedaure die armen Leute, die das Vögelchen vielleicht aufzogen, ſorgſam lehrten und ihre Freude ſeyn ließen. Man gewöhnt ſich an ein Thierchen, das man zähmte, ſo ſehr, daß es eine wirkliche Betrübniß hervorbringen kann, wenn es uns geraubt wird. Du haſt von Gefangenen geleſen, die ſich ihr Elend dadurch erleichterten, daß ſie ein ſchüchternes Mäuschen an ſich gewöhnten und es kirre machten. Dies lehrte ſie die Entſagung der Geſellſchaft mit Menſchen leichter ertragen. Ein armer Eingekerkerter richtete ſogar eine Spinne ab und ſie ward ſein Zeitvertreib und ſein Troſt. Wenn ich mir denke, daß vielleicht ein guter Alter, der kinder- und enkellos in einer entlegenen Hütte lebt, ſich dieſen Staar zähmte, ihn Wörter lehrte, ihn aus ſeiner Hand nährte, und durch ſeine drolligen Manieren, ſein Geſchwätz ſich die Einſamkeit zerſtreute, ſo thut es mir leid, wenn ihr euch über ihn freut und mit ihm ſcherzet. Welchen Schreck mag der gute Alte gehabt haben, als er das erſte Mal auf ſeinen Zuruf nicht kam; wie mag er überall geſucht und nachgefragt haben, und ſich nun vielleicht über das Schickſal ſeines Geſellſchafters betrüben. Ja, könnte euer Staar nicht blos Worte plappern, ſondern ſprechen, meine erſte Frage an ihn würde geweſen ſeyn: wo biſt du her? um ihn ſeinem Beſitzer wiederbringen zu können.

Von dieſer Seite hatte Albert die Sache noch nicht betrachtet; er ward nachſinnend und ſeine Freude am Vogel verlor ſich. Je größer ſie geweſen war, deſto lebhafter ſtellte er ſich nun den Mißmuth der armen Leute, oder des armen Mannes vor. Eine Freude, die er auf Unkoſten anderer Menſchen genoß, war ihm keine Freude mehr; ja er hielt ſich für ſchuldig, wenn ihn der Beſitz des Staares noch froh machte. Nun dachte er an nichts mehr, als den Herrn deſſelben ausfindig zu machen, um ihn wieder zurückzugeben.

Hat euch denn der Vogel noch nichts hierüber geſagt, fragte der Vater, als er ſeinen Wunſch äußerte. Man lachte; aber er verſetzte, um den Beſitzer herauszubringen, hätten ſie bei niemand ſo ſehr nachzuforſchen, als bei dem Staare ſelbſt.

Wie war dies möglich? —

Konnten die Phraſen des Staares ſie wohl auf die Bildung, die Geſinnungen, ja gar auf den Stand ſeines Herrn ſchließen laſſen? —

Wenn jemand irgendwo zufällig einen ihm unbekannten Knaben anträfe, ſich mit ihm in ein Geſpräch einließe, und er bediente ſich ungeſitteter Worte, würde er glauben, daß er unter geſitteten Menſchen gelebt habe? —

Gewiß würde er das Gegentheil verrathen; er würde an ein gewiſſes Sprichwort erinnern —

Wenn der Staar unanſtändige Sachen herplapperte, ſich in gemeinen Redensarten und Schimpfwörtern erſchöpfte, — woher würde dies kommen? Würden wir den Staar für einen ungeſitteten Vogel halten? —

Nein. Die Leute würden für ungeſittet zu halten ſeyn, bei denen er gelebt hatte. Wir würden ſie warlich nicht achten können. Denn entweder müſſen ſie dergleichen Worte täglich im Munde führen, oder, welches noch ſchlimmer iſt, ſie ihn gar abſichtlich gelehrt haben.

Das iſt richtig. Ich würde bei dem plappernden Vogel die Worte aus dem Munde jener Menſchen zu hören glauben, und wo ich ungeſittete Worte höre, da vermuthe ich auch niedrige Geſinnungen und ſchwaches Gefühl für das Schöne und Gute. — Ungebildete und unverſtändige Menſchen glauben durch unanſtändige Reden mancherlei Art Lachen zu erregen. Wäre der Staar an der-

gleichen Redensarten reich, so hättet ihr den Besitzer nur in einer niedrigen Klasse von Menschen zu suchen —

Die Kinder hörten nie ein unanständiges Wort von ihm; vielmehr wiederholte er einige artige schalkhafte Wendungen. Sie hatten also nur bei Leuten, die sie als gebildet kannten, nachzufragen.

Ihr Vater lehrte sie ferner aufmerken, auf welche Beschäftigung, welches Gewerbe die Worte, die der Vogel sprach, hindeuteten. Er setzte voraus, daß die Leute bei denen er war, oft würden von ihren täglichen Arbeiten gesprochen, und dem Vogel Gelegenheit gegeben haben, Worte zu lernen, die sie betrafen.

Das war eine unterhaltende Beschäftigung für die Kinder, dem Vogel etwas von dieser Art abzulauschen. Albert vorzüglich verweilte oft bei ihm in der Stube, wenn er auch mehr Aufforderung und Neigung zu einem andern Vergnügen hatte, weil er glaubte, nichts versäumen zu dürfen, was beitragen könne, den rechtmäßigen Besitzer ausfindig zu machen. Es ward für ihn eine Verstandesübung, entfallene Wörter an ein Ganzes anzureihen und Schlüsse zu machen.

Endlich kam er mit einem Freudengeschrei zu seinem Vater: jetzt weiß ich ihn, jetzt weiß ich ihn; er gehört einem Prediger zu, und zwar dem Herrn Rein zu Steinfelde. Er hat selbst diesen Namen genannt. Steinfelde lag eine starke Meile vom Gute des Hrn. v. B. Herr Pfarrer Rein war der Vater des, jetzt dort lebenden, jungen Pfarrers, und hatte, Alters halben, dem Geschäfte entsagt und lebte bei ihm in Ruhe. Es war ein ehrwürdiger munterer Greis, den Hr. v. B. kannte und von ihm wußte, daß er das Talent besaß, durch geringfügig scheinende Dinge, für die sein phantasiereicher Sinn sich Anhänglichkeit erschuf, sein Leben angenehm zu machen. Man zog unter der Hand Erkundigungen ein. Die Vermuthungen bestätigten sich. Wahrscheinlich hatte ein Herumschweifer den Vogel entwandt, um ihn zu

verkaufen, und er war ihm entflogen. Albert bereitete den Vogel sorgfältig zur Rückkehr vor, um die Ueberraschung des guten Mannes zu erhöhen.

Seine Eltern veranstalteten darauf eine Spazierfahrt. Man sprach bei dem Prediger in Steinfelde ein und ward herzlich bewillkommt. Auf ein Mal rief eine Stimme: Mir auch einen Gruß, Vater! hier bin ich wieder! — Ein bekannter Ton! Der Greis wandte sich um; da hüpfte ihm sein Staar auf die Hand und wiederholte seine Worte. —

Jetzt mußte die Gesellschaft verzeihn, daß er sich von ihr abwandte und seiner Freude Raum gab. Aber sie theilte sich mit Verwunderung. Woher? dachte er, und blickte die Angekommenen an. Allein diese freuten und verwunderten sich mit. Nur Alberten funkelten die Augen; er wollte sprechen; doch hielt er sich. Der Greis merkte ihm etwas an; er hob seinen Finger gegen ihn auf, und Albert flog ihm in die Arme. Der Vogel ward jetzt das Hauptthema ihrer Unterhaltung. Die Geschichte seiner Jugend, seiner Gelehrigkeit und seiner Klugheit, gaben dem guten Manne viel Stoff. Er erzählte mit Wärme und man hörte ihm mit Vergnügen zu. Der wiedererhaltene Staar machte ihm den Tag zu einem sehr frohen.

Welche Aehnlichkeit, welcher Unterschied findet sich zwischen Albert und Emilie? — Beide handelten lobenswerth, aber Albert ist — zwei Jahr älter. Emilie handelte nach ihrer schönen Empfindung; sie handelte schnell, ehe sie überlegt haben konnte. Ihren Verlust verlor sie aus den Augen, denn der Unglückliche rührte sie; ihr weiches Gefühl gebot ihr; sie flog; sie gab. O möchte jedermann, in ihren Jahren, so schnell zum Guten eilen, jedem Gebeugten, ohne weitere Rücksicht beispringen, wo er ihn erblickt! —

Albert hatte mehr Zeit bei seinem Handeln.

Sollte es ihm Vergnügen gemacht haben, den Staar zu behalten? —

Gewiß! —

Warum gab er sich nur so viel Mühe, den Besitzer desselben ausfindig zu machen? — fand er ihn, so hörte sein Vergnügen auf.

Der Staar war eine gefundene Sache. Das Gefundene bleibt das Gut des Eigenthümers, der es verlor. Soll ich es blos zurückgeben, wenn er sich meldet? — Nein ich darf nichts versäumen, ihn selbst ausfindig zu machen. „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch." Widerstrebt dies zuweilen unsrer Neigung? Gedenke, daß unsre Neigung nicht uns gebieten müsse, sondern wir unsrer Neigung.

Alberts ganzes Benehmen floß aus einer erkannten Sittenregel. Kein flüchtiger Eindruck rührte ihn. Man bemerke wohl: er war Wochenlang beharrlich in Ausübung dessen, was er für recht erkannte.

Aber auch Emiliens Empfindung ward von einer Fertigkeit unterstützt, von der die Hälfte unsrer Tugenden abhängt. Kaum hörte sie von einem Gebeugten, so sah sie ihn vor sich, so dachte sie sich an seinen Platz, so verzieh sie, weil er litt und wollte ihm helfen.

Der schlechtere Mensch denkt nur an sich; sich in die Stelle eines andern zu versetzen, zu erwägen, wie wohl, oder wie weh ihm in einem gewissen Falle seyn mag — das kümmert ihn nicht. Der bessere wendet seine Gedanken bald von sich auf andere, und denkt sich ihre Lage lebhaft. Seinen Vortheil, seinen Nachtheil sieht er bald dem Nachtheil eines andern gegenüber. Ist hier das Uebergewicht, so vergißt er seine Sache und sein Gefühl legt ihm die fremde näher. Das gute Herz ahnet in einem zweideutigen Falle entschuldigende Beweggründe; denn es schmerzt dasselbe, seinen Nächsten böse zu finden.

(Beschluß folgt.)

Räthsel.

Ein Schloß stand an der Newa Strande,
Ein Wunder anzuschaun;
Von dem, wovon in jedem Lande
Die Menschen Häuser baun,
Von Kalk, Holz, Eisen, Lehm und Steinen,
Sah man hier keine Spur;
Doch, um das Ganze zu vereinen,
Sah man Kunst und Natur.
Gern sah die Sonn' in seinem Glanze
Sich früh, so bald sie kam,
Und gern umstrahlte sie das Ganze,
Sobald sie Abschied nahm.
Man kam, das Wunderschloß zu sehen
Von vielen Orten her.
Ein Mittagswind fing an zu wehen —
Und bald war es nicht mehr.

Suttinger.

Viersilbige Charade.

In alterndem Gemäur', auf Höhen und in Gründen,
In manchem Kopf sogar, kannst du die Ersten finden.
Die Zweite warst du selbst, wenn du, was vor dir fleucht,
Durch List, Entschlossenheit und schnellen Lauf erreicht.
Mein Ganzes wirst du oft im Sorgenstuhl erblicken;
Da sitzt es, murrt und quält sich und das ganze Haus,
Und Himmelswonnen, die des Frohsinns Sohn entzücken,
Malt es, mit seltner Kunst, zu Höllenszenen aus.

Aug. Müller.

Auflösung der ersten Charade im drei und sechzigsten Stück.

Braten-Spieß.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 8. Juni 1811. 69.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Schwarzſpecht. Picus Martius.

Dieſer ſchöne Vogel gehört unter die, für die Wald- und Gartenökonomie überaus wichtige und wohlthätige Spechtgattung, die der Vermehrung der ſchädlichſten Inſekten entgegen geſetzt ward.

Wer von den ſchrecklichen Verwüſtungen gehört hat, welche der Borkenkäfer in den Jahren 1783 und 1786 auf dem Harz anrichtete, und von den Raupen des Kiefern- und Fichtenſpinners, die durch das Abfreſſen der Nadeln das Verdorren ganzer Waldungen veranlaſſen, wie das vor einigen Jahren in dem Brandenburgiſchen und der Niederlauſitz der Fall war, der muß ſich billig verwundern, daß man die Spechte, die vorzüglich zur nothwendigen Einſchränkung jener Inſekten beſtimmt ſind, an den meiſten Orten noch als ſchädliche Thiere ohne alle Schonung behandelt.

Alle Spechtarten haben das mit einander gemein, daß ihr Schnabel vielkantig, gerade und an der Spitze keilförmig; ſcharf zuläuft. Die Naſenlöcher ſind eyrund, mit borſtenähnlichen Federn bedeckt. Die Zunge iſt im Umriſſe rund, ſehr lang, an der knöchernen Spitze rückwärts geſtachelt, und in ihrer Scheide mit einer, wie Leim klebrigen, Feuchtigkeit verſehn, die dieſen Vögeln beim Inſektenfange ſehr dienlich iſt. Ihre Kletterfüße *), an welchen die zwei vordern Zehen bis zur Hälfte des erſten Gelenks zuſammengewachſen ſind, erleichtern ihnen das Auf- und Abſteigen an den Bäumen. Beſonders merkwürdig iſt das Zungenbein bei den Spechten gebildet, das man jedoch nur noch bei wenigen, worunter auch der Wendehals gehört, ſo findet; es endet ſich nämlich in zwei lange, federartige Knorpel, die von unten nach oben, und von hinten nach vorne unter der Haut über den ganzen Hirnſchädel fortlaufen und an der Stirne neben der Schnabelhaut feſtſitzen. Vermittelſt dieſer Knorpel können dieſe Vögel ihre fadenförmige Zunge wie durch elaſtiſche Federn weit hervorſchießen und die Inſekten mit der knöchernen Spitze ſpießen. Denn ſie leben alle von Inſekten und Larven, die das Holz zernagen, wozu ihnen dieſe Bildung der Zunge nöthig war. Man findet dieſe Vögel in allen Gegenden, beſonders in Italien. In Deutſchland giebt es ſechs Arten, unter welchen

Der Schwarzſpecht der größte iſt.

Gegen Norden wird er bis Lappmark angetroffen, iſt aber doch an allen Orten, Sibirien ausgenommen, nur ſelten. Seine Länge iſt 1 Fuß 6 ½ Zoll und die Breite der Flügel 2 Fuß 7 Zoll. Sein keilförmiger Schwanz mißt 8 Zoll und die zuſammengelegten Flügel erreichen die Mitte deſſelben. Der harte, ſcharfe und dreikantige Schnabel, iſt an der Wurzel weißlich, bläulich hornfarben an der Spitze und 2 ½ Zoll lang. Die Augenlieder ſind nackt; der Stern weisgelb; die 1¾ Zoll hohen Beine vorn befiedert, die äußere Vorderzehe iſt 17 die innere 13 ⅝ die äußere Hinterzehe 16 und die innere 7 Linien

*) So nennt man die Füße der Vögel, wenn zwei Zehen vorne und zwei nach hinten ſtehen.

lang. Sein großer länglicher Kopf iſt von der Stirn bis in den Nacken hochkarmoſinroth und läßt nur die ſchwarzgraue Grundfarbe durchſchimmern; alles übrige aber iſt an ihm ganz ſchwarz. Das Weibchen, das nicht die ſo ganz dunkle ſchwarze Farbe hat, iſt etwas kleiner und hat nur am Hinterkopfe die ſchöne Farbe des Männchens. Durch ſein geſchicktes Auf- und Abklettern an den Baumſtämmen zeichnet er ſich, wie die verwandten Spechtarten, vor andern Vögeln aus. Dazu dienen ihm nicht blos die ſtarken, kurzen Kletterfüße die mit großen Klauen zum Anklammern verſehen ſind, ſondern auch ſein, vorzüglich zu dieſer Abſicht gebildeter, Schwanz. Die Federn deſſelben ſind ſehr ſtark, mit Schäften, die ſich von der Wurzel an ausbiegen, ſtark, zähe und elaſtiſch, daß ſie ſich wie Fiſchbein krümmen und wieder aufſchnellen, an der Spitze zugeſchärft, zweiſpaltig mit ſtarken, wie abgeſchliffenen Federfaſern verſehn, an den Seiten kürzer; und nur die äußerſte und kürzeſte iſt ganz abgerundet, wie bei andern Vögeln. Dieſe ſtarken Schwanzfedern dienen ihm zur Unterſtützung, und da die mittlern lang und die Seitenfedern kurz ſind: ſo kann er ſich darauf lehnen und ſich ſeine Arbeit erleichtern, er mag gerade oder ſeitwärts an einem Stamme hängen. Dieſe Arbeit beſteht darin, daß er mit ſeinem ſtarken Schnabel unabläſſig Löcher in die Erde in alte Baumſtrünke und anbrüchige Bäume macht, um Inſekten und ihre Larven zu ſeiner Nahrung zu ſuchen. Es iſt eine gegründete Erfahrung, daß der Baum, den ein Specht anhackt, allezeit kernfaul iſt, ſähe er äußerlich auch noch ſo geſund aus. Denn die Spechte wittern durch ihren feinen Geruch den modrigen Kern ſelbſt des dickſten Baums und vermuthen nicht ohne Grund Inſekten darin. Ein tiefes und großes Loch in einen Baum zu haun, braucht der Schwarzſpecht keinen ganzen Tag. Der Schall davon, beſonders weil es immer hohle Bäume ſind, die er anhaut, iſt zuweilen ſo ſtark, als ob ein Zimmermann in der Gegend arbeitete. Das Geſchrei, das er bei dieſer Arbeit und im Fluge immer hören läßt, klingt wie die Silben: gut, gut! gick, gick, gick, gick. Sein Flug iſt ſeines ſtarken Körpers und unbeweglichen Schwanzes wegen gezwungen, bogenförmig, dennoch ſchnell, aber nur kurze Strecken. Er iſt äußerſt ſcheu und ſeines guten Gehörs und Geſichts wegen, am ſchwerſten unter den Spechten zu ſchießen. Denn ſo bald er den Jäger erblickt, läuft er auf die entgegengeſetzte Seite des Stammes. Am leichteſten bringt ihn noch der Nahrungsneid in die Hände des Jägers. Wenn er nämlich einen ſeiner Kameraden an einem Baum eifrig hacken hört, ſo fliegt er herbei, beißt ihn ab, wenn dieſer ſchwächer iſt und bemächtigt ſich ſeiner Beute. Dieß macht ſich der Jäger zu Nutze, wenn er einen bemerkt, nimmt ein Meſſer und pickt damit an die Flintenkolbe; der betrogene Specht kommt augenblicklich herbei geflogen, klebt ſich an einen nahſtehenden Baum, ſucht ſeinen Kameraden und wird ſo erſchoſſen, wenn der Schütze ſchnell genug iſt. Er iſt ein Standvogel, der uns im Sommer und Winter nicht verläßt; im Sommer liebt er große Waldungen, vorzüglich die gebirgigen und zieht die Schwarzwälder den Laubwäldern vor. Im Winter nähert er ſich zuweilen den Dörfern und ſucht in den Lehmwänden und Strohdächern ſeine Nahrung auf. Des Nachts, und wenn es regnet, ſucht er ſich eine Baumhöle zu ſeiner Wohnung auf, die er nach ſeiner Bequemlichkeit erweitert.

Seine Nahrung beſteht aus Inſekten, Raupen, den Larven der Borkenkäfer und andern Holzkäferlarven, die er unter den Rinden der Bäume, welche er mit ſeinem ſtarken Schnabel aufhackt, und mit ſeiner langen, mit Widerhaken verſehenen, Zunge hervorzieht. Er klopft an alle loſe Rinden, beſonders alter Baumſtöcke an, und ſobald die Inſekten aus Furcht oder Neugierde hervorkommen, werden ſie ihm zum

Raube. Eine vorzügliche Speiſe ſind ihm die ſchwarzen großen Roßameiſen, die in den alten modrigen Holzſtöcken wohnen. In einen, von dieſen Inſekten durchwühlten, Strunk ſteckt er ſeine lange Zunge und ſchlängelt ſie darin hin und her. Die Ameiſen fallen dieſen Feind an; er zieht darnach die Zunge zurück und verſchluckt alles, was daran ſitzt. Er durchwühlt auch die Ameiſenhaufen und hackt die Hummel- und Wespennester auf, um die Puppen und Maden zu verzehren.

Er niſtet in Baumhöhlen, die er entweder findet oder in einem hohlen Baume ſich ſelbſt macht. Sein Neſt iſt ganz kunſtlos; denn die drei bis vier Eier legt er im März ohne alle Unterlage auf das bloße Holzmehl hin. Dieſe geringe Vermehrung, nebſt den Feinden, die er an den Baummardern, Wieſeln, Iltiſſen, wilden Katzen, Eulen und andern Raubthieren, ſo wie an den Jägern hat, machen ſeine Seltenheit begreiflich. Deſto mehr hätte man Urſache, einen Vogel, der durchaus nützlich iſt, wie aus ſeiner Nahrung ſichtbar wird, zu ſchonen. Denn daß er geſunde Bäume anhacken ſollte, iſt ganz ungegründet, und gleichwohl wird er immer noch von den Jägern als ein ſchädlicher Vogel geſchoſſen, und ſeine Füße werden als Füße von Raubvögeln bezahlt. In Sibirien, ſagt man, ſoll der Schwarzſpecht an den Weinſtöcken Schaden thun und auch die Bienenſtöcke angehen, wovon man ihn aber durch Dornen und Reiſer leicht abhalten kann. In Deutſchland hat man aber von dieſer ſeiner Lüſternheit nach Weintrauben und Bienen keine Erfahrung gemacht.

Der Grünſpecht, Picus viridis, hat nur die Größe einer Taube und iſt weit häufiger, als der Schwarzſpecht. Man kann daher an dieſem, den wunderbaren Bau der Zunge, der allen Spechtarten eigen iſt, am beſten bemerken. Der Oberkopf iſt bis in den Nacken glänzend und karmoſinroth mit durchſchimmernden ſchwärzlich aſchgrauen Grund. Die Gegend um die Augen iſt ſchwarz und verbindet ſich mit einem ſchwarzen Strich, der vom Unterkiefer bis in die Mitte des Halſes an den Seiten herabläuft. Der Leib iſt obenher glänzend olivengrün, und wird weiterhin glänzend grüngelb. Die weißliche Kehle fällt an Hals und Bruſt ins Hellolivengrün, und der weißliche Bauch iſt mit ſchwarzen undeutlichen Streifen in die Quere durchzogen, die an den Seiten und an den untern Deckfedern des Schwanzes deutlicher und größer werden, und hier und da mit Grün beſpritzt. Die Schwungfedern ſind ſchwärzlich, auf der innern Fahne mit weißen Flecken; die erſtern aber auf der äußern mit weißgelben Flecken, und die übrigen, ſo wie ihre Deckfedern ebendaſelbſt, olivengrün ins kupferfarbige glänzend. Die untern Deckfedern der Flügel ſind gelblichweiß mit ſchwärzlichen Wellenlinien. Der Schwanz iſt ſchwärzlich grün mit graubraunen Federflecken und Spitzen, die mittlern Federn haben ganz ſchwarze Spitzen und eine grüngelbe Einfaſſung. Das Weibchen hat weniger Roth auf dem Kopfe und alle Farben bläßer.

Auch dieſen Specht kann man nicht beſchuldigen, daß er nachtheilig werde. Nur im Winter zuweilen beſchädigt er die Bienenſtöcke. Dieß kann man aber auf mancherlei Art verhüten. Daß er geſunde Bäume anhacken ſoll, iſt von dieſem eben ſo wenig gegründet, als vom Schwarzſpechte. Denn nach den genaueſten Beobachtungen hackt er nur an wurmfaulen Bäumen, wobei ſeine Thätigkeit artig ausſieht. Alle acht bis zwölf Hiebe läuft er um den Stamm herum, nicht wie die Jägerfabel ſagt, um zu ſehen, ob das Loch durchgeht, ſondern ob Würmer oder Maden durch ſein Pochen zwiſchen der Schale durchgekrochen ſind; denn dieſe fürchten ſein Pochen, wie die Regenwürmer das Graben des Maulwurfs und ſuchen zu fliehen. Er zerſtört unzählige Raupenneſter, und ſucht im Winter in Städten und Dörfern

an den Thürmen und Häusern unter dem Gebälke, in den Lehmwänden und Strohdächern Insektenpuppen auf.

Der große Buntspecht, Picus major, hat die Größe eines Krammetsvogels und ist schwarz und weißbunt. Der Hinterkopf des Männchens ist karmosinroth. Im Sommer hält sich dieser Specht in Wäldern, im Winter aber in Gärten auf. Durch Vertilgung der schädlichen Holzwürmer, Puppen und Maden, die er unter der Schaale und dem Mooße der Bäume aufsucht, wobei er noch überdieß an den Obstbäumen die alte Schaale und das verderbliche Moos ablöst, wird er den Gärten vorzüglich nützlich. Nach langen Beobachtungen hat man an ihm keine schädliche Eigenschaft entdecken können; denn daß er ganz artig Nüsse in eine Baumspalte zu klemmen, sie zu öffnen und den Kern herauszuhacken versteht, wer kann ihm das zur Last legen? Oder soll er gar keine Belohnung dafür haben, daß er unsre Gärten von Raupen befreit?

Der mittlere Buntspecht (Weißspecht) Picus medius, hat die Größe einer Droßel und lebt im Sommer mehr in Feldhölzern und Gärten, als in großen Waldungen. Er ist in der Lebensart und Farbe dem vorigen ähnlich, und nur durch den hochkarmosinrothen Scheitel, und den dünneren spitzigern Schnabel unterschieden.

Der kleine Buntspecht (Graßspecht) Picus minor, dieses nützliche Gartenvögelchen hat die Größe eines Sperlings, ist weiß und schwarzbunt und das Männchen hat einen rothen Scheitel. Man findet seinen Magen immer mit Maden und Insekteneiern angefüllt. Es sucht nicht allein die Schaalen der Obstbäume ab, sondern sticht auch mit seinem spitzen Schnabel im Graß und Moos unter den Bäumen nach den Schmetterlingspuppen.

Der dreizehige Specht, Picus tridactylus, der in der Bildung seiner Füße von den übrigen Spechten abweicht, hat die Größe des mittlern Buntspechts, einen weiß und schwarzgefleckten Körper. Das Männchen ist auf dem Scheitel goldfarbig und das Weibchen silberfarbig glänzend. Man trifft ihn nur im nördlichen Deutschland und auf den südlichen Alpen an. Er ist ein eben so unschädlicher und nützlicher Vogel, als die übrigen fünf Spechtarten.

Suttinger.

Die Handwerker im Orient.

Liebe zur Bequemlichkeit ist den Orientalen eigen; sie artet aber bei den Türken in Trägheit und Erschlaffung aus.

Von ihrer Industrie ist blos das Alltägliche zu erwarten; über dieses erheben sie sich nie, denken auf kein Mittel es besser zu machen; kümmern sich auch nicht um die schon erfundenen, und verwerfen schlechthin alle die, wobei sie aufrecht stehen müssen. Der Tischler, der Schlösser, der Stellmacher, der Schmidt, alles arbeitet sitzend. Der Maurer sogar führt einen Thurm auf, ohne je dabei zu stehen.

Gravenhorst.

Anekdote.

Ein griechischer Kaiser, welcher mit einem bulgarischen Fürsten in Streitigkeiten verwickelt war, wollte dieselben, aus Schonung gegen seine Unterthanen, durch einen Zweikampf beilegen. Allein dieser wies den Antrag von sich, indem er antwortete: Ein Schmidt, welcher Zangen hat, wird das glühende Eisen nicht mit bloßen Händen aus den Kohlen herausnehmen.

J. H. Lehnert.

NB. Zu beiliegendem Kupfer folgt die Erklärung im nächsten Stück No. 70.

Digitized by Google

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 10. Juni 1811. 70.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Kaisers.

(Zum Kupfer Nr. 12.)

Fritz und Anton waren mit ihren Aeltern auf das Land gezogen und freuten sich innig aller der tausend Schönheiten, die ihnen im bunten Gärtchen und auf der gesegneten Flur entgegen lachten. Kindlich freuten sie sich über das junge Grün, das Wachsthum der Pflanzen, über die Rosen, die Schmetterlinge und Käfer, die jungen Enten und Gänse, die sie hier allenthalben wahrnahmen. Mit Jubel sprangen sie an die Hand des Vaters und der Mutter und begleiteten diese auf ihren Spaziergängen durch Fluren und Wälder. Aber oft hielt sie auch die größere Hitze des Tages im kühlern Zimmer, wo sie, unter der liebevollen Leitung des Vaters, ihre Kenntnisse vermehrten und in nützlichen Fertigkeiten sich übten. Oft lasen sie auch wechselsweise den Aeltern vor; oder hörten den Erzählungen des Vaters zu, der die Geschichte seiner Jugend seinen Kindern so gern mittheilte. Da geschah es denn oft, daß Anton den Fritz, oder dieser jenem zunickte, wenn der Vater ein Lieblingsspiel seiner Jugend beschrieb, und dieses Nicken sollte nichts anders bedeuten, als daß sie dieses Spiel auch versuchen wollten. Sie kannten schon eine Menge Spiele, und der Vater hatte es sich angelegen seyn lassen, ihnen vorzüglich solche bekannt zu machen, die dem Körper und Geist zugleich wohlthaten, die schuld- und gefahrlos und dennoch sehr anziehend waren. Auch ihre Kegel hatten Fritz und Anton mit in den Garten genommen. Sie kannten das gewöhnliche deutsche Kegelspiel, das lange Kegelschieben und das kurze auf einer kreisförmigen Bahn. Auch das Kegelwerfen, das vorzüglich in Frankreich und in der Schweiz üblich ist, hatte ihnen der Vater bekannt gemacht, und er sahe es gern, wenn seine Söhne mit diesem Spiele sich ergötzten. Aber wie Kinder sind! Die Formen ihrer bisherigen bekannten Kegelspiele hatten ihren Reiz verloren; darum fragten sie den Vater eines Nachmittags, ob man nicht noch auf andere Weise mit den Kegeln spielen könne. Der Vater erklärte, daß sich gewiß noch sehr verschiedene Abänderungen in diese Spiele bringen ließen; indessen wollte er ihnen jetzt doch ein neues Kegelspiel bekannt machen, dem man den Namen „Kaisers" gegeben habe. Fritz und Anton jubelten schon im Voraus und der Vater gab ihnen folgende Erklärung. Bei dem Kegelspiele, Kaisers genannt, werden die neun Kegel getheilt und es können an dem Spiele entweder nur zwei oder mehrere Personen, die sich jedoch in zwei Partheien theilen, Antheil nehmen. Es ist natürlich, daß bei dieser Theilung, auf eine Seite mehr Kegel kommen, als auf die andere. Diejenige Person oder Parthei, welcher das Loos nur vier Kegel zuerkennt, — denn durchs Loos wird dies entschieden — hat unter diesen vier Kegeln zugleich den König mit, das heißt, der König ist der vierte Kegel. Diese Parthie hat zugleich das Recht, das Spiel zu eröffnen, also zuerst zu schieben oder zu werfen. Jede Person nimmt

nun ihre 4 oder 5 Kegel und ſtellt ſie ganz nach Willkühr und wenn es beliebt, wohl auch ſo, daß man dieſelben nur durch das Werfen, nicht aber dadurch erreichen kann, daß eine Kugel darnach abgeſchoſſen wird. Jedoch dürfen die Kegel nicht ſo geſtellt werden, daß die Gegenparthei ſie gar nicht ſehen könnte. Fritz und Anton erklärten, daß ſie dieß wohl verſtanden hätten. Der Vater fuhr fort: trifft derjenige, dem das Loos nur vier Kegel und den erſten Schub oder Wurf zuerkannte, mit ſeiner gerollten oder geworfenen Kugel, einen von den Kegeln der andern Parthie: ſo muß dieſe den umgeworfenen Kegel der Gegenparthei zuwerfen, welche denſelben gerade auf der Stelle, wo er niederfiel, aufzuſetzen verbunden iſt. Indeſſen wird auch der erlegte Kegel nicht ſo zwecklos hingeworfen, ſondern man ſucht vielmehr auch dem Gegner bei dieſem Hinüberſchleudern wieder etwas abzunehmen, indem man damit einen von ſeinen Kegeln zu fällen ſucht. Gelingt es demjenigen, der dieſen Kegel hinüber warf, einen von den Kegeln der Gegenparthei damit nieder zu werfen, ſo iſt auch dieſe gehalten, den getroffenen Kegel dem Gegner zuzuwerfen. So gehet das Spiel fort, bis eine von beiden Partheien keinen einzigen Kegel mehr hat. Schließlich bemerkte der Vater noch, daß Jeder, den die Reihe des Wurfes trifft, hinter ſeinen Kegeln ſtehen bleiben müſſe und daß Keiner, um etwa einen Kegel, den der Gegner zu weit ſetzte, beſſer zu erreichen, vor ſeine Kegel treten dürfe, weil dadurch die ganze Ordnung und Regelmäßigkeit des Spieles aufgehoben würde. Noch ſetzte der Vater hinzu, daß der König einen vorzüglichen Werth auch in dieſem Kegelſpiele habe, und daß man dieſen gern ſo verſteckt ſetze oder ſtelle, daß er nicht leicht getroffen werden könne. Warum dieſes Spiel Kaiſers heiße, das wiſſe er nicht. — Anton und Fritz dankten dem Vater für dieſe Anweiſung, holten ihre acht gemeinen Kegel nebſt dem Könige und der Kugel hervor, und beweiſen dem Vater auf der Stelle, daß ſie ihn recht gut verſtanden hatten.

Das beiliegende Kupfer bildet dieſes Kegelſpiel ab. Anton hat eben die Kugel nach Fritzens Kegel geſchoben und dieſer ſteht verwundert hinter ſeinen Kegeln, von denen einer nahe daran iſt, zu fallen. Indeſſen iſt ein Fehler auf dieſem Kupfer zu berichtigen. Durch die Schuld des Zeichners oder Kupferſtechers ſtehen zehn Kegel und einige derſelben von ausgezeichneter Form auf dem Kupfer, da doch nur 8 gemeine Kegel und ein König zu dieſem Spiele erfordert werden. Dieß muß alſo diejenigen nicht irre machen, die etwa eine Nachahmung dieſes Spiels verſuchen. Die beiden andern Figuren, die das Kupfer noch darſtellt, bezeichnen die Aeltern Antons und Fritzens, die dem Vergnügen ihrer Kinder zuſehen und ſich ſelbſt im Garten aufheitern.

Heſſe.

Töchterſchule in Erfurt.

Erfurt, den 23. April 1813.

Liebe Freundin,

Geſtern, als den 22ſten dieſes, wurde die feierliche Eröffnung der hier vor Kurzem errichteten höhern Töchterſchule, nämlich in der Behauſung des Herrn Direktor Loſſius, und zwar auf dem mit Guirlanden gezierten Saal gefeiert, und ich glaube Dir eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen, wenn ich Dir eine kleine Schilderung davon gebe. Außer den Stiftern derſelben, den Gliedern des hohen Oberſchulkollegiums, waren auch noch ſehr viel andere Zuhörer, nebſt unſern Aeltern zugegen, welche die Feierlichkeit vermehrten. Zum Anfange wurde ein Danklied mit Begleitung des Flügels und einiger blaſenden Inſtrumente geſungen; hernach von dem Herrn Direktor Loſſius ein ſehr andachterweckendes Gebet

gesprochen, worauf wieder ein Lied mit der nämlichen Begleitung folgte. Nach demselben las der Direktor Lossius eine sehr lange Rede ab, die besonders von dem Nutzen dieser Lehranstalt handelte; dann hielt das jüngste Fräulein von Resch eine kurze Anrede, worin sie den Vorgesetzten mit in unserm Namen versprach, daß wir ihnen durch Fleiß und sittliches Betragen Freude zu machen suchen würden. Nach dieser Rede wurde wieder ein Lied gesungen, worauf der Herr Prälat Muth auftrat, und den sämtlichen Lehrern dankte, daß sie sich nun auch dieses sehr wichtigen Geschäfts, der Erziehung, mit Fleiß widmen wollten. Zum Beschluß wurde noch der letzte Vers von dem vorhergehenden Liede gesungen, und so der feierliche Morgen beendigt.

Nachmittag, nach 3 Uhr, versammelten wir uns wieder, um die künftigen Lehrstunden zu ordnen und die nöthige Einrichtung zu machen. Als dies geschehen war, wurden einige Gesellschafts-Spiele angestellt, die uns zur Ermunterung und zum näheren schwesterlichen Verein dienten. Hier hast Du so viel mir erinnerlich ist, eine treue Schilderung jenes mir unvergeßlich-frohen Tages, deren Weitläuftigkeit, im Fall sie Dir nicht das gewünschte Vergnügen gewähren möchte, Deine Güte verzeihen wird. Ueberzeuge Dich übrigens durch den Augenschein, von der Nützlichkeit und schönen Einrichtung dieser unserer Lehranstalt so bald als möglich, und glaube, daß Du dadurch mich und meine Freundinnen sehr angenehm überraschen wirst. Lebe wohl und erfülle recht bald den Wunsch

Deiner

Dich zärtlichliebenden Freundin.

Merkwürdigkeiten des menschlichen Kunstfleißes.

Es ist ein Verdienst der neueren Zeiten, daß wir durch mikroskopische Betrachtungen die Größe der Natur in ihrer Kleinheit bewundern lernten, und dadurch tiefer in die Geheimnisse der Schöpfung eingeführt wurden. Wir sahen dadurch ein, daß die schönsten Werke der Menschen noch weit hinter den einfachsten und oft verachteten Produkten der Natur zurückbleiben, und daß wir ihre Vollkommenheit durch keine Kunst zu erreichen vermögen. Oder wer hat noch je durch das Mikroskop ein Haar und einen Seidenfaden, die feinste engliche Nähnadel und den Stachel einer Biene, den durchschnittenen Knoten eines Kornhalms und die schön gemusterten Zeuge, den Flügel eines Schmetterlings und den feinsten Sammt verglichen, ohne dies erkannt zu haben? — So demüthigend dies aber auch auf der einen Seite für den menschlichen Stolz seyn mag, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß alle unsre Fabrikate zu einer noch weit größeren Vollkommenheit gebracht werden können, die unglaublich scheinen würde, wenn ihre Möglichkeit nicht durch Thatsachen erwiesen wäre. Aber auch hier zeigt es sich, wie viel der Mensch zu leisten vermag, wenn ihn Fleiß, Erfindungsgeist und kräftiger Wille beseelen.

Eine Engländerin, Ives, spann vor wenigen Jahren blos an der Spindel einen Strehn so feines wollenes Garn, daß man lange keinen Künstler fand, der im Stande gewesen wäre, es zu verarbeiten. Der ganze Strehn wog 37 Gran (das Pfund zu 7168 Gran gerechnet) und das Garn war so fein, daß, nach einer sichern Berechnung, ein Pfund davon einen Faden gebildet hätte, welcher 62 englische Meilen (beinahe 17 deutsche lang gewesen wären. Ihre Spindel hatte sie mit Glas so dünn geschabt, daß das Gewicht derselben nur 14 Gran und sammt der Spule nur 32 Gran betrug. In der Folge soll dieses Frauenzimmer noch ein feineres Garn gesponnen haben, von welchem ein Pfund aus einem Faden von der Länge 81 englischer (ungefähr 20 deutscher) Meilen bestanden hat.

Noch merkwürdiger, als diese Feinspinnerei einer Engländerin, ist die Kunstfertigkeit, welche in einigen

Gegenden Westphalens, namentlich in den Grafschaften Ravensberg und Rietberg, beim Spinnen des Flachses geübt wird, und zwar darum, weil es Bauern und Bäurinnen sind, welche hier diese Kunstfertigkeit besitzen. Diese Leute spinnen (und zwar oft mit beiden Händen zugleich zwei Fäden,) ein so feines Garn, daß sich für zwei Reichsthaler davon, zusammengedrückt, durch einen Fingerring ziehen läßt. Aus einem Viertelpfunde Flachs sollen sie bisweilen 16 bis 20 Stück Garn spinnen, das Stück zu 20 Gebind, und das Gebind zu 60 Fäden, den Faden aber zu 2½ Elle gerechnet. Ein ganzes Stück von 2,900 Ellen wog nicht mehr, als 1½ Quentchen. Auch in andern westphälischen Gegenden soll von den Bauern ein so feines Garn gesponnen werden, daß aus Einem Pfunde Flachs bisweilen ein Faden entsteht, der 23 Meilen (jede zu 20,000 Fuß gerechnet) lang ist, und daß 16 Stück Garn oder 19,200 Fäden, wovon die Länge eines jeden 6 Ellen beträgt, durch einen Fingerring gezogen werden können, wenn man sie nur etwas zusammendrückt.

Daß das ehemalige Holland wegen des feinsten Garnes berühmt war, ist bekannt; auf der Insel Tholen gab es Spinnerinnen, die ein Garn lieferten, welches oft mit 250 Gulden bezahlt wird. Um ein solches Produkt liefern zu können, pflegen sie aber auch in dunkeln Kellern zu arbeiten, in welchen das Licht nur auf Spule und Faden fällt. Nicht weniger geschickt ist man in Schlesien. Aus einer kleinen Portion Flachs, ungefähr für einen Groschen an Werth, spinnt man da für zwei Thaler Garn, aus dem man oft für 24 Thaler Zwirn und für 200 Thaler Spitzen bereitet. Wie weit es aber selbst Nationen bringen können, die man gewöhnlich für unkultivirt hält, davon erzählt der berühmte Reisende Tavernier ein merkwürdiges Beispiel. Er sagt nämlich, daß er sich in Indien zwei Loth Zwirn gekauft habe, der so fein gewesen sey, daß er auf der Stelle 160 Thlr. dafür habe bezahlen müssen. Diese Kunstfertigkeit übertrifft selbst die, welche sonst in Rysſel, Mecheln und Antwerpen gefunden wurde, wo man den Zwirn so fein spann, daß er kaum fühlbar war und mit 100 bis 150 Thlr. für das Pfund bezahlt wurde.

In unsern Zeiten hat man diese Vollkommenheit auch durch Spinnmaschinen zu erreichen versucht und nicht ohne Glück: Im Jahre 1797 wurde in einer Fabrik zu Epigne unweit Arpajon in Frankreich, aus einem Pfunde Baumwolle ein Faden gesponnen, der 294,000 Fuß oder 24 französische (17 deutsche) Meilen lang war. In England hat man die ostindische Baumwolle oft so fein gesponnen, daß das Garn eines Pfundes die Länge von 100 englischen (ungefähr 25 deutschen) Meilen hatte. Ja bei Gelegenheit einer Wette wurde sogar einst zu Manchester aus einem Pfunde Baumwolle ein Faden gesponnen, dessen Länge 170 englische (ziemlich 43 deutsche) Meilen betrug. In der Industrieschule zu Dresden sollen Kinder aus einem Pfunde Baumwolle einen Faden gesponnen haben, der 400,000 Leipziger Ellen lang war. Ein Franzose, Barneville in Paris, spann mit seinen Maschinen aus einem Pfunde Baumwolle so feines Garn, daß daraus ein, 16 Pariser Stab langes, Stück Zeug gewebt werden konnte, welches nicht mehr als 4 Unzen wog.

In feiner Weberei haben es aber auch die Manufakturen zu Plauen sehr weit gebracht; bei einer feierlichen Gelegenheit wurde einmal ein hier gefertigtes Stück Musselin vorgezeigt, welches 50 Ellen lang war und doch nur 26 Loth wog. Noch feiner ist aber der Musselin aus Java. Ein Stück des feinsten oft von 25 und mehreren Ellen läßt sich in eine gewöhnliche Schnupftabaksdose packen. Sehr feine Leinwand versteht man auch in Cambray zu weben. Die feinste Art derselben, das sogenannte Kammertuch, ist so leicht, daß ein Stück von 22 Ellen nur 6 bis 8 Unzen wiegt.

So weit können es Menschenhände bringen!

E. H. Schwabe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 13. Juni 1811. 71.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Kleine Charaktergemälde.

(Beſchluß.)

III. Ernſt.

Herr v. B. erhielt den unvermutheten Beſuch eines Freundes. Deſſen Wünſchen zufolge wurden die Kinder, die im Garten waren, hereingerufen. Albert und Emilie erſchienen; ſie begrüßten mit Anſtand den Freund des Vaters, und veranlaßten durch ihr Betragen einige für ſie ſchmeichelhafte Aeußerungen deſſelben, die der Vater durch Schweigen und einen freundlichen Blick beträftigte. Ernſt blieb aus. Er ward wiederholentlich gerufen und ihm der Befehl des Vaters bekannt gemacht, ſogleich zu erſcheinen. Zuletzt kam er, an der Hand eines Untergebenen geführt. Der Fremde ſchien für ihn beim Eintritt kaum da zu ſeyn. Doch er ward bald geſchwätzig. Eine Narbe auf der Stirn fiel dieſem auf. —

Ein Siegeszeichen, kleiner Krieger, fing er an. Auf welchem Felde der Ehre.....

Der niedergeſchlagene Blick und das Erröthen des Kleinen verriethen, daß dies keine Narbe war, die man gern ſehen ließ, und die ſchmerzliche Erinnerungen gab. Und der Vater fiel ein: die Narbe iſt mir wichtig und ſie dient mir oft, meinen Ernſt an die erſte Tugend des Kindes zu erinnern. Auf einem Gaule zu trotten wäre ihm eine gewaltige Freude. Aus guten Gründen iſt es ihm aber unterſagt worden und kein Stallknecht darf ihn auf eins meiner muthigen Roſſe heben. Im Herbſte machten wir eine kleine Spazierreiſe nach D.. Da benutzte er ein geſatteltes Pferd und einen unbeſonnenen Menſchen — und bekam eine tüchtige Lehre auf die Stirn geſchrieben. — Dafür iſt er nun aber auch der gehorſamſte Knabe geworden.

Emilie und Albert ſahen ſich mit verbiſſenem Lachen an, und deuteten dadurch dieſes Lob zur Ironie.—

Lieber Ernſt, ſprach einſt Albert. Ich habe dies für unſern Vater abzuſchreiben, mein Papier reicht aber nicht aus, und ich möchte mich nicht gern unterbrechen. Gehe doch zu ihm hin und bitte dir für mich etwas aus.

Ach! ach, erwiederte Ernſt, eben bin ich ja bei einem ſchönen Bilde. Sie einmal, Bruder, jetzt nicht! —

Thue mir doch den Gefallen! —

Ernſt ging nicht. —

Ungefälliger Bruder, ſagte Albert, der aufſtehen und ſelbſt gehen mußte.

Als ein Mann kam, der für die Abgebrannten zu N. ſammelte, legten Emilie und Albert unaufgefordert und mit Freuden der Summe des Vaters etwas bei. Sie ſpielten auf Ernſt an; dieſer beſann und beſann ſich — und ſchlich ſich dann leiſe in den Garten hinein und erſchien in einer halben Stunde nicht wieder. —

O wie unwürdig, höre ich ſprechen, iſt Ernſt Alberts und Emiliens. Die Armen werden dieſen Bruder nicht lieben können! —

Doch lieben ſie ihn ſehr! —

„Einen ungehorsamen, ungefälligen, hartherzigen Knaben?“

Nein! Einen solchen würden sie gewiß nicht lieben können. Aber — ist es denn schon entschieden, daß Ernst ungehorsam, ungefällig, hartherzig ist?

Also „hartherzig“ ist Ernst.

Einst kam er hastig in die Stube gelaufen. O! Vater! Mutter! Eine kranke, fremde Frau mit zwei Kindern! Komm doch! Hilf ihr! In einer kleinen Verwirrung erzählte er ihre Geschichte, welches verrieth, daß er sich schon näher mit ihr in ein Gespräch eingelassen hatte. Sie sey vor wenigen Jahren in diese Gegend gezogen. Ihr Mann, dem sie folgte, sey gestorben. Jetzt wollte sie lieber zu ihren Verwandten zurück. — Wir gingen und fanden eine Frau in ihren besten Jahren, die aber das Bild des Kummers in jedem Zuge zu tragen schien, am Eingange des Gartens in dem Grase sitzen. Sie grüßte verschämt und bat nur um Erlaubniß, hier etwas ruhen zu dürfen. Ernst hatte Spiel und Freude vergessen, und Blick und Seele ruhten auf den beiden Kindern, die ihn schon lächelnder ansahen. Der Kuchen, den er in den Händen hatte, war sogleich unter ihnen vertheilt worden — während Emilie und Albert den ihrigen ruhig aufaßen.

Hr. v. B. nahm die Frau in sein Haus, um sie zu erquicken, und ließ sich ihre Geschichte weitläuftiger erzählen.

Vater, sprach Ernst leise zum Vater, gieb du der Frau, was sie braucht, und laß mir die Kinder. Er hatte sich ein ansehnliches Spargeld zurückgelegt. Sein Vater hatte ihm erlaubt, sich bald, wie Bruder Albert, eine Uhr zu kaufen, die er sehr wünschte. Er holte alles hervor, und wollte sich nicht nicht bewegen lassen, für andre Fälle davon zurück zubehalten. Sie sollten alles haben.

Wo ist hier der hartherzige Knabe? —

Emilie war krank. Mein Gärtchen wird jetzt verwildern, Albert, Ernst, sprach sie. Nein, nein, liebe Emilie, rief Ernst; ich jäte dir alles Unkraut aus, ich begieße dir alles. Er hielt Wort und ließ Alberten wenig zu thun übrig. — Wie oft saß der kleine Knabe am Bette seiner Schwester, und lauschte auf jedes kleine Geschäft, was sie ihm auftragen könnte! —

Wenn der Vater sagte: Ernst das Eis ist auf dem Teiche noch zu dünn; du gehst noch nicht auf dasselbe, so konnte er darauf rechnen, daß er gar nicht in diese Gegend hinging. Albert probirte eher am Rande. Untersagte er ihm, dieses oder jenes neu gekaufte Buch anzurühren, Ernst that es gewiß nicht. Bekamen Bruder oder Schwester ein Geschenk: so freute er sich, als wäre es ihm gereicht, und dachte nicht daran, daß er nichts bekommen hatte. — Schwer war er einst gegen einen Landmann zu besänftigen, den er seinen Hund hart schlagen gesehn hatte. Er hielt ihn gerade zu für einen bösen Menschen, so daß, als einst von einem Diebstahl die Rede war, er argwöhnte, dieser müsse der Dieb seyn. Wenn nur ein Entchen krank schien und am Rande des Teiches sitzen blieb: so konnte er sich nicht von demselben trennen und wollte Hülfe geleistet wissen.

Sollten Emilie und Albert nicht diesen weichherzigen, gefälligen, gehorsamen Bruder lieben? —

„Aber kann man denn nicht weich- und hartherzig, gefällig und ungefällig, gehorsam und ungehorsam zugleich seyn?“

Freilich nicht! — Dafür war er aber auch nur eins von beiden. — Wer findet das Wort zum Räthsel? —

Umstände, heißt es ja, verändern die Sache. Man prüfe die Umstände, unter denen Ernst handelte.

Ein ganz wohlgekleideter, wohlgenährter Mann den sein Vater neben sich hinsetzen ließ, während er

ein Papier von ihm las, ließ unſern Ernſt ganz gleichgültig. Was hernach geſprochen ward, das hörte er an; allein es machte zu wenig Eindruck auf ihn, um ihm ein Hänflingsneſt vergeſſen zu machen, nach welchem er eben im Garten ſehen wollte.

Hingegen eine abgehärmte Frau mit einem lieblichen Kinde auf dem Arme, das ſchmachtend die Mutter anſah, und: Mutter, mich hungert, rief, dafür aber keine Nahrung, ſondern einen Kuß mit Thränen und einen wehmüthigem Troſte empfing, — das feſſelte ihn augenblicklich, und er hätte ſeine ganze Habe hingegeben, um das arme Kind nicht weinen zu machen.

Ein ſchönes Bild nahm ihn ſo ein, daß, wenn der geſunde frohe Bruder etwas geholt haben wollte, er gar nicht recht hörte, und beachtete, für die kranke Schweſter aber ließ er alles liegen und konnte kein Bild dann recht anſehen.

Als das geſattelte Pferd vor ihm ſtand, als der Reitburſche freundlich das Lob ſeines Gaules anſtimmte, ihm ſchmeichelnd Muth machte hinauf zu ſteigen, — ach da vergaß er das Verbot des Vaters, das er immer gehorſam befolgt hatte, auf einen Augenblick. Zum Unglück kam ihm das Vergeſſen unter ſolchen Umſtänden öfters an, da der arme Knabe nun ſchon in dem Rufe eines ungehorſamen Kindes ſtand. Ein Wort, ein Zuruf machte weniger Eindruck auf ihn, als ein ſchöner Schmetterling, der vor ihm herumgaukelte, und den er belauern wollte. Da überhörte er, daß es der Vater war, der hineinzukommen befahl. Nachher, wenn er Verweiſe erhielt, ward er ſehr traurig und nahm ſich feſt vor, nie mehr ungehorſam zu ſeyn, vermied das Eis zum Beiſpiel ganz, wenn er nicht auf demſelben glitſchen ſollte, ging gar nicht vor dem Baume oder Strauche vorüber, von deſſen Früchten er nichts eſſen ſollte. Aber, ach! kam er zufällig an eine verfängliche Stelle — ſo war es oft um ihn geſchehn. —

Ernſt war ein lebhafter Knabe, der ſeine Aeltern mit guten Hoffnungen erfüllte. Allein noch folgte er den Antrieben der Sinnlichkeit ſo ſehr, daß ſeine Vernunft wenig zur Sprache kommen konnte. Aus ſolchen Kindern können ſehr gefährliche und unglückliche Menſchen werden, die, vielleicht ohne böſe zu ſeyn, viel Böſes begehen. Sie werden oft ſchön und gut handeln können, wenn ſie gerührt werden, und dieß werden ſie oft ſeyn, weil ſie mit großer Leichtigkeit Eindrücke von außen annehmen. Aber aus eben dem Grunde werden ſie rachſüchtig, grauſam, ſchwelgeriſch, jachzornig und durch alles dies ſehr bedauernswürdige Menſchen werden, die oft damit enden, daß ſie durch Handlungen, die nicht mehr gut zu machen ſind, den Grund zu einer ewig folternden Reue legen. —

Ernſt, ſagte ich indeß, gab ſeinen Eltern gute Hoffnungen. Unter der Leitung, unter welcher er ſtand, war nämlich voraus zu ſehen, daß er die Kraft bekommen würde, dieſe Sinnlichkeit zu beherrſchen und ſie vom Verſtand leiten zu laſſen. Dann werden dieſe Menſchen eben ſo liebenswürdig, als ſie verächtlich ſeyn würden, wenn ſie immer der Sinnlichkeit folgen, und zuletzt alles Vermögen verlieren, vernünftig zu handeln. —

Alles kömmt auf den Willen des Menſchen an. Gut, oder böſe — das Werk iſt ſein, die Verantwortlichkeit ſein. Sein Schöpfer gab ihm die Anlagen zu Allem; ihm iſt es überlaſſen, ſie ſich zum Heile, oder zum Verderben auszubilden. So bereitet aus den Beſtandtheilen derſelben Pflanze, dieſer Gift, jener eine lebensrettende Arzenei.

Bis jetzt that Ernſt ſehr gut, daß er der Gelegenheit auswich, wo ſeine Sinnlichkeit gereizt ward. Mit der Zeit muß er aber mehr Kraft bekommen, auch dem Reize zu widerſtehen, und ſich nicht mehr zurück ziehen.

Nſ. Aug. S—n.

Treue eines Hundes.

Die Thäler von Schottland sind vornehmlich der Aufenthalt großer Schafheerden, welche hier unter freiem Himmel leben. Eine solche Heerde ist oft so groß, daß ihre Weide einen Raum von mehreren englischen Meilen erfordert. Nothwendig muß daher der Schäfer täglich die verschiedenen Sammelplätze besuchen, vornehmlich um das Hinüberstreifen der Heerde in ein fremdes Gebiet zu verhüten. Bei einer solchen Wanderung nahm einst ein Schäfer sein dreijähriges Kind mit, und durchzog mit ihm und in Begleitung seines treuen Hundes, seinen Bezirk bis an einen Felsen. Da der Abend schon ziemlich nahe war, so beschloß er auf den Felsen zu klettern und von hier aus seine Heerde zu übersehen. Unterdessen ließ er aber sein Kind in dem Thale, mit dem oft wiederholten Befehle, daß es sich nicht von der Stelle entfernen sollte. Kaum hat er jedoch den Gipfel des Felsens erklimmt: so erhebt sich plötzlich eine in dem Hochlande nicht ungewöhnliche Erscheinung, ein dichter Nebel, durch welchen der Tag schnell in Nacht verwandelt wird. Besorgt eilt der Vater, so geschwind als seine Kräfte erlauben, herab; allein in der Angst und in dem nächtlichen Dunkel, welches ihn aller Aussicht beraubt, verfehlt er den rechten Weg und kann nach mehreren Stunden, in welchen ihn oft sein Suchen in Lebensgefahr brachte, doch nicht das geliebte Kind wieder finden. Erschöpft und tief bekümmert erreicht er endlich seine Hütte, und hier erst vermißt er auch seinen Hund, der ihm sonst immer in allen Gefahren treu zur Seite geblieben war. Er schlummert einige Stunden; aber so bald der Tag graut, eilt er wieder mit einigen Nachbarn in das Gebirge nach dem verlornen Kinde. Vergebens sucht er mit ihnen den ganzen Tag. Die Nacht bricht ein, und er muß trostlos in seine Hütte zurückkehren. Zu seinem Erstaunen hört er hier, daß sein Hund da gewesen sey, sich ein Stück Brot geholt habe, und dann wieder fortgelaufen sey. Er setzt den folgenden Tag seine Nachforschungen eben so vergeblich fort, und erfährt bei seiner Zurückkunft, daß der Hund eben wieder gekommen sey und sich dann wieder mit einem Stücke Brot fortgemacht habe. Nun beschloß der Schäfer den Hund in seiner Hütte zu erwarten und ihm dann zu folgen. Am folgenden Tage, um die gewöhnliche Zeit stellt sich der Hund richtig wieder ein, bettelt sehr ängstlich um ein Stück Brot, und läuft, sobald er dieses erhalten hatte, wie gewöhnlich, schnell fort. Der Schäfer folgt ihm, und wird von ihm zu einem Wasserfalle geführt, der sich in einer kleinen Entfernung von dem Orte befand, an welchem das Kind verloren gegangen war. Der Hund sprang hier die Felsenabsätze hinunter und verschwand in einer tiefen Felsenkluft, in welche ihm der Schäfer nur mit Mühe nachkommen konnte. Wer beschreibt die Freude des Mannes, als er hier sein liebes Kind auf weichem Moose sitzend, erblickte, mit dem Stück Brot in der Hand, welches ihm der Hund eben erst gebracht hatte! Frisch und gesund verzehrte der Kleine diese Nahrung, und streckte seine Arme lächelnd dem Vater entgegen, als dieser die unterirdische Wohnung desselben betrat. Entzückt hob der Vater das Söhnchen auf den Arm, das sich in der Dunkelheit hier her verirrt hatte und trat seinen Rückweg an; der treue Hund hörte nicht auf, durch tausend Sprünge und unaufhörliches Bellen seine Freude über die glücklich vollbrachte Rettung an den Tag zu legen.

E. H. Schwabe.

Bemerkungen.

Das gewöhnlichste und unheilbarste Unglück ist, sich unglücklich zu glauben.

Das Unglück im Glück ist — die Sättigung; das Glück im Unglück — die Hoffnung.

K—r.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 15. Juni 1811. 72.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Peterskirche in Rom.

Dieſes Gebäude iſt die größte und ſchönſte Kirche in der Welt; ſie iſt das Meiſterſtück von allen Kunſtmerkwürdigkeiten Italiens, in welchem die größte Pracht und der edelſte Geſchmack auf die ſeltenſte Weiſe vereinigt ſind. Sie übertrifft den Tempel zu Epheſus, ſo wie den des olympiſchen oder kapitoliniſchen Jupiters. Alle Künſte haben gewetteifert, dieſes Gebäude zu verherrlichen. Und alle dieſe großen Werke der Kunſt, die dieſe Kirche verſchönerten, ſind noch vorhanden, weil man auf ihre Erhaltung ſehr große Sorgfalt wendet. Eine Menge Menſchen ſind täglich unter Aufſicht beſchäftigt, alle Theile des Ganzen rein und ſauber zu erhalten. Dieſes Alles gewährt nicht nur einen reizenden Anblick, ſondern erweckt auch in jedem Eintretenden ein Gefühl heiliger Ehrfurcht. Alle Reiſende ſtimmen darin überein, daß, wer dieſe Kirche einmal geſehen habe, ein reges Verlangen fühle, ſie immer wieder zu beſuchen, daß man nie müde würde, ſie zu betrachten und daß man jedes Mal immer neue Schönheiten an derſelben entdecke.

Die Peterskirche liegt an dem nordweſtlichen Ende von Rom, oder an der ſogenannten leoniſchen Stadt jenſeit der Tiber, am Fuße des Monte Vaticano. Im alten Rom waren hier die Gärten des Nero und die Via triumphalis. Konſtantin der Große ließ auf dieſer Stelle, nach ſeinem Uebertritte zum Chriſtenthum, eine anſehnliche Kirche erbauen, die über 302 Fuß lang war. Zu Anfange des 16 Jahrhunderts ſahe man davon noch Ueberbleibſel. Der ſüdliche Theil derſelben ſtand zum Theil auf den Mauern der Rennbahn des Caligula und Nero. Als dieſe anfing baufällig zu werden, faßte der Papſt Nicolaus V. im J. 1447 den Entſchluß, ein neues Gebäude aufzuführen. Roſellini hatte den Plan zum Ganzen entworfen und der Baumeiſter Alberti wurde noch beſonders vom Papſte zu Rathe gezogen. Allein Nicolaus ſtarb, als das Mauerwerk kaum einige Fuß aus der Erde hervorragte. Seine Nachfolger betrieben dieſen Bau ſehr ſaumſelig, bis Julius II. den päpſtlichen Thron beſtieg, deſſen Geiſt zu großen Unternehmungen fähig war. Dieſer ſahe den Bau der Peterskirche für ein würdiges Denkmal an, wodurch er ſich ſelbſt verewigen könne. Er beſchloß daher den Bau nach dem Plane des Lazaro Bramante auszuführen, der, zu Caſtel Durante 1443 geboren, der größte Baumeiſter ſeiner Zeit und zugleich auch ein ſehr guter Dichter war. — Die Kirche ſollte viel größer werden, als die alte, um einen Theil eines nahen Gottesackers, der für ſehr heilig galt, mit einzuſchließen; ſie ſollte ferner die Form eines lateiniſchen Kreuzes *) mit drei Schiffen, und an jeder Ecke der Vorderſeite einen Thurm, in der Mitte aber eine große Kuppel mit drei Säulenordnungen über einander bekommen. Dieſer Plan wurde gebilligt und das alte Gebäude eiligſt niedergeriſſen,

*) Ein lateiniſches Kreuz hat ungleiche Arme, das griechiſche aber gleiche Arme.

wobei manches ſchöne Werk des Alterthums zertrümmert ward. Doch blieb die alte Tribune, (ſo heißt in Italien der Ort hinten in der Kirche, wo gewöhnlich der Hauptaltar ſteht) die ſogenannte Confessione di St. Pietro und der Fußboden der alten Kirche ſtehen, die ſeit vielen Jahrhunderten als Heiligthümer galten. Im J. 1506 legte Julius II. den Grund zu dem neuen Gebäude und trieb die Fortſetzung des Baues ſo eifrig, daß die vier ungeheuren Pfeiler unter der Kuppel in kurzer Zeit bis an den Kranz fertig waren, und daß die vier großen Bogen geſchlagen werden konnten, worauf die Kuppel noch jetzt ruhet. Bramante fing auch an, die neue Tribune zu bauen und bekleidete die Mauern von außen mit Werkſtücken von Peperino. Durch den Tod des Papſtes im J. 1513 und des Baumeiſters im J. 1514 gerieth der Bau wieder ins Stocken. Papſt Leo X. begann die Fortſetzung mit neuem Eifer. Giocliano von St. Gallo wurde aus Florenz verſchrieben, und ihm und dem Giocondo von Verona und dem berühmten Maler Raphael, die Fortſetzung des Baues übergeben. Sie hielten den Grund der Pfeiler für die Laſt eines ſolchen Gewölbes für zu ſchwach und verſtärkten ihn durch ſtarke Mauern und feſte Bogen. San Gallo ſtarb 1517, Raphael 1520 und der Pater Giocondo verließ Rom. Nun übertrug man dem Baumeiſter Peruzzi den Bau, der den Riß des Bramante, weil die Ausführung zu viel Zeit und Geld erforderte, abänderte und in ein griechiſches Kreuz, mit Beibehaltung der Kuppel des Bramante, umwandelte. Allein der Tod Leo X., die Unruhen und Plünderungen Roms unter Clemens VII. hielten den Bau wieder auf und Peruzzi konnte unter dieſem Papſte nur die, von Bramante angefangene, Tribune vollenden. Paul III. war eifriger und wählte den Anton von St. Gallo zum Architekten. Dieſer veränderte wieder den Plan, verfertigte dazu ein Modell für 4000 Thaler und

führte den Bau bis an ſeinen Tod im J. 1546 fort. Nun erſt erſchien der große Baumeiſter Michael Angelo Buonarotta, dem die Ehre aufbewahrt war, einen Plan anzugeben, der nicht weiter geändert werden durfte. Er fand in dem vorigen Plane zu viel Pilaſter und Säulen, welche theils zu koſtbar waren, theils wider die, bei einem ſolchen Gebäude erforderliche, edle Einfalt liefen, und der Kirche das nöthige Licht benahmen. Binnen 14 Tagen war ein neuer Riß von ihm da, in welchem das griechiſche Kreuz beibehalten und die große Tribune nebſt den beiden Seitentribunen, welche die beiden Arme des Kreuzes bilden, erweitert wurden. Statt der doppelten Pilaſter über einander, gab er der Kirche durch eine Reihe von Pilaſtern ein viel majeſtätiſcheres Anſehen und legte in jeder Tribune drei Niſchen zu eben ſo viel Altären an. Zugleich ſuchte er die vielen Winkel in dem Plane ſeines Vorgängers zu verſtecken, und brachte es durch eine einfachere Anordnung dahin, daß Alles beſſer in die Augen fällt und mit einem Blick überſehen werden kann. Die Kuppel ſetzte er nicht auf Säulen, wie Bramante und San Gallo, ſondern auf eine maſſive feſte Mauer, die im Stande war, eine ſo unermeßliche Laſt zu tragen. Er gab dem ganzen Gebäude eine Vorderſeite im Geſchmack des Pantheon. Der Papſt billigte den ganzen Plan und ernannte den Michael Angelo zum Baumeiſter mit unumſchränkter Macht, Alles nach ſeinem Gutdünken einzurichten. Der Baumeiſter mißbrauchte dieſe Freiheit nie. Er ließ nun die Mauern von außen mit Werkſtücken von ſchönem Travertino bekleiden, ſetzte den Bau unter 5 Päpſten fort und ließ vor ſeinem, im J. 1564 erfolgten, Tode, ein hölzernes Modell verfertigen, damit ſeine Nachfolger am Plane nichts ändern möchten. Pius IV. ernannte dem Barocclo da Vignola und den Pietro Ligorio zu Nachfolgern, mit dem ausdrücklichen Befehle, an dem Plane des großen Mi-

chael Angelo nichts zu ändern. Allein der lehte der genannten Baumeiſter verlor bald ſein Amt, weil er eine Kleinigkeit ändern wollte, und der erſte konnte nicht viel vollenden, weil der Papſt wegen des Türkenkriegs zu viele Ausgaben hatte. Gregorius XIII. trug nach Vignola's Tode die Baumeiſterſtelle im J. 1573 dem Giacomo della Porta auf, und ließ durch ihn die ſchöne gregorianiſche Kapelle, nebſt der dazu gehörigen Kuppel aufführen. Sein Nachfolger Sixtus V. hatte den Ruhm, durch denſelben Baumeiſter die größte Kuppel in der Welt in 22 Monaten zu Stande zu bringen. Derſelbe Papſt ließ auch im J. 1586 den großen Obelisk vor der Peterskirche aufrichten. Clemens VIII. ließ die Kirche inwendig mit muſiviſcher Arbeit überziehen, das Gewölbe mit vergoldeter Stukaturarbeit auszieren, den Fußboden erhöhen und mit Marmor belegen. Deswegen ward die alte Tribune im J. 1592 abgebrochen. Dieſer Papſt baute auch die clementiniſche Kapelle. Della Porta führte die Aufſicht darüber bis ins Jahr 1604. Paulus V. nahm ſich des Baues ſehr eifrig an. Er wollte, daß wenigſtens das Mauerwerk des Ganzen vollendet wäre, ehe das Jahrhundert abliefe, das man nun bald mit dem Baue zugebracht hatte. Darum wurde eingeriſſen, was noch von der alten Kirche des Konſtantin ſtand, das Gebäude gegen Morgen verlängert, um noch einige heilige Gräber oder Grotten mit in dem Umfang der Kirche zu bringen. Carlo Maderni erweiterte deshalb den Plan des Michael Angelo. Die alten Mauern wurden darauf von der Stelle an, wo die Kapellen des Chors und des heiligen Sakraments liegen abgebrochen, ein Grund von 40 Fuß gegraben und der erſte Stein zum neuen Umfange im J. 1607 und von der Vorderſeite 1608 gelegt. Im J. 1614 war dieſer wichtige Bau ſchon fertig. Nun fehlten noch die beiden Thürme auf jeder Ecke der Vorderſeite. Dazu wurde der Grund im J. 1618 gelegt, der mit großen Koſten 70 Fuß tief geſucht werden mußte. Paul V. hatte vor ſeinem Tode noch die Freude, im J. 1621 das Gemäuer von beiden Thürmen fertig zu ſehen. Als Bernini in der Folge unter Urban VIII. die Spitze auf die Thurmmauer ſetzen wollte, gab der Grund nach, bald darauf zeigten ſich Riſſe in der Mauer. Darum ließ Innocentius X. dieſen Thurm wieder abtragen, und dieſes koſtete 12,000 Skudi, ſo wie die Erbauung deſſelben Urban dem VIII. 100,000 Skudi gekoſtet hatte. Aus der Reihe von Jahren und den vielen Päpſten, die daran baueten, läßt ſich leicht ſchließen, daß dieſe Kirche ungeheure Summen gekoſtet haben mag. Nach der Berechnung des Fontana, den wir noch ſpäter kennen lernen werden, beliefen ſich die Koſten zu ſeiner Zeit ſchon auf 47 Millionen Skudi oder 64 Millionen Thaler, den Thurm nicht mitgerechnet. Und was für Summen haben nicht die vielen Modelle, die häufigen Verbeſſerungen, die Veränderungen nach Fontana's Zeit und die Moſaiken gekoſtet! Was das Innere der Kirche anlangt, ſo zeichnet ſie ſich beſonders aus durch Größe, Pracht und edlen Geſchmack aus. Sonderbar iſt es, daß man beim Eintritte nicht erſtaunt über ihre Pracht und Schönheit und Größe, ja daß man ſich nicht einmal vorſtellt, daß ſie im Lichten 575 Fuß lang und bis unter das Gewölbe 142 Fuß hoch iſt. Die großen Theile dieſes unermeßlichen Gebäudes haben ein ſo natürliches Verhältniß, daß keiner zu lang, zu breit und zu hoch ſcheint. Die koloſſale Größe derſelben merkt man erſt, wenn man jeden einzelnen Theil für ſich, außer dem Verhältniß zu den übrigen, betrachtet. Dann ergiebt es ſich erſt, daß manche Kapellen die Größe mittelmäßiger Kirchen haben. Die Peterskirche iſt mit den Mauern und der vordern Halle 666 Fuß lang. Das mittlere Schiff 84 Fuß breit und die ganze Breite der Kirche beträgt mit den Mauern 284 Fuß. Der Kreuzgang iſt in Lichten 410 Fuß lang und 70 breit. Von dem Katheder Petri bis an das Kreuz rechnet man 170 Fuß und von dem Fußboden bis an den Schluß des Gewölbes, jedoch ohne die Kuppel

142 Fuß. Die ganze Kirche iſt mit großen korinthiſchen Pilaſtern verziert, deren Fußgeſimſe auf dem Fußboden der Kirche ſtehet; auf ihren Gebälke ruhet das Gewölbe. Das Gewölbe iſt in große Felder, die mit vergoldeter Stuckaturarbeit verſehen ſind, eingetheilt. Die mit koloſſalen Statuen beſetzten Niſchen in den 4 Hauptpfeilern, welche die Kuppel tragen, ſtehen in ſehr guten Verhältniß. Das Schiff hat auf jeder Seite vier große Arkaden, die zu eben ſo viel Kapellen führen. Die großen Pfeiler zwiſchen dieſen Arkaden ſind an der innern Seite oder unter den Bogen mit zwei Reihen Niſchen verſehen; in der unterſten ſieht man Statuen von Tugenden. Innocentius X. hat ſie verfertigen laſſen. An vielen Pfeilern und Arkaden ſieht man kleine marmorne Knaben, welche Medaillons mit Bildniſſen einiger Päpſte und ihrer Attribute tragen. Der Fußboden der Kirche iſt von eingelegtem Marmor und in verſchiedene Felder abgetheilt. Beim Eintritt in das große Schiff der Kirche erblickt man fünfjährige Knaben aus weißem Marmor, welche die Weihgefäße in den Händen tragen. Dieſe Gefäße ſind ein Paar Muſcheln von antiken gelbem Marmor. Der Hintergrund ſtellt einen Teppich von blauen Marmor vor. Beim Eintritte liegen zu beiden Seiten ein Paar Steine. Auf dem rechter Hand ſind, der Inſchrift zufolge, viele Märtyrer enthauptet worden, und auf dem Steine linker Hand theilte der Papſt Silveſter die Reliquien der Apoſtel Paulus und Petrus unter die beiden, nach ihnen genannten, Baſiliken in Rom. In der letzten Niſche rechter Hand ſteht eine alte Statue des Petrus von Bronze, der man viele Wunder zuſchreibt. Mitten unter der Kuppel ſtehet der Hauptaltar frei, und feſſelt durch ſein majeſtätiſches Anſehen die Blicke des Eintretenden. Man nennt eigentlich das Grab unter dem Hauptaltar, in welchem die Reliquien des Apoſtels aufgehoben worden und dann auch den Hauptaltar ſelbſt la confessione di S. Pietro. Der heilige Anaclet, zweiter Nachfolger des heiligen Petrus, verwahrte die

Gebeine deſſelben in einer unterirdiſchen Kammer, wo die erſten Chriſten ihre Andachten hielten. Unter Papſt Silveſter und Kaiſer Konſtantin wurde das Grab prächtiger gebaut und darüber eine Kapelle mit Namen la Confessione errichtet, worin die Gläubigen beteten und mittelſt einer Oeffnung im Fußboden, das Grab mit Tüchern und Mützen berühren konnten, wovon man ſich viel Gutes verſprach. Auf dieſer unterirdiſchen Kapelle ſtand der Hauptaltar, und auch der jetzige hat dieſe Lage beibehalten.

(Beſchluß folgt.)

Das Fiſchlein.

Eine Fabel.

Ein Fiſchlein ſchwamm mit frohem Sinn,
Von der kriſtallnen Fluth getragen,
Auf eines Teiches Spiegel hin,
In deſſen Schilfe Reuſen lagen.
Und kaum hat die der Thor geſehn,
So ſpricht er: darauf wollt' ich's wagen
In ſolch ein Haus hinein zu gehn,
Bleibt doch die Thür ſtets offen ſtehn.
Wie kann ſich da ein Fiſch wohl fangen?
Wie lächerlich! — — Es ſchwamm hinein,
Und ließ ſich weiter gar nicht bangen.
Doch bald fiel ihm die Rückkehr ein.
Allein o weh! — — es war vergebens,
Das Thor war jetzt für ihn zu klein,
Trotz alles Ringens, alles Strebens
Mußt es doch ein Gefangner ſeyn,
Und darauf in der Menſchenhänden
Gar bald ſein junges Leben enden.

E. H. Schwabe.

Auflöſung der zweiten Charade im drei und ſechzigſten Stück.

Feuerſtein.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 17. Juni 1811. 73.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Peterskirche in Rom.

(Beſchluß.)

Man ſieht noch unter dem Hauptaltar eine Niſche mit einem Gitter von Bronze und einer viereckigen Oeffnung, nebſt dem Bilde Jeſus, welches Innocentius III. ums J. 1200 verfertigen ließ. Dahin wurden die neugeweihten Pallia der Erzbiſchöfe gelegt und dieß ſoll ſo kräftig ſeyn, als wenn man ſie vom Leibe des Apoſtels ſelbſt genommen hätte. Man ſteigt in die Confeſſion mittelſt einer doppelten marmornen Treppe, die vor dem Hauptaltar liegt, hinab. Auf dem Geländer brennen Tag und Nacht hundert ſilberne Lampen. Die Kapelle ſelbſt iſt inwendig mit koſtbarem Marmor überzogen. In dem Platze vor derſelben ſtehen vier Säulen von Alabaſter von hohem Werthe und bronzene Statuen des Paulus und Petrus, deren halbe Leiber hier ruhen. Der Baldachin des Hauptaltars iſt das größte Werk von Bronze, das man hat. Er beſteht aus 4 ſtarken gewundenen Säulen, die auf marmornen Fußgeſimſen ruhen. Der Hauptalter wurde unter Urban VIII. angelegt und am Petersfeſte 1633 wurde das Gerüſte weggenommen. Vom Fußboden der Kirche bis an die oberſte Spitze des Kreuzes beträgt die ganze Höhe 122 Fuß, das Fußgeſimſe hat 11, der Schaft 48, das Gebälke 11, der Himmel 39, und das Kreuz 12 Fuß. Zu dem ganzen Werke ſind 129,000 Pfund Bronze gebraucht worden. Die Koſten beliefen ſich auf 120,000 Thaler ohne das Kupfer, welches von der Halle des Pantheon genommen wurde. Der Papſt durfte nur allein auf dieſem Altar Meſſe leſen. Wenn er Hochamt hielt, ſtanden goldene Leuchter darauf. Am grünen Donnerstage ward ein mit Lampen illuminirtes Kreuz auf denſelben geſtellt. Von dieſem Altar überſieht man die Länge des Kreuzganges, der 410 Fuß beträgt. Ueber dieſem Altar befindet ſich die Kuppel, der merkwürdigſte Theil des ganzen Gebäudes und das Meiſterſtück aller Kuppeln. Fontana ſagt, daß dieſe Kuppel alle alten und neuen übertreffe, daß Michael Angelo faſt mehr als menſchlichen Verſtand dabei bewieſen, und daß die Kunſt nichts hervorgebracht habe, was man mit dieſer Kuppel vergleichen könne. Da aber dieſe Kuppel ſchon in den Bildungsblättern, ausführlicher beſchrieben worden iſt, ſo kann hier füglich auf jene Beſchreibung verwieſen werden. In den 4 großen Pfeilern, welche die Kuppel tragen, ſind gegen den Hauptaltar 4 Niſchen, in deren jeder eine koloſſale marmorne Statue ſteht, welche die heilige Veronica mit dem Schweißtuche; die heiligen Helena mit dem Kreuze Jeſus und den Nägeln aus demſelben; den heiligen Longinus und den heiligen Andreas vorſtellen. Dieſe Statuen deuten hin auf die 4 vornehmſten Reliquien dieſer Kirche, die jährlich an gewiſſen Tagen von gewiſſen darüber angebrachten Tribunen dem Volke gezeigt werden. Dieſe Reliquien ſind das heilige Schweißtuch, die Lanze, womit der Kriegsknecht oder der nachherige heilige Longinus, Jeſus Seite eröffnete, ein Stück vom Kreuze Jeſus und der Kopf des heiligen Andreas. Uebrigens hat dieſe Kirche noch ſehr viele Niſchen,

in welchen Statuen von Päpsten, Stiftern der Mönchsorden, Märtyrern und Heiligen stehen, die hier nicht alle angeführt werden können. Auch die Kapellen können hier mit ihren reichen und herrlichen muſiviſchen Arbeiten und Gemälden und Statuen nicht weiter beſchrieben werden. Im Kreuzgange gegen Süden bemerkt man viele Beichtſtühle und die Ueberſchrift zeigt an, in was für einer Sprache darin Beichte gehört wird. Die erſte Kapelle linker Hand, wenn man in die Kirche tritt, iſt die Taufkapelle. Hier können Kinder aus allen Kirchſpielen Roms getauft werden, und Viele ſuchen etwas darin, dieſe Weihe ihren Kindern in einer ſo berühmten Kirche geben zu zu laſſen.

Die Sakriſtei der Peterskirche, war ehedem eine beſondere, der heiligen Maria vom Fieber gewidmete Kirche. Sie hatte den Namen von einem Marienbilde, an welches man ſich im Fieber zu wenden pflegte. Unter den verſchiedenen ſchönen Gemälden in der Sakriſtei iſt eines derſelben ohne Pinſel gemacht. Wahrſcheinlich hat der Künſtler die Spitze des Fingers dazu gebraucht. Dieſe Sakriſtei iſt achteckig und durch einen beſondern Gang mit der Peterskirche verbunden. Bei gewiſſen Feierlichkeiten wird die Kirche mit Tapeten von rothem, mit goldnen Treſſen beſetzten, Damaſt behangen, wozu auf 30,000 Ellen nöthig ſind. Auf das Dach der Peterskirche führt eine Wendeltreppe von 141 Stufen, die ſo flach und bequem ſind, daß beladene Eſel hinauf gehen und die Baumaterialien hinauftragen können. Auch unter der Peterskirche ſind Merkwürdigkeiten. Hier nämlich befinden ſich die Grotten oder unterirdiſchen Gewölbe, die ſchon vor Konſtantins Zeiten für ſehr heilig gehalten wurden. Clemens VIII. ließ dieſe Gewölbe mit Marmor auszieren und Paul V. viele Monumente und Gräber dahin verlegen, weswegen ſie nicht nur in Rückſicht der Religion, ſondern auch für die Geſchichte merkwürdig ſind. Man

betritt dieſe Oerter mit einer Art von Ehrfurcht, wenn man bedenkt, wie viele Große der Erde und berühmte Männer hier ihre Ruheſtäte gefunden haben, und man geht unter dieſen Denkmälern mit eben der Neugierde und Aufmerkſamkeit herum, wie in der berühmten Weſtmünſterabtei in London.

Heſſe.

Zur Geſchichte der Landcharten.

Die Geſchichte der Landcharten reicht weit zurück in das graue Alterthum. Freilich waren die erſten Zeichnungen von Städten, Gegenden und Ländern ſehr unvollkommen, wie die Zeichenkunſt es ſelbſt war. Allein man bedurfte auch dieſer Zeichnungen nicht ſo nothwendig, als jetzt.

Die erſten Spuren von Landcharten finden ſich im Morgenlande, daher die Bibel ſchon derſelben zu erwähnen ſcheint. Denn die Stelle Joſ. 18, 4—9. kann von nichts anderm, als von einer Abzeichnung der Ländereien die unter die iſraelitiſchen Stämme vertheilt werden ſollten, zu verſtehen ſeyn. Der 9te Vers beſonders ſagt ausdrücklich: „Alſo gingen die Männer hin durchzogen das Land und beſchrieben es auf einem Brief nach den Städten ꝛc. Mochte die Zeichnung noch ſo unvollſtändig ſeyn, als ſie wollte; genug die Theilung wurde nach derſelben angeordnet.

Auch in Griechenland wurden ſchon 800 Jahr vor Chriſtus unter der Aufſicht des Thales von Milet, Landcharten verfertigt. Aus der Schule des Thales ging Anaximander hervor, deſſen Kunſtzeichnungen einen beſondern Ruf erhielten. Die Griechen waren unſtreitig durch die Aegypter auf die Verfertigung der Landcharten gebracht worden. Denn in dieſem Lande mußten genaue Verzeichnungen und Abmeſſungen der Ländereien wegen der jährlichen Ueberſchwemmungen des Nils, von großem Nutzen ſeyn. 400 Jahr

vor Chriſtus war es ſchon in der Kunſt viel weiter gekommen. Eine Anekdote vom Sokrates wird bei dieſer Gelegenheit nicht am unrechten Orte ſtehen. Der berühmte und reiche Alcibiades ließ ſich einſt merken, daß er ſich auf ſeine weitläuftigen Ländereien und Landgüter viel zu Gute thue. Sokrates beſchämte ihn tief, indem er ihm eine Landcharte vorhielt, und ihn bat, eines ſeiner Grundſtücke auf derſelben zu zeigen, welches der Stolze nicht konnte, weil keines darauf verzeichnet ſtand. Freilich beſtand das Material, worauf die Abzeichnung befindlich war, nicht aus Papier oder Pergament, ſondern es waren gewöhnlich Tafeln aus Erz, die man in den Tempeln und an den Heerſtraßen aufſtellte.

Von den Griechen ging die Landchartenfabrikation, ungefähr 300 Jahre vor Chriſtus, zu den Römern über. Cicero und Properz erwähnen ihrer. Aus einer Aeußerung des Letztern erſieht man, daß die Landcharten ſchon in den Schulen als Unterrichtsgegenſtände behandelt wurden. Ein junges Frauenzimmer klagt noch, daß ſie gezwungen würde, die Erde von bemalten Tafeln aus kennen zu lernen *). Viele haben aus dem pictos auf die Illumination der Charten ſchließen wollen; dieß ſcheint aber zu voreilig. Wahrſcheinlicher bezieht ſich das Wort bloß auf die Verzeichnung. Dergleichen Verzeichnungen konnten bei den Römern keine ſo großen Schwierigkeiten haben, weil viele Ländereien vermeſſen und mit Meilenſäulen verſehen waren.

Mit Landcharten verſehene Bücher kamen erſt nach dem Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung auf. Das erſte Buch dieſer Art iſt die Geographie des Ptolomäus, aus dem 2ten Jahrhundert, zu welcher der Landsmann des Verfaſſers, Namens Agathodämon aus Alexandrien, 300 Jahre ſpäter Charten lieferte. Zwar ſind dieſelben ſehr unrichtig; aber ſie ſind doch das Modell aller neuern Arbeiten der Art geworden.

*) Cogor et e tabula pictos cognoscere mundos.

Im Mittelalter machte die Kunſt in dieſem Fache keine weitern Fortſchritte; doch verlor ſich der Geſchmack daran nicht gänzlich. Karl der Große beſaß 3 ſilberne Tafeln, welche, nebſt einer Abbildung der damals bekannten Erde, noch einen Proſpect der beiden Städte Roms und Konſtantinopels enthielten. Die Peutingerſche Tafel, ein Werk des 13ten Jahrhunderts, iſt, unter mehrern ihres Gleichen, berühmt. Ein ſonderbarer Umſtand bei den Charten des Mittelalters iſt der, daß die Stadt Jeruſalem im Mittelpunkte der Erdoberfläche liegend, vorgeſtellt wird. Nach den Begriffen jener Zeit darf dieß nicht wundern. Denn man dachte ſich die Erde nicht als eine Kugel, ſondern als eine Fläche; und was war natürlicher, als daß die Stadt, die den Chriſten in ſo vielfacher Rückſicht heilig war, und die deshalb die Gottheit ſelbſt ausgezeichnet haben mußte, in der Mitte dieſer Fläche lag.

Eine Hauptepoche für die Verbeſſerung der Landcharten begann mit dem 15ten Jahrhundert. Die Ptolomäiſchen legte man zwar zum Grunde, jedoch brachte man mancherlei Verbeſſerungen an, ohne aber die Aſtronomie dabei zu berückſichtigen. Man kann denken, wie mangelhaft noch Alles ausfallen mußte! Erſt das 18te Jahrhundert führte für das Landchartenweſen glücklichere Zeiten herbei. Ein Deutſcher, Joh. Hübner, brachte zuerſt eine methodiſche Illumination in Gang. Ihm folgte Joh. Math. Haaſe, Tobias Meyer und Konrad Lotter. In neuern Zeiten hat es unter allen Nationen Männer gegeben, die ſich mit der Verbeſſerung der Landcharten beſchäftigt haben. Unter den Deutſchen ſind die Namen eines Rhode, Güſſefeld und Sotzmann berühmt geworden. Welch Glück die neuſten Unternehmungen im Fache der Chartenverzeichnung, bloß nach den, von der Natur geſteckten, Gränzen durch Berge und Flüſſe, machen wird, muß die Zeit lehren.

Koyer.

Die ſchlafende Schwätzerin.

Das Vorſtellungsvermögen bezweckt Erkenntniß der Wahrheit. Die Gewißheit der Erkenntniß beruht auf der ſelbſtthätigen Entwickelung der zureichenden Gründe. Daß aber nicht jede Thätigkeit des Verſtandes nothwendig vollkommenes Selbſtbewußtſeyn fordert, beweiſen diejenigen Menſchen, welche im Schlafe reden, die vorgelegten Fragen der Wahrheit gemäß beantworten, und wenn ſie erwachen, Nichts mehr davon wiſſen *). Zur Erläuterung dient folgende Geſchichte.

Ein ſiebzehnjähriges Frauenzimmer redete oft nicht bloß im Schlafe, ſondern ſang auch während deſſelben chriſtliche Lieder. Wenn man mit einer Violine dazu ſpielte, ſo beobachtete ſie den Takt. Setzte man ihr in dieſem Zuſtande ein Klavier auf das Bette, ſo ſpielte ſie darauf, und ſelten that ſie einen falſchen Griff. Einmal legte ſie eine, auf dem Bette liegende, Serviette in Form eines Briefes zuſammen, forderte Licht, und als man ſie fragte, an wen ſie ſchriebe, nannte ſie die Freundin, las den Brief vor, welcher artige Complimente enthielt, legte ihn nochmals zuſammen, gab ihn weg und befahl, ihn auf die Poſt zu tragen. In einer andern Nacht putzte ſie ihr Haar, als ob ſie vor einem Spiegel ſtände; und da man gerade während dieſer Beſchäftigung die Thüre öffnete: ſo glaubte ſie, daß eine vornehme Perſon in ihrem Zimmer angekommen wäre. Sie richtete ſich im Bette auf, dankte für die hohe Ehre des Beſuchs in den verbindlichſten Ausdrücken, und bei dem vermeintlichen Abſchiede empfahl ſie ſich zu fernerer, hoher Gewogenheit. Von allen dieſen Vorfällen mußte ſie gleichwohl, wenn ſie den folgenden Morgen deshalb befragt ward, Nichts, ſondern ſchämte ſich mit Vergießung vieler Thränen.

Käppel.

*) Neue Jugendzeit. Jahrg. 1810. No. 79. 82. 85.

Zetergeſchrei.

Bei unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, haben wir die eigentliche Bedeutung dieſes Ausdrucks zu ſuchen. Sie ſchrien nämlich Zeter! wenn ſie einen Verbrecher auf der That ertappten und ihn nicht entkommen laſſen wollten. Beging der Verbrecher einen Mord, ſo ſchrie der, welcher zu dieſer blutigen That kam: Zeter! — Mord!

Ueber den Verbrecher wurde alſo das Zeter geſchrien, um ihn dadurch von der Flucht abzuſchrecken und ſeiner habhaft zu werden. Wird bei uns ein, im Dunkel ſchleichender, Dieb oder Verbrecher anderer Art ertappt, ſo wird ihm vielleicht zugerufen: Steh! oder — ich ſchieße dich darnieder! Mit dem: Zeter über dir! wollten die Alten ebenfalls den Verbrecher zum Stehen bewegen und durch das laute Schreien dieſer Worte nachbarliche Hülfe herbeirufen. — Zeter, ein altes und veraltetes Wort, bedeutet eigentlich Eiſen und dann auch das, was aus Eiſen gemacht iſt, als: Schwert, Haudegen, Streitart ꝛc. Zeter über dir! heißt demnach nichts anders, als: Schwert über dir! Da dieſe Worte ohne Zweifel aus Leibeskräften geſchrien wurden: ſo ward in der Folge, und auch jetzt noch, jedes heftige Geſchrei ein Zetergeſchrei genannt.

J. M. Schwarze.

Sittenſprüche.

Erfahrung.

Wandrer, blick' auf der Reiſe durch's Leben bedächtig oft rückwärts,
daß die Erfahrung dir ſey künftig ein ſchützender Stab.

Weisheit.

Münzen von Silber und Kupfer verlieren am Werthe im Ausland,
goldne Weisheit, die nimmt jedes der Völker für voll.

Ziehnert.

Neue Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 20. Juni 1811. 74.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die nach den Nertschinskischen Bergwerken Exilirten, vor Alexander's I. Zeiten.

Die Stadt Nertschinsk liegt in Sibirien, in der Provinz Uldinsk, an der Mündung der Nertscha. Sie macht die Gränzstadt gegen China, und ist, seit 1658 eine ziemliche Festung. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Soldaten, welche stark nach China handeln. In dem Gouvernement, von welchem Nertschinsk die Hauptstadt ist, liegen die bekannten Bergwerke, die durch ihre Bearbeiter berühmt geworden sind. Häufig nämlich werden dahin die größten Staatsverbrecher und Missethäter zur Abbüssung ihrer Vergehen gesendet, und man muß bekennen, daß sie hier äußerst empfindlich büßen. Zwar kann man wohl nicht in Abrede seyn, daß manche Berichte über die Behandlung und das Schicksal dieser Unglücklichen übertrieben sind; allein auch die Nachrichten, welche den Zustand derselben am mildesten darstellen, erfüllen doch den Leser mit Furcht und Schrecken. Man höre folgende Schilderung!

Sobald Jemand verurtheilt worden ist, nach dem Nertschinskischen Bergwerke abgeführt zu werden, so empfängt er die gewöhnliche Knute, wie ehedem die zum Kreuzestod verdammten, die Geißel. Dabei werden ihm die Hände ausgespreizt und er wird mit denselben an ein Kreuz geknebelt, während die Füße mit Stricken fest zusammen gezogen werden. Die Brust lehnt gegen das Querholz des Kreuzes und schlägt vor Angst hoch auf; der Kopf des Gefolterten scheint der Vernichtung entgegen zu sinken. Daß es dabei ohne Wimmern, Zähneknirschen und Fieberschauer nicht abgeht, läßt sich denken. Zuweilen brüllt der Gepeinigte laut auf und verstummt dann wieder, als wollte er augenblicklich den Geist aufgeben. Das, aus den Wunden hervorspritzende, Blut erreicht oft die Kleider und die Angesichter der Zuschauer. Im gefühllosen Zustande wird der Unglückliche endlich abgenommen; man reißt ihm mit Zangen die Nasenlöcher auf und schlägt ihm Eisen in Stirn und Backen. Gewiß ist diese Strafe schon viel härter, als die Todesstrafe des Köpfens, des Hängens, des Guillotinirens und andre. Nach überstandenen Knutenschlägen wird der Verbrecher aufgepackt und fortgeschafft, nachdem man vorher eine Mütze oder einen Hut unter die, von Wehmuth erfüllten, Zuschauer, zur Einsammlung einiger milden Gaben für den Gegeißelten, hat herumgehen lassen.

Nicht alle, nach Sibirien Exilirte, werden zuvor geknutet; aber alle zur Strafe dahin abgehende werden, die Füße mit Eisen geschmiedet, transportirt. Der Vornehme wird in eine Kibitke gelegt, die in keiner Stadt, durch welche er passirt, geöffnet werden darf. Der Geringere, sey er Mörder oder Räuber, wird ohne Unterschied an den gekettet, der seine Hände nicht mit Raub und Blut befleckte. Einer wird an den andern, ohne Unterschied, wer und was er sey, mit einem Tau festgebunden. Der Vornehmere erhält täglich 1 bis 5 Rubel zu seinem Unterhalt, der Geringe 3 Kopeken, die aber nicht selten

unterschlagen werden, ungeachtet der Empfang derselben auf jeder Station attestirt wird. Will der Arme leben, so muß er sich seinen Unterhalt in Dörfern und Städten erbetteln.

Sobald der Verwiesene in Nertschinsk ankommt, wird er entkleidet und visitirt, und seine Habe wird in ein Register verzeichnet, damit er dieselbe, im Fall er begnadigt würde, wieder erhalten könne. Doch soll diese Wiedergabe meist vergessen werden. Bei harter Strafe darf er nicht das Geringste verleugnen. Auch würde es ihm nichts nützen. Denn gedächte er auch etwas vom Gelde zu verheimlichen, und dieses etwa zur Abkaufung seiner Strafarbeiten zu verwenden, so würde er dadurch seinen Zustand verschlimmern. Gäbe er ein Mal, so würde man ihm nachher doppelte Arbeit auflegen, um noch mehr von ihm zu erpressen, und so wäre er noch unglücklicher.

Jetzt kommt es darauf an, zu welcher Art von Arbeit der Verwiesene bestimmt wird. Soll er in die Minen, oder bei dem Kohlenbrand, oder bei dem Scheiden ꝛc. angestellt werden? Auf jedem Fall fährt er am besten, wenn er in den Schacht geschickt wird. Dort bekommt er sein festgesetztes Tagewerk, wovon ihm zwar nichts abgenommen, aber doch auch, ohne die schwärzeste Bosheit, nichts zugelegt werden darf. Hinunter also mit ihm in die Schacht von 20, 30 — 60 Faden! Da empfängt ihn der Steiger, immer ein Unteroffizier, welcher ihn graben lehrt, als Wache dabei steht und darauf sieht, daß 2 Gefangene in 12 Stunden den Kübel füllen, welcher 25 Pud (40 Pfund unsers Gewichts) in sich hält. 12 Stunden dauert jede Arbeitsfrist. Eine Woche arbeitet der Gefangene bei Tage, eine Woche in der Nacht. An Kron- und Kirchenfeiertagen ist er frei. Für die Befreiung an diesen Tagen muß er aber in den Schmelzhütten, die nie stille stehn dürfen, 4 bis 5 mal jährlich arbeiten, wofür er für jeden Tag etwa 7 Kopeken Zulage bekommt. Zwei Mal täglich visitirt ein Offizier die Mannschaft, und ist gewissr Maßen für das Leben jedes Minensklaven verantwortlich. Das alles ist Regel, und wenn sie genau beobachtet wird, keine Grausamkeit. Denn 12½ Pud Ausbeute auszugraben, übersteigt die Kräfte eines mittelmäßig-starken, gehörig gesättigten und nicht gemißhandelten, Menschen nicht. So aber stellt man den armen Sklaven oft zur Strafe 12 Stunden lang an die Wasserpumpen, die er ununterbrochen, ohne Athem holen zu dürfen, und kostete es das Leben, ziehen muß; seine Diäten werden ihm schmal zugemessen und möglichst verkürzt, so daß seine Kräfte merklich abnehmen. Statt der Knute gebraucht man in Nertschinsk die sogenannte Plet, ein Zuchtwerkzeug, das noch härter ist und noch schmerzhafter auffällt, als jene, und vor welcher die Exilirten noch mehr beben. Diese Plet wird bei jedem geringen Versehen gehandhabt *).

Darf man sich wundern, wenn Menschen auf diese Weise zur Verzweiflung gebracht, in furchtbare Gruppen gereiht, in grinzender Wuth, um den Vorzug streiten, welcher von ihnen mit mehrerer Grausamkeit seinen Tyrannen mordet?

Für jeden, nach den Minen Verwiesenen, sind jährlich 24 Rubel bestimmt. Diese soll er baar in monatlichen Terminen erhalten. Davon soll er alle mögliche Lebensbedürfnisse bestreiten. Es war aber eine Zeit, wo die Befehlshaber diese Summe bis auf 18 Rubel verminderten, ja, wo sie in 7 Monaten gar nicht zahlten. Jetzt wird alles voll bezahlt. Von diesen monatlichen 2 Rubeln werden ihm 18

*) Vom Kaiser Alexander ist ein Ukas vorhanden, durch welchen die willkührlichen Bestrafungen aufhören. Für das erste Entlaufen sind darin bestimmt 12 Hiebe, für das 2te 18, für das dritte 24. Sonst gab man 300 Hiebe, und bisweilen so viel, daß der Geschlagene auf einer Matte weggeschleppt werden mußte.

Kopeken für 2 Pud Sommerroggen *) abgezogen. Dieſen Roggen muß er während der Zwiſchenräume der Arbeitszeit trocknen, reinigen und mahlen, wobei denn ziemlich die Hälfte des Gewichts am Mehl verloren geht. Bisweilen reicht man ihm auch wohl 1 Pud Roggen und 1 Pud Haber. Der Winterroggen iſt weniger weiß, aber nahrhafter. Auch das Hospital wird von dem Schweiße der Elenden unterhalten; denn der Exilirte giebt zu dieſer Unterhaltung eine monatliche Beiſteuer von 4 Kopeken. Für andre kleine Abfälle zieht man bisweilen noch 5 Kopeken ab, ſo daß er monatlich nur noch 1 Rubel 11 Kopeken übrig behält. Von dieſem Gelde kauft er ſeinen Karowák **), ſeine Schuhe, ſein Hemde, ſeine Mütze, ſeine Handſchuhe und ſein Fleiſch, das von das Pfund $2\frac{1}{2}$ bis 4 Kopeken koſtet. Kurz, am Ende des Monats muß ſich der Verwieſene zu großen Entbehrungen verſtehen.

„Aber, fragt man, iſt denn hier kein Entrinnen möglich?“ Wohl entlaufen jährlich eine große Menge. Indeſſen kommen ſie ſelten über 20 Werſte. Schießt der Bauer den Entlaufenen nicht unterwegs todt, — und dazu iſt er berechtigt, — ſo reibt ihn der Hunger auf. Durch die Flucht aus Nertſchinsk zu entkommen iſt ohne Wunder nicht möglich. Dagegen rettet der natürliche Tod viele. Es giebt Hospitäler, es giebt mehrere Chirurgen, es iſt ſelbſt ein Staatschirurg angeſtellt; allein was vermag die Kunſt bei ſolchen Kranken, bei denen die Lebenskonſumtion ſowohl durch äußere körperliche Zerſtörungen, als durch innere heftige Seelenerſchütterungen ſo ſehr beſchleunigt wird?

*) Nach dem Geſetz ſollte er reines Mehl haben. Auch der Soldat vom Bergbataillon bekommt es nicht beſſer.

**) So heißt die Kleidung der Gefangenen, welche aus einer gegerbten Kuhhaut beſteht, deren Haar im Winter nach innen, im Sommer nach außen, gekehrt wird. Der Karowák iſt ein beneidenswerthes Kleidungsſtück unter jenem rauhen Himmel.

Selbſt die Freiheit, die bisweilen dem lange Geplagten angekündigt wird, und die ihm in den erſten Augenblicken unbeſchreibliche Freude macht, verſetzt ihn in mißliche Lagen. Denn mit der Ankündigung der Freiheit fällt ſogleich der monatliche Gehalt von 2 Rubeln weg. Der Entlaßne bekommt ſeinen Paſport und kein Pfund Brot mehr. Womit ſoll er reiſen? Womit ſoll er ſich von nun an unterhalten? Eine Frage, welche die, kaum rege gewordne, Freude ſogleich wieder vernichtet.

Wie traurig die Lage eines ſolchen ſey, davon ſoll nächſtens eine weitere Schilderung gegeben werden. Hier nur noch einige Nachrichten, die die nertſchinskiſchen Bergwerke unmittelbar angehen.

Die Bergwerke, welche man gemeiniglich unter dem Namen der Nertſchinskiſchen begreift, haben ihre eigne Direktion, worin ein Berghauptmann Kommandeur iſt. Man darf nicht glauben, daß dieſelben in einer kleinen Entfernung von dem Hauptorte liegen; ſie ſind zum Theil ziemlich entfernt. Eines derſelben heißt: Kaſimur, 250 Werſte von Nertſchinsk; ein 2tes: Glawnoi Nertſchinskoi Sawod, 100 Werſte vom erſten; das 3te: Dutſchaerskoi, abermals 30 Werſte weiter nach Südoſt; das 4te: Kutomarskoi, wieder 40 Werſte entfernter; das 5te: Jekaterinins-koi, 2 Werſte von Kutomaroe, wo im Winter nicht gearbeitet wird; das 6te Alexandrowskoi, 40 Werſte ſüdlicher; das 7te: Schilkinskoi, 60 Werſte von Nertſchinsk, am Ufer der Schilka. Der Minen ſind mehrere, und alle ſind beſſer angebaut, als die Stadt Nertſchinsk ſelbſt.

Von der Bergexpedition hängen 14000 Reviſionsbauern ab, und alle Sawoden. Die Feldarbeit der Bauern würde nicht nur hinreichen, das ganze Perſonale der Sawoden mit Lebensmitteln zu verſehen, ſondern es würde noch Korn genug zum Verkauf übrig bleiben; denn der hieſige Boden trägt 15fältig *).

*) Der ſtrengen Kälte ungeachtet, die ſchon gegen Ende

Allein Unordnungen und Mißbräuche entziehen oft dem Acker die Hände, wo er sie am nöthigsten braucht. Die Bauern müssen nämlich Holz und Kohlen in die Schmelzhütten fahren, Wege bessern u. s. w. Werden ihnen diese Arbeiten erschwert, oder in der Bestell- und Aerntezeit aufgelegt, so muß natürlich der Ackerbau leiden. Es entsteht daher oft Mißwachs durch eigne Verschuldung, und das Korn muß dann aus entfernten Gegenden — oft 1000 Werste weit — geholt werden. Sogar den Samen muß man bisweilen kaufen. Das Gras wächst mannshoch. Außer dem Ackerbau und der Viehzucht nähren sich die Bauern noch von der Jagd der Eichhörner, der Zobel, und dem Handel mit denselben, auf welchen sie vom 1sten Oktober bis 10ten Januar ausgehen. Sie gewinnen durch den Handel jährlich 30 bis 45000 Rubel. Der größte Artikel sind die schwarzen Eichhörner, der kleinste der schwarze Zobel. Auch schwarze Bären sind hier viele, aber wenige Feuermarder. Jenseits der chinesischen Gränze schießen sie sogar Eichhörner, die sie gegen Waaren umsetzen. Jedes Eichhorn gilt 15 Kopeken im Sommer, im Winter 35. Die, aus Polen hier hergebrachten, Landleute stehen sich sehr gut und sind vortreffliche Feldarbeiter. Desto übler sind die Koloniſten zwischen dem Baikal und Nertschinsk daran.

Kotzer.

Mittel wider schlechten Schlaf.

Kaiser Sigismund hatte einmal 40,000 ungarische Gulden geschenkt bekommen. Dieses Geschenk ließ ihn die ganze nächstfolgende Nacht nicht schlafen. Als daher der Morgen angebrochen war, ließ er seine Leute herbeirufen und theilte diese ganze Summe mit den Worten unter sie aus: da habt ihr meine Ruhestörer; nun werde ich hoffentlich besser schlafen!

Hesse.

Oktobers so beständig ist, daß das, in die freie Luft gebrachte, Quecksilber in 10 Minuten sich schmieden läßt. Anfangs Mai ist es hier noch nicht wärmer, als in Leipzig zu Ende des Februar.

Emilie an die Großmutter,

als sie ihr ein gemaltes Blumenkörbchen sandte.

Nimm, Mutter, diese Blümchen,
die Deiner Enklin Hand
mit schwachem Zug und Farben
Dir um das Körbchen wand.

Sie zeigen Dir im Bilde
wie es im Leben geht:
Verblühet sind die Rosen,
wenn Auster sie umweht.

Hier blühen sie noch lange!
Und sind sie hingeblüht:
so sammle Frucht im Körbchen
von Gold und Roth umglüht.

Ich selbst will nach Vermögen
Dir Frucht und Blüthe seyn.
Nur möge heut Dich herzlich
Emil'ens Körbchen freun!

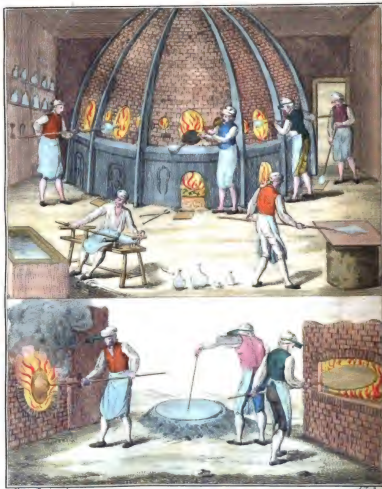
Königsbrück. A. Ziehnert.

Zweisilbige Charade.

Das Ganze wird von Menschenhand gepfleget,
Und gibt das Erste, dessen Wunderkraft
Die müden Lebenskräfte stärkend reget,
Und Muth und Freude und Gesundheit schafft.
Doch um das erste besser zu gewähren,
Kann es das Zweite füglich nicht entbehren.

E. H. Schwabe.

Digitized by Google



Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 22. Juni 1811. 75.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Glashütte.

(Zum Kupfer Nr. 13.)

Das Wort Glas hat viele und sehr verschiedene Bedeutungen. Im weitern Verstande bezeichnet es jeden durchsichtigen Körper. In Ungarn führt eine Bergart, die gleichsam das Mittel zwischen Quarz und Kristall ist, diesen Namen; bei den Schiffern wird eine gewöhnliche Sanduhr, die nur eine halbe Stunde läuft, durch welche man den Tag in 48 Gläser abtheilt, so genannt. Gewöhnlich aber bezeichnet das Wort Glas einen bruchigen, durchsichtigen, unauflöslichen und schmelzbaren Körper, auf dessen erste Erfindung einige phönizische Kaufleute schon im grauen Alterthum durch Zufall geleitet wurden, und von welcher nun schon seit Jahrhunderten mannichfaltiger Gebrauch gemacht worden ist. Auch jetzt bringt die Kunst der Menschen diesen Körper noch hervor, und formt ihn zu unzähligen Anwendungen und Zwecken in sehr verschiedene Gestalten. Die, zu dieser Arbeit eingerichteten, Gebäude nennt man Glashütten. Diese Gebäude sind weitläuftig und können nur an solchen Orten angelegt werden, wo es viel Waldungen giebt, weil zu dem Glasmachen viel Holz erforderlich ist, weil in dem Ofen einer Glashütte beständig ein großes Feuer unterhalten werden muß. Weil man nicht in allen Glashütten dieselben Arbeiten macht, so haben auch nicht alle Hütten einerlei Einrichtung. In einigen wird blos grünes Glas, in andern nur weißes verfertiget; andere schränken sich blos auf die Verfertigung der Flaschen ein, und noch andere machen alles, sowohl Glastafeln, als auch alle mögliche gläserne Geräthe und Gefäße. Von diesen mannigfaltigen Zwecken hänget auch die Einrichtung einer Glashütte, die Zahl der Oefen und ihre Einrichtung ab. Wenn eine Glashütte vollständig ist und alle mögliche grüne und weiße Glaswaaren darin verfertigt werden: so sind darin ungefähr folgende Oefen: der Kalzinir- oder Aschofen, worin der Sand und Kieselstein zum Glas kalzinirt, d. i. gebrannt wird; der Brenn- und Holzofen, der Glas-, Werk-, oder Schmelzofen und Kühl- oder Streckofen. Ueberdies müssen noch die nöthigen kleinen Werkzeuge und die erforderlichen Glasmacher vorhanden seyn. Auf den Dächern der Glashütte ist der Dachstuhl auf beiden Seiten mit abgekürzten Balken so geschickt verbunden, daß sowohl über dem Schmelzofen, als auch über den Aschofen, alle Querbalken, bis auf einen, vermieden sind, weil sie sonst leicht von der großen Hitze würden entzündet werden. Die Arbeiter in der Glashütte theilen sich in eigentliche Glasmacher und in Schürer. Die letztern haben blos mit dem Feuern der Oefen zu thun; die Glasmacher aber verarbeiten glasartige Erden. Dahin gehören: Sand, Kiesel, Quarz, Bergkristall, auch wohl einige Schlacken. Zu denselben setzen sie unreines Kochsalz und reinen Salpeter, oder andere Salze aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, um die Schmelzung und den Fluß der Erden zu befördern, und aus dieser geschmolzenen Glasmasse blasen und bereiten sie dann gläserne Geräthe. Die sämmtlichen vermischten Bestandtheile, aus welchen Glas entsteht, nennen die

Glasmacher Gemenge, oder Werk, oder Einſatz oder Fritte. Der vornehmſte Ofen, der in keiner Glashütte fehlen darf, iſt der Glasofen, Schmelzofen, oder Werkofen. Den erſten Namen hat er von der Waare, zu deren Verfertigung er ein nothwendiges Mittel iſt; der zweite und dritte Name entſpricht ſeinem Zwecke ebenfalls, da die Glasmaterie oder das Werk darin geſchmolzen wird. Dieſer Ofen iſt etwa 6 bis 8 Fuß hoch und ſeine größte Weite beträgt 8 bis 10 Fuß. Seine Geſtalt iſt einer Kuppel gleich. Er wird von feuerfeſten Steinen erbauet. Der Grund des Ofens beſteht aus einem ebenen Platze, auf welchen nach erforderlicher Länge, Steinplatten und auf dieſe wieder zu beiden Seiten Steine gelegt werden, zwiſchen welchen Oeffnungen gelaſſen ſind. Dieß iſt das Gefäß, die dazwiſchen befindlichen Oeffnungen heißen Zuglöcher oder Zehrlöcher. Durch den Zug der Luft werden die Kohlen ſo ſehr verzehrt, daß wenig oder gar keine Aſche übrig bleibt. Auf dieſes Gefäß werden zu beiden Seiten und hinten und vorn lange und breite Platten gelegt, wodurch die ſogenannte Bank entſtehet, auf welche die Häfen geſtellt werden. Häfen oder Schmelzhafen heißen die Schmelztiegel, die zum Schmelzen des Gemenges gebraucht werden, und die ſich der Glasmacher ſelbſt aus einem ſchwarzblauen Thone, der im Feuer beſteht, verfertigt. Sie ſind bald rund, bald viereckig und ungefähr 2 Fuß lang, eben ſo hoch und breit, und die Thondicke daran beträgt durchweg 2 Zoll. Der Raum, der zwiſchen den Bänken bleibt, heißt die Schiere, wodurch das Holz in den Ofen gelegt und regiert wird. Vorn ſind zu beiden Seiten Säulen aufgerichtet, welche Brat- und Brandſäulen heißen. Auf der Bank werden wieder Platten aufgerichtet, ſo daß ſie mit den Brandſäulen, an welche ſie ſtoßen, ein Viereck bilden. Dieſe heißen Ringſteine. Sie ſind faſt ſo hoch wie ein Glashafen. Hinten, nach dem Aſchöfen zu, werden auf die Ringſteine zwei kurze Säulen geſetzt, die den Namen der kleinen Brandſäulen führen. Zwiſchen dieſen bleibt eine Oeffnung, durch welche die Flamme in den Aſchofen übergeht. Neben den hohen Brandſäulen werden auf die Bank mittelmäßige Steine gelegt. Auf dieſe wird wieder ein großer Stein gelegt, welcher der Klumpen heißt. Oft iſt dieſer Klumpen ganz, daß keine Steine untergelegt werden dürfen, und nur in die Unterfläche eine Höhlung eingehauen wird.

Die kleine Höhlung unter dem Klumpen wird von dem Glasmacher leicht vermauert, damit ſie im Nothfall wieder geöffnet werden kann. Durch dieſelbe wird im Ofen gearbeitet, wenn Häfen einzuſetzen oder zu richten ſind. Auf beiden Seiten werden auf den Ringſteinen in gewiſſer Weite Steine aufgerichtet, die inwendig fünf bis ſechs Zoll breit, auswendig aber ſchmal und rundlich ſind. Durch die Oeffnungen gelangt man zu den Häfen, um die Glasmaterie herauszuholen und zu verarbeiten. Die erſte Reihe der Steine, welche auf die Saukopfe gewölbmäßig gelegt wird, heißt die Reihe der liegenden Rinnſteine und auf dieſen wird das Gewölbe des Ofen nach und nach ohne Gerüſte zugebauet. Durch das große Loch über dem Klumpen werden die Schmelzhafen in den Ofen und aus demſelben heraus gebracht. Während der Arbeit wird es mit einem paſſenden Steine, Lochſtein genannt, verſetzt und noch überdieß leicht verklebt. Da der Eingang der Schiere zu weit iſt und zu viel Hitze hinausdringen würde; ſo bekommt dieſelbe eine Einſatzröhre, die nur ſo weit iſt, daß zwei Scheite Holz hinein geſteckt werden können. Dieſe Röhre heißt Wendrich. Auch die Oeffnungen zwiſchen den Saukopfen werden mit Erde verſtrichen, ſo daß nur ein rundliches Loch von der Größe bleibt, wie es der Glasmacher braucht. Dieſes heißt der Ring. Unten wird die Erde ſtärker und breiter, als oben eingeſtrichen, und dieſe

wird die Ringſchwelle genannt. Damit aber die Glut, wenn nicht gearbeitet wird, zum Schmelzen beſſer zuſammen halte: ſo werden die Löcher mit Erdſtükken, Lochkuchen — verſtopft. Die kleine Oeffnung, welche die Glasmacher zuweilen bei ihren Arbeiten bedürfen, befördern ſie durch irdene Werkzeuge, welche Krummkuchen genannt werden. Eine breite Mauer, Ringmauer, ſchließt den Ofen von außen ein und wird oben mit breiten Platten eben gemacht. Dieſe heißen Form. Auf dieſer Form werden an den Sauköpfen von dünnen Backſteinen Mauern aufgeführt und dieſe werden die Zwiſchrnſchiede genannt. Sie verhindern, daß die Flamme des einen Lochs ſich mit der Flamme des andern vereinige und ſich vergrößere, ſonſt würden die Augen der Arbeiter ſehr leiden. An dem äußern Theile des Zwiſchenſchiedes geht ein Bret in die Höhe, an welchem ein anderes Bret mit einem eckigen Loch in die Quere hängt, und Schirmbret heißt. Durch dieſes Loch ſieht der Arbeiter, damit ihm nicht die ganze Flamme in die Augen falle. Uebrigens tragen auch die Arbeiter, um ihre Augen zu ſchonen, Schirme vor denſelben, wie das Kupfer zeigt, welches auch den Schmelzofen, von dem bisher die Rede war, als den vorzüglichſten Gegenſtand der Glashütte darſtellt. Indeſſen ſind nicht alle Glasöfen, wie der bisher beſchriebene, eingerichtet, ſondern manche einfacher, manche aber auch noch künſtlicher. Die Glasmacher bauen ſich ihren Ofen ſelbſt auf und heizen ihn vor dem Gebrauch gut aus. Man heizt überhaupt mit Scheitholz, das vorher im Ofen getrocknet wurde. In dieſem Ofen wird alſo das Gemenge, woraus die Glasmaſſe entſtehet, zum Fluß gebracht, damit hernach aus dieſer flüſſigen Materie Glas geblaſen oder gepuſtet werden kann. Das Gemenge zu grünem Glaſe wird in die Häfen oder Schmelztöpfe geſchüttet und von den Schürern wird Tag und Nacht ein lebhaftes gleichmäßiges Feuer unterhalten. Die Maſſe

kommt alsdann zu ihrer vollkommnen Gahre, wenn ſie beinahe zwei Tage dem Feuer ausgeſetzt geweſen iſt. Bei dem Schmelzen muß der Schürer die Glasmaſſe beobachten, ſie mit dem eiſernen Schaumlöffel durch die Oeffnungen über den Häfen abſchäumen; und iſt ſie gahr, d. h. iſt ſie hinlänglich geſchmolzen: ſo wird ſie verarbeitet. Zu dem weißen oder Kreisglaſe muß das Gemenge wenigſtens drei Tage die Gluth des Feuers ausſtehen. Den zweiten Tag wird die, ſchon flüſſig gewordene, Glasmaſſe mit eiſernen Schöpflöffeln aus dem Hafen geſchöpft und in einen Trog mit Waſſer gegoſſen. Das Glas zerſpringt im Waſſer in Stücken und wird wieder ſtückweiſe in die Hafen geworfen und von neuem gereiniget, welches durch den Schaum oder die ſogenannte Glasgalle nicht abgeführt wird. Das Glas wird um deſto eher und beſſer klar, welches eine Haupteigenſchaft des weißen Glaſes iſt. Sieht der Schürer, daß die Maſſe völlig klar iſt, und daß ſich keine Blaſen mehr darin befinden: dann erſt kann ſie verarbeitet werden. Dieß thun die Glasmacher und man braucht von dieſem Geſchäfte die Ausdrücke: Glas machen, blaſen, puſten. Die Kunſt iſt ſehr einfach und die Werkzeuge, welche dazu gebraucht werden, ſind ſehr unbedeutend und gering. Der Glasmacher taucht den Kopf der Pfeife, die mit einem Blaſerohre Aehnlichkeit hat, in Waſſer, und nachher durch eine Oeffnung oder ein Fenſter des Glasofens in einem Hafen und holet durch den Knof der Pfeife etwas flüſſiges Glas aus dem Hafen. Jeder Glasmacher ſteht daher in der Glashütte auf einer Bank vor ſeinem Hafen und einer Offnung des Glasofens. Er ſtreicht hierauf mit einem ſtarken Eiſenblech, das etwa 4 bis 6 Zoll lang und 2 Zoll breit iſt, die Glasmaſſe bis an den Kopf der Röhre völlig hinab und walzt den unförmlichen Glasklos entweder auf einen glatten Marmorſtein, oder auf eine kupferne oder eiſerne Platte, welche Walzbleche genannt werden. Hier-

durch wird die Glasmasse gleich einer kleinen Kugel rund gewalzt. Nun kann der Arbeiter in die Pfeife blasen und dadurch die massive Glasmasse in eine hohle Kugel verwandeln. Doch wird die Glasmasse anfänglich nur in etwas aufgeblasen, und der Glasblaser betrachtet sie hierauf, ob sie hinreicht, das Gefäß auszubilden, welches er daraus verfertigen will. Ist dieß nicht der Fall, so taucht er die aufgeblasene Masse noch einmal in den Hafen und verstärkt durch frische Glasmasse die Glasdicke der Glasblase. Bei großen Gefäßen wiederholt er dieß wohl auch einigemal. Ist die Glasblase stark genug: so bläst er sie zu der erforderlichen Größe auf, doch in einigen Absätzen. Die Pfeife hat oben ein hohles hölzernes Mundstück, welches er an den Mund setzt, wenn er in die Röhre bläst. Aber dieser Griff wird durch die große Hitze oft sehr heiß und muß darum im Wasser abgekühlt werden. So oft der Glasmacher bei dem Blasen absetzt, schwingt er die Pfeife mit der Glasblase in der Luft und verwandelt dadurch die runde Blase in einen länglichrunden Körper, die gegen das Blaserohr zu, spitz ist, oder auch wohl gar in eine hohle Walze, die neben dem Blaserohr und an dem entgegengesetzten Ende gewölbt ist. In dem letztern Falle muß der Glasmacher das Schwingen in der Luft öfters wiederholen. Ueberhaupt wird das Aufblasen und Schwingen in der Luft so lange wiederholt, bis die Glasblase die Gestalt hat, aus welcher sich das, zu verfertigende, Gefäß am leichtesten bilden läßt. Dieß lehrt dem Glasmacher die Erfahrung sehr bald und ohne viele Mühe. Bei der Ausbildung der Glasblase zu einem Gefäße stehen die Glasmacher auf den sogenannten grünen Glashütten und drehen, wenn es nöthig ist, die Pfeife auf einem Brete, das ihnen vor den Knien hängt, in einem Kreise herum. Die Glasmacher auf den weißen Glashütten sitzen aber auf einem Lehnstuhl und drehen die Pfeife bei der Arbeit auf den Armen des Stuhles um. Erkaltet die Glasmasse an der Pfeife bei der Arbeit, so erwärmt sie der Glasmacher, so oft es nöthig ist, auf folgende Weise. Neben jeder Seite einer Oeffnung im Glasofen steht ein senkrechtes Bret, welches vorzüglich die Hitze abhalten soll. In jedem Bret stecken zwei eiserne Haken in gerader Linie mit der, eben genannten, Oeffnung. Auf diese Haken legt der Glasmacher die Pfeife so, daß die zum Theil ausgebildete Glasblase, in dem Ofen zu liegen kommt, und drehet beim Erwärmen des Glases die Pfeife beständig um. Hierauf bildet der Glasmacher das Geräth blos mit der Glasscheere, welche große Aehnlichkeit mit einer gewöhnlichen Schafscheere hat, wie selbst das Kupfer zeigt, nach dem bloßen Augenmaaße oder in einer Form aus. Denn zu mancherlei Stücken wird das Glas in Formen gedrückt. Andere Stücke, z. B. Trinkgläser, mit Reifen und andern Figuren, werden in messingenen Formen aufgeblasen. Nachdem die Glasgefäße ihre Gestalt erhalten haben, werden sie gekühlt.

(Beschluß folgt.)

Die Zeit.

Die Zeit ist das Einzige, welches großen Geistern unersetzlich ist. Sie ist das Längste; denn sie mißt die Ewigkeit: das Kürzeste; denn sie ist ins Unendliche theilbar. Nichts ist länger für den, der da wartet, als die Zeit; nichts kürzer für den, der genießt, als die Zeit. Nichts kann ohne ihre Reife geschehen. Sie verzehrt alles, was der Nachwelt unwürdig ist; sie erhält alles, was groß und der Ewigkeit werth ist.

Kotzer.

Auflösung der Charade im sechs und sechzigsten Stück.

Schellengeläute.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 24. Juni 1811. 76.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Glashütte.

(Beſchluß.)

Das geblaſene oder geformte und ausgebildete Glasgeräth, würde nämlich durchgängig Riſſe bekommen, wenn es mit einem Male der kalten Luft ausgeſetzt würde. Daher muß das fertige Glas nach und nach in dem Kühlofen erkalten. Dieſer Ofen ſtehet nicht weit vom Glasofen und iſt manchmal mit dieſem durch einen Gang vereiniget; deswegen ſtehet er auch, wie dieſer, auf einem hohen gemauerten Fuß. Sein Gewölbe iſt niedriger; der ganze Ofen aber höher, als der Glasofen. Ueber ſeinem Herde hat er ein Mundloch, wodurch die geblaſenen fertigen Gefäße in den Ofen geſetzt werden, um darin abzukühlen. In dieſem Ofen wird nur ein mäßiges Feuer zur Kühlung unterhalten. Die grünen Glashütten füllen ihren Kühlofen, der ebenfalls von feuerfeſten Steinen erbauet iſt, mit geblaſenen gläſernen Gefäßen an, verſtopfen ihn und laſſen den heißen Ofen, nebſt dem Glaſe, nach und nach erkalten. Sie geben nämlich dem Ofen nach und nach einige Oeffnungen, welches jedoch nicht zu früh geſchehen darf, wenn das Glas im Ofen nicht zerſpringen ſoll. Auf den weißen Glashütten werden aber viele kleine gläſerne Gefäße verfertigt und es würde zu langwierig ſeyn, dieſe auf die eben genannte Art abzukühlen. Man ſetzt daher in den Kühlofen große und ſtarke Töpfe, füllet ſie mit gläſernen Gefäßen an und läßt dieſe ein Paar Stunden in dem Ofen ſtehen. Nach dieſer Zeit nimmt man einen Topf nach dem andern aus dem Ofen, verſchließt jeden mit einem eiſernen Deckel und legt ihn umgekehrt in den Ausſchnitt eines Klotzes, der neben dem Ofen ſtehet. In dieſer Lage erkalten die gläſernen Gefäße mit dem Topfe nach und nach. Oft wird auch der Glasofen zugleich als Kühlofen gebraucht und oft vertritt der letzte zugleich die Stelle des Streckofens. Auch das Tafelglas zu Fenſterſcheiben wird zuerſt in Tuten oder hohle Walzen geblaſen, dann im Kühlofen gegen Sprödigkeit und zu leichte Zerbrechlichkeit verwahrt und endlich im Streckofen der Länge nach geöffnet und auf dem Boden deſſelben zu Tafeln ausgebreitet. Kleine Spiegelgläſer werden auch geblaſen, hernach geſchliffen, polirt, foliirt und gefaßt; größere werden aber gegoſſen, wozu beſondere Anſtalten erfordert werden.

Heſſe.

Der Buchhalter.

(Nach Bräkel.)

Ein armer Mann, Hans Michel Stich,
Hieb Holz für Geld ganz emſiglich,
Doch manchmal ward's ihm faſt zu ſchwer,
Drum wünſcht er beſſ're Zeit ſich ſehr.

Wie's aber leider denn ſo geht,
Wenn man nur eine Kunſt verſteht —
Und betet man auch noch ſo viel,
Man muß ſie treiben bis an's Ziel.

In eines reichen Kaufmanns Haus
Sagt' er das Holz Jahr ein, Jahr aus
Und da er war ein ehrlich Blut,
Stand er im Haus bei allen gut.

Als jetzt stirbt der Buchhalter, so
Denkt Michel: jetzo bin ich froh!
Die Stelle hätt' ich gar zu gern,
Ich bitte gleich um sie den Herrn.

Es kann doch Hexerei nicht seyn,
So viel seh' ich von selber ein:
Wie der das Buch gehalten lang',
So halt' auch ich's — mir ist nicht bang!

Er geht im Hofe lang' herum,
Und sieht sich nach dem Hausherrn um,
Macht auch die Anred' in der Still',
Die an den Herrn er halten will.

Da kommt ein Diener just heraus.
„Ach, sagt er, sein's so gut, Herr Kraus,
Und reden Sie dem Herrn doch zu,
Wenn ich mich jetzo melden thu'!"

„Ja, Michel, zu was meld't ihr euch?" —
„Das will ich Ihnen sagen gleich.
Verstehn Sie mich, mein Wunsch ist der,
Daß ich Buchhalter gerne wär'."

Der Diener schweigt ein Weilchen still,
Er weiß nicht, was der Michel will:
„Buchhalter wollt ihr bei uns sein?
Wie fällt euch das so plötzlich ein?"

„Herr, zwanzig Gulden sind mein Lohn,
Kaum kann ich leben mehr davon;
Werd' ich Buchhalter, krieg' ich mehr,
Und sehn's, ich halt's so gut wie der."

Der Diener lacht' in seinem Sinn
Und sagt: nun, Michel, geht nur hin,
Ihr wißt, ich helf' euch wo ich kann
Und nehm' auch jetzt mich eurer an.

Der Michel heut' kein Stückchen haut,
Weil nach dem Herrn er immer schaut;
Als nun der Herr tritt aus dem Thor,
Da schleicht der Michel sich hervor.

Die Mütze fliegt vom Kopf behend,
Ein Kratzfuß ist sein Compliment —
Nun, sagt der Herr, was bringt denn ihr?
„Geehrter Herr, verzeihen's mir!

Hab' mich in ihrem Haus so weit
Verhalten treu so lange Zeit,
Jetzt hätt' ich eine große Bitt',
Versagen's gütig sie mir nit!

Weil keiner doch doch das Buch jetzt hält,
Wünsch' ich, daß es dem Herrn gefällt,
Daß er nimmt keinen andern an,
Weil ich die Stell' versehen kann!"

Der Herr dreht schnell sich um und lacht,
Hätt' bald vor Lachen nichts gesagt —
„Je, Michel, bild't ihr euch denn ein,
Daß dazu alle tauglich sey'n?

Wenn es auch noch so leicht euch däucht,
So glaubt mir nur, 's ist gar nicht leicht!
Doch meint ihr, daß ihr's lernen könnt,
So sey die Stell' euch gern gegönnt.

Stellt' euch nur auf den Montag ein
Auf dem Comptoir, doch putzt euch fein!
Ihr bleibt dann in der Stube drin,
Wo ich mit meinen Leuten bin."

Am Montag ist bei guter Zeit
Hans Michel Stich denn nun bereit,
Hat seinen Sonntagsrock schon an
Und ungeheure Schöße dran.

Als er nun eingetreten ist,
Wird gleich: Herr Michel! er begrüßt,
Es wird ein Stuhl ihm hingestellt,
Er soll sich setzen, wenn's gefällt.

Er fängt nun an sich umzusehn,'
Weiß noch nicht recht wie ihm geschehn,
Er setzt sich und bleibt sitzen fest,
Bis sich der Herr nun sehen läßt.

Der redet ihn ganz freundlich an:
Ob er sein Amt wollt' treten an?
Der Michel sagt: ja sagen's nun,
Was hab' ich ungefähr zu thun?

Da bringt ein Diener her ein Buch —
Er hat zu tragen dran genug! —
Und sagt zu ihm, er soll sich fein
Da stellen zwischen zwei hinein.

Das Buch hier, spricht er, hält der Herr
Nicht höher und nicht niedriger,
Auch darf er wanken nicht damit,
Sonst können zweie schreiben nit.

Kaum daß er's zehn Minuten hält,
Als schon sich sein Gesicht verstellt,
Auch fängt er so zu wanken an,
Daß man kein Wort mehr schreiben kann.

Man schreit: so steh' der Herr doch still,
Denn wenn er stets so wanken will,
So ist es keine Möglichkeit,
Daß eine Zeile wird geschrieb.

„Ihr Herrn, so wartens nur, sagt er,
Das Buch ist halt ein Bischen schwer,
Drum seyn Sie doch so gut, Herr Kraus,
Und ruhen Sie ein Wenig aus.

Ich weiß nicht, 's wird mir gar zu heiß,
Gern trocknet' ich mir ab den Schweiß
Doch halten's nicht ein Wenig ein,
Kann ich nicht in die Tasch' hinein.

Wie war mein Vorfahr denn im Stand'
Das Buch zu halten in der Hand?
Ich bin doch auch so groß wie er —
Der ist wohl stark gewesen der!"

Der Schweiß läuft ihm die Stirn' hinab,
Er trocknet mit dem Tuch sich ab,
Und hätte sich noch nicht gesetzt,
Allein sein Herr sagt zu ihm jetzt:

Herr Michel, wenn's gefällig wär'!
„Ja, Herr, ich stelle mich schon her!"
Er nimmt das Buch auf seine Händ',
Als wenn er's ewig halten könnt'.

Jetzt hält er freilich was er kann,
Doch bald fängt's Wanken wieder an,
Da sagt er: jetzt seh' ich es ein,
Es muß doch wohl was Anders seyn!

Doch haben Sie jetzt nur Geduld!
Er legt das Buch geschwind auf's Pult,
Geht fort und sagt: halt' wer da mag,
Ich hacke lieber Tag für Tag!

So kam gewiß schon mancher Mann,
Der etwas können wollte, an;
Drum ist der allerbeßte Rath:
Man treibe, was erlernt man hat.

Anton Niemeyer.

Der Mantel.

Eines der gewöhnlichſten Kleidungsſtücke iſt der Mantel. Er dient auf Reiſen und bei rauher Witterung. Schon unter den Griechen war er gewöhnlich und nach Rom kam er zur Zeit der Antonine. Auch die Juden und Perſer kannten ihn. Anfänglich trugen die Griechen nur Mäntel von Wolle; ſpäterhin führte der Luxus ſeidene ein. Zur Trauer trug man dunkelbraune und ſchwarze. Nur Neuvermählte durften buntfarbige tragen. Die mancherlei philoſophiſchen Sekten unterſchieden ſich durch Mäntel, die in Schnitt und Farbe verſchieden waren. Die Sophiſten z. B. ſtolzierten in purpurnen Mänteln, dagegen die Cyniker in dunkelbraunen und zerriſſenen einher gingen. Bei den letztern ſollte dieſe Nachläſſigkeit auf eine Verachtung irdiſcher Größe deuten. Im Grunde war indeß ſelbſt dieſe Vernachläſſigung des Schicklichen Eitelkeit, und ein andrer Weltweiſe hatte wohl nicht unrecht, wenn er zum Diogenes ſagte: Deine Eitelkeit guckt durch die Löcher deines Mantels.

Schon Götter und Helden wurden in Mänteln abgebildet, wie die älteſten Denkmäler und Münzen beweiſen. Paulus warf ſeinen Mantel um ſich und folgte ſeinem Retter aus dem Gefängniß. Auch die Legenden der Heiligen gedenken der Mäntel zum öftern. Von dem Mantel der heiligen Urſula wird erzählt, daß er 11000 Jungfrauen zum Zelte gedient habe, und der heil. Florenz hing den ſeinigen im Vorzimmer des König Dagobert an einem Sonnenſtrahle auf, da er keinen Nagel vorfand, der ihn hätte halten können! Der Mantel des heil. Franz veranlaßte gar eine Spaltung unter ſeinen Schülern. Einige derſelben verfochten die Behauptung, der Mantel müſſe bis an die Knie reichen; andere wollten ihn ſo kurz verſchnitten wiſſen, daß er nur ein wenig über den Rücken hinabreichte. Beide Parteien ſchimpften und ſchmähten ſich bis aufs Schlagen, und die Sache würde noch weiter gegangen ſeyn, wenn ſich nicht der Papſt in den Streit gemiſcht und Friede geboten hätte.

Jahrhunderte lang war der Mantel eine Tracht jedes ehrlichen Bürgers. Wohin er ging, warf er ſeinen Mantel um und ſeine Garderobe war gemacht. Auf dem Markte, auf dem Rathhauſe und in der Kirche erſchien er im Mantel. Das Material beſtand aus Tuch oder Kamelot. Wohlhabendere fütterten die letzten mit Grauwerk oder Sammt. Ein ſolcher Mantel erbte von dem Vater auf den Sohn und Enkel; denn er ward nur zu Feiertagszeiten im Winter getragen. Auf einige Zeit führte der Luxus Scharlachmäntel ein, die aber keine außerordentliche Dauer hatten, ausgenommen bei den Aerzten, die ſie am längſten beibehielten. Die Charlatans bedienten ſich der rothen Mäntel und Kleider noch bis vor 30 Jahren. In einigen Gegenden hatten nur die Bürgermeiſter und Scharfrichter das Recht, rothe Mäntel zu tragen. Unter Ludwig XIV kamen in Frankreich graue Mäntel auf, die auch in Deutſchland lange Epoche machten. In Schweden und Spanien gehören die Mäntel noch jetzt zur Nationaltracht. Der Spanier geht nicht leicht ohne ſeinen Mantel oder Capo aus. In Deutſchland ſind ſie noch auf den Schulen und hie und da auf den Rathhäuſern im Gebrauch.

(Beſchluß folgt.)

Briefadreſſe.

Als eine Mutter ihren Sohn, der ſich in einer großen Stadt aufhielt, beſuchte, ſtand eben vor der Thür des Hauſes, worin er wohnte, ein Wagen mit Heu. Sie ſchrieb auf den nächſten Brief an ihn: „Wohnhaft in dem Hauſe, wo der Heuwagen ſteht.“

K—r.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 27. Juni 1811. 77.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Bartgeier, Vultur barbatus. Linn. Le Vautour doré. Buff.

Dieser größte aller europäischen Vögel wird auf den tyroler und vorzüglich auf den schweizer Alpen gefunden. Als Raubvogel gehört er zur ersten Ordnung der Vögel, welche man unter dem Namen Accipitres begreift und zwar zur ersten Gattung, darin die Geier beschrieben werden, von denen man in Deutschland nicht mehr als drei Arten antrifft, die Folgendes mit einander gemein haben: der Schnabel ist grade und nur an der Spitze gebogen, wodurch sie sich von Adlern und Falken unterscheiden, die einen, gleich von der Wurzel an, gekrümmten Schnabel haben. Die Zunge ist gespalten und der Kopf ist, statt befiedert zu seyn, wollig. Nur der Hasengeier macht eine Ausnahme. Dieser hat einen befiederten Kopf. Bei den Raubvögeln ist gewöhnlich das Weibchen größer, als das Männchen; und dieß ist auch der Fall bei dem Bartgeier, ob man gleich bemerkt haben will, daß das Geierweibchen sonst gewöhnlich nicht größer seyn soll, als das Männchen. Noch mehr unterscheiden sich die Geier von den Adlern und Falken dadurch, daß sie in Heerden und sehr träge fliegen, eine niedergebeugte Stellung haben und sich vorzüglich vom Aase nähren, wovon aber der Bartgeier wieder eine Ausnahme macht. Für warme Länder sind daher die Geier sehr nützlich, weil sie die faulenden thierischen Körper verzehren, die der Gesundheit nachtheilig werden. Ihr großer Kropf hängt wie ein Sack herab, wenn er gefüllt ist. Ihre Klauen (Fänge) sind nicht so stark gekrümmt, wie bei andern Raubvögeln. Sie sind am ganzen Körper mit so vielen Flaumfedern bedeckt, daß sie, wenn man ihnen die großen Federn ausrupft, wie mit Wolle bedeckt erscheinen.

Der Bartgeier ist in Afrika häufiger als in Europa, aber kleiner als der europäische und auch anders gezeichnet. Im russischen Reiche wohnt er auf den hohen Felsen des altaischen Gebirges und jenseits des See Baikal.

Die Länge des europäischen Bartgeiers beträgt 5 Fuß und die ausgebreiteten Flügel 9 bis 10 Fuß beim Weibchen; denn das Männchen ist kleiner. Der vier Zoll lange, von der Wurzel an grade und nur an der Spitze gebogne, Schnabel, ist dunkel fleischfarbig; die Wachshaut blos, die Nasenlöcher, Seiten des Schnabels und die Kehle mit borstenartigen schwarzen Federn besetzt, die einen langen hartharigen Bart unter der Kehle bilden, die Mundspalte, die inwendig blau ist, mißt 4½ Zoll; der Stern ist gelb; die Augenlieder sind dunkelroth, die Zehen bleifarben; die Fänge (Klauen) braun.

Stirn, Backen, und zwei Striche zu beiden Seiten des Kopfs sind schwarz, übrigens Kopf und Hals gelblich weiß. Durch seinen mehrentheils wolligen Kopf und starkhaarigen Bart zeichnet sich der Bartgeier vor andern Geiern aus. Die Federn der Kehle sind lang, schmal und braunlichroth; der Oberleib ist graubraun, fast schwarz; der Unterleib röthlichgelb; die Füße sind bis zu den Zehen mit einer weißen Wolle bekleidet.

Das Aas ist nur die Nahrung des Bartgeiers wenn er nichts anders hat; auch fliegt er nicht in so zahlreicher Gesellschaft, wie seine Gattungsverwandten. Er stößt auf Schafe, Ziegen, Gemsen, Rehe, Hasen, Murmelthiere, wilde Katzen u. s. f. Wenn er an einer Felsenwand ein Thier bemerkt, welches er sich nicht zu überwältigen getraut, so richtet er seinen Stoß so ein, daß es dadurch in den Abgrund gestürzt wird, worauf er sich dann des zerschmetterden Thieres bemächtigt. Man erzählt von ihm, daß er sich der Knaben, welche Schafheerden hüteten, bemächtigt habe und zuweilen sogar erwachsene Personen angefallen sey, die sich seiner kaum mit Lebensgefahr erwehren konnten. In der Schweiz sind daher von den Obrigkeiten ansehnliche Belohnungen für die ausgesetzt, die einen Bartgeier zu tödten wagen. Auf der Insel Schottland in Nordost von Schottland soll ein Gesetz vorhanden seyn, daß jeder Hausvater des Distrikts, demjenigen eine alte Henne geben soll, der einen von diesen grausamen Schasdieben erlegt.

Er horstet, — denn so pflegt man von Raubvögeln, statt nisten, zu sagen — in Felsenhöhlen. Das Weibchen legt nicht mehr als zwei Eier, größer als Gänseeier, weiß, von rauher Schale und auf beiden Seiten stark zugerundet. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß die Zahl der Raubvögel gegen die übrigen sehr geringe ist, damit sie nicht dem Ganzen zum Verderben gereichen. Aus diesem Grunde ist auch ihre Fruchtbarkeit sehr eingeschränkt.

Da der Bartgeier in seiner Lebensart dem Condur (Vultur Gryphus) der auch unter dem Namen Vogel Greif in Südamerika wohnt, so sehr gleicht: so ist er oft mit ihm verwechselt worden.

Er heißt auch Goldgeier in der Schweiz, weil er am Unterleibe röthlichgelb ist; Lämmergeier, weißköpfiger Geier, Weißkopf, Grimmer.

Suttinger.

Wer hatte das meiste Gefühl?

„Ich kann euch nichts geben, laßt mich zufrieden" sagte ein hypochondrischer Engländer zu einem mit Lumpen bedeckten Alten, der sich ihm mit dargestreckten Händen näherte. — Den Engländer hatte seine Hypochondrie in das südliche Frankreich getrieben, und er wollte unter diesem wärmern Himmelsstriche, wo möglich, seinen Spleen zurücklassen, der ihn in seinem Vaterlande schon seit mehrern Jahren gequält hatte. Der Bettler hielt indessen seinen Hut in der Hand, ohne ein Wort zu sagen; desto sprechender aber waren seine Geberden, und seine halberloschnen Augen flehten mehr, als die dringendsten Bitten um Mitleid. Sein Hund stand neben ihm und seine Augen hefteten sich unverwandt, wie die Blicke seines Herrn, auf den Engländer. „Ich habe nichts" sagte dieser nochmals verdrießlich — und in dem Augenblicke erröthete er über sich selbst — denn er hatte eine Unwahrheit gesagt. Aber, dachte er bei sich selbst — dieses Bettlervolk ist immer so unverschämt, so zudringlich! gleichwohl war dies der zerlumpte Alte nicht.

„Gott sey mit Ihnen" sprach er gelassen und demüthig zum Engländer und entfernte sich.

„Halt! Alter! rief ihm jetzt der Engländer nach, und war eben im Begriff seine Börse zu öffnen, um einige Scheidemünze heraus zu langen.

In dem Augenblicke rollte ein Wagen heran; worin sich Reisende befanden. — Der Bettler und sein Hund nahten sich dem Wagen mit eben dem stillen Geberdenspiele, mit welchem sie den Engländer zum Mitleiden aufgefordert hatten, aber es ging ihnen nicht besser als vorher. Sie wurden abgewiesen, und — sie entfernten sich ohne Murren. —

Ein Mann von Gefühl, der aber durch Kränklichkeit oder üble Laune verstimmt ist, sucht sich immer bei ähnlichen Veranlassungen mit fremden Beispielen zu rechtfertigen, und gleichsam für seine Hart-

herzigkeit zu tröſten, wenn er ſieht, daß andere eben ſo handeln, als er ſelbſt. Hätten die Reiſenden dem Bettler etwas gegeben, ſo würde die Verlegenheit des Engländers, der mehr übellaunig als hartherzig war, weit höher geſtiegen ſeyn. Aber ſo unterdrückte er ſeine innere Beſchämung mit der Bemerkung:

„Die Fremden in dem Wagen ſcheinen, ihrer Kleidung nach, weit reicher zu ſeyn, als Du, und alſo —

„Aber! mein Gott! — kann denn ihre Hartherzigkeit die deinige rechtfertigen, flüſterte ihm ſein beſſeres Selbſt in dem nämlichen Augenblicke zu —

Dieſes innere Selbſtgeſpräch machte den Britten nur noch mißmüthiger als er vorher geweſen war — er ſahe ſich nach dem Bettler um, weil er ihn noch einmal zurückrufen wollte.

Der arme Alte hatte ſich auf eine niedrige ſteinerne Bank geſetzt, welche an der Landſtraße ſtand, ſein Hund lag vor ihm und ruhte mit ſeinem Kopfe auf den Füßen ſeines Herrn, der ihn beſtändig ſtreichelte, ohne ſich weiter nach dem Engländer umzuſehen.

Dieſer erblickte auf der nämlichen Bank einen franzöſiſchen Soldaten, deſſen beſtaubter Hut und Schuh einen Reiſenden verriethen. Er hatte ſeinen Tornißer zwiſchen ſich und dem Bettler auf die Bank gelegt, ſprach mit dieſem, und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne.

Auch er führte einen Hund mit ſich, dieſer, eben ſo ermüdet, als ſein Herr, hatte ſich unter ſeine Füße niedergelegt, um da von einem wahrſcheinlich ſehr beſchwerlichen Marſche, auszuruhen. Der Engländer bemerkte, daß dieſer Hund viel ſchöner wäre, als des Bettlers Hund — auf den er nun erſt einen aufmerkſamern Blick warf. Man ſah es dem Thiere wohl an, daß ſein Herr nicht viel übrig hatte — er ſah ſchwarz, häßlich und halbverhungert aus, und die Haare waren ihm ſchon ausgefallen.

Was kann wohl, dachte der Engländer, den Bettler bewegen, ſeinen geringen und ungewiſſen Unterhalt noch mit einem andern Geſchöpfe zu theilen? Er wirft einen neuen Blick auf dieſe Gruppe, und bemerkt das gegenſeitige Wohlwollen des Bettlers gegen ſeinen vernunftloſen Unglücksgefährten, mit einem eignen Intereſſe. O! rief er endlich: du biſt wohl, trotz deines jämmerlichen Anſehns, das ſchätzbarſte Thier von der Welt — du biſt ein Gefährte, ein Freund, ein Bruder des Menſchen! du biſt ihm allein treu in ſeinem Unglücke, du allein verachteſt ſeine Armuth nicht!

Der fremde Reiſewagen hatte während dieſer Szene ſtill gehalten, weil die Fremden ihr Frühſtück einnahmen. Jetzt war es verzehrt, und einige Ueberbleibſel der kalten Küche wurden aus dem Wagen geworfen.

Die beiden Hunde ſprangen herzu — der Wagen rollte davon und ſeine Räder quetſchten einen der Hunde — es war der Hund des Bettlers.

Das Thier ſtieß ein lautes, durchdringendes Geſchrei aus — ach! es war ſein letzter Klagelaut! —

Sein Herr eilte mit einer Haſt, die ſeine Liebe zu dieſem Thiere genugſam zeigte, ihm zu Hülfe. Es war umſonſt, das Wagenrad hatte den Hund zerſchmettert.

Ein lautes Jammergeſchrei erſcholl aus dem Munde des armen Alten — Verzweiflung malte ſich in ſeinen Blicken. — Der gerührte Engländer trat herzu und warf dem Verzweifelnden eine Krone zu, um ihn für ſeinen Verluſt zu tröſten — vergebens — jener ſchien es kaum zu bemerken — er hob das Geld nicht auf, warf dem Engländer einen zwar dankbaren, aber mitleidigen Blick zu, und trug — ſeinen lebloſen Hund auf den Armen fort.

Der Soldat hatte inzwiſchen die Krone aufgehoben, und drückte ſie dem Alten in die Hand. Nehmt, ſprach er, was euch dieſer gutmüthige Herr geſchenkt

hat; er mag wohl viel Mitleid mit euch haben — das seht ihr aus seiner reichlichen Gabe — aber ihr dauert mich auch, guter Alter. Ich sehe freilich wie viel ihr heute verloren habt. Hier, nehmt meinen Hund statt des eurigen, ich schenke ihn euch.

Sogleich band er einen schmalen Strick um den Hals seines Hundes, gab diesen dem Alten in die Hand, sagte ihm Lebewohl und entfernte sich schnell.

O! rief ihm der weinende Alte mit ausgestreckten Händen nach, guter, braver Soldat! tausend, tausend Dank — — Gefühlvolle Seele! sprach beschämt der Engländer. — Was bin ich, wenn ich mich mit dir vergleiche! Ich gab dem Unglücklichen ein elendes Geldstück, und du — ersetzest ihm seinen liebsten Freund! —

Lenke.

Der Mantel.

(Beschluß.)

Bei den Türken sind vorzüglich zwei Mäntel merkwürdig geworden, der Mantel Mahomeds und der Mantel des Dichters Caab, dem der Prophet für seine schönen Verse öffentlich in der Moschee zu Mekka einen Mantel umhing. Dem Dichter wurden für den Seinigen 40000 Drachmen geboten; allein er gab ihn nicht hin, sondern behielt das theure Geschenk bis zu seinem Tode. Dann erhielt der Kalif Moarias dasselbe für 2000 Drachmen. Dieser Mantel diente in der Folge den Kalifen zum Schmuck bei feierlichen Gelegenheiten, bis er zuletzt einem Tatarischen General, der den letzten Kalifen tödtete, in die Hände fiel. Dieser verbrannte den Mantel zu samt dem Stabe Mahomeds, und streute die Asche von beiden in den Tigris. — Mahomeds eigner Mantel ist noch jetzt ein Besitzthum des Großsultans und er wird zu Konstantinopel in der kaiserl. Schatzkammer in einer goldnen Kiste verwahrt, die 100,000 Dukaten am Gewicht hält und die der Sultan Murad Chan, ausdrücklich dazu verfertigen ließ. Die Türken behaupten, daß er Kranke gesund mache, wenn sie von dem Wasser trinken, in welches der Mantel eingeweicht worden ist. Er wird aber nie zu diesem Zweck hergegeben. Es fehlt ein Zipfel daran. Dieß kommt daher. Einsmals war Mahomeds Lieblingskatze auf dem Mantel liegend eingeschlafen; der Prophet, der das Thier in seiner Ruhe nicht stören wollte, ergriff ein Messer und trennte damit den Mantel herunter, so daß ein Zipfel unter der Katze liegen blieb! — Zur Belustigung hört man auch solche Späßchen ein Mal mit an.

Koßer.

Auflösung des Räthsels im acht und sechzigsten Stück.

Die russische Kaiserin, Anna, ließ 1740 in dem, durch seine heftige Kälte allgemein bekannten, Winter, ein großes Haus oder Schloß, nebst allen dazu gehörigem Geräthe, zu Petersburg von Eis bauen. So gar die, davor gestellten, Kanonen und Mörser, aus denen man wirklich feuerte, waren von Eis gemacht. Daraus können Sie sich einen Begriff machen, zu welcher Festigkeit das Wasser durch die Kälte erhärten kann. Bezweifeln kann man diese Sache, die vor den Augen so vieler Tausend geschah, um so weniger, da der Professor Kraft, Mitglied der russischen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, der sich 1740 zu Petersburg aufhielt, diesen ganzen Bau in einer eignen Schrift öffentlich bekannt gemacht hat. Sie besteht aus vier Bogen nebst sechs Kupfern und hat folgenden Titel: „Wahrhafte und umständliche „Beschreibung und Abbildung des im Monat Ja„nuar 1740 zu St. Petersburg aufgerichteten, merk„würdigen Hauses von Eise, mit dem in demselben „befindlich gewesenen Geräthe; nebst einigen nützli„chen Anmerkungen von der Kälte überhaupt, und „derjenigen insonderheit, welche in gedachtem Jahre „in ganz Europa verspürt worden, den Liebhabern „der Naturgeschichte mitgetheilt und herausgegeben „von George Wolfgang Kraft."

Suttinger.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 29. Juni 1811. 78.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Gemsenjagd.

Alle Jagden, bei welchen Schießgewehr gebraucht wird, sind mit Fährlichkeiten verbunden, so stärkend sie übrigtns für die Gesundheit des Körpers seyn mögen. Aus Gründen, die leicht zu errathen sind, wenn man nur etwas von den Aufenthaltsplätzen der Gemsen weiß, ist die Gemsenjagd die gefahrvollste unter allen. Und doch giebt es leidenschaftliche Liebhaber derselben, die Arm- und Beinbrüche, jämmerliche Zerquetschungen und selbst den schmerzhaftesten Tod nicht scheuen. Man denke nur an Kaiser Maximilian den I., von dessen bestandenen Gefahren auf dieser Jagd gewiß alle Leser d. Z. s. die Jugend unterrichtet sind! Mehr als ein Mal gerieth dieser kaiserliche Jäger in außerordentliche Bedrängniß auf den steilen und jähabschüssigen Tiroler Gebirgen. Mehr als ein Mal ward er beinahe durch Wunder gerettet *) und dennoch konnte er sich nicht entschließen, das, ihm so lieb gewordene, Vergnügen einzustellen. Vielmehr überließ er sich demselben, so oft er sich von Staatsgeschäften losmachen konnte.

In Europa findet man die Gemsen nur auf den Schweizer- und Tirolergebirgen. Ihre Nahrung besteht in den trocknen, zähen Kräutern, die jene Berggegenden hervorbringen. Durch diese Nahrung wird aber in dem Magen dieser Thiere eine Menge Schleim und Unreinigkeiten erzeugt. Vermöge eines Instinkts heben sie denselben dadurch, daß sie die, so genannten Sulzen, oder Salzlakinen, die sich in den Klüften der Felsen befinden, aufsuchen und dieselben oft Tage lang hinter einander belecken. Durch die Salz- und Salpetertheile werden die zähen Schleimsäfte aufgelöst und weggeschafft. Man findet bei den Sulzen oft ganze Heerden versammelt. Die Gemsen sind sehr stark, lebhaft und hart, so daß sie jeder strengen Witterung Troß bieten. Ihr Fell ist so dick, daß ihnen eine Kugel, die nicht in der Nähe abgefeuert worden ist, nicht schadet.

Bei aller Klugheit und Vorsicht, welche diese Thiere überall anwenden, sind sie doch sehr gesellig. Sie theilen das oft kärgliche Futter freundschaftlich mit einander. Sie haben ihre Anführer und Schildwachen. Beide heißen in der Sprache der Jäger Vorthiere oder Vorgeiße. Die erstern führen die Rotte an, und die letztern halten Wache, während dieselbe weidet. Bemerken die Wächter etwas verdächtiges, so geben sie es den Uebrigen durch ein durchdringendes Pfeifen zu erkennen, und alles ergreift die Flucht. Im Sommer halten sie sich auf den höchsten Bergspitzen auf; im Winter hausen sie tiefer hinab unter solchen Abhängen und Felsenklippen, unter welchen sie nichts von herabstürzenden Schneelavinen zu fürchten haben. Hier stillen sie ihren Hunger mit Kräutern, Wurzeln und Tannenreisern, die sie unter dem Schnee hervorkratzen. In diesen Klüften verbergen sie auch ihre Jungen, die sie mit vieler Zärtlichkeit pflegen. Diese bleiben hier

*) Die Legende läßt ihn einst sogar durch einen Engel aus einer hülflosen Lage befreien.

so lange, bis sie des Steigens gewohnt geworden, und so weit herangewachsen sind, daß sie nichts mehr von den räuberischen Geiern zu fürchten haben. Diese jungen Gemsen werden oft von den Jägern lebendig gefangen, wenn sie den Alten auf der Flucht nicht folgen können. Schon etwas größerer bemächtigt man sich durch List. Man stellt die getödtete Mutter auf ihre vier Füße und legt sich neben ihr. In der Meinung, daß die Mutter noch lebe, kommen die Jungen Eins nach dem Andern um zu saugen, und so wird Eins nach dem Andern ohne Mühe gefangen. Hat man die ganze Familie in der Gewalt, so nimmt der Jäger die Mutter auf den Rücken und die Kinder neben sich. Zu Hause läßt man die Jungen an zahmen Ziegen saugen, und nach und nach werden sie selbst so zahm, daß sie mit den Ziegenheerden auf die Weide gehen und selten in die Wildniß zurückkehren.

Was die Gemsenjäger anbetrifft, so sind sie mit einem schlechten leichten Anzuge bekleidet. An ihren Füßen tragen sie ein Schuheisen, um über die Felsen zu springen. Dessen ungeachtet verunglücken viele über dem Verfolgen der Thiere, wenn sie denselben über Schluchten und Felsenspitzen zu kühn und zu hitzig nachsetzen. Oft finden sie durch die Gemsen unmittelbar ihren Tod. Wenn diese in eine solche Lage gebracht worden sind, daß sie keinen Felsen mehr erreichen können, so stürzen sie sich gerade zwischen dem Jäger und den Felsen, und werfen durch ihre Schwere den Jäger in den Abgrund. Gewöhnlich legt sich dieser zwar der Länge nach auf den Boden hin, oder er drängt sich dicht an die Felsen an, damit das Thier im ersten Fall über ihn wegspringe, oder im zweiten selbst in die Tiefe stürze. Allein wenn die Gemse nur den kleinsten Zwischenraum bemerkt, so drängt sie sich zwischen dem Jäger und dem Felsen durch, und wirft ihren Verfolger hinab.

Hieraus erhellet sehr deutlich die große Gefahr bei der Gemsenjagd, die gleichwohl von den Bewohnern der Schweiz und der Tirolerländer sehr eifrig betrieben wird.

Kotzer.

Der rothe oder schwarze Kornwurm, oder der Kornrüsselkäfer, (Curculio granarius. Fr. Le Charemson du bled.)

Die Rüsselkäfer machen in der ersten Ordnung der Insekten mit Flügeldecken eine besondere Gattung aus, die sich durch ihren Rüssel auszeichnet. Man kennt schon 606 Arten derselben. Der hornartige Rüssel ist bei manchen lang; bei einigen kurz. Lang nennt man ihn, wenn er vom Auge an bis ans Ende länger ist, als das Brustschild; kurz aber, wenn er nicht so lang ist. Die fast keulenförmigen Fühlhörner sitzen auf dem Rüssel und sind größtentheils gebrochen. Sie haben nämlich in der Mitte einen Ellenbogen, wodurch das erste Glied die Länge aller übrigen zusammen bekommt. Die Freßspitzen sind fadenförmig. Einige haben an der Hüfte einen hervorragenden Zahn; andre nicht. Einige haben auch Springfüße. Die Larven der langerüsselten leben in Früchten und Samen der Pflanzen; die kurzgerüsselten unter der Oberhaut der Pflanzen. Sie werden nach fünf Familien abgetheilt, davon die langgerüsselten mit dünnen glatten Hüften die erste ist, wozu unser schädlicher Kornrüsselkäfer gehört. Seine Länge beträgt kaum zwei Linien. Er ist cylindrisch, rothbraun, mit langem punktirten Brustschilde und gefurchten Flügeldecken. Am besten kann man ihn lebendig beobachten und zwar, da seine Theile sehr zart sind, durch ein Vergrößerungsglas. Im Monat Junius sind die Kornwürmer leicht, besonders bei Bäckern und auf vielen Kornböden, zu finden, auch in solchen Häusern, die in der Nähe der Kornböden

ſtehn; denn zu dieſer Zeit kommen ſie aus den Puppen hervor und kriechen in großer Menge an den Wänden herum. Fliegen können ſie gar nicht. Den Winter bringen ſie in den Ritzen der Gebäude zu, ohne durch die ſtrengſte Kälte zu leiden. Im Frühjahr bohrt das Weibchen mit ſeinem Rüſſel ein flaches Löchelchen in Weizen oder Korn und legt ein Ei hinein, aber nie mehr als eins in ein Körnchen. Die auskriechende Larve bedeckt die äußere Oeffnung mit einem Leim, der ihr dazu gegeben iſt, um ſich vor der Luft zu ſchützen. Nun zehrt ſie vom Korn und wird, wenn ſie es ganz ausgehöhlt hat, zur Puppe, aus welcher der Kornrüſſelkäfer hervorkommt, der den Kreislauf der Verwandlung von Neuem durch ſein Eierlegen anfängt. Wie nachtheilig dieſe Inſekten durch ihre Menge werden können, läßt ſich aus der Behauptung, daß bei warmen Wetter ſich die jährliche Nachkommenſchaft eines einzigen Paares auf 6045 belaufe, wohl einſehn. Gleichwohl iſt noch bis jetzt kein ſicheres Mittel, ſie abzuhalten bekannt, als das öftere Umſchütten, Dörren und Reinigen des Getreides. Man hat zwar vorgeſchlagen, gläſerne Bouteillen, in welche man eine Handvoll Graupen thut, in die Kornhaufen zu ſtellen, um die hineinkriechenden Käfer ſo zu fangen. Allein diejenigen, die ihre Eier im Frühjahr an die Körner legen, gehen nicht hinein; und es iſt nicht gewiß, ob das vollkommne Inſekt, der Käfer ſelbſt, von Körnern lebt. Nicht geringern Schaden richtet

Der weiße Kornwurm, oder die Kornmotte an. Sie gehört als Nachtfalter zur dritten Ordnung der Inſekten, wozu man alle Schmetterlinge rechnet. Dieſe theilt man bekanntlich nach der Bildung ihrer Fühlhörner, in Tagvögel oder Tagfalter, Dämmerungsfalter und Nachtfalter ein. Bei den Tagvögeln werden die fadenförmigen Fühlhörner am Ende dicker und keulenförmig; bei den Dämmerungsvögeln, oder Schwärmern ſind die Fühlhörner in der Mitte am

dickſten und am Anfang und Ende dünn; die Fühlhörner der Nachtvögel ſind faden- oder borſtenförmig; bei vielen Männchen kammförmig. Das kleine Nachtfalterchen, das man des Schadens wegen, den die Raupe deſſelben, dem Korne thut, die Kornmotte nennt, hat weißgraue, ſilberglänzende Flügel und ſitzt auf den Kornböden und Getreidemagazinen hin und wieder an den Wänden. Die Raupe (der weiße Kornwurm) iſt weißgelblich, ſpinnt mit zarten Seitenfäden etliche Körner zuſammen, hält ſich zwiſchen dem Geſpinnſte auf, und frißt ſo ein Korn nach dem andern, bis ſie ſich verpuppt.

Suttinger.

Anekdote.

Der bekannte indiſche Fürſt, Hyder Ally, hatte eine Tochter von vorzüglicher Schönheit, um deren Hand ſich viele vornehme Prinzen bewarben. Hyder Ally, gab vor allen andern einem Prinzen den Vorzug, der ſein Vaſall und einer der tapferſten Krieger war, der ihm bei vielen Gelegenheiten die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hatte. Er verlobte daher beide auf der Stelle. Hyder Ally ſtarb bald darauf, und ſein Sohn Tippo Saib, der ſich durch ſeinen, mit den Engländern in Oſtindien geführten, Krieg bekannt genug gemacht hat, gelangte zur Regierung.

Dieſer Fürſt konnte aber den Prinzen nicht leiden, weil er beſonders auf deſſen kriegeriſchen Ruhm eiferſüchtig war. Er verſagte ihm daher nicht nur die Hand der Prinzeſſin, ſondern zog auch ſeine Güter ein, und nöthigte ihn, die Reſidenz zu verlaſſen.

Der Prinz verließ die Stadt mit dem feſten Vorſatze, Rache zu nehmen. Er brachte in kurzer Zeit eine anſehnliche Armee zuſammen, und führte ſie gegen Tippo Saib ins Feld. Das Kriegsglück ſchwankte; es erfolgten mehrere Treffen, die nichts entſchieden. In einem derſelben aber bekam der kriegeriſche Tippo

Saib ſelbſt eine Wunde am Kopfe, und man brachte ihn nach ſeiner Reſidenzſtadt Seringapatnam, um ſich dort heilen zu laſſen. Die Wunde war mehr ſchmerzhaft, als gefährlich — und dem Tippo Saib kam auf ſeinem Krankenbette der Gedanke ein, zu erfahren, wie es wohl nach ſeinem Tode werden würde. Er ließ daher einige ſeiner Vertrauteſten zu ſich kommen, und befahl ihnen, ſie ſollten das Gerücht verbreiten, er wäre an ſeiner empfangenen Wunde geſtorben.

Man erklärte, ſobald Tippo Saib's angeblicher Tod bekannt wurde, ſeinen Sohn zum neuen Regenten.

Kaum aber war dies geſchehen, ſo wurde auch eine Kabale angeſponnen, um den jungen Regenten vom Throne zu ſtoßen. Man bot vielmehr dem Prinzen, dem die Tochter des Hyder Ally's zur Gemalin beſtimmt geweſen war, die Krone an, und glaubte, ihm dadurch den größten Gefallen zu thun, weil es die beſte Gelegenheit ſey, ſeine Rache an dem Sohne ſeines Feindes auszuüben.

Allein dieſer großherzige Prinz erklärte mit einem in dieſem Lande ſeltenem Edelmuthe: „Er halte es unter ſeiner Würde, eine Krone anzunehmen, die er einer elenden Kabale verdanken müſſe, und worauf er, nach den Rechten ſeiner Geburt, keine gegründeten Anſprüche zu machen habe. Er verlange daher weiter nichts, als die Tochter des Hyder Ally, die ihm, als ſeine Verlobte, rechtmäßig zugehöre. Zugleich ſchickte er Geſandten zu dem jungen Regenten, und ließ ihn durch ſie verſichern: „daß er ſein getreuſter Unterthan ſey, und ſich hiermit erbiete, ihm mit ſeiner ganzen Macht gegen ſeine Feinde beizuſtehn. Wirklich hielt der Prinz Wort. Schon hatte er eine anſehnliche Armee zuſammengebracht, um den jungen Regenten auf ſeinem Throne zu befeſtigen, als plötzlich der todt geglaubte Tippo Saib — wieder auf dem Schauplatze erſchien. Nun gab es weiter keine Streitigkeiten um einen Thron, den dieſer Fürſt ſogleich wieder in Beſitz nahm.

Das edle Betragen ſeines Feindes aber, den Tippo Saib ſo tief gekränkt, ſeiner Güter beraubt und von ſeinem Hofe verbannt hatte, machte einen ſo lebhaften Eindruck auf dieſen Fürſten, daß er ſogleich einen öffentlichen Frieden mit dem Prinzen ſchloß, ihm alle ſeine Würden und Güter zurückgab, und ihm mit eigner Hand, ſeine ihm beſtimmte Braut, zuführte.

Bei dieſer Gelegenheit redete Tippo Saib ſeinen ehemaligen Feind alſo an:

„Prinz! das Schickſal wollte es, daß wir uns entzweien ſollten, um unſre Kräfte gegen einander zu meſſen, und um mir Gelegenheit zu geben, mich von ihren kriegeriſchen Talenten perſönlich zu überzeugen. Meine Wunde hier am Kopfe, beurkundet ihre Tapferkeit und zwingt mir Hochachtung ab, aber ihre Großmuth hat mich völlig überwunden und zu ihrem Freunde gemacht. Ich bitte daher nicht nur um ihre Gegenfreundſchaft — das größte Geſchenk, was man mir machen kann — ſondern ich werde mich auch bemühen, eines ſolchen Geſchenkes jederzeit würdig zu ſeyn.“

Der Prinz umarmte den Tippo Saib ſtatt der Antwort, und ſie ſchloſſen im Angeſichte des ganzen Hofes einen ſchönen Bund der Herzen, der für beide eben ſo ehrenvoll als für die Zuſchauer rührend war.

Lenke.

Auflöſung der Charade im acht und ſechzigſten Stück.

Grillenfänger.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 1. Juli 1811. 79.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Tempel des Ruhmes.
Ein allegorisches Gemälde.

Fern von der Städte nichtigem Gewühle,
Im Arm der treuen Lehrerin Natur,
Auf einer stillen reichgeschmückten Flur,
In eines dichtumlaubten Hüttchens Kühle,
Verlebte Sophron seines Daseyns Morgen,
Gleich einem süßen goldnen Hoffnungstraum,
Und unbekannt mit allen Erdensorgen,
Blühte er, wie in des Haines dunklem Raum
Die Rose vor der Mittagsgluth geborgen,
Und wuchs zum Jüngling frei und stolz empor.

Doch da ergriff ein brennendes Verlangen,
In dem der Kindheit Frieden sich verlor,
Die Ruhmbegier sein Herz. Von ihr befangen,
Drängt es ihn aus der Dunkelheit hervor.
Der Unberühmtheit Scham färbt seine Wangen,
Und was sich sonst sein schönster Wunsch erkohr,
Verliert sich in des Ruhmes goldnem Glanze;
Ihm winkt das Glück nur bei dem Lorbeerkranze.

Nach einer oft gehörten Sage stand
In einem unbekannten Mittagsland,
Ein Tempel, den in grauer Urwelt Zeiten
Die Götter selbst zum Sitz des Ruhmes weihten.
Zur Reise hin zu diesem Heiligthum
Spornt ihn sein ungemeßner Durst nach Ruhm.
Und kaum erwogen hat er den Gedanken,
Als er der Heimath ihm verhaßte Schranken
Mit frohem Herzen leichten Fußes flieht,
Und hin nach jenem Wunderlande zieht.

Nach manchem Kampf, nach mancher Müh' und Noth
Sieht er mit nie empfundenem Entzücken
Auf eines keck gethürmtem Felsens Rücken,
Hoch übergoldet von dem Morgenroth,
Des lang gesuchten Tempels hohe Spitzen
Im leichten blauen Nebelflore blitzen.

So eilt der Schiffer hin zum theuren Herde
Vom Elemente, das ihn oft betrog,
Als schnell vergessend jegliche Beschwerde,
Zum Ziele seiner Träume Sophron flog.
Doch welch ein Schauspiel, neu und fremd, entfaltet
Sich seinem Blick, als er es bald erreicht!
Ein grauer Felsen, wunderbar gestaltet,
Thürmt sich in Riesenmassen kühn und leicht,
Und droben prangt in unermeßner Ferne,
Gleich einer Sonne in dem Heer der Sterne,
Ein Marmortempel ganz mit Gold gedeckt,
Der, von dem leichtesten Azur umflossen,
Auf seiner Säulen mächtigen Kolossen
Sich in der Wolken Schleier leicht versteckt.

Noch stehet Sophron tief im Schau'n verloren,
Als leis ein süßer Gruß in seinen Ohren,
Wie Nachtigallenmelodie, ertönt,
Er wendet sich — und ihm zur Seite stehet,
Ein holdes Weib, durch jeden Reiz verschönt,
Von Rosenhauch und Veilchenduft umweht,

Nur leicht verhüllt in einem prächt'gen Kleide,
Und reich geſchmückt mit köſtlichem Geſchmeide:
Komm! liſpelt ſie mit ſüßem Flötentone,
Ich führe dich in jenes Heiligthum,
Ich adle dich zum hohen Göttersohne,
Ich bin die Führerin zum wahren Ruhme.
Noch zaudert Sophron. Wie? ſprach ſie betroffen,
Und fragt' dem Spiegel, den ſie bei ſich trug,
Dürft' ich ein freundlich Ja von dir nicht hoffen? —
Ich dächte doch, ich wäre ſchön genug!
Nein, du biſt mein! ſpricht ſie mit keckem Sinne,
Und drängt den Jüngling in ein niedres Thal,
In das dort von des Tempels hoher Zinne
Ein ſchwacher Abglanz, wie ein Abendſtrahl,
Durch dichtverſchlungne Roſenbüſche fiel.

Ein bunter Haufe, wunderlich geſchmücket,
Trieb dort um jenen Strahl ein ſeltſam Spiel;
Man ſang und tanzte tief von ſich entzücket;
Doch ſtrebte keiner hin zum großen Ziel.
Wer ſind denn dieſe buntgemiſchten Reihen?
Fragt Sophron ſtaunend ſeine Führerin.
Die ſind es, die ſich meiner Führung weihen;
Willſt, Jüngling, du nicht auch zu ihnen hin? —
Sag mir zuvor, wenn ſie das Ziel ergreifen? —
Wie? — Siehſt du nicht? — Sie ſind ja hier am Ziel —
Sie, die noch hier herum im Thale ſchweifen,
Gleich einem Mückenſchwarm' im leeren Spiel?
Am Ziele ſie? — Nein, eine Führerin
Wie du, iſt nimmermehr nach meinem Sinn;
Gehab' dich wohl! —

So ſpricht er und entflieht.
Doch wenig Schritte war er nur gegangen,
Als ihm ein wilder Schwarm entgegen zieht,
Der, keck ſich brüſtend, immer mit Verlangen
Hin nach des Felſens hohem Scheitel ſieht.
Ein Weib, die Herrſchſucht ſprach aus ihren Mienen,
Hebt über alle hoch das Haupt empor,

Stets ſorglich um ſich blickend, ging ſie ihnen
Mit großen Schritten lautgebietend vor.
Kaum ſenkte ſie ihr Auge hin zur Erde;
Doch ſah' ſie endlich doch den Jüngling ſtehn,
Und winkt ihm mit befehlender Gebehrde,
Und heißt ihn näher her zu ihr zu gehn.
Komm, ſprach ſie, fall' anbetend vor mir nieder,
Und ſchwör', mein Sklave immerdar zu ſeyn,
Zum unverdienten Danke führ' ich wieder
Dich in das Heiligthum des Ruhmes ein. —
O laß, ſprach Sophron, doch zuvor mich ſchauen,
Wie du ſie führſt, die ſich dir anvertrauen! —
Wie, iſt dir denn vor meinem Werthe bange?
Erwiedert ſie, und wirft das Haupt zurück,
Doch wie du willſt. Sieh hin, an jenem Hange
Da führt mein Weg, der einzige, zum Glück! —

Dahin blickt Sophron, und gewahrt mit Schrecken
Den Felſen tauſendfach zum Riff zertheilt;
Nicht einen Fußtritt mag er da entdecken,
Wo er auch nur mit ſeinem Auge weilt.
Und dennoch wogt mit Jubelſang die Menge
Von blinder Wuth geſpornt zum Abgrund hin;
Ein jeder ſtrebt empor in dem Gedränge,
Und ruft den Andern: Seht doch, wer ich bin!
Der klimmt hinan, und Jener wankt und ſinket
Lautjammernd in ein ungeheures Grab;
Doch wem ſchon nah des Siegespalme winket,
Den ſtürzt die Führerin nun ſelbſt hinab.

Mit Schaudern wendet Sophron ſeine Schritte,
Von dieſem großem Trauerſpiel geſchreckt;
Da dränget ſich keck auf des Weges Mitte,
Ein Weib, das ſeine Blöße ſchlecht verdeckt,
Und doch mit Flittern und mit theuren Lappen prangelt,
Mit dieſer Frage laut zu ihm heran:
Sag' Jüngling mir, wornach dein Herz verlanget,
Ich bin's, die deine Wünſche ſtillen kann!
Ich, die des dunkeln Schickſals Zügel lenket,

Die ihren Freunden halbe Welten schenket,
Ich führe dich, willst du mein Jünger seyn,
Mit einen Sprung in jenen Tempel ein.

Des Jünglings Antwort war ein tiefes Schweigen;
Kalt läßt ihn alles, was die Dreiste sprach;
Fort geht er, ohne ihr sein Ohr zu neigen;
Doch jene folgt ihm ungebeten nach.
Und hört nicht auf mit Selbstlob ihn zu quälen,
Und ihre Thaten pomphaft zu erzählen,
So lang' es ihr an Athem nicht gebrach.
Schnell flieht er fort, getrieben von Verdrusse,
Und als er sich von ihr verlassen fand,
Da tritt er seufzend zu des Berges Fuße,
Und lehnt sich traurend an die kalte Wand.
Mit einem Blick, getrübt durch heiße Thränen,
Schaut er zum hohen Heiligthum empor;
Mit jedem Pulsschlag wächst sein tiefes Sehnen —
Doch, ach! wohin sich auch sein Blick verlor:
Er sieht nur tausend drohende Gefahren,
Und nirgends kann er einen Pfad gewahren.

Da schwebet durch das blühende Gefilde,
Umflossen von dem reinsten Himmelslicht,
Ein Frauenpaar. Das schönste Traumgebilde
Malt ihre hohe Engelsschönheit nicht.
Denn Reize, die die kühnste Phantasie
Im höchsten Adlerschwunge nie erreichet,
Vor denen ihre Farbenglut verbleichet,
Wie Sternenglanz im Morgenroth entweichet,
Umstrahlten mit dem reichsten Zauber sie.
Und wie im nie ermeßnen Aethermeer
Zwei Sonnen hehr und still vorüberglänzen,
So schwebten sie, geschmückt mit Veilchenkränzen
Und Arm in Arm geschlungen, leicht daher.

Ein Strahl des höhern Lichts, das sie verkläret,
Trifft Sophron's Auge, und entflammt sein Herz;
In Lust verwandelt sich der Sehnsucht Schmerz,

Und eine Hoffnung, die er kaum genähret,
Wird ihm Gewißheit. Wunderbar entzücket,
Als er die göttlichen Gestalten sieht,
Spricht er, indem er schnell vor ihnen kniet:
Ihr Himmlischen, die ihr so gern beglücket,
O nehmet mich in eure heil'ge Mitte,
Und leitet meiner Jugend irre Schritte,
Hinauf zum Ziel, wo ewig jung und grün
Der herrlichsten Vollendung Kränze blüh'n! —
Ein Blick, den Lieb' und Zärtlichkeit verschönen,
Macht ihm des heißen Flehns Erhörung kund,
Wie Harmonieen beßrer Welten, tönen
Die Worte aus der Himmlischschönen Mund:
Du guter Jüngling, willst du Treu' uns schwören:
So leiten wir dich gern zu jenem Ziel;
Doch laß dich nicht den bösen Wahn bethören,
Als sey der Weg dahin nur Scherz und Spiel!
Auf allen Seiten drohen dir Gefahren,
Doch immer wird dich unser Bund bewahren,
Und hoffend, duldend, jedem Kampf bereit,
Dringst du zum Ruhm und zur Unsterblichkeit.

Der Jüngling schwört, sich ihnen zu ergeben,
Und eine heil'ge, nie gefühlte Gluth
Durchströmet ihn wie neugebornes Leben,
Und füllet seine Brust mit Heldenmuth.
Kühn blickt er auf, und wallt mit festem Schritte,
Den engen Pfad, den jenes Paar erwählt,
Strebt immer höher, und mit jedem Tritte
Fühlt er sich auch zu neuem Kampf gestählt.
Ob dort der Pfad im Abgrund sich verliere,
Und da ein Felsen auf ihn nieder hängt;
Ob er ihn jetzt zum jähsten Abhang führet,
Und dann zur schmalsten Pforte sich verengt;
Ob ihn Gewitterstürme wild umsausen,
Und donnernd Fluthen vor ihm niederbrausen:
Er wandelt muthig, im Geleite
Der Göttlichen, die rauhste Bahn,

Und ringet kühn an ihrer Seite
Durch die Gefahr zum Ziel hinan.

Schon liegt des Tempels Pracht vor ihm entfaltet,
Als er noch einmal freudig rückwärts sieht;
Und ha! — ein Unthier, greulich mißgestaltet
Bleich, abgezehrt, doch voller Tücke zieht
Ihm züngelnd nach in großen weiten Ringen,
Und schnappt und sprützt nach ihm sein schwarzes Gift.
Doch schon ein Blick vermag es zu bezwingen,
Der es von seinen Führerinnen trifft.
Es krümmt sich zähneknirschend eng zusammen,
Speit eine Lava, Gift und Dampf und Flammen
Und zuckt und stirbt.

Jetzt steht der Tempel offen,
Dem Ruhm und der Unsterblichkeit geweiht,
Und was der Jüngling kaum gewagt zu hoffen
Verwandelt sich zur schönsten Wirklichkeit
Er kniet am großen Weih'altare nieder,
Und Wolken Ambraduft umhüllen ihn;
Sein Name hallt im weiten Dome wieder,
Ein ew'ges Echo läßt ihn nicht entfliehn,
Und auf des Tempels diamantnen Wänden
Da graben ihn die Führerinnen ein,
Ein Lorbeerkranz, geknüpft von ihren Händen,
Umfängt sein Haupt mit einem goldnen Schein.

Vom Uebermaaße solcher Wonnen trunken,
Bringt Sophron jetzt dem hehren Engelpaar,
Zu ihren Füßen dankend hingesunken,
Den feurigsten Erguß des Herzens dar.
Doch laßt mich, fuhr er fort, auch jetzt noch wissen,
Was ich im Schleier dunkler Räthsel sah,
Vom leichten Spiel des Zufalls fortgerissen,
Weiß ich noch selber kaum, wie mir geschah.
Wer war das Weib, das von sich selbst entzücket,
Mit süßer Rede mir entgegen flog,
Die überreich mit jeder Zier geschmücket,

Zu leerem Spiel dort in ein Thal mich zog? —
„Die Eitelkeit!" — Doch jene, deren Schritte
Schon sagten, wie voll Uebermuths sie sey? —
„Die Ruhmsucht!" — Aber nennt mir nun die dritte? —
„Das, guter Sophron, war die Prahlerei! —"
Allein das Unthier, das mit gift'gen Bissen
Mir unheilbringend nachgestrebt? —
„Es war der Neid." — Ihr Göttlichen vergebt,
Nur noch dies Eine laßt den Kühnen wissen:
Wer seyd denn ihr, ihr Freunde meiner Jugend? —
„Ein Schwesterpaar: die Weisheit und die Tugend!—"

E. H. Schwabe.

Anekdote.

Heinrich IV. König von Frankreich that sich vorzüglich viel darauf zu Gute, daß er beständig vier tausend Edelleute in seinem Gefolge hatte, welche der stärksten Armee, die man ihnen hätte entgegen setzen können, den tapfersten Widerstand zu thun vermochten, und durchaus entschlossen waren, an der Seite ihres geliebten Königs entweder zu siegen oder zu sterben.

Ein spanischer Gesandte bezeigte einst bei einer Audienz dem Könige seine Verwunderung, daß er ihn von einer so zahlreichen Menge Edelleute umgeben sähe, die ihn ja ordentlich drängten.

O, mein Herr! sprach Heinrich: sie sollten mich nur einmal am Tage eines Treffens sehen — da drängen mich meine Edelleute noch viel ärger.

Lenke.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 4. Juli 1811. 80.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Albrecht von Haller,

einer der größten Gelehrten neuerer Zeiten;
eine biographiſche Skizze.

Nach dem einſtimmigen Urtheile der Kenner gehört Albrecht von Haller zu den größten verſtorbenen Gelehrten, welche Europa ſeit Leibnitz's Tode ſah. Es iſt in der That leichter, die überaus wenigen Fächer des menſchelichen Wiſſens namhaft zu machen, mit denen er nicht ſehr bekannt war, als alle diejenigen aufzuzählen, worin er ungemein vieles leiſtete. Haller verſtand morgenländiſche und abendländiſche Sprachen, er ſchrieb mit gleicher Fertigkeit Deutſch, Lateiniſch, Franzöſiſch und Italieniſch, ja er konnte ſich mit allen Europäern in ihrer Mutterſprache unterhalten; nur Ruſſen, Polen und Ungarn ausgenommen. Wenn er mit einem Gelehrten, er mochte Theolog, Juriſt, Arzt, Philoſoph, Naturforſcher, Oekonom, Politiker ꝛc. ꝛc. ſeyn, über irgend einen beſondern Theil der Wiſſenſchaften ſprach, ſo war ſeine Kenntniß davon ſo ausgebreitet, daß es ſchien, als hätte er ſich nur ausſchließend mit dieſem Fache beſchäftigt. Wer bewundert nicht das Univerſalgenie eines Mannes, der in den verſchiedenſten Theilen des menſchlichen Wiſſens ſo außerordentliche Kenntniſſe beſaß, der ein eben ſo großer Botaniker als Phyſiolog, ein eben ſo großer Kenner der Geſchichte, älterer und neuerer Zeiten als Sprachkenner war, der neben ſeinen vielen, zum Theil ſehr zerſtreuenden Amtsgeſchäften, die nichts weniger als literariſch waren, den ausgebreitetſten Briefwechſel mit den berühmteſten Gelehrten und über die wichtigſten Gegenſtände unterhielt, der als Dichter Epoche machte; eben ſo originell in ſeinem Ausdrucke als Ideengange, gründlich in allem ſeinen Wiſſen, ordnungvoll in ſeinem Vortrage, ein Wunder der Gedächtnißkraft, ein Plinius ſeines Zeitalters, ein Univerſalgenie, der auf den verſchiedenſten Pfaden zum Tempel der Unſterblichkeit gelangte? Das Leben eines ſolchen Mannes, deſſen Namen man nie ohne Bewunderung ausſprechen kann, ſcheint mir für die reifende Jugend ganz vorzüglich lehrreich zu ſeyn; denn ſie lernt daraus gleichſam praktiſch, was der Menſch vermag, wenn er ſeine Kräfte gehörig anwendet, wenn er ſeine Zeit zweckmäßig benutzt, wenn er zum Wohle ſeiner Brüder thätig beſchäftigt iſt. In dieſer Hinſicht wurde folgende biographiſche Skizze entworfen; denn die aufmerkſame Betrachtung eines wahrhaft großen, oder gemeinnützigen Mannes, erweckte ſchon in manchem jugendlichen Herzen jenen edlen Trieb zu ähnlichen Thaten, zu gleicher Größe; oder Gemeinnützigkeit. Bei wem aber dieſe Wirkung nicht erfolgt, bei wem das Herz kalt und unerwärmt bleibt, der mag ſich immer ſagen, daß er für nichts Großes geboren, für nichts Ausgezeichnetes beſtimmt ſey — und für ihn wurde dieſer Aufſatz nicht geſchrieben.

Haller wurde zu Bern in der Schweiz im Jahre 1708 geboren und war unter 5 Brüdern der jüngſte. Sein Vater, ein Rechtsgelehrter in Bern, hatte da-

selbst als Advokat eine ziemlich gute Praxis und kam im J. 1713 als Landschreiber nach Baden.

Er muß, seiner Kenntnisse wegen, selbst im Auslande bekannt gewesen seyn; denn man trug ihm eine juristische Professur zu Utrecht in den Niederlanden an; allein er schlug sie aus, weil er theils sein Vaterland dem Auslande vorzog, theils aber auch, bei seinem nicht unbeträchtlichen Vermögen, keine weitere Anlockung zur Vermehrung seines Wohlstandes fand. Die Mutter unsers Haller's war die Tochter eines reichen Mitglieds des großen Raths in Bern. Haller zeigte schon frühzeitig überaus große Anlagen und verband damit einen, für seine Jahre bewundernswürdigen, Fleiß. Schon im 4ten Jahre spielte er die Rolle des Predigers. Eine schwarze Schürze war sein Priesterrock, ein Stuhl seine Kanzel, und seine christliche Gemeinde war — das Hausgesinde.

Kaum hatte er das 5te Jahr erreicht, so pflegte er aus eignem Antriebe und von einer außerordentlichen Wißbegierde gespornt, alle die neuen Worte und Ausdrücke, welche er den Tag über gehört hatte, und die ihm noch nicht vorgekommen waren, in einem, eigends zu diesem Zwecke verfertigten, Buche zu bemerken. Es bleibt der eignen Beurtheilungskraft junger Leser überlassen, ob diese Gewohnheit Nachahmung verdient oder nicht? und aus welchen Gründen?

Seine Fortschritte in den Sprachen der Alten waren so bewundernswürdig, daß er in seinem 10ten Jahre schon aus dem Griechischen übersetzte. Ja, was noch mehr ist, er verfertigte sich zu seinem eignen Gebrauche eine — chaldäische Grammatik, nebst einem hebräischen und griechischen Wörterbuche.

Nicht lange darauf führte ihn seine unersättliche Wißbegierde aufs Feld der Geschichte, und er machte aus Moreri und Bayle's großen Wörterbüchern einen Auszug, der über 2000 kleine Lebensbeschreibungen enthielt.

Einer so großen Geistesthätigkeit aber schien seine Körperkraft gar nicht zu entsprechen; er war sehr schwächlich und mit der sogenannten englischen Krankheit geplagt. Man glaubte also nicht, daß er auch nur das männliche Alter erreichen würde.

Seine Geistesfähigkeiten fanden auch bei weitem nicht die Aufmunterung, die sie verdienten. Sein Vater, der ihn zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmt hatte, war, gerade wie der Vater des Hrn. v. Voltaire, überaus unzufrieden mit seinem Sohne über den, jetzt sehr zunehmenden, Geschmack an den schönen Wissenschaften. Den Hang zur Dichtkunst mißbilligte er vorzüglich deswegen, weil er (fast eben so wie Voltair's Vater) befürchtete, sie möchte den jungen Menschen, durch die, ihr eigenen, Reize, von trokkenern Studien abziehen.

Auch die Vielwisserei des Knaben und seine Neigung zur Vielschreiberei mißfiel dem alten Haller. Er meinte, die Mannichfaltigkeit der Studien hindere die Gründlichkeit derselben, und von der Oberfläche geschöpfte Kenntnisse wären nicht viel besser, als gar keine.

Gleichwohl bewirkten die ernstlichen Ermahnungen des Vaters, so wie die, zum Theil scharfen, Erinnerungen und Verweise des Lehrers, keine Abänderung in den Studienplane des jungen Hallers. Es schien ihm unmöglich, seinen literarischen Heißhunger einzuschränken, und seiner gränzenlosen Wißbegierde engere Schranken zu setzen.

Schon im 13. Jahre seines Alters verlor unser junge Polyhistor seinen Vater. Man dankte nun auch den alten Hofmeister, Abraham Bailloz, einen ziemlich gelehrten, aber eigensinnigen, pedantischen und mürrischen Mann, ab, und der Jüngling war jetzt in literarischer Beziehung, sich fast ganz allein überlassen. Er glich, in dieser Periode seines Lebens, einem wilden Baume, den man aufschießen läßt, ohne die wilden Zweige zu beschneiden. =

Im 14ten Jahre bekam er die Erlaubniß, einen seiner jungen Freunde nach der Stadt Biel in der Schweiz, zu begleiten. Der Vater dieses jungen Menschen, ein damals berühmter Arzt, gab dem jungen Haller den ersten Unterricht in der Philosophie. Allein dieser Unterricht diente mehr dazu, das Genie des Jünglings nieder zu drücken, als zu erheben. Haller fuhr daher fort, schöne Wissenschaften zu treiben und sich besonders mit Poesie zu beschäftigen. Historische Kenntnisse wurden nebenbei fleißig eingesammelt; allein alles ohne Ordnung und Wahl. Schon damals, während seines Aufenthaltes zu Biel, nahm der junge Haller die Gewohnheit an, der er sein ganzes Leben hindurch treu blieb — weitläuftigere oder kürzere Auszüge aus den gelesenen Büchern zu machen. Nicht selten wurden seine Kritiken über die Bücher selbst beigefügt. Die romanische Gegend, in welcher der Jüngling lebte, befeuerte auch sein Dichtergenie, und seine poetische Ader floß ziemlich reichlich. Verschiedne Stücke im epischen, lyrischen und dramatischen Style, gingen aus seiner Feder hervor. Homer war sein Lieblingsdichter, den er bereits — im 12ten Jahre zu lesen angefangen hatte. Ihn nachzuahmen, seine Schönheiten zu kopiren, war sein einziger Wunsch — und er machte selbst ein Heldengedicht von nicht mehr als 4000 Versen. — Es wäre schon der Mühe werth, zu sehen, auf welche Art dieses junge Genie die Schwingen versucht hätte; allein es ist uns von diesem Gedichte nichts übrig geblieben, weil der junge Schöpfer desselben 8 Jahre später — sein eignes Geistesprodukt — ins Feuer warf. —

Damals aber, als er über seinen dichterischen Versuchen brütete, und in sein Lieblingsstudium, seine ganze Seele versenkt hatte, brach einmal in dem Hause, wo er wohnte, plötzlich Feuer aus. Der junge Haller stürzte in hastiger Eile nach seinem Zimmer, überließ seine übrigen Habseligkeiten, ohne großes Bedauern der Wuth der Flamme und rettete blos — die Gedichte, die er später ins Feuer warf, aus dem Feuer.

So wenig Haller an der Philosophie seines Lehrers zu Biel Geschmack fand, so wählte er dennoch wahrscheinlich auf dessen Veranlassung, das Studium der Arzneikunst zu seinem eigentlichen Brotstudium. Denn gerade diese Wissenschaft umfaßt eine so große Mannichfaltigkeit von andern Kenntnissen und Wissenschaften, als es der Thätigkeit seines Geistes angemessen schien. Er befolgte nun auch einen geordnetern Studienplan und ging in dieser Hinsicht im 15ten Jahre seines Alters, auf die Universität zu Tübingen.

Unter den akademischen Lehrern dieser Universität zeichnete sich in seinem Fache besonders du Vernoy aus, welcher nachher einen Ruf nach Rußland erhielt. Der junge Haller zog zu diesem Lehrer ins Haus, und legte sich mit Eifer auf das Studium der Anatomie und Botanik. Die letztere Wissenschaft schien eigentlich seiner Organisation nicht angemessen. Haller war sehr kurzsichtig und es kostete ihm viel Mühe, die Pflanzen zu untersuchen. Desto schärfer war bei ihm der Geruchsinn — was ihn wieder bei der Zergliederungskunst hätte abschrecken können. Allein die Wißbegierde des Jünglings überwand den natürlichen Ekel, der bei seinem Geruchswerkzeugen schwer zu bekämpfen schien, und studirte mit solchem Eifer, als es nur immer die Umstände erlauben wollten. Diese waren aber nicht die günstigsten; denn es fehlte an menschlichen Kadavern und man secirte daher nur — Hunde. Der Fleiß, den der junge Student bewies, erwarb ihm die Achtung und Zuneigung seines Lehrers, des Professors du Varnoy; und Haller vertheidigte unter seinem Vorsitze schon am 25ten März des J. 1725 in einem Alter von noch nicht völlig 17 Jahren, eine lateinische Disputation.

Während seines Aufenthaltes auf der Universität zu Tübingen gab der junge Haller auch einen schönen Beweis von früher Beherrschung seiner Leidenschaften, und errang einen Sieg über sich selbst, der in dem Jünglingsalter eben so selten als schwer, und eben darum desto lobenswerther ist. Ein einziger Fehltritt, wozu ihn das Beispiel seiner Kameraden und einige Gläser Wein hingerissen hatten, erfüllte das Herz des edeln Jünglings mit einem so brennenden Gefühle der Schaam und Reue, daß er sich es auf das heiligste angelobte, nie wieder in dieser Periode Wein zu trinken und überhaupt die strengste Sittsamkeit sich zum Gesetz zu machen — und er hielt auf das redlichste sich selbst Wort.

Für junge Aerzte war in der damaligen Zeit kein Musensitz in Europa einladender, als die berühmte Universität Leiden in Holland. Dorthin begab sich auch der junge Haller, gegen Ostern des J. 1725 nachdem er noch nicht volle zwei Jahre in Tübingen gewesen war. Die Universität Leiden hatte damals die berühmten Männer Albinus und Boerhave zu Lehrern. Letzterer war das Orakel seiner Zeitgenossen, so wie noch vieler, nach ihm lebender, Aerzte.

Der junge Haller war so glücklich, in kurzer Zeit die Liebe und Achtung dieses großen Mannes zu gewinnen, und er machte davon einen Gebrauch, wie ihn die Leser dieser Blätter, nach dem, was sie bereits von dem Jüngling wissen, von selbst vermuthen können.

Jede Stunde des Unterrichts, den dieser, sogar außerhalb Europa bekannte, Arzt unserm Haller ertheilte, war ihm schätzbarer als Gold, und er wurde in der Folge selbst der wohlthätige Beförderer und Ausbreiter der Kenntrisse seines großen Lehrers, indem er als Professor in Göttingen, vom Jahre 1740 — 1744 die medicinischen Vorlesungen desselben, die er fast wörtlich nachgeschrieben hatte, mit seinen Anmerkungen bereichert, herausgab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hundsgrotte.

Nicht weit von Neapel liegt der berühmte See Agnaro, in einem ovalen Bassin, rund von Bergen umgeben, in höchst anziehender Abgeschiedenheit. An dem stillen Ufer dieses See's liegt die eben so berühmte Hundsgrotte, die bis zu einer gewissen Höhe mit tödtender Stickluft, welche man auch kohlensaures Gas nennt, angefüllt ist. Diese Luft hemmt bei dem, der sie einathmet, alle Respiration, und jedes lebendige Wesen, welches sie einathmet, muß ohne Rettung in kurzer Zeit sterben.

Dieß ist auch der Fall bei der Hundsgrotte. Wenn daher Hunde, Katzen, oder andere kleinere Thiergattungen, die nicht mit dem Kopfe über den kohlensauren Dunstkreis hervorragen, in diese Höhle gebracht werden, so müssen sie nach wenigen Minuten sterben, wenn man ihnen nicht durch schleuniges Hinausschaffen aus der erstickenden Luft zu Hülfe kommt. Aber auch in diesem Fall kommen sie erst langsam wieder zu sich und taumeln eine ziemliche Zeit hin und her, ehe sie sich völlig erholen. Dann laufen sie aber aus allen Kräften, daß sie fort kommen, und man bringt keines der Thiere, welche ein Mal hier waren, wieder gutwillig in diese Marterkammer.

Auch Amphibien, z. B. Frösche, die doch sonst ein zähes Leben haben, sterben nach 5 Minuten, ohne je wieder zu sich zu kommen. Man hat sie vergebens in den See Agnaro geworfen. Sauerstoffgas würde vielleicht das einzige Rettungsmittel für sie seyn.

Größere Thiere und Menschen, die mit ihren Häuptern über die erstickende Atmosphäre hinauf reichen, fühlen zwar einiges Uebelbefinden, wenn sie lange in der tödtenden Luft verweilen; aber Lebensraubend ist der Aufenthalt nicht für sie.

K—t.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 6. Juli 1811. 81.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Zwei Vasengemälde der Griechen.

(Zum Kupfer Nr. 141)

Von jeher haben die Alterthumsforscher einen Theil ihrer Bemühungen und Untersuchungen auch dem häuslichen Leben der Alten gewidmet und sie fanden diese Beschäftigung eben so angenehm als nützlich. Denn sie entdeckten hierbei nicht blos den Ursprung einer Menge von Gebräuchen, sondern sie sahen auch bestimmter, durch welche Mittel die Menschen sich nach und nach jene Bequemlichkeiten verschafft haben, deren sie jetzt genießen, und diese Untersuchung leitete um so sichrer zur Erkenntniß des Ganges und der Hülfsmittel der Geistesbildung des Menschen, weil sie auf Erfahrung gegründet ist. Aber auch jüngern Menschen kann es nützlich werden, in das stille häusliche Leben längst dahin gegangener Menschen eingeführt zu werden; denn die Vergangenheit war immer eine sehr wohlthätige Lehrerin für die Gegenwart und Zukunft. Das vorliegende Kupfer führt uns in das häusliche Leben der Griechen ein, und zwar stellen beide Ansichten Vorbereitungen zu hochzeitlichen Feierlichkeiten dar. Beide Gemälde dieses Blattes sind im Original auf etrurischen Vasen befindlich. Die Hetrurier bewohnten ehedem die Gegenden des heutigen Toskana oder Florenz, waren ein sehr mächtiges Volk in Italien und zeichneten sich auch durch Wissenschaften und Künste sehr vortheilhaft aus. Darum hielten es auch mehrere Freunde des Alterthums der Mühe werth, die Alterthümer Hetruriens zu untersuchen, und viele dieser Männer haben sich auch um diesen Theil der Alterthumskunde große Verdienste erworben. Als nach der, im Jahr 1738 gemachten, Entdeckung der verschütteten Städte Herkulanum und Pompeji, der Eifer für Alterthumskunde neues Leben gewann und man überall in Italien neue Kunstwerke aufsuchte und fand, vernachlässigte man nun die Alterthümer Hetruriens um so weniger. Allein die hetruriſchen Vasengemälde wurden doch bei weitem nicht nach Verdienst gewürdigt. Der Ritter William Hamilton, englischer Gesandte in Neapel, erwarb sich das Verdienst, hierauf besonders aufmerksam zu machen. Er verschaffte sich mit großer Mühe und reichem Kostenaufwande eine Menge solcher Vasen. Seine Sammlung befindet sich jetzt im brittischen Museum zu London und d'Hancarville hat sie in Kupfer gestochen mit Beschreibungen herausgegeben. In dieser Sammlung befinden sich auch die beiden Vasen, auf welchen die, hier dargestellten, Gemälde stehen. Die Alterthumsforscher sind noch nicht einig, was diese Gruppen eigentlich vorstellen, ob einen Gegenstand aus der mythologischen oder geschichtlichen Welt; ob der Zeichner derselben blos seiner Phantasie gefolgt sey, oder ob er eine äußere Veranlassung dazu gehabt habe. Wenn aber, nach Winkelmann, die Abbildungen auf den alten Kunstwerken nicht ohne bestimmten, und wenn schon nicht unsern, doch jenen alten Zeiten bekannten Gegenstand sind: so sollte eigentlich die Mythologie oder Geschichte über diese

Gemälde Auskunft geben müssen. D'Hancarville giebt folgende Erklärungen über beide Gemälde. Das erste Vasengemälde scheint die Vermählung des Paris und der Helena darzustellen. — Diese Personen, so wie die folgenden sind gewiß den Lesern der Jugendzeitung bekannt. — Hekabe sitzt an dem ehrenvollsten Platze, mitten im Kreise der Gäste, gelehnt an die ragende Säule. Helena steht vor ihrer Schwiegermutter, sie trägt einen Eisenkrautkranz in der Hand, womit die Neuvermählten bekränzt wurden. Diesen Kranz mußte die Braut selbst sammeln, flechten und bis zu der Stunde, wo er ihr aufgesetzt wurde, verborgen halten. Hekaben zur Seite trägt ein Frauenzimmer ein Kästchen, worin die Brautgeschenke verschlossen waren, die in allerhand Kleinodien und Hausrath bestanden; eine andere Dienerinn Heleneus trägt auch ein Kästchen. Paris sitzt zur Seite Kassandern's, die einen Genius hält, der ihre, vom Apollo ihr verliehene, Weissagungsgabe andeuten soll. Dieser Genius berührt das Hinterhaupt des Paris, als Anspielung auf den unseligen Ausgang dieser Verbindung, welcher von der Kassandra oft vorausgesagt, aber nie geglaubt wurde. Paris sitzt da ausgezeichnet durch die Schönheit und Weichlichkeit seiner Kleidung, die der Frauenkleidung glich, statt der phrygischen Mütze einen Kopfputz, der sich von dem weiblichen blos dadurch unterscheidet, daß die Weiber die Haare sehen lassen. Das Kleid des Paris ist ein solches, in welchem zu erscheinen von den Athenern für schimpflich gehalten wurde. Die Figur hinter Kassandren stellt den Helenus dar, der als ein, vom Apoll begeisterter, an seinem Lorbeerstabe kenntlich ist. Die beiden weiblichen Figuren hinter Hekabe sind aus dem Gefolge dieser Fürstin; die eine trägt ein Gefäß zu Libationen. Denn es war ebenfalls eine griechische Sitte, im Eingange des Hauses Feuer und Wasser zu setzen, welches Braut und Bräutigem berühren mußten. Die Braut wurde

mit Wasser besprengt und dann mit einem feuerfarbigen Schleier verhüllt. Die beiden weiblichen Figuren hinter der Säule stehen also aus gutem Grunde wie in einer Vorhalle, und so dürfte diejenige, die mit dem Rücken nach der Säule steht, wohl die Besprengerin seyn. — Der schwebende Gang an den Personen deutet fast immer auf Götter oder Heroen, und Helena nebst Paris wären beides. Uebrigens hatten die Athener die Gewohnheit, während der Hochzeitfeierlichkeiten Brot in Körben zu halten und diese Sitte sollte vielleicht auf künftiges häusliches und eheliches Glück hindeuten. Auch bei dem Hochzeitschmause, wo ein Knabe den Neuvermählten den Glückwunsch brachte, überreichte er ihnen einen Korb mit Brot. Auf das Erstere deutet wahrscheinlich der, unter Paris stehende, Korb hin, der jedoch auch das dem Bacchus, als einem der Ehe vorstehenden Gott geweihte Trinkgeschirr seyn konnte. Die, über den Häuptern der Neuvermählten hängenden, Kränze sind Symbole der Eintracht, die die Verbundenen stets beglücken sollte. Uebrigens ging man bei diesen Feierlichkeiten nicht kärglich mit Blumen um. Schwelle, und Haus und das Brautpaar beim hochzeitlichen Mahle waren damit geschmückt. — Die Haltung des Paris ist sehr edel und drückt sehr natürlich das Erstaunen aus, worin ihn die Gegenwart des Genius setzt. So angenehm und einfach die Figur der Helena erscheint, so bemerkt man doch an ihr einen Ausdruck von Unruhe und Traurigkeit, welche zeigen, daß diese Verbindung unter sehr ungünstigen Anzeichen begonnen wurde.

Das zweite, hier dargestellte, Vasengemälde hat ebenfalls auf eine Hochzeitfeierlichkeit Bezug. Es war nämlich im Alterthume Sitte, die Braut an die Pforte des Bräutigams zu führen, wo sie vor dem Eintritt wollene, mit Oel getränkte, Bänder befestigte, eine Ceremonie, die Abends vor sich ging. Die Braut ist an ihrem langen Kleide kenntlich, wel-

ches mit einer Schleppe verſehen und eine Tracht der griechiſchen Jungfrauen war. Die Brautjungfer hält einen Sonnenſchirm über ſie, der nach Böttiger, in ſeiner vortrefflichen Erklärung der Vaſengemälde nichts weiter andeuten ſoll, als daß die Frau, die man hier ſchmückt, von dem Range ſey, der ſich durch eigene Mädchen die Schirme tragen laſſen kann. Die Brautjungfer und die Braut halten runde Ballen, welches die, an die Thüre zu befeſtigenden, Bänder zu ſeyn ſcheinen. Der Brautführer ſcheint mit dem Guttus, den er in der Hand hält, die Thüre mit Oel zu beſtreichen; ſein Fuß ſteht auf einem Käſtchen, das wohl die Brautgeſchenke enthält. Hinter ihm ſieht man den Granatbaum, der dem Bacchus, als einem Vorſteher der Ehe geweiht war. Die Krone bei der Braut iſt ein anderes hochzeitliches Zeichen und der Pfeiler, worauf ſie ſitzt, zeigt, daß dieſe Ceremonie auf der Straße vor ſich gehe, vor dem Eintritte in das Haus des Gemals. — Allein Hr. Hofrath Böttiger iſt der Meinung, daß hier die Frau vom Jünglinge geſalbt werde und ſcheint dadurch die Szene in das Putzzimmer zu verlegen. Von den Ballen, die Braut und Brautjungfer halten, urtheilt dieſer Archäolog, daß dergleichen Figuren Opferkuchen ſeyen, wie ſie den Genien und andern, den Hochzeiten vorſtehenden, Göttern dargebracht wurden. Die, ins Kreuz durchſchnittene, Form dieſer Figur, erinnere überhaupt an die alte Art, die flachen Brote oder Fladen ſo zu backen, daß man ſie gleich in 4 Theile brechen konnte, und die dunkeln Theile auf jedem Viertel, an die Seſams- oder Mohnkörner, womit dieſer Kuchen beſtreut wurde, oder an gewiſſe Erhöhungen und Vertiefungen dieſer Opferfladen. Dergleichen Backwerk ſpielte bei den Hochzeiten der Griechen eine wichtige Rolle und wird immer mit großen Ehren erwähnt. Der Umwurf des Mäntelchens, der den, hinter der Braut ſtehenden, Jüngling umgibt, war, als Koſtum der Heroen, von den griechiſchen Künſtlern, ein für allemal angenommen, und da eben dieſes Mäntelchen auch die beſtimmte Kleidung der Jünglinge vom 17 bis 19 Jahren, oder der Epheben war, und dergleichen Jünglinge als Brautführer gewählt wurden, ſo will auch das Befremdende dieſes Bildes nicht mehr ſagen, als: der Jüngling, der hier ſteht, iſt ein Ephebos. — Bei der Salbung der Alten brauchte man ein Gefäß, dieß hieß Guttus. Es war ſehr eng, hatte keinen Hals, die Flüſſigkeiten kamen nur tropfenweiſe heraus, daher wohl auch ſein Name.

Heſſe.

Der große Schwimmer.

Ehedem ging wöchentlich ein Fahrboot von Holland nach England, und kam auch wieder nach Holland zurück. Einſt wollte ein Abentheurer die Reiſe von Holland aus mitmachen. Nachdem er ſeinen Mantelſack, der nicht von Werth war, in das Boot gebracht hatte, und die Abfahrt ſich noch zu verziehen ſchien, begab er ſich noch ein Mal in das Wirthshaus zurück, um ſich durch einen Trunk zu ſtärken. Allein er verweilte hier zu lange, und hörte, beim Heraustreten aus der Trinkſtube, zu ſeinem Schrecken, daß das Boot ſchon ſeit einer ¼ Stunde abgeſegelt ſey. Schnell ſchließt er mit einem gutmüthigen Schiffer einen Vertrag ab, vermöge deſſen jener gegen gute Bezahlung ſich anheiſchig macht, ihn in einer leichten Barke nachzufahren. Es geſchieht. Kaum haben ſie aber das hohe Meer erreicht, ſo überfällt ſie ein heftiger Regen, deſſen ungeachtet holen ſie bei finſtrer Nacht das Packetboot ein, der Schiffer bekommt ſeine Bezahlung und der Paſſagier kriecht unbemerkt hinauf. Die Barke verſchwindet.

Jetzt tritt der Neuangekommene in die Kajüte. Alles ſtaunt und fragt, wo er geſteckt habe. „Geſteckt?“ antwortete er, „im Waſſer. Seht meine

triefenden Kleider; vier Stunden weit bin ich vom Lande aus dem Boote nachgeschwommen." Man staunt mehr, aber man getrauet sich nicht, in seine Aussage Mißtrauen zu setzen, da seine Kleidung die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen scheint. Ein englischer Lord, der sich unter den Passagieren befindet, schreit laut auf über die erstaunenswürdige Geschicklichkeit des Menschen, und beschließt auf der Stelle, dieselbe zu benutzen. Ein andrer Lord hatte nämlich einen Mohren in seinen Diensten, der allgemein für den ersten Schwimmer in der Welt galt. Schon hatte derselbe seinem Herrn durch die Wetten, die er für ihn gewann, vielen Genuß zugebracht, und der, auf dem Boot sich befindende Lord, bekam sogleich Lust, unsern Kunstschwimmer den Mohren entgegen zu stellen, und eine tüchtige Summe auf ihn zu wagen. Er säumte nicht, dem Abentheurer seinen Entschluß mitzutheilen und beide wurden bald des Handels eins.

Kaum war man in London angekommen, als sogleich der Herr des mohrischen Schwimmers herausgefordert wurde. 1000 Guineen waren der Preis, der demjenigen zufallen sollte, dessen Mann schwimmend am weitesten kommen würde. Leider! war der Prahler noch nie eine Elle weit geschwommen, kaum daß er sich ein Mal gebadet hatte. — Indeß ließ er davon nichts merken, sondern sprach von nichts als von dem Siege, den er über den Mohren davon tragen würde. Tag und Stunde werden anberaumt und die Gelder gegen einander niedergelegt. Beide Schwimmer stehen schon am Ufer der Themse im leichtesten Anzuge und man ist auf dem Sprung, sich in die Fluth zu werfen, da bemerkt der Mohr auf ein Mal, daß sein Gegner noch ein kleines hölzernes Kästchen unter den Arm nimmt. „Was willst du damit," fragte der Mohr. „Ich bin vorsichtig," antwortete jener und öffnete das Kästchen, in welchem etliche Brote und einige Bouteillen mit Wein

eingepackt waren. „Wenn du dich nicht eben so versorgst wie ich, so laufst du Gefahr, Hungers zu sterben; denn ich schwimme geraden Weges auf Gibraltar zu." Der Mohr sah seinen Gegner an, und da er ihn ernsthaft und kalt sprechen hörte, erschrack er so sehr, daß er zurück trat und seinem Herrn versicherte, daß er mit diesem Menschen nicht schwimmen könne. Der Herr müsse die Wette verloren geben. Sein Leben sey ihm zu lieb, als daß er es unnützer Weise den Wellen Preis geben sollte. Weder Bitten noch Drohungen waren vermögend, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er schwamm nicht, sondern überließ seinem Gegner, der für ihn gar kein Gegner war, den Kampfplatz.

Kotzer.

Anekdote.

Als die Mitglieder der merkwürdigen Sitzung der französischen Nationalversammlung, wo man die Aufhebung der Güter der Geistlichkeit durchgesetzt hatte, aus einander gingen: so wurde der Bischof von Autün vor der Thüre, als er eben in seinen Wagen steigen wollte, von einer armen Frau um ein Almosen angesprochen. Der Bischof klopfte lächelnd auf seine leeren Taschen und sagte: O meine gute Frau, Alles, was mir gehörte, habe ich da drinnen gelassen.

Lenke.

Auflösung der Charade im acht und sechzigsten Stück.

Der Weinstock.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 8. Juli 1811. 82.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Albrecht von Haller,
einer der größten Gelehrten neuerer Zeiten;
eine biographische Skizze.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt fand Haller zu Leiden volle Befriedigung für seinen wißbegierigen Geist, und reiste in den Herbstferien auch nach Amsterdam, um dort den großen Zergliederer Ruysch zu besuchen und von ihm zu lernen. Er fand auch hier die gefälligste Aufnahme. Ruysch, der schon ein Greis war, zeigte dem jungen, wißbegierigen Schüler seine seltenen anatomischen Präparate, die ihm so viel Ruhm erworben hatten, und machte den jungen Mann mit der Kunst bekannt, die Körper so einzusprützen, daß auch die kleinsten Theile genau unterschieden werden konnten. Bei seiner Rückkehr nach Leiden nahm Haller, in einem Alter von nur erst 19 Jahren, die medicinische Doktorwürde an, und vertheidigte seine latein. Disputation mit allgemeinem Beifall der Kenner. Nachdem er seinen Geist mit den gründlichsten Kenntnissen in Holland bereichert hatte, wollte er nun auch England besuchen und trat dorthin im Sommer 1727 die Reise wirklich an.

Er machte sich zu London und Oxford mit den berühmtesten Männern seiner Wissenschaft, z. B. mit dem großen Anatomiker Douglas, dem berühmten Naturforscher Sloane, dem nachherigen Stifter des brittischen Museums, und mit dem vorzüglichsten Zergliederer des Jahrhunderts Winslow bekannt. Unbegrenzt war die Verehrung und Liebe, die Haller gegen den Letztern lebenslang unterhielt.

Endlich kehrte er in sein Vaterland zurück, theils von einer Art Heimweh getrieben, theils auf die Bitten und Vorstellungen seiner Freunde, wozu der schwächliche Zustand seiner Gesundheit die Veranlassung gegeben hatte.

Auf seinem Rückwege nach Bern blieb er einige Zeit lang in Basel, um bei dem berühmten Johann Bernoulli Mathematik und Algebra zu hören. Er legte sich auf diese Wissenschaften mit solchem Eifer, als ob sie künftig seine Brotstudien werden sollten.

Es war diesem Genie eigen, alles mit ganzer Kraft zu ergreifen, worauf seine Aufmerksamkeit einmal gerichtet wurde, und was ihm des Aufwandes seiner geistigen Kräfte würdig schien. Haller gehörte unter diejenigen Köpfe, die alles seyn und alles leisten können, was sie nur wollen. Selbst Bernoulli erstaunte über die schnellen Fortschritte des geistvollen Schülers, der sich in diesem neuen Studium so wohl gefiel, daß man ihn sogar an seinem Hochzeittage in Berechnung einer schweren algebraischen Aufgabe vertieft fand. —

Im Jahre 1729 kehrte Haller in seine Vaterstadt, Bern, zurück und ließ sich daselbst als praktischer Arzt nieder. Im Anfange entsprach Alles seinen Erwartungen. Er hatte viele Kranke und kurirte mit glücklichem Erfolge. Aber dieß erregte auch den Neid; und die Verläumdung fing an, ihr bösartiges Gift über ihn auszusprützen.

Man gestand ihm zwar den Ruhm eines gelehrten theoretischen Arztes zu, sprach ihm aber seinen Werth als praktischem Arzt ab. Man tadelte es an ihm, daß er zuviel läse und zu wenig sich mit seinen Kranken beschäftige. Auch nahm man es ihm übel, daß er sich mit Versemachen — wie man es nannte, beschäftigte.

Nach und nach schien es, als wenn das Zutrauen zu dem jungen Arzte sich verminderte. Drei Jahre blieb er in Bern ohne eine öffentliche Bedienung, und ohne die Stelle eines Hospitalarztes, um welche er angesucht hatte, zu erhalten. Auch um ein akademisches Lehramt bewarb er sich um diese Zeit vergeblich. Da er eine schweizerische Pflanzensammlung heraus zu geben beschlossen hatte, so unternahm er, so lange sein Aufenthalt in Bern dauerte, jeden Sommer botanische Streifereien in die umliegenden Gegenden. Er bediente sich dabei, weil er, wie schon weiter oben bemerkt worden ist, kurzsichtig war, einer Brille, und seine hellsehenden Begleiter mußten sich dennoch von seiner Scharfsicht in Entdeckung neuer Pflanzen übertreffen lassen. Da man den jungen Arzt täglich mit einem großen Bündel von allerlei Kräutern nach Hause gehen sahe: so fragten ihn viele gemeine Leute, ob er etwa Kühe hätte, welche er mit den mitgebrachten Kräutern füttern wollte. Im 3ten Jahre seines Aufenthalts zu Bern (1732) gab Haller, in einem Alter von 24 Jahren, die erste Sammlung seiner merkwürdigen Gedichte heraus. Sie machten durch ihre Originalität nicht nur allgemeine, sondern auch verdiente Sensation. Denn die besten Kunstrichter sind noch jetzt darüber einig, daß Haller seine Muttersprache bereicherte und harmonischer machte; sie gestehen ihm lebhafte Imagination und große Erfindungskraft, und überhaupt Originalität in der ganzen Manier zu.

Er stellte die Natur wahr, treu und schön dar; seine Beschreibungen sind malerisch; seine Bilder bald sanft und lieblich, bald groß und erhaben, der Ausdruck hat immer Präcision und Rundung. In die Tiefen der Moral und Metaphysik schien sich der junge Dichter ganz versenkt zu haben; er belehrte wie ein Philosoph, züchtigte Thorheiten und Laster im strafenden Tone, und schilderte das Glück des Tugendhaften in kräftiger eindringender Sprache.

Halbkenner und Uebelgesinnte fanden indeß auch Stoff zum Tadel in seinen Gedichten; aber Kenner und Unbefangne schenkten seiner Muse ungetheilten Beifall. Etliche zwanzig auf einander folgende Ausgaben der Hallerschen Gedichte rechtfertigten das Urtheil der Kenner. Man übersetzte sie in die meisten europäischen Sprachen, und sie allein wären schon hinlänglich gewesen, seinen Namen unsterblich zu machen.

Doch auch seinen wissenschaftlichen Verdiensten wurde von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Upsal in Schweden, die ihn im Jahre 1735 zu ihrem Mitgliede wählte, der erste Tribut gezollt. Und diese ehrenvolle, mit den verdienten Lobsprüchen begleitete, Aufnahme zum Mitgliede war das Signal für andere, dem bisher verkannten, oder doch nicht nach Verdienst geschätzten, Manne volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Zunächst thaten dies seine eignen Landsleute. Denn noch in demselben Jahre wurde Haller Aufseher über ein Krankenhaus und Bibliothekar der Stadtbibliothek. In beiden Posten zeichnete er sich auf eine denselben angemessene Art, aus.

Auf der Stadtbibliothek, von welcher er zuerst einen wohlgeordneten Katalog fertigte, fand er auch zugleich eine Sammlung alter Münzen, welche bisher ganz vernachlässigt worden war; und dieser, für die Wissenschaften gebildete, Geist, der überhaupt keine Gelegenheit unbenutzt ließ, entweder seine Kenntnisse zu vermehren, oder den Wissenschaften selbst nützliche Dienste zu leisten, machte es sich zu einem angeneh-

men Geschäft, diese Münzen wohl zu ordnen und in Klassen zu bringen, weil sie als die gültigsten Urkunden historischer Wahrheit anzusehen sind.

Das folgende Jahr (1736) war der eigentliche Zeitpunkt, der die Hauptlaufbahn seines Lebens bestimmte. Schon im Januar dieses Jahres erhielt er den Ruf als öffentlicher Lehrer der Arzneikunde, Anatomie und Botanik, nach Göttingen, einer Universität, die kurz vorher erst gestiftet ward. Im September dieses Jahres langte er zu Göttingen an, und lehrte 17 Jahre hindurch öffentlich die genannten Wissenschaften. Auf sein Ansuchen und durch seine Vermittelung legte die brittische Regierung in dieser Stadt einen botanischen Garten und ein anatomisches Theater an, worüber er die Aufsicht führte, ingleichen ein Kollegium zur Verbesserung der Wundarzneikunst. Sein Aufenthalt auf dieser berühmten Universität vermehrte auch seine botanischen Kenntnisse und es erschien im Jahr 1742 sein großes botanisches Werk über die Schweizerpflanzen, das Resultat eines 14jährigen mühsamen Studiums. Es sind in diesem schätzbaren Werke beinahe 300 Bücher citirt, welche Haller fast alle in den Händen gehabt hatte, und wovon er unpartheiische Kritiken machte. In dem Buche selbst sind 1840 Arten von Pflanzen verzeichnet, die er meist selbst gesehen und bei deren Sammlung er sich angewöhnt hatte, die natürlichen Merkmale einer jeden Pflanze an demselben Tage niederzuschreiben, an welchem er sie entdeckte. Die Eigenschaft jeder Pflanze und ihr ökonomischer und medicinischer Nutzen ist ebenfalls beigefügt. Dieses wichtige Werk erschien im J. 1786. in 3 Foliobänden ganz umgearbeitet und sehr ansehnlich vermehrt; denn 1840 Pflanzen der alten Ausgabe sind in diesem neuen Werke zu 2486 angewachsen.

Von den Schwämmen besaß Haller mehr, als 400 Arten in illuminirten Abbildungen, die unter seiner eignen Aufsicht mit großer Sorgfalt gemacht wurden.

Der Freiherr von Münchhausen, der große Beschützer der Universität Göttingen, erkannte den thätigen Eifer unsers Hallers für die Wissenschaften und den Umfang seiner Kenntnisse, wie er sollte, und Haller gehörte unter die Lieblinge dieses geistvollen Staatsmannes.

Haller verdiente es zu seyn; denn er machte sich um die Universität aufs vielfältigste verdient; und was der große Boerhave für die Universität Leiden gewesen war, wurde er in seinem Fache für Göttingen — der Lehrer und Wohlthäter vieler jungen Aerzte, und selbst ihr Orakel.

Seit dem J. 1745 nahm Haller auch Antheil an den bekannten Göttingenschen gelehrten Anzeigen und 1747 fing er an sie zu dirigiren. In diesem berühmten gelehrten Zeitungsblatte öffnete Haller den ganzen Schatz seiner vielseitigen Kenntnisse. Das medicinische Fach übernahm er ganz allein; aber drei Viertel der ganzen Zeitung kommen ebenfalls auf seine Rechnung. Die meisten Kritiken über Bücher aus der Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Metallurgie, Geschichte, Statistik, Oekonomie, selbst dramaturgische Werke, sind aus seiner Feder geflossen. Haller arbeitete an dieser Zeitung, da er auch nicht mehr in Göttingen war, bis an seinen Tod, und man hat berechnet, daß auf 12,000 Recensionen für diese Zeitung von ihm verfertigt wurden.

Bei allen Auszeichnungen aber, die er in Göttingen genoß, gefiel es ihm doch nicht in die Länge daselbst. Er hatte hier schon zwei Gattinnen verloren, mußte mit mancherlei Kabalen kämpfen, hatte zu viele Neider und Feinde seines Ruhmes, und wünschte sich daher in sein Vaterland zurück, um dort in Ruhe zu leben, ohne jedoch den Wissenschaften abzusterben. Sein Wunsch wurde erfüllt; er erhielt des Königs von England und Münchhausens

Erlaubniß, die Universität zu verlassen und kam zu Ende des März in seiner Vaterstadt Bern, im Jahr 1753, glücklich an. Man machte ihn hier zum Ammann, welches dem Range nach die 4te Staatsbedienung der Republik war, und schlug sogar zum Andenken seiner Rückkunft eine Medaille. Jetzt vermochten auch die glänzendsten Anerbietungen nicht, Hallern aus seinem Vaterlande zu entfernen.

Selbst Friedrich der Große hatte ihm im J. 1755 die Aufsicht über die preußische Akademie, und die Kanzlerstelle zu Halle, vergebens angetragen. Im J. 1767 schlug er einen eben so ehrenvollen als vortheilhaften Ruf nach St. Petersburg aus, und noch im J. 1770 die Kanzlerstelle in Göttingen, mit einem sehr ansehnlichen Gehalt, obgleich der König von England sowohl an ihn selbst, als auch an den Senat zu Bern schrieb und diesen ersuchte, den geschätzten Haller zur Annahme dieser Stelle zu bewegen.

Aber sein Vaterland war jetzt nicht undankbar gegen die herzliche und uneigennützige Anhänglichkeit des geachteten Mitbürgers; es überhäufte ihn mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen und benutzte zugleich seine Talente zum Besten des gemeinen Wesens. Er erhielt unter andern die Stelle eines Direktors der Salzwerke zu Bex und Aigle, mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Gulden ꝛc. Während dieser Zeit wohnte er zu la Roche. Dieser einsame Aufenthalt, der 6 Jahre dauerte, ist besonders darum merkwürdig, weil er daselbst seine große Physiologie in 8 Quartbänden schrieb. Man hält dies Buch für Hallers Hauptwerk, für eine wahre Goldgrube von Kenntnissen, das jedem Arzte und Naturforscher, dem es um Gründlichkeit und Umfang seiner Kenntnisse zu thun ist, unentbehrlich bleibt.

Nach seiner Zurückkunft von la Roche nach Bern wurde er Mitglied der Appellationskammer, beständiger Beisitzer des Sanitätsraths mit 1000 Gulden jährlichen Gehalts, und noch mehrerer anderer Collegien Mitglied. Auch in dieser Sphäre leistete er durch

Vorschläge, Einrichtungen, Entwürfe u. s. w. die nützlichsten Dienste. In den Versammlungen des großen Raths zu Bern ertheilte er bei wichtigen Veranlassungen sein Gutachten, welches jederzeit das Resultat eines aufgeklärten Verstandes und eines edlen Herzens war, und in die Sprache einer männlichen Beredsamkeit und edlen Freimüthigkeit eingekleidet wurde.

Auch von Staatsgeschäften frei, kehrte Haller, ob er gleich schon ein Alter von einigen sechzig Jahren erreicht hatte, immer wieder zu seinem Lieblingsbeschäftigungen zurück, und theilte unter andern der gelehrten Welt die Schätze von Literaturkenntnissen mit, die er so sorgfältig und mit so reifer Beurtheilung gesammelt hatte. Er gab seine botanische, chirurgische, anatomische und medicinisch-praktische Bibliothek heraus. Es ist erstaunenswürdig, daß er in diesen Bibliotheken, die zusammen mehrere Quartbände ausmachen, gen 11000 Schriften recensirt und auszieht.

Auch noch in der letzten Periode seines Lebens beschäftigte sich dieser rastlos thätige Gelehrte mit Auszügen aus vorzüglich guten Büchern, und lieferte noch außerdem viele Artikel zu den Supplementen der Pariser Encyclopädie, und zu dem großen Wörterbuch der Naturgeschichte, welches in Yverdün heraus kam.

Eine der schönsten Stunden, welche Hallers letzte Lebenstage erheiterten und gleichsam verherrlichten, war der Besuch des deutschen Kaisers, Joseph II. Dieser Monarch, ein Kenner und Schätzer des wahren Verdienstes, kam bei der Rückreise aus Frankreich, wo er selbst bei Voltaire's Wohnung, ohne ihn zu sehen, vorbeigegangen war — am 17ten Juli des Jahrs 1777 auch nach Bern, und verfügte sich am nämlichen Nachmittage, in Begleitung des Grafen Kobenzl, des Grafen von Kolloredo und des Grafen von Bolgiopoſo, Gesandten zu London, in das Hallersche Haus.

(Beschluß folgt.)

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 11. Juli 1811. 83.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Kurze Geschichte des großen Rolands, und der Rolandssäulen.

Kaiser Karl der Große unternahm gegen das Ende des achten Jahrhunderts einen Feldzug gegen Spanien, und breitete sein weites Reich nach vielen blutigen Schlachten mit den Saracenen, die damals den größten Theil von Spanien inne hatten, bis an den Ebro aus. Seine übrigen zahlreichen Feinde im nördlichen Europa, unter welchen die, öfters besiegten, aber noch nicht unterjochten, Sachsen, die unruhigsten und furchtbarsten waren, nöthigten ihn indessen jene Eroberung einstweilen fahren zu lassen, um seine Herrschaft in Deutschland zu sichern, und das, unter der Asche glimmende, Feuer zu ersticken. Seine großen Heere mußten sich aus Spanien zurückziehen, und ihren Marsch über die Pyrenäen nach dem heutigen Frankreich antreten. Viele der berühmtesten Feldherren deren Namen zum Theil im Laufe der Zeit erloschen sind, hatten ihn dahin begleitet. Nur einem von ihnen wiederfuhr das besondere Glück daß die Geschichte seinen Heldenruhm, in vergrößertem Glanze auf die späte Nachwelt gebracht hat. Es ist dieses der berühmte Roland, ein Verwandter jenes großen Kaisers, der gewiß wenig Lesern der Jugendzeitung unbekannt seyn wird.

Roland hatte bei jenem merkwürdigen Rückzuge den Oberbefehl über den Nachtrab des kaiserlichen Heeres. Dieses war bereits bis an die Pyrenäischen Gebirge gekommen, als die Arriergarde in ein Thal gelangte, welches im Königreiche Navarra seinen Anfang nimmt, und sich zwischen hohen Gebirgen, bis an das heutige Jean Pie de Port im eigentlichen Frankreich hinzieht. Es ist unter dem Namen des Passes Roncevall (Roncivalles) bekannt. Die Einwohner des Königreichs Leon, welche Vasken oder Basken genannt werden, die damals Alphons der zweite regierte, waren schon längst gegen die Franken erbittert, weil ihr König mit Karl dem Großen einen Vergleich geschlossen hatte, dem zu Folge das Königreich nach Alphons Absterben an Karln fallen sollte. Die Basken hatten sich haufenweise auf den Pyrenäischen Gebirge versammelt, um das fränkische Heer in den Engpässen aufzureiben. Dieser Plan gelang ihnen indessen nicht; sie fanden zu viel Widerstand, und mußten nach vielem Blutvergießen das kaiserliche Heer ruhig ziehen lassen. Sie erwarteten nun den Nachtrab, der ihnen an Zahl bei weitem nicht gewachsen war. Der tapfere Roland sah sich von ihnen bald von allen Seiten umzingelt. Es blieb ihm nichts als Tod oder Gefangenschaft übrig. Sein Entschluß lieber zu sterben, als sich der Gewalt seiner Feinde zu übergeben, war sogleich gefaßt, und dem kaum zehntausend Mann starken Heere bekannt gemacht. Es entstand nun ein Kampf auf Leben und Tod; aber der eiserne Muth von Rolands Kriegern reichte hier nicht hin. Die Natur siegte über die Tapferkeit. Der heldenmüthige Roland, und das ganze Heer mit ihm, fiel unter den feindlichen Schwertern. Diese große Niederlage schmerzte den bis jetzt stets siegrei-

chen Karl um so mehr, da er dabei seinen geliebtesten und besten Heerführer verlor.

Ausgemacht ist es, das Karl der Große einem berühmten Feldherrn Rutland, oder Roland in seinem Heer hatte, der auf dem Rückzuge aus Spanien in den Roncevallischen Gebirgen von den Vaskonen erschlagen wurde; und soweit hat es mit der historischen Gewißheit über das Leben unsers Helden seine völlige Richtigkeit. Das bisher Gesagte enthält aber auch leider nur den geringsten Theil der Thaten, die ihm die Unsterblichkeit erworben haben. Weit merkwürdiger ist er durch die wundervollen Begebenheiten geworden, welche Partheilichkeit und Aberglaube in seine Lebensgeschichte gebracht haben. Wir dürfen uns aber darüber nicht wundern, wenn wir bedenken, daß er in einem Zeitalter lebte, welches überall Wunder sah und gern daran glaubte, und daß vor allem seine eifrigsten Freunde, die Mönche, deren Gunst er sich durch seine Begierde Ungläubige zu bekehren, und die Kirche zu beschützen, im hohem Grade erworben hatte, nichts sparten, ihn für einen, vom Himmel selbst ausgezeichneten, Helden auszugeben. Ein späterer Geschichtschreiber Turpin hat jener Erdichtung dadurch ein bedeutendes Gewicht gegeben, daß er sie in seiner Geschichte Karls des Großen als ausgemachte Wahrheit aufnahm, und dadurch manchen Roman- und Fabeldichter der damaligen Zeit reizte, die vorgebrachten Wundergeschichten auszuschmücken und zu erweitern. Ein berühmter Italienischer Dichter, Arioſt, hat sie sogar als Stoff zu einem meisterhaften Heldengedicht*) benutzt. Wir wollen der Seltenheit wegen, einige jener wundervollen Sagen hier anführen.

Die Mönche, welche noch bis auf den heutigen Tag, in dem Thal Roncevat, wo der berühmte Roland begraben liegt, ein Kloster und eine Kapelle besitzen, zeigen den Durchreisenden das Grab des Helden, und schildern ihn als einen Riesen, von ungeheurer Größe und Stärke. Seine Knochen werden als ein Heiligthum noch aufbewahrt. Allein alle die, welche sie gesehen haben, behaupten, daß man nach denselben die Versicherung der Mönche leicht widerlegen könnte, indem es ganz gewöhnliche Menschenknochen wären. Turpin erzählt daß ein fürchterlicher Riese Ferrakutus, welcher in gerader Linie von Goliath abstammte, aus Syrien gekommen, nur in einer Gegend seines Körpers verwundbar gewesen sey, und von Roland, nachdem dieser eine lange Unterredung über die christliche Religion mit ihm gehabt habe — auf eine sehr unchristliche Art — erlegt worden sey. Eine besondere Kraft soll das Schwert, das Roland trug, und auf dessen Besitz späterhin mehrere Völker stolz waren, gehabt haben. Es war unter den Namen Durenda berühmt, und hatte unter vielen seltenen Eigenschaften auch die, daß man mit demselben einen dicken Marmorblock durchhauen konnte, ohne das es eine Scharte bekam. Noch wunderbarer war das Horn, das er stets bei sich trug, und welches Olivant genannt wurde. Es hatte die seltene Kraft, die Feinde, sobald er in dasselbe blies, dergestalt zu erschrecken, daß sie sogleich die Flucht ergriffen. (In der Schlacht von Roncevat muß er das Blasen entweder vergessen, oder nicht die rechten Töne getroffen haben.) Ehe er starb, soll er das mächtige Instrument nochmals hervorgesucht, und mit einer solchen Gewalt darauf geblasen haben, daß es sein Gebieter Karl in einer Entfernung von acht Meilen gehört haben soll. Unglücklicher Weise, — setzt die Sage hinzu, — zersprengte er sich aber bei der großen Anstrengung, alle Adern im Halse und das Horn zerborst in viele Stücken. — Soviel aus den Legenden, und wir überlassen es unsern jungen Lesern nun selbst darüber zu urtheilen. Uebrigens werden sie vielleicht hier gehört haben, daß in dieser oder jener Stadt, als in Magdeburg, Zerbst, Nordhausen, Bremen, Hams-

*) Orlando furioso — der wüthende Roland.

burg u. ſ. w. der groſſe Roland ſtehe und vielleicht auf die Meinung gekommen ſeyn, daß es Statuen, welche jenem Helden zu Ehren errichtet worden ſind, ſeyn müſſen. Dieſe ſogenannten Rolands-Ruland, Ruhland oder Ruglandſäulen und Bilder haben indeſſen mit jenem berühmten Roland nicht die geringſte Gemeinſchaft. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er mit den Sachſen in deren Städten jene Bilder am häufigſten gefunden werden, niemals in einiger Verbindung geſtanden hat. Auch iſt es ausgemacht, daß die Rolandsſäulen erſt einige Jahrhunderte nach dem Tode jenes Feldherrn errichtet worden ſind. Die Statuen ſelbſt ſind gewöhnlich aus Holz oder Stein und ſtehen auf dem Markt. Ihre Höhe iſt koloſſaliſch, und ſie ſtellen einen Mann in voller Rüſtung, mit einer Krone auf dem Haupt, und dem Schwerte in der rechten, dem Reichsapfel oder Reichsadler aber in der linken Hand vor. Es ſind allerdings Ehrenſäulen, die aber blos der Stadt, in der ſie ſich befinden gelten, und nichts weiter bedeuten, als daß ehedem dieſe Stadt ihre eigene Gerichtsbarkeit erhielt, und unter kaiſerlichem Schutz ausüben durfte. Sie ſind mit den Weichbildern völlig einerlei. Ein Weichbild, — von Weig, Wik, d. h. Grenze, iſt nämlich eine, in den Städten aufgerichtete, Säule, die zum Zeichen diente, daß dieſe ihre beſondere Gerichtsbarkeit haben. Warum ſolche Säulen die Reichsinſignien an ſich tragen, wird nun nicht ſchwer zu finden ſeyn. Der Name Rulands- oder Rolandsſäulen kommt aber von dem Worte: Rügen, d. h. Gericht hegen, beſonders aber anklagen und verdammen und Land her. Es ſind alſo Säulen die ein Rügeland, das heißt die freie Ausübung der höhern Gerichtsbarkeit auf beſondere kaiſerliche Vergünſtigung bezeichnen.

Hußell.

Albrecht von Haller,

einer der größten Gelehrten neuerer Zeiten; eine biographiſche Skizze.

(Beſchluß.)

Der thätige Gelehrte ſaß mitten unter ſeinen Büchern und Papieren, als der Kaiſer in das einſame Studirzimmer trat. Haller redete den erhabenen Monarchen zuerſt an, und dankte ihm mit wenigen, aber herzlichen Worten für die Ehre, die Er noch einem ſterbenden Greiſe erwieſe. — Der Kaiſer unterhielt ſich eine Stunde lang mit Hallern über allerlei Gegenſtände, und ſchied endlich mit einer Achtung von ihm, die er noch gegen keinen andern deutſchen Gelehrten in ſo ſtarken Ausdrücken geäußert hatte.

„Ja! das iſt ein Mann! dergleichen kannte und ſah ich wenig! So geiſtvoll in Bildung, Geberden und Ausdruck! nie werde ich dieſe Stunde der Unterredung mit ihm vergeſſen!“

Das waren die bedeutenden und ehrenvollen Worte, die Joſeph II. über Haller ausſprach, und dabei ſetzte er noch mit Wehmuth hinzu: o Schade, daß wir dieſen Mann bald verlieren werden!

Das geſchah auch in der That noch zu Ende deſſelben Jahres. Haller ſtarb am 12. December 1777 im 70 Jahre ſeines thätigen und ruhmvollen Lebens. Seine Bibliothek, welche gegen 4000 Bände betrug, und ſich mehr durch den Gehalt, als die Menge der Schriften auszeichnete, kaufte der Kaiſer Joſeph für die öffentliche Bibliothek zu Mailand um 20000 Gulden.

Haller war groß vor Statur — ſeine Miene zeigte Ernſt und Würde und war voller Ausdruck. Sein durchdringender Blick verkündete den Mann voll Geiſt und Kraft. Sein Temperament war überaus reizbar; daher verließ ihn bei Krankheiten und körperlichen

Schmerzen leicht die Geduld, zumal wenn die Schmerzen ihn nöthigten, seine gewöhnliche Beschäftigung zu unterbrechen. Daher hatte er sich in den letzten Jahren seines Lebens, wie Voltaire, das Opium stark angewöhnt, was indessen nur als Palliativmittel wirkte.

So sehr er auch das Studiren liebte und zuweilen selbst über Tische in die Bücher sah, und sich die Stellen anmerkte, welche er auszeichnen, oder über welche er Bemerkungen machen wollte: so liebte er doch eine sanfte Abspannung im gesellschaftlichen Umgange, und war hier ein sehr angenehmer und heiterer Gesellschafter. Selbst mit dem andern Geschlechte konnte er über Moden, und andere Geringfügigkeiten so leicht und gefällig und auf eine so unterhaltende Art sprechen, als ob er weiter nichts als dergleichen Gegenstände seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hätte.

Er war überhaupt ein redlicher Freund, ein zärtlicher Vater, ein gefälliger Gatte, und ein überaus pünktlicher Geschäftsmann. Seine Verdienste um die Wissenschaften sind unsterblich, und seines Gleichen sowohl an Tiefe, als Umfange der Kenntnisse wird man in jedem Lande nur sehr selten finden.

Lenke.

Das Schwesterpaar.

In Seraphsgewande mit grünendem Kranz,
den Schleier getaucht in des Morgenroths Glanz,
geht, lieblich an Wuchs und Geberde,
die Hofnung voll Huld durch die Erde.

Und vor ihr schreitet mit blassem Gesicht,
vergleichbar des Mondes matt silbernem Licht,
gehüllt in den Mantel der Nächte,
die Sorge mit hangender Rechte.

Wenn grausendes Bangen die Sorge befängt,
der Geier des Grames aus Herz sich ihr hängt,
wenn Leiden an Leiden sich reihen
und furchtbare Laute ihr dräuen;

Da löset die Hofnung im schwebenden Tanz
Die blühenden Zweig' aus dem düftigen Kranz,
und legt sich mit schmeichelnden Lauten
aufs brechende Herz der Vertrauten.

Und milder erscheinet der wüthige Schmerz,
ein linderndes Feuer durchströmet das Herz,
es löst't sich das drückende Sehnen
in sanft wohlthuende Tönen.

Es schwebt dann im Regenbogenlicht
zu ihr herab ein himmlisch' Gesicht,
erhebt sie auf purpurnen Flügeln
hinauf zu den seligen Hügeln.

Carl Grumbach.

Charade.

Vor Regen, Staub, und Insektengier
sichert mein Ganzes
Den trocknen, und nassen Inhalt Dir. —
Beraubt des Schwanzes
bin ich des stolzen Rosses Zier,
Du stehst und sitzest, und liegst auf mir
und immer schweb' ich hoch über dir,
sogar bei den Freuden des Tanzes —
Nimm mir den Kopf und das Fußgestell,
so wirst Du schnell
was ich bedeute, errathen;
Du findest mich all überall,
nur nicht in Oval,
wohl aber in allen Quadraten.

Fr. v. Ludwig.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 13. Juli 1811. 84.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Samuel Chrichton.

Es gab zu allen Zeiten Menschen, die sich in einzelnen Wissenschaften auszeichneten, und sich in denselben vor andern hervorthaten, und man bewunderte sie. Noch mehr staunte man, wenn einige vorzügliche Köpfe in mehreren Wissenschaften sich über das Mittelmäßige erhoben. Aber wie sehr muß man erstaunen, wenn ein einzelner Mensch nicht nur in mehrern Wissenschaften, sondern sogar auch in mehrern Künsten zugleich als Kenner und Meister auftritt. Ein solcher verdient doch wohl den Namen eines Universalgenies.

Ein solches Genie war Chrichton, ein geborner Schottländer. Von Jugend auf war er gesund, rasch und kraftvoll und sehr bald pries man ihn als den besten Fechter und Tänzer des Landes. Er focht eben so gut mit der linken, als mit der rechten Hand, und nur wenige getrauten sich an ihn.

Weit hervorstechender waren die Vorzüge seines Geistes. Er studirte zu St. Andreas in Schottland, und im 21sten Jahre hatte er bereits seine Studien vollendet, d. h. von dieser Zeit an hörte er auf sich neue Kenntnisse zu erwerben. In demselben Jahre seines Lebens ging er nach Paris, dem Sitze großer Gelehrsamkeit. Kaum befand er sich einige Tage hier, so ließ er vor die Thore des Collegiums von Navarra eine Ausforderung an alle Gelehrte der berühmten Sorbonne anschlagen, in welcher er sich erbot, über jede beliebige wissenschaftliche Materie zu disputiren. Seine Gegner hatten dabei die Wahl unter 10 Sprachen. Am bestimmten Tage versammelten sich 3000 Zuhörer der Theologie und 50 Magistri der Philosophie traten gegen ihn auf, ohne daß irgend einer etwas gegen ihn vermochte. Einer der Letztern, dem nie Jemand etwas hatte anhaben können, bekannte frei und öffentlich, daß er sich die Kenntnisse Crichtons in 100 Jahren nicht zu erwerben getraute, selbst wenn er diese 100 Jahre über weder essen noch schlafen dürfte. Der Präsident und die Professoren der Akademie beschenkten den wackern Streiter, nach einer 9 stündigen Disputation mit einer Börse, die mit seltenen Goldstücken gefüllt war.

Von Paris ging die Reise nach Rom. Hier war der nämliche Aufruf, unter dem nämlichen Erfolge angeschlagen. Der Pabst und die gesammten Kardinäle waren Zeugen seines Sieges. Zu Venedig ging es eben so. Der bewunderte Aldus Manutius führte unsern Helden, unter den schmeichelhaftesten Lobsprüche bei den dortigen Gelehrten ein. In Padua hielt er eine Disputation, die er aus dem Stegreife mit einem Lobgedicht auf die Stadt und die Anwesenden anfing, und mit einer Lobrede auf die Unwissenheit beschloß. Bei einer andern Gelegenheit stellte er seinen Gegnern die Wahl frei, ob sie mit ihm nach der gewöhnlichen Manier oder in Versen disputiren wollten. Er schlug ihnen 100 Metra vor. Mehrere wählten mehrere darunter, und — Chrichton trug den Sieg davon.

Kein Zweig des menschlichen Wissens war ihm

fremd; doch schienen die Philosophie und die Sprachen seine Hauptfächer zu seyn. Dabei war er aber ein großer Historiker, Mathematiker, Theolog, Rechtsgelehrter, Arzt und Staatsmann. Er kannte die Genealogie der meisten angesehenen Familien. Er zeichnete, malte und ritt mit besonderm Anstande. Auch auf dem Theater ließ er sich bisweilen sehen, und ärntete Beifall ein. In einem, von ihm selbst verfertigten, und am mantuanischen Hofe aufgeführten, italienischen Lustspiele trat er in 15 verschiednen Rollen auf. Er stellte jede sehr täuschend dar.

Er besaß aber auch ein bewundernswerthes Gedächtniß. Eine stundenlange Rede lernte er durch dreimaliges Durchlesen. 100 verschiedene Zahlen konnte er wieder pünktlich angeben, nachdem er sie ein einziges Mal übersehen hatte.

Einen besondern Beweis seiner Fertigkeit im Fechten gab er zu Mantua. Hier befand sich ein Fechtmeister, der bereits an allen Höfen Europa's herum gezogen, und über die geschicktesten Gladiatoren gesiegt hatte. Chrichton nahm es mit ihm auf, und setzte noch dazu 1500 Pistolen als Siegespreis. Der Gegner setzte eine gleiche Summe, und der Kampf begann. Der Abentheurer drang mit großem Ungestüm auf Chrichton ein. Der letztere blieb kalt und parirte bloß die Stöße aus, wodurch sich jener erschöpfte. Nachdem dieses geschehen war, griff ihn Chrichton mit einer furchtbaren Wuth an und brachte ihm 3 Stiche durch den Leib bei, worauf er todt niederfiel. Den Preis vertheilte er unter die Wittwen derjenigen Unglücklichen die der Abentheurer gemordet hatte.

Schade, daß ein so treffliches Genie eines schrecklichen Todes starb. Der Herzog von Mantua, eingenommen von den bewundernswürdigen Kenntnissen Chrichtons hatte ihn zum Lehrer seines Sohnes Vincentio de Gonzaga, bestellt. Der Prinz war von wilder und unbändiger Gemüthsart. Der Beifall den sein Lehrer überall erhielt, kränkte ihn. Als Chrichton einst in einer Karnevals Nacht mit seiner Zitter auf der Straße herumschwärmt, wurde er auf einmal von 6 maskirten Männern überfallen. Er focht wie ein Löwe, erlegte die Meuchelmörder, und entwaffnete ihren Anführer. Dieser warf nun die Maske ab, und wen sahe Chrichton? — Seinen Zögling!! Sogleich fiel der Erstere auf seine Knie, und überreichte seinen Degen, denselben bei der Spitze haltend, dem Prinzen. Der aufgebrachte Prinz ergriff ihn, und stieß ihn seinem Lehrer durchs Herz.

Der Mantuanische Hof legte ihm zu Ehren eine Hoftrauer an, und alle lebende Gelehrte und Dichter besangen seinen Ruhm. Man findet noch itzt in Italien Paläste, die mit dem Bildnisse dieses Wundermannes geziert sind. Er sitzt zu Pferde, in der einen Hand ein Buch, in dem ander eine Lanze haltend.

K—r.

Der edelmüthige Neger.

Ein Landeigenthümer in St Domingo hatte einen Sklaven mit Nahmen Ludwig de Rouleaux, auf den er sehr viel hielt. Schon lange hatte er ihm die Freiheit versprochen, aber bis jetzt noch nicht gegeben.

Der Sklave fuhr indessen fort, seinem Herrn die nützlichsten Dienste zu leisten, Tag und Nacht arbeitete er um die süße Freiheit endlich zu erringen. Allein die unermüdete Thätigkeit des guten Luowigs, machte ihn seinem Herrn nur desto unentbehrlicher.

Der Sklave merkte dies endlich, und schlug nun, um seinen Zweck zu erreichen, einen andern Weg ein.

Er hatte schon längst von seinem Herrn einen kleinen Acker bekommen, der sein Eigenthum war. Mit der angestrengtesten Thätigkeit bearbeitete ihn

jetzt Ludwig — sparte soviel er nur konnte, brachte in kurzer Zeit die Summe Geldes zusammen, welche für seine Freiheit bestimmt war, und legte sie mit einer Art von Entzücken seinem Herrn zu Füßen.

Das Herz desselben war von Natur gut. Er war beschämt und gedemüthigt. —

„Geh, Ludwig!" sagte er; „schon zu lange habe ich mich von dem Schweiße meiner Brüder genährt — nimm das Geld und sey frei!"

Der Herr verkaufte bald darauf seine Besitzungen in St. Domingo und ging nach Frankreich seinem Vaterlande.

Auf dem Wege nach seiner Heimat mußte er durch Paris. Er hatte sich nur kurze Zeit hier aufhalten wollen; allein die mannichfaltigen Vergnügungen, die sich ihm in dieser großen und glänzenden Hauptstadt darboten, fesselten ihn so sehr und so anhaltend, bis er die, aus St. Domingo mitgebrachten, Schätze, die Früchte mühsamer Arbeiten, unbesonnener Weise durchgebracht hatte. Jetzt erst erwachte er aus seinem Taumel, aber zu spät. Er sahe sich gezwungen, als ein Bettler, diejenigen deren Wohlstand er ehemals befördert hatte, um Hülfe anzusprechen. Allein er fand lauter Undankbare. Die Häuser seiner ehemaligen Freunde blieben ihm eben so verschlossen als ihre Herzen. Der thörichte Verschwender hatte keine andre Wahl, als sich aus Frankreich wieder zu entfernen, und nach St. Domingo zurückzukehren.

Seine Ankunft befremdete alle. Man erfuhr oder errieth die Ursache, und die Folge davon war, daß man sich auch hier — wie in Frankreich — zurückzog.

Der unglückliche Franzose sahe sich dahin gebracht seine übrigen Lebenstage in trauriger Dunkelheit und in der Schande selbst verschuldeter Armuth zuzubringen. Von allen verlassen, mit dem bittersten Mangel kämpfend, verzweifelte er fast an seiner Rettung,

als plötzlich — sein ehemaliger Sklave der treue Ludwig erscheint. Er wirft sich dem Franzosen zu Füßen und spricht;

„Lassen Sie sich, mein geliebtester Herr! herab, das Haus ihres Sklaven zu bewohnen. Man wird Sie darin wie einen Gebieter bedienen — man wird Ihren Befehlen gehorchen, und Sie sollen in dieser Wohnung verehrt und geliebt werden.

Mit thränenden Augen und gepreßtem Herzen nahm der Franzose dieses edelmüthige Anerbieten an. Ach! er hatte ja keine andre Wahl! Allein er besaß viel zuviel edlen Stolz, um nicht das Drückende seiner Lage tief zu fühlen, er war nicht glücklich.

Der edle Ludwig merkte sehr bald den Kummer seines ehemaligen Herrn, und sahe die wahre Ursache davon eben so bald ein.

Er ging eines Tages zu dem Franzosen, umfaßte seine Knie und sprach:

„Lieber Herr! ich sehe, daß sie hier nicht glücklich sind, und es auch nicht werden können. Aber ich hoffe, sie werden es in ihrem Vaterlande seyn. Meine Dankbarkeit wird sie auch bis in jene ferne Gegenden begleiten. Ich beschwöre sie nehmen sie diese Verschreibung von 1500 Livres jährlicher Einkünfte. Die Annahme derselben soll mir ein Beweis ihrer Liebe zu mir seyn, und wird meine künftigen Tage erfreuen. —

Der Franzose nahm unter Vergießung eines Stromes von Thränen und unter den zärtlichsten Umarmungen das Geschenk an und kehrte in sein Vaterland zurück. Die Rente wurde alle Jahre pünktlich vorausbezahlt, und oft noch mit mehrern beträchtlichen Geschenken von St. Domingo, als Merkmale der Freundschaft des Gebers, begleitet.

Im Jahre 1774 waren beide Personen noch am Leben, der dankbare Neger, der eine so schöne See-

le besaß und der Franzose, welcher einen solchen Freund gefunden hatte!

Lenke.

Gedächtnißschwäche.

Es ist in diesen Blättern mehrere Male die Rede von Menschen gewesen, welche die Natur mit einem starken Gedächtnisse begabt hatte. Menschen dieser Art erregen mit Recht Bewunderung. Allein man wundert sich nicht weniger, wenn man auch im Gegentheil von solchen Personen reden hört, deren Gedächtniß außerordentlich schwach war. Meistentheils war diese Schwäche Folge einer harten Krankheit, doch nicht allemal.

So hatte z. B. der berühmte Ritter Linne, noch ehe er ein hohes Alter erreichte, sein Gedächtniß so weit verloren, daß er seine Frau um den Namen ihres Vaters fragen mußte, als er einen Brief an denselben schreiben wollte. Mit einem noch jetzt lebenden Gelehrten war es sogar unter manchen hypochondrischen Leiden, so weit gekommen, daß er sich auf seinen eignen Namen nicht mehr besinnen konnte.

Ein gesunder Mann hielt einst eine Rede. Mitten in derselben, ward er durch einen Schlag der ihn traf unterbrochen. Der Mann lag mehrere Wochen ohne Besinnung und lebte in Todesgefahr. Nach und nach erholte er sich. Allein in dem Augenblick, da seine Besinnung wiederkehrte, fuhr er in der, damals unterbrochnen, Rede fort, und zwar gerade bei den Worten, bei welchen ihn der unglückliche Zufall betroffen hatte.

So erwähnen die Krankheitsgeschichtsbücher mehrerer Menschen, die während ihrer Krankheiten an ihrem Gedächtniß so heftig litten, daß sie beinahe von ihrem vorigen Leben gar nichts mehr wußten. Einer derselben hatte sogar die Buchstaben vergessen, und mußte das A. B. C. wieder hervorsuchen.

Ein spanischer Dichter, der viele Trauerspiele geschrieben hatte, ward von einem Nervenfieber betroffen. Nach seiner Wiedergenesung wußte er nicht das Mindeste mehr von seinen Tragödien. Erst lange nachher nachdem er wieder anfing zu dichten, erinnerte er sich derselben. Auch die übrigen Wissenschaften hatte er völlig vergessen, und er mußte alles von Vorne anfangen wie ein Kind.

Eben so ging es einem jungen Studirenden. Ein hitziges Fieber hatte ihm die Erinnerung an alles Vergangene geraubt. Nicht einmal den Namen der Stadt, in der er wohnte, wußte er anzugeben. Auch das Haus, das er bewohnte, und die Gasse in welcher dasselbe lag, war ihm fremd geworden. Er hatte Musik getrieben; aber auch dieses Umstandes erinnerte er sich nicht mehr. Er wunderte sich daher nicht wenig, wie es zuginge, daß er auf der Harfe spielen konte, als man ihm ein Instrument der Art überreichte. Eben so befremdete es ihn nicht wenig, daß er französisch antworten konnte, als man ihn in dieser Sprache anredete. Er begriff nicht, wie dieses möglich sey, da er sich nicht bewußt war, diese Sprache je gelernt zu haben. Der Rechtswissenschaft die er getrieben hatte, erinnerte er sich ebenfalls nicht, und es mußte ihm daher wohl wunderbar vorkommen, daß er, bei der zufälligen Erwähnung eines Kompendiums ganze Paragraphen aus demselben hersagen konnte. Erst nach Verlauf einer längern Zeit fand sich die Erinnerung wieder.

Ein Schullehrer unterlag einem hitzigen Fieber. Nach seiner Genesung konnte er sich gar nicht einbilden, daß er krank gewesen seyn sollte. Es verging ein halbes Jahr, ehe sein Gedächtniß wiederkehrte. An dergleichen Personen könnte die Mnemonik ihr Heil versuchen.

K—t.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 15. Juli 1811. 85.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Des Husaren Rittmeisters Lakonin und seiner Gefährten Verweisung nach Sibirien.

Eben befand sich Lakonin zur Feier des Namensfestes eines seiner Verwandten in der traulichsten und fröhlichsten Gesellschaft, und sein Herz war ganz der Freude geöffnet, als plötzlich ein Obristlieutnant ins Zimmer trat, und ihn aufforderte, auf allerhöchsten Befehl im Kriegskollegium zu erscheinen, und die, in seiner anhängigen Sache gefällte, Sentenz zu vernehmen. Da sich Lakonin völlig unschuldig hielt, so war er ganz entzückt über diese Aufforderung und freute sich schon im Voraus seiner völligen Rechtfertigung, da nach seinem Dafürhalten kein anderes als ein günstiges Urtheil seiner warten konnte. Er eilte also nach dem Kriegskollegium. Es war am 9ten December 1796, kurze Zeit nach Pauls I. Thronbesteigung. Sechs seiner Mitschuldigen waren bereits an Ort und Stelle. Wie erstaunten alle, als ihnen der Kaiserliche Befehl vorgelesen wurde, welchem zu Folge sie ihrer Titel und ihres Adels verlustig erklärt und nach Nertschinsk exilirt wurden. Welcher Donnerschlag! Bewußtlos folgten alle der Wache, welche sie zu dem Militär-Gouverneur führte. Hier und in der Landschaftsregierung wurden noch mancherlei Verhandlungen gepflogen, nach deren Beendigung man die Gefangenen in ein Gefängniß schleppte. Erschöpft sank hier Lakonin an der Mauer nieder und eine kurze Ruhe, welche er hier genoß, so wie das Schluchzen und das durchdringende Jammergeschrei seiner Unglücksgefährten gaben ihm erst seine Besinnung wieder. Alle Schrecken des Lebens traten jetzt vor seine Seele, ungeachtet er das Schicksal der Verwiesenen noch nicht ganz kannte. Aber schon das, was er davon wußte, war fähig, ihm das Blut in den Adern erstarren zu machen. Er war Vater von vier unerzognen Kindern; was sollten diese bei dem Verlust seiner Fürsorge, seiner Freiheit, seiner Ehre und seines Vermögens anfangen? Er war Sohn und Pfleger armer Aeltern, die außer ihm auf Erden Niemanden hatten, der ihnen ein Stück Brot reichte, was sollte aus diesen werden? Tausend solcher und ähnlicher Vorstellungen zerissen sein Herz. Gleichwohl waren diese Martern nur das Vorspiel von Qualen, die in der That folgen sollten.

Der graase Morgen brach an, und Lakonin sahe, was die Nacht verborgen hatte, die, von den erlittenen Qualen entstellten, Gesichtszüge seiner Gefährten. Das Mitleid mit ihrem Zustande machte ihm einen Theil seines eigenen vergessen. Alle brachten in demselben Gefängnisse noch den ganzen Tag in düstrer Verzweifelung zu, in welche kein Strahl des mildern Lichtes dringen konnte. Um 9 Uhr des Abends schmiedete man sie insgesamt im Wachzimmer des Offiziers in Eisen. Eine Szene, bei welcher jener mitleidige Mann einen Strom von Thränen vergoß. Unter der Last der Ketten fühlten sie in seiner rührenden Theilnahme das Schreckliche ihres Zustandes doppelt, und ihr Schmerz erwachte zu neuen Ausbrüchen. Kaum war das Einschmieden beendigt, als sie ohn-

weitern Schutz gegen die grimmige Kälte fortgeschafft werden sollten. Ein Kaufmann aus Nowo-Mirgorod, der ihr Elend sah, schenkte jedem von ihnen ein Paar lederne warme Pelzstiefeln, welche sie aber wegen der Fesseln nicht anziehen konnten. Der Offizier schafte Rath. Er schnitte selbst das Oberleder auf, schnürte es an den Beinen mit Riemen wieder zu, und übergab nun die Unglücklichen einem Polizeibeamten, nachdem er schluchzend von jedem einzeln Abschied genommen hatte. Auf Befehl dieses Beamten mußten alle sogleich in die Kibitken steigen, und sie litten unter seiner Behandlung entsetzlich. Er war ein wahrer Unmensch. Seine Härte ging so weit, daß er den Gefangnen beim Umwechseln der Pferde auf den Poststationen bis Novogorod nicht einen Augenblick auszusteigen und sich ein wenig zu erwärmen erlaubte, ungeachtet die Kälte äußerst strenge, und der Schutz den der Gefangene gegen dieselbe hatte, höchst dürftig war.

In Novogorod trat ein anderes Kommando an die Stelle desjenigen, welches sie bisher begleitet hatte, und von hier bis nach Irkutsk wurden sie stets von einem Kommando des, in dem jedesmaligen Gouvernement befindlichen, Militärs und von der Landpolizei unter der strengsten Aufsicht geführt. Von Novogorod bis Tobolsk erhielt jeder 3, und von da bis nach Irkutsk täglich 2 Kopeken Diaeten. Alle würden indeß, als Leute von Wohlstande, die an eine feine Lebensart gewöhnt waren, durch Kummer, Mangel und Blöße umgekommen seyn, wenn sie nicht auf ihrer Reise so viele Menschenfreunde gefunden hätten die sich ihrer annahmen.

In Twer wurden sie den Kommandanten Frenew vorgestellt. Das Schicksal der Verbannten rührte ihn. Er befahl die schweren Fesseln mit leichtern zu vertauschen, änderte die Eskorte und fertigte sie noch den nämlichen Tag über Jaroslawl ab, und der Major Masengel versorgte sie mit Lebensmitteln und andern Dingen. Nachdem der Letztere sie 3 Stationen weit begleitet hatte, verließ er sie mit Thränen in den Augen. Gegen Abend kamen sie nach Kaschin, wo sie übernachteten und von dem Pöbel viele Unannehmlichkeiten litten. Man glaubte in den Deportirten gebrandmarkte Missethäter zu sehen, und überhäufte sie daher mit den empörendsten Schimpfreden. Einem unter ihnen, der Tabak rauchte, riß man die Pfeife aus dem Munde, und schlug ihm ins Gesicht. Alle mußten sich gefallen lassen, angespieen zu werden, und man verfolgte sie mit fanatischer Wuth. Desto wohler ging es ihnen in Jaroslawl. Außer einem Geschenk von 50 Rubel, welches einer unter ihnen erhielt, erfuhren sie die menschlichste Behandlung. Während ihres 2tägigen Aufenthalts wies man ihnen eine Wohnung in einem Kaufmannshause an, dessen Besitzer sie mit vieler Aufmerksamkeit behandelte. Drei adliche Damen, welche sie am zweiten Tage besuchten, schenkten mit sichtbarer Rührung jedem 2 Hemden, eine Mütze und ein Schnupftuch. In Kostroma hatten sie dagegen den Schreck, daß man sie bedrohte, sie von einander zu trennen; ein Unglück welches ihr Elend vollendet haben würde, doch es blieb beim Drohen. Am Abend schickte man sie ungetrennt weiter. Eine noch härtere Behandlung als in Kaschin, erfuhren sie in der Kreisstadt Plöß 40 Werste von Kostroma. Der dasige Stadtvogt ließ sie bei ihrer Ankunft sogleich in das öffentliche Gefängniß setzen, besuchte sie dreimal des Nachts, ließ sie sich jedesmal in Reih und Glied stellen und verlas ihre Namen. Mit eignen Händen untersuchte er dann ihre Fesseln, schüttelte sie und machte in den niedrigsten und empörendsten Ausdrücken sie lustig. Bei dem ungestümsten Wetter mußten sie am Morgen weiter. In Mischegorod bekam ein Kavallerie Offizier mit 50 Rubel. Der hier bis Casan begleitende, Offizier, war ein roher Mensch, der sie bei jeder Gelegenheit

denden Kränkungen überhäufte. [In Casan ging es besser. Auf Verwenden zweier edler Männer wurde ihnen ihr [Aufenthalt nicht im Gefängnisse, sondern in einem reinen Zimmer der Stadtpolizei angewiesen. 5 Tage hindurch genossen sie die möglichste Erleichterung, und der herzliche Antheil, den man hier an ihrem Schicksale nahm, erhöhte den Werth der Wohlthaten zehnfach. Der Abschied war von beiden Seiten schmerzlich.

Je seltner von Casan aus die Städte waren, je öder und trauriger die Natur um sie her lag, desto mehr fühlten die Gefangenen sich ihrem herben Schicksale näher gebracht, und die letzten Hofnungen auf menschenfreundliche Behandlung und wohlthätige Theilnahme sanken unter solchen Aussichten. In Jekaterinenburg erlaubte man ihnen 4 Tage lang still zu liegen, welche Zeit sie anwendeten, um zu beichten und das Abendmal zu genießen, und nach der freundlichsten Bewirthung machte man noch Jedem ein Geschenk mit 1 Pfund Thee und 1 Hut Zucker.

Von Tjumen aus wurden sie durch Sibirische Kosacken geführt, und sie trafen auf mehrere Transporte von Verwiesenen, die sie wegen der Schnelligkeit ihres Fuhrwerks hinter sich ließen. 20 Werste über Tobolsk erhielten sie ihr Quartier in dem Mönchskloster Abalatzk, wo es ihnen abermals sehr wohl ging. Man wies ihnen reichliche Zimmer an, sie blieben die ganze Osterwoche daselbst, und die Mönche lebten mit ihnen auf den freundschaftlichsten Fuß. Bis hieher war die Reise auf Schlitten gegangen. Jetzt trat Thauwetter ein, wodurch alle Straßen unbrauchbar wurden. 250 Werste vor der Stadt Tara mußten unsre Exulanten den Frühling abwarten. Alle wurden hier in Bürgerhäuser einquartirt und genossen die gefälligste Behandlung. Desto trüber ging es auf dem Wege nach Tomsk. Sie mußten in der drückendsten Hitze die barabinskische Steppe passiren. Mehr als Durst und Hitze

plagte sie auf diesem Marsche, eine ungeheure Menge geflügelter Insekten die schaarenweise auf sie niederfielen und sie jämmerlich zerstachen. Die Bewohner jener Gegenden schützen sich dagegen durch eine Art Kapüchon von Haarnetzen, die sie über die Hüte ziehen. Unsern Gefangnen hatte man in Tara davon nichts gesagt, und unterwegs waren keine dergleichen Hüte zu bekommen. Sie mußten also die Stiche der Insekten mit Geduld ertragen, und dankten dem Himmel, als sie zu Tomsk ankamen.

Hier wurden sie sehr liebreich behandelt. Sie speisten täglich an der Tafel des Gouverneurs, und ein Wundarzt erhielt Befehl für die Herstellung ihrer Gesundheit Sorge zu tragen. Fünf Monate lang lebten sie unter seinem wohlthätigen Schutze, und nichts beunruhigte sie als die Furcht vor dem Tode ihres Wohlthäters, dessen Körperkräfte sehr in Abnehmen standen. Sein Tod erfolgte wirklich, ehe sie sich desselben versahen, und ihr Verlust schien unersetzlich. Indeß, es ging besser als sie meinten. Der Nachfolger des Gouverneurs war so menschenfreundlich, unsern Verwiesenen noch zwei Monate bis zu ihrer völligen Erholung in Tomsk zu vergönnen. Nach Verlauf derselben ging es noch Irkutsk, wohin sie ein einziger gemeiner Soldat geleitete. Dieser Mensch kannte nicht nur die Verfassung zu Nertschinsk, sondern auch den Chef der dasigen Bergwerke, und machte ihnen so furchterregende Schilderungen von beiden, daß ihnen Hören und Sehen verging. Die düstere Einöde, welche sie durchzogen, lieh vollends ihrer Einbildungskraft die schwärzesten Farben zu dem abschreckenden Gemälde, das man ihnen von jenen Jammerszenen machte. In Irkutsk wurden sie jedoch wieder in etwas beruhigt, als man ihnen sagte, daß nur grobe Verbrecher zum Bergbau gebraucht würden; da sie nun zu diesen nicht gehörten, so kamen sie nur in die Jakutskischen Tuchfabriken. Sie wurden sogar dem Director dieser Fab

riken, der sie sehr gütig aufnahm und sie mit seiner besondern Verwendung für sie versicherte, vorgestellt. Plötzlich aber kam andere Ordre. Sie erhielten Befehl, sich in der Polizei zu versammeln und sogleich packte man sie mit 70 andern Exilirten in Kibitken, um alle insgesammt nach den Nertschinskischen Bergwerken zu fahren. Der Kummer der Getäuschten stieg zu einer furchtbaren Höhe, besonders da unter den 70 neu hinzugekommnen Unglücklichen nur 2 Offiziere waren. Alle übrige bestanden aus verworfnen Verbrechern, welche die wildeste Bosheit und Tücke in ihren Reden und Handlungen zeigten, und die schon durch ihren Blick Schauder erregten. Mitten unter diesem Auswurfe der Menschheit sich zu befinden, einerlei Behandlung mit ihnen zu erfahren, wer konnte das gleichgültig ertragen? Mit solchen Menschen sollten sie vielleicht auf Zeitlebens vergesellschaftet seyn? Welcher quälende Gedanke!

Nach 3 peinlichen Tagen, während welcher die Bessern sich ihren Schmerz nur in stillen Klagen mittheilen konnten, kamen sie an den See Baikal. Man schiffte sie gleich nach ihrer Ankunft auf eine Krongaliotte ein; allein widriger Winde halber mußten sie 15 Tage lang vor Anker liegen bleiben. Zweimal zwang man sie, während dieser Zeit, einen Versuch zur Ueberfahrt zu machen. Das erstemal schien sie der Wind zu begünstigen, aber bald schlug er wieder um, und sie mußten sich an ihren ersten Standort zurück arbeiten. Das zweitemal überfiel sie in der Nacht ein wüthender Orkan. Dichte Finsterniß hinter ihnen und um sie, vor ihnen das ganze linke Ufer des Sees im hochauflodernden Brande, *) den

*) Beim Eintritte des Frühlings zünden die Einwohner des Irkutskischen Gouvernements an vielen Orten das abgestorbne alte Gras an, um die Felder davon zu reinigen und sie zugleich mit der zurückbleibenden Asche zu düngen. Die sich auf den Feldern fortwälzende Flamme ergreift die Wälder und verursacht die fürchterlichsten Brände, die oft zu einem Monate und länger dauern. Menschen können diesen Bränden keine Grenzen setzen. Es scheint, als könnte nur die Hand der Allmacht ihnen Einhalt thun.

Sturm von allen Seiten, der oft mit Donnergeheul die Flammen in den See stürzte, das waren ihre Umgebungen und Ansichten. Zwei Elemente lagen unter sich im Kampfe, das Schiff stieg bald bis in die Wolken, bald sank es in den Abgrund, bald bedeckten es die Wellen; die Natur schien im Aufruhr. Dabei waren unsere Gefangnen von der Arbeit des vorigen Tages entkräftet, ohne Kenntniß der Schiffahrt und an Händen und Füßen gefesselt. Es war eine Nacht, in welcher ihnen jeder Augenblick den Tod drohte, und sie fürchten ließ, entweder lebendig verbrannt oder von den Fluthen verschlungen zu werden. Endlich graute der Tag, der Sturm legte sich, und der See ward ruhiger; aber heftiger wüthete der Brand selbst auf den fernern Gebirgen. Ein heitrer Himmel dämmerte, die Morgensonne färbte mit ihren Purpurstrahlen den Horizont und ihr milder Glanz strömte über die weiten Fluten des Baikal. Am linken Ufer die Natur in ihren zerstörendsten Verheerungen, und am rechten im reizendsten Morgengewande. Ein Anblick der alle Todesgefahren vergessen ließ, der selbst Menschen in Fesseln entzücken konnte! Noch war indeß der Wind ungünstig. Erst beim dritten Versuch gelang die Ueberfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Es ist ein kleines Räderhaus
Mit goldnen Wänden oft versehen,
Worin zwei Arme stets sich drehen;
Doch geht da Niemand ein und aus.
Es hat auch nur ein Fensterlein
Und keine Thür', und ist so klein,
Daß — glaub' es Leser! — jedermann
Es in der Tasche tragen kann.

E. H. Schwabe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 18. Juli 1811. 86.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Johanniswürmchen (der leuchtende Johanniskäfer oder Scheinkäfer.) Lampyris noctiluca. Fr. Ver-luisant.

Der leuchtende Johanniskäfer, oder das sogenannte Johanniswürmchen, gehört zur ersten Ordnung der fünften Klasse *) und zwar zur sieben und zwanzigsten Gattung, in welcher die Arten der Scheinkäfer zusammgestellt sind, die das mit einander gemein haben, daß ihre Fühlhörner fadenförmig sind, daß sie vier Freßspitzen, biegsame Flügeldecken, das Brustschild platt, halbrund haben, so daß es meistentheils den Kopf bedeckt. Die Weibchen sind größtentheils ungeflügelt und den Larven ähnlich.

Was den leuchtenden Johanniskäfer insbesondre betrifft, so beträgt die Länge des Männchens $\frac{5}{8}$ Zoll. Es sieht schwarz aus, mit dunkelbraunen, wie Chagrin punktirten, Flügeldecken, und einem grauen Brustschilde, unter welchem es den Kopf verbirgt. An den zwei hintersten Bauchringen stehen zwei weiße Flecken, die des Abends leuchten.

Das Weibchen ist ungefähr 9 Linien lang (eine Linie nimmt man hier als die Breite eines Gerstenkorns an), hat weder Flügel noch Flügeldecken und sieht einer sechsfüßigen braunen Larve ähnlich. Oben ist der Körper platt, aber unten gewölbt. Es hat elf Ringe, wovon der erste das Brustschild ausmacht, welches eben die Gestalt, wie bei dem Männchen hat, nämlich vorne einen halben Zirkel vorstellt, hinten aber abgestuzt ist. Die drei letzten Bauchringe sind gelb und geben das lebhafte Licht, das man unter dem Gebüsche und den Zäunen leuchten sieht, sobald

*) Die Eintheilung des gesammten Thierreichs hat der schwedische Ritter Linné, der im vorigen Jahrhundert lebte, nach den innern Eigenschaften der Thiere und nach der Beschaffenheit ihres Herzens und Blutes gemacht. Er fand nämlich bei allen Thierarten ein Herz, das auf eine dreifache Weise verschieden war. 1) Ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern (Ohren) und rothes warmes Blut, fand er bei allen Säugthieren und Vögeln; 2) Ein Herz mit einer Kammer und eine Vorkammer und rothes kaltes Blut fand er bei allen Amphibien und Fischen; 3) Ein Herz mit einer Kammer ohne Vorkammer und ein kaltes weißes Blut fand er bei allen Insekten und Würmern. So war das ganze Thierreich in drei große Klassen getheilt; allein jede von diesen Klassen enthielt so ungleichartige Thiere, daß sich jede selbst wieder in zwei Klassen trennte, und das Ganze nun in sechs Klassen so eingetheilt ward: die erste Klasse begreift die Säugethiere die lebendige Junge gebären, und sie an ihren Brüsten säugen. Die zweite Klasse, die Vögel, unterscheiden sich dadurch, daß sie Eier legen und Federn haben. Die dritte Klasse, die Amphibien, haben zwar mit den Fischen ein ähnliches Herz; aber sie holen durch Lungen Athem. Die vierte Klasse, die Fische holen Athem durch Kiemen; Die fünfte Klasse, die Insekten haben Fühlhörner und verwandeln sich. Die sechste Klasse, der Würmer hat zwar meist Fühlfaden, leidet aber keine Verwandlung. Da nun immer noch viel Verschiedenheit unter den Thieren einer Klasse statt findet, so hat jede Klasse wieder ihre verschiedene Ordnungen, in der die Thiere aufgeführt werden und jede Ordnung ihre Gattungen, und in diesen letztern werden die einzelnen Thierarten beschrieben. So hat die fünfte Thierklasse, die der Insekten sieben Ordnungen, nämlich die Ordnung der Käfer, (coleoptera) der Halbkäfer, (Hemiptera) der Schmetterlinge, (Lepidoptera) den Florfliegen, (Neuroptera) der Wespenarten, (Hymenoptera) den Fliegenarten mit zwei Flügeln, (Diptera) der Flügellosen, (Aptera)

es dunkel wird. Das Männchen leuchtet im Fliegen; das Weibchen ist ungeflügelt. Das Leuchten geschieht durch eine phosphorartige Materie. Es scheint, sie können den Schein nach Willkühr verstärken und zwar wie man glaubt, um sich zu finden, weil sie vielleicht den scharfen Geruch, den andre Insekten zu dieser Absicht haben, entbehren. Wenn man ein Dutzend Weibchen in ein helles Glas thut, so leuchten sie so stark, daß man dabei lesen kann. Wenn man sie mit frischem Rasen bedeckt, den man oft erneuert, kann man sie einige Wochen erhalten. So wie sie matter werden, ermattet auch ihr Glanz, der bei dem Tode ganz verschwindet.

Das Weibchen legt seine gelben Eier von der Größe eines Rübsamenkorns in die Erde, oder ans Gras, woraus eine sechsfüßige Larve entsteht, die beinahe einen Zoll lang wird, und der Mutter sehr ähnlich sieht. Jeder der zwölf Ringe des Leibes hat eine horizontale, lederartige Platte. Die Farbe ist oben mattschwarz, an den Seiten gelbgefleckt, unten weißgrau; die drei Ringe vor dem letzten aber sind weißgrünlich, und leuchten, obgleich nicht so stark, wie beim vollkommnen Insekt. Bei der Verwandlung spaltet die Haut auf beiden Seiten, und die Nymphe gleicht der Larve vollkommen; nur kürzer ist sie, hat ihr Zangengebiß verloren und leuchtet grünlich. Sieht man daher vor Johannis ein Leuchten in Hecken und Gebüschen: so sind es die Larven oder Nymphen des Johannisscheinkäfers, den man unrichtig das Johanniswürmchen nennt. Denn Würmer die zur sechsten Klasse der Thiere gehören, haben alle, außerdem, daß sie keine Verwandlung leiden, das untrügliche Kennzeichen, daß ihnen Füße und Fühlhörner fehlen; wie denn überhaupt jedes Thier, welches mehr als vier Füße hat ein Insekt ist und zur fünften Klasse der Thiere gehört.

Suttinger.

Die Erbschaft, oder der dankbare Pflegesohn.

Zu der Zeit, da Kaiser Leopold II. noch Großherzog von Toskana war, gelangte an die Vorsteher des Findelhauses zu Florenz ein Schreiben aus Cadix mit der Anfrage, ob nicht hier vor sechszehn Jahren ein Knabe mit den und den Zeichen, und an dem und dem Tage aufgenommen worden wäre. Die Bücher des Findelhauses wurden nachgeschlagen, und es ergab sich daraus, daß der bezeichnete Knabe zu dieser Zeit war gefunden, im Findelhause erzogen und hernach zu einem Landmann war gebracht worden. Hier lebte der Jüngling, ein gesunder und rüstiger Bursche, noch. Er hatte sich die Liebe seines Pflegevaters in so hohem Grade erworben, daß ihm dieser seine einzige liebenswürdige Tochter, ein tugendhaftes und arbeitsames Mädchen, zur künftigen Gattin bestimmte, mit welcher er das kleine Landgütchen, das dem Vater gehörte, bewirthschaften sollte.

Dieses Verhältniß, worin sich der Jüngling befand, wurde sogleich nach Cadix berichtet, und es dauerte nicht lange, so kam von dort her ein neues Schreiben mit einem beträchtlichen Wechsel und folgenden Innhalts:

„Der genannte Jüngling sey der natürliche Sohn eines angesehenen und reichen Spaniers, der sich vor 16 Jahren in Florenz aufgehalten habe, und jetzt in Spanien gestorben sey. Er habe dieses einzige Kind zum Universalerben eingesetzt, jedoch mit der Bedingung, daß er sich in Spanien niederlassen müsse. Man hat daher die Direktion des Findelhauses, dem Jünglinge sein Glück anzukündigen, ihm das Geld einzuhändigen und die nöthigen Reiseanstalten zu machen.

Der Vorsteher des Findelhauses verfügte sich, nebst einem Abgeordneten des Großherzogs, selbst zu der ländlichen Wohnung des Jünglings, und machte ihm die große Neuigkeit zum nicht geringen Erstaunen desselben, so wie des ganzen Hauses bekannt. Alle waren betroffen und wußten nicht was sie den

Abgeordneten, welche dem Jünglinge andeuteten, daß er mit nach Florenz reisen müßte, antworten sollten. Der junge Mensch aber faßte sich zuerst, und rief mit Heftigkeit: „Nein, ich gehe nicht mit nach Florenz, noch weniger aber nach Spanien.“

„Wie könnte ich,“ fuhr er fort, „meinen alten Pflegevater verlassen, zu einer Zeit, wo er meiner Unterstützung am wenigsten entbehren kann. Er hat mich seit 16 Jahren wie sein eignes Kind behandelt, mich mit seinem eignen Kinde verlobt, und wir werden durch Arbeit und Tugend glücklich mit einander seyn.“

Man wendete ihm hierauf ein, er werde im Weigerungsfalle seine große Erbschaft einbüßen, weil sein verstorbner Vater an den Besitz derselben die Niederlassung in Spanien gebunden hätte. „Mir fehlt es an nichts“, sprach der genügsame Jüngling, „ich habe arbeiten gelernt, bin gesund und lebe hier vollkommen zufrieden. — Wo werde ich es besser haben? „Mein lieber Sohn, sprach der Vorsteher des Findelhauses; wir müssen ein Glück, das sich uns unverhofft darbietet, nicht leichtsinnig von uns stoßen. Nur zu oft bereuen wir es, wenn es zu spät ist, und fühlen uns hernach desto unglücklicher.“

„Nein, nein, erwiederte der Jüngling: ich werde nie unglücklich seyn, so lange ich hier bei meinem guten Vater bin. Aber ich fühle es, daß mir ohne ihn kein Reichthum Vergnügen machen würde. Lassen sie mich hier bei meiner lieben Familie, und überzeugen sich, daß jede Veränderung meiner Verhältnisse mir nur Schmerz, statt Freude machen werde. Der ehrliche Landmann und seine Tochter suchten den Jüngling selbst zu bewegen, seine Reise nach Florenz anzutreten, wenn es ihnen gleich nicht so ums Herz seyn mochte. Sobald sie aber sahen, daß der junge Mensch sie mit thränenden Augen und unter vielem Schluchzen beschwor, nicht weiter in ihn zu dringen: so freuten sie sich im

Stillen über diesen sprechenden Beweis kindlicher Liebe und Dankbarkeit desto mehr, und schwiegen.

Die Abgeordneten mußten wirklich, ohne den Jüngling, nach Florenz zurückreisen. Sobald sie dort angelangt waren, meldeten sie dem Großherzog den schlechten Erfolg ihrer Reise, und sprachen mit Bewunderung von der Standhaftigkeit des Jünglings, der, zufrieden mit seinem jetzigen Glücke, kein größeres begehrte.

Der Großherzog ließ hierauf die ganze kleine Familie nach Florenz kommen, und sagte zu dem Jünglinge beinahe das Nämliche, was ihm schon die Abgeordneten gesagt hatten, daß er unrecht thäte, ein großes Glück von sich zu stoßen, und er solle sich nicht länger weigern, Gebrauch davon zu machen.

Thränen und wehmüthige Blicke auf den Alten und seine Tochter waren die erste Antwort des Jünglings; sodann aber erklärte er nochmals, daß er seinen Entschluß nicht ändern werde.

Der Großherzog wendete sich nun an den Alten selbst und bewog ihn, dem jungen Menschen zuzureden. Es geschahe. „Gehe mein Sohn! sprach der alte Landmann, gehe deinem Glücke entgegen, nimm jetzt auf mich keine Rücksicht, denke stets an die guten Lehren, die ich dir gegeben habe, die du so treu bisher befolgt hast, und glaube, daß Niemand sich über dein Glück mehr freuen wird, als ich. Diese Anrede des Alten an den Jüngling that auf das gefühlvolle Herz desselben gerade die entgegengesetzte Wirkung, er wollte sich durchaus nicht von seinem Wohlthäter trennen, und der erhabene Leopold selbst wurde von Gefühlen sanfter Rührung ergriffen.

Wie wäre es, sprach endlich der Großherzog, nachdem er eine gute Weile still nachgedacht hatte, wenn der alte Vater und seine Tochter dich nach Spanien begleiteten?

„Ja, versetzte der Jüngling, dann ginge ich gern.“

Der alte Landmann machte freilich dagegen man-

cherlei Einwendungen. Er schützte sein Alter, seine gegenwärtige ruhige Lage, seine Liebe zum Vaterlande und zu seinem gütigen Landesherrn, mit dem er jetzt redete, vor.

„Begleitet ihn wenigstens bis nach Spanien, entgegnete der Großherzog, und kommt dann wieder in meine Staaten zurück.

„Nein!" rief der Jüngling aus, wenn mein lieber Vater nicht bei mir bleibt, so mag ich auch nicht nach Spanien — und lasse die Erbschaft fahren.

Der Großherzog drang nun nochmals in den Alten, mit seinen Kindern nach Spanien zu ziehen, weil er sie dadurch beide glücklich machen werde.

Ach, rief der Alte, so mag denn meine Tochter mit dir ziehen und deine Gattin werden, so ungern ich mich auch von ihr trenne. Meinen Segen gebe ich euch beiden mit auf den Weg; aber laßt mich in meinem Vaterlande bleiben und in meiner kleinen ländlichen Hütte, die ich nun schon über 60 Jahre bewohne, ruhig sterben.

Nein, guter Vater! riefen Sohn und Tochter zugleich; ohne dich gehen wir nicht von dannen. Du mußt uns nach Spanien begleiten, wir müssen dich in deinem Alter selbst pflegen, wie wir bisher thaten.

Nun so sey es, rief endlich der Alte tief gerührt — ich will mit euch ziehen — ihr sollt mir außer meinem Vaterlande die Augen zudrücken. Ungern verlasse ich mein liebes Haus, mein theures Vaterland, meinen edlen Fürsten; aber es ist sein und euer Wille — ich folge euch.

In dem Augenblicke stürzen sich der Jüngling und die Jungfrau in die Arme des Alten, und weinen Thränen der Freude, indeß der hohe Augenzeuge dieser Szene, der edle Leopold, Thränen der Rührung vergießt.

Der gute Landesvater entließ nun die Anwesenden sämmtlich mit herzlichen Segenswünschen und die glücklichen jungen Personen traten mit dem geliebten Alten ihre Reise nach Spanien an.

Späteren Nachrichten zufolge, welche man von dorther erhielt, lebten alle glücklich und zufrieden. Das plötzliche Glück hatte auf die Gesinnungen des edlen Jünglings keine nachtheiligen Wirkungen geäußert, und der gute Alte, der noch mehrere Jahre, unter seinen tugendhaften Kindern, im Genusse heiterer Ruhe lebte, pflegte öfters zu sagen: es gereut mich doch nicht, daß ich mit euch gezogen bin. Lenke.

Brief-Adresse.

Ein Minister ließ kurz vor einer Reise auf sein Landgut einen Schneider zu sich rufen, um bei ihm einige Livreen zu bestellen, die nachgeschickt werden sollten. In der Verlegenheit, worin sich der Schneider wegen der gehörig abzufassenden Adresse befand, suchte er unter der Menge von Briefschaften, die in dem Arbeitszimmer des Ministers auf dem Fußteppich herum lagen, eines zu erwischen. Es gelang. Aber unglücklicher Weise war es die Adresse eines königl. Handschreibens, und der Minister erschrak nicht wenig, als er nach etlichen Wochen einen, seine Livreen begleitenden, Brief erhielt mit der Aufschrift: „An meinen lieben Staatsminister von ꝛc. K—r.

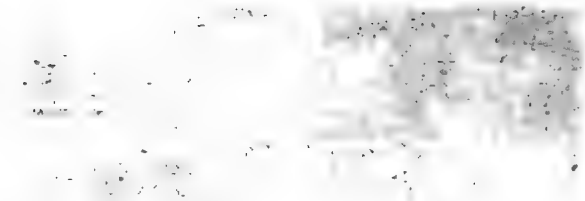
Arithmethisches Räthsel.

Zwei Schwestern hatten sich Eier von jungen Hühnern, die sie selbst aufgezogen hatten, gesammelt. Da sagte Lieschen zu Jettchen: höre, gieb mir doch acht Eier ab, dann habe ich eben so viel wie du! Nein, erwiederte Jettchen, gieb du mir lieber fünfe von deinen, dann hab' ich dreimal so viel als du. — Wie viel hatte jede?

Anton Niemeyer.

Auflösung der Charade im drei und achtzigsten Stück.

Deckel, Decke, Ecke.



Digitized by Google

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 20. Juli 1811. 87.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Ein amerikanisches Dorf.

(Zum Kupfer Nr. 15.)

In allen Gegenden der Erde, deren Bewohner sich aus dem Stande der Rohheit emporgearbeitet haben, wohnen die Menschen in großen oder kleinen Städten oder auf Dörfern in ordentlichen, zweckmäßig, bequem und schön eingerichteten Häusern. So war es aber in der grauen Vorzeit nicht; und auch noch jetzt giebt es viele tausend Menschen, die keine Städte und Dörfer haben. Diese wohnen über der Erde, oder auf derselben, oder unter derselben. Diejenigen, welche ihre Wohnungen über der Erde haben, ersteigen Bäume, deren starke Aeste und Zweige ihnen Sitz und Lager und deren dichtes Laub ihnen Schutz vor unfreundlichem Wetter gewähren. Die auf der Erde wohnenden, bauen sich Zelte. Sie stecken Stangen schief in die Erde, so daß sie oben zusammenstoßen und decken über diese Stangen Leinwand. Zwar sind auch diese Zelte nicht hinreichend, die Bewohner derselben gegen jeden unangenehmen Einfluß der Witterung zu schützen; aber sie schicken sich doch ganz zur Lebensart dieser Menschen. Es sind nämlich nomadisirende Völker, die sehr viel Vieh haben, welches sich von Gras und Kräutern nährt. Ist das Gras in einer Gegend abgefressen, so müssen sie weiter treiben. Bei dieser Lebensart nun würden ihnen feste Wohnungen wenig helfen; denn nach einigen Wochen müßten sie dieselben leer stehen lassen. Unter diesen Umständen gewähren ihnen die Zelte mehr Vortheile. Die Nomaden ziehen die Stangen aus der Erde, wickeln die Leinwand zusammen und nehmen sie mit sich fort. Auf neuen Weideplätzen schlagen sie ihre Zelte wieder auf und so geht es immer fort. — Manche Völker bauen sich Hütten, die so gemacht sind, wie unsre Backöfen. Sie biegen lange Stäbe krumm, wie Reifen und stecken sie von beiden Seiten in die Erde. Hierauf breiten sie Decken von Schilf darüber, die so dicht sind, daß kein Regen durchdringen kann. Diese Hütten haben weder Fenster noch ordentliche Thüren. Eine nicht gar große Oeffnung ist es, durch welche sie hineinkriechen. Noch andere bauen ihre Wohnungen von Baumpfählen, die, wie unsre Balken an den Dächern, oben spitzig zusammengelegt sind. Diese Pfähle werden mit Baumrinden bedeckt. In der Mitte dieser Hütten befindet sich der Heerd mit dem Feuer, der zugleich die Stelle des Ofens vertritt. Für den Rauch giebt es darin keinen Ausgang; darum sind die Menschen fast alle krank an den Augen; viele werden sogar blind. — Wieder andere Völker bauen sich Wohnungen, welche große Aehnlichkeit mit unsern Taubenhäusern haben. Sie graben den Stamm eines dicken Baumes in die Erde, und oben auf den Stamm bauen sie ihr kleines Haus. Den glattgemachten Stamm bestreichen sie noch überdieß mit Fett. In ihrer Nähe halten sich nämlich viele Bäre auf, die bekanntlich sehr gut klettern können. Finden diese Thiere auf dem Felde und in den Wäldern keine Nahrung mehr, so kommen sie in die Hütten der

Menschen, um sich zu sättigen, und da verschonen sie sogar die Menschen nicht. Will nun der Bär den glatten, mit Fett beschmierten, Stamm mit seinen Tatzen umfassen und erklettern, so glitscht er ab und muß weiter wandern. — Auch unter der Erde haben von jeher Menschen gewohnt in Erd- und Felsenhöhlen, welche entweder die Natur oder wilde Thiere gebildet hatten, oder welche von den Menschen selbst ausgegraben wurden. Jetzt noch wohnen, besonders in Winter, manche Völker unter der Erde. Sie machen sich tiefe Gruben in die Erde, legen Balken darüber hin und bedecken sie mit Gras und Erde. Auf einer Leiter, die Aehnlichkeit mit einer Hühnertreppe hat, steigen sie in diese Gruben. Man nennt alle die Menschen, die in Höhlen wohnen Troglodyten, und die sich unter Zelten aufhalten Skeniten.

Das gegenwärtige Kupfer stellt uns die Abbildung eines amerikanischen Dorfes auf. Es ist ein Dorf der Insulaner auf Terra del Fuego. Dieses ganze Dorf besteht aus etwa 13 elenden Hütten, die alle von Baumzweigen errichtet, und mit Moos und Fischhäuten bedeckt sind. Sie schützen höchstens gegen die Sonnenstrahlen und gegen den Regen, gewähren aber übrigens wenige oder vielmehr keine Bequemlichkeit. Der Rasen des Fußbodens vertritt die Stelle des Bettes, des Sopha's, des Heerdes, des Tisches, der Bank und andrer Geräthschaften. Das nöthige Licht fällt durch die offene Seite der Hütte hinein, aber mit ihm auch zugleich Schnee, Regen, Staub, üble Dünste und was sonst der Sturm etwa von dieser offenen Seite her mitbringt. Der Hausvater mit seiner ganzen Familie und allen seinen Hausgenossen kriecht darin herum und ist kaum im Stande, in einem so elenden Behältniß seine nöthigen Waffen zu schnitzen und seine höchst ärmliche Kleidung zusammen zu heften. Um wieviel vollkommner sind nicht unsre Wohnungen, mit denen wir dennoch öfters unzufrieden sind, und sie mit noch

bessern zu vertauschen wünschen! Nur durch viele vorhergegangene Erfindungen und Entdeckungen, durch die Einführung vieler Künste und durch fortgesetzte Uebung des Nachdenkens, wurde es möglich, so bequeme und schöne Wohnungen für die Menschen zu erbauen, wie wir sie gegenwärtig haben. In der alten Welt scheinen die Aegypter die ersten gewesen zu seyn, die festere Häuser bauten. Von ihnen erlernten diese Kunst die Israeliten. Die schöne Baukunst aber verdanken wir den Griechen, deren Tempel und Paläste, deren Wohnhäuser die Römer mit Wohlgefallen betrachteten, und als Muster zu ihren Prachtgebäuden benutzten. Von Italien aus ging die Kunst schön zu bauen, auf das übrige Europa über und noch immer sind es die Trümmer der alten, nach griechischen Mustern aufgeführten, Gebäude, welche von Künstlern studirt werden, um die schönen Verhältnisse, die richtige Anordnung der Theile und die geschmackvollen Verzierungen kennen zu lernen und auf neuere Werke überzutragen.

Hesse.

Der Arme und die Leiche.

In einer großen Stadt, deren Namen nichts zur Sache thut, lebte ein sehr armer Schuhflicker, welcher Vater einer zahlreichen Familie war. Er mußte seinen Unterhalt sehr kümmerlich erwerben. Dessen ungeachtet war er ein sehr gutherziger und wohlthätiger Mann, und theilte nicht selten das letzte Stück Brot mit einem Armen, welcher seine Hülfe suchte, und noch dürftiger, als er selbst war. Das Haus, welches er bewohnte, gehörte einem sehr reichen Manne, der gerade das Gegentheil von ihm, das heißt ein harter und gefühlloser Geizhals war.

Eines Tages klopfte ein reisender Handwerksbursche an das Fenster, und flehte um eine Gabe. Es

war Winter, und der Bittende war blos in elende Lumpen gehüllt. Er zitterte vor Frost, und sah äußerst krank und abgezehrt aus. Der Anblick ging dem ehrlichen Handwerksmann durchs Herz. Ach, dachte er, wer weiß wo vielleicht deine Kinder einst in eben so armseligen Umständen unter fremden Menschen herumirren müssen! — Er ließ den Fremden in die Stube kommen, damit er sich an dem Ofen wärmte. Hier erfuhr er von ihm, daß er mehrere Monate in einem Spital zugebracht, und noch sehr krank und kraftlos daraus entlassen worden sey. Das Elend des jungen Menschen war groß, und rührete den mitleidigen Schuhflicker sehr. Er sah voraus, daß der Kranke, wenn er in der strengen Jahreszeit seinen Stab weiter setzen müsse, ganz gewiß das Leben einbüßen würde. Er glaubte daher, es nicht vor seinem Gewissen verantworten zu können, wenn er für die Erhaltung des Lebens eines Menschen nicht Alles thäte, was in seinen Kräften stünde. Deßhalb wendete er sich an die Vorsteher des Hospitals, und bat um eine Stelle für den Leidenden. Diese wollten sich aber zur unentgeltlichen Aufnahme durchaus nicht bequemen, weil der Patient nicht aus der Stadt und noch nicht einmal bettlägrig wäre. Traurig kehrte der wackre Schuhflicker zurück, beschloß aber sogleich, den Kranken nunmehr selbst so lange zu behalten, bis er ohne Gefahr weiter reisen könnte.

Die Hausfrau und die Kinder entschlossen sich willig, einen Theil ihrer wenigen Betten zu entbehren, um dem Fremden ein Lager zu bereiten. Was die dürftige Haushaltung nur immer aufbringen konnte, wurde herbeigeschafft, um dem Kranken soviel Bequemlichkeit zu verschaffen, als möglich war. Die gehoffte Besserung fand sich indessen, trotz der sorgfältigsten Pflege, nach mehrern Tagen nicht. Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich im Gegentheil immer mehr. Der arme Fremdling litt an einer unheilbaren Auszehrung, und konnte das Lager nicht mehr

verlassen. Weit entfernt in seiner wohlthätigen Fürsorge für ihn müde zu werden, verdoppelte der edeldenkende Mann vielmehr seinen Eifer und bedauerte nur, daß er seinen Gast durch alle großen Aufopferungen nicht wieder zu seiner Gesundheit verhelfen konnte. Dieser näherte sich indessen sichtbar dem Grabe, und einen Monat nach seinem Eintritt in das gastfreundliche Haus, war er nicht mehr.

Hatte die Verpflegung des Fremdlings bisher den armen Hausvater oft in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, so stieg seine Noth jetzt aufs höchste, da er sich völlig außer Stande sah, die Leiche unter die Erde zu bringen. Die Begräbnißkosten fielen, da er den Fremden einmal ins Haus genommen hatte, schlechterdings auf ihn, und Niemand fand sich, der ihn dabei unterstützen wollte. In der größten Angst wendete er sich an seinen reichen Hauswirth, und bat um einigen Vorschuß. Seine rührendsten Vorstellungen bewirkten indessen bei dem harten Mann nichts, als einen Strom von rauhen Vorwürfen, und er wurde mit dem Bedeuten abgewiesen, sich künftig nicht wieder mit dergleichen Bettelvolk einzulassen, und die Leiche je eher je lieber aus dem Hause zu schaffen.

Was sollte er jetzt thun? — Sein Entschluß war bald gefaßt — Seine Bitten waren überall mit Härte zurückgewiesen worden; er wagte es nicht mehr zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Er suchte nun bei sich selbst Hülfe. Er veräußerte einen Theil seiner Effekten, bezahlte davon den Sarg, die Begräbnißkosten und sorgte sogar für ein anständiges Sterbegewand, in welches der Leichnam des verstorbenen gehüllt werden konnte. Der Todte wurde angezogen, und im Sarge offen auf die Hausflur gesetzt. Ein irdenes Becken stund neben dem Sarge, und ein Zettel mit folgenden groß geschriebenen Worten war an den Deckel geheftet:

Ein Armer begräbt hier einen Armen.

Er bittet mitleidige Herzen um Beisteuer. Gott wird's belohnen.

Dieſes einfache Mittel verfehlte ſeinen Zweck nicht. Es fehlte nicht an Neugierigen, die ſich Anfangs einzeln einfanden, bald aber in groſſen Schaaren, nachdem ſich die Nachricht von dem ſonderbaren Schauſpiele in Kurzem durch die ganze Stadt verbreitet hatte, herbeiſtrömten. Der Zulauf vermehrte ſich ſtündlich; jeder wurde gerührt, und Niemand ging aus dem Trauerhauſe, ohne eine reichliche Gabe in das Becken gelegt zu haben. Mehrere vornehme Familien aus der Stadt ſchickten ſogar durch ihre Bedienung bedeutende Summen dahin.

Der habſüchtige Hausbeſitzer hatte kaum Kundſchaft davon erhalten, als er den groſsmüthigen Entſchluß faßte, ſich des Verſtorbenen anzunehmen. Er ſtellte, unter dem Vorwand, den zu groſsen Andrang zu verhüten, eigenmächtig eine Wache an den Sarg, und erklärte gegen den Schuhflicker, daß er, als Hauseigenthümer, die eingegangenen Beiträge in Empfang nehmen, und ihn für die aufgewendeten Verpflegungs- und Begräbniſskoſten hinlänglich entſchädigen würde. Als Hausherr glaubte er zu dieſem Verfahren ein vollkommenes Recht zu haben, und es lag ihm um ſo mehr daran, da die eingegangenen Gaben die ſämmtlichen Koſten mehr als zehnfach überſtiegen. Die Anweſenden hatten dieſes kaum vernommen, als ein allgemeiner Unwille über ein ſo beiſpiellos niedriges Betragen entſtand. Die Sache wurde ſogleich der Obrigkeit angezeigt. Sie ſäumte nicht, die Wache des Hausherrn fortweiſen zu laſſen, und ihre eigene an deren Stelle zu ſetzen. Die Leiche wurde unter zahlreicher Volksverſammlung zur Erde beſtattet, und Niemand als der eigennützige Hauseigenthümer beneidete den wohlthätigen Schuhflicker um die beträchtliche geſammelte Summe, die ihm von der Obrigkeit ohne Widerrede zugeſprochen wurde.

Gewiſs hat er in der Folge einen weit edlern Gebrauch davon gemacht, als jener jemals gethan hätte. Hußell.

Nach Adam Rieſen's Rechenbuche.

Wenn Jemand zu verſtehen geben will, daß ſeine Rechnung richtig zutreffe, ſo ſetzt er bisweilen den Ausdruck hinzu: Nach Adam Rieſen's Rechenbuch. Zu unſern Zeiten hat ſich dieſes Rechenbuch ſelten gemacht; aber von dem Verfaſſer deſſelben wiſſen wir folgendes:

Adam Rieſe war ein Schulmann zu Annaberg und lebte um die Zeit von 1520 — 1540. Er hatte den Ruf des gröſsten Rechenmeiſters ſeiner Zeit, und löſte in der That die ſchwierigſten Rechnungsaufgaben. Kaiſer, Könige und Fürſten nahmen bei ſchwierigen Fällen ihre Zuflucht zu ihm, und er blieb nie die Antwort ſchuldig. Die Mathematik war aber auch ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die er nie unterbrochen ſtudirte.

Im Jahr 1525 gab er ein Rechenbuch heraus, unter dem Titel: Rechenbuch auf den Linien und der Feder, auf allerlei Handthierung, gemacht durch Adam Rieſen. Ein, demſelben voranſtehender, Holzſchnitt ſtellte ſein Bruſtbild vor. Dieſes Buch fand allgemeinen Beifall, und mußte ſchon nach fünf Jahren zum zweiten Male aufgelegt werden. Nachher iſt es noch ſehr oft gedruckt und nachgedruckt worden. z. B. 1563 zu Frankfurt am Mayn und zu Leipzig 1568.

Die wenigen Kenner, die noch jetzt dieſes Buch beſitzen, verſichern, daß es groſse Vorzüge, nicht nur vor den Rechenbüchern ſeiner Zeit, ſondern auch vor manchem der jetzt kurſirenden, habe, und daß mancher neue Rechenkünſtler, der ſich Wunder wieviel geleiſtet zu haben dünkt, aus demſelben lernen könne.

K—r.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 22. Juli 1811. 88.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Des Husaren Rittmeisters Lakonin und seiner Gefährten Verweisung nach Sibirien.

(Fortsetzung.)

In der Stadt Werchne-Udinsk hatten die Deportirten 3 Rasttage. Sie benutzten diese Zeit, sich Brot zu backen und Zwieback zu trocknen. Von hier aus mußten sie eine Steppe von 500 Werste durchwandern, welche Bratzkische Tatarn bewohnen, die sich einzig und allein von Fleisch und Milch nähren, bewegliche Filzhütten, statt der Zelte, haben, an Gesichtsbildung und Körperbau den Kalmücken gleichen, mongolisch sprechen und sich zur Lehre des Dalai-Lama bekennen. Ihre Viehzucht ist vortrefflich; ihre Unreinlichkeit unbeschreiblich groß und ekel erregend. Bei einer nähern Untersuchung unserer 7 Reisenden fand sich, daß ihr Gesundheitszustand sehr zerrüttet war. Nach dem Urtheile des dortigen Wundarztes konnten sie in diesem Zustande ihre Reise nicht fortsetzen. Er gab ihnen deshalb Scheine, die bei der Polizei abgegeben werden mußten. Zum Unglück war einer der Gefangenen bei Ausstellung des Scheins übersehen worden, und es begann deshalb eine herzzerreissende Szene, die auch den Gefühllosesten ergriff. An Händen und Füßen gefesselt, wurde der Elende an einen Strick gebunden, und mit seinem Führer allein in die Bergwerke durch die Steppe zu Fuße abgeschickt. Er bat mit Thränen; aber man war taub gegen seine Bitten. Er sank auf seine Knie, und die Miene seiner sprachlosen Verzweifelung flehte Gott und Menschen um Erbarmen. Vergebens! Man riß ihn am Stricke empor und schleppte ihn fort. Er breitete seine Arme gegen seine Gefährten, und flehte um die Barmherzigkeit, sie noch zum letztenmal umarmen zu dürfen. Man stieß ihn hinweg und zog ihn, wie ein Thier zur Schlachtbank, am Stricke hinter sich her. Seine Mitschuldigen stürzten auf ihn los, und umfaßten ihn mit Gefühlen unsäglichen Jammers; aber seine Arme waren starr und gelähmt. Sein Körper schien entseelt. Er sah seine Freunde nicht mehr, sondern nur sich im Abgrunde des menschlichen Elendes allein. Man warf ihn in die Kibitke und seine Mitgefangenen weinten ihm laut nach. Doch selbst ihre Thränen galten für ein Verbrechen; und bald mußten sie ihm folgen.

Nach ihrem Durchgange durch die Bratskische Steppe kamen sie an Dörfer, die zum Nertschinskischen Bergwerke gehörten, und sie standen daher nahe am großen Ziele. Sie passirten die Stadt Nertschinsk, die eine traurige Lage hat, und nur aus elenden Hütten besteht. Am 20sten Julius sahen sie in Kasimur, 250 Werste von Nertschinsk, das erste Bergwerk, wo Silber geschmolzen wird. Fuhrwerk und Kommando ward daselbst gewechselt. Der Oberste des hier garnisonirenden Regiments feierte gerade seinen Namenstag. Während des Umwechselns erfuhr er, daß unter den Verschickten drei wären, mit denen er ehedem gedient hatte. Er schickte daher einen Kor-

poral ſeiner Kompagnie zu dem Koſakenoffizier, der die Gefangnen begleitete, mit der Bitte, dieſe drei Mann zu ihm zu ſchicken; aber dieſer ſchlug es ab. Jetzt kam der Oberſte, nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen Gäſten ſelbſt. Man bewirthete die Verwieſenen mit Speiſen und Getränken, bezeigte ihnen den lebhafteſten Antheil an ihrem Unglück, und der Oberſte ſchenkte ihnen noch 5 Rubel. Bald darauf ging die Reiſe weiter. Schon waren ſie nicht weit über eine Werſt entfernt, als ihnen ein Frauenzimmer nachgeeilt kam, deren Geſichtszüge ſowohl, als ihre ganze Haltung dafür ſprachen, daß ſie nicht von gemeiner Herkunft war. „Nehmt," ſagte ſie, indem ſie ihnen ein gebratenes Huhn und ein Weizenbrot entgegen hielt, „nehmt dieß Salz und Brot von meiner Hand. Als ich von der Bewirthung des Oberſten hörte, und erfuhr, woher ihr kommt, eilte ich ſogleich in meine Hütte, um euch auch etwas zur Labung zu bereiten. Auch ich bin eine Unglückliche, die aus euren Gegenden in dieſe Thäler des Elends verbannet iſt, und ich kenne eure Leiden aus Erfahrung." Die Deportirten dankten ihr für ihr wohlthätiges Mitleiden und erkundigten ſich nach ihrem Namen. Sie antwortete: „Ich kann euch nicht mehr ſagen, als daß ich Maria heiße," nahm Abſchied und wünſchte ihnen Standhaftigkeit und ein milderes Schickſal. Die Herzlichkeit ihrer Sprache, ihr wohlgebildetes Aeußere, ihre Geſichtszüge voll Kummer und Harm, die ganz das Gepräge des Elends trugen, das an ihrem Leben zu nagen ſchien, waren lange der Gegenſtand der Unterhaltungen, die die eigne Lage herbeiführte.

Am 26ſten Julius, Nachmittags 3 Uhr, trafen unſre Exilirten im Nertſchinskiſchen Hauptbergwerke ein. Sie wurden ſogleich vor der Wohnung des Berghauptmanns in Reihen geſtellt, und erwarteten unter Furcht und Zittern ſeine Ankunft. Ungefähr nach einer Viertelſtunde erſchien

er mit einer großen Menge unter ſeinen Befehlen ſtehender Officianten, voll der übelſten Laune. Er rief jeden Verſchickten beim Namen, ſchlug ſehr viele mit ſeinem Rohre, wohin es traf, und befahl endlich, ihnen die Feſſeln abzunehmen. Dieß geſchah aufs eiligſte, noch in ſeiner Gegenwart. An demſelben Tage trafen noch mehrere Exilirte ein, die gleichfalls in die Kaſernen auf dem Stallhofe ihr Quartier bekamen. Drei Gefangenen von höherm Range wurde eine beſondere Wohnung im Kronhauſe angewieſen. Am folgenden Tage vertheilte man die Angekommenen in verſchiedene Bergwerke, um da bei der Arbeit angeſtellt zu werden. Lakonin, nebſt zweien ſeiner Gefährten, wurde nach Kutomar, 70 Werſte von hier, geſchickt. Bei ihrer Ankunft ſtellte man ſie dem Schichtmeiſter vor, der ſie mit großer Milde und Humanität aufnahm. Am 1ten Auguſt ſchickte man ſie mit einem Transporte in das Bogoſlawiendkiſche Bergwerk, wo ſie 7 Tage arbeiteten. Nach Verlauf dieſer kurzen Zeit mußten ſie wieder nach Kutomar zurück. Einer ward jetzt beim Stalle und die andern beiden in den Gruben angeſtellt; doch hatten ſie den Troſt, ſich des Abends ſehen zu dürfen, weil ſie in dem Kronhauſe beiſammen wohnten. Die Gemalin des Berghauptmanns war vom Schlage gerührt worden, und kam hieher, um ſich durch den Gebrauch der Mineralquelle, die 7 Werſte von Kutomar fließt, wieder herzuſtellen. Ein, bei der Dame im Dienſt angeſtellter, Pole, beſuchte unſre Deportirten, ſpeiſte zu Mittage bei ihnen, und fand die, von ihnen bereiteten Speiſen ſo ſchmackhaft, daß er ſogar ſeiner Gebieterin davon erzählte. Dieſe ſchickte ſogleich einen andern Bedienten, welcher von den gerühmten Speiſen etwas für die kranke Berghauptmannin zu koſten fodern ſollte. Man gab ihr, was man hatte, und es fand ſo ſehr den Beifall der Dame, daß ſie alle drei nach Verlauf ihrer Arbeitsſtunden zu ſich kommen ließ, ſie mit Thee bewirthete,

und ihnen ihren besondern Schutz versprach. Ihr Gemal traf am andern Tage selbst ein, um seinen Geburtstag bei seiner Gattin zu feiern. Zur Zurichtung der Speisen wurde Lakonin beordert, und zufälliger Weise wußte dieser Mensch den Geschmack des Berghauptmanns so gut zu treffen, daß er zu seinem größten Kummer 4 Monate lang, von seinen Gefährten getrennt, in besondere Dienste des Hauptmanns treten mußte. Ach, welchem Dienste hatte er hier vorzustehen! Er mußte Haushofmeister, Koch, Schneider, Schuster, Stellmacher, Bereiter, Huf- und Grobschmidt zugleich seyn, und des Abends spät noch dem Berghauptmann im Bette vorlesen, um ihn im Schlaf zu wiegen. Das Letzte gelang nun meist bald; aber deswegen durfte er nicht von der Stelle. Zum Uebermaße des Unglücks für unsern Vielkünstler verlobte der Berghauptmann seine zweite Tochter mit dem Schichtmeister Achte. Von der Verlobung bis zur Hochzeit war der großen Schmausereien kein Ende, und ungeachtet der geplagte Verwiesene alles dabei zu besorgen hatte, so wurde ihm nichts von den oben genannten Arbeiten erlassen. Er mußte vielmehr die reiche Mitgabe der Braut, und ihre kostbare Garderobe im neusten Geschmack besorgen und die Hochzeitfeier anordnen, die den 9ten Jan. 1799 einen Theil seines Elends milderte. Das neue Ehepaar ging Tags darauf mit der Silberkaravane nach Petersburg.

Es klingt unglaublich, daß ein Mann, der nie in seinem Leben von einem der vielen Geschäfte Profession gemacht, sondern nur aus Liebhaberei, in einigen mechanischen Arbeiten sich eine ziemliche Fertigkeit erworben hatte, eine Menge der verschiedensten und beschwerlichsten Arbeiten verrichten konnte, einem Dienste vorzustehen im Stande war, zu dem menschliche Kräfte unzureichend schienen. Allein bedenkt man seine kritische Lage, und den rohen Charakter des Berghauptmanns, der seinen Stock zu schonen nicht gewohnt war, und dem die Platte nur ein Wort kostete, die hier fürchterlich gehandhabt wird, so wird man wohl glauben daß der Mann alle seine Kräfte aufbot, um jenen Behandlungen zu entgehen. Oft sank der arme Mensch so ermattet auf sein Lager, daß er unvermögend war, ein Glied zu rühren; ja die Ermüdung ging bisweilen so weit, daß selbst der erquickende Schlaf den Abgetriebenen floh. Diese Plagen endeten mit der Abreise des Berghauptmanns, die bald nach der, von seiner Tochter erfolgte, und die Vorsehung schickte es, das Lakonin als Wächter in der Apotheke angestellt wurde. Er lebte über 4 Monate bei dem lieben Manne, der der Apotheke vorstand und es ging ihm hier ausserordentlich wohl. Er aß mit dem Apotheker an Einem Tische, und bewohnte mit ihm Ein Zimmer. Ein frühzeitiger Tod übereilte den gutmüthigen Mann; und Lakonin ward in einer Tuchfabrick angestellt. Einst fand er auf dem Felde eine Menge wildwachsenden Krapp. Er machte damit einen Versuch, und färbte ein Stück Soldatentuch. Es fiel gut aus, und Lakonin bekam zur Belohnung eine jährliche Zulage von 1 Rubel, so daß er, statt vorher 24, nun 25 erhielt.

(Beschluß folgt.)

Die Waffenbrüderschaft.

Die Armee Heinrich des IV. Königs von Frankreich, sollte sich der Festung Charbonnieres bemeistern, und die Besatzung dieses festen Schlosses war, wie es schien, durchaus entschossen, den tapfersten Widerstand zu thun.

Man beantwortete daher die Aufforderung zur Uebergabe mit einem so heftigen Feuer aus dem groben Geschütz, daß die vorläufigen Belagerungsarbeiten ziemlich unterbrochen wurden.

Der bekannte Süllÿ, nachmaliger Staatsminiſter des Königs von Frankreich, jetzt aber Feldzeugmeiſter, war auf eine Wieſe in der Nähe der Feſtung geritten, um den Ort zu recognoszîren; allein der fürchterliche Hagel von Kanonenkugeln, der von allen Seiten her auf ihn regnete, nöthigte ihn ſehr bald, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſeyn. Crillon, jener berühmte franzöſiſche Ritter, der tapferſte und bravſte Mann ſeines Zeitalters, befand ſich bei ihm. Crillon aber war gar nicht damit zufrieden, daß Süllÿ ſein Heil in einem Rückzuge ſuchte. „Was zum Geier, mein Herr Feldzeugmeiſter, ſagte Crillon in ſeiner ihm eignen etwas derben Sprache, ſcheuen ſie ſich denn vor den Büchſenſchüſſen, wenn Crillon bei ihnen iſt? Potz tauſend! ſo lange ich da bin, werden ſich die Kugeln nicht unterſtehen, uns zu nahe zu kommen. Laſſen ſie uns indeſſen bis dort an die Bäume hin retiriren, die wir einige hundert Schritte von hier ſtehen ſehn. Von dort aus werden wir nach unſerer Bequemlichkeit den Feind recognoszîren können.

„Ich bin es zufrieden, antwortete Süllÿ, laſſen ſie uns hinreiten. Sie ſind ja der älteſte von uns beiden. Sie werden daher auch wohl zeigen, daß ſie — der Klügſte ſind.“ —

Mit dieſen Worten ritten die beiden Helden näher zum beſtimmten Platze. Das Feuer der Artillerie wurde inzwiſchen immer heftiger, und die Kugeln pfiffen ihnen unaufhörlich um die Ohren herum.

„Potz tauſend! ſagte Crillon, die Feinde kehren ſich doch weder an ihren Feldzeugmeiſterſtab noch an mein Heiligesgeiſtkreuz — ſie könnten uns bei meiner Ehre! wohl gar lahm oder todt ſchießen. Wir wollen doch ſehen, ob wir noch mit ganzen Gliedern bis zu jener dichten Reihe von Bäumen kommen können. Es gelang ihnen, und Süllÿ recognoszirte mit vieler Kaltblütigkeit fort.

„Wahrhaftig, ſprach Crillon, ich ſehe, daß ſie ein braver Soldat und guter Kammerad ſind — ich bin zeitlebens ihr ergebener Diener — und wir wollen hier mitten unter dem Kanonendonner, eine unverbrüchliche Freundſchaft ſchließen. Sind ſie es zufrieden?

Süllÿ reichte dem braven treuherzigen Ritter ſogleich ſeine rechte Hand und ſo wurde eine Waffenbrüderſchaft unter zwei Männern geſchloſſen, die beide Lieblinge des großen Königs Heinrichs IV. waren, und von welchen der eine durch ſeine Staatsklugheit, der andere aber durch ſeine Tapferkeit ſich einen unſterblichen Namen machte. Lenke.

Charade.

Wenn man euch fragte: Kinder, wollt auch ihr,
Wie ach! ſo viele thun, der Tugend Pfad
Verlaſſen, um des Laſters Bahn zu wandeln,
Der zum Verderben führt? ſo ſey die erſte
Von den drei Silben, die jetzt zu errathen,
Einſtimmig eure Antwort! Mög' euch dann
So heiter ſtets wie meine zweite Silbe —
Orthographie thut bei Charaden nichts —
Bis an das fernſte Ziel das Lebens ſeyn!
Die dritte Silbe meines Wortes nennt
Ihr, wenn ihr deutſche Verba conjugirt.
Das ganze Wort iſt eines Mannes Name,
Den, wenn man ſpricht von Männern, die ſich hoch
Um die Erziehungskunſt verdient gemacht,
Ganz Teutſchland, halb Europa achtend nennt —
Zwar danket ihm, ſo viel ich weiß, noch nicht
Die Jugendzeitung ein Geſchenk; allein
Ihr fandet oft in ihr ſchon ſeinen Namen
Ja findet ihn ſogar im heut'gen Stück.

Anton Niemeyer.

Auflöſung der Charade im fünf und achtzigſten Stück.

Die Taſchenuhr.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 25. Juli 1811. 89.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Regierungsrevolutionen in Rußland nach dem Tode Peter's des Großen.

Kein europäisches Reich machte in neuern Zeiten durch schnelle Thronveränderungen sich so ausgezeichnet merkwürdig, als das russische. Denn ein kurzer Zeitraum von 15 Jahren stellte nach Peter's des Großen Tode, das Schauspiel von 4 neuen Regierungen auf, und die Personen selbst, welche den Thron bestiegen, wurden entweder ganz gegen ihre Erwartung oder doch wider die übliche Ordnung des Kronfolgerechts gewählt.

Peter der Große, dem Rußland seine Macht und sein, auch in unsern Zeiten noch behauptetes, Ansehn verdankt, errichtete im Jahre 1722 jenes merkwürdige Thronfolgegesetz, wodurch der jedesmalige Monarch berechtigt ist, denjenigen zu seinem Nachfolger zu wählen, welchen er will. Als dieser große Regent im Jahr 1725 starb, folgte ihm seine, in der Geschichte so bekannte, Gemalin Katharina I., welche er selbst aus dem Staube erhoben und mit der er sich im Jahre 1711 feierlich vermählt hatte. Durch das Ansehen des Feldmarschalls Menzikoff, der Katharinen ganz ergeben war, unterstützt, empfing sie eine allgemeine Huldigung, nachdem sie sich schon im Jahre vorher zu Moskau feierlich als Kaiserin hatte krönen lassen. Gleichwohl war ein näherer männlicher Thronerbe vorhanden, der Enkel Peter's des Großen, ein junger 10 jähriger Prinz, der Sohn des unglücklichen Alexius, den sein strenger Vater aus Mißvergnügen über seine unwürdige Aufführung hatte hinrichten lassen. Zwei Jahre darauf als Katharina starb, gelangte dieser junge Prinz unter dem Namen Peter II. zur Kaiserwürde, und die verstorbne Kaiserin, hatte gegen die Erwartung Vieler, ihre eignen Töchter übergangen Der Prinz war übrigens noch zu jung, um das Ruder des Staats selbst in die Hände nehmen zu können, und wurde der Spielball in den Händen der Großen.

Menzikoff wurde zum Regenten und Vicekaiser ernannt. Dieser merkwürdige Mann, den Peter der Große zuerst in der Qualität eines Pastetenbäckerjungens hatte kennen gelernt, und der nachher in den Fürstenstand erhoben, und zum Feldmarschall gemacht worden war, konnte sich in der That rühmen, ein glänzendes Glück errungen zu haben. Allein sein Ehrgeiz war damit immer noch nicht zufrieden. Er wollte eine Würde, die er nicht selbst erlangen konnte, wenigstens auf sein Geschlecht fortpflanzen. Er nahm den jungen Kaiser Peter II. zu sich ins Haus, und — verlobte seine älteste Tochter mit ihm. Der junge Kaiser hatte inzwischen zu dieser Heirath nicht die geringste Neigung, und bat seine Schwester die Großfürstin, sie solle ihr Möglichstes thun, um sie zu hindern. Diese Abneigung des jungen Kaisers benutzte die Familie Dolgoruki, welche über Menzikoff's erlangte Größe längst neidisch gewesen war, zu seinem Sturze. Man machte den jungen Kaiser auf die Herschsucht dieses Mannes, den er ohnedies nicht liebte, indem er eine ziemlich strenge Behandlung

von ihm erfuhr, aufmerksam und eine, zur Unzeit gezeigte, Geldliebe Menzikoff's, die ihn überhaupt zu beherrschen pflegte, war die nächste Veranlassung zu seinem Falle. Der junge Kaiser hatte nämlich von der Maurerzunft zu Petersburg ein Geschenk von 9000 Rubeln erhalten, und schickte diese Summe, durch einen Pagen, seiner Schwester, der Großfürstin, zum Geschenk. Zum Unglück mußte es sich treffen, daß dieser Page dem Fürsten Menzikoff eben begegnete. Dieser fragte sogleich, für wen diese Summe bestimmt wäre. Der Page beantwortete es nach der Wahrheit, und Menzikoff — verblendet von seiner Lieblingsleidenschaft, Geld zusammenzuhäufen, war so unbesonnen, dem Pagen zu befehlen, er solle das Geld nur ihm selbst überantworten, indem er einen guten Gebrauch davon zu machen gedächte. —

Nicht lange darauf machte die Großfürstin ihrem Bruder einen Besuch. Der junge Kaiser wartete bereits auf einen verbindlichen Dank von seiner Schwester für seine, ihr bewiesene, Aufmerksamkeit. Allein jene erwähnte nicht das Geringste von einem erhaltenen Geschenke. Der Kaiser fragte endlich selbst, ob sie sein kleines Andenken — die 9000 Rubel richtig erhalten hätte? Die Frage wurde natürlich mit Nein beantwortet. Man ließ sogleich den Pagen kommen, und dieser erzählte, wem er das Geld hätte überliefern müssen.

Menzikoff mußte nun selbst erscheinen, und — entschuldigte sich mit dem gegenwärtigen Geldmangel; er habe, fuhr er fort, den Kaiser über die bessere Anwendung dieser Summe erst Vorstellungen machen wollen — er sey indeß bereit das Geld sogleich auszuliefern, wenn man es verlangte und auch noch eine große Summe darüber.

„Behaltet nur euer Geld, das euch so am Herzen liegt, rief der junge Kaiser; aber erlaubt mir auch, setzte er spöttisch und trotzig hinzu, mit meinem eigenen Gelde nach Belieben zu schalten. Und hiemit kehrte er dem höchst bestürzten Fürsten den Rücken zu.

Menzikoff wurde bald darauf mit seiner Tochter, der projektirten Kaiserbraut und seiner ganzen übrigen Familie nach Siberien geschickt, wo er auch in kurzem sein Leben beschloß. Nach der Entfernung dieses, eben so gefürchteten als beneideten Mannes, traten die Fürsten Dolgoruki, in Rücksicht des Einflusses auf den jungen Kaiser, an Menzikoff's Stelle.

Dasjenige, woran sie ihren beneideten Feind gehindert hatten, wollten sie zur Gründung des vollkommensten Glück's ihrer eignen Familie ausführen. Sie verlobten daher die Tochter des Fürsten Alexius Dolgoruki, mit Namen Katharina, dem jungen Kaiser am 30. November des Jahrs 1729.

Allein diese Verbindung kam nicht zu Stande; denn der junge Kaiser starb schon am 29. Januar des folgenden Jahres 1730 zu Moskau, wo er seine Residenz genommen hatte, an einer Art von bösartigen Blattern. Und mit den Tode des jungen Prinzen hatte auch die Macht und das Ansehn dieser Familie ihr Ende erreicht. Das Schicksal übte an ihr das Vergeltungsrecht aus. Der Fürst Dolgoruki durch welchen Menzikoff gestürzt wurde, und der hernach gleiches Ansehen und gleichen Einfluß erlangt hatte, erfuhr auch ein gleiches Schicksal. Er wurde ebenfalls nach Sibirien verbannt, und man beschuldigte ihn, daß er die Leibeskräfte des jungen Kaisers so geschwächt habe, daß sein Tod nothwendig hätte erfolgen müssen.

Kurz vor dem Tode dieses jungen Prinzen hatten die Dolgoruki's ein falsches Erbfolge Testament schmiedet, und darin die Unterschrift des Kaisers gemacht. Ihr Zweck war, die Verlobte desselben Prinzessin Katharina Dolgoruki, auf den Kaiserthron zu erheben. Es war aber sehr natürlich, daß dieß mißlung, indem es schon bei den Großen Reichs zu viel Neid und Gegeninteresse erweckte

übertrug vielmehr die Regierung einer Prinzessin, deren Erhebung auf den Thron weder die Dolgoruki's noch viele andere erwartet hatten. Dieß war die Prinzessin Anna, eine Cousine Peter's des Großen. Denn die eigene Tochter desselben, die Prinzessin Elisabeth wurde übergangen. Die Prinzessin Anna, welche 1693 geboren wurde, stand bei Peter dem Großen in vorzüglicher Gunst und er hatte ihr den jungen Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm, dessen naher Verwandter und Vormund der damalige König von Preußen Friedrich I. war, zum Gemal bestimmt. Der König von Preußen hatte ihn Peter dem Großen selbst in Vorschlag gebracht, und die Vermälung wurde im November des Jahr 1710 zu Petersburg wirklich vollzogen. Der Herzog aber erkrankte auf dem Rückwege von Petersburg nach Kurland an einem hitzigen Fieber, woran er im Januar des folgenden Jahres starb. So hatte diese Ehe nur 2 Monate gedauert und die Prinzessin Anna war in einem Alter von 17 Jahren Wittwe. Sie hielt sich meist in der Hauptstadt des Herzogthums Kurland, zu Mietau auf, und glaubte hier ihre Tage beschließen zu können. Der Tod des jungen Kaisers Peter's II. eröffnete ihr, wider alle Erwartung, die glänzende Aussicht auf den russischen Thron. Der Großkanzler, Graf von Golowkin, brachte sie zuerst in Vorschlag und der Senat zu St Petersburg wählte sie einstimmig zur Kaiserin. Man schickte darauf eine feierliche Deputation nach Mietau, und die Prinzessin trug kein Bedenken, eine Krone anzunehmen, die ihr auf eine so ehrenvolle Art angetragen wurde. Schon 4 Wochen nach dem Tode des jungen Kaisers verfügte sie sich nach Moskau und ließ sich am 9 Mai des Jahres 1730 die Kaiserkrone aufsetzen.

Allein der Senat wollte im Grunde nur eine Schattenkaiserin haben, und unter ihrem Namen die Souveränitätsrechte ausüben. Man legte daher der jungen Kaiserin eine ordentliche Wahlkapitulation vor,

nach welcher sie weder Krieg anfangen noch Frieden schließen, weder neue Auflagen machen noch einen Thronfolger ernennen, ja nicht einmal sich eigenmächtig wieder vermälen solle, wofern es nicht der hohe Senat bewilligte. Diese Bedingungen waren von solcher Art, daß die Regentin eine Sklavin, und die Senatoren Regenten wurden. Die Kaiserin nahm indessen die Bedingungen an, und glaubte mit dem Senate künftig in einem andern Tone reden zu können.

Und dies geschahe auch, wiewohl auf die glimpflichste Art. Denn die Anhänger der neuen Kaiserin und Gegner der Senatoren verbanden sich mit einander, ihr die unumschränkte Gewalt zu verschaffen. Die Zahl dieser Verbündeten war zu groß, und einige derselben zu bedeutend, als daß die Minister es hätten wagen dürfen, die Widerspenstigen zu spielen. Sobald alles gehörig eingeleitet war, besetzte man die Hauptplätze der Residenz mit Truppen, und die Anhänger der Kaiserin begaben sich in einer förmlichen Deputation am 8. März des Jahres 1730 in ihren Palast, versicherten, daß man die neue Regierungsform sorgfältig geprüft, solche aber dem wahren Staatsinteresse des russischen Reiches nicht angemessen gefunden habe. Man bäte daher die Kaiserin die völlige Souveränität, so wie sie ihre glorreichen Vorfahren gehabt hätten, anzunehmen. Die Kaiserin versetzte mit anscheinender Weigerung: sie müsse vorher wissen, ob die Mitglieder des Senats mit dieser Erklärung der Deputirten übereinstimmten. Wäre dies der Fall, so sey sie bereit, diesem Gesuche zu willfahren. Die Senatoren merkten wohl, woher der Wind wehete — sie erklärten daher, daß sie nichts dagegen einzuwenden hätten, ärgerten sich blos heimlich und — die verhaßte Wahlkapitulation wurde öffentlich zerrissen. — Drei Tage darauf machte man in einem Manifeste vom 11. März 1730 bekannt: daß, da alle Unterthanen des russi-

schen Reichs die Kaiserin einstimmig gebeten hätten, die völlige Souveränität anzunehmen, sie ihrer unterthänigsten Bitte zu willfahren geruhet habe.

Alles dieses geschahe ohne weitere unruhige Auftritte, und Anna führete das Ruder des Staats 10 Jahre lang in ungestörter Ruhe, indeß die Prinzessin Elisabeth, Peter's des Großen Tochter, so eingeschränkt lebte und so niedergehalten wurde, daß sie der Kaiserin nicht gefährlich werden konnte.

Anna hatte noch eine ältere Schwester, die an den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg Schwerin vermält war. Aber eben dieses machte, daß man auf sie bei Besetzung des russischen Thrones keine Rücksicht nahm. Denn man wollte kein fremdes Haus darauf erhoben sehen.

Allein die Tochter dieser Herzogin von Mecklenburg, Katharina Elisabeth, welche bei dem damals verwirrten und unruhigen Zustande dieses Herzogthums schon als Kind von 4 Jahren nebst ihrer Mutter an den russischen Hof gekommen war, besaß Annen's größte Zuneigung, wurde in der griechischen Religion unterrichtet, gleichsam an Kindes Statt von ihr angenommen, und nahm auch ihren Namen Anna an. Man sahe sie daher als die bestimmte Thronerbin an, und sie wurde im Jahre 1739 mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig Wolfenbüttel, den man als Obersten bei einem russischen Kürassierregimente angestellt hatte, vermält.

Diese Vermälung war indeß der Prinzessin Elisabeth äußerst mißfällig, weil dadurch ihre Hoffnungen auf den Thron nun fast gänzlich vereitelt zu werden schienen.

Die geheime Erbitterung ging bald in öffentliche Verschwörungen über. Man wollte, während die Kaiserin Anna nach Moskau reisete, einen allgemeinen Aufstand erregen, die Braunschweigische Familie auf die Seite schaffen und die Prinzessin Elisabeth auf den Kaiserthron erheben. Diese Verschwörung

wurde jedoch entdeckt und die Aussichten der Elisabeth zum Throne wurden auf diese Art von neuem verdunkelt.

Im Jahre 1750 kam die junge Prinzessin Anna, Gemalin des Herzogs Ulrich, mit einem Sohne nieder, der den Namen Iwan erhielt, und in der Folge durch sein unglückliches Schicksal so merkwürdig geworden ist.

Die Kaiserin Anna verfiel jetzt auch in eine gefährliche Krankheit, und man mußte nun die große Angelegenheit wegen der Thronfolge zu Stande bringen. Die Minister begaben sich zu ihr. Die Kaiserin hatte ihre Wahl längst beschlossen, und ihre Nichte, die Prinzessin Anna, zur ihrer Thronfolgerin bestimmt. Jeder hatte dieß erwartet. Und dennoch erfolgte das Gegentheil. Ein merkwürdiger Mann täuschte nicht allein die allgemeine Erwartung, sondern auch die eigene Hoffnung der Prinzessin Anna.

Dieser merkwürdige Mann war der Herzog von Kurland, mit Namen Ernst Johann. Er hatte ein eben so großes als unverhofftes Glück gemacht. Sein Großvater war auf einem Rittergute in Kurland Jäger gewesen. Sein Vater hatte sich durch seine Tapferkeit während des schwedischen Krieges in polnischen Diensten zum Range eines Offiziers emporgeschwungen, und er ließ seinen talentvollen Sohn, Johann Ernst, in Königsberg studiren. Sobald dieser von der Universität zurückkam, wurde er bei der, damals verwittweten, jungen Herzogin von Kurland, welche, wie aus dem vorhergehenden bekannt ist, zu Mitau residirte, Page. Er nahm hier den Namen Herr von Biron an, sein eigentlicher Familienname war Bühren.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nr. 87. S. 690. Z. 11. st. Schulmann l. Bergmann, oder vielmehr Bergmeister, Z. 12. st. Bergmeister l. lebte.

Neue
ſ u g e n d = Z e i k u n g.

o. Sonnabends, den 27. Juli 1811. 90.

Industrie - Comtoir in Leipzig.

rkwürdige Regierungsrevolutionen in Rußnd nach dem Tode Peter's des Großen.

(Fortſetzung.)

: Prinzeſſin Anna, hatte das Glück dieſes jungen
mes zu machen beſchloſſen. Denn ſein Verſtand
ıdete den guten Eindruck, den die Feinheit ſeiSitten machte. Sie verheirathete ihn daher im
e 1722 mit einem adlichen Frauenzimmer und
ihn bald darauf zum Kammerjunker. In dieEigenſchaft ſchickte ſie ihn nach Petersburg als
nbter (1725) um der damaligen Kaiſerin Katha I. zu ihrer Thronbeſteigung Glück zu wünſchen.
: machte aus Dankbarkeit aus dem Kammerjunınen Kammerherrn. —

Im Jahre 1730 erfolgte die, oben beſchriebene, vartete Erhebung der Prinzeſſin Anna auf den hen Thron. Mit dieſer Erhebung ſtieg auch das ihres Günſtlings. Gleich bei der Krönung der in wurde er zum Ritter und Oberkämmerer er, und bald darauf vom Kaiſer Karl VI., der er neuen Monarchin dadurch empfehlen wollte, n Grafenſtand des deutſchen Reichs erhoben.

ron ließ ſich auch unter die kurländiſche Ritſt aufnehmen, beförderte die Wünſche einMitglieder derſelben am ruſſiſchen Hof, und endlich im Jahre 1737 zum Herzoge von ıd erwählt. Er hielt ſich indeß meiſtentheils tersburg auf, wo er mit jeder, ſeinem Range ſſenen Auszeichnung behandelt wurde.

Dieſer mächtige und einflußreiche Mann war es alſo, der die Kaiſerin von dem Vorſatze, ihre Nichte zu ihrer Nachfolgerin zuernennen, abbrachte, und ſie dagegen beſtimmte, den ganz jungen Sohn derſelben den Prinzen Ivan, zum Thronerben zu erklären. Dieſer aber war noch ein Säugling und erſt 2 Monat alt. Es mußte alſo ein Reichsverweſer erwählt werden. Das nächſte Recht dazu hatten unſtreitig die Aeltern. Allein dieſe wurden übergangen, und die Kaiſerin hatte zum Reichsverweſer den Herzog von Kurland erwählt. Die Kaiſerin Anna war am 28. October 1740 geſtorben, und das erſte, was man nach ihrem Tode that, war die Eröffnung ihres Teſtaments.

Dieſe geſchahe in Gegenwart des Herzogs von Kurland und des Prinzen Ulrich von Braunſchweig nebſt ſeiner Gemalin, der Prinzeſſin Anna. Wie ſtaunten die letzten, als ſie ſich übergangen ſahen! Der Prinz Ulrich von Braunſchweig machte dabei dem Herzoge von Kurland als beſtimmten Reichsverweſer das ſpöttiſche Kompliment: er wäre ihm überaus verbunden, daß er die große Sorge für die Reichsverwaltung übernommen habe.

Die Akte der Reichsregentſchaft, welche von der verſtorbenen Kaiſerin eigenhändig unterſchrieben war, enthielt eine ſo unumſchränkte Vollmacht, daß ſie ungemeines Aufſehen machte. Der Herzog ſollte zu Folge derſelben, bis zum 17 Jahre des Prinzen, die Regentſchaft führen; im Fall der Prinz ſterben, und einer ſeiner nachher erzeugten Brüder ihm nachfolgen

würde, sollte der Herzog ebenfalls die einstweilige Regierung übernehmen, und im Falle keiner von den Brüdern am Leben bliebe, solle er mit Zuziehung des Senats einen selbst beliebigen Kaiser wählen und bestätigen.

Dieses Testament hatte nicht nur, wie gesagt, allgemeines Erstaunen, sondern auch, wie leicht zu erwarten war, fast noch allgemeineres Mißvergnügen erregt. Der Adel, die Großen des Reichs waren unzufrieden, die Armee murrte. —

Der neue Regent, der sich jetzt Ihro Hoheit nennen ließ, kehrte sich nicht an das Murren und ließ verschiedene Offiziere vom Range und andere angesehene Personen, die sich etwas zu laut nnd zu unehrerbietig geäußert hatten — in Verhaft nehmen. Dies hinderte jedoch keineswegs, daß nicht mehrere Unruhen und geheime Verschwörungen sich entspannen welche selbst dem Regenten zu Ohren kamen.

Er verfügte sich daher zum Herzoge Ulrich, erzählte diesem Vieles von dem Gehörten und schloß endlich mit den Worten: ich glaube nicht, daß Sie solche Menschen unterstützen oder begünstigen werden.

Allein die Antwort, die der Herzog Ulrich dem Regenten ertheilte, war so zweideutig gewesen, daß dieser ziemlich bestürzt nach seinem Palais zurückfuhr und die Unterredung mit dem Herzoge — zum Protokoll nehmen ließ. Der Herzog hatte nämlich auf die Frage des Regenten: Sie werden doch hoffentlich diese Unruhen nicht begünstigen? die lakonische Antwort ertheilt: „Ich werde nicht den Anfang machen." Inzwischen verfügte sich die Prinzessin Anna auch zum Regenten und mußte von ihm sogleich hören, wie sich ihr Gemal gegen ihn geäußert hätte.

Die Prinzessin stellte sich, als wüßte sie von dem ganzen Vorfall nichts — schien über das Betragen ihres Gemals sehr empfindlich und betheuerte ihre völlige Unschuld. Nicht lange darauf aber verfügte sich der Herzog Ulrich in Begleitung seines geheimen Raths von Kaiserling in den Senat und erklärte feierlich: daß er alle seine Würden niederlege.

Nicht ohne Grund schloß der Regent aus allen diesen Umständen auf das Gefährliche seiner Lage. Allein die anscheinende Ergebenheit vieler Großen, die geglaubte Schwäche der Gegenparthei, und die geträumte Größe seiner eignen Macht verrückten ihm den Standpunkt, aus welchem die Sachen anzusehen waren, in dem Grade, daß er sich wieder in sorglose Ruhe und in zutrauliche Sicherheit einwiegen ließ.

Der Regent hatte außer dem Herzoge Ulrich, noch einen Hauptfeind an dem Feldmarschall Münnich, der, obwohl durch seine Feldzüge gegen die Türken rühmlich ausgezeichnet, sich in seinem Ansehen jetzt täglich mehr beschränkt sehen mußte. Man hielt im Palais des Herzogs Ulrich geheime Zusammenkünfte, brütete über allerlei Plänen, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sie auszuführen. Dem Regenten blieben diese Zusammenkünfte nicht unbekannt, er hatte einen Juden, Namens Liebmann, der als Oberhofcommissär angestellt war, zu seinem treuesten Spion, und dieser hatte ihm die verdächtigen Zusammenkünfte verrathen. Am 19. Nov. des Jahres 1740 speiseten der Feldmarschall Münnich beim Regenten. Man war lustig und guter Dinge. Niemand zeigte Mißtrauen, Niemand erweckte solches. Nachdem der reichlich getrunkene Wein die Lebensgeister merklich erhöhet hatte, kam man auch auf Münchs Feldzüge zu reden und auf einmal trat der Oberhofmarschall Graf von Löwenwolde dem Feldmarschall Münnich mit der Frage in den Weg:

„Sagen sie mir doch, Herr Feldmarschall, haben sie wohl schon auch eine nächtliche Expedition geführt?"

Münnich glaubte sich verrathen, und seine Verstürzung vermehrte sich noch, da in dem nem

Augenblicke der Regent ſchnell vom Seſſel aufſprang und ihn mit ſcharfem, durchdringenden Blicke fixirte.

Der alte verſuchte Krieger war, wie er in der Folge ſelbſt geſtand, beinahe außer Faſſung gebracht. Allein er, der ſo vielen Gefahren muthig getrotzt hatte, ermannte ſich ſchnell, und fing mit großer Geiſtesgegenwart an, mancherlei intereſſante Geſchichtchen von ſeinen nächtlichen Expeditionen gegen die Türken zu erzählen. Die Aufmerkſamkeit des Regenten ſowohl als der anweſenden Gäſte wurde auf dieſen unterhaltenden Gegenſtand gelenkt. Männich erzählte immer mehr, und immer lebhafter und verdrängte am Ende durch das Intereſſe des Gegenſtandes ſowohl als durch die Unbefangenheit ſeines Vortrags, alle Gedanken des Argwohns. Mit großer Befriedigung hatte man ihm zugehört, und er entfernte ſich erſt ſpät von der Geſellſchaft, die ihm ſo gefährlich hätte werden können.

(Fortſetzung folgt.)

Des Huſaren Rittmeiſters Lakonin und ſeiner Gefährten Verweiſung nach Sibirien.

(Beſchluß.)

Am 1ten März 1800 bekam er, nebſt einigen ſeiner Kameraden ſeine Freiheit, welches ein Befehl vom Kaiſer Paul, vom 25ſten December 1799 datirt, beſagte. Doch ſollten ſie fortwährend in hieſiger Gegend verbleiben. Ihre Freude war gränzenlos. Bald war ſie mit bitterer Wehmuth gemiſcht. Denn von dem Tage an hörte ihre Gage und ihr Proviant auf. Durch den ſchlecht betriebenen Ackerbau war ein großer Mißwachs erfolgt, und das Getreide war zu ſo hohen Preiſen geſtiegen, daß am Ende dieſes Jahres das Pud Mehl 2 Rubel galt. Ein ungeheurer Preis für hieſige Gegenden. Die Gefangenen hatten nicht die geringſte Ausſicht, das Mindeſte zu verdienen. Ihre Kleider, ihre Wäſche, ihr Fuhrwerk, alles war zerriſſen, und ſie ohne Geld und Lebensmittel. Es blieb ihnen nichts übrig, als die traurige Nothwendigkeit, das Mitleid der Vorübergehenden anzuſprechen. Welcher Mann von Gefühl kann ſich darzu hergeben! In den nächſten Dörfern wohnte niemand als Soldaten, Handwerker und Tagelöhner. Bei dieſen war nichts durch Arbeit zu erwerben, und weiter zu gehn, nicht erlaubt. Vergebens ſtellten die Entlaſſnen den Vorgeſetzten ihre Lage vor, und baten ſie, ihnen zu erlauben, daß ſie an ſolche Orte gehen dürften, wo etwas zu verdienen wäre; allein man ſchlug dieſes Geſuch ab. Zwei Tage ſchon hatte Lakonin und ſeine Gefährten ohne Nahrungsmittel zugebracht, und bei dem, was ſie geſehen und erfahren hatten, verſchwand alle Hofnung zur Rettung. Nur Einer behielt noch Muth, und es erwies ſich, daß ſeine Hofnung kein leerer Traum blieb.

In dem Hauptbergwerke iſt für die umliegende Gegend ein Kornbranntwein-Magazin angelegt und Kaufleute aus der Stadt Nertſchinsk ſind abwechſelnd als Aufſeher dabei angeſtellt. Dieſer Umſtand friſtete unſern bejammernswerthen das Leben, und Lakonin gelangte ſogar dadurch in der Folge zu einigem Wohlſtande. Indem Lakonin am dritten Tage troſtlos und in ſich verſunken, da ſtand, trat ein ruſſiſcher Kaufmann zu ihm, der ihn fragte, ob er ſchreiben könnte. Er antwortete: Ja. So komm mit mir ſprach jener und ging. Lakonin folgte ihm. Dieſer junge Mann war der Vorſteher des Branntweinmagazins, allein von der Feder und vom Rechnungsweſen verſtand er nicht viel. Gleichwohl mußte er theils wöchentlich, theils monatlich ſeine Papiere nach Irkutsk einſchicken. Als Lakonin bei ihm eintrat, fragte er, was ihm fehle; denn er bemerkte ſeine große Zerſtreuung und Niedergeſchlagenheit. Mit Schaam geſtand jener, daß er ſeit drei Tagen nichts zu ſich genommen hätte. „So iß!“ antwortete er, und

ließ auftragen. Allein Lakonin weigerte sich, ohne seine Gefährten, die eben so, wie er gelitten hatten, etwas anzurühren. Korobeinikow, — so hieß der Kaufmann — lobte sein Verhalten, und versprach, auch für diese zu sorgen. Nachdem Lakonin eine köstliche Mahlzeit gehalten und sich königlich erquickt hatte, befragte ihn Korobeinikow, wieviel er monatlich für die Besorgung der Schreibereien und Rechnungen beim Magazin verlangte, und ehe er noch zum Worte kommen konnte, — denn er war über die Frage verlegen — bot ihm derselbe monatlich 10 Rubel. Lakonins Verwirrung stieg. Seit langer Zeit hatte er nur 1 Rubel 11 Kopeken monatlich in Händen gehabt, und war nicht frei gewesen; jetzt sollte er jährlich über eine Summe von 120 Rubel gebieten, und seine Freiheit haben. Welch ungeheures Glück! der Gedanke daran setzte ihn in noch größere Verwirrung. Der junge Mann nahm diese für Weigerung, und rief mit Hast: „Nun so gebe ich 25 Rubel. Lakonin war niedergedonnert, und die Antwort erstarb ihm auf der Zunge. „Nimm jetzt 5 Rubel" fuhr der Kaufmann fort „und besuche deine Gefährten. Diese 5 Rubel gehören nicht zur Monatsgage, die gebe ich so. Komm dann wieder, und tritt deinen Dienst an. Lakonin flog zu seinen Freunden, welche er in voller Arbeit über einer wohlzugerichteten Mahlzeit antraf. Er theilte die kleine Summe unter sie, und richtete unaussprechliche Freude an. Bei seinem Posten erwarb er sich durch Treue und Fleiß das Zutrauen seines Principals in dem Maaße, daß ihm derselbe oft bis an 50 Rubel vorschoß. Er kaufte dafür Vieh, handelte mit Fleisch, machte aus dem Talge Lichter, und ernährte auf diese Weise sich und seine Gefährten. Sie konnten sich bald neue Röcke von Rehhaar, lederne Schuhe und für die Sonn- und Feiertage Stiefeln kaufen. Sogar ein kleines Häuschen nebst einem Stückchen Gartenland erwarb sich Lakonin, und mit Erlaubniß der Obern durften ihn an Sonn- und Feiertagen Exilirte von allen Nationen besuchen, die sich hier unaufhörlich mit den süßen Hofnungen einer baldigen Zurückberufung unterhielten. In dem Gärtchen zog der glückliche Inhaber Rettige, Möhren, Rüben, Kohlrabi, Kohl, Kartoffeln und Mohn. Alles ging nach Wunsch. Auf einmal wandte sich das Glück. Lakonins Prinzipal verlor seine Stelle, und er bekam zugleich mit ihm seine Entlassung. Nun irrte er mit seiner kleinen ersparten Summe wieder trostlos umher, und wer weiß, was aus ihm würde geworden seyn, wenn er nicht nach einiger Zeit unverhoffter Weise eine Stelle beim Rathe zu Irkutzk erhalten hätte.

Endlich war er so glücklich, von dem jetzt regierenden Kaiser die Erlaubniß, aus Sibirien nach Rußland zurückkehren zu dürfen, zu erhalten. Doch blieben ihm die beiden Hauptstädte, Moskau und Petersburg verboten. Er hatte sich soviel erspart, daß er damit die Reise ohne drückende Noth machen konnte. Er lebte auf einem Dorfe bei Moskau, ohne alle Ressourcen. Seine alte Mutter hatte während seiner Abwesenheit, der Gram getödtet. Sein Vater starb bei seiner Zurückkunft vor Freuden. Seine 2 Söhne waren beim Militär angestellt, und seine 2 unmündigen Töchter erhielten sich unstät und äußerst dürftig von dem, was fremde, arme, aber wohlwollende Menschen ihnen zufließen ließen. K—r.

Räthsel.

Ich liebe Ruh und Stille
Und nur der Dämmrung Licht;
Des Lichtstrahls ganze Fülle
Verträgt mein Auge nicht.
Doch hab' ich scharf zu hören,
Ein weites feines Ohr;
Der Nachstellung zu wehren
Flieg ich sehr schnell empor;
Insekten zu erjagen
Geh ich dem Viehe nach,
Und dieß erzeugte Sagen,
Daß man schlecht von mir sprach.

Suttinger.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 29. Juli 1811. 91.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Ritter Linné.

Zwei Männer machten sich beinahe zu gleicher Zeit um die Naturgeschichte hoch verdient. Der eine hieß Büffon, und lebte in Frankreich. Seine wichtigsten Aufklärungen betreffen das Thierreich. Der andere war Karl Linné, ein Schwede, der besonders in das Pflanzenreich eine, bisher nicht gekannte, Ordnung brachte. Von dem letztern mag hier zuerst die Rede seyn.

Karl Linné war der Sohn eines schwedischen Geistlichen zu Räschult, in der Provinz Smaland. Schon von zarter Jugend an zeigte er eine besondere Neigung zur Botanik. Diese Neigung wurde zufälliger Weise von seinem Vater genährt. Neben dem Pfarrhause lag nämlich ein geräumiger Garten, in welchem Linné's Vater allerlei Anpflanzungen von Kräutern und Blumen unterhielt. Der Sohn nahm sehr bald an dieser Pflanzen- und Blumenpflege Theil, und hüpfte jedesmal hoch auf, wenn er den Vater in den Garten begleiten durfte. Die Luft an den Gewächsen wuchs mit den Jahren, und je stärker er wurde, desto eifriger handhabte er das Grabscheit und den Rechen. Endlich räumte ihm der Vater einen eignen Fleck für sich ein, der nach seinem Namen, Karls-Garten benannt wurde. Hier lebte und webte er in seinem Elemente. In seinem 10ten Jahre kannte er eine große Anzahl der Blumen und ihre Unterschiede, und fing bereits an, kleine botanische Streifereien in die umliegende Gegend zu machen. Auf der Schule zu Wexiö setzte er seine Lieblingsbeschäftigung fort, und lernte die Namen und Eigenschaften der Pflanzen immer mehr kennen. Alle übrige Wissenschaften vernachläßigte er, so daß seine Lehrer über seine Unthätigkeit bittere Klagen erhoben. Der Vater beherzigte dieses, und weil er meinte, sein Sohn habe zum Studiren keinen Kopf, so war er im Begriff ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre zu geben. Ein benachbarter Arzt, der die botanischen Kenntnisse des jungen Linné besser zu würdigen wußte, hintertrieb dieses Vorhaben, und verkündigte im prophetischen Geiste, die künftige Größe des jungen Menschen, in der Erweiterung der Gewächskunde. Der Arzt hieß Rothmann. Er nahm den jungen Linné sogar in sein Haus, versorgte ihn mit botanischen Büchern, und brachte ihm die Anfangsgründe der Arzneikunde bei. Das war dem Vater, der den Sohn für die Kanzel bestimmt hatte, durchaus ungelegen und die Mutter wurde gar so zornig, daß sie ihrem zweiten Sohn, Samuel, den Garten gänzlich verschloß, weil sie fürchtete, er möchte auch ein solcher Kräutermann, wie Karl, werden. Und wahrscheinlich würde er in die Fußtapfen des ältern Bruders getreten seyn, wenn er nicht gewaltsam zu den theologischen Wissenschaften angehalten worden wäre. Wenigstens erwarb er sich in der Bienenzucht so große Kenntnisse, daß er, nachdem er Pfarrer geworden war, in der ganzen Gegend der Bienenkönig hieß.

Auf der Universität zu Lund dehnte Karl seine Forschungen auch auf die übrigen Zweige der Natur-

geſchichte aus, und erwarb ſich durch den Gebrauch einer ſeltnen Sammlung von Foſſilien, Pflanzen, Muſcheln und Vögeln viele Kenntniſſe. Als er einſt damit umging, ſich für ſich ſelbſt ein kleines Inſektenkabinet anzulegen, wurde er von der ſogenannten Furia Infernalis ſo heftig geſtochen, daß ſein Leben in Gefahr gerieth. Dieſer Vorfall veranlaßte ihn, die Natur dieſes Wurmes genauer zu unterſuchen, und nach und nach verbreiteten ſich ſeine Forſchungen über die geſammten Würmer und Inſekten. So war ein zufälliger Umſtand die Urſache zu bedeutenden Reſultaten.

Noch waren Linné's äuſere Verhältniſſe, wie das bei den meiſten Gelehrten der Fall iſt, ſehr beſchränkt. Er beſuchte zwar, um ſich immer mehr in ſeinen Lieblingsfächern zu vervollkommnen, i. J. 1728 die hohe Schule zu Upſala; aber ſein Auskommen war hier ſo ſchlecht, daß er ſich der abgetragenen Schuhe ſeiner Bekannten bedienen, und dieſe mit Baumbaſt binden mußte, damit ſie zuſammenhielten. Der berühmte Olaus Celſius, Profeſſor der Theologie ward ſein Retter. Dieſer wohlwollende Gelehrte hörte von den großen Kenntniſſen Linné's, zog ihn an ſich, und empfahl ihn andern Beförderern der Gelehrſamkeit. Daher kam es, daß der junge Linné, auf beſondere Empfehlung der Societät der Wiſſenſchaften, nach Lappland geſchickt wurde, um die Naturprodukte jenes Landes zu unterſuchen. Seine Enthaltſamkeit war ſo groß, daß er mit 72 Gulden in der Taſche, gegen 1000 Meilen durchwanderte, und erſt nach 1½ Jahre wieder zurückkehrte. Bald nachher trat er noch größere Reiſen an. Er durchzog Schweden, Norwegen, Deutſchland, Holland und Frankreich, und ſammelte überall für ſeine Wiſſenſchaft.

Nach mancherlei abwechſelnden Schickſalen erhielt er den Lehrſtuhl der Botanik zu Upſala. Wegen ſeiner großen Kenntniſſe erſcholl ſein Ruf durch ganz Europa und es ſtrömten In- und Ausländer nach

Upſala, um von Linné zu lernen. Die Naturgeſchichte ward mit weit regerem Eifer betrieben, als vorher. Im Frühling und Sommer machte er mit ſeinen Zuhörern weite botaniſche Excurſionen, die das Eigene hatten, daß immer eine Anzahl Trompeter und Waldhornbläſer die Geſellſchaft begleiteten. Die 2 bis 300 Studenten wurden in mehrere Haufen vertheilt, die ihre Nachſuchungen in verſchiedenen Richtungen machten. Wenn nun der Profeſſor, oder einer ſeiner Begleiter, eine ſeltne Pflanze, ein Inſekt oder einen Vogel ausgewittert hatten: ſo wurden die zerſtreuten Naturhiſtoriker durch Trompetenſtoß zuſammengerufen, um die Erklärung des Lehrers darüber zu vernehmen.

Linné liebte das Landleben ſehr, und jeder Sommer ward wenigſtens außerhalb der Stadt zugebracht. Hier war er immer mit Freunden umgeben, die ſich in ſeiner Nachbarſchaft einquartirten. Am Sonntag beſuchte man ſich gegenſeitig, und vollbrachte den Tag mit unſchuldigen Freudengenüſſen. Ein Ball machte gewöhnlich den Schluß des Feſtes. Eine Scheune ſtellte den Tanzſaal vor, und ein Bauer mit einer Violine bildete das Orcheſter. Man wechſelte mit Menuetten und Polonaiſen, und nicht ſelten ſprang der alte Linné, der in einem Winkel ſein Pfeifchen ſchmauchte, auf, und tanzte ein Polniſches mit, oft munterer, als der Jüngſte in der Geſellſchaft.

Seiner Statur nach war er klein und mager, übrigens geſund gebaut und von offnem und heitern Geſicht. Seines gebückten Ganges wegen, ſchien er noch kleiner, als er wirklich war. Sein Auge war durchdringend, wie ſein Verſtand, und ſein Gemüth edel. Er hatte den Wahlſpruch: Famam extendere factis. *) Er ſtarb 1783. Selbſt der König beklagte ſeinen Tod in einer Rede, die er vom Throne herab an die Stände hielt. K—r.

*) Der Ruhm muß durch Thaten erworben und erweitert werden.

Merkwürdige Regierungsrevolutionen in Rußland nach dem Tode Peter's des Großen.

(Fortsetzung.)

Sein Entschluß war aber auch in demselben Augenblicke gefaßt. „Jetzt oder nie" dachte der entschlossene Mann. Er eilte noch in derselben Nacht zum Herzog Ulrich, erzählte in möglichster Kürze das Vorgefallene, und setzte hinzu: Sie sehn von selbst, daß wir entweder den Regenten stürzen, oder befürchten müssen, nächstens von ihm gestürzt zu werden. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich bin entschlossen, auf der Stelle zu handeln!

Der Herzog, nebst seiner Gemalin, waren, wie man leicht denken kann, mit dieser Stimmung eines Mannes, auf den man sich verlassen zu können glaubte, und von dessen Geistesgegenwart, Muth, und Unerschrockenheit sich alles erwarten ließ, äußerst zufrieden und befeuerten ihn noch mehr zu seinem kühnen Unternehmen. Münnich stellte sich sogleich an die Spitze eines Detaschements Gardesoldaten und ging, in Begleitung seines Generaladjutanten, von Manstein, nach dem Sommerpalaste, welchen der Regent bewohnte. Der wachthabende Offizier wurde gerufen. Er war von Münnich's eignem Garderegiment. Vorstellungen und Versprechungen gewannen ihn, und die übrigen Soldaten hinderten dann nicht das weitere Vordringen in den innern Hof des Palastes.

Schon hatte das Getümmel der eindringenden Gardesoldaten den Regenten aus seinem gefährlichen Schlummer erweckt. In hastiger Eil sprang er aus dem Bette auf, um zu sehen, was es gäbe. Fast in demselben Augenblicke trat schon der Feldmarschall Münnich in das Zimmer und erklärte ihn, im Namen des jungen Kaisers Ivan, für seinen Gefangenen.

Die Feder des Schriftstellers hat keinen Ausdruck, das Erstaunen, die Bestürzung, das starre Schrecken eines Mannes zu schildern, der eine solche Erklärung von einer Person erhielt, die ihm noch vor wenigen Stunden die tiefste Ehrerbietung bezeigt hatte, die er als Gast bei sich aufgenommen und mit der sich auf das freundschaftlichste unterhalten hatte.

Bald jedoch erholte sich der Regent von seinem betäubenden Schrecken, und brach in die wenigen Worte aus;

„Wie? Verräther, du wagst es —

Im Hemde wie er war, ergriff er seinen Degen, ging auf den Feldmarschall los, ehe noch die andern Soldaten ihm zur Hülfe eilen konnten, und versetzte ihm einen Stich in den Ellenbogen. Jetzt aber umringten den, vor Zorn schäumenden, Regenten die Gardesoldaten und entrissen ihm den Degen. Aber auch dieser Waffe beraubt, wehrte sich der Wüthende mit solcher Anstrengung aller Kräfte, daß es zu Mißhandlungen seiner Person kam, und sein Hemde fast ganz darüber zerrissen wurde. Endlich mußte er doch der Uebermacht unterliegen, und wurde mit seiner Gemalin zuerst in den kaiserlichen Winterpalast, hernach aber nach der Festung Schlüsselburg abgeführt.

Sobald der unglückliche Herzog, dessen ganze Regentenglückseligkeit nicht länger, als 22 Tage gedauert hatte, in sichre Verwahrung gebracht worden war, so verkündigte der Donner der Kanonen und ein Manifest die Regierungsveränderung. Die Prinzessin Anna, Gemalin des Herzogs Ulrich von Braunschweig Wolfenbüttel, wurde als die Vormünderin ihres Sohnes, des Prinzen Ivan, und zugleich als Reichsverweserin feierlich proklamirt. Münnich, dem sie diese Erhebung ganz allein zu verdanken hatte, erhielt die Macht eines Premierministers, und durch eine besondere Verordnung wurde ihm der Rang gleich nach der kaiserlichen Familie zugestanden.

Ueber den unglücklichen Herzog von Kurland, der sich nun mit seiner ganzen Familie auf der Festung Schlüsselburg befand, wurde eine geheime Commission

niedergesetzt, deren Chefs die Grafen Münnich und Ostermann waren. Es fehlte nicht an Dingen, die man ihm vorzuwerfen hatte. Besonders wurde ihm sein ungeheures Vermögen zur Last gelegt, das man über 14 Millionen Rubel schätzte. Man beschuldigte ihn auch mehrerer, dem Staate nachtheiliger, Unterhandlungen mit andern Mächten, und dichtete ihm die Absicht an, er habe den jungen Kaiser Ivan vom Throne stürzen, die Prinzessin Elisabeth darauf erheben, sie mit seinem ältesten Sohne vermälen, und dagegen dem jungen Herzoge von Hollstein Gottorp, Peter, (nachmaligem Kaiser Peter III.) seine Tochter zur Gemalin geben wollen.

Der unglückliche Gefangene, der sich von einer schwindelnden Höhe des Glücks plötzlich in den tiefsten Abgrund des Elends gestürzt sahe — konnte diesen schrecklichen Wechsel des Schicksals nicht mit Gleichmuth ertragen. Die tiefste Melancholie befiel ihn und bewirkte eine fast gänzliche Zerrüttung seines Verstandes. Die Aussagen im Verhöre waren voll Verwirrung und Widersprüche. Man hielt dies anfänglich für absichtliche Verstellung; allein ein Arzt, welcher von St. Petersburg zu ihm geschickt wurde, überzeugte sich und das Publikum sehr bald von der Wahrheit der Sache. Nachdem der Kranke durch Arzneien wieder hergestellt war, ging die Untersuchung von Neuem an. Der Herzog beharrte standhaft darauf, daß ihm die Revolutionsentwürfe, deren man ihn beschuldigte, niemals in den Sinn gekommen wären. Inzwischen hatte die Gefangennehmung des Herzogs, in Kurland großes Aufsehn und allgemeine Bestürzung erregt. Die Ritterschaft daselbst schickte eine eigne Deputation nach Petersburg, um die Loslassung ihres Landesherrn zu erbitten. Aber vergebens.

Man zog sein sämmtliches Vermögen ein, beraubte ihn aller seiner Titel und Würden, und verbannte ihn mit seiner ganzen Familie auf Lebenszeit nach Sibirien. Dorthin wurde er auch am 10. Jun. des

Jahres 1741 abgeführet. Anfänglich waren zu seinem täglichen Unterhalte nur 2 Rubel ausgesetzt; allein man milderte sein Schicksal und er bekam einige Bediente, etliche Köche und sogar einen Geistlichen mit auf den Weg. Die Schrecknisse seiner Einsamkeit verscheuchte er durch den angenehmen Umgang mit den Wissenschaften. Denn man hatte ihm auch seine Bibliothek mitgegeben.

Die neue Regentin war nun von einem verhaßten Nebenbuhler befreit, aber ihre Ungnade traf gerade zuerst den, welcher sie von diesem Nebenbuhler befreit hatte — den Grafen Münnich. Und damit hatte es folgende Bewandtniß. Der Gemal der Regentin, Herzog Ulrich, war ein Cousin von Maria Theresia, daher war er auch sehr östreichisch gesinnt; Münnich hingegen hielt es mit dem Könige von Preußen. Als nun der östreichische Successionskrieg ausgebrochen war, suchte Maria Theresia die Tractaten mit Rußland zu erneuen und vom russischen Hof Hülfe gegen den König von Preußen zu erhalten. Dagegen hatte Graf Münnich Vieles einzuwenden, und sagte bei dieser Gelegenheit zu seiner Regentin: er sey ihr Premierminister, sey mit dem wahren Interesse des russischen Reichs bekannt, und glaube Ansprüche auf eine beifällige Zustimmung seiner Staatsmaximen zu haben — woferne aber die Regentin anderes Sinnes wäre, so bäte er um die Erlaubniß, seine Stelle niederlegen zu dürfen. Und diese Erlaubniß erhielt er wirklich, jedoch mit Beibehaltung eines Jahrgehalts von 15000 Rubeln.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Arithmethischen Räthsels im sechs und achtzigsten Stück.

Lieschen hatte 18, Jettchen 34.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 1. August 1811. 92.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Regierungsrevolutionen in Rußland nach dem Tode Peter's des Großen.

(Fortsetzung.)

Die Regentin schien nun weiter keine Person fürchten zu dürfen, welche ihr hätte gefährlich werden können, als — die Prinzessin Elisabeth.

Allein man hielt ihr Ansehen, und ihre Parthei theils für zu schwach, theils auch ihre Gesinnungen selbst für zu unschädlich, als daß man sie besonders hätte fürchten sollen.

Ein verachteter Feind ist oft gefährlicher, als ein gefürchteter — und so war auch die wenig gefürchtete Feindin, Elisabeth, die — gefährlichste.

Sie hatte, als Tochter Peter's des Großen, ihre gekränkten Rechte nie vergessen, und dachte sie auf jeden Fall noch geltend zu machen. Sie wartete nur auf den günstigen Zeitpunkt, den das Glück, der Zufall, oder die Verkettung der Dinge ihr herbeiführen könnte, um darnach ihre Maßregeln zu nehmen. Sie gründete ihre frohen Hoffnungen vorzüglich auf die Gesinnungen des Volkes. Dieses liebte die Regentin nicht sehr. Schon ihre deutsche Abkunft war ihm mißfällig; auch vernachlässigte Anna die Beobachtung verschiedener kirchlichen Gebräuche, woran das Volk mit großer Ergebenheit hing, überhäufte viele ihrer Anhänger mit zu ausgezeichneten Gnadenbezeigungen, zog die Deutschen sehr vor, und betrug sich überhaupt nicht herablassend genug. Die Prinzessin Elisabeth war dagegen in Rücksicht des letztern Punktes, gerade das Gegentheil. Sie war freundlich, gefällig und selbst wohlthätig gegen das Volk, so viel es ihre beschränkten Umstände nur immer erlauben wollten. Denn wirklich litt sie oft am Nothwendigsten Mangel; und schon dies erweckte eine gewisse Theilnahme, ein Gefühl des stillen Bedauerns und eine Art von heimlicher Zuneigung und Ergebenheit, welche ihr bei der Rolle, die wir sie bald werden spielen sehen, sehr zu statten kam.

Die Prinzessin Elisabeth hatte mehrere Große zu ihren Vertrauten, unter welchen sich auch der Prinz von Hessen Homburg befand. Nächst diesem verdient vorzüglich der Marquis von Chetardie, der neue französische Minister am russischen Hofe genannt zu werden. Er war ein verschlagener und zu wichtigen Unternehmungen geschickter Kopf. Jedoch diese Männer wollten den ersten Akt eines so bedenklichen Schauspiels nicht eröffnen, und lieber nur die Nebenrolle dabei spielen.

Dennoch fand sich bald auch ein Mann, der die Hauptrolle zu übernehmen wagte, und sie glücklich bis zu Ende spielte. Dieser Mann war nichts mehr und nichts weniger, als ein Chirurgus, oder eigentlich nur ein Barbier. Er hieß Lesiok, und war von Geburt ein Hanoveraner. Sein Vater hatte als Feldscherer bei der Hannöverschen Garde gestanden und wurde einem Barbier in die Lehre gegeben. Das Metier aber gefiel dem jungen Menschen nicht und er lief seinem Herrn davon.

Nachdem er wieder ins väterliche Haus gekom-

men war, überwarf er ſich auch mit ſeinen Aeltern, und verließ ſie ebenfalls. Der junge Leſtok, der eine höhere Beſtimmung in ſich zu fühlen ſchien, glaubte, daß es ihm, bei ſeinen nicht geringen Talenten, keineswegs an Gelegenheit fehlen würde, in der Welt noch eine andere Rolle zu ſpielen und dadurch ſein Glück zu machen. Daß er ſich hierin nicht verrechnet hatte, wird der Verlauf dieſer Geſchichte deutlich zeigen.

Als Peter der Große ſeine letzte Reiſe durch Deutſchland machte, wohin ſeine Gemalin Katharina ihn begleitete, wurde Leſtok bei der Letztern als Bedienter angeſtellt. Man konnte ihn, ſeines luſtigen Temperaments und ſeines guten gefälligen Betragens wegen, ſehr wohl leiden. Allein der junge Leſtok beſaß faſt eben ſo viel ſchlimme, als gute Eigenſchaften. Verſchiedne liederliche und zum Theil ſchlechte Streiche, die er begangen hatte, machten, daß er nach Aſtrakan verbannt wurde.

Nach dem Tode Peter's wurde er aus ſeinem Exil befreit und ging wieder nach Petersburg. Hier trieb er ſein ehemaliges Gewerbe, das Bartſcheeren, wieder und machte dabei zugleich von der Chirurgie Profeſſion. Er fand bei ſeinem Verſtande, bei ſeinem, ihm natürlichen, guten Anſtande, verbunden mit jovialiſcher Laune, und dem Talente ſich überall beliebt zu machen, bald Zutritt in angeſehenen Häuſern, und die Prinzeſſin Eliſabeth, die ihn ebenfalls ſehr gut leiden konnte, machte ihn ſogar zum Leibchirurgus.

Leſtok war unter andern auch ein Spieler von Profeſſion, und er beſuchte die öffentlichen Häuſer, wo man, theils des Spiels, theils des Vergnügens wegen zuſammenkam, faſt täglich. Nichts war natürlicher, als daß ſich dadurch der Kreis ſeiner Bekanntſchaften immer weiter ausdehnte. Man erzählte ihm die Neuigkeiten des Tages und ließ ſich wieder andere von ihm erzählen. Auf dieſem Wege gelangte Leſtok zu vielen Nachrichten, die ihm ſehr nützlich ſeyn konnten. Er lernte die allgemeine Stimmung des Volkes kennen, und fand ſie ſeinen Planen gar nicht ungünſtig.

Ein Hauptzuſammenkunftort der Spieler war auch das Palais des franzöſiſchen Geſandten, des, ſchon oben erwähnten, Marquis Chetardie. Es verging faſt kein Abend, wo daſelbſt nicht pointirt wurde. Allein die Regierungsveränderung war das eigentliche Hauptpoint! Leſtok machte bei dieſen verdachtloſen Zuſammenkünften den Unterhändler und Briefträger.

Das Hauptreſultat aller Berathſchlagungen, welche zum Theil auch bei der Prinzeſſin Eliſabeth gehalten wurden, lief allezeit darauf hinaus, daß man vor allen Dingen die Gardeſoldaten gewinnen müßte. Leſtok hatte unter ihnen eine große Menge von Freunden, oder wenigſtens, wenn dies Wort für die Sache zu edel iſt, von Bekannten. — Doch dieß allein konnte Nichts entſcheiden, und man mußte unter den Gardiſten ſelbſt einige auswählen, deren man ſich als brauchbare Werkzeuge in der Hand ihrer Führer bedienen konnte.

Es fanden ſich deren zwei, dem Anſcheine nach eben ſo wenig bedeutende Subjekte, als Leſtok ſelbſt, aber eben ſo nützlich. Der eine hieß Schwarz, ein geweſener Trompeter bei der Preobraſchinskiſchen Garde, und der andere, Namens Grunſtein, war Korporal bei derſelben. Hierzu kam noch ein Mann von etwas höherm Range, nämlich der Kammerjunker von Woronzow, der nicht ſowohl durch ſich ſelbſt, als vielmehr durch die Bekanntſchaft wichtig war, die er unter den Gardeoffizieren hatte, von welchen einige ſogar unter ſeine Verwandte gehörten.

Nachdem dieſe Perſonen gehörig unterrichtet worden waren, gab der Marquis von Chetardie dem Leibchirurgus Leſtok 65000 Ducaten zum beliebigen Gebrauch, wozu noch beträchtliche Summen von der Prinzeſſin Eliſabeth kamen. Grunſtein und Schwarz wurden die Anwerber, und das Handgeld, welches ſie gaben, verſchaffte ihnen bald willige Rekruten.

Man hatte noch außerdem, auf den Rath des Marquis, die Vorsicht gebraucht, jeden Gardesoldaten einzeln anzuwerben. Auf diese Art beugte man der Gefahr, verrathen zu werden, am besten vor. In kurzer Zeit hatte man mehr, als 300 Gardisten auf seiner Seite und versprach ihnen, wenn die Unternehmung glücklich ausgeführet würde, noch größere Belohnungen und Vermehrung ihres Soldes.

Ueber die Art, die Revolution zu Stande zu bringen, hatte man der Prinzessin Elisabeth verschiedne Plane vorgelegt, und ihr unter andern den Vorschlag gethan, sie solle sich, nebst ihren Anhängern, am hellen Tage versammeln, und mit einem Theile der, ihr ergebenen, Garde, die Regentin nebst ihrem Gemahl unter Läuten der Sturmglocken, gefangen nehmen, sich sodann öffentlich dem Volke zeigen, ihre gekränkten Rechte ins Licht setzen, das Volk aufzuwiegeln suchen, und sich auf diese Art des Thrones bemächtigen. Allein das Mißliche dieses Planes machte, daß man ihn verwarf und ihn mit einem andern vertauschte, der weniger gefährlich schien, und auch nicht mit Blutvergießen verbunden war.

Man beliebte also einen nächtlichen Ueberfall.

Es war indeß keine Zeit zu verlieren. Denn so geheim man auch alles gehalten hatte, so erregten dennoch einige Umstände Verdacht. Selbst die Regentin war durch einige auswärtige Briefe gewarnt worden.

Am 5. Dec. 1741 war bei Hofe große Assemblee, wo sich auch die Prinzessin Elisabeth, wie gewöhnlich, einzufinden pflegte. Sie glaubte ihr Geheimniß sicher — und ahnete am wenigsten, daß der Regentin selbst Verdacht beigebracht worden sey. Auf einmal aber rief sie die Regentin in ihr geheimes Kabinet, und gestand ihr unverholen, was man ihr berichtet hätte.

Elisabeth, von dieser unerwarteten Szene betroffen, aber nicht außer Fassung gebracht, erwiederte

mit vieler Ruhe und ohne die geringsten Spuren von Verlegenheit zu zeigen, daß alles boshafte Verläumdung sey, und daß die Regentin durch ihr bisheriges Betragen von ihren guten Gesinnungen selbst zu lebhaft überzeugt seyn müsse, als daß sie solchen Verläumdungen oder vielleicht auch nur den Träumereien solcher Personen, die mehr ihren wohlgemeinten Eifer, als ihren überlegenden Verstand dabei zu Rathe gezogen hätten, Glauben beimessen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Der See Baikal.

Dieser berühmte See liegt im asiatischen Theile Rußlands, in Sibirien, nicht weit von der Stadt Irkutzk, an den Grenzen der mungalischen Tatarn. Er erstreckt sich über 300 Werste in die Länge, und 20 bis 30 in die Breite, und ist rund um mit Gebirgen umgeben. Sein Wasser ist süß und klar, und der Boden steinigt. Fische enthält er in großer Menge. Die umherlaufenden Berge sind mit Laubholz bewachsen, zum Theil aber auch mit ewigem Schnee bedeckt. Es ergießen sich 2 ansehnliche Ströme in diesen See. Der eine ist die Selenga. Sie kommt aus China, ist ziemlich breit, und hat ein schlammiges, mit Sand vermischtes, Flußbette. An Fischen fehlet es auch diesem Fluß nicht. Man fängt in ihm besonders große Störe, und Heringe, die dreimal größer sind, als die holländischen. Vom 15ten August bis Ende Septembers ist der größte Fang. Zwölf und noch mehrere Fischer vereinigen sich, wählen ihren Standort und ziehen die Netze der Reihe nach. Oefters fängt man mehrere Male hinter einander nicht einen einzigen Fisch, da man im Gegentheil wieder zu andrer Zeit mit einem Male einen Fang von 100 — 200 Tonnen macht, deren jede 1200 Fische enthält. Man schlitzt sie auf der Seite bis an den Rücken auf, nimmt die Eingeweide

heraus, und salzt sie in Fässern ein. Die Fische sind fett, wohlfeil und für die Gesundheit unschädlich. Im Jahr 1797 verkaufte man zu Irkutzk das ganze Jahr hindurch 10 Stück für 5 bis 7 Kopeken. Im Jahr 1803 galten sie schon 20, und in den nertschinskischen Bergwerken gilt das einzelne Stück 5 Kopeken.

Der zweite Strom, welcher in den Baikal fälle, heißt Tschiwirkui. Er kommt aus den Gebirgen, und ist bei weitem nicht so fischreich, als die Selenga. Dagegen strömt aus dem Baikal ein ansehnlicher Fluß, die Angara, aus, ein majestätischer Strom, dessen Lauf pfeilschnell ist. Darum enthält er wohl auch so wenige Fische. Sein Wasser ist so klar, daß man bei 5 Faden Tiefe noch den Boden sieht, und dabei ist es so unerträglich kalt, daß der gesundeste Mann in den heißesten Tagen mit der größesten Schnelligkeit kaum dreimal unterzutauchen im Stande ist. Dieser Kälte ungeachtet friert er doch selten vor dem 25sten December zu, aber auch nie später, als den 10ten Januar. Zuerst fängt das Wasser auf dem Grunde an zu gefrieren; die gefrornen Schollen steigen durch das schnelle Fortströmen des Wassers in die Höhe, und indem eine mit der andern zusammen friert, wird der Strom in 24 Stunden und oft in noch kürzerer Zeit so fest mit Eis bedeckt, daß man noch an demselben Tage ohne alle Gefahr darüber fährt. Wenn man im Frühlinge die Keller mit Eisschollen füllt, trifft man oft in den abgespalten Eisstücken Steine und Sand: zum Beweise der Richtigkeit der obigen Angabe, daß das Wasser zuerst auf dem Grunde gefriere.

Wüthen die gewöhnlichen Herbststürme nicht zu lange und zu anhaltend: so friert der Baikal nur einige Tage früher zu, und bleibt spiegelglatt. Durch die heftigen Fröste entstehen in dem Eise große Risse, die bei ihrem Aufspalten ein gewaltiges Getöse verursachen, und Klüfte bilden, die oft 2 Ellen und noch

breiter sind. Jeder Fuhrmann führt daher zwei dünne Breter bei sich, welche er, an einander befestigt, über diese Klüfte legt. Ueber diese Breter leitet er die Pferde, nimmt darauf die Breter aus einander, legt sie in die Weite der Schlittenkufen, und zieht mit Hülfe der Reisenden, den Schlitten an Leitseilen herüber. Bei kleinen Rissen setzen die Pferde mit dem Schlitten, ohne Hülfe der Breter, von selbst herüber. Die Schnelligkeit der dortigen Pferde übersteigt allen Glauben. Bei heiterm, stillen Wetter legen sie auf dem Eise eine Strecke von 60 Werste (gegen 9 deutsche Meilen) in weniger als 3 Stunden zurück. Bei stürmischem Wetter aber, besonders bei Schneegestöber, bleibt man liegen und wartet es ab, weil man sich auf dem Eise, wo keine Gegenstände den Weg bezeichnen, leicht verirren und in eine solche Eiskluft stürzen könnte. Die Wasserfahrt, zur Sommerszeit, ist auf diesem See, wegen der plötzlich entstehenden Wirbelwinde sehr gefährlich.

K—r.

Silbenräthsel.

Drei Silben hat das W t.
Die erste zeigt auf einen Ort
Den Augen zu entgehen,
Doch pflegt sie nicht allein zu stehen;
Die letzten beiden nennen
Ein Thier, das manchen schon zu kennen
Sein Stich durch Schmerz gelehret.
Das Ganz' ein wunderbar Insekt,
Das seine Brut in Raupen gern versteckt,
Und dadurch ihre Menge mehret.

Suttinger.

Auflösung der Charade im acht und achtzigsten Stück.

Niemeyer.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 3. August 1811. 93.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Ansicht von Mekka.

(Zum Kupfer Nr. 16.)

Mekka oder Makka, diese große, schöne und starks bewohnte Stadt in Arabien, liegt in der 5ten Provinz dieser Halbinsel, die den Namen Hedschas führt. Einige leiten den Namen Mekka, von dem Worte Machrab her, welches einen Tempel bedeutet. Die Moslemin nennen sie Moadhemah, d. i. die große, und vortreffliche, auch Omm al Kora, d. i. die Mutter der Städte. Nach Andern ist der Name Mekka aus Bekka entstanden. Die Araber sollen nämlich, als sie noch Heiden waren, dem Bacchus (Bar Chus) zu Ehren, einen viereckigen Thurm, Soraÿ genannt, oder einen Tempel erbauet haben. Von dem Dienste des Bacchus in diesem Orte soll sodann die Stadt selbst Baccha oder Beecha genannt und dieser Name nachher in Mecha oder Mekka verwandelt worden seyn. Die Stadt soll 6000 Feuerstellen haben und sehr volkreich seyn. Die unfruchtbaren Berge, welche die Stadt rings umher einschließen, dienen ihr statt der Mauer. Auch diese Berge zeigt der beiliegende Steindruck von der einen Seite. Die Gegend um Mekka ist ganz dürr und unfruchtbar; indessen wird doch in der nahen höhern bergigen Gegend ein Ueberfluß der schönsten Früchte gefunden. Die Hitze ist hier in den heißen Sommermonaten sehr groß. Daher werden die Thüren und Fensterläden verschlossen und die Straßen häufig mit Wasser begossen, um die Luft abzukühlen. Weil die vornehmsten Personen von Adel (Scherifs) aus Hedsjäs zu Mekka wohnen, weil die Stadt als ein Waarenlager für Indien, Syrien und Aegypten und für die übrigen türkischen Länder angesehen werden kann, und weil sich hier jährlich so viele Tausende von Kaufleuten und Pilgrimmen, gleichsam um die Stadt zu bereichern, versammeln: so kann man leicht denken, daß dieser Ort, im Vergleich mit den übrigen türkischen Städten, viele große und nach arabischer Art schöne Gebäude habe. Unter diesen aber ist keins so merkwürdig, als die Kaaba, oder das sogenannte Beit Allah d. i. Haus Gottes, welches schon vor Muhammed von den Arabern hoch geachtet wurde und jetzt von jedem Verehrer des Islam, der das Vermögen zu dieser Reise hat, wenigstens einmal besucht werden soll. Wer aber nicht Muhamedaner ist, oder zu werden gedenkt, darf sich der Stadt nicht näher als bis Dschidda nähern, welche Stadt etwa 6 Meilen von Mekka liegt. Auf dem beiliegenden Bilde ist ein großer Platz, schön eingeschlossen, dargestellt; dieß ist das sogenannte heilige Gebiet im engern Verstande; denn im weitern Sinne reicht es 3 Meilen um die ganze Stadt und der Ort selbst ist als Geburtsort Muhammeds vor allen heilig. In diesem umschlossenen Bezirke, der eigentlich der Hauptgegenstand der ganzen Abbildung ist, erblickt man die Kaaba, vor welcher die Muhammedaner sehr große Ehrfurcht haben, und wohin sie jederzeit das Gesicht wenden, sie mögen sich befinden wo sie wollen. Dieß Gebäude stehet in der Mitte auf einem großen, mit Schwibbogen umgebenen, Platze, und

wird deswegen in so großen Ehren gehalten, weil man glaubt, Abraham habe es erbauet, um hier seinen Gott zu verehren. Allein das Gebäude Abraham's soll etwas weiter östlich gestanden haben, und man soll noch jetzt einige Ruinen der Mauer, oder vielmehr Zeichen sehen, wo sie gewesen sind. An der jetzigen Kaaba, ist die Baukunst nicht verschwendet. Sie ist, wie auch die Abbildung zeigt, nur ein kleines und zwar viereckiges Gebäude. Die Thüre ist nach Süden und nicht in der Mitte, sondern mehr nach der südwestlichen Ecke, und so hoch, daß man von der bloßen Erde mit der Hand kaum die Schwelle erreichen kann. Man steigt nicht auf einer steinernen Treppe, sondern auf einer hölzernen beweglichen Leiter hinauf. Die Thüre der Kaaba wird jährlich nur an zwei Tagen geöffnet, außerordentliche Fälle ausgenommen, und alsdann ist es nicht Jedem, sondern nur vornehmen Personen oder solchen, die mit diesen Verbindung haben, erlaubt in die Kaaba zu steigen. In diesem Gebäude sollen viele und große Kostbarkeiten befindlich seyn; und auf dem offenen Platze und in den bedeckten Gängen um die Kaaba befindet sich eine große Menge goldener und silberner Lampen und Leuchter. Das Merkwürdigste an diesem Gebäude ist der sogenannte schwarze Stein, welcher in der südwestlichen Ecke nicht weit von der Erde eingemauert ist. Dieser Stein soll schon aus dem frühsten Alterthume her, ein Sinnbild gewesen seyn, unter welchem man eine weibliche Gottheit, die bei den Arabern Ozza, Allat und Zohara hieß, verehrte; und sie selbst nannten diesen Stein Kaaba, Kaabata, Hadschr al Asuad. und Borka oder Borkata. Dieser Stein gab in der Folge dem ganzen heiligen Gebäude seinen Namen und Muhammed, der diese Heiligthümer seines Volkes vorfand, hielt es der Klugheit gemäß, ihnen dieselben zu lassen und andere Bedeutungen unterzulegen. Nach dem jetzigen arabischen Glauben hat der Engel Gabriel diesen Stein vom

Himmel herabgebracht, zur Erbauung der Kaaba. Er soll weiß, und wie ein muhammedanischer Priester behauptete, so glänzend gewesen seyn, daß man sein Licht, oder seinen Glanz vier Tagereisen weit habe sehen können. Er soll aber so sehr über die Sünden der Menschen geweint haben, daß er sein Licht nach und nach verloren hat und endlich ganz schwarz geworden ist. Andere geben vor, Abraham habe bei der Erbauung der Kaaba auf diesem Stein gestanden und erzählen noch eine Menge Fabeln von diesem Steine. Kein Körper auf der Erde ist wohl je mehr geliebkoset worden, als dieser Stein. So oft ein Muhammedaner um die Kaaba geht, und seine Andacht verrichtet, küßt er den Stein, und wenn er wegen der Menge der Menschen diese Ehre nicht haben kann, so sucht er ihn doch wenigstens mit der Hand zu berühren. Dieser Stein ist in Silber eingefaßt. Etwa auf zwei Drittheile der Höhe dieser Kaaba sieht man rund um dieselbe das berühmte schwarze seidne Tuch, auf welchem Sprüche aus dem Koran mit Golddraht genähet und wovon die Buchstaben so groß sind, wie die Muhammedaner sie sonst in ihren Inschriften an die Wände zu malen und in Holz oder Stein auszuhauen pflegen. Dieses kostbare Tuch wird in dem alten Palast der ehemaligen Beherrscher Aegyptens zu Kahira genähet und jährlich auf Kosten des Sultans verändert. Die Rinne, worin das Wasser oben von dem Dache herunter fällt, ist von reinem Golde. Um die eigentliche Kaaba gehet ein Geländer von metallenen Pfeilern, die durch Ketten verbunden sind. An denselben hängen silberne Lampen und Leuchter. Nahe dabei herunterwärts sind die vier Gebethäuser der vier verschiedenen Sekten der Sunniten und neben dem untersten links der Platz, auf welchem Abraham, als die Kaaba erbauet wurde, sein Gebet gehalten haben soll. Auf diesem großen freien Platze sind noch drei andere Gebäude zu sehen, die wie Moschеen ge-

bauet und dazu bestimmt sind, Silbergeräthe, Oel, Wachslichter und andere heilige Sachen aufzubewahren. Eins dieser Gebäude ist gerade über dem Brunnen Zemzem, den das Kupfer dicht neben der Kaaba rechter Hand noch in dem, von den metallenen Pfeilern eingeschlossenen, Platze zeigt. Das Wasser dieses Brunnens, der 70 Ellen tief ist, wird bei den Muhammedanern sehr hoch geschätzt. Dieser Brunnen soll entstanden seyn, als Ismael, der Sohn der Hagar einst vor Durst verschmachten wollte, und diese, ihren Liebling hier im Sande niedergesetzt habe, um Wasser zu suchen. Nachdem sie nämlich lange vergebens gesucht hatte und betrübt zurückkam, sahe sie, daß das Wasser unter den Füßen des Knabens hervorquelle an der Stelle, wo er gespielt habe. Die Pilgrimme trinken von diesem nur mittelmäßig gutem Wasser, waschen sich damit das Gesicht und verschicken es in Flaschen sehr weit. Alle die, jetzt genannten, heiligen Gebäude sind auf dem beiliegenden Kupfer nach diesen Angaben sehr leicht zu finden, wenn auch die einzelnen Gegenstände nicht mit Zahlen oder Buchstaben bezeichnet sind. Alle diese einzelnen Gebäude sind mit einem weitläuftigen, nach der innern Seite offenen, viereckigen Gebäude umgeben, welches auf drei Reihen Pfeilern ruht und mit vier Reihen niedriger Kubbets (Kuppeln) bedeckt ist. Unter dieses Gebäude stellen sich die Pilgrimme während der großen Hitze, nämlich jede von den vier sogenannten rechtgläubigen Sekten hinter ihrem Gebethause. In den Schwibbögen hängen eine große Menge silberner Lampen. Zu Zeit der Pilgrimme findet man hier auch sehr viele Kaufleute. Auf diesem Gebäude sind sechs Minarets, und noch ein andrer Thurm stehet auf einem Seitengebäude, welches mit zu dem Tempel gehört. In der Ringmauer, oder vielmehr in dem äußern Gebäude sind überhaupt 39 und nach Andern 100 Thüren. Das Ganze führt den Namen Maschad al Haram d. h. der heilige Tempel. —

Dieß ist das sogenannte heilige Gebiet von Mekka, (Haram) im engern Verstande; das heilige Gebiet der Stadt erstreckt sich weiter und ist an der Landstraße durch gewisse Zeichen bemerkt, an welchen die Pilgrimme, welche die erste Wallfahrt thun, die Ihhram anlegen müssen.

Sobald ein Muhammedaner das erste Mal zu Dsjidda oder bei einem andern Ihhramszeichen angelangt ist, muß er sich unverzüglich nach Mekka begeben. Die Anzahl der Pilgrimme, die sich alljährlich in dieser heiligen Stadt versammeln, ist sehr groß. Sie würde indessen noch unendlich größer seyn, wenn jeder Muhammedaner, der Gesundheit und Vermögen genug hat, diese beschwerliche und kostbare Reise zu unternehmen, ein Pilgrim werden wollte. Eine große Karavane kommt von Damask und wird von einem Pascha von drei Roßschweifen angeführt. Eine andere die aus Aegypten kommt, führt ein Beg aus Kahira an. Mit dieser geht auch zugleich die Karavane der Maggrebi, oder Araber aus der Barbarei. Eine Parthei reiset immer einen Tag voraus und beide Karavanen vereinigen sich mit der von Damask einige Tagereisen vor ihrer Ankunft zu Mekka. Eine Karavane kommt von Bagdad unter einem Anführer, den der dortige Pascha dazu ernennt und mit dieser reisen viele Pilgrimme aus Persien. In einer andern Karavane kommen die von Lachsa, Bachhreja und Redsjad und noch eine kommt von Oman. Diese beiden letztern aber sind nur klein, und haben keine Kaufmannswaaren bei sich. Die von Lachsa ist 18, und die von Oman, 14 Tage unterweges. Dazu kommt eine Karavane aus Jemer, noch eine Menge Pilger zur See aus Persien, dem südlichen und östlichen Theil von Arabien, aus Indien, von Java und andern Inseln, von den arabischen Kolonien auf der südlichen Küste von Afrika, von der westlichen Küste des arabischen Meerbusens aus Nubien und andern Ländern. Viele von diesen Pilgrim-

men gehen als Kaufleute nach Mekka und unternehmen diese Reise mehr ihres Gewinnes, als der Andacht wegen zu wiederholten Malen. Eine große Anzahl reiset als Soldaten, um die Karavanen zu bedecken; diese gewinnen also auch bei ihrer Wallfahrt. Viele von den Pilgern machen aus diesen Reisen ein ordentliches Handwerk. Denn da der Islam denen, welche theils wegen ihrer Geschäfte, theils aus andern wichtigen Gründen eine so beschwerliche Reise nicht unternehmen können, erlaubt nach ihrem Tode einen andern in ihrem Namen nach Mekka zu schicken; so findet die größte Anzahl der Muhammedaner leicht eine Entschuldigung, warum sie diese Pflicht nicht selbst erfüllen. Die frommen Erben eines verstorbenen Reichen schicken daher lieber einen armen Mann, der die Beschwerlichkeiten der Reise nicht scheuet, nach Mekka, weil sie diesen in der Regel weniger bezahlen dürfen, als dem Herrn selbst blos sein Kameeltreiber gekostet haben würde. Aeußerst wenige pilgern aus wahrer Andacht und für ihr eignes Geld. Diesen kommt aber die Reise sehr theuer zu stehen; denn die Muhammedaner pflegen überhaupt, besonders aber auf der Reise nach Mekka, sehr freigebig gegen die Armen zu seyn.

(Beschluß folgt.)

Anekdote.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, befand sich eines Tages zu St Germain, wo er bauen ließ, und stand eben bei einem Bildhauer, der an dem Barte eines Neptun's arbeitete. Der Präsident Fauchet, ein gelehrter, aber etwas cynischer Mann, der immer einen stattlichen, aber auch struppichen Bart trug, suchte hier den König auf, indem er um eine Pension bei ihm anhalten wollte.

Heinrich's Auge sahe das Lächerliche eben so schnell als Friedrich's II. Auge, und beide große Männer hatten das mit einander gemein, daß sie sich nicht leicht eine Gelegenheit zum Scherz entgehen *ließen*.

„Siehe da," sprach Heinrich zum Bildhauer, „dieser Mann kommt uns ja eben recht, der gibt uns das beste Modell zu dem Barte, den wir suchen."

Dieser königliche Scherz wurde aber von Herrn Fauchet sehr übel aufgenommen, und er rächte sich durch einige satyrische Verse, die er auf Heinrich machte.

Der König bekam sie zu Gesicht — lachte darüber — ließ den Verfasser vor sich fordern und sprach zu ihm: Mein lieber Fauchet, ich sehe, daß ihr euch für meinen kleinen Scherz durch eine Satyre auf mich zu entschädigen gesucht habt — ich will euch aber eine noch bessere Entschädigung geben.

Der König gab ihm den Titel eines Historiographen und fügte demselben eine Pension von 600 Thalern bei.

Lenke.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Abbildung merkwürdiger Menschen, mit Rücksicht auf die Trachten verschiedener Völker in verschiedenen Zeiten, nach den Zeichnungen und Gemälden eines Vandyk, Holbein, Hollar, Rubens, Weigel u. a. mit einer kurzen Einleitung von Friedrich Hempel. Mit 16 ill. Kupf. auf Velin in 4to. 3 Rthlr.

Der Leser findet in dieser Sammlung das Leben Heinrichs des IV., Ludewig XIV., der Königin Elisabeth von England, der unglücklichen Maria Stuart, der durch Schiller's Muse und Bonaparte's Verehrung bekannter gewordenen Jungfrau von Orleans, kurz, doch charakteristisch nach den wichtigsten Daten bearbeitet.

Bourton, John, Landschaftsmaler in quer Folio, mit 12 Landschaften, bunt, getuscht und schwarzen Kupfern. 2 Rthlr. 12 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 5. August 1811. 94.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Ansicht von Mekka.

(Beschluß.)

Das zu Mekka gehörige Gebiet, wird auch Haram d. i. das Heilige, genannt, und stehet, so wie die Stadt, unter einem Emir oder Fürsten, welcher sich Scherif von Mekka nennt. Das Wort „Scherif" bezeichnet zwar überhaupt einen Edeln von Geburt und Stande; es ist aber auch besonders der Name und Titel der Nachkommen Muhammeds von seiner Tochter Fatimah und seinem Swiegersohne Ali, welche, zur Abzeichnung von den übrigen Moslemin, einen grünen Turban tragen. Die jetzigen Scherifs zu Mekka stammen von Kotadah, Edri's Sohn, her, welcher von dem Hosseinischen Zweige des alidischen Stammes entsprossen ist. Dieser Scherif zu Mekka ist blos ein weltlicher Fürst und kein Iman oder Kalif, welcher in der Moschee das Amt eines Geistlichen verrichtet. Da die Araber an ihren Regenten nicht viel zu bezahlen pflegen, und sein Gebiet nur klein ist, so können die Einkünfte die er von seinen Unterthanen zieht, nicht groß seyn. Allein er ist dessen ungeachtet einer der wichtigsten Fürsten in ganz Arabien. Denn die sogenannten heiligen Städte haben durch die Vermächtnisse vieler Könige, Fürsten und andrer reichen Muhammedaner, erstaunlich viele Einkünfte; und von diesen bekommt der regierende Scherif einen bedeutenden Antheil. Seine Einnahmen aus den türkischen Ländern sind sehr groß; denn man findet fast in allen Städten ganze Basars, Chans, Bäder, Häuser u. d. gl. deren Ertrag der Kaaba nach Mekka gesandt wird. Er theilt den Zollertrag mit dem Pascha zu Dschidda und erhebt von allen, zu Mekka ankommenden, Schiiten, eine große Kopfsteuer. Diese haben in Mekka ein Oberhaupt, vor welchem ihre Streitigkeiten ausgemacht werden und von welchem der Kaaba für jeden Pilger zehn, ja für reiche wohl hundert Speciesthaler geliefert werden müssen. Zu Mekka ist ein Kadi (Richter), der fast alle Jahre durch einen andern aus Konstantinopel abgelöst wird. Die vier Mufti's (Ausleger des Gesetzes) aber von den verschiedenen, bei den Sunniten für rechtgläubig gehaltenen, Sekten bleiben gewöhnlich beständig in der heiligen Stadt. Diese fünf Personen machen das Obergericht aus, worin der Kadi den Vorsitz führt. Eine jede der vier erwähnten Sekten hat auch hier ihren Iman oder Vorbeter. Die Aemter bei der Kaaba überhaupt, besonders aber das Amt dessen, der die Schlüssel zu diesem berühmten Gebäude hat, scheinen sehr einträglich zu seyn. Das Amt des Rufers (Muässem) der Schafiten, deren Thurm am höchsten liegt, ist deswegen merkwürdig, weil dieser auf den Auf- und Untergang der Sonne Achtung geben und also zuerst zum Gebet rufen muß. Dieß Amt ist seit vielen Jahren bei Einer Familie geblieben. Selten erhält es ein Muässem vor seinem funfzigsten Jahre; wahrscheinlich weil man glaubt, daß die ältesten in dieser Familie das nächste Recht zu den Einkünften haben. Indessen findet man in andern orientalischen Städten, auch öfters

junge Muäffems. Der türkiſche Kaiſer nennt ſich Hami al Haramain, d. i. Beſchützer der beiden heiligen Städte, nämlich Mekka und Medina. — Dieſe, hier mitgetheilten, Nachrichten über Mekka, verdanken wir europäiſchen Reiſenden. Freilich durften auch dieſe nicht in die Stadt, ſondern nur bis Dſidda; denn der Pöbel zu Mekka würde ſelbſt den Chriſten der ſich dahin wagte, umbringen. Die vernünftigen Muhammedaner würden nichts dagegen haben; aber deren Anzahl iſt, wie überall, die kleinere. Von dieſen erhielten auch die Europäer die Nachrichten über die Kaaba und über die übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt. Jetzt mag vieles von dem Geſagten nicht mehr ganz paſſen; mancher von den heiligen Oertern in und um Mekka mag zerſtört, die Einkünfte der Scherifs mögen ſehr geſchmolzen, ja ſie ſelbſt wohl verjagt und ermordet, und die Karavanen der Pilgrimme ſehr unbedeutend ſeyn oder vielmehr ganz aufgehört haben. Denn ſchon ſeit mehreren Jahren hat ſich in Arabien eine eigne religiöſe Sekte gebildet, die überaus zahlreich angewachſen und den rechtgläubigen Muhammedanern ſehr feind iſt, die Wachabis oder Wechabiten. Dieſe haben nicht nur Medina, ſondern auch Mekka inne, werden der Pforte ſehr gefährlich, und ermorden Alles, was nicht mit ihnen iſt. — Der Anblick des Theiles der Stadt Mekka, der auf dem beiliegenden Blatte abgebildet iſt, iſt nicht ſehr intereſſant. Die Häuſer, Moſcheen und Minarets, wovon das Ganze wimmelt, verrathen eben keinen ſonderlichen Geſchmack in der Baukunſt. Die Umgebungen in der Natur, beſonders die vielen hohen, ſchon aus dem Alterthume her berühmten Berge, bringen einen ſchönen Eindruck hervor.

Heſſe.

Auflöſung des Räthſels im neunzigſten Stück.

Die Nachtſchwalbe.

Caprimulgus europaeus, Linn. L'Engoulevent. Buff.

Dieſer nützliche Vogel, der die Größe des Kukuks hat, iſt in ſeinem Baue den Schwalben und an Augen und Ohren, den Nachteulen ähnlich. Seine Länge beträgt einen Fuß, und die Breite der Flügel zwei Fuß, die zuſammengelegt den Schwanz faſt ganz bedecken. Dieſer hat nur zehn Federn, mißt ſechs Zoll und iſt abgerundet. Der Kopf iſt nach Verhältniß groß; der Schnabel nur fünf Linien lang, dünn, platt, vorn ſchwärzlich und etwas übergekrümmt. Der Rachen, der ſich abwärts bogenförmig bis unter die Augen erſtaunend weit öffnet, iſt weich und weißgelb; um den Rand des Oberkiefers ſteht dicke, ſteife, ſchwarze Borſten, die zur Hälfte des Raubes mit dienen. Die Naſenlöcher ſtehen erhaben, wie Trichter; die Zunge iſt klein, ſehr ſpitzig und an den Gaumen angeheftet; die Augen ſind groß und blau; die Ohren, wie bei den Eulen, ſehr weit. Die Füße ſind wie bei den Tauben geſtaltet; nur iſt die mittlere Zehe faſt noch einmal ſo lang, als die übrigen und die Hinterzehe kann auch vorwärts gedreht werden. Die Farbe iſt an Kopf und Rücken hellaſchgrau mit unzähligen feinen dunkelbraunen Pünktchen und unregelmäßig laufenden ſchwarzen Strichen; die Wangen und Schläfe ſind hellroſtfarben eingefaßt und gewellt; die Schwungfedern ſind ſchwarzbraun mit einzelnen rothgelben Flecken, an den Spitzen aſchgrau; die Schwanzfedern röthlich aſchgrau, mit acht bis neun breiten ſchwärzlichen Querſtreifen beſetzt. Des Weibchens Farben ſind etwas heller; und vom Schnabel bis an die Mitte des Halſes läuft, an beiden Seiten ein weißer Streif; an der Kehle aber ſteht ein großer roſtgelber Fleck. Die

Nachtschwalbe gehört unter die Zugvögel. Sie kommt erst zu Anfange des Mai's und geht schon mit dem Anfange des Septembers wieder fort. Man findet sie in Europa, Asien und Afrika; aber wegen ihrer geringen Vermehrung nirgends häufig.

Dieser Vogel kann, wegen des Baues seiner Augen, nur in der Morgen- und Abenddämmerung und bei Mondschein seinen Verrichtungen nachgehn. Denn bei völliger Finsterniß kann überhaupt kein Nachtvogel sehn. Sein feines Gehör weckt ihn bei dem geringsten Geräusch, wenn er des Tages über schläft. So bald man sich ihm nähert, fliegt er schnell auf, aber niedrig und setzt sich bald wieder. Seines weichen Gefieders wegen, fliegt er so sanft und unhörbar, wie die Eulen. Er sitzt gewöhnlich auf Baumstrünken, Erdhügeln und auf ebnen Wegen; nur selten auf Bäumen. In Waldungen, wo sich die Nachtschwalben gewöhnlich aufhalten, lassen sie die schnurrenden Töne: Zrrrrr und Nrrrrr! hören, die ehedem der Aberglaube für Unglück bedeutend hielt. Da der erstere Ton höher und der andere tiefer klingt: so versichern diejenigen, die dieses Geschrei in einen einsamem Walde bei Nacht gehört haben, daß es keine unangenehme Musik seyn soll, wenn mehrere sich zugleich hören lassen. Wenn dieser Vogel aufgejagt wird, schreit er: Bäck, Bäck. Um seiner Nahrung nachzugehn, verläßt er Abends den Wald und sucht das freie Feld. Bei trüber Witterung schwebt er häufig über Schilfteichen und feuchten Orten, wo er allerhand große Käfer, als Roß- und Maikäfer, Schnaken, Hafte, Tag- Dämmerungs- und Nachtfalter, nebst andern Insekten, fängt. Bei Mondschein fliegt er auch die ganze Nacht, kommt in Walddörfern auf die Mistätten der Bauernhöfe und sogar, der Insekten wegen, in die Viehställe. Daher ist die ungegründete Sage entstanden, daß er den Kühen und Ziegen die Milch aussauge, und deswegen hat man ihm auch die Namen Ziegenmelk und Kuhsauger gegeben.

Seine zwei Eier legt er, ohne ein Nest zu bauen, zwischen das Heidekraut auf die bloße Erde, oder in eine Felsenritze. Die schmutzigweißen Eier, die mit hellbraunen Flecken marmorirt sind, werden von Männchen und Weibchen in 14 Tagen ausgebrütet. Die Jungen haben gar nicht die dunklen Farben der Alten, sondern diese haben sie erst das folgende Frühjahr, wenn sie wieder von ihrer Wanderung zurückkommen und sich wahrscheinlich in Afrika erst gemausert haben. Sie können also nicht, wie ein altes Jägermärchen sagt, den Winter über bei uns in hohlen Bäumen zubringen und da ihre Federn verändern.

An Schaden ist gar nicht zu denken, den dieser Vogel den Menschen thun sollte. Ueberdieß, ist noch sein Fleisch von gutem Geschmack, das aber, bei der Nützlichkeit und Seltenheit des Vogels, uns nicht reizen sollte, ihn zu tödten, es wäre denn, daß man ihn für eine Naturaliensammlung wünschte. Seine Namen sind außer den, schon genannten, noch: Geißmelker, Nachtvogel, Nachtschatten, Nachtrabe, Pfaffe, Hexe, Tagschlaf.

Suttinger.

Die Hunde in Kamtschatka.

Die Hunde der Kamtschadalen sind ganz anderer Art, als die unsrigen. Fast nicht eine gute Eigenschaft haben jene mit diesen gemein. Sie sind unfreundlich und leutescheu, und mögen weder Wächter, noch Beschützer, noch Schmeichler ihrer Herrn seyn. Vielmehr scheinen sie es recht darauf anzulegen, ihre Herren in Gefahr zu bringen. Von Farbe sind sie meist gelbgrau oder schmutzigweiß, und der Gestalt nach, gleichen sie unsern Pomeranern und Spitzen.

Nur den Winter über sind sie in der Nähe ihrer Herrn und bekommen gedörrte Lachseingeweide und vom Sommer her aufbewahrte Fischgräten, zum Futter, welches noch kärglich genug zugemessen wird. Jeder Kamtschadale besitzt wenigstens 5 Stück als Eigenthum. Den Sommer über bekümmert man sich gar nicht um sie. Sie werden im Mai ausgetrieben, und müssen bis zur Schneezeit ihre Nahrung selbst suchen.

Die Schlechtheit der kamtschadalischen Hunde scheint von ihrer Erziehung herzurühren. Sobald nämlich die jungen Thiere zur Welt kommen, werden sie, sammt ihrer Mutter, in eine tiefe, einsam gelegene, Grube geworfen, in der sie kein lebendes Wesen zu Gesicht bekommen. Nach 6 Monaten nimmt man sie heraus, und fängt an, sie zu ihrer künftigen Bestimmung abzurichten. Man bindet sie an einen Pfahl, und stellt in einer bestimmten Weite davon das Futter hin. Die Begierde darnach treibt sie zu einem ununterbrochnen Zerren und Ziehen an dem Riemen, der sie fest hält. So lernen sie die ersten Elemente der Ziehkunst. Sind sie genug darin geübt, so werden sie mit ausgelernten größern Hunden an Schlitten gespannt, mit welchen sie zugleich anziehen müssen. Aus Scheu und Angst laufen sie entsetzlich, und dieses Laufen geht nachher in Gewohnheit über.

Während des Anspannes erhebt der ganze Zug ein entsetzliches Geheul, welches aber im Augenblick der Abfahrt aufhört. Dafür ärgern sie nun ihren Führer dadurch, daß sie nach allen Seiten umher springen, und durch den Auswurf ihres Unraths einen unausstehlichen Geruch verursachen. Gelenkt werden sie mit einem langen, nach vorn zu krumm gebognen, Stecken, der Peitsche und Zügel zugleich ist. An dem einen Ende befinden sich eiserne Ringe, durch deren Schütteln die Hunde angetrieben werden; an dem andern sitzt eine eiserne Spitze, die zum Halten des Fuhrwerks dient. Zugleich dient dieser Stecken zum Lenken. Schlägt der Fuhrmann damit auf den Schnee, so bedeutet dieser Schlag, daß die Thiere Links gehen sollen. Schlägt er auf den Schlitten, so bedeutet es: Rechts. Laufen die Hunde nicht geschwind genug, oder respektiren sie die Zeichen nicht: so fliegt ihnen der spitzige Stecken in die Rippen, und sie verdoppeln ihre Schritte.

So werden zwar die kamtschadalischen Hunde ihren Herren nützlich. Sie könnten es aber noch mehr werden, wenn man sie von Klein auf besser behandelte.

K—r.

Große Linden.

Bei Baireuth, auf der Fantasie stehet eine Linde, die 25 Fuß Rheinisch im Durchmesser, also 75 Fuß im Umkreise hat. Vor einigen Jahren brach ein Ast ab, von welchem man 4 Klaftern Holz erhielt, ohne den Abraum.

Zu Neustadt am Kocher, stehet gleichfalls eine der größten Linden, die zwar ersterer bei Bayreuth an 9 Fuß in der Dicke nachstehet, auch nicht allzuhoch ist, aber in der Breite nebst ihren Aesten, einen solchen Umfang hat, daß sie von 120 Säulen unterstützt wird. Die Peripherie ihres Stammes ist 36 Fuß; ihr Alter, wie durch Dokumente erwiesen ist, an 600 Jahre.

M. J.

Logogryph von fünf Buchstaben.

Die letzten drei, verlangen möglichst kurze Zeit;
Den Hauch davor: so tönt das Glück der Ewigkeit.
Mein Ganzes aber spricht:
Ein Ganzes bin ich nicht.

Trautscholdt.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 8. August 1811. 95.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Auflösung des Silbenräthsels im zweiundneunzigsten Stück.

Die Schlupfwespe. Ichneumon.

Von dieser wunderbaren Gattung der Wespen, die von der Natur dazu bestimmt sind, die schädlichen Insekten und insonderheit die Raupen zu vermindern, sind 415 Arten bekannt. Sie gehören zur IVten Ordnung der Insekten mit vier netz- oder flohrähnlichen Flügeln. Der Mund hat ungezähnte Kinnladen und vier Freßspitzen. Die borstenförmigen Fühlhörner haben mehr als 30 Glieder. Der Hinterleib hängt mehrentheils durch eine dünne, lange Röhre mit der Brust zusammen. Die Weibchen haben einen hervorragenden Legestachel, der in einer zweiklappigen Scheide liegt, durch welchen sie ihre Eier in andre Insekten, vorzüglich in Raupen bringen. Die ausgekrochene Larve lebt von der Raupe, und es geschieht nicht selten, daß eine solche Raupe noch so viel Kraft behält, sich zu verpuppen, ehe sie an ihrem Gaste stirbt. Daher sehen Insektensammler zuweilen, aus aufgehobnen Schmetterlingspuppen, statt des erwarteten Schmetterlings, eine Schlupfwespe kommen. Die Puppe ist unvollständig (d. i. mit unbeweglichen Füßen und Flügeln) und hat oft noch eine besondre Hülle. Die merkwürdigsten sind:

Die dehnende Schlupfwespe, mit schwarzem Vorderleibe; vom Hinterleibe ist die Hälfte roth, die hintere schwarz, mit einigen gelben Binden, und einem gelblichen Punkt am Ende. Diese legt ihre Eier in die Gabelschwanzraupe.

Die verführende Schlupfwespe von 1½ Zoll Länge, und mit einem Stachel, der noch ein mahl so lang ist. Sie ist schwarz, die Brust weißgefleckt; auf jeder Seite eines Bauchringes stehn zwei weiße Flecke. Sie läuft im Junius in Gärten an den Hecken und in Laubwäldern, an den Blättern der Bäume herum.

Die begleitende Schlupfwespe, 6 Linien lang und überall schwarz; nur die Fühlhörner haben in der Mitte eine weiße Binde. Im Junius besucht sie die Nester der Mauerbiene und tödtet ihre Brut.

Die stechende Schlupfwespe ist schwarz mit rothen Füßen, 7 Linien lang, und der Stachel ist fast um die Hälfte länger. Diese ist die gefährlichste Feindin für die Puppen der Tagschmetterlinge.

Die langschwänzige Schlupfwespe, 10 bis 18 Linien lang; der Schwanz aber übertrifft oft zweimal die Länge des Körpers. Sie ist ungefleckt schwarz; der cylindrische Hinterleib sitzt dicht an der Brust, die Füße sind roth. Sie läuft häufig auf Weiden umher und sucht Raupen auf.

Die gelbe Schlupfwespe hat eine Größe von ½ bis ein Zoll, gelb, mit gelben Fühlhörnern, gestreiftem Brustschilde und sichelförmigem Hinterleibe. Sie legt ihre Eier in die Raupen der Nachtschmetterlinge.

Die gesellschaftliche Schlupfwespe ist nur 3 Linien lang, schwarz mit dunkelgelben Füßen und einem rundem dicht ansitzenden Hinterleibe. Ihre Larven le-

ne, Lehre von der Religion, Moral, Geschichte, Philosophie, Recht, Politik, Staatswissenschaft, Kunst, Poesie, Musik, Naturkunde, Naturlehre, Mathematik, Technologie, Landwirthschaft, Forstwissenschaft, Handlungswissenschaft, Bergbaukunde, Baukunst, Kriegswissenschaft, Sprachkunde, Literatur, Bibliographie, Encyklopädie, Pädagogik, Gymnastik, Gesellschaftskunde, Gesellschaftsspiele, Gesellschaftstänze, Gesellschaftsreisen, Gesellschaftsbälle, Gesellschaftsfeste, Gesellschaftsessen, Gesellschaftsgetränke, Gesellschaftsgenüsse, Gesellschaftsgesänge, Gesellschaftsmusik, Gesellschaftsgedichte, Gesellschaftsromane, Gesellschaftsdramen, Gesellschaftsopern, Gesellschaftsballette, Gesellschaftsmalerei, Gesellschaftsbildhauerei, Gesellschaftsbaukunst, Gesellschaftsgartenkunst, Gesellschaftsmodekunst, Gesellschaftsputzkunst, Gesellschaftsfrisurkunst, Gesellschaftsschminkkunst, Gesellschaftsparfümkunst, Gesellschaftsschönheitskunst, Gesellschaftsgesundheitskunst, Gesellschaftsdiätkunst, Gesellschaftsmedizin, Gesellschaftschirurgie, Gesellschaftsgeburtshilfe, Gesellschaftsaugenheilkunde, Gesellschaftsohrenheilkunde, Gesellschaftszahnheilkunde, Gesellschaftsfußheilkunde, Gesellschaftshandheilkunde, Gesellschaftsbeinheilkunde, Gesellschaftsarmheilkunde, Gesellschaftsrückenheilkunde, Gesellschaftsbrustheilkunde, Gesellschaftsbauchheilkunde, Gesellschaftsnierenheilkunde, Gesellschaftsblasenheilkunde, Gesellschaftsgeschlechtsheilkunde, Gesellschaftsnervenheilkunde, Gesellschaftsgehirnheilkunde, Gesellschaftsseelenheilkunde, Gesellschaftsgeistheilkunde, Gesellschaftsgottheilkunde, Gesellschaftsewigkeitheilkunde, Gesellschaftsunendlichkeitheilkunde, Gesellschaftsallheilkunde, Gesellschaftsnichtsheilkunde, Gesellschaftsalleswissenschaft, Gesellschaftsnichtswissenschaft, Gesellschaftsalleskunde, Gesellschaftsnichtskunde, Gesellschaftsalleslehre, Gesellschaftsnichtslehre, Gesellschaftsalleshandlung, Gesellschaftsnichtshandlung, Gesellschaftsalles, Gesellschaftsnichts, Gesellschaft, Nichts, Alles, Gott, Ewigkeit, Unendlichkeit, Geist, Seele, Gehirn, Nerven, Geschlecht, Blase, Niere, Bauch, Brust, Rücken, Arm, Bein, Hand, Fuß, Zahn, Ohr, Auge, Geburtshilfe, Chirurgie, Medizin, Diätkunst, Gesundheitskunst, Schönheitskunst, Parfümkunst, Schminkkunst, Frisurkunst, Putzkunst, Modekunst, Gartenkunst, Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Romane, Dramen, Opern, Ballette, Gedichte, Gesänge, Musik, Gesellschaftsessen, Gesellschaftsgetränke, Gesellschaftsgenüsse, Gesellschaftsfeste, Gesellschaftsbälle, Gesellschaftsreisen, Gesellschaftstänze, Gesellschaftsspiele, Gesellschaftskunde, Gymnastik, Pädagogik, Encyklopädie, Bibliographie, Literatur, Sprachkunde, Kriegswissenschaft, Baukunst, Bergbaukunde, Handlungswissenschaft, Forstwissenschaft, Landwirthschaft, Technologie, Mathematik, Naturlehre, Naturkunde, Musik, Poesie, Kunst, Staatswissenschaft, Politik, Recht, Philosophie, Geschichte, Moral, Religion, Lehre von der Gesellschaft.

Und so weiter und so weiter, bis an den Anfang. Und so weiter und so weiter, bis an den Anfang. Und so weiter und so weiter, bis an den Anfang.

lich scheinen sollte, daß wir alle Vortheile, die uns aus der Natur zuwachsen, nicht in der Maaße ohne diese Thierklasse empfangen und sehr viele ganz entbehren würden. Verschiedne fliegende Insekten tragen zur Befruchtung und Fortpflanzung der Gewächse bei, z. B. die Biene und Hummel bei dem Kürbis und andern Pflanzenarten, die den Blumenstaub von der männlichen zur weiblichen Blüthe tragen. Sie reinigen die Luft von schädlichen Ausdünstungen des Aases und Unraths, indem sie diese Dinge verzehren, zerstreuen und durchwirken, und dadurch zugleich das Erdreich düngen. Auch alle die angeführten Thiere, die bloß von Insekten leben, und unter ihnen die Nachtigall, wäre mit den schönsten Sängern des Waldes nicht in der Natur vorhanden. So werden auch viele Fische bloß durch Insekten erhalten, auch selbst im Winter, wo sie von Larven und Puppen derselben leben. Durch die Insekten wird vorzüglich das Gleichgewicht im Thier und Pflanzenreich erhalten, indem sie eine Menge Unkraut und überflüssige Auswüchse an Pflanzen verzehren.

Was den angeführten Schaden betrifft, den die Insekten durch ihre allzustarke Vermehrung anrichten, so kann dieser Schaden theils durch Klugheit und Vorsicht verhütet werden, oder er soll uns doch zum Nachdenken über die Mittel zur Verhütung desselben bringen; theils ist jeder denkbare Schaden, den Insekten anrichten können, verglichen mit den überwiegenden Vortheilen, die das Ganze durch diese Thierklasse erhielt, für nichts zu rechnen.

Endlich ist die Frage, nach der Vorstellung vieler, absichtlich so gestellt, als ob alle Thiere nur für den Menschen da wären. Dieß ist aber ein Satz der den Alten *) wohl zu verzeihen war, denen weder Fernrohr noch Vergrößerungsglas die Ansicht der Welt im Großen und Kleinen, so wie uns, erweitert

*) Cicero de Natura Deorum Libr. II. Cap. 63.

hätten, und die unsre, durch achtzehn Jahrhunderte geläuterten Grundsätze, nicht haben konnten; allein für uns möchte es schwer seyn zu behaupten, daß, die im aufgelößten Buchbinderkleister sich zeigenden Thierchen, die Essigaale, von welchen im Julius aller Essig wimmelt, so wie alle Infusionsthierchen *) um des Menschen Willen da wären. Wollten wir sagen, sie wären doch wenigstens dazu da, daß sie der Mensch betrachten sollte, so könnte die Frage sich auch auf die Thiere erstrecken, die zahllos auf dem Grunde des unermeßlichen Oceans wohnen, oder so klein sind, daß sie selbst dem vollkommensten Mikroskop entgehn und dadurch jedem menschlichen Auge so unbekannt bleiben, als Sonnensysteme in der Milchstraße, die keins der besten Teleskope zu erreichen vermag. Nur so viel ist gewiß: Gott wollte das thierische Leben in der Natur möglichst vervielfältigen und auch Thiere sollten die Freuden des Lebens, deren sie fähig wären, genießen, wenn sie auch gleich wieder für andre als Mittel da sind. Den Menschen hat er auf die höchste Stufe der sichtbaren Schöpfung unsrer Erde gestellt; er soll herrschen über die Thiere; aber da Gott auch der Thiere möglichstes Glück wollte, so soll er mit Weisheit herrschen, das heißt, er darf die Vermehrung der ihm schädlichen Thiere einschränken, er kann die jungen tödten, die er zur Nahrung oder Kleidung braucht, oder die ihm schädlich sind, weil ihn die Einrichtung seines Körpers und des ganzen Thierreichs darauf hinweiset; aber er soll auch Pflichten erkennen, die er in Ansehung der thierischen Schöpfung hat; er soll vorzüglich die Thiere, die er zu seinem Dienste

*) Man nennt diese Thierchen auch Infusionswürmer, und sollte nach der Benennung eigentlich nur die Gewürme darunter verstehn, die zum Vorschein kommen, wenn man auf Thier- oder Pflanzentheile Wasser gießt; man belegt aber auch diejenigen, die man mit bloßen Augen nicht erkennen kann, die in stehenden Wassern, sauern Säften, im Schleim der Eingeweide ꝛc. leben, mit diesem Namen, auch die Kitisiaale gehören dazu.

braucht, schonen, was er tödten muß, nicht quälen und die Schmerzen möglichst verkürzen, zum Vergnügen nie tödten. Dieß sind Grundsätze, die Ihr Verstand, wie Ihr Herz billigen muß. Nie muß das Angstgeschrei oder der stumme Schmerz eines, von Ihnen gequälten, Thieres vor den kommen, der das Geschrei der jungen Raben hört, die ihn anrufen, wie die Schrift sagt; denn Gott der Allvater, wollte mögliches Glück auch den Thieren gönnen und der Mensch soll ihn nachahmen. Dieser Gedanke wird Sie, wenn Sie ihn fest sich einprägen, nicht nur vor Fehlern bewahren, über welche Sie sich selbst Vorwürfe machen müßten, sondern er wird Sie auch vor übereilten tadelnden Urtheilen schützen, wenn sie die Frage: Warum ist dieses oder jenes Thier da? sich nicht bestimmt beantworten können. Gott wollte es, daß es daseyn sollte; sonst wäre es nicht da. Je weiter die Männer, welche die Untersuchung der Natur zum Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit gewählt haben, in die Geheimnisse derselben eingedrungen sind, je deutlicher ist ihnen auch das als Wahrheit erschienen, was Moses funfzehnhundert Jahr vor Christus Geburt schrieb: Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war alles sehr gut!

Suttinger.

Abendsegen für August Hermann *)

Mel. Blühe liebes Veilchen.

Frei von Herzenskummer
Blickst Du klar um Dich
Und es schließt im Schlummer
Leicht Dein Auge sich.
Lebenslang, wie heute,
Wehe Lieb' und Freude
Wohlverdiente Ruh
Dir als Schutzgeist zu!

Daß Du hier auf Erden
Wechselnd vor Dir hast
Freuden und Beschwerden:
Darauf sey gefaßt!
Laß Dir also rathen:
Stärke Dich zu Thaten,
Daß Dir einst gelingt,
Was Dir Segen bringt.

Dein berühmter Ahne
Schlug die Hermannsschlacht:
Sein Gedächtniß mahne
Dich bei Tag und Nacht,
Ohne Furcht und Grauen
Kämpfend aufzuschauen,
Wenn im Lebenspfad
Sich ein Feind Dir naht.

Deiner Ehrennamen
Werde Dir bewußt;
Edler Thaten Samen
Streu'n sie in die Brust.
August Hermann Francke *)
Sey Dir Lichtgedanke;
Seiner Tugend Ruhm
Einst Dein Eigenthum.

Biedrer Knabe, liege
Still im weichen Flaum;
Sanftes Singen wiege
Dich in süßen Traum!
Was ist stetes Wachen?
Weinen, Gähnen, Lachen!
Und viel Böses thut,
Wer zur Nacht nicht ruht.

Trautscholdt.

---

*) Der edle Stifter des Waisenhauses in Halle.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 10. August 1811. 96.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Regierungsrevolutionen in Rußland nach dem Tode Peter's des Großen.

(Fortsetzung.)

Man setze sich jetzt in Elisabeths Lage. Es gehörte eine so große Hoffnung dazu, als sie in ihrem Herzen nährte — nämlich die Hoffnung des Besitzes eines großen Thrones — um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Furcht und Hoffnung kämpften indessen in ihrem Herzen einen schweren Kampf. Die Stunde der Entscheidung war schon nahe. Die oben genannten Personen, Lestok, Grunstein, Schwarz und Woronzow, hatten sich bereits in ihrem Palais versammelt, und die nöthigen Anstalten getroffen. Elisabeth faßte einen schnellen Entschluß. Sie legte ihren Katharinenorden an, zog unter ihre übrigen Kleider ein Panzerhemde, und setzte sich mit dem Kammerjunker Woronzow in einen Schlitten. Ihre ganze Bedeckung machten zwei Grenadiere aus, die hinten auf standen. Schwarz und Lestok, folgten in einem andern Schlitten. Es war ein Uhr des Nachts wo diese merkwürdige Schlittenfarth begann, welche gleichsam den Weg über einen Kaiserthron nahm. So fuhr man nach den Kasernen der Preobrazinskischen Garde.

Einige hundert Schritte vor der Hauptwache stieg die Prinzessin aus ihrem Schlitten, um den Lärm zu verhüten, den etwa eine Schildwache hätte machen können, und begab sich zu Fuße nach der Hauptwache. Ihre Erscheinung kam vielen Soldaten die nichts von dem Plane wußten, wie ein nächtliches Traumgesicht vor, Sie fragte sogleich bei dem Eintritt in die Wachstube: „kennt ihr mich?"

Mit Ehrerbietung bejahete man dies.

Darauf hielt die Prinzessin, mit einem Crucifix in der Hand, welches sie mitgenommen hatte, eine Anrede an die Soldaten, schilderte ihnen in wenigen aber kräftigen Worten, die Drangsale, die sie bisher erduldet, das Unrecht das sie erlitten, die böse Absicht die man mit ihr habe, sie in ein Kloster einzusperren, die nachtheiligen Verfügungen der Regentin, indem sie Willens sey, die Gardesoldaten aus der Residenz zu entfernen und zum Kriege gegen die Schweden zu schicken — sie verspräche ihnen bessere Behandlung, setze jetzt auf sie ihre einzige Hoffnung, und erwarte von ihren guten Gesinnungen gegen sie, daß sie den Ruhm des russischen Reichs und die Ehre ihres glorreichen Vaters, Peter's des Großen, retten würden. Diese Rede, die im rührenden Tone, und doch mit würdevoller Majestät von der Tochter Peter's des Großen gehalten wurde, that sehr gute Wirkung. Das allmächtige Gold hatte schon viele vorher gewonnen, eine gute Portion Branntewein, die man im Schlitten mit genommen hatte, befeuerte den Muth noch mehr. Rubel und Dukaten wurden auch jetzt nicht gespart. Dennoch machte dieß alles auf mehrere Soldaten nicht den gewünschten Eindruck, und sie fragten: ob etwa gar der junge Kaiser (Ivan) todt wäre? Der Wachthabende Offizier ein Deutscher, mit Namen Bergmann, bezeigte sich vor

züglich ſtandhaft. Die Prinzeſſin verſprach ihm große Belohnungen und Obriſten Rang, wenn er die gemeinen Gardeſoldaten anführen wollte. Allein nichts vermochte ſeine Treue wankend zu machen, und man mußte ihn endlich mit noch einigen andern Unbeſtechbaren feſſeln und in der Wachſtube liegen laſſen.

An der Spitze der übrigen, die der Prinzeſſin anhingen, über 300 an der Zahl, begab ſich dieſe ſogleich nach dem Winterpalaſte der Regentin, als dem Ziele ihrer nächtlichen Unternehmung.

Die Nachtwächter und alle die ihnen ſonſt in den Weg kamen, wurden mit in das Gefolge gezogen, damit keine voreilige Nachricht verbreitet werden konnte. So gelangte man endlich an den Ort der Beſtimmung an. Zwei Gardiſten zu Pferde hielten vor dem Thore des Winterpalaſtes Schildwache. Sie ergaben ſich auf die Bedrohung, daß man ſie ſogleich niedermachen würde, wenn ſie einen Laut von ſich gäben. Die übrigen Soldaten der hieſigen Hauptwache lagen meiſt ſchlafend auf ihrer Pritſche, und die Offiziere ſaßen beim Kartenſpiele.

Man hatte kaum die Annäherung der fremden Soldaten gehört, und Leſtok trat unerwartet nebſt noch einigen Gardiſten mit aufgepflanzten Bajonetten in die Wachſtube, und kündigte den Anweſenden an, daß die Prinzeſſin Eliſabeth, Kaiſerin wäre. Alle übrigen Garden hätten ſich ſchon verſammelt, alles ſtimme ein, und man hoffe von ihnen ein Gleiches. Der beſtimmte Ton, mit welchem dieſes Leſtok vorbrachte, der drohende Blick der Grenadiere mit ihren aufgepflanzten Bajonetten, die in immer größerer Zahl hereintraten — ließen den Offizieren, die unbewaffnet, ja halb unbekleidet waren, keine Wahl übrig. Man ergab ſich alſo, und die Prinzeſſin Eliſabeth trat nun ſelbſt herein, hielt eine gefällige Anrede und keiner — widerſtand.

Einige, von Branntewein erhitzte, Gardiſten machten nun der unglücklichen Prinzeſſin Anna und ihrem

Gemale den Wechſel ihres Schickſals bekannt und nahmen ſie gefangen. Den hohen Perſonen, denen man noch am Tage unterwürfig die Hände geküßt und die man jetzt in der Nacht wie Verbrecher arretirt hatte — ließ man kaum ſo viel Zeit, daß ſie ſich ankleiden konnten. Die Prinzeſſin Eliſabeth verſtärkte ſich jetzt ſelbſt zu ihnen! Welch eine Zuſammenkunft und wie ſo ähnlich in Rückſicht auf Zeit und Umſtände, der, welche ehemals zwiſchen dem Herzoge von Kurland und dem Grafen Münnich Statt gefunden hatte! Nur daß bei jener die Gegenwehr tumultuariſcher war, hier aber keine Widerſetzung erfolgte.

Man ſetzte darauf die beiden hohen Gefangenen in den nämlichen Schlitten, in welchem die Prinzeſſin Eliſabeth zu ihnen gefahren war, und brachte ſie in ihrem Palais in Verwahrung. Den Sohn der bisherigen Regentin, den Prinzen Iwan, nahm Eliſabeth in ihren eignen Schlitten und brachte ihn — auf ihrem Schooße — nach dem Orte ſeiner Verwahrung.

Inzwiſchen hatte man ſchon einige Gardeſoldaten abgeſchickt, um ſich der vornehmſten Staatsbedienten und Anhänger der bisherigen Regentin zu bemächtigen. Unter ihnen befand ſich der Feldmarſchall Münnich. Ihm widerfuhr jetzt ſelbſt, was er vor einiger Zeit dem Herzog von Kurland gethan hatte. Ja, um ein recht auffallendes Seitenſtück zu jener Szene aufzuſtellen — ſo erlitt er faſt auch gleiche Behandlung. Er widerſetzte ſich eben ſo wüthend als ſein ehemaliger Feind — und wurde eben ſo gemißhandelt. Gleiches Schickſal hatten mehrere: als der Graf Oſtermann und der Baron Mengden. Unter Bajonettenſtößen und Schimpfwörtern riß man ſie aus ihrem nächtlichen Lazer, und zwang ſie, ſich zu ergeben.

Die Kataſtrophe war ſo unerwartet gekommen, daß man alle dieſe Perſonen ruhig ſchlummernd in

ihren Betten fand. Und binnen weniger als zwei Stunden, saßen alle im Gefängnisse.

Erst nachdem dieß alles geschehen war, weckte der Trommellärm der Soldaten die, noch halb schlaftrunkenen, Einwohner von Petersburg, um ihnen die große und schnelle Veränderung, welche diese Nacht geboren hatte, bekannt zu machen.

Inzwischen hatten sich die Mitglieder des hohen Senats, die Minister und andere Große versammelt, und die Prinzessin Elisabeth erklärte sich ihnen als ihre neue Monarchin.

Der erste, der ihr zu der Thronbesteigung Glück wünschte, war auch der, durch dessen Einfluß sie die Krone erhalten hatte, der Marquis von Chetardie. Allen übrigen Ständen, erlaubte man nun huldreichst ein Gleiches thun zu können. Man fertigte in die Provinzen des großen russischen Reichs, desgleichen an die fremden europäischen Höfe Kouriere ab. Ein neuer Huldigungseid wurde aufgesetzt. Das Volk beschwor ihn; die Garden beschworen ihn — die Großen ebenfalls.

(Beschluß folgt.)

Wer nur seine Leute kennt!

Vor ungefähr 20 Jahren, trug sich in einer schwäbischen Stadt ein Vorfall ganz eigner Art zu, der zugleich beweist, daß ein schlauer Kopf alles mit den Menschen machen kann, wenn er sie zu behandeln versteht.

Ein herumziehender sogenannter Wunderdoktor, vor welchem schon ein großer Ruf vorausging, trat in dem Wirthshause der schwäbischen Stadt ab, und machte bekannt, daß er sich hier drei Wochen aufhalten und während der Zeit Kranke aller Art, wieder herstellen würde. Nach Verlauf dieser Zeit würde er Tag für Tag, alle die Todten wieder lebendig machen, deren Gräber man ihm zeigen würde, und

wenn sie auch schon seit 10 Jahren im Grabe ruhten. Zugleich meldete er sich bei dem Bürgermeister des Orts, und bat, daß man sich, zu mehrerer Gewißheit seines Versprechens, seiner Person versichern und ihm nur den Vertrieb seiner Arzneien erlauben möchte.

Der Bürgermeister maß den Wundermann von Kopf bis zu den Füßen, erstaunte über seine Forderung, besann sich eine Weile, und willigte endlich in das Gesuch des Bittenden. Die Sache wurde bekannt, und bald war das Haus des Arztes belagert. Noch nie sah man in der Stadt soviel Geld im Umlauf, als jetzt, zumal da der Zufall einige Kuren begünstigte.

Inzwischen traf am Orte ein zweiter Charlatan ein, der aber weniger Glück machte, weil er weniger versprach. Um nicht ganz durchzufallen, sah er sich genöthigt, mit dem erstern gemeinschaftliche Sache zu machen, und nun ging das Werk ins Große. Die Zeit verstrich unter den Händen, und es nahte mit schnellen Schritten der Todtenauferweckungstag. Die ganze Stadt harrte seiner mit Verlangen, und man stritt viel, wie das Wunderwerk enden würde. Dem Gehülfen des Wundermannes ward selbst bange, und er konnte seine Bedenklichkeiten nicht zurückhalten. Er sah ein, daß sein Prinzipal nichts weniger, als diese Kunst verstünde. Er trug daher darauf an, daß jener Maaßregeln treffen möchte, bei Nacht und Nebel davon zu kommen. Allein der Prinzipal war nicht weniger Willens als dieses, er meinte, er kenne die Menschen besser, als sein Gehülfe, und blieb. Am letzten Abende vor dem großen Tage erhielt er folgendes Billet:

„Mein Herr! ich habe mit Erstaunen Ihre „bisherigen Kuren mit angesehen, und zittre vor „dem morgenden Tage, an dem Sie Ihre Kunst „noch mehr bewähren werden. Ich hatte eine Frau, „die mich bis aufs Blut peinigte und die erst seit

„kurzem begraben ist. Noch lebt ihre Schwester, „die ihren Verlust noch mehr betrauert als ich. Ich „zweifle nicht, daß sie morgen die erste ist, die Sie „um die Wiederbelebung der Verstorbenen bittet. Ich „wäre höchst unglücklich wenn dies böse Weib wieder „unter den Lebenden erschiene. Ich bitte Sie um al„les in der Welt, diese Nacht unsre Stadt zu ver„lassen, und wegen der Rettung Ihrer Ehre unbe„sorgt zu seyn. Dieß Geschäft nehme ich über mich. „50 Louisd'or stehn Ihnen als Reisegeld zu Dien„sten."

Der Bittende war der Bürgermeister selbst. Der Doktor versprach dem Ueberbringer des Briefes nach Verlauf zweier Stunden eine genügende Antwort.

Kaum hatte er soviel Zeit das erhaltne Billet seinem Gehülfen zu zeigen, als 2 sehr wohlgekleidete junge Herrn in sein Zimmer traten und ihn zu sprechen verlangten. Es waren die Söhne des Stadtkommandanten. Der Tod einer reichen Tante hatte sie und ihren Vater in den Besitz einer reichen Verlassenschaft versetzt. Man hatte aber bei der Uebernahme derselben ein Codicill, welches eine Verwandtin der Verstorbnen zur Miterbin ernannte, unterschlagen, und was mußte man nicht fürchten, wenn die Tante wiederkäm? Man bat daher den Arzt, sich doch ja, gegen eine Vergütung von 100 Dukaten, von der Stadt zu entfernen.

Auch diese beiden jungen Herren wurden nach zwei Stunden zur Antwort beschieden. Kaum waren 10 Minuten verlaufen, so erschien eine junge Dame, deren Eheherr vor 5 Tagen gestorben war, und sie zur Erbin eines großen Vermögens gemacht hatte, worüber die Verwandten des Verblichenen sehr unzufrieden waren. Auch von ihnen stand zu erwarten, daß sie den Arzt um die Auferweckung angehen würden. Das Frauenzimmer wünschte also, wie ihre Vorgänger, die schleunigste Abreise des furchtbaren Mannes, und bot zur Erkenntlichkeit ihr Portefeuille

von 1000 Gulden für die Gewährung ihrer Bitte. Man bat die Dame nur auf eine halbe Stunde ins Nebenzimmer zu treten und auf Antwort zu warten. — Jetzt hielt ein Wagen mit Sechsen vor der Thür. Es war der neue Prälat des Stifts. Zwei Bedienten öffneten die Thür, und der ehrwürdige Herr trat ein. Er war mit vielem Aufwande seinem Vorgänger in der Prälatur gefolgt, und hatte unter den Stiftsbrüdern viele Neider. Gewiß würden diese den Wunderthäter um die Erweckung des Verstorbenen angehen und ihn, seinen Nachfolger, in große Verlegenheit setzen. Eine jährliche Pension von 600 Gulden sollte dem Doktor zu Theil werden wenn er sich aufs baldigste entfernte.

Die Anträge waren insgesammt anlockend und man kann denken, daß sie angenommen wurden. Noch ehe die Mitternachtsstunde schlug, war der Wunderthäter über alle Berge. Er legte sein Handwerk nieder, und kaufte sich von den erworbnen Summen eine Meierei, auf der er anständig lebte.

K—r.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Beschäftigung, angenehme und nützliche, für die Jugend im Zeichnen und im Malen, — eine vortreffliche Anleitung Blumen zeichnen und malen zu lernen. 2te Auflage mit 32 illum. Kupfern in 16mo. 2 Rthlr 12 Gr.

Chinesen, der, **Rechtsstrafen**, ein Beitrag zur Völkerkunde. Nach dem Englischen bearbeitet von Fr. Hempel mit franz. und deutschem Text, in 4 Heften, Fol. mit 22 illum. Kupferplatten. 8 Rth.

Davids, F. A., Grundlinien der Zeichenkunst. Oder: Katechismus zum Gebrauche derer, welche sich den bildenden Künsten widmen; mit 12 Kupfern nach den schönsten Statüen des Alterthums, zum Verständnisse der Maaße und Verhältnisse herausgegeben von dem Prof. Grohmann. In 4to, broch. 2 Rthlr.

Dasselbe Französisch. 2 Rthlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 12. August 1811. 97.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Regierungsrevolutionen in Rußland nach dem Tode Peter's des Großen.

(Beschluß.)

Unter dem Donner der Kanonen, unter lautem Jauchzen und Vivatrufen des Volkes nahm die neue Gebieterin von dem Winterpalaste, dem bisherigen Residenzschlosse ihrer gestürzten Nebenbuhlerin, feierlich Besitz.

So wechselten die Szenen! So nichtig und eitel ist irdische Hoheit und so wankelmüthig das Glück, welches jene mit der einen Hand giebt, und mit der andern wieder nimmt. Unter den Staatsmännern die in dieser Nacht gestürzt wurden, waren der Feldmarschall Münnich, und der Staatsminister Graf Ostermann, die merkwürdigsten. Sie waren beide von Geburt Deutsche, und hatten sich aus dem niedrigsten Stande durch ihre Talente und durch die Gunst des Glücks so hoch erhoben, daß sie über alle andere hervorragten. Ueber sie, so wie über die Grafen Löwenwolde und Golowkin, den jungen Grafen Münnich und den Baron von Mengden, wurde ein grosses Staatscriminalgericht niedergesetzt. Es beschleunigte ihre Prozesse mit solcher Eile, daß schon nach 6 Wochen (am 27. Jan. 1742) die Entscheidung und das Todesurtheil erfolgte. Und zwar ein Todesurtheil in seiner furchtbarsten Gestalt.

Graf Ostermann sollte gerädert, Münnich gevierttheilt, Löwenwolde, Golowkin und Mengden sollten enthauptet werden. Man beschuldigte sie alle einzelner Veruntreuungen und Vergehungen in ihren Aemtern. Münnich wurde von Elisabeth auch besonders darum gehaßt, weil er unter Anna's Regierung einen ihrer Günstlinge ins Gefängniß gebracht hatte.

Man führte alle diese unglücklichen Schlachtopfer unter starker militärischer Begleitung auf schlechten Schlitten nach einem, zu Petersburg errichteten, grossen Schaffot, und verlas ihnen dort nochmals ihr Todesurtheil. Im Augenblicke der Vollziehung aber erfolgte noch Begnadigung. Jedoch ihre sämmtlichen Güter wurden eingezogen und alle in verschiedene Gegenden von Sibirien verbannt, wohin sie auch schon, wenig Tage darauf, auf Schlitten abgeführt wurden. Die Gemalinnen dieser Unglücklichen erhielten die Erlaubniß, zu Petersburg bleiben zu können; allein sie waren edelmüthig genug, keinen Gebrauch davon zu machen, sondern folgten sämmtlich ihren unglücklichen Gatten ins Exilium, worin auch die meisten starben. — Dies waren die Personen, die durch die Regierungsrevolution unglücklich wurden. Die Beförderer derselben aber machten dagegen ihr Glück. —

Lestok verdiente und erhielt die glänzendste Belohnung. Er wurde geheimer Rath und erster Leibmedicus, und sogar in den Adelstand erhoben. Sein jährlicher fixer Gehalt betrug 7000 Rubel, viele Nebeneinkünfte ungerechnet. Sein Einfluß auf die Kaiserin wurde so bedeutend, daß sich selbst fremde Höfe um seine Gunst bewarben, und Kaiser Karl VI. erhob ihn 1744 sogar in den Reichsgrafenstand.

Der Korporal Grunstein und der Trompeter Schwarz wurden zu Obersten gemacht, und erhielten in der Folge noch überdieß einträgliche Landgüter. Der Kammerjunker von Woronzow stieg bis zur Würde eines Großkanzlers.

Auch die gemeinen Gardisten, durch deren Mitwirkung Elisabeth den Thron bestiegen hatte, blieben von ihren Gunstbezeugungen nicht ausgeschlossen. Sie erhielten alle Offiziersrang und die Kaiserin ließ sich zum Kapitän dieser Kompagnie ernennen.

Die unglückliche deutsche Prinzessin indeß, die gestürzte Regentin Anna, welche ein Jahr lang im Glanze der Hoheit gelebt, und sich als Mutter eines Kaisers gesehen hatte, mußte, nebst ihrem Gemal und ihren beiden unmündigen Kindern, eine Stadt verlassen, in welche sie unter den hoffnungsreichsten Aussichten, ehemals eingezogen war. Man brachte die unglückliche Familie mit der Bedrohung, Rußland nie wieder zu betreten, unter starker militärischer Begleitung, aus St. Petersburg. Sie sollte nach ihrem Vaterlande, nach Deutschland, zurückgeführt werden. Dies geschahe am 12. Dec. 1741. Schon am 9. Jan. 1742 langte man zu Riga an; denn man wünschte, sobald als möglich, den vaterländischen Boden wieder zu betreten. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Es kam ein Gegenbefehl von Elisabeth, der die unglückliche Familie noch tiefer beugte. Man fand Bedenken, sie aus dem Lande gehen zu lassen. Man brachte sie auf das Schloß zu Riga, ließ sie von einem starken Kommando Soldaten bewachen, und fast alles Umgangs berauben. Verschiedene Höfe interessirten sich für die Unglücklichen. Man machte selbst zu St. Petersburg einen Entwurf zu einer Gegenrevolution; allein er wurde entdeckt und vereitelt, und nun nahm auch die Strenge gegen die hohen Gefangenen zu Riga zu. Man brachte sie im Jahr 1743 nach der Festung Dünamünde in noch engere

Verwahrung. Den Prinzen Iwan schickte man in das Kloster zu Oranienburg. Die unglückliche Mutter desselben, die Prinzessin Anna, der man nun auch alle deutsche Bedienung genommen hatte, unterlag bald dem schmerzlichsten Kummer. Ein hitziges Fieber zehrte die Kräfte ihres Lebens vollends hinweg, sie starb am 19. März des Jahrs 1746 in der Blüthe ihrer Jahre, in einem Alter von 27 Jahren. Der Tod, der eigene und fremde Leidenschaften beschwichtigt und zur Ruhe bringt, versöhnte nun auch die Kaiserin Elisabeth. Diese ließ den Leichnam der ehemals gehaßten und gefürchteten Nebenbuhlerin auf einem prächtigen Paradebette öffentlich ausstellen und in der kaiserlichen Gruft beisetzen. Und Elisabeth selbst begleitete — den Leichenzug! — Der Herzog Ulrich, der unglückliche Gemal der Verblichenen, blieb in der Gefangenschaft, worin er die Hälfte seiner Tage verschmachtete, und beschloß erst im Mai des Jahres 1775, in einem Alter von 61 Jahren, sein wechselvolles und freudenleeres Leben!

F. R. L.

Die Brunellen.

Unter der nicht unbedeutenden Menge derjenigen Früchte, welche das südliche Europa hervorbringt, nehmen die beliebten Brunellen einen ehrenvollen Platz ein. Die Provence, jener herrliche Fruchtgarten Frankreichs, liefert sie von vorzüglicher Güte. Am gesuchtesten sind die, welche in der Gegend der Stadt Brignoles wachsen. Diese Stadt treibt auch einen beträchtlichen Handel damit und hat den Früchten den Namen gegeben. Sie heißen nämlich in der Landessprache Prunes de Brignoles, woraus die Deutschen Brunellen oder Prunellen gemacht haben.

Die echten Früchte dieser Pflaumenart werden in

Dosen oder Schachteln gepackt, die mit weißem Papier ausgelegt, und mit dem Stadtwappen bestempelt sind, um sie von den schlechtern, die in der weiter umherliegenden Gegend wachsen, und auch unter dem Namen der Brignoler Pflaumen verkauft werden, zu unterscheiden. Man hat mehrere Sorten, weil es mehrere Arten von Bäumen giebt, welche diese Frucht liefern. Unter allen zeichnet sich der weiße Perdrigon vorzüglich aus, weil seine Früchte die Kerne leicht fahren lassen. Man pflanzt die Bäume gern in einen leichten Boden, ohne denselben zu düngen, und schützt ihn gegen die Ameisen, die ihm sehr nachtrachten, durch Asche, die man um jeden Stamm hinstreut. Auch vor den Raupen muß man die Bäume zu verwahren suchen, weil die Frucht bei starker Blätterlosigkeit leicht von der Sonnenhitze leidet. Der Ertrag ist sehr unsicher, weil oft im Frühlinge kalte Nordwinde und heftige Regengüsse, die Blüthe, sammt der keimenden Frucht, zerstören. Ende Juli's hat die Pflaume ihre Reife erlangt, und wird nun eingesammelt. Man hält sie nämlich alsdann für reif, wenn die Haut durch einen sanften Druck mit den Fingern sich leicht ablöst. Mit dem Einsammeln macht man gewöhnlich gleich nach der Mahlzeit den Anfang und fährt damit fort bis kurz nach Sonnenuntergang. Durch ein sanftes, leises Schütteln bringt man die reifsten Früchte zum Abfallen, und beim Aufheben derselben sieht man sorgfältig darauf, daß ihnen nicht die mindeste Unreinigkeit, nicht einmal der feinste Staub, anklebe. Die erste Nacht über ruhen sie nun in reinen, aus Weidenruthen geflochtnen, Körben. Am folgenden Tage streift man ihnen blos mit den Nägeln, die Haut ab. Hierauf legt man sie in reine Schüsseln, und spießt sie an kleine, oben und unten zugespitzte, unsern Wurstspeilern ähnliche, Stäbchen, die etwa $\frac{3}{4}$ Elle lang sind; dabei beobachtet man aber die Vorsicht, daß man die Pflaumen so aufreiht, daß sie

einander nicht berühren, weil sie sonst leicht faulen oder verderben würden. Die, mit Früchten bespickten, Stäbe steckt man nun in Bündeln von langem Roggenstroh, einen Fuß weit von einander, hängt die Bündel an starken Bindfäden auf, und überläßt sie dem Spiele des Windes, doch so, daß sie nicht an einander schlagen. Nach Sonnenuntergang bringt man sie jedesmal unter Dach und Fach, an einen trocknen Ort, damit sie nichts von der feuchten Nachtluft leiden. Nach 2 bis 3 Tagen zieht man die getrockneten Früchte von den Stäbchen ab, drückt den, noch in Innern festsitzenden, Kern nach unten zu heraus und breitet sie noch acht Tage lang auf sauber geflochtenen Horden aus; doch wieder nur bei Tage. Des Abends nimmt man sie ebenfalls ins Haus. Das sicherste Kennzeichen, daß die Früchte hinlänglich trocken sind, ist dieses, daß sich dieselben leicht von der Horde abschütteln lassen, und nicht an den Fingern kleben bleiben, wenn man sie berührt. Um ihnen einen gefälligen Anschen zu geben, rundet man sie mit den Fingern, und drückt sie dann ganz platt d. h. in der Kunstsprache: man tapirt sie. So zugerichtet, packt man sie in Kistchen, die mit weißem Papiere ausgefüttert, und mit wollnem Tuche überzogen sind, und bewahrt sie an einem trocknem Orte auf. Beim Verschicken kommen sie erst in die, oben beschriebenen, Dosen. Einigen Brunellen läßt man die Kerne. Diese werden nicht tapirt, sondern sie erhalten eine längliche Form, die sie den Datteln äußerst ähnlich macht. Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge werden in guten Jahren jährlich für mehr als 100000 Franken dieser Pflaumen ins Ausland versendet.

K—r.

Apologie des Esels.

(Nach dem Französischen bearbeitet.)

Der Esel hat zwar keine glänzende, aber manche gute Eigenschaften. Er verrichtet keine ausgezeichnete Dienste, aber wenigstens die nothwendigsten. Er hat keine schöne Stimme, keinen edlen Anstand, keine lebhafte Manieren. Eine schöne Stimme aber gilt bei vernünftigen Leuten für ein sehr geringes Verdienst. Der edle Anstand wird bei ihm durch eine sanfte und bescheidene Haltung ersetzt, und statt der stürmischen und unregelmäßigen Manieren des Pferdes, welche oft mehr belästigen, als gefallen, äußert der Esel eine naive und einfache Thätigkeit. Er brüstet sich nicht, er affectirt keine Selbstgenügsamkeit, er wandelt blos seinen Weg. Er geht eben nicht schnell, aber eine ziemliche Strecke ohne Geräusch. Er leistet seine Dienste mit Beharrlichkeit, und legt auf dieselben (ein wichtiger Umstand bei einem Diener) keinen hohen Werth. Bei seiner Mahlzeit sind keine große Zubereitungen nöthig. Die erste Distel behagt ihm. Er macht keine große Ansprüche. Nie ekelt ihm vor der Speise, nie zeigt er sich mißvergnügt. Alles was man ihm giebt, wird wohl aufgenommen. Er ist ein feiner Schmecker der besseren Nahrung, aber gutmüthig begnügt er sich mit der schlechtesten. Wenn man ihn vergißt, oder zu weit vom Futter anbindet, so bittet er seinen Herrn mit dem größten Pathos, dessen er fähig ist, um Abstellung seiner Bedürfnisse. Nichts ist billiger; denn Jeder hat sein Leben lieb. Er gebraucht hierbei seine ganze Rhetorik. Hat er seine Rede geendiget, so erwartet er geduldig die Vorlegung einer Hand voll Kleien oder einiger unnützer Kräuter. Kaum hat er in Eil seine Mahlzeit gehalten, so nimmt er seine Last wieder auf sich, und setzt sich ohne Murren und Widerrede von neuem in Marsch. Wahrlich sehr schätzbare Eigenschaften! Und wie viele tausend Menschen würden in die größte Verlegenheit gerathen, wenn sie zur Fortschaffung ihrer Waaren und Materialien, welche der Esel trägt, sich menschlicher Kräfte oder des Pferdes bedienen müßten! Der Esel hilft ihnen ohne Unterlaß. Mit dem verworfensten Bürden beschwert er sich. Dieses ist sein Loos. Das Pferd liebt Glanz, Geräusch, und beschäftiget sich viel mit seinem Aeußern. Der Uebermuth desselben bringt oft Gefahr. Der Esel hingegen bekümmert sich um seine Arbeit, und vollendet friedlich mit Ernst und Standhaftigkeit das begonnene Tagewerk.

Käppel.

Die Kartoffeln oder Erdäpfel.

In ihrem Vaterlande, in Paraguay, Peru und Quito, nennt man sie Papas; in England, Patatoes; in Italien, Tartolfoli; in Frankreich Pomme de terre, Batates Patates; in Holland, Aardappelen; in Deutschland Kartoffeln, Erdtoffeln, Erdäpfel. Der botanische Name den sie nach Linné führen, heißt: Solanum tuberosum esculentum.

J. Wedel.

Räthsel.

Du findest mich in Gefängnissen und Klöstern,
Ich bewahre die Unschuld der frommen Schwestern,
Ich sichre vor Einbruch dein Eigenthum.
In Kirchen, und bei Ritterturnieren,
Pfleg' ich als Einfassung zu paradiren,
Auch bin ich in Rom's Kapitolium.
Willst du mich etwa rückwärts lesen,
So bin ich ein längliches eßbares Wesen,
Wie meines Gleichen, aus Saamen erzeugt.
Ich gehöre nicht unter die Delikatessen.
Doch hat schon mancher, der mich gegessen,
Den gehofften Zweck der Verdauung erreicht.

Fr. v. Ludwig.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 15. August 1811. 98.

Induſtrie-Comtoir zu Leipzig.

Etwas über die Geſchichte und den Nutzen des Poſtweſens.

Unter die größten und nützlichſten Erfindungen gehört unſtreitig, nach der Buchdruckerkunſt, das Poſtweſen in ſeiner jetzigen Geſtalt. Es hat auf die Kultur, auf den Handel, auf die Wiſſenſchaften und auf das Wohl der Staaten einen ſo weſentlichen Einfluß gehabt, daß Europa, unter den übrigen Erdtheilen der kleinſte, ohne daſſelbe gegenwärtig ſchwerlich der mächtigſte ſeyn würde, wie er es iſt. Eine kurze Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung dieſer großen Anſtalt, nebſt einigen Bemerkungen über ihren vielfachen Nutzen, dürfte daher in dieſen Blättern nicht an unrechten Orte ſeyn.

Sobald ſich die Menſchen aus ihrem rohen Zuſtande herausgearbeitet hatten, und ſich zu größern Geſellſchaften und ausgebreiteten Nationen zu bilden anfingen, waren ſie öfters genöthigt, ihre entfernten Landsleute von wichtigen Ereigniſſen zu benachrichtigen, und mußten ſich hierzu gewiſſer Perſonen bedienen, welche dieſes Amt übernahmen. Auf dieſe Art verlieren ſich die erſten Spuren des Poſtweſens im entfernteſten Alterthume. Es würde zu weitläuftig und ohne bedeutenden Nutzen ſeyn, wenn wir alle die verſchiedenen Mittel, durch welche man ſich mit entfernten Gegenden in Verbindung zu ſetzen ſuchte, anführen wollten. Sie haben mit unſerm heutigen Botenweſen Aehnlichkeit, und man ſahe bei ihnen blos auf die möglichſte Geſchwindigkeit. An eine, durch Geſetze beſtimmte, Ordnung, an dabei angeſtellte höhere und niedre Beamten, an feſtgeſetzte Poſtkurſe, vorgeſchriebene Wege und Zeiten der Ankunft darf man bei ihnen nicht denken.

Etwas, unſern heutigen Poſten ähnliches, findet man zuerſt in Perſien, unter der Regierung des Cyrus und der folgenden Könige. In ſpätern Zeiten hatten die Römer eine ähnliche Anſtalt, die unter dem Namen des öffentlichen Poſtenlaufs (cursus publicus) vorkommt, anfangs durch Reiter, und unter dem Kaiſer Auguſtus, durch Wagen zugleich beſorgt wurde. Dieſe Einrichtungen waren aber blos Staatspoſten, für Beamte, Staatsboten, und bei den Römern für die Kaiſer ſelbſt beſtimmt, wenn ſie in die Provinzen reiſten. Im Mittelalter (807) errichtete Karl der Große drei ſolche Staatspoſten aus Gallien nach ſeinen Staaten in Spanien, Italien und Deutſchland. Japan und China haben noch jetzt eine ſolche Poſt. Die Staatsbeamten haben jedoch dort die Erlaubniß, außer ihren amtlichen Depeſchen, auch Briefe von Privatperſonen, um einen Nebenerwerb zu haben, auf ihren Reiſen mitzunehmen. Auch in Deutſchland fand man zuweilen ſolche Staatspoſten nothwendig; doch wurden ſie immer nur auf kurze Zeit angelegt. Herzog Georg von Sachſen, Albertiniſcher Linie, welcher 1515 Erbſtatthalter in Friesland war, beſtellte 1514 Poſtboten, zwiſchen Meißen und Friesland; und die verwittwete Landgräfin Hedwig Sophie, von Heſſenkaſſel, Vormünderin und Landesregentin, unterhielt, aus Mangel ei-

to complete this you operate on the left hand side and the right hand side. Now, you have to do the same thing to both sides. Now, you have to do the same thing to both sides. Now, you have to do the same thing to both sides

der Stifter eines veredelten und zweckmäßigen Poſtweſens wurde, und ſich dadurch ein unſterbliches Verdienſt um alle Länder und durch alle Zeiten erwarb.

Franz von Taxis ein Edelmann, legte nämlich zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, theils zu ſeinem eigenen, theils auch zum Gebrauch für Kaufleute, eine kleine Privatpoſt an, und vermochte zuerſt den Kaiſer Maximilian I. der ſogern zu jeder nützlichen Anſtalt die Hände bot, und der ſich, ſo wie durch ſo manche heilſame Verbeſſerung in Deutſchland, auch beſonders hierdurch einen unvergänglichen Ruhm erworben hat, einen allgemeinen Poſtkurs von Wien in ſeine Burgundiſchen Staaten, nach Brüſſel anzulegen, und ihm die Einrichtung und Aufſicht zu übertragen. Der Vorſchlag wurde angenommen, und der Kaiſer ernannte ihn 1516 zu ſeinem Niederländiſchen Poſtmeiſter. So finden wir alſo in Franz von Taxis den erſten Poſtmeiſter in Europa. Der Kaiſer überließ ihm den noch bis jetzt unbedeutenden Ertrag der neu errichteten Poſt; dagegen übernahm Franz von Taxis nicht ohne Riſico, und anfangs mit baarem Verluſt, die Erhaltung und Einrichtung der Poſt auf eigene Rechnung. Statt einer Abgabe erbot ſich Taxis, die Kaiſerlichen Depeſchen und Briefe unentgeltlich aus Oeſtreich in die Niederlande zu ſchaffen. Er wurde in der Folge, da mehrere Poſten angelegt wurden, zum Generalpoſtmeiſter in den Niederlanden ernannt; jedoch war dieſe Würde, wie ſie es in der Folge wurde, noch nicht erblich. Ihm folgte ſein Neffe Baptiſta von Taxis, und dieſem ſein Sohn.

Der glückliche Erfolg dieſes großen Unternehmens veranlaßte den Reichstag ſchon 1522, für die Briefe des Kaiſers aus Wien, an das damalige Reichsregiment in Nürnberg eine Poſt zwiſchen dieſen beiden Städten, und zwanzig Jahr ſpäter, wegen des Türkenkriegs, eine Feldpoſt anzulegen. Dieſe Anſtalten wurden nach und nach immer mehr erweitert und

verbeſſert. Man legte immer mehr Poſtkurſe an, und das Poſtweſen bildete ſich beſonders vom Jahr 1543 bis 1618 in Deutſchland aus. Es wurde bald von fremden Ländern als Muſter nachgeahmt, und Deutſchland hatte die Ehre die Schöpferin einer ſo wohlthätigen Einrichtung zu ſeyn.

(Beſchluß folgt.)

Der Sagobaum.

Für den heißen Himmelsſtrich, dem der Sagobaum angehört, iſt derſelbe eine überaus große Wohlthat. Er wächſt auf allen Gewürzinſeln, vorzüglich auf Gilolo, Ternate und Tidore. Die Eingebornen nennen ihn Libby. Eigentlich gehört er nicht zu den Bäumen, ſondern zu den Palmen; denn er hat weder Aeſte noch Zweige, ſondern wie alle Palmen, auf ſeinem Gipfel eine Krone von Blättern. Er ſieht den Kokos ſehr ähnlich, und unterſcheidet ſich blos durch einen niedrigern Stamm, durch längere Blätter und durch kleinere Früchte von demſelben. So lange er noch zart und klein iſt, iſt er mit Dornen verſehen. Er verliert aber allmälig ſeine Stacheln, wenn er mehr heranreift und größer wird. Anfänglich wächſt er ſehr ſparſam; hat ſich aber einmal ſein Stamm gebildet, dann ſchießt er, in wenigen Jahren, zu einer Höhe von 30 Fuß auf, indem er zugleich einen Umfang von 6 Fuß erlangt.

Das Holz ſeines Stammes, das etwa 2 Zoll dick zu ſeyn pflegt, bekommt eine ziemliche Härte. Innerhalb dieſer Rinde, iſt ein teigähnliches Baummark, faſt wie in unſern Hollunderbäumen, eingeſchloſſen. Dieſes Mark iſt mit länglichen Faſern umgeben, und von denſelben nach allen Richtungen durchwebt. Die Eingebornen ſchließen auf die Reife des Markes, wenn ſich auf den Blättern ein feiner weißer Staub anſetzt.

Um das Mark zu erhalten, muß der Baum gefällt werden. Dann wird er in Stücken von 5 bis 6 Fuß durchsägt oder durchgeschlagen. Hierauf haut man der Länge nach, einen Theil des harten Holzes aus der Mitte heraus, doch so, daß an beiden Enden ein breiter Rand stehen bleibt. Das Mark, welches nun entblößt da liegt, wird, sammt den Fasern, mit einem hölzernen Beile durchgehauen und herausgenommen. Was noch an den beiden Enden mit dem Holze bedeckt ist, wird zurückgelassen. Dadurch bekömmt die ganze Röhre die Gestalt eines Troges. Das herausgenommne Mark wird hierauf mit Wasser vermischt, wieder in den Trog geschüttet, und mit einer hölzernen Keule so lange gestampft, bis sich die Fasern von den Mehltheilen trennen. Diese letztern fallen nämlich zu Boden, während sich die Fasern in die Höhe begeben, so, daß man sie nach und nach wegnehmen und die mehlichen Theile rein erhalten kann. Nachdem das Mehl mehrere Male durchs Wasser gegangen ist, hebt man es bis zu weiterm Gebrauch in walzenförmigen, aus Baumblättern geflochtenen, Körben auf. Will man das Mehl auf längere Zeit erhalten, so setzt man die Körbe in süßes Wasser. Ein einziger Baum giebt 2 bis 400 Pfund Mehl.

Ins Wasser setzt man das Mehl deswegen, damit es vor der Luft verwahrt bleibe; und man kann es dann lange erhalten. An der Luft wird es bald sauer. Man bäckt Brot oder Kuchen davon, die sehr wohlschmecken. Man bedient sich dazu eigener irdener Oefen, die 9 Zoll ins Gevierte und 4 Zoll Tiefe haben. In 10 bis 12 Minuten sind die Kuchen hinlänglich durchgebacken, und man kann sie mehrere Jahre aufbewahren. Wenn das Sagobrot eben aus dem Ofen kommt, schmeckt es wie warme Semmel. Läßt man es aber alt werden, so muß es, bevor man es genießen kann, im Wasser eingeweicht werden. Es quillt alsdann wie Zwieback auf.

Drei Sagobäume geben so viel Mehl, daß ein einzelner Mensch ein ganzes Jahr davon zu leben hat, und 5 Menschen, die das Fällen der Bäume, das Aushauen des Mehles und das Brotbacken besorgen, reichen hin, 100 ihres gleichen zu ernähren. Auch die Blätter der Sagopalme bleiben nicht unbenutzt. Man deckt die Dächer damit; und diese halten in der Regel 7 Jahre lang, ehe sie unbrauchbar werden. Aus der Wurzel des abgehauenen Stammes sprossen viele neue Stämmchen auf.

Nach Europa kommt der Sago nicht anders als gekörnt, oder in der Gestalt von Körnern, die wie Fischrogen aussehen. Man giebt ihm diese Form, indem man das angefeuchtete Mehl durch ein Sieb in einem, über dem Feuer stehenden, flachen Topf rührt.

K—r.

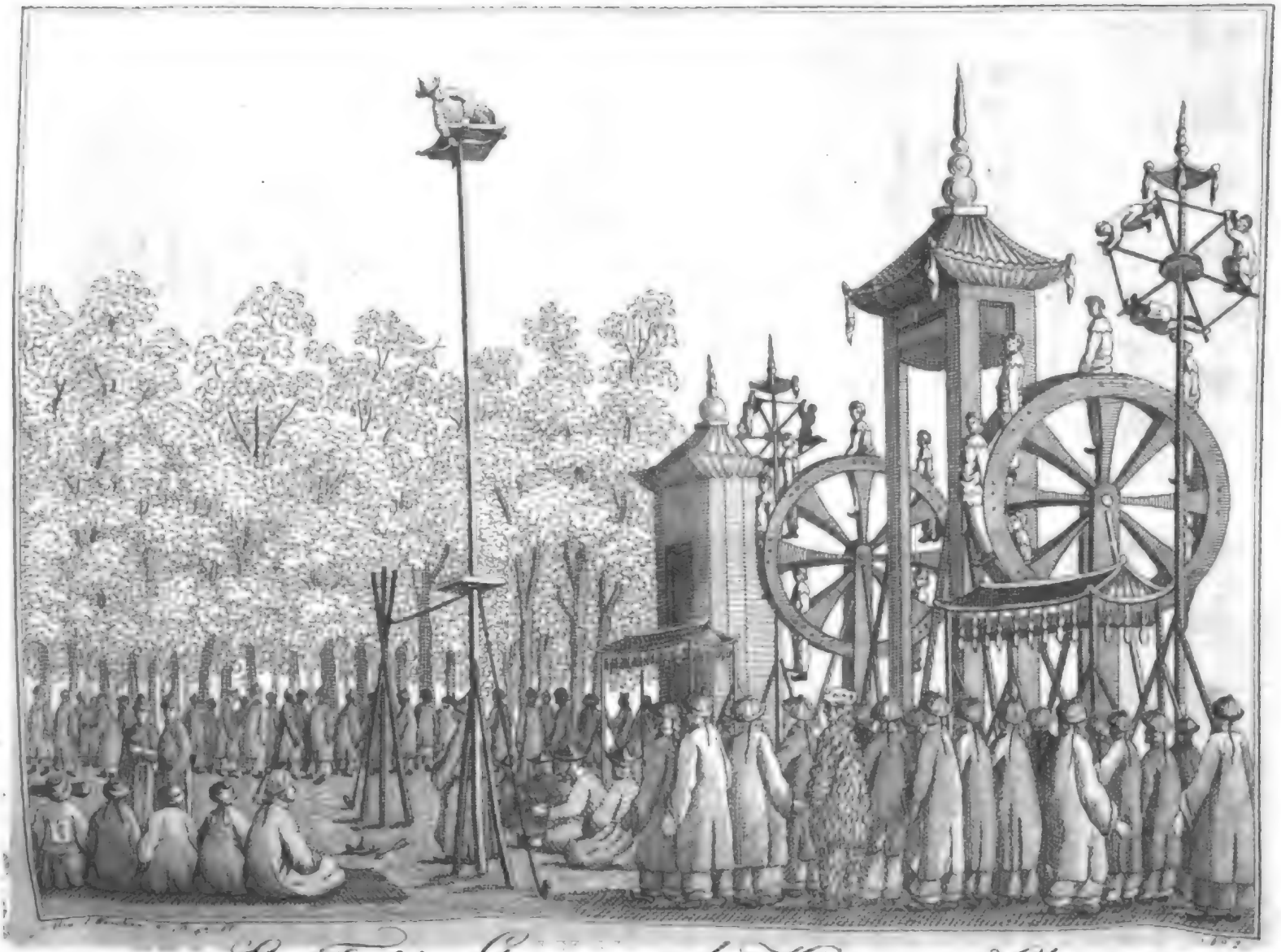
Anekdote.

Der Baron Höpken, ehemaliger Präsident des Kammerkollegiums zu Stockholm, ein alter schlauer Staatsmann mußte einst einem fremdem Minister in einer etwas kitzlichen Sache, auf dessen übergebenes Memorial, eine Antwort zustellen. Der fremde Minister nahm sie mit nach Hause, las sie aufmerksam durch, beschwerte sich aber, daß er sie nicht verstünde, ob er gleich 3 Tage darüber studiret habe. Wundern Sie sich darüber nicht, versetzte mit schlauem Lächeln der Baron Höpken — denn ich gestehe Ihnen, daß ich wohl 8 Tage darüber studirt habe, die Antwort so einzurichten, daß Sie sie nicht verstehen sollten.

Lenke.

Auflösung des Logogryph's von fünf Buchstaben im vierundneunzigsten Stück.

Theil.



Ein Fest in Gegenwart des Kaisers von China.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 17. August 1811. 99.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Feste in China.

(Zum Kupfer Nr. 17.)

Die Chineſen haben nicht, ſo wie wir, in jede Woche an unſern Sonntagen beſtimmte Ruhetage, ſondern ſie arbeiten beſtändig fort; zwar nicht mit der Emſigkeit und Anſtrengung wie die Europäer, aber auch ihre fortwährende Thätigkeit iſt groß genug ſie zu ermüden und fordert Ruhe und Erholung. Man ſann daher in Aſien auf Erholungsmittel, welche die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich zögen, daſſelbe in ſeinen Arbeiten unterbrächen und ihm Luſt und Erheiterung und neue Kraft zur fortgeſetzten Thätigkeit gewährten. Um dieſen Zweck zu erreichen, führte man mehrere Feſte ein, deren Feier bald längere bald kürzere Zeit dauerte. Eins der vornehmſten chineſiſchen Feſte, iſt das Neujahrsfeſt. Die Chineſen laſſen an dieſem Feſte viel Geld aufgehen; daher werden allerhand Mittel angewendet, Geld zu erhalten. In den drei erſten Tagen des neuen Jahres ruhen alle bürgerliche Geſchäfte; man macht auch Beſuche, giebt einander Geſchenke, putzt ſich auf die beſte Art, und jeder Chineſe kauft ſich wenigſtens ein paar neue Schuhe zu dieſem Feſte. In der Mitternachtsſtunde des Neujahrstages werfen die Chineſen eine ungeheure Zahl Schwärmer aus, von deren zerriſſenen Ueberbleibſeln am Morgen die Straßen ſo ſehr bedeckt ſind, daß man das Pflaſter nicht ſehen kann. An dieſem Tage erhalten Freunde und Bekannte, die, ihnen zugedachten, Beſuche, und trifft man einen Bekannten, ſo verbeugt man ſich tief vor ihm und wünſcht ihm wiederholt Glück. In den erſten Tagen ſind die Thore geſchloſſen; an die Mauer werden rothe Papiere geklebt und andre Papiere, die ausgeſchnitten und mit den Ziffern 1, 2, 5 beſchrieben ſind, werden angehängt. Die rothe Farbe ſoll das Glück herbeilocken. Darum befeſtigen auch die Schiffer an den Vorder- und Hintertheilen ihrer Schiffe zu dieſer Zeit rothe Papiere. Laternen werden ebenfalls bei dieſer Gelegenheit häufig angezündet; aber das eigentliche große Laternenfeſt feiert man erſt den 13. oder 15ten Tag des erſten Monats, von wo an es 4 bis 5 Tage dauert. Bei dieſer Gelegenheit vereinigen ſich die Bewohner einzelner Diſtrikte oder Quartiere, um gewiſſe Stellen zu erleuchten. Sie hängen eine große Menge Laternen an die Hausthüren und mitten auf die Straßen. Damit ſie hiergegen den Regen geſchützt ſind und nicht verdorben werden, (denn der Werth dieſer Laternen iſt oft ſehr groß) ſo wird grobes Tuch darüber gezogen. Die Mandarinen und Reichen feiern dieſe Tage noch beſonders durch Schmauſereien, Schauſpiele und Feuerwerke. Dieſe Kunſtfeuer befinden ſich in einer Art von Trommeln aus welchen nach und nach Laternen, Urnen, Vaſen, und Kronen emporſteigen, die im Herunterfallen ſich ausbreiten und erleuchtet zu ſeyn ſcheinen. An andern Stellen ſieht man kleine Fahrzeuge die mit Schwärmern verſehen ſind und auf einander kanoniren; und noch an andern Plätzen erblickt man Geländer, die mit Blättern und Weinbeeren ge-

ziert sind. Diese Feuerwerke sind sehr angenehm. Im Frühjahre feiern die Chinesen ein Fest des Ackerbaues. An diesem Feste führen sie eine irdene Kuh herum, welche von mehrern Kindern, die als Arbeiter gekleidet sind und auf Tischen getragen werden, begleitet wird. *) Ein sehr angenehmes Fest feiern die Chinesen am fünften Tage des fünften Monats. Ein Mandarin — so wird erzählt — der sich durch seine Tugenden sehr beliebt gemacht hatte, war ertrunken. Die Einwohner bestiegen ihre Fahrzeuge und suchten ihn lange Zeit. Darauf bezieht sich das Fest, welches Tolongthonen heißt. Bei dieser Gelegenheit bedient man sich langer schmaler Fahrzeuge welche bunt angestrichen, mit Figuren von Drachen und Wimpeln bemalt sind und 60 Ruderer und darüber enthalten. Diese rudern nach dem Schall einer Trommel und eines kupfernen Beckens auf welche bald langsam, bald schnell geschlagen wird, je nachdem die Fahrt aufgehalten oder beschleunigt werden soll. Oft fordern sie sich bei diesen Gelegenheiten zu Wettfahrten heraus. Dann segeln sie außerordentlich schnell, suchen einander zu übereilen, gerathen an einander, entern und wenden sogar das Tauwerk um. Daher ertrinken oft Leute an diesem Feste. An demselben backen die Chinesen Reiß in Bananasblättern. Dieser Reiß sieht äußerlich roth aus, ist klebrig und bildet eine Masse, die keinen guten Geschmack hat. Die, daraus bereiteten, Kuchen haben eine dreieckige Gestalt. — In den Monaten Juli und August halten die Chinesen große Aufzüge, um die Götter zu bewegen, ihnen Regen oder eine gute Aernte zu geben. Sie ziehen zuweilen sehr weit und tragen kleine Kapellen und Wimpel bei sich. Musikanten begleiten diese zahlreichen Aufzüge gewöhnlich. Auch den Todten zu Ehren, werden feierliche Prozessionen und zwar im Frühjahre gehalten. Einen solchen Zug eröffnet ein Mann mit Goldpapieren. Ihm folgen Musikanten und Kinder, welche Figuren von Menschen, Pferden und Vögeln, die aus Papier gemacht sind, in den Händen tragen. Dann kommen Leute mit Laternen, mit blauen und weißen Wimpeln, mit Sonnenschirmen und Papierkapellen. Hinter einer kleinen Pagode, welche vorangetragen wird, gehen 7 bis 8 Bonzen her, welche Gebete hersagen. In ihrer Begleitung befinden sich mehrere Personen, die sehr gut, zum Theil in Trauergewänder gekleidet sind. Außer diesen Festen, die oft so kostspielig sind, daß die Bewohner mehrerer Quartiere sie gemeinschaftlich veranstalten, und die in verschiedenen Monaten gefeiert werden, haben die Chinesen noch mehrere andere Feste. So feiern sie auch das 60ste und 80ste Jahr ihrer Aeltern. Allein dieß sind nur Familienfeste. Eins ihrer Herbstfeste wird vielleicht einmal später abgebildet und beschrieben werden.

Das beiliegende Kupfer bildet ein Fest ab, welches in Gegenwart des Kaisers von China zu Yuenming-yuen gefeiert wurde. Als die holländische Gesandschaft in den Jahren 1794 und 1795 von Canton nach Peking kam, ließ der Kaiser zu ihrer Ehre mehrere Feierlichkeiten veranstalten. Das dargestellte Fest fand in den Gärten des Kaisers Statt. Herr Deguignes, der die Gesandschaft als Dollmetscher begleitete, berichtet folgendes über dieses Fest. Wir sahen etwa hundert Chinesen auftreten, deren jeder am Ende eines Stockes zwei Laternen trug. Sie waren in große grünliche Röcke gekleidet und auch ihre Mützen hatten diese Farbe. Sie machten mehrere Evolutionen, fielen auf die Knie, neigten das Haupt tactmäßig und bildeten Quarrees und Linien in verschiedenen Vertiefungen. Nachdem sie endlich über eine Brücke hinüber waren, die von Tischen erbaut war und sich größtentheils auf der Erde ausgestreckt hatten, standen sie wieder auf und stellten sich in

*) Vergleiche Bildungsblätter Jahrgang 1807. Nr. 133.

Reihen auf jede Seite des Kaisers in drei geraden Linien. Dann sahen wir eine Pagode mit Menschen, Thürmen, Gitterwerk und Laternen, welche an langen Bändern hingen, zum Vorschein kommen. Da der Vordertheil der viereckigen Thürme offen war, so erblickte man darin eine Menschenfigur, die aus einer großen Menge kleiner angezündeter Lampen bestand. Wir waren noch mit der Untersuchung dieser Lampen beschäftigt, als wir an zwei hohen Masten zwei große grüne Papiereidechsen emporsteigen sahen. Die eine lief langsam bis oben hinauf; die andere aber zeigte blos den Kopf, zwei Füße und einen Theil des Körpers and wollte nicht weiter, so viele Mühe sich auch diejenigen gaben, welche sie an Strikken in die Höhe zogen. In demselben Augenblicke traten mehrere Chinesen auf, die in einer Entfernung von 6 Fuß von einander gingen. Sie trugen zwei große Drachen von Leinwand oder blau gefärbtem Papier mit weißen Schuppen. Diese Drachen waren inwendig erleuchtet. Nachdem sich beide Drachen ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser verneigt hatten, gingen sie langsam weiter. Als man mit der Loslassung von Schwärmern beschäftigt war, die selten an einem Feste fehlen, sahen wir einen Chinesen, der sich ganz in ein schwarzes Thierfell gehüllt hatte und auf seinem Kopfe einen Widderkopf mit seinen Hörnern trug. Herr Deguignes setzt hinzu: ich wollte ihn zeichnen; allein die Mandarinen gaben mir ein Zeichen, daß dies nicht wohlgethan sey und der Chinese verschwand. Auf unserm Kupfer erblickt man mehrere Kunststücke, mit welchen die Chinesen sich und ihre Zuschauer belustigen. Sie lassen sich um Räder herumdrehen, die an hohen Stangen befestiget sind. Dergleichen Räder sind mehrere zu sehen und der Anblick der Menschen, die sich darauf herumschleudern lassen, ist eben nicht angenehm. Ein Chinese sitzt auch auf der Spitze einer hohen Stange und schießt von oben herab mit einem Bogen nach einem Ziele.

Der Kaiser ist nicht zu sehen; doch befindet er sich wahrscheinlich unter dem abgebildeten Baldachin. — Die Chinesen, die sich sehr zahlreich versammelt hatten, bewunderten alle diese Kunststücke außerordentlich; den Europäern aber kamen sie sehr langweilig vor, ungeachtet sie dieselben das erste Mal sahen.

Hesse.

Aeltere deutsche Räthsel.

Schon mehrmals sind in diesen Blättern Proben älterer deutscher Dichtkunst gegeben und gewiß mit Dank aufgenommen worden. Ich hoffe daher den jungen Lesern derselben einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen jetzt einige Räthsel mittheile; die durch den gesunden und naiven Witz, den sie enthalten, ungemein anziehend sind. Sie sind über 200 Jahr alt; denn das Buch aus dem sie entlehnt sind, erschien schon im Jahre 1605 unter dem Titel: Aenigmatographia von Huldreich Therander zu Magdeburg.

1.

Ich brüll' ohne Mund und Stimm,
Ich flieg ohne Flügel im vollen Grimm;
Ich kann durchaus nichts bauen auf,
Werf aber viele Gebäud' in Hauf.

2.

Als meine Mutter wüthend war,
An einem Ufer sie mich gebar;
Ich war ihr ungleich an Figur,
Und auf der Mutter Rücken fuhr.

3.

Was der Vogel getragen hat,
Außen am Leibe früh' und spat,
Das hab' ich inwendig im Leib;
Ich fliege nicht, still liegen ich bleib'.

Auf meiner Haut viel Häute ſich
Geruhet haben wonniglich;
Aber ihre Häut' und meine Haut
Sind nicht auf einerlei Art gebaut.

4.

Man hängt mich auf wie einen Dieb,
Und bin doch allen Menſchen lieb;
Gibſt du mir was, ſo nehm ich's an,
Und geb' dir's wieder, willſt du's han;
Aber eins ſag' ich dir zuvor;
Willſt' wieder han, zupf' mich beim Ohr.

5.

Auf dem Kopf ich geh', am Fuß ich häng',
Und lauf die Breit' und in die Läng',
Mit meinem Wirbel rühr' ich die Erd',
Daß meines Kopfes Spur gemerket werd'.

6.

Ich kenn' ein kleines Schlöſſelein,
Wie Kreid und Schnee ſo weiß und rein;
Es iſt keine Thür' zu dieſem Schloß,
Es iſt an keinem Orte blos.
Auch iſt ein rothes Kügelein
In den marmelſteinern Schlöſſelein;
Um dieſe Kugel ſchwimmt umher
Ein ſchönes, weißes, klares Meer.
Die Kugel leucht wie gelbes Gold,
Ihr iſt wohl mancher günſtig und hold,
Sitzt mitten drinn wie ein Perlelein
In einem güldnen Ringelein.
Aus dieſem Schlößlein bricht hervor,
Und ſchwingt ſich manchmal gar hoch empor,
Thut vielen Leuten ſehr viel gut,
Und Arm' und Reiche ſpeiſen thut,
Ein — rathe, was mag wohl ſolches ſeyn!
Das kommt aus dieſem Schlöſſelein.

7.

Wer mich macht, bedarf mich nicht,
Wer mich kaufet, will mich nicht,
Wer mich braucht, der weiß es nicht:
Lieber, ſag' mir, wie das geſchicht!

8.

Hab' ich gleich keine Zung', allein
Kann ich doch alle bereden fein.
Ich kann mich ſelber gar nicht regen,
Doch kann ich alle Welt bewegen;
Alle, die nach mir haben Verlangen,
Die führe ich allzeit gefangen.

9.

Man gibt mir Speiſe, die eß' ich nicht;
Doch wer ſie äß', ohne ſie mir zu geben,
Der könnt' fürwahr nicht lange leben.

E. H. Schwabe.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

Bilderbuch, neues, für Kinder; enthält Abbildungen und in vier Sprachen abgefaßte Beſchreibungen von Gegenſtänden aus den drei Reichen der Natur, aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften, Künſte und Handwerke. 24 Hefte mit Kupfern in 4to; jedes Heft in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, mit illum. Kupfern. 16 Gr.

Jedes Heft enthält 5 Kupfer, richtig gezeichnet und kolorirt. Auf einem iſt ein Handwerk, eine mechaniſche Kunſt, eine ökonomiſche Beſchäftigung und dergleichen dargeſtellt. Ein zweites und drittes enthält Abbildungen von Gegenſtänden aus den drei Naturreichen. Auf dem vierten iſt eine merkwürdige Stelle aus der Erdbeſchreibung abgebildet und auf dem fünften werden Trachten von verſchiedenen Völkern und überhaupt Objekte aus der Anthropologie und Mythologie geliefert. Der Text iſt nach den beſten und kostbarſten Werken des Inn- und Auslandes in deutſcher und franzöſiſcher Sprache abgefaßt.

Guthmanns Anweiſung das Klavier richtig zu ſpielen. Mit einer Tabelle in Fol. 6 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 19. August 1811. 100.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Fragmente aus der Kultur- und Sittengeschichte der Vorzeit.

Luxus.

Unter den persischen Gefangenen, die Parmenio zu Damaskus machte, befanden sich 277 Köche des Darius; 29 zum Auf- und Abtragen der Speisen bestimmte Sklaven, 17 Mundschenken zum Wasser und 70 zum Wein, 40 Bediente, ihn zu parfümiren, und 66 die nichts anders zu thun hatten, als Blumenkränze zum Umwinden der Schüsseln zu verfertigen.

Der genuesische Doge, Johann Andreas Doria vermachte seinem Hund Roland, dem ein Grabmal in dem Garten seines Palastes errichtet wurde, ein Jahrgeld von 500 Thalern.

Unter den Schlemmern aller Zeiten hat sich der Römer, Apicius vorzüglich berühmt gemacht. Als dieser einmal seinen Vermögenszustand untersuchte, fand er, daß sein Vermögen ungefähr bis auf 31250 Thaler geschmolzen war. Aus Furcht zu verhungern, tödtete er sich durch Gift.

Herzog Georg zu Landshut feierte im Jahre 1475 seine Vermälung mit Hedwig, einer polnischen Prinzessin. Hierbei waren 93600 Pferde beisammen. Innerhalb acht Tagen wurden verzehrt 300 ungarische Ochsen, 62000 Hühner, 500 Gänse, 75000 Krebse, 75 wilde Schweine, 162 Hirsche, 1772 Scheffel Hafer, 170 Stück Fässer Landshuter Wein, 200 Fässer ausländischer; 70 Fässer italienischer Wein. Alles dieses kostete — 70766 Dukaten.

Bei der Vermälung des Prinzen Wilhelms von Oranien mit Anna, der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen im Jahr 1561 waren 5500 Gäste gegenwärtig. Es wurden 6000 Pferde gefüttert, von welchen dem Bräutigam allein 1100 gehörten. Man verzehrte 4000 Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Korn, 300 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier und 13000 Scheffel Hafer.

Raimund, Graf von Toulouse, hielt zu Ende des 12 Jahrhunderts einen feierlichen Hof, um den König von Arragonien und den Herzog von Narbonne zu versöhnen. Jeder, der zu dieser Feierlichkeit geladenen, Gäste suchte den Andern an Pracht und an Verschwendung zu übertreffen. Der Graf vertheilte bei dieser Gelegenheit ungeheure Summen unter die Ritter und Knappen. Einer der Gäste, Bertrand Rambaud, ließ ein ungepflügtes Feld mit 30000 Unzen Silbers besäen; ein andrer Wilhelm le Gros de Martell ließ alle Speisen für die, einige tausend Personen starke, Gesellschaft bei weißen Wachslichtern bereiten; ein dritter Raimund de Venois verbrannte dreißig seiner besten Pferde vor der Versammlung, um seinen Reichthum zu zeigen.

Ludwig XIV. bestallte im Jahre 1656 acht und vierzig Bediente bei Hofe, welche barbiren und frisiren mußten; 200 andre bestellte er für das Publikum. Ihr Gewerbe kam aber erst recht mit dem

Jahre 1673 in Gang, wo er noch einmal 200 solcher Leute ansetzte.

Am Ende des 14 Jahrhunderts verbrannte der Schotte, Colin Compell, bei Gelegenheit eines Besuchs eines irländischen Lords, sein Haus, um demselben, bei der Rettung seiner Sachen, die Kostbarkeit derselben zu zeigen.

Bei der Beerdigung des Herzogs Albrecht von Baiern im Jahr 1509 wurde ein Leichenmal angestellt, von dem eine alte Handschrift folgende Merkwürdigkeiten berichtet. Erstes Essen war das erste Alter der Welt. Nämlich Adam und Eva in einem Garten, und stund zwischen ihnen ein grüner Baum, darum sich eine Schlange gewunden hatte, einen Apfel im Maul, und neigte sich damit gegen Eva; dabei Mausrachen und Pfifferling von Zucker und Mandel gemacht. 2tes war ein gesottener Schweinskopf auf einem Rost abgetrocknet. 3tes war gesottner Fisch mit Kapaunen, Hühnern, und getrocknetem Fleisch. 4tes war eine Figur der alten Welt, nämlich der Arche Noah, mit beiliegenden Oblaten von Zucker gebacken. 5tes war ein heißes Essen, Fisch von Lachsforellen, Aeschen und andern guten Fischen. 6tes war ein Zettelkrauf und was darauf gehört. 7tes war das dritte Alter der Welt, nämlich die Figur, wie Abraham seinen Sohn hat opfern und enthaupten wollen, dabei ein Thurm von Zucker und Mandeln. 8tes war eine durchsichtige hohe Sülze mit Fischen. 9tes war grün und gesalzenes Wildpret in einem Pfeffer. 10tes war das vierte Alter der Welt nämlich wie David das kleine Königlein, gegen Goliath, der in Gestalt eines Riesens gemacht war, stund, und seine Schleuder in der Hand hatte; dabei süße Krapfel von Zucker und Mandeln. 11tes war ein Gemüse. 12tes war ein eingemachter Hausen. 13tes war das fünfte Alter der Welt, nämlich der Thurm zu Babylon, der mit einigen Häusern in einem Gemüse stand. 14tes war eine Pastete mit eingemachten Vögeln. 15tes war ein Rehschlegel mit einem Zyseindt. 16tes war das sechste Alter der Welt, nämlich die Menschwerdung Christi, auch mit Joseph, dem Eselein, Oechslein und Krippen, in einem weißen Mandelmus gemacht. 17tes war eine Pastete mit Birnen und andrem Gemüse. 18tes waren eingemachte Vögel. 19tes war das siebente und letzte Alter der Welt, nämlich das jüngste Gericht wie der Heiland unter einem Regenbogen sitzt; zu der rechten Seite die Jungfrau Maria, als eine getreue Fürbitterin, und zu der Linken St. Johannis knieend; dabei ein Marzipan von Zucker und Mandeln. 20tes war von einem eingemachten Karpfen und Wallern. 21tes war ein Gebratenes, von Fasanen, Vögeln und anderm guten Wildprett. 22tes war des gnädigen Herrn Herzogs Albrechts, hochlöblichen Gedächtniß, Begräbniß. Nämlich die Form des Grabes, mit allen Fahnen und Panieren des Landes und der Herrschaft, wie solches in der Kirche unser lieben Frauen auf seinem Grabe steht, nach seiner Bildung ein geharnischter Mann auf dem Rücken liegend, in der rechten Hand ein Panier, in der linken ein bloßes Schwert; bei den Füßen zwei Wappenschilde. Dabei angefüllte Oblaten. 23tes und Letztes zum Morgenmal oder Frühstück: ein Gebakkenes von Kacheln, in Form eines Ofens, woraus lebendige Vögel gelassen wurden. Außer diesen 23 Gerichten wurden noch mehrere sonderbare Werke der Kochkunst und Bäckerei zu andern Mahlzeiten verfertiget z. B. eine Galeere mit ihrem Segelbaum; eine Pastete mit etlichen Thürmen, darin ein Thor und darauf ein Hirsch mit einem vergoldeten Gehörn. Ein brauner Igel in einem weißen Gemüse. Drei Löwen in einem Gemüse. St. Johannis Enthauptung. Das Abendessen Christi u. s. w. Alle Fürsten, fürstliche Abgesandte und Räthe, die sich zur Beerdigung eingefunden hatten, aßen bei Hof; ihr übriges Gesinde, die eingeladenen Damen,

und wer von ſelbſt kommen iſt, wurden zu Hauſe geſpeiſt, und in den Gaſthöfen die ganze Zeit über frei gehalten. Außerdem noch wurden aus fürſtlichem Keller und Küche täglich geſpeiſt 2500 Menſchen und 1809 Pferde gefüttert.

Bei einer Fete, welche der Fürſt Menſchikof zu Ehren der Vermählung des Herzogs von Kurland mit der Großfürſtin Anna gab, wurden zwei Paſteten aufgetragen, deren jede fünf Viertel Ellen im Durchmeſſer hatte. Aus jeder trat eine ſehr wohl gekleidete Zwergin hervor, die dann vor dem Brautpaare eine Menuet mit einander tanzten.

James Hay, Graf von Carliſle, zeigte als Geſandter Jakob's I. von England, bei ſeinem Einzuge in Paris eine große Verſchwendung. Er und ſein Gefolge waren überaus prächtig gekleidet, und ſein Reitpferd war mit Silber beſchlagen. Dieſer Beſchlag war aber ſo loſe befeſtigt, daß bei jedem Sprung das Pferd ein Stück davon verlor. Sobald als ein ſolches Hufeiſen abgegangen war, legte ein Hufſchmid, der dem Grafen mit einem Sacke voll ſolcher ſilbernen Beſchläge folgte, in aller Geſchwindigkeit ein neues auf.

(Fortſetzung folgt.)

Bereitung des Peches und Kienrußes.

Das Pech wird aus Harz bereitet, welches man in den Nadelwäldern gewinnt. Das erſte hierher gehörige Geſchäft iſt das Harzreiſſen. Der Harzreiſſer geht mit einem 2 Finger breiten Eiſen in den Wald, und nimmt von ausgewachſenen Bäumen 2 bis 4 oder 6 eben ſo breite Streifen Rinde ab, bis auf den Splint, doch ſo, daß allemal zwiſchen zwei ſolchen Streifen eine Handbreit Rinde ſtehen bleibt, damit der Baum nicht eingeht. Auch fängt er nicht höher an, als er mit der Hand reichen

kann, und hört eine gute halbe oder drei Viertel Ellen über der Erde wieder auf. Dieß geſchieht im Frühjahr und Sommer ſo lange, als die Bäume Saft geben. Dieſer quillt nämlich aus den gemachten Wunden ſehr häufig aus, und wird nach und nach von der Luft gehärtet.

Dieſelben Bäume dürfen aber das nächſte Jahr nicht wieder geriſſen werden, weil ſie ſonſt der nöthigen Nahrung beraubt, und abſterben würden. Oder es muß im erſten Jahre der Baum nur zwei Riſſe bekommen und zwar von entgegengeſetzter Seite, im nächſten Jahre kaum vier und im dritten erſt ſechs. In wohl eingerichteten Forſten halten die Forſtbedienten ſtreng auf dieſe Ordnung. Bisweilen iſt auch ein Mann als Aufſeher beſonders beſtimmt, die dazu tauglichen Bäume anzuweiſen. Dieß iſt der Pechſteiger, welcher überdieß das Aufſeheramt über eine ganze Pechſiederei verwaltet.

Im dritten Jahr erſt, nachdem die gemachten Riſſe ganz mit Harz angefüllt ſind, wird dieſes mit einem breiten Meſſer, dem Harzmeſſer, aus denſelben herausgekratzt und in kleine, aus den Rinden verfertigte, Gefäße geſammelt, welche Näſten heißen; aus dieſen aber in ein großes Faß gethan und darin zu einem Kuchen feſtgeſtampft. Auf dieſe mühſame Arbeit, welche im Herbſt geſchieht, wird das rohe Harz durch die Kunſt erſt zu Pech verarbeitet und zu dieſem Zweck in die Pechhütte gebracht, in welcher ſich die Pechöfen befinden. Sie ſind trichterförmig, um die, dazu paſſenden, Gefäße mit dem Harz hineinzuſetzen, und wie die Gefäße unten mit einem Abfluſſe gebaut, damit das, von der Hitze geſchmolzene, Harz hindurch und in beſondern Rinnen in größere Behältniſſe laufen kann, wo es abgeſchäumt in viereckige Gefäße gegoſſen wird und erkaltet. — Die kalt und feſtgewordenen Stücken heißen nun Pech und halten 1½ Elle im Quadrat, 10 — 12 Zoll in der Dicke und 1½ Zentner im Gewicht. Die

gröbern Bestandtheile und Unreinigkeiten des Harzes, welche in den Gefäßen zurückgeblieben sind, geben den

Kienruß.

Selbst auch die Rinde und Borke des Nadelholzes werden dazu genommen. Alles zusammen wird in einer, dazu besonders eingerichteten, Hütte gebrannt, deren Einrichtung folgende ist.

Ganz unten ist eine viereckige Kammer von Holz und Steinen, mit fest anschließender Thür, damit kein Rauch herausbringen kann; denn eben aus dem Rauche entsteht der Kienruß indem er sich an die Wände der Kammer anlegt. Neben dieser ist der Kienrußofen, durch einen Kanal mit derselben verbunden. Er ist zirkelrund gebaut und hinten mit Oeffnungen versehen, damit die Brennmaterialien eingeschoben und der Luftzug bewirkt werden können. Die Kammer geht nach oben immer enger zu und ist offen. Der Rauch, welchen die harzigen Brennmaterialien in Menge von sich geben, steigt nun durch den Kanal in die Rauchkammer und legt sich theils an die Wände derselben an, theils würde er oben durch die Oefnung ins Freie steigen, wenn nicht über dieselbe ein leinenes Tuch, der Kienrußsack gespannt wäre, der genau an die Wände der Kammer anschließt. An diesem bleibt der Rauch vollends hängen und bildet sich zu Ruß; dieß ist der feinste, der von dem, an den Kammerwänden abgekehrten, abgesondert wird. Der nunmehr fertige Kienruß, wird in kleine Fäßchen, die bekannten Rußbutten, geschlagen, auf Karren verschickt und von Buchdruckern, Färbern, Schuhmachern, Malern und andern Arbeitern auf mannichfaltige Art benutzt. C—n.

Asa oder Assa foetida.

Ist ein gummiges Harz, das wir in kleinen Stücken erhalten. Persien ist sein Vaterland, wo es Kämpfer im Jahr 1687 fand. Der Linnéische

Name der Pflanze, woraus es gemacht, oder vielmehr gezogen wird, ist Ferula Asa foetida. Sie wächst in den Provinzen Chorasan und Laer auf den Gebirgen und hat eine Aehnlichkeit mit den Pastinaken. Die Wurzel muß wenigstens 4 Jahr alt und Armsdicke seyn. Man befreiet den obern Theil der Wurzel von der Erde und schneidet sie oben quer durch. Der Saft, der in Menge herausquillt, trocknet durch die Sonnenhitze an. Dieser wird weggenommen, und die Operation so lange wiederholt, bis die Wurzel keinen Saft mehr giebt. Der Geruch des frischen Asand, soll den, des trockenen ungemein übertreffen; denn 1 Drachma oder Quentchen soll stärker riechen, als 1 Centner oder 100 Pfund des letztern. Aus diesem Grunde pflegt man ihn auch auf den Schiffen beim Transport an den Mastbäumen in Säcken aufzuhängen, damit er durch seinen Geruch, die andern, auf dem Schiffe befindlichen, Waaren nicht verderbe.

Wedel.

J.

Denksprüche.

Nicht der Ruhm, sondern das Ruhmwürdige bestimmt unsern Werth. Man hüte sich, eins mit dem andern zu verwechseln.

Wer reden will, muß auch zu handeln wissen.

Der Mensch will alles beherrschen, nur sich selbst nicht.

Die meisten Menschen werden von Andern besser gekannt, als von sich selbst.

Unternimm nichts, wozu du die nicht den Beistand Gottes zu erbitten getraust. K—r.

Auflösung des Räthsels im siebenundneunzigsten Stück.

Gitter. Rettig.

Neue Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 22. August 1811. 101.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Raphael Mengs.

Natur und Studium hatten einander die Hand geboten, um aus diesem Manne einen der vortrefflichsten Maler neuerer Zeiten zu bilden. Kenner urtheilen von ihm, daß er unter den neuern Malern den meisten antiken Geist in seinen Werken gezeigt, und in der Freskomalerei der größte Maler unter allen gewesen sey, die in neuern Zeiten auftraten.

Mengs wurde im Jahr 1728 zu Außig, einer kleinen Stadt in Böhmen geboren. Sein Vater, ein Kaufmannssohn aus Koppenhagen, der zu Dresden als Direktor der dasigen Malerakademie im Jahre 1764 starb, gab ihm den Taufnamen Raphael, zum Andenken an den großen italienischen Maler, Raphael von Urbino, der zu Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte.

Der Vater unsers Mengs war sein erster und vorzüglichster Lehrmeister. Schon im sechsten Jahre mußte der kleine Raphael Mengs zeichnen lernen. Diese Uebungen wurden bis ins 8te Jahr fortgesetzt und erst dann wurde, statt des Bleistifts, der Pinsel zur Hand genommen. Der alte Mengs hatte mehrere Kinder, und er behandelte sie alle ohne Ausnahme mit außerordentlicher Strenge. Sie entbehrten alles Umgangs, wurden von dem Vater, wenn er ausging, eingeschlossen, und bei seiner Rückkunft war allezeit eine strenge Kritik über die, ihnen aufgegebne, Pensa das erste Geschäft. Das Daseyn dieser armen Geschöpfe war daher dem ganzen Dresden völlig unbekannt, und sie würden in ihrer Arbeitsstube, welche mehr einem Gefängnisse glich, ihr Leben traurig haben hinschmachten müssen, wenn nicht ein glückliches Ungefähr — was so oft über menschliche Schicksale entscheidet — dazwischen getreten wäre.

Der alte Mengs befand sich einst in einem Hause, wo ein Konzert gehalten wurde. Ein berühmter Tonkünstler sang so vortrefflich, daß die, bis zur Wildheit harte, Seele des alten Mengs von der Gewalt der Töne ergriffen und innig gerührt wurde. Er näherte sich dem Sänger und bat ihn, einen gewissen Gesang noch einmal zu wiederholen.

„Ich bin es zufrieden," antwortete dieser, „ist doch nur unter einer Bedingung."

„Und welche wäre das?" erwiederte Mengs, der Vater.

„Sie müssen mir eine Bitte gewähren" versetzte der Sänger.

Der alte Mengs, weit entfernt zu ahnen, warum man ihn bitten würde, versprach schon im Voraus die Erfüllung dieser Bitte.

Der menschenfreundliche Künstler, der durch einen Zufall das tyrannische Betragen das der alte Mengs in seinem Hause sich erlaubte, erfahren hatte, und dem die jetzige Gelegenheit willkommen war, sagte: „Meine Bitte besteht darin, daß sie mir erlauben, die Arie, die ihnen so wohlgefallen hat, in ihrem eignen Hause und in Gegenwart ihrer Kinder zu wiederholen. Ich verlange nicht im Geringsten, daß sie sich meinetwegen in ihrem Hause Ungelegenheit machen sollen, nur ver-

lange ich ihre Kinder zu ſehen, und ſie Theil an einem Vergnügen nehmen zu laſſen, das ihnen ſo ſelten iſt; denn die armen Kinder ſind ja jedes Lebensgenuſſes beraubt. —

Man denke ſich die Beſtürzung des alten Mengs. Er wurde hier öffentlich als ein Haustyrann getadelt, und vermuthlich ſagte ihm ſein inneres Gefühl, daß er dieſen Tadel wohl verdient habe.

Er wagte es nicht, eine ſo gerecht ſcheinende Bitte abzuſchlagen. Die Mienen der Anweſenden ſchienen ihm ſtille Vorwürfe über ſeine Härte zu machen, und ihn aufzufordern, den Wunſch des Sängers zu gewähren.

— —

Dieſer begab ſich wirklich, in Begleitung noch einiger andern Perſonen, in die Wohnung des alten Mengs, und fand die armen Kinder in dem Zuſtande, in welchem er ſie erwartet hatte, d. h. in der gröſten Niedergeſchlagenheit, Furcht und Menſchenſcheue.

Ganz Dresden, und bald darauf auch der Hof daſelbſt erfuhr dieſe Begebenheit. Der König von Polen, Auguſt III. der ſich damals gerade in Dresden aufhielt, war begierig die Kinder zu ſehen.

Der junge Raphael Mengs gefiel ihm beſonders. Sein Talent zur Malerei blieb ihm nicht verborgen, und er glaubte, dieſem aufkeimenden Genie die möglichſte Aufmunterung geben zu müſſen.

Er erlaubte daher dem jungen Mengs den Zutritt in ſeine Gemäldegallerie. Welch ein Anblick für die junge Künſtlerſeele! Eine neue Welt ſchien ihm eröffnet. Corregio's bewundertes Gemälde „die Nacht" bezauberte ihn; der Genius der Künſte ſchien in dieſem Augenblicke ihn mit ſeinem Zauberſtabe berührt zu haben.

Von dieſem glücklichen Augenblicke an übertrafen ſeine Fortſchritte in der Kunſt ſelbſt die kühnſten Erwartungen, und die Eleganz ſeiner Zuſammenſetzungen erregten allgemeine Bewunderung der Kenner.

Jetzt machte der alte Mengs mit ſeinem talentvollen Sohne eine Reiſe nach Italien, um in dieſem Vaterlande der ſchönen Künſte ſeinem Geiſte Nahrung und Reife zu geben. Auch hier verleugnete ſich ſeine Strenge nicht, ob ſie gleich für den Sohn zum Theil ſehr nachtheilige Folgen hatte. Er führte ihn ſchon am frühen Morgen in den vatikaniſchen Palaſt, gab ihm ſeine beſtimmte Arbeit für den ganzen Tag auf, ließ ihm einige Lebensmittel, die ſehr dürftige Nahrung gewährten, oft gar nur Brot und Waſſer zurück, ermahnte ihn zum Fleiße und holte ihn Abends wieder nach Hauſe.

Nachdem der junge Mengs unter dieſer ſtrengen väterlichen Aufſicht 3 Jahre in Rom zugebracht hatte, ging er mit ſeinem Vater wieder nach Dresden zurück.

Auguſt III. wurde von den Talenten des jungen Mengs immer mehr bezaubert. Er ließ ſich im Jahre 1741 ſelbſt von ihm malen, und die Arbeit fiel ganz ſo aus, wie er es erwartet hatte.

Als der Krieg den König nöthigte, nach Polen zu gehen, ernannte er den jungen Künſtler zu ſeinem Kabinetsmaler mit einem nicht unbeträchtlichen Gehalt, und erlaubte ihm eine zweite Reiſe nach Rom, ebenfalls in Begleitung ſeines Vaters. Um das Studium der Kunſt deſto bequemer hier fortzuſetzen, nahmen Vater und Sohn ihre Wohnung am Vatikan. Der junge Mengs beſuchte, auſſer den Akademien in Rom, auch einige anatomiſche Vorleſungen, zeichnete mit Glück Statuen und Gemälde ab, und verfertigte auch einige Miniaturſtücke. Sein erſtes Hauptwerk, das er in Rom verfertigte, war eine heilige Familie, die allgemeinen Beifall erhielt, und eine groſſe Anzahl ſowohl von Kennern als Liebhabern in ſeine Werkſtätte lockte. Selbſt mehrere vornehme Römer, welche ſich von den vorzüglichen Talenten des jungen Künſtlers perſönlich überzeugt hatten, fingen an, ſich lebhaft für ihn zu intereſſiren, und munterten ihn auf, ſich in Rom niederzulaſſen.

Gerade dies war der eifrigste Wunsch des jungen Mengs. Dennoch siegte über die Wünsche seines Herzens das Gefühl seiner Pflicht. Auf das dringende Verlangen seines Vaters kehrte der Sohn im Jahr 1749 wieder nach Dresden zurück, und fuhr hier fort, durch vorzügliche Kunstwerke die Bewunderung seines Hofes zu verdienen. Sein vorzüglichstes Meisterstück ist die Himmelfahrt Christi, ein Altarstück, welches noch jetzt in Dresden von Kennern und Dilettanten mit gleicher Bewunderung angesehn wird, und woran er alle seine Kunst gleichsam verschwendete.

Jeder wünschte damals von solcher Meisterhand etwas zu besitzen, und er konnte bei weitem nicht alle Liebhaber der Kunst befriedigen.

Seine Gesundheit hatte schon durch seine Anstrengungen merklich gelitten. Um sie wieder herzustellen, unternahm er eine dritte Reise nach Rom, wohin ihn jedoch sein Vater diesmal nicht begleitete.

Hier fand der junge Künstler an dem Pabst Benedikt XIV., der ein eben so großer Kenner als Beförderer der Künste war, einen warmen Verehrer. Benedikt machte ihn im Jahr 1754 zum Direktor der neu angelegten Akademie auf dem Kapitol, und ernannte ihn zugleich zum Cheistordens-Ritter. Mengs wünschte beständig in Rom bleiben zu können; denn sein Wohlthäter, König August hatte, des siebenjährigen Krieges wegen, Sachsen verlassen, war nach Polen geflohen, und Mengs verlor seinen bisherigen Gehalt von tausend Thalern.

Allein ein Ruf vom König Karl III. von Spanien befreiete unsern Künstler von den, ihm drohenden, Nahrungssorgen. Der König ließ ihm einen Gehalt von 10000 Skudi, nebst eigener freier Wohnung und freier Equipage antragen. — Er nahm diesen Ruf im Jahr 1761 an, und wurde vom Könige mit ausgezeichneten Gnadenbezeugungen überhäuft.

In seinem neuen Posten als königlicher Kabinetsmaler arbeitete er mit unglaublichem Eifer, und verfertigte eine große Menge von Kunstwerken, unter welchen gleich sein erstes ein Meisterstück war, nämlich ein Deckengemälde im Wohnzimmer des Königs, welches die Versammlung der Götter vorstellte. Mengs opferte, im eigentlichen Verstande, seiner Kunst seine Gesundheit auf, und mußte daher auch jetzt die Folgen davon im hohen Grade büßen. Er fiel in eine Auszehrung, und nur eine schnelle Veränderung seines Aufenthaltes schien seine zerrüttete Gesundheit wiederherstellen zu können. Er erhielt daher vom Könige die Erlaubniß, wieder nach Rom zu gehen. Hier erholte er sich wieder, arbeitete aufs neue für den Pabst Klemens XIV. (Ganganelli) und empfing von ihm den Orden vom goldnen Sporn.

Drei Jahre verlebte er abermals in Rom, seinem Lieblingsorte, ohne Lust zu bezeigen nach Spanien zurückzukehren, ob ihm gleich der König seinen Gehalt, während der dreijährigen Abwesenheit, immer richtig, hatte auszahlen lassen. Endlich aber ließ ihn der König durch einen Gesandten am päbstlichen Hofe, wiewohl mit möglichstem Glimpf, an seine Rückkehr erinnern.

Sogleich ließ Mengs alles in Rom stehen und liegen, hörte auf keine weitern Vorstellungen, machte sich unverzüglich auf den Weg, kam in Madrid an, und arbeitete hier wieder mit seiner gewöhnlichen Anstrengung. Allein sein geschwächter Körper war seinem thätigen Geiste nicht mehr gewachsen; seine Gesundheit verschlimmerte sich sichtbar, und er erhielt aufs neue die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren.

Diesmal aber wurde Rom, sein angenehmster Aufenthalt, für ihn ein Ort der Trauer. Er verlor seine Gattin eine geborne Römerin, die sich durch seltne Schönheit und Tugend ausgezeichnet, und ihm sein Leben bisher so angenehm gemacht hatte. Tiefe Schwermuth überfiel jetzt seine Seele; der geschwächte Körper vermochte nicht mehr zu widerstehen — es

zeigten sich die deutlichsten Merkmale der Lungensucht, und der unglückliche Mengs glich einem Schattenbilde. Häufige Abwesenheiten des Verstandes bereiteten seine Freunde auf seinen Tod vor. Er war fast blödsinnig geworden, vergoß häufige Thränen und beklagte sich, daß er keine Freunde mehr hätte. Ach! sagte er in einem wehmüthigen Tone zum Ritter Azara, der ihm nicht von der Seite gekommen war, auch Sie verlassen mich! Sonst waren sie mein Freund, jetzt sind Sie es nicht mehr.

Der unglückliche Künstler hatte den Wahnsinn, immer seine Wohnung verändern zu wollen. Seine Kinder und alle Personen, die ihn besuchten, mußten beständig neue Wohnzimmer für ihn ausmachen und er fragte jeden, der in sein Zimmer trat, sogleich ob er nicht ein gutes Logis für ihn gefunden hätte. Man schrieb diese Verstandesschwäche einem Getränke zu, welches ihm ein Charlatan gab, der sich für einen großen Wunderarzt und Goldmacher ausgegeben, und die Leichtgläubigkeit des kränklichen Mengs gemißbraucht hatte.

Mengs starb endlich im Anfange seines 52sten Lebensjahres am 29. Jun. 1779. Der Ritter Azara, Gesandter von Spanien am römischen Hofe, übernahm die Besorgung des Leichenbegängnisses, welches mit ungemeiner Pracht gehalten wurde. Man stellte das Bildniß des Verewigten, aus Bronze verfertigt, im Pantheon zu Rom neben Raphaels Bildnisse auf. Die beiden Söhne unsers Mengs traten in spanische Dienste, und die 5 Töchter desselben empfingen eine anständige Ausstattung vom Könige in Spanien.

Der Ritter Azara wirkte bei dem Papst aus, daß der Auditor der Rota in Rom ernannt würde, um bei dem Verkauf des Nachlasses seines geliebten Freundes die Aufsicht zu führen. Er gab sich auch viele Mühe, um die Sachen in der Versteigerung zu guten Preisen hinaufzutreiben.

Die Kaiserin von Rußland, Katharina II., gab ihrem Residenten zu Paris Befehl, für 14000 Thaler Gemälde, Zeichnungen u. s. w. zu erstehen; das übrige was aus dem Verkaufe gelöset wurde, belief sich noch auf 12000 Thaler. Mengs hatte einen edlen Charakter, obgleich sein Temperament etwas heftig war und ihn daher zum Jähzorn verleitete. Niemand aber bereuete auch seine Hitze so lebhaft als er; Niemand suchte seine Uebereilungen so bald wieder gut zu machen. Er war überaus uneigennützig und dienstfertig; im Umgange zeigte er sich offenherzig, war aber dabei bis zur Strenge freimüthig im Tadel, ohne jedoch dadurch kränken oder beleidigen zu wollen. Wer sich in Sachen der Kunst an ihn wandte, der war ihm willkommen, und konnte sicher auf gründliche Belehrungen rechnen.

Er war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein enthusiastischer Verehrer alles Großen und Edlen. Er lebte und webte in den schönen Künsten, und opferte ihnen, als ihr Liebling, seine Gesundheit, ja selbst sein Leben auf.

F. R. Leake.

Charade.

Die erste Silbe kann man sehr verschieden deuten;
sie ist so mancher Menschenzunge eigen;
Einst pflegten Damen sie am Rosaband zu leiten,
der Treue Sinnbild öffentlich zu zeigen.
In Kinderhänden kann sie Unheil stiften,
sie kostete oft Männern schon das Leben;
Man findet bildlich sie in Büffon's Schriften,
auch sieht man sie am Blitzableiter beben.
Die Zweite wächst, jemehr man sie beschneidet,
und wer sie hat, dem klebt sie immer an,
Von Schönen wird sie selten nur beneidet. —
Das Ganze ist nichts mehr als ein Name.

Fr. v. Ludwig.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabend, den 24. August 1811. 102.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Etwas über die Geschichte und den Nutzen des Postwesens.

(Beschluß.)

Kaiser Karl der Fünfte, ernannte Leonhard von Taxis zu seinem Generalpostmeister, und zwei und vierzig Jahre später erhob ihn Rudolf der Zweite in den Freiherrenstand und machte ihn zum Generaloberpostmeister im Reich. Ein gewisser Projektmacher, Henott hatte es nämlich dahin zu bringen gewußt, daß die Taxischen Posten einige Jahre, von 1687 bis 89, aus Deutschland verdrängt wurden. Es entstund hieraus sehr bald eine allgemeine Unordnung, und man sahe nun ein, welche Verdienste Taxis um das Postwesen hatte. Henott war am Ende froh, daß er in Taxische Dienste treten konnte. Leonhard von Taxis übernahm aufs neue die Direktion der Posten, nahm eine gänzliche Reform mit denselben vor, und wurde dafür auf die, oben erwähnte, Art vom Kaiser belohnt. Lamoral, Leonhard's Sohn, erhielt 1615 vom Kaiser Matthias die gräfliche Würde, und das Generalpostmeisteramt im Reich, als ein Mannlehn, erblich. Er mußte sich dagegen verbindlich machen, die Kaiserlichen Estaffetten und Korrespondenzen des Kaisers, der Reichs-Erz- und Vicekanzlers, der Kaiserlichen geheimen und Reichshofräthe und anderer Kaiserlichen Staatsbeamten unentgeltlich zu bestellen. Lamoral's Urenkel, Eugen Franz, ward 1686 in den Reichsfürstenstand, das Reichs-Erb-Postgeneralat aber zu einem Thronlehen erhoben, und das fürstliche Haus Thurn und Taxis erlangte die Reichsstandschaft.

Selten sind Verdienste glänzender und würdiger belohnt worden, als die des Hauses Taxis um das Postwesen, wodurch es nicht nur der deutschen Nation, sondern dem ganzen kultivirten Europa eine unschätzbare Wohlthat erwiesen hatte. Die Einrichtung der Posten gereicht diesem edeln Geschlecht mehr zum Ruhm, als seine uralten Ahnen, deren Ursprung man von den Karolingern und dem Herzog von Bouillon hergeleitet, und deren Verwandschaft sich auf den berühmten Dichter Torquato Tasso erstrecken soll.

Der erste hundertjährige Zeitraum des Postwesens war sein blühendster, wenn auch nicht der einträglichste für die Unternehmer. Daß der Postkurs von der französischen Grenze nach Brüssel, auf der einen Seite nach Wien, und auf der andern über Tyrol, in das für den Handel so wichtige Italien ausgedehnt war, machte den Briefwechsel sehr lebhaft, und bewirkte äußerst wohlfeile Postpreise. Es wäre sehr zu wünschen, daß die damalige Einrichtung der Postanstalt immer das Muster der damaligen Zeit geblieben wäre! Die oberste Leitung war einfach, die Ausführung gleichförmig und leicht; sie wurde von dem Regenten begünstigt und von den Unterthanen geschätzt. Der erstere war damit, daß seine eigene Korrespondenz, so wie der amtliche Briefwechsel seiner Staatsdiener postfrei befördert wurde, gern als mit einer

Steuer, welche die Post an ihn entrichtete, zufrieden. Er hatte den richtigen Grundsatz, daß die Posten Nahrung ins Land bringen; dadurch war es aber auch allein möglich, daß das deutsche Postwesen sich in kurzem so ausbreitete, und solche große Fortschritte machen konnte.

Indessen bemerkte man bald, daß, ungeachtet der geringen Postpreise, doch für den Unternehmer ein ansehnlicher Ueberschuß blieb. Leonhard von Taxis gab ihn selbst schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auf hunderttausend Dukaten an: denn es sey, sagte er, ein Brunnen, dahin alle Quellen zusammen flössen. Dieser Umstand erregte bald, wie dies gewöhnlich der Fall ist, Neid. Man sahe scheel dazu, daß ein so reichhaltiger Erwerbzweig ausschließlich in den Händen des Hauses Taxis seyn sollte. Alle Posten in den Ländern derjenigen Fürsten, welche die Rechte der Landeshoheit besaßen, hatten bisher unter der obersten Leitung des Generalpostamts gestanden. Allmälig entstanden unter beiden Mißverständnisse, da dieses gewissermaßen ein Staat im Staate war, und das Letztere zu hartnäckig auf der Verdrängung des alten Botenwesens bestand. Man suchte daher überall Veranlassung, sich über die Post zu beschweren, deren oberste Behörde jedoch immer vom Kaiser geschützt wurde.

Nach dem dreissigjährigen Kriege, als die Bande zwischen den regierenden Fürsten und dem Reichsoberhaupte sehr locker geworden waren, ging im Postwesen eine große Veränderung, und zwar zu dessen nicht geringem Nachtheil vor. Die regierenden Fürsten fingen nämlich, ungeachtet mancher Einwendung von Seiten des Kaisers an, eigene Provinzial- und Territorialposten zu errichten. Hierzu hatte aber der Kaiser selbst die größte Veranlassung gegeben, indem er in seinen eigenen Staaten das Erblandpostmeisteramt den Grafen von Paar verliehen, und Rudolph der Zweite einen Reichshofpostmeister eingesetzt hatte. Auf diese Art ging die Einheit im Postwesen, die so wesentlich zu seinem Gedeihen nothwendig war, verloren. Braunschweig, Kursachen und Würtemberg hatten schon im sechzehnten Jahrhundert einen Versuch damit gemacht, die Territorialposten, d. h. solche, deren Lauf sich bloß durch ein kleineres Gebiet erstreckt, einzuführen. Sie waren aber von keiner langen Dauer, weil die Taxische eine zu große Ausdehnung hatte. Erst im siebzehnten Jahrhundert wurden sie zu einem landesherrlichen Regal, d. h. zu einer Anstalt, deren oberste Verwaltung blos dem Landesherren zusteht, gemacht. Dadurch wurden die Taxischen Posten sehr eingeschränkt, und nach und nach immer in engere Grenzen eingeschlossen. Gegenwärtig zählt Deutschland gegen dreißig verschiedene Postbezirke, deren jeder seine eigene Oberdirektion hat. Dadurch, daß zur Unterhaltung derselben große Summen erfordert werden, konnten freilich die ehemaligen geringen Postpreise jener Zeiten, in welchen Taxis allein die Oberdirektion hatte, und mit vier Commissarien zu Augsburg, Köln, Nürnberg und Frankfurt am Main die Leitung der ganzen Reichspost in seiner ungeheuren Ausdehnung besorgte, nicht mehr statt finden. Wie groß nach der Zeit der Unterschied in den Postpreisen durch das Durchgangsporto auf verschiedenen Gebiete geworden sey, möge folgendes Beispiel erklären. Ein einfacher Brief von Nürnberg bis Hamburg, 70 Meilen weit auf Taxischer Post, kostete im Jahr 1806 noch nicht völlig 3 Gr. (12 Kreuzer) Hingegen kostete ein Brief von Nürnberg nach Berlin, 56 deutsche Meilen weit, welcher durch Franken, Sachsen und Brandenburg ging, beinahe 8 Gr. (35 Kreuzer.)

In den neuesten Zeiten sahe besonders Frankreich die große Zweckmäßigkeit der Taxischen Postanstalten ein, und trat mit dem Hause Taxis in besondere Unterhandlung. Es that dies in der richtigen Ueberzeu-

gung, daß ſeine Korreſpondenz in und durch Deutſchland in den verſchiedenen Provinzen deſſelben, durch keine Poſtanſtalt ſo geſchwind und billig befördert werden könnte, als durch die Taxiſche.

Soviel wird hinreichend ſeyn, unſern Leſern eine allgemeine Ueberſicht über die Geſchichte des Poſtweſens zu geben. Wir fügen zum Schluße nur noch einige Bemerkungen über den großen Nutzen deſſelben bei.

Die Poſtanſtalten ſind unſtreitig eine der wohlthätigſten Einrichtungen des bürgerlichen Lebens. Sie greifen mit tauſend Armen in alle menſchliche Verhältniſſe. Der Menſch fühlt ein ewiges Streben, nach allen Seiten leicht hinwirken zu können. Es liegt dieſes in dem angebornen Triebe nach Vervollkommnung. Es giebt, außer der Kunſt zu ſchreiben und der Buchdruckerkunſt, keine Anſtalt, die mehr dem Stillſtand entgegenarbeitet, als die Poſt. Durch ſie wurde der Handel aus der Wiege geriſſen, und Europa der Sitz des Welthandels, der Kultur und Wiſſenſchaften. Manche nützliche Verbindung, Einrichtung und Erfindung würde entweder nicht weiter ausgebildet, im Dunkel geblieben, oder in Vergeſſenheit gerathen ſeyn, wenn der Verkehr durch die Poſt ihr Gedeihen und ihre Verbreitung nicht befördert hätte. Mancher Brief, der ohne den leichten, ſchnellen und wohlfeilen Poſtverkehr ungeſchrieben geblieben wäre, war ſchon die Veranlaſſung zu den wichtigſten Verbindungen, zu großen Entdeckungen und Unternehmungen, die für ganze Staaten, und öfters für das ganze Menſchengeſchlecht heilſam wurden. Jeder Zweig des menſchlichen Wirkens und Wiſſens gewinnt durch ihn. Ohne ihn beſchränkt ſich das größte Glück im menſchlichen Leben, die Freundſchaft auf den engen Raum körperlicher Gegenwart, da ſie vermittelſt der Poſten in Entfernungen von vielen hundert Meilen fortgeſetzt und gepflegt werden kann. Die Poſten ſind für den Handel und Wandel, eben ſo, wie für Künſte und Wiſſenſchaften, für Länder- Völker- und Naturkunde, mit einem Worte für die ganze kultivirte Menſchheit unentbehrlich. Sie vereinigen aber blos kultivirte Nationen, wie man aus der Natur ihrer Einrichtung ſelbſt leicht ſehen kann. Rohe und barbariſche Nationen haben keine Poſten, und würden auch keinen Gebrauch davon machen können, weil ſie weder die Fähigkeit noch den Willen haben, etwas außer der Erdſcholle, die ſie bewohnen, kennen zu lernen. In Aſien, das nördliche Ruſſiſche, und Sina ausgenommen, und in ganz Afrika, iſt kein Poſtillion, folglich auch kein kultivirter Staat. Das Mittelalter entbehrte der Buchdruckerkunſt und der Poſt; darum haftete die Barbarei mehrere Jahrhunderte lang ſo feſt auf demſelben. Eine Reiſe von der Donau nach der Oſtſee war dem damaligen Zeitalter ein eben ſo großes Abentheuer, als uns vielleicht ein Reiſe zu den Mongolen. Der Briefwechſel war äußerſt unſicher und langſam. Wäre man zu jener Zeit ohne Geld und ohne die Schreibekunſt geweſen, ſo wären die Menſchen wahrſcheinlich in eine völlige Wildheit verſunken. Wie weit waren nicht die ſo gebildeten Griechen und Römer in vielen Zweigen der Wiſſenſchaften hinter uns zurück! Wie mangelhaft und unvollkommen waren nicht ihre Kenntniſſe von Erdbeſchreibung, Natur- und Völkerkunde! Gerade ſind dieſe von der Art, daß ſie ohne Mittheilung und Beobachtung aus den entfernten Gegenden auf einem leichten und bequemen Wege nicht ausgebildet werden können. Auf der äußerſten Spize Calabriens kennen jezt die Bewohner daſelbſt, die Lage, die Produkte, Sitten, Gebräuche und Völkerſchaften des lezten Stück Landes am Eismeer durch den Poſtverkehr. Immer wird daher der Name Taxis, des Erfinders des heutigen Poſtweſens, unvergänglich in der Geſchichte Deutſchlands glänzen.

Hußell.

Ein Paar Worte über grausame Behandlung der Thiere.

Ein edler Mensch erlaubt sich nie eine Grausamkeit gegen die größeren oder kleineren Geschöpfe des Erdbodens. Nur der Thor glaubt, daß er ein unumschränkter Herr alles Lebendigen ist, was nicht den Stempel der Vernunft trägt, und daß Alles in dieser Welt blos um des Menschen willen lebt. Muthwillige Peinigung oder Vernichtung eines Thieres ist Frevel und verräth ein böses Herz. Der Schöpfer würdiget Alle seiner liebevollen Sorgfalt, und hat die Organisation der meisten Thiergattungen mit bewundernswürdiger Kunst und Schönheit ausgestattet. Ja, einige besitzen Sinne und Glieder, deren sich der Mensch nicht rühmen kann. Diese Wahrheit haben mehrere Völker anerkannt, und deshalb die Grausamkeit gegen Thiere bestraft. So verurtheilten die Athenienser einen Knaben zum Tode, weil er ein großes Vergnügen dabei fand, den Krähen die Augen auszustechen, und einem gewissen Praxiteles, welcher einem Hammel lebendig das Fell abzog, ward von dem Rathe zu Athen der Staupenschlag zuerkannt. Einst flog einem, zu Gerichte sitzenden, Rathsherrn in Athen ein Sperling, welcher von einem Habicht verfolgt ward, in den Busen oder weiten Rock. Dieser Mann erwürgte den Vogel, welcher bei ihm Rettung suchte, und ward dafür vom Rathe, als ein böherziger, grausamer Mensch, verurtheilt. Auch die Türken haben für diejenigen, welche ein Thier unbarmherzig tödten, strenge Strafen festgesetzt. Gewisse indianische Philosophen, welche man Braminen nennt, haben sogar für alte oder kranke Thiere Hospitäler und Lazarethe errichtet. Diese Braminen tragen beständig ein Stück Tuch vor dem Munde, aus Besorgniß, daß sie sonst ein Insekt mit dem Athem verschlucken, und so ohne Noth tödten möchten.

Käppel.

Gerechtigkeit.

Philipp Melanchton hörte zu Tübingen bei einem Professor der Rechte Collegia. So oft derselbe einen Fall anführte, bei welchem das Recht des Niedern zu Gunsten des Höhern gebeugt worden war, pflegte er hinzuzusetzen: „Das ist des Schultheißen Kuh.“ Der Grund dieses Zusatzes beruhte auf folgender Anekdote:

Die Kuh eines Schultheißen hatte die Kuh eines Bauers gestoßen. Der Bauer beklagte sich bei dem Schultheißen, doch so, daß er den Fall so vortrug, als wenn seine Kuh, die Kuh des Schultheißen gestoßen hätte. „Meine Kuh“ sprach er, „hat die Eurige todt gestoßen; was bin ich Euch dafür schuldig?“ „Ihr kauft mir eine andere, eben so gute Kuh,“ antwortete der Schulze, „und erlegt 20 Thaler Strafe.“ „Nein!“ erwiederte der Bauer,“ ich habe mich versprochen. Eure Kuh hat die Meinige getödtet, und ich bin zufrieden, wenn er mir nur eine andere schafft.“ „Was?“ sagte der Schulze, „meine Kuh? Ja, das ist etwas Anderes. Eure Kuh hätte der Meinigen aus dem Wege gehen sollen.

K—r.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Strickmuster, kolorirte, zu Geldbörsen und Kinderkleidungsstücken; herausgegeben von Philipsen; 2 Lieferungen. à 1 Rthlr. 8 Gr.

Strickmuster in Engl. und Französischer Manier, für Töchterschulen; herausgegeben von Philipsen einfarbig 18 Gr. bunt 1 Rthlr. 12 Gr.

Tillichs, D. Grundregeln der Schön- und Rechtschreibekunst. Mit zwei Tabellen für das lateinische und teutsche Alphabet, gezeichnet von Irmisch. In 8. mit 3 Tabellen, in Royal-Fol. 1 Thlr.

Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen, 2 Hefte, mit Kupfern, in Fol. broschirt. à 1 Rthlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 26. August 1811. 103.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Fragmente aus der Kultur- und Sittengeschichte der Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Frugalität.

Ludwig IX. von Frankreich hatte nicht mehr als 4 Kammerherren, eben so viele Schenken und Stallmeister, 1 Truchseß für sich und 2 für seine Leute. In seiner Küche dienten 24 Personen; für diese waren aber nur 2 vierspännige Wagen und für die Tafel des Königs war ein Karren mit 3 Pferden bestimmt. Der Marstall bestand aus 4 Stallmeistern, 2 Hufschmiden mit 3 Gesellen, 4 Stallknechten und einem Rechnungsführer. Zur Jägerei gehörten 16 Personen, 18 Hunde. Die ersten Kammerherren und Hofbeamten bekamen täglich nicht mehr als 6 Sous; es wurden ihnen aber 3 Bedienten frei gehalten. Sie erhielten außerdem jährlich ein oder zweimal eine Hofkleidung, deren Werth 5 Livres betrug und ein gutes Pferd zu 16 Livres.

König Heinrich IV. von Frankreich hatte geraume Zeit nur eine Kutsche. Als er einst den kranken Sully besuchen wollte, schrieb er ihm: Ich war Willens, Sie zu besuchen, aber ich werde nicht können, weil meine Frau sich meiner Kutsche bedient.

In dem Tagebuche der Elisabeth Woodwille, nachheriger Gemalin Eduards IV., Königs von England finden sich folgende Notizen:

Montags früh: Ich stand heute um 4 Uhr auf und half Katharinen die Kühe melken; Rahel, die andere Magd hatte sich vorige Nacht die Hand auf eine fürchterliche Art verbrannt; ich machte ihr Umschläge. Dem Robin gab ich Geld, daß er etwas aus der Apotheke holte.

Morgens 6 Uhr: Ich fand, daß das Rindfleisch zu weich gekocht war, und das Bier roch sauer. NB. Ich werde dem Koch über seine Nachlässigkeit den Text lesen müssen; was das Bier betrifft, so will ich eine neue Tonne anstechen lassen.

7 Uhr. Ich habe Mylady, meine Mutter in den Wirthschaftshof begleitet. Wir haben daselbst 25 Manns- und Weibspersonen gespeist. Roger bekam einen derben Verweis, weil er tückisch that, als er das übriggebliebene Fleisch brachte.

Abends 6 Uhr. Ich habe die Schweine und das Federvieh füttern lassen u. s. w.

Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg besorgte seine häuslichen Angelegenheiten selbst mit äußerster Genauigkeit, und pflegte sich alles, was darauf Bezug hatte, in seinen Kalender zu schreiben. In einem derselben vom Jahre 1586 findet sich beim 9. August folgende Nachricht: Heute bin ich mit meiner Gemalin nach Hardileben gereiset und habe lassen Korn einführen, auch zur Lust sowohl Vor- als Nachmittags das Getreide helfen auf- und abladen.

Freigebigkeit.

Als der Französische Ober-Finanz-Intendant Bullion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schla-

gen ließ, lud er den ersten Marschall Grammont, den ersten Marquis von Villeroi, den Marquis de Sonore und den Grafen von Hautefeuille zum Essen ein. Beim Nachtisch ließ er drei Becken mit Louisd'or austragen, und bat seine Gäste davon nach Belieben zu zulangen. Diese ließen sich gar nicht nöthigen, steckten ihre Taschen so voll sie konnten, und eilten dann davon, ohne ihre Wagen zu erwarten. Der Intendant lachte herzlich über die Mühe, die sie hatten, mit dieser Last zu gehen.

Der Minister Fouguet legte bei einem Feste, welches er dem König auf dem Schlosse Vaux gab, in das Zimmer jedes Hofkavaliers einen Beutel mit Gold zum Spielgeld. Jeder bewunderte und benutzte diese Freigebigkeit.

Etikette.

Philipp III. von Spanien starb als ein Opfer der Etikette. In seinem Zimmer stand, der rauhen Witterung halber, ein Kohlenbecken, welches eine Gluth verbreitete, die dem kränklichen Könige sehr beschwerlich und gefährlich war. Der Herzog von Alva und der Marquis de Sobar waren gegenwärtig. Letzterer wollte das Becken wegschaffen lassen; aber der Herzog gab dies als eine Verletzung der Hofetikette nicht zu, und meinte, daß man erst deshalb zu dem Oberkämmerer oder dem Mundschenken schicken müsse, denen eine solche Verrichtung allein zukäme. Dies geschah; allein ehe der Mundschenke erschien, hatte das Kohlenfeuer so nachtheilig auf den Monarchen gewirkt, daß dieser einige Tage darauf in eine gefährliche Krankheit verfiel, die sein Leben endigte.

Moden.

Zu den Zeiten Franz II. von Frankreich glaubten die Mannspersonen, daß ein großer Bauch ein ehrwürdiges Ansehen gäbe. Die, welche nicht von Natur mit dieser Zierde versehen waren, ließen sich künstliche Bäuche machen. Diese Mode erhielt sich einige Jahre.

König Karl VIII. soll im Jahre 1449 bei seinem feierlichen Einzuge in Rouen zuerst einen Hut getragen haben. Vorher bediente man sich zeugner Kappen und Mützen als Kopfbedeckungen. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 in Halle war, trug er ein Käppchen von Sammt, welches er einmal sehr fältig abnahm, als er bei regnerigem Wetter seine Truppen musterte.

Unter König Heinrich IV. verwandten die französischen Modeherren eine besondre Sorgfalt auf ihren Bart. Einige schnitten ihn rund; andre trugen ihn wie einen Fächer; noch andre in Locken, welche man sogar wie einen Katzenbart frisirte. Man wichste und salbte ihn, und steckte ihn Abends sogar in einen eignen kleinen Beutel.

Im Mittelalter verzierte man die Schuhe oft mit ungeheuren Schnäbeln auf die seltsamste Weise. Solche Schnäbel endigten sich häufig in Krallen, Spitzen und Hörner, und waren mit Bändern und auch wohl mit Schellen behangen. Diese widerliche Mode erhielt sich bis in das 15. Jahrhundert und verbreitete sich so stark, daß, die Gegenpredigten der Geistlichen ungerechnet, obrigkeitliche Gesetze nöthig waren, um dem Unfuge zu steuern. Das Maaß dieser Schnäbel wurde im 14 Jahrhundert nach dem Range durch Verordnungen bestimmt. So durfte sie eine fürstliche Person 2½ — ein Freiherr 2 — und ein gewöhnlicher Edelmann 1½ Fuß lang tragen.

Ein sinnreicher Kopf in Zürch erfand um das Jahr 1370 Schuhe, deren Schnäbel zu Magazinen eingerichtet waren. In Bern durfte man seit 1470 nur solche Schuhe tragen, deren Spitze nicht länger als das Vordergelenk eines Fingers war.

Schauspiele.

Schauspiele waren in England schon seit dem 11. Jahrhunderte gewöhnlich; aber bis auf die Königin Elisabeth war das ganze Theaterwesen noch sehr unvollkommen. Als Shakespeare seine ersten Stücke

te schrieb, wurde in einem öffentlichen Schauspielhause gespielt, das an der Südseite der Themse lag; dieses war ein sechseckigtes Gebäude, welches einen Hof einschloß und ungefähr zwölfhundert Personen faßte. Der Hof war gleichsam das Parterre und man spielte von 1 bis 3 Uhr. Während der Vorstellung war auf dem Dache eine Fahne ausgesteckt; die echten Theaterfreunde begaben sich dann auf die Bühne, saßen entweder auf Stühlen oder auf der bloßen Erde, und — rauchten Tabak. Dekorationen, Garderobe und Maschinerie waren in der elendesten Verfassung. So wurde z. B. die Aufführung eines Trauerspiels nur durch schwarze Vorhänge, und die Veränderung der Oerter durch Ueberschriften ihrer Namen angedeutet. Aus fünf oder höchstens sechs Blaseinstrumenten bestand das ganze Orchester. Zwischen den Akten wurden gemeiniglich Pantomimen aufgeführt, die den Verfolg der Handlung durch allegorische Darstellungen vorbildeten. Vor dem Stücke selbst sagte ein Schauspieler, der in einem schwarzsammtnen Mantel und unter Trompetenschall erschien, einen Prolog auf. Damals pflegte man auch nicht in das Schauspiel zu fahren, sondern zu reiten. Shakespeare, machte seine erste Bekanntschaft mit dem Theater dadurch, daß er die Pferde der Herren hielt, welche das Schauspiel besüchten.

Vormals spielten die Mannspersonen in den Schauspielen auch Weiberrollen, da man es wieder den Anstand hielt, daß Frauenzimmer die Bühne beträten. Als Karl II. von England einst ungeduldig wurde, daß das Schauspiel noch nicht anfing, entschuldigte sich der Direktor damit, daß die Königin noch nicht rasirt sey.

B ü c h e r

In England war im 7. Jahrhunderte der Besitz eines Buches ein so großer Schatz, daß nicht selten blutige Streitigkeiten unter den Erben darüber entstanden. Gemeiniglich wurden daher Bücher einer Kirche geschenkt, und dann wurden sie auf den Altar niedergelegt, wodurch der ehemalige Besitzer die ewige Seeligkeit zu erlangen glaubte. Der fürchterlichste Bannfluch bedrohte den, welcher einer Kirche ein Buch stehlen würde. Der Verkauf eines Buches galt aber damals in England auch für einen so wichtigen Gegenstand, daß man dabei mehrere bedeutende Personen zu Zeugen nahm, und sie einen ordentlichen Kaufbrief mit unterschreiben ließ.

(Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des Degens.

Der Ausdruck: Degen ist nicht rein deutschen, sondern fränkischen Ursprungs. In der alten fränkischen Sprache lautete er Thegan, d. h. ein Diener. Bei dem alten Schriftsteller Ottfried heißt Johannes der Täufer der Thegan Christi. Doch wird nie ein gemeiner Diener Thegan genennt, sondern jederzeit ein freier Mann, der in Amt und Würden steht. Thegantoren heißt daher in der Sprache jener Zeit soviel als Edelgeborne. Noch im 14ten Jahrhundert kommt der Apostel Petrus in einem deutschen Gedichte als Gottes Thegan vor. Selbst die Engel als himmlische Heerschaaren wurden himmlische Thegans betitelt.

Da in frühern Zeiten nur freie Leute das Vaterland vertheidigen durften, so war jeder Soldat ein bedeutender Mann, und man nannte alle ohne Unterschied, vom Gemeinen bis zum Heerführer: Thegan. Nach und nach setzte man die Waffe des Soldaten an die Stelle des Soldaten selbst, und so bekam der Degen die heutige Bedeutung. Der Soldat heißt nicht mehr Degen, sondern sein Schwert führt diesen Namen.

Von Galanterie, von Trauerdegen und dergleichen wußte man ehedem nichts. Man kannte nur den

Haudegen. Die Degen der Griechen und Römer waren sehr kurz, und wurden an der rechten Seite getragen. Man sieht dieß noch an den Basreliefs der trajaniniſchen und antoniniſchen Säulen in Rom. Alexander und Cäſar beſiegten alſo die Welt mit Soldaten, die ihre Schwerter an der rechten Seite trugen. Als das kurze Schwert verlängert und an die linke Seite geſteckt warde, nahm die römiſche Herrſchaft ein Ende.

Zur Zeit des Friedens ging weder zu Athen noch zu Rom Jemand mit einem Degen bewafnet, weil alle Militärperſonen ſogleich dem Civilſtande angehörten, ſobald ſie die Stadt betraten. Mit der langen Friedenskleidung die eine künſtliche Haltung forderte, ließen ſich Waffengehänge ſchwer vereinbaren. Gleichwohl liebten die höhern Stände dieſe Tracht im Frieden vorzüglich. Erſt zur Zeit der bürgerlichen Kriege ſahe man die Partheihäupter mit ihren Anhängern im Degen einhergehn, und bewafnet das Forum beſetzen. Unter den Kaiſern durfte niemand einen Degen tragen, als der Soldat. Wenn jemand anderes damit bewafnet angetroffen wurde, ſo wurde er ihm abgenommen, und man behandelte ihn noch dazu ziemlich unſanft.

So ungewöhnlich das Degentragen bei den Römern in Friedenszeiten war, ſo gewöhnlich war es bei den Deutſchen. Der Degen galt bei dieſen als Zeichen der Freiheit und des vorzüglichern Standes. Jeder Deutſche, der Kampfrecht hatte, durfte den Degen tragen, um immer zum Kampf fertig zu ſeyn, weil alle und jede Streitigkeiten ehemals auf dieſe Weiſe entſchieden wurden. Nur den Leibeigenen, den Bauern und den Juden war das Degentragen unterſagt, und die Geiſtlichkeit that auf dieſes Recht freiwillig Verzicht, weil ſie ſich durch ihre Standeskleidung geehrter glaubte. Edelknaben wurden an den Höfen durch Anlegung der Degen wehrhaft gemacht. Wenn dagegen einem adeligen Verbrecher, oder einem Offizier der Degen genommen und durch den Scharfrichter zerbrochen wird, ſo iſt er entadelt und infam gemacht.

Schon ſeit geraumer Zeit iſt das Degentragen ziemlich aus der Mode gekommen und die bürgerlichen Stände haben ſich deſſelben freiwillig begeben. Sie ſehen, daß ſie ohne den Degen ſoweit kommen, als mit demſelben. Nur bei Feierlichkeiten bedient man ſich deſſelben; im übrigen überläßt man ihn demjenigen Stande, zu deſſen Berufe er gehört.

K—r.

Anekdote.

Einige ſchwediſche Große, welche mit der Regierung Guſtav's III. unzufrieden waren, zogen einen jungen Dichter in ihr Intereſſe, der mit viel Geiſt einen beiſſenden Witz verband. Der Unzufriedene ſchrieb nun mehrere ſehr bittere Satyren auf den König. Guſtav erhielt davon Nachricht, ließ ſich dieſe Produkte bringen, las ſie mit großer Aufmerkſamkeit durch, und ließ ſodann den Verfaſſer zu ſich holen. Wie erſchrack dieſer, als er den Befehl des Königs erhielt. Er erſchien unter Furcht und Zittern und befürchtete wenigſtens ewige Gefangenſchaft. „Mein Freund!“ redete ihn der König an, „Sie ſchreiben in der That recht gut — allein es fehlt Ihnen noch etwas Weſentliches — Brot! Ich mache ſie hiermit zu meinem Bibliothekar; bei dieſer Stelle haben ſie Muſſe genug übrig, ihre Talente noch ferner zu üben, ob ich gleich hoffe, daß ſie es nicht mehr auf meine Unkoſten thun werden.

Lenke.

Auflöſung der Räthſel im neunundneunzigſten Stück.

1. Der Wind. 2. Der Schmaus. 3. Das Feuerſteln. 4. Der Geldbeutel. 5. Der Nagel am Wagenrade. 6. Das Ei. 7. Der Sarg. 8. Das Geld. 9. Der Katzenſchwanz.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 29. August 1811. 104.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Vorzügliche aus der Naturgeschichte der Tauben.

Gewiß verdient das gutmüthige Völkchen unter den Vögeln, die Tauben, ihrer Geselligkeit, Sanftmuth, Treue, Reinlichkeit, Zärtlichkeit, ehelichen Treue und auch ihrer auffallend regelmäßigen Farben wegen, die Aufmerksamkeit der jungen Leser unsrer Zeitung. Man zählt dreiundsiebzig Arten zu dieser Gattung, die in zwei Familien abgetheilt werden, nämlich in Tauben mit einem geraden mittelmäßigen Schwanze; dieß sind vier Arten, die wir in Deutschland haben; die zweite Familie machen die ausländischen Tauben mit keilförmigem langen Schwanz aus. Alle haben einen geraden Schnabel, der an der Spitze gekrümmt ist, daran die Nasenlöcher länglich und mit einer weichen aufgetriebnen Haut halbbedeckt sind. Die Zunge ist ganz und ungespalten. Dadurch sind sie den Hausvögeln ähnlich; aber in ihrer Lebensart haben sie so viel Eignes, daß man sie weder zu den Hausvögeln noch zu den Singvögeln, wie mehrentheils geschieht, rechnen, sondern billig eine besondere Vögelordnung aus ihnen machen sollte. Sie leben paarweise, legen jedesmal zwei Eier, einige das Jahr zweimal, andre wohl acht bis zehnmal. Ihr Nest bauen sie kunstlos. Sie baden sich gern im Wasser und Sande. Durch ihre langen Flügel haben sie einen schnellen Flug; aber, der kurzen Füße wegen, einen ungeschickten Lauf. Zuerst will ich Ihnen das Vorzüglichste von den wilden Tauben sagen, die wir in Deutschland haben, dann von den zahmen, und endlich von den ausländischen.

Unsre wilden Tauben in Deutschland sind die Ringeltaube, die Turteltaube und die Holztaube.

Die Ringeltaube (Columba Palumbus L.) ist die größte unter den inländischen Tauben. Kopf, Hals und Rücken sind dunkelblau, mit grün, purpurfarben und grauspielend. An den Seiten des Unterhalses steht ein großer, fast halbmondförmiger, weißer Fleck, der rundum mit grünglänzenden Federn umgeben ist, aber nicht völlig um den Hals geht, und daher nur uneigentlich den Namen eines Ringes hat, von welchem die Taube benannt ist. Unten ist sie schmuzig aschgrau; der Hals und die Brust sind hochroth; die Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau, mit dunkelblau vermischt; die Schwungfedern dunkelaschgrau, am Ende schwärzlich. Ihre Nahrung besteht aus Fichten- Tannen- und Kiefernsamen, auch Bucheckern und Getreide; denn sie gehen auch aufs Feld, wie die zahmen Tauben. Im Oktober verlassen sie Deutschland und kommen im März wieder zurück. In südlichen Gegenden von Europa bleiben sie stets und sind Standvögel. Ihr Nest, das sie auf einen Ast eines hohen Baumes, gerade an den Stamm anlehnen, ist von dürren Reisern schlecht gebaut, und wird oft mit den Jungen vom Winde herabgeworfen. Sie brüten des Jahrs zweimal. Die alten haben ein zähes Fleisch; aber die Jungen sind ein vorzügliches Essen. Einige Naturforscher halten

sie für die Stammeltern unsrer großen Haustauben. Dieser Vermuthung scheint aber entgegen zu seyn, daß sie sich nie mit den Haustauben einlassen, wie die Holztaube wohl thut, und nie Höhlen bewohnen, sondern nur die Wälder lieben, sich auch sehr schwer zähmen lassen. Ihr Girren und Ruckſen ist in einem Walde oder Haine sehr angenehm.

Die Turteltaube (Columba Turtur) ist kleiner als unsre Feldtaube und gleicht an Größe der Misteldrossel, unserm größten Krammetsvogel. Sie bewohnt die Waldungen von Europa und Asien, die Inseln des indischen und Südmeeres, den Norden ausgenommen. Der Scheitel, und ein Theil des Oberhalses ist hellblau und von da wird die Farbe immer dunkler bis zum Schwanz. An beiden Seiten des Halses liegt ein schwarzer Fleck, mit drei bis vier weißen Querstrichen. Der Unterleib ist, bis auf die hellfleischrothe Brust, weiß. Die schwärzlichen Deckfedern haben bei dem Männchen eine rosenrothe, und bei dem Weibchen eine rostrothe, breite Einfassung, die dunkeln Schwanzfedern weiße Spitzen. Die Turteltaube ist unter den Waldtauben die niedlichste, von Natur furchtsam und scheu; wo sie aber nicht verfolgt wird, da wird sie bald außerordentlich zahm, vorzüglich in der Gefangenschaft. Ihre Nahrung ist in der Wildniß Fichtensamen, und alles, was die zahmen Tauben fressen, wenn man sie zähmt. Sie nistet einmal des Jahres, und wenn die Witterung gut ist, zweimal. Ihr Nest steht in Fichtenwäldern auf dichten Zweigen von dürren Reisern zusammengelegt, ist platt und fest; in Laubhölzern und Gärten aber steht es niedrig und wird oft von Winde zerstört. Sobald die Turteltauben merken, daß jemand das Nest nur scharf ansieht, so verlassen sie sogleich die Eier. Man nimmt die Jungen aus dem Neste und hält sie als Stubenvögel, die außerordentlich kirre werden und mit der Lachtaube eher, als mit ihres gleichen sich vermehren. Sie lassen einen tiefheulenden Ton hören, der höher wird, wenn sich das Wetter ändert und fast in ein Krähen übergeht. Ihr Fleisch ist gesund und schmackhaft. Es ist bekannt, daß sie bei den Juden mit unter die Thiere gehörten, die man opferte. 3. Buch Moses 1. 14.

Die Holztaube, auch Wilde- Fels- und Blochtaube, (Columba Oenas L.) Diese ist wahrscheinlich der Stammvater unsrer zahmen Tauben, wenn auch die Ringeltaube etwas zu der großen Abänderung unter den zahmen Tauben beigetragen haben sollte. Sie wohnt in Europa und Asien, allenthalben in Wäldern und felsigen Gegenden, und hat die Größe unsrer Feldtaube. Der ganze Leib ist dunkelaschgrau, oben dunkler, unten heller. Auf den Flügeln stehn zwei schwarze Flecken; der Hals ist taubenhalsig, d. h. er schimmert ins Grüne, das sich nach der Brust zu mit Purpur oder Kupferroth vermischt; Füße und Schnabel sind roth. Diese Tauben nisten mehrentheils in hohle Bäume; auch in breitere Kästen, die man ihnen auf Bäumen befestigt, und nur zuweilen in Felsenlöcher; brüten des Jahres zweimal zwei bis drei Junge aus, die ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben. Das ganze Betragen dieser wilden Taube ist den zahmen Tauben ganz ähnlich; auch ruksen sie so, wie die zahmen Tauben; nur ist ihr Heulen etwas tiefer und ruhiger. Beide Gatten stehen sich im Brüten und Füttern der Jungen bei, wie die zahmen; sie lassen sich auch leicht zähmen, und mit den Haustauben zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Ja man hat in Walddörfern Beispiele, daß Holztauben sich auf dem Felde mit Haustauben zusammengesellt, mit den zahmen nach Hause geflogen und bei ihnen geblieben sind. Wir haben unter unsern zahmen Tauben eine, die ihre Abstammung von dieser jetzt beschriebenen noch ziemlich rein erhalten hat. Diese macht sich gar nicht gern mit den Haustauben gemein, lebt gern in Hölen unter den Dächern, oder in solchen, auf Säulen stehenden, Tau-

benhäuſern, die ſelten beſucht werden, ſucht ſich von der Geſellſchaft der Menſchen zu trennen und niſtet deswegen auch gern auf unzugänglichen Thürmen, Kirchen und alten Schloßmauern. Doch regt ſich dieſer Trieb auch zuweilen bei den völlig gezähmten Racen.

Die zahme Taube (Columba Oenas domestica) hat außerordentliche Veränderungen durch Himmelsſtrich, Gefangenſchaft, Futter, künſtliche Zuſammenpaarung und andre Urſachen erhalten, daß man dieſe Veränderungen mit den Abartungen der Hunde unter den Säugthieren vergleichen könnte. Die vorzüglichſten Abarten ſind folgende:

1. Die Feldtaube, Feldflüchter (Columba vulgaris.) Dieſe hat entweder ganz das Anſehn der Holztaube, oder iſt auf dem Oberleibe ſchwarzgefleckt. Der Landmann liebt ſie, weil ſie fleißig Junge bringt, ſich auf dem Felde meiſtens ſelbſt ernährt und den Raubvögeln durch ihren geſchwinden Flug mehrentheils glücklich entgeht.

Unter den ſogenannten Haustauben, die ſelten oder gar nicht zu Felde gehen, findet man bei Taubenfreunden folgende zum Theil ganz auffallend ſchöne Abarten mit den regelmäßigſten Zeichnungen:

2. Die ſogenannte Nürnberger Taube, die man darum ſo benannt hat, weil ſie durch Frachtfuhrleute von Nürnberg aus bei uns zuerſt verbreitet worden iſt. Sie iſt reinweiß; nur ſind der Scheitel und die Flügel entweder ſchwarz, blau, roth, fahl oder erbsfarben. Man nennt ſie Schwarz- Roth- oder Blauflügel u. ſ. w. Es giebt auch ganz rothe mit rein weißen Flügeln und Scheitel, die aber ſehr ſelten ſind und theuer bezahlt werden.

3. Die Schweizer Taube (Staarenhals, Pleureuſe). Sie heißt auch Halsbindentaube. Man hat ſie von mehrern Farben; der eigentliche Staarenhals iſt überall blauſchwarz, nur um den Vorderhals läuft ein weißes Band, das ſich ſchön ausnimmt auf dem

taubenhalſigen Grunde; und auf den Flügeln laufen zwei weiße Querbinden hin.

4. Die Mönchstauben haben am Hinterkopfe vorwärts gekrümmte Federn und einen weißen Scheitel, da der ganze übrige Körper entweder ziegelroth, oder blau, grau, fahl, blauſchwarz, erbsfarben ꝛc. iſt. Man ſchätzt die ſchwarzen Weißköpfe mit weißen Schnüren auf den Flügeln.

5. Die holländiſchen Muſcheltauben ſind etwas größer, als die gemeinen Feldtauben, haben am Hinterkopfe vorwärtsgekrümmte Federn, die an den Seiten des Halſes herablaufen und eine Art von Muſcheln bilden. Sie ſind rein weiß; nur Kopf Hals und Schwanz ſind mehrentheils anders gefärbt.

6) Die Maskentauben, Schnippentauben, Brillentauben, von der Größe der Feldtauben, ſind reinweiß und über der Stirn vom Schnabel an, mit einem rothen, blauen, oder ſchwarzen Pinſelſtrich gezeichnet, den man Schnippe nennt. Mit der Schnippe haben entweder die Schwungfedern oder der Schwanz gleiche Farbe. Die rothſchnippigen hält man für die ſchönſten. Noch rechnet man zu dieſer Abart: die mit ſchwarzen oder rothen Köpfen und Schwänzen, Mohrenköpfe und Rothköpfe, die übrigens einen reinweißen Körper und befiederte Füße haben.

7. Die Trommeltaube iſt etwas größer, als die Feldtaube und hat ihren Namen von einer Art von Trommeln, wodurch ſie die Töne ihrer Zärtlichkeit und ihres Zornes auszudrücken pflegt. Sie hat eine Muſchelhaube und auf der Stirn einen Büſchel vorwärtsſtehender Federn, nebſt ſtark befiederten Füßen. Das ſogenannte Trommeln halten manche fünf Minuten aus, ohne Athem zu holen.

8. Die Schleiertaube, auch Zopf- Kragen- oder Perückentaube genannt, iſt größer als die vorige. Sie hat einen kurzen Schnabel und von der Muſchelhaube des Hinterkopfs laufen an den

Seiten des Halſes bis zur Bruſt, verkehrte lange Federn, wie ein Schleier oder ein Halstuch herab, die der Taube ein ganz beſonderes Anſehen geben. Ihre Farbe iſt am Kopf und an den vordern Schwungfedern weiß, übrigens roth, rothbraun, iſabellfarbig, weinfarbig, und mit allen Farben gefleckt; auch ſchwarz.

9. Die Kropftaube hat im Ganzen das Anſehen der vorigen; nur daß ihr der Schleier fehlt. Sie kann ihren Kropf ſo aufblaſen, daß er ſo groß, als der ganze Körper wird. Dieſe Tauben färben ſich verſchieden; meiſtens ſehen ſie weiß und glattköpfig aus.

10. Die Türkiſche, auch Arabiſche und Perſiſche Taube genannt, weil ſie aus jenen Gegenden gekommen iſt, übertrifft die Trommeltaube an Größe, iſt gehäupt, mit höckriger, aufgeblaſener Naſenhaut, die weiß überpudert iſt. Der Augenkreis iſt kahl, warzig und roth. Die Farbe iſt meiſtens ſchwarz. Dieß iſt die Taube, die man im Morgenlande zur Beſtellung der Briefe braucht; daher ſie auch Brieftaube heißt. Man nimmt eine ſolche Taube mit an einen fremden Ort, und bindet ihr ein Briefchen unter die Flügel, das ſie nach Hauſe bringt.

11. Pagadette (große Höckertaube) iſt faſt ſo groß, als eine Zwerghenne und hat einen krummen Schnabel. Auf den Naſenlöchern ſteht ein warziger weißgepuderter Höcker in Geſtalt einer Spitzmorchel. Die Augen umgiebt ein breiter weißwarziger Kreis und der Kopf iſt glatt. Die Farbe iſt ſchwarz, erbsgelb und braunroth. Iſt ſie weiß mit ſchwarzen Schnuren über die Flügel: ſo wird ſie Muhamedtaube genannt und iſt von großem Werthe. Wenn man eine Pagadette und türkiſche Taube zuſammenpaart, ſo entſteht die Spaniſche oder Römiſche Taube, bald von der Größe einer Henne, bald nur von der Größe einer türkiſchen Taube. Dieſe haben die Eigenſchaften beider Eltern und ſind ſehr fruchtbar.

12. Die Polniſche Taube iſt in Deutſchland unter dem Namen der Indianiſchen bekannt. Sie hat die Größe der Feldtauben, einen dicken, ſehr kurzen Schnabel, die Augen ſind mit einem rothen breiten Rande umgeben und die Beine ſehr kurz. Die Farbe iſt ſehr verſchieden, ſchwarz, rothbraun, erbsgelb und weiß.

13. Die Pfauentaube, auch Hühnerſchwanz und Zitterkopf genannt. Sie iſt größer als eine Feldtaube, hat einen glatten Kopf und einen Schwanz, der aus mehr als ſechzehn Federn beſteht, und wie der Schwanz eines Pfauen oder vielmehr eines Haushuhns, hohl und über ſich ausgebreitet werden kann. Beim Fluge wird er ihr aber ſehr hinderlich. Wenn ſie ruhig iſt, zieht ſie den Schwanz vorwärts und den Kopf zurück, und in dieſer Stellung iſt Kopf und Schwanz in einer ſtets zitternden Bewegung. Dieß iſt der Fall bei beiden Geſchlechtern. Am gewöhnlichſten iſt die Farbe weiß.

14. Die Hinkeltaube, am Rhein Pfennigteſertaube genannt, iſt mit der vorigen verwandt; nur iſt der Schwanz kurz, gerade in die Höhe ſtehend und nicht winklicht wie bei der Pfauentaube. Sie trägt den Kopf wie jene und ihre Farbe iſt mehrentheils weiß mit einem blauen Schilde und Kopfe.

15. Die Mövchentaube, Halskrauſentaube, kaum größer als eine Turteltaube, mit einem kleinen Schnabel und einer Reihe auswärtsgeſträubter Federn von der Kehle bis zur Bruſt herab, die dieſen Täubchen ein überaus ſchönes Anſehen geben. Sie ſind mehrentheils weiß, und haben ein blaues oder rothes Herz auf dem Rücken. Sie vermehren ſich aber nicht ſtark.

(Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade im hundert und erſten Stück.

Spitzbart.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 31. August 1811. 105.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Versteinerungen und seltene Steinbildungen.

(Zum Kupfer Nr. 18.)

Mit dem Namen Versteinerungen bezeichnet man die Ueberbleibsel von organisirten Körpern, die im Mineralreiche gefunden werden. Sie sind entweder mit einer steinartigen Masse durchdrungen, eigentliche Versteinerungen; oder die Höhlen des organisirten Körpers sind so ausgefüllt worden, daß, nach der Verwesung des eigentlich abgedruckten Körpers, nichts als der Abdruck übrig geblieben ist, und dieß nennt man Steinkerne; oder die äußre Form des Körpers, ist allein übrig geblieben, und dieß nennt man Abdrücke. Alle Thierklassen haben Stoffe zu Versteinerungen geliefert, so daß entweder ganze Thierkörper, oder nur einzelne Theile derselben versteinert gefunden werden. Nur von den Vögeln und Amphibien findet man höchst selten Versteinerungen. Häufiger werden sie aus den Klassen der Säugthiere, Fische und Insekten, und am häufigsten aus der Klasse der Würmer angetroffen. Auch das Pflanzenreich hat Stoffe zu Versteinerungen geliefert. Denn man findet nicht nur versteinertes Holz in mehreren Mineralien, sondern auch Abdrücke und Versteinerungen von Blättern, Gräsern und Farrenkräutern. Es ist keine Gegend in Europa, wo man nicht auf eine unbeschreibliche Menge von versteinerten Muscheln und andern versteinerten Meereskörpern, theils in Gebirgen, theils beim Nachgraben in der Erde stoßen sollte. Man findet versteinerte Austern in den Salzlagern von Wieliczka und Bochnia, versteinerte Seemuscheln in Portugall und Spanien in den Pyrenäen, und vorzüglich in Frankreich. Die Hügel um Paris sind ganz damit angefüllt. In Italien sind die Apenninen voll von Versteinerungen. Dasselbe gilt von Sicilien und den übrigen Inseln des mittelländischen Meeres. Der obere Theil des Pilatus-Berges in der Schweiz besteht fast ganz aus Schaalengehäusen. In den Alpen werden häufig große Schichten versteinerter Seemuscheln angetroffen. Solche Schichten findet man auch häufig in Deutschland, auf dem Harze um Göttingen, im Mansfeldischen, in Oestreich, Böhmen und Sachsen. Selbst der Sandstein um Pirna, enthält viele Seereste. In England, Schottland und Irland, in Schweden, Norwegen und Rußland werden unendlich viele Versteinerungen gefunden. Auch von den übrigen Erdtheilen läßt sich dasselbe mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, und mehrere reisende Physiker haben dazu sehr überzeugende Belege geliefert. Die meisten Versteinerungen trifft man in kalkigen Erden oder Gegenden an, ja viele Kalkfelsen scheinen blos aus den Trümmern der Schalen und Gehäuse der Seethiere, die alle kalkartig sind, zu bestehen. Solche Kalkbänke haben sich nicht anders, als aus einem allmäligen Niederschlage eines, mit Schalenthieren bevölkerten, Meeres bilden können. Sogar die Versteinerung der Muscheln und der organischen Körper ist eine Wirkung des Wassers. Denn selbst viele süße Wasser überziehen nicht nur Körper, die man hineinlegt, mit einer Steinrinde, sondern

einige von ihnen verwandeln sich auch mit der Zeit gänzlich in Stein. Aber, außer den Versteinerungen der Schalenthiere und Korallen, findet man auch andere Reste in den Steinlagen des festen Landes, welche deutlich zeigen, daß dieses ehemals der Grund des Meeres gewesen ist. Dahin gehören auch die Abdrücke von Seefischen und allerlei Pflanzen im Schiefer, einem Steine, der sich in Blätter spalten läßt. Oft sind zwischen diesen Blättern, wenn der Stein gespaltet wird, in vielen Lagen über einander, die deutlichsten Abdrücke von Fischen, welche offenbar zeigen, daß der Stein sehr lange unter dem Wasser gestanden haben müsse, da jene Lagen nur nach und nach entstanden und erhärtet sind. Das Sonderbarste ist, daß man unter diesen Abdrücken in den kältern Ländern oft fliegende und andre Fische antrifft, die jetzt nur unter dem heißen Erdstriche leben. — Das beiliegende Kupfer, oder vielmehr der beiliegende künstliche Steindruck liefert unter Nr. 1. auch einen solchen Abdruck von einem Fische mit harten Gräten in einem Schieferstücke. Der Schiefer ist gespalten, so daß, wenn man die andre Hälfte des Steines hätte, diese die andre Seite des Fisches darstellen müßte. Dieser Fisch nun ist nicht so gebildet, daß die Schuppen und Gräten nur durch farbige Linien zu erkennen wären, sondern es sind alle Linien scharf und tief eingedruckt, so, daß es das Ansehen hat, als wenn ein todter Fisch zwischen dem Schiefer gelegen und sich abgedrückt hätte und sodann versteinert wäre. Wahrscheinlich ist das Original zu diesem Abdrucke Mansfeldischer Kupferschiefer, in welchem dergleichen Abdrücke häufig gefunden werden. In diesem Mansfeldischen Bergwerke fand man sogar im Jahre 1539 einen Stein, den Prätorius also beschreibt. *) „Im Jahre 1539 wurde aus dem

*) Anno 1539 Mansfeldiae e fodinis metallicis effossus est lapis scissilis, in quo apparuit Pontificis Romani effigies, ornata triplici corona aurea, veste pontificali, aureis quasi filis et purpura contexta, os, oculos et manes hominis referens, in sella splendida sedens, denique dextram manum sublevans, in quam tanquam gemmam contemplans intuebatur.

Bergwerke zu Mansfeld ein Schieferstein gegraben, auf welchem man das Bild des römischen Papstes geschmückt mit einer dreifachen goldnen Krone und mit dem päpstlichen Gewande, das gleichsam aus Gold und Purpur gewebt war, erblickte. Mund, Augen und Nase glichen denen eines Menschen. Er saß auf einen prächtigen Sessel, hob die Rechte auf und sahe sie an, als betrachtete er irgend ein Kleinod." Man sandte diesen Stein zuerst nach Wittenberg zu D. Luthern, der seine Bemerkungen darüber machte; hierauf wurde er dem damaligen französischen Könige, Franz I. geschickt. Auch berichten damalige Schriftsteller, daß man in diesem Bergwerke ein Crucifix mit Maria und Johannes unter dem Kreuze, die Taufe Jesu im Jordan, und das Bild eines Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrich's ausgegraben habe. Allein eine erhitzte fromme Einbildungskraft mag wohl sonst mehr gesehen und gefunden haben, als die Wirklichkeit lieferte und liefern konnte. Nr. 2. und 3. auf dem beiliegenden Blatte sind zwei Steine, die in Toskana oder im Florentinischen gegraben werden. In diesem Marmor stellt die Natur die seltensten Bildungen vor unsre Augen. Man darf vermittelst der Phantasie oft wenig hinzusetzen, und man erblickt regelmäßig gebaute Städte, mit Mauern, Thürmen, Thoren, Häusern und Fenstern; auf andern, Wälder, Triften, Fluren, Wiesen, Felsen. So zeigt Nr. 2. gleichsam die Ruinen und eingestürzten Mauern einer zerstörten Stadt und Nr. 3. eine Landschaft mit Hügeln und Bäumen und einer alten bewachsenen Bauernhütte. Beide Darstellungen dürfte man leicht für das Werk eines Künstlers halten. Beide Steine sind mit rother und andern Farben durchzogen und sie ge-

währen in der Natur einen angenehmen Anblick. Nr. 4. ist ein schwarzer glatter Marmor; er ist von der Natur mit grauen und weißen Strichen so bemalet, daß man glauben möchte, man erblickte an einigen Stellen Scheibchen einer zerschnittenen Gurke. Uebrigens ist der Stein wirklich so, wie ihn hier die Künstlerhand nachgebildet hat. Er ist etwa einen Finger dick; und die andere Seite zeigt dieselbe Zeichnung, nur mit dem Unterschiede, daß die Figuren etwas verschoben sind. Auch diese drei letzten ungewöhnlichen Steinbildungen, von denen man die allerletzte im Bayreuthischen findet, bestätigen es, daß nur die Phantasie bei der Betrachtung derselben mit in das Interesse gezogen werden darf, und man erblickt so manches, was andere kältere Beschauer nicht wahrnehmen. So erscheinen hier mit Blumen bepflanzte Grabhügel, Eichhörnchen, Aale, Raupen, Puppen, Würmer, Fischköpfe, Seesterne, Blumen und andere solche Gegenstände, die denn doch eigentlich nicht da sind. So mag es wohl auch mit jenen berühmten Schieferabdrücken, die man im Mansfeldischen gefunden haben soll, beschaffen gewesen seyn. Jetzt findet man wahrscheinlich dergleichen nicht mehr, weil die Menschen richtiger und vorurtheilfreier beobachten.

Hesse.

Der Waffentanz bei den alten Deutschen.

Unsern Urvätern, den alten Deutschen, war der Krieg die ehrenvollste und zugleich die angenehmste Beschäftigung. Sie waren Heer- oder Kriegsmänner, oder wie die Römer sie nannten, Germani. Waffen waren daher ihr schönster Schmuck und geschickter Gebrauch derselben brachte die größte Ehre. Doch durfte sich nur der freie Mann dieser Zierde bedienen und überall bewafnet erscheinen. Auch nur er ward der Ehre werth gehalten, mit in Krieg zu

ziehen und für Vaterland und Freiheit zu kämpfen. Der junge Deutsche mußte erst förmlich für waffenfähig erklärt worden seyn, ehe er dieser Ehre gewürdigt wurde. Dieß geschahe durch das, mit besondern Ceremonien verbundene, Wehrhaftmachen. Der Vater, oder wenn diesen Wodan schon zu sich gerufen hatte, ein Verwandter oder auch wohl der Gaurichter übergab ihm nämlich Schild und Friemen, (ein leichter Spieß) und erklärte ihn dadurch für einen freien Mann und Staatsbürger. Ein solcher Tag war für die ganze Familie ein unvergeßlicher Freudentag. War der Jüngling, der wehrhaft gemacht wurde, Sohn eines allgemein geehrten und angesehenen Mannes: so nahm an der Feier seines Ehrentages auch wohl die ganze Markgenossenschaft, zu welcher er gehörte, freudigen Antheil. Die Knaben und Jünglinge freuten sich innig auf diesen Zeitpunkt und wünschten ihn mit Sehnsucht herbei. Aber sie sorgten auch dafür, daß sie einst als Würdige unter der Zahl der freien Männer aufgenommen werden konnten. Sie lernten schon früh mit Waffen umgehen; übten sich spielend im Gebrauche derselben und bildeten sich so zu geschickten und muthigen Kriegsmännern. Waffen und Kriegsspiele waren ihre angenehmsten Unterhaltungen. Väter und andere waffenkundige Männer ergötzten sich an den Spielen der kriegslustigen Jugend, zeigten ihr Vortheile bei dem Gebrauche der Waffen und munterten sie auf zum frohen Kriegsspiel.

Das erfreulichste Schauspiel aber, welches die waffenliebenden Jünglinge gaben, war der nicht nur künstliche sondern auch gefährliche Waffen- oder Kriegstanz. Dieses Schauspiel, woran Jung und Alt sich ergötzte, wurde nur auf besondere Veranlassungen gegeben.

Die, zum künstlichen Tanze auserkohrne, Jünglinge schlossen auf einem freien Platze einen dichten Kreis, in welchem die geschicktesten von ihnen wie-

der einen kleinern Kreis bildeten. Jene in dem groſſen Kreiſe hatten Lanzen, ſcharf mit Eiſen beſchlagen und ein Schwert oder einen Haudegen. Dieſe in der Mitte waren ohne Waffen und an Bruſt, Schultern, Arme und Schenkel entblößt.

Ein dumpfer Schlachtgeſang, begleitet von einfachen gedämpften Hörnertönen, läßt ſich hören und giebt den Tänzern den Takt an. Auf ein gegebenes Zeichen ſpringen plötzlich ſchnell die, in der Mitte ſtehenden, Jünglinge taktmäßig auf die Lanzen ein, welche die im Kreiſe ſtehenden ihnen entgegen halten. Doch die geſchickten Gefährten wiſſen eben ſo ſchnell ihre tödtenden Spieße ſo zu wenden, daß die kühnen Tänzer von den ſcharfen Spitzen nicht berührt oder verwundet werden.

Staunend über die Kühnheit der Jünglinge, die unerſchrocken und ohne Furcht muthvoll auf die, gegen ſie gekehrten, Lanzen losſpringen und bewundernd die behende Gewandtheit, mit welcher die Spieße ſo gewendet werden, daß die Tänzer von ihnen nicht verletzt werden können, giebt die zuſchauende Menge laut ihren Beifall zu erkennen und belohnt dadurch die geſchickten und keine Gefahr ſcheuenden Jünglinge.

Nun beginnt die zweite Tour des Tanzes. Die Lanzenführer im geſchloſſenen Kreiſe, welche bei der erſten Tour mit beſonnener Geiſtesgegenwart und behender Gewandtheit von den Tänzern drohende Gefahren abwendeten, legen nun ihre Lanzen bei Seite und ergreifen ihre Haudegen. Mit dieſen hauen ſie auf die, in ihrer Mitte tanzenden, und im Tanze ihnen nahe kommenden faſt ganz nackten Jünglinge ein. Aber die, tiefe Wunden drohenden, Hiebe treffen ſie nicht. Sie wiſſen ihnen auszuweichen durch ſchnelle Wendungen, geſchickte Biegungen und durch taktmäßige ſichere Sprünge.

Und damit endeten die geſchickten und muthigen Jünglinge unverwundet und froh ihren künſtlichen und gefährlichen Waffentanz. Der Beifall der erfreuten Zuſchauer belohnte ſie reichlich und munterte ſie auf zu fernern Uebungen in der Waffenführung. Väter, Verwandte und alle die zuſchauenden Männer freuten ſich des aufblühenden Geſchlechts und gaben einander die frohe Hofnung zu erkennen, daß ſolche Jünglinge einſt als Männer eben ſo, wie ſie, das Vaterland beſchützen und ihre Freiheit vertheidigen würden.

Hettingen. J. N. Schwarze.

Charade von zwei Silben.

Wenn Dich mein Erſtes kalt umfaßt,
Drückt Dich nicht mehr des Lebens Laſt,
Lacht keine Luſt Dir mehr. Du biſt
So fühllos, wie mein Zweites iſt.
Doch wohl Dir, wenn nicht bloß das Ganze
Dann Deinen Namen noch erhebt,
Wenn er umſtrahlt, von Tugendglanze,
Im Herzen guter Menſchen lebt.

E. H. Schwab.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

Gallerie altdeutſcher Trachten, Gebräuche und Geräthſchaften; nach zuverläſſigen Abbildungen aus den vorigen Jahrhunderten. Als ein Beitrag zur Geſchichte der Sitten geſammelt und mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet von einigen Freunden des deutſchen Alterthums. 2 Hefte, mit 24 illuminirten Kupfertafeln in 4to. 6 Thlr.

Hirſche, die, nach der Natur gezeichnet, mit kurzen Erläuterungen von Böhler. Ein Beitrag zur Natur- und Jagdkunde. Mit 12 kol. Kupfern, in quer Folio. 4 Thlr.

Kinderbibliothek; 16 Bändchen mit Kupf. broch. in 16mo, in Käſtchen. 2 Thlr.

Daſſelbe franzöſiſch.

Trauer-Monumente von Leipzig mit Kupfern in Folio, broch. als 38 Heft zu den Tr. Monumenten unter gemeinſchaftlichem Titel. 1 Thlr. 12 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 2. September 1811. 106.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Fragmente aus der Kultur- und Sittengeschichte der Vorzeit.

(Beschluß.)

Miszellen.

In der Pfarrkirche der Stadt Durlach war vormals folgende Grabschrift zu lesen: Anno 1565 den 4ten November starb Franz Erhard von Ulm, der fromme, redliche und große Stadtschreiber, welches Körper gar nahe sechs Centner gewogen.

Ehedem ritt der Kanzler von Frankreich nur auf einem Maulesel, und in dem Pachtcontrakte eines Pächters des ersten Parlamentspräsidenten stand einst folgende Clausel: der Pachter soll gehalten seyn, jeden Sonntag seinen Karren mit frischem Stroh auf das Schloß zu schicken, um die Hochwohlgeborne Frau Präsidentin in die Messe zu führen.

Ludwig Cortusius, ein großer Rechtslehrer zu Pavia, der 1418 starb, verbot in seinem Testamente, seinen Erben jede Art der Trauer, befahl ihnen aber dagegen, Pfeifer, Sänger und Spielleute vor seiner Bahre hergehen zu lassen, die zwischen den Gesängen der Geistlichen lustige Stückchen anstimmen sollten. Seinen Sarg sollten 12 ledige und grüngekleidete Mädchen tragen, und dabei gegen eine Vergütung an Gelde allerhand Liederchen singen, wie sie ihnen gerade einfielen. Augustinermönche waren wegen ihrer schwarzen Kleidung ganz von der Leichenbegleitung ausgeschlossen; sonst durften alle Arten Geistliche mitgehen, und gingen auch wirklich mit.

Peter der Große unterhielt an seinem Hofe viele Hofnarren, denen er bisweilen sehr prächtige Titel gab. So hatte er z. B. einen König von Sibirien, der mit großen goldnen und silbernen Medaillons behangen war. Seine Kleidung war ungefähr wie die eines Prälaten. Er speiste gewöhnlich an der Seite des Kaisers. Wenn Peter guter Laune war, warf er sehr oft Seine Sibirische Majestät unter den Tisch. Ein Pole hatte an seinem Hofe den Titel eines Königs der Samojeden, aber dabei monatlich nur zehn Rubel Einkünfte und freie Tafel. Seinen ehemaligen Schreibmeister Sotof, einen sehr berühmten Narren, erhob er zum Knäspatriarchen und späterhin auf Ansuchen der Geistlichkeit, die dies anstößig fand, zum Knäspabste.

Im Mittelalter waren nur die Kirchen mit Glasfenstern versehen. In Wohnstuben hatte man gewöhnlich Fenster von Marienglas, von weißgesottenem Horn, von dünn geschabtem Leder. Bunte Fensterscheiben hatte man eher als weiße; schon vor den Kreuzzügen waren die Kirchen damit geschmückt. Fenster von weißem Glase hatte man in Frankreich erst seit 1350, und Glasfenster fehlten dort in diesem ganzen Jahrhunderte überhaupt in den meisten Wohnhäusern. In Wien traf man schon 1458 wenig Häuser ohne Glasfenster an. In England besaßen wenigstens die Großen schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts solche Fenster.

Im Jahre 1323 gab es zu Paris nur 28 Buchhändler, unter denen sich aber auch zwei Weiber be-

fanden. Mancher von ihnen hatte kaum über 20 Bände vorräthig; ihr Name war Stationarii. Jedes Buch, das sie ausgaben, wurde zuerst vom Rektor der Universität oder dessen Bevollmächtigten durchgesehen, damit es nicht unkorrekt im Publikum erscheinen möchte.

Vor dem 15ten Jahrhunderte waren die meisten Städte ungepflastert. Erst nach dieser Zeit wurde das Pflastern der Straßen gewöhnlicher, und nun wurden auch mehrere Verordnungen zum Reinigen derselben gegeben.

Im 15ten Jahrhundert wurden noch die wenigsten Zimmer gedielt, sondern der Boden war gewöhnlich Estrich. Bänke und Sessel fand man selten darin; in der Regel dienten, statt derselben, Schilf und Stroh, worauf man auch schlief.

Im Jahre 1733 starb zu Whitleson in England ein Mann, Namens Underwood, der folgendes Testament hinterließ: 1) Auf mein Grab soll man bald nach meiner Beerdigung ein kleines weißes Stück mit der Inschrift legen: Non omnis moriar J. Underwood 1733. 2) Sollen sobald dies geschehen, sechs (im Testamente genannte) Personen die letzten Strophen der 20sten Ode des zweiten Buches aus dem Horaz singen. 3) Sollen keine Glocken geläutet werden, auch soll mich Niemand von meinen Verwandten, außer vorgedachten sechs Herren in bunten Kleidern, zu Grabe geleiten. 4) Soll der Sarg grün angestrichen werden, weil dies immer meine Lieblingsfarbe gewesen ist, 5) Soll man mich mit meinen gewöhnlichen Kleidern in den Sarg legen, und mir Sanadon's Horaz unter den Kopf, Bentley's Milton zu den Füßen, ein kleines griechisches Testament zur Rechten, und eine kleine Ausgabe des Horaz zur Linken, und Bentley's Horaz unter den Hintern geben. 6) Soll meine Schwester genannte sechs Herren nach der Beerdigung mit einem Abendessen bewirthen, indem ich jedem für seine Mühe 12 Guineen auszahle. 7) Sollen diese Freunde nach dem Abendessen Horazens 31 Ode des 1 Buches singen, bei einem Glase Wein fröhlich seyn, und nicht mehr an mich gedenken.

Zur Zeit Heinrich VII. aß man in England noch um 10 Uhr zu Mittag und um 4 Uhr zu Abend. Eben diese Sitte dauerte in Frankreich bis in das 16te Jahrhundert.

Die Menge der Lehrer und Studenten auf der Universität zu Paris wuchs unter dem König Philipp August so sehr an, daß man ihrentwegen die Stadt erweitern mußte. Damals pflegten noch die Studenten in den Hörsälen auf dem Fußboden zu sitzen, den man mit Stroh belegte.

Conrad, Sohn Herzogs Konrad's VII. von Glogau und Sagan, wurde 1305 zum Erzbischof von Salzburg erwählt. Als er aber in Salzburg kein Steinauer Bier bekommen konnte, wovon er ein großer Liebhaber war, leistete er freiwillig auf das Erzbisthum Verzicht.

Peter der Große pflegte die, welche auf öffentliche Kosten ohne Nutzen gereist waren, zu Einheizern, Hundewärtern u. s. w. zu ernennen.

E. H. Schwabe.

Der Sinai nach seiner jetzigen Gestalt.

Nächst dem Oelberge und dem Golgatha behauptet wohl der Sinai den ersten Platz unter den, durch die Religionsgeschichte merkwürdigen, Bergen. Wer kennt ihn nicht aus den Büchern des alten Bundes sowohl als aus den Anspielungen auf ihn im neuen Testamente. Allein dieser Berg stehet nicht bei den Juden und Christen allein, sondern selbst bei den Muhamedanern in großem Ansehen; denn auch der Stifter des Islam hat ihn betreten, wie der Gesetzgeber der Israeliten. Ungeachtet gegenwärtig die Muhamedas

nische Religion in Arabien die herrschende ist, so findet man doch noch jetzt am Fuße des Sinai, neben dem Berge Horeb, in einem sehr anmuthigem Thale ein Kloster, dessen Bewohner freilich gegen die räuberischen Araber stets auf ihrer Hut seyn müssen. Die Mauern des Klosters haben daher eine Höhe von 45 Fuß, und die große Eingangspforte ist vermauert. Wer in das Kloster zu kommen wünscht, muß sich an einem Seile durch ein großes Fenster, welches vom Boden aus 40 Fuß absteht, hinaufziehen lassen.

Innerhalb des Klosters selbst findet man eine große Kirche neben vielen Kapellen und Wohngebäuden, aber regellos und ohne Ordnung hingebaut. Auch die, zum Theil kostbaren, Kirchengeräthe sind ohne Geschmack geformt. Die Kirche und das Kloster wurden, einer Inschrift zu Folge, im Jahr 526 angelegt. An das Kloster stößt ein geräumiger Garten, der mit den herrlichsten Früchten prangt, den aber die Mönche nur selten besuchen dürfen. Außer den 17 Kapellen, welche neben dem Kloster stehen, sieht man auch noch eine türkische Moschee, welche auf Kosten des Klosters im baulichen Wesen erhalten werden muß, weil der Prophet Muhamed, wie die Legende sagt, den Christen nur unter dieser Bedingung Freiheit und Sicherheit zugestanden hat.

In diesem Kloster sprechen die Reisenden, die den Sinai besteigen wollen, gewöhnlich ein, viele übernachten darin, um den andern Tag mit frischem Muthe den Weg nach der Höhe fortsetzen zu können. Man steigt zu derselben auf einer Treppe, die über 15000 Stufen hält, die insgesammt aus Stein gehauen sind. Nachdem man eine Stunde gegangen ist, gelangt man zu einer Kapelle, die der Jungfrau geweiht ist, und noch weiter vorwärts zu einem engen Wege welchen ein eignes Thor verschließt, an dem vormals Priester saßen, bei denen die Pilgrimme beichteten, ehe sie den heiligen Berg betreten durften.

Noch höher hinauf kommt man durch ein zweites Thor, und durch dasselbe zu einer schönen Ebene, die mit Cypressen und Olivenbäumen bewachsen, und mit einem süßen Wasserquell befeuchtet ist. Hieher flohe der Prophet Elias vor der Isebel (1 B. der Kön. 19, 1 — 8.) Die Höhle, in welcher er sich verbarg, wird noch jetzt gezeigt. Sie liegt am Fuße des eigentlichen Sinai, und ist von einer, aus rothem und weißem Marmor erbauten, Kirche eingeschlossen. Die Höhle selbst ist 5 Fuß lang und $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Die Kirche ist dem Elias geheiligt.

Von hier aus wird der Berg sehr schroff und steil. Ohne die vorerwähnten Stufen würde er kaum zu erklimmen seyn. Nachdem man ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunden gestiegen ist, gelangt man auf einen Platz, der durch Muhamed's Himmelfahrt merkwürdig geworden ist. Die Verehrer dieses Propheten geben nämlich vor, daß derselbe sammt seinem Kameele durch den Engel Gabriel in den Himmel gehoben worden sey. Der Erzählung der Araber zu Folge, war das Kameel von mehr als kolossaler Größe. Es stand mit einem Fuße in Mekka, mit dem zweiten zu Damaskus, mit dem dritten zu Kairo, und mit dem vierten auf dem Berge Sinai, wo noch heut zu Tage der Fußtapfen in dem Marmorfelsen zu sehen ist. Die griechischen Mönche gestehen übrigens ein, daß dieser Fußtapfen von ihnen selbst durch die Kunst eingegraben worden sey, um sowohl sich, als dem Berge bei den Türken ein größeres Ansehen zu geben.

Den obersten Gipfel, der ebenfalls eine Ebene ausmacht, ziert wieder eine Kirche und eine Moschee. Vor Zeiten nahm die Kirche mit ihren Nebenkapellen den ganzen obern Raum der Ebene ein. Diese größere Kirche ward aber von den Türken zerstört, und es blieb den Christen nur der nördliche Theil derselben, wogegen der südliche zum Gottesdienst der Muhamedaner bestimmt wurde.

Kurz vor der christlichen Kirche, sieht man in

einem Felsen, eine Höhle mit einem schmalen Eingange. Hier soll Moses, 2 B. Mos. 33, 18—23. die Herrlichkeit den Herrn gesehen haben. Noch jetzt bemerkt man in dem Felsen zur linken Seite den Eindruck seiner Hände und Knie, und in den obern Theilen die Form seines Angesichts und seines Rükkens. Wahrscheinlich sind diese Eindrücke ebenfalls, wie der Fußtapfe des Kameels Muhamed's, durch die Industrie der Mönche entstanden.

Da griechische sowohl als katholische Christen den Sinai besteigen, so ist die obere Kirche in 2 Kapellen abgetheilt, damit beiderlei Glaubensgenossen abgesondert ihre Andacht verrichten können. Sie soll an der Stelle gebaut seyn, an welcher Moses die beiden Gesetztafeln empfing. Auch die Türken wallfahrten hierher, und ihre Moschee ist reichlich ausgestattet. Von dieser Moschee östlich liegt eine andere Höhle, größer als die des Elias. In dieser soll Moses während seines 40tägigen Aufenthaltes 2 B. Mos. 24, 18. gewohnet haben. Der Ausgang derselben neigt sich nach dem Thale hinunter, in welchem die Israeliten, wegen Wassermangel, ihre Unzufriedenheit äußerten. Auf dem Wege nach denselben findet man mehrere Kirchen und Kapellen, deren die Türken geschont haben, und die noch jetzt den Pilgern zu Andachtsorten dienen.

K—r.

Toleranz in Petersburg.

Vor einigen Jahren starben zu Tula, einer Stadt mitten im europäischen Rußland 2 Personen lutherischer Religion, deren Verwandte nachsuchten, um sie auf dem griechischen Gottesacker begraben zu dürfen. Keiner der griechischen Geistlichen hatte etwas dagegen; nur der alte 70jährige Bischof wollte es nicht erlauben. Die angesehensten Männer, ja — der Civil-Gouverneur selbst thaten alles Mögliche; sie konnten ihn aber nicht zur Einwilligung bringen. Die Leichen wurden daher, hart an der Kirchhofsmauer, jedoch außerhalb derselben, begraben. Der Gouverneur legte die Sache dem Kaiser Alexander vor, der sie der heiligen Synode übergab, welche folgendes preiswürdige Urtheil fällte, das auch vollzogen wurde. „Dieses Theodore, harte Verfahren, sollte dem 70jährigen, rechtgläubig seyn wollenden Bischof diesmal, blos seines Alters wegen, nachgesehen werden; damit er aber doch dafür gestraft würde, so sollte, und zwar auf seine Kosten, der Theil der Kirchhofsmauer, an der die beiden protestantischen Leichen begraben lägen, weggebrochen, — und der neue Theil der Mauer, um diese Leichen, soweit herausgesetzt werden, daß selbige in den Kirchhof mit eingeschlossen würden." Wie musterhaft ist dieser Spruch, die Ruhe dieser beiden Leichen nicht zu stören, und sie doch mit den andern zu vereinigen! Und — auf der andern Seite, wie gelinde: den alten Mann nicht zu hart strafen zu wollen!

J. Wedel.

Charade von vier Silben.

So wünschest du den Traum der Erdenfreuden,
Wie es mein erstes Silbenpaar besagt;
Doch wenn sie allzuflüchtig von Dir scheiden,
Und Unglückssturm den Wonnerausch verjagt:
Dann seufzest Du des Wortes andre Beiden.
Das Ganze wird von allen schwer beklagt,
Die, ewighaschend nur nach Sinnenfreuden,
Des Lebens Gut in Müßiggang vergeuden.

E. H. Schwabe.

Auflösung der Charade von zwei Silben im Hundert und fünften Stück.

Grabstein.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 5. September 1811. 107.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Das Vorzüglichste aus der Naturgeschichte der Tauben.

(Beschluß.)

16. Die Purzeltaube mit glattem Kopfe, übrigens von Gestalt und Größe der Feldtaube. Sie fliegt hoch und stürzt sich in gerader Linie blitzschnell herab, indem sie sich, während des Falles, überpurzelt. Sie thut dieß aber nicht immer, sondern nur, wenn schön Wetter ist, wenn sie schnell zu ihren Jungen will, oder am öftersten, wenn sie ein Raubvogel verfolgt.

17. Die Schlagtaube, auch Klatschtaube, von der Größe der Feldtaube, ist mehrentheils grau und schwarz gefleckt. Sie dreht sich im Fliegen in die Runde herum, und schlägt mit ihren Fittigen so oft und so heftig zusammen, daß man eine starke Klapper zu hören glaubt.

18. Die Karmelitertaube ist die niedrigste und kleinste Taubenart in Europa. Ihrer kurzen Füße wegen, die mit Federn bedeckt sind, scheint sie auf der Erde zu ruhen. Ihr Schnabel ist außerordentlich klein, und hinten am Kopfe steht ein so spitzer Federbusch, wie an der Haubenlerche. Der Unterleib und die Flügel sind allemal weiß; der Obertheil des Körpers hingegen aschblau, rothgelb, erbsgelb oder grau.

19. Die Struptaube hat die Größe einer Trommeltaube. Alle kleine Federn, zuweilen auch die hintern Schwungfedern und die Schwanzfedern stehen in die Höhe und vorwärts, wie an den Strupphühnern; daher fliegen sie schlecht. Sie vermehren sich aber stark, wenn sie warm sitzen.

20. Die Mähnentaube hat einen Federbusch, vom Scheitel hinten herabhängend, wie eine Pferdemähne. Ihre Größe ist die der gewöhnlichen Haustauben. Sie heißt auch Zopftaube, ist aber selten.

21. Die Taube mit dem Schwalbenschwanze ist so groß als ein Feldtaube. Sie zeichnet sich durch ihren gabelförmigen Schwanz aus, der die Gestalt des Schwanzes der Hausschwalben hat. Sie pflanzt sich nur sparsam fort.

Die obengenannten guten Eigenschaften, die man an den Tauben rühmt, haben freilich auch ihre Ausnahmen; allein im Ganzen schreibt man sie ihnen doch nicht ohne Grund zu. Selten will ein Paar ein Haus allein bewohnen, sondern verläßt dasselbe und begiebt sich zu den zunächst wohnenden Tauben oder lockt andre zu seiner Wohnung; immer sitzen sie beisammen, fressen, trinken und baden zusammen. Sobald es Tag wird, begrüßt ein Tauber den andern und seine Täubin mit einem trommelnden Morgengruß, und je lauter die Töne aller zusammen werden, desto vergnügter scheinen sie zu seyn. Nur muß kein Tauber dem andern seinen, einmal eingenommenen, Platz streitig machen wollen. In diesem Falle zeigt sichs, daß sie allerdings Galle haben. *) Sonst sind sie

*) Man hat ehedem den Tauben die Galle abgesprochen, weil man keine Gallenblase bei ihnen fand. Die Galle geht aber bei ihnen gleich aus der Leber in den Ma-

sanftmüthig, beunruhigen nicht leicht einander in den einmal eingenommenen Plätzen, leiden auch andre Vögel und sogar Mäuse geduldig neben sich, lassen Sperlinge und Hühner in ihrer Gesellschaft fressen; nur wenn man sich ihrer Brut nähert, hacken sie und schlagen mit den Fittigen. Treue beweisen sie besonders gegen das Haus, wo ihnen der Besitzer reinliche Wohnung und reinliches Futter verschaft. Zu dem Hause, wo sie erzogen sind, haben sie eine solche Liebe, daß sie derselben alles aufopfern. Man hat Beispiele, daß ein Tauber, der sich mit einer Täubin aus einem andern Hause paarte, sie wieder verließ, weil sie nicht zu ihm ziehen wollte. Diese Eigenschaft machte sie zum Briefträger fähig. Nur unleidlicher Gestank und wiederholte Verfolgungen können sie aus ihrer alten Wohnung wegtreiben. Wenn sie von der Katze, dem Marder, Iltis, Wiesel oder andern Feinden überfallen werden, so suchen sie sich auch in der dunkelsten Nacht durch die Flucht zu retten. Doch, ist der Ort, besonders von dem, vom Marder zurückgelassenen, üblen Geruch befreit, so kehren sie nach einigen Tagen alle zurück. Bei dieser Treue sind sie so einfältig, daß sie sich die Jungen vor den Augen wegnehmen lassen, ohne den Ort zu verlassen. Ihre eheliche Treue ist fester und zärtlicher, als man sie bei andern Thieren findet, obgleich nicht ohne Ausnahme. Zur Reinlichkeit sind sie besonders geneigt; sie baden sich gern und putzen sich oft; durch Gestank können sie aus ihrer liebsten Wohnung vertrieben, und durch Anisöl angezogen werden. Auch Salz, Salpeter und, mit andern Schärfen vermischter, Lehm ist ihnen angenehm. Ihre Zärtlichkeit gegen die Jungen geht soweit, daß sie auch fremde Jungen mit füttern. Ich habe alten Tauben, die Junge hatten und auch wieder brüteten, andere junge Tauben ins Nest gesetzt, welche ich groß zu ziehen wünschte; sie erzogen alle vier, die fremden und die ihrigen und brüteten dabei auch ihre Eier aus.

Man schreibt den Tauben gewöhnlich ein Alter von acht Jahren zu; sie werden aber achtzehn bis zwanzig Jahr alt; aber ihre vorzügliche Fruchtbarkeit währt nicht länger, als vier Jahre. Wer Tauben ansetzen will, muß schon darum Junge wählen; sind es Alte, so müssen sie gut gepaart seyn und einige Meilen entfernt gewohnt haben: sonst suchen sie ihre alte Wohnung wieder auf. Taubenbehältnisse sind entweder Kasten (Köten), die man auf dem Dorfe an die Häuser hängt, oder Taubenschläge, welches kleine Kammern innerhalb der Gebäude sind, gewöhnlich sehr hoch im Dache, wo eine Oefnung nach Morgen zu zum allgemeinen Eingange gelassen wird; endlich Taubenhäuser, die in der Mitte des Hofraums stehe, oben das Taubenhaus, in der Mitte den Hühnerstall und unten Gänse- und Entenställe zugleich enthalten. Da die Tauben die Reinlichkeit lieben, so muß bei ihren Wohnungen vorzüglich darauf Rücksicht genommen werden. Weizen, Erbsen, Wicken und Gerste machen ihr liebstes Futter aus. Insekten und Würmer fressen sie gar nicht, noch weniger Pflanzen wie die Hühner. Sie gehören unter die fruchtbarsten Vögel, da sie schon im sechsten und siebenten Monate sich fortzupflanzen anfangen und sich jährlich oft vermehren. Der Ritter Linné macht ihre Fruchtbarkeit auf folgende Art begreiflich. Man hat Beispiele, daß ein Paar Tauben sich jährlich neunmal vermehrt. Dieß giebt also im ersten Jahre mit den Alten zehn Paar, im zweiten neunzig Paar oder hundert und achtzig Stück Tauben; diese können sich im dritten Jahr, nebst den zwanzig Alten, bis achtzehnhundert Stück oder neunhundert Paar vermehren. Wenn man nun die hundert Paar Alten dazu rechnet, so würde im vierten Jahre ihre Zahl von Tausend Paar Tauben achtzehn Tausend Stück betragen. Doch die-

gen, ohne daß sich auch Galle in einer Blase sammelt, Galle können sie zur Verdauung so wenig, als andre Thiere entbehren.

ser Vermehrung ist schon durch die Verwahrlosung der Eier und Jungen, welche die Alten nicht selten begehen, durch Krankheiten und andre Zufälle vorgebeugt. Sie legen jedesmal zwei Eier; Taube und Tauber brüten wechselsweise achtzehn bis neunzehn Tage; der letztere von früh zehn Uhr bis Nachmittags gegen vier Uhr; alle übrige Zeit brütet die Taube. Die Jungen zersprengen die Eierschale, die sehr schwach ist, durch ihre eigne Kraft. Die Jungen, die anfangs blind sind, bedürfen den ersten Tag kein Futter, weil sie noch gesättigt aus dem Ei kommen und werden durch die Wärme der Alten getrocknet, weil sie naß aus dem Ei kommen. Den andern Tag fangen die Alten an, sie mit, gänzlich verdautem, und zu weißer Milch gewordenen, Futterbrei zu füttern, den sie sich aus ihrem eigentlichen Magen, nicht aus dem Kropfe, würgen. Diese, so zubereitete, Nahrung erhalten sie sechs Tage; dann erst werden sie mit allen dem, was die alten in ihrem Kropfe erweicht haben, vermischt mit Lehm und kleinen Steinchen gefüttert. Fingen die Alten gleich den ersten Tag mit dieser Fütterung an: so müßte der Tod der Jungen sogleich erfolgen. So weise richtet der Allvater die Naturtriebe der Thiere ein! Wenn die Jungen zehn bis zwölf Tage alt sind, machen die Alten schon zur folgenden Brut Anstalt. Dessen ungeachtet versorgen beide Gatten ihre Jungen mit Speise, lehren sie fliegen und selbst fressen, indem sie ihnen die, aus dem Kropfe gewürgten, Körner vorschütten und sie wieder fressen, bis die Jungen nach vier Wochen das Taubenhaus verlassen und ihren Unterhalt selbst finden können. Ihre Fruchtbarkeit wird nicht selten durch Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel, Sperber und andre Raubvögel, theils auch durch Krankheiten eingeschränkt. Die Dürrsucht, woran viele sterben, entsteht aus zu großer Hitze und aus Mangel an hinlänglichem frischen Wasser. Man öfnet ihnen in diesem Falle die Fettdrüsen am hintern Theile ihres

Körpers und bestreicht die Wunde mit ungesalzner Butter. So genesen sie mehrentheils, wenn sie noch jung sind. Die Krätze bekommen sie von unreinem Getränke; man bemerkt sie an den nackten grindigen Augen und Schnabel. Spießglas in reinem Wasser hingesezt, vertreibt sie. Von den Pocken werden die Jungen im Sommer befallen; sie stecken auch an; es sterben aber wenige davon. Sie bekommen sie, wenn sie von den Alten mit jungen Korn gefüttert werden. Essen kann man sie zu solcher Zeit nicht.

Was endlich den Nutzen der Tauben betrifft, so besteht dieser in ihrem Fleisch und Mist. Denn das Fleisch der Jungen ist eine gute Speise für Gesunde und Kranke. Auch die Alten kann man essen, und mästen, ob lezteres gleich nicht geschieht. Doch das gesündeste Fleisch haben die wilden, und nach diesen die Feldtauben, weil sie mehr Bewegung haben. Es scheint wirklich ein großer Vortheil für einen Landwirth zu seyn, viele Tauben zu haben, die ihn im Sommer reichlich mit wohlschmeckendem und gesundem Fleische versorgen, zumal wenn unerwartete Besuche kommen. Im Winter kosten sie wenig, weil er sie leicht mit allerlei geringen Getreideabgängen erhalten kann. Ihr Mist ist wegen seiner hizigen Natur im kalten Erdreich ein vortrefflicher Dünger. Die Gärtner brauchen ihn, kranke Bäume wieder zu beleben und zum Treiben der Melonen. In Holland wird der Scheffel Taubenmist für den Tabacksbau mit einem Thaler bezahlt. Auch in Paris steht er mit der Gerste in gleichem Preise, weil die Bäcker eine Lauge daraus ziehn, mit welcher sie den Teig einmachen um dadurch das Backwerk locker und wohlschmeckend zu machen. Gleichwohl ist der Vortheil beim Taubenhalten nur immer ein Privatvortheil des Besitzers; im Ganzen sind sie bei weitem nicht so nüzlich, als die Sperlinge, die, was sie verzehren, durch die Vertilgung schädlicher Insekten ersezen; die

Tauben aber freſſen weder Inſekten noch Würmer und werden der Saat nachtheilig. Da, wo der Acker nicht mürbe genug bearbeitet und der Same gehörig eingegegget war, freſſen ſie breite Plätze leer, und zur Aerntezeit ſchlagen ſie, um ein einziges Korn zu bekommen, ganze Aehren aus. Daher findet man auch an einigen Orten Geſetze, daß ſie zur Aerntezeit nicht ausgelaſſen werden dürfen, oder es iſt die Anzahl der Tauben beſtimmt, die jeder Landsmann halten darf. Tauben in der Stadt zu halten, kann blos aus Liebhaberei geſchehen, weil man einen Gefallen an ihrer Farbenmiſchung findet und es gern hat, daß ſie das Haus lebendig machen. Denn ſchöne Tauben gehen nicht aufs Feld; ſie würden eher verhungern. Ihre Jungen ſind zwar einige Schadloshaltung; aber ſie erſetzen die Koſten, die ihre Erhaltung verurſachen, nicht ganz. Doch kann man ſich den Aufwand erleichtern, wenn man von Bäckern den geringen Weizen, den ſie beim Weizenwaſchen ausſieben und von Wirthſchaftsaufſehern den ſogenannten Mang von Vogelwicken und andern geringen Getreidearten zu erhalten ſucht. Ueber die ausländiſchen Tauben künftig.

Suttinger.

Anekdote.

König Auguſt III. von Polen hatte im Jahr 1740 bei dem berühmten Maler Raphael Mengs ſein Portrait beſtellt. Der Künſtler hatte bereits den Anfang damit gemacht, war aber noch lange nicht damit fertig, als ihn ſeine Geſundheit nöthigte, eine Reiſe nach Rom zu machen. Mengs hatte zu Dresden das Portrait ſeines Freundes des Dominiko Annibali gemacht und ſeine ganze Kunſt dabei aufgeboten. Er war bereits im Begriffe, in den Wagen zu ſteigen um abzureiſen, als König Auguſt noch zu ihm

ſchickte und dieſes Portrait zu ſehen verlangte. Mengs trug es in ſeinen Reiſekleidern in das Zimmer des Königs. Dieſer betrachtete es ziemlich lange und ſagte endlich: Mein lieber Raphael, ich finde in dieſem Gemälde gewiſſe Meiſterſtriche, welche ich noch nie in deinen andern Werken bemerkt habe, ſo vorzüglich ſie auch ſind. „Kein Wunder, Ihro Majeſtät! verſetzte der Künſtler, es iſt das Portrait meines Freundes, und Freunde ſind eine Gattung von Menſchen woran es es den Königen fehlt.“ „Wohl wahr“ verſetzte der König lächelnd, indem er dem Künſtler die eine Hand auf die Schulter legte, indeß dieſer die andere ergriff und ſie zum Abſchiede küßte.

„Lebe wohl mein lieber Mengs, bis auf Wiederſehn, ſprach der König ſehr freundlich. Es iſt mir lieb, daß du deine Freunde auch durch deine Kunſt zu ehren weißt, und wenn du in Rom biſt, um dort mein Portrait zu vollenden, ſo bringe mir auch hübſch den Freund mit hinein.

Lenke.

Räthſel.

Was ich umarme, trenne ich;
Und doch leb' ich ſehr brüderlich
Mit einem Kammeraden.
Was er beginnt, iſt auch ein Muß
Für mich und unſern Freundſchaftsſchluß
Löst ſich dann mancher Faden.
Auch dien' ich häufig ſcharf und gern
Dem großen wie dem kleinen Herrn.
Selbſt unſern ſchönen Damen
Muß unſer Kuß zu ihrem Tand
Oft trennen manches ſchöne Band,
Wenn ſie zur Hand mich nahmen.

D. Fr. W. Helmuth.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 7. September 1811. 108.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Probe allemannischer Mundart.

Da, wo der Rhein, den Bodensee verlassend, nach Abend fließt, und sich dann bei Basel nach Mitternacht wendet, umschließt er einen Winkel von Deutschland in dem eine Sprache herrscht, die sich durch hohe, volle Töne, Reichthum an gehäuchten, scharf geblasenen, und starkgezischten Lauten, durch Härten und Verkürzungen so auszeichnet, daß sie als eigenthümliche Mundart betrachtet, und die allemannische genannt wird. Im dritten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung wohnten in jenen Gegenden die Allemannen, ein deutscher Völkerstamm; sie kämpften lange mit den Römern, und gingen nach Jahrhundern dem Namen nach unter, so wie mit der Zeit Völker in Völker flossen, gleich den Flüssen, die sich in Strömen verlieren. Doch, die Sprache der Allemannnen hat sich in jenem Winkel Deutschlands erhalten; sie ist den wenigsten Veränderungen unterworfen gewesen: denn sie hat in der entfernten, durch Berge und Wälder abgesonderten, Gegend sich wenig mit sanftern, gefälligern Mundarten des nördlichen Deutschlands bereichert, das Derbe, Rauhe nicht gegen das Weiche, Gemilderte vertauscht, und aus Mangel an höherer Bildung der Redenden, ihre alten Formen nicht ablegen können. Sie stimmet noch überein mit den Liedern der alten schwäbischen Dichter, welche von 1138 bis 1347 sich besonders ausgezeichnet haben, und unter dem Namen Minnesänger bekannt sind.

Ein Kenner dieser Mundart (Hebel in Karlsruhe) hat es unternommen, uns Volkslieder zu dichten, wie sie im Munde des jetzigen Schwarzwälders und Bewohners des Frickthales tönen. Vielleicht kennen die Leser die allemannischen Gedichte, für Freunde ländlicher Natur und Sitten von J. P. Hebel noch nicht. Ich will daher nicht nur eins davon (ein leicht verständliches) in allemannischer Mundart hier folgen lassen, sondern auch den hochdeutschen Ausdruck beifügen, damit die jungen Leser vergleichen, und eine Mundart zur Kenntniß bringen können, die bei aller Härte wahren innern Werth hat.

Die Mutter am Christabend.

Er schloft, er schloft! Da lit er wie ne Graf
Du lieben Engel, was i bitt
By Lib und Lebe erwach mer *) nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof.

Er schläft, er schläft! da liegt er wie ein Graf!
Ihr lieben Engel was ich bitte,
Bei Leib und Leben erwacht mir nicht,
Gott schenkts meinem Kind' im Schlaf.

*) mer st. wir muß kurz gesprochen werden. Schon n Sachsen fängt dieses mer an, als: sagen se mer doch!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Mutter goht mit ſtillem Tritt,
ſie goht mit zartem Mutterſinn,
und holt e Baum im Chämmerli dänn.

Was henki der denn dra?
Me ſchöne Lebchueche ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinſte Zuckermehl.

's iſch genueg, du Mutterherz!
Viel Süeß macht numme Schmerz.
Gib's ſparſam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag heiſet er Zuckerbrot.

Jez Rümmechrüſtiger *) her,
Die allerſchönſte, woni ha,
s iſch nummen au kei Möſelidea.
Wer het ſie ſchöner, wer?

s iſch wohr, es iſch e Pracht,
was ſo en Öpfel lacht;
und iſch der Zuckerbeck e Ma,
ſe mach er ſo ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gemacht.

Was hani echt no meh?
Me Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de ſchöne.
O Chind vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was iſch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 'e iſch au no di.
I leg der ſchöni Helgeli **) dri,
und ſchöni Gibetli ſin ſelber drinn.'

*) Ein Eigenname gewiſſer Winteräpfel.
**) Die bekannten auf buntes Papier mit Gold gedruckten Heiligenbilder.

Erwach mir nicht, erwach mir nicht!
Die Mutter geht mit ſtillem Tritt,
ſie geht mit zartem Mutterſinn,
und holt einen Baum im Kämmerchen drin.

Was häng' ich dir denn dran?
Einen ſchönen Lebkuchenmann,
ein Zickelchen, ein' Mutſchekuh
und Blümchen, weiß und roth und gelb,
vom allerfeinſten Zuckermehl.

Es iſt genug, du Mutterherz!
Viel Süßes macht nur Schmerz.
Gieb's ſparſam wie der liebe Gott;
nicht alle Tage ſchenket er Zuckerbrot.

Jetzt Winteräpfel her!
die allerſchönſten, die ich habe,
es iſt nirgend auch ein Tadel dran.
Wer hat ſie ſchöner, wer?

Es iſt wahr, es iſt eine Pracht,
wie ſo ein Apfel lacht;
und iſt der Zuckerbäcker ein Mann
ſo mach' er ſo einen, wenn er kann.
Der liebe Gott hat ihn gemacht.

Was hab' ich etwa noch mehr?
Ein Taſchentüchlein weiß und roth,
und das eins von den ſchönen.
O Kind vor bittern Thränen
bewahr dich Gott, bewahr dich Gott!

Und was iſt mehr da drin?
Ein Büchlein, Kind, es iſt auch noch drin.
Ich lege dir ſchöne Heilige hinein,
und ſchöne Gebetchen ſind ſelbſt ſchon drin.

Jez chönnti, traut, goh;
es fehlt nüt meh zum Gute —
Potz tausig, no ne Ruthe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der's Büdeli wund;
Doch witt nit anderst, sen isch der gesund,
's muess nit sy, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha
in Gottis Name seig es drum!
Moch Mutterlieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffirt,
und wie ne Maibaum ziert,
und wenn bis früeich der Tag verwacht,
her's Wienechtchindli alles gmacht.

De nimmschs und danksch mers nit;
Drum weisch nit, wer ders git;
doch machts der numme ne frohe Muth,
und schmeckts der numme, sen isch scho gut.

Bym Bluest, *) Der Wächter rüest
scho Ölfi! Wie doch d' Zeit verrinnt
und wie me si vertlest,
wenn's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez, bhüedi Gott der Her!
en anderi Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
hat Chindes Fleisch und Bluet ag'no;
wärsch au so brav, wie er!

*) Eine Betheurungsformel: beim Blute Christi.

Jetzt könnt' ich, glaub' ich, gehn;
es fehlt nichts mehr zum Gute.
Potz tausend eine Ruthe!
da ist sie schon! da ist sie schon!

Es kann seyn, sie freut dich nicht,
es kann seyn, sie haut dirs ** wund;
doch willst du nicht anders: so ist dirs gesund;
es muss nicht seyn, wenn du nicht willst.

Und willst's nicht anders haben
in Gottes Namen sey es drum!
doch Mutterlieb ist zart und fromm;
sie windet rothe Bändchen drum
und macht ein Schleifchen dran.

Jetzt wär es ausstaffirt,
und wie ein Maibaum geziert,
und wenn bis früh der Tag erwacht,
hats Weihnachtskindchen alles gemacht.

Du nimmst's und dankst mirs nicht,
denn du weißt nicht, wer dirs giebt.
Doch machts dir nur einen frohen Muth
und schmeckts dir nur, so ists schon gut.

Beim Blut, der Wächter ruft
schon Elf! Wie doch die Zeit verrinnt
und wie man sich vertlest!
wenn's Herz an etwas Narung findet.

Jetzt behüte dich Gott der Herr!
ein anderes Mal mehr!
Der heilige Christ ist heute Nacht gekommen
hat Kindes Fleisch und Blut angenommen.
Wärst du auch so brav, wie er!

K. Hahn.

Anekdote.

Der berühmte Arzt Stahl lebte mit seinem Kollegen, dem Leibarzt H. nicht in dem besten Vernehmen. Der letztere hatte einen General in der Kur, welcher der Liebling Friedrich Wilhelms I. war. Der Patient starb, und man gab bei Hofe die Schuld davon ziemlich laut dem Leibarzt H. Der König erfuhr es, und untersagte diesem die Praxis. Nicht lange darauf rief man Stahl zur Königin. Mein lieber Stahl sagte diese: ich habe hier einen kleinen Patienten — es ist mein Hund — ich glaube sie können ihm helfen. Wollten sie nicht so gefällig seyn, mir ein Rezept für ihn zu verschreiben? — Von Herzen gern wollt' ich das, antwortete Stahl, wenn mir Ew. Majestät nur nicht so eben gesagt hätten, daß der Hund Ihr Liebling wäre. — Der König war eben zugegen. Stahls Antwort fiel ihm auf, und er fragte mit einiger Hitze: wie so? Stahl! wie meint Er das?

„Weil ich die Erfahrung gemacht habe, wie übel ein Arzt daran ist, und wie unglücklich er sogar werden kann, wenn ein Liebling ohne seine Schuld stirbt. —

„Ach! ich merke," antwortete der König, „Er ziele auf H. Aber sage er mir als ein ehrlicher Mann, hat dieser Doktor meinen lieben General nicht ins Grab gebracht?"

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung," erwiederte Stahl. „H. ist ein eben so geschickter als gewissenhafter Arzt." — „Aber," fuhr der König fort: „die ganze Stadt sagts doch, daß er Schuld am Tode des Generals sey.

„Das ist leeres Geschwätz, mit unterthänigster Erlaubniß zu sagen, entgegnete Stahl. Der Mann wird so gut seine Feinde haben, als jeder andere berühmte Arzt. Ich habe mich genau nach seiner Kurmethode erkundigt, und kann Ew. Majestät auf Ehre versichern, daß ich selbst nicht anders hätte verfahren können. Auf diese Art wäre mir der General ebenfalls gestorben, und ich würde mich in meinem Herzen über Gewalt beklagt haben, wenn mir deswegen meine Praxis wäre untersagt worden.

Nun das heißt derb gesprochen, sagte der König, ohne zornig zu seyn. Ich sehe, er ist ein ehrlicher Mann, der die Wahrheit liebt, und sie ohne Scheu sagt. Ich kann das wohl leiden. H. soll noch heute seine Praxis wieder haben.

„Ich danke Ew. Majestät unterthänigst," antwortete Stahl, „und werde dies meinem Kollegen selbst ankündigen."

„Thue er das nur," versetzte der König, „aber wie ists nun? Will er denn unserm Patienten etwas verschreiben? "Das werde ich, sprach Stahl, verschrieb auf der Stelle, der Patient genaß, und H. hatte seine Praxis wieder.

Benke.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Berin, neue Strickmuster, oder: Versuch Malerei mit Strickkunst zu verbinden, 46 und 51 Heft, quer Fol. à 1 Rthlr. 12 Gr. (compl. 10 Rth.)

Donavans, F., Naturgeschichte der Chinesischen Insekten. Enthält gegen 100 neue besondere und schöne Species nach der Natur gezeichnet und genau kolorirt mit den Pflanzen, worauf sie gewöhnlich leben, nebst Beschreibungen nach Linnés Ordnung, mit Beziehung auf Fabrizius und A. Uebersetzt und herausgegeben vom D. J. G. Gruber. Zwei Hefte in gr. 4to, auf Velinpapier, mit bunten Kupfern. 3 Rthlr.

Sammlung von Trachten bei verschiedenen alten und neuern Völkern. Nach den Gemälden von Rubens, Holbein, Hollar, Vandyk und andern Künstler dargestellt und mit einer kurzen Beschreibung versehen. Zum Gebrauch für Maler, Zeichner und Schauspieler, franz. und deutsch. Mit 22 illum. Kupfern, in 4to. geb. 5 Thlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 9. September 1811. 109.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Wettgänger.

Die englischen Zeitungen enthielten vor mehreren Jahren ein paar fast unglaubliche Beispiele, wie weit es der Mensch auch im Gehen bringen kann. Der muthige Renner, Achilleus, wie ihn der Sänger der Iliade gewöhnlich nennt, möchte es wohl kaum mit den Beiden, von denen diese Beispiele erzählt werden, aufgenommen haben. Da der größte Theil der Leser dieser Blätter jenen Zeitungsartikel schwerlich kennt, oder sich dessen nicht deutlich erinnern wird, so glaube ich ihm einen Gefallen durch die Mittheilung desselben zu erzeigen.

Ein sehr reicher Schottländer, Namens Fletcher, befand sich einst unweit Doncaster in Gesellschaft eines andern wohlhabenden, Schotten Barclay. Die Rede fiel zufällig darauf, wie lange wohl ein Mensch eine große und lange Anstrengung im Gehen aushalten könne. Fletcher sagte endlich: Was gilt's, ich gehe in vierzehn Stunden sechzehn Meilen zu Fuß? (Rechnet man sechs englische Meilen auf eine deutsche, so hat man zehn deutsche Meilen.) Man wettete um 2500 Pfund und Fletcher fing sogleich an, sich auf seinen großen Spaziergang vorzubereiten. Er überließ sich der Anweisung des berüchtigten Klopffechters, Ward, der ihm nichts als rohes Fleisch zu essen gab. Er gewann seine Wette glücklich, wurde jedoch durch die letzten zwanzig Meilen so ermüdet, daß er beinahe an dem Gelingen seines Vorhabens verzweifelte.

Barclay, der nicht nur den Verlust der erwähnten ansehnlichen Summe, sondern auch das geheime Mißvergnügen, sich so verrechnet zu haben, zu verschmerzen hatte, hielt es nicht für unausführbar, eine in jeder Rücksicht noch größere Wette zu gewinnen. Er machte sich mit 5000 Pf. St. anheischig, neunzig englische d. h. funfzehn gute deutsche Meilen binnen ein und zwanzig und einer halben Stunde zurück zu legen. Fletcher glaubte aus eigner Erfahrung, Ursache genug zu haben, eine solche Wette anzunehmen und setzte ohne Bedenken 5000 Pf. dagegen. Er mußte es für unmöglich halten, daß Barclay $4\frac{1}{2}$ englische Meile in jeder Stunde, — denn so viel kam auf jede mit Einschluß der kleinen Verzögerungen, — ein und zwanzig Stunden nach einander zu gehen im Stande seyn könne. Außerdem hatte er noch die Bedingung gemacht, daß das Unternehmen im November ausgeführt werden solle, in welchem Monat der Körper in England, wegen der Nebel und Regen, am schlaffesten ist, und wo wahrscheinlich ein heftiger Wind, ein starker Regen oder ein dicker Nebel seinem Gegner den Weg sehr erschweren würde, welches denn auch einigermaßen der Fall war.

Barclay hatte vermuthlich diese Umstände nicht gehörig bedacht. Er begab sich im September 1801 zu einem alten Pachter Smith in Yorkshire in die Kost und befolgte alle Regeln, welche dieser ihm vorschrieb, auf das gewissenhafteste. Smith hatte schon mehrere, die einem Wettgang vorhatten, vorbereitet.

Er gab dem Neuangekommenen nichts, als rohes Fleisch und stark zu verdauende Speisen zu essen, brauchte ihn zu schweren Arbeiten aller Art, ließ ihn große Lasten von Käse und Butter zu Markt tragen und gab ihm zu zehn englischen Meilen nur anderthalb Stunden Zeit. Kurz Smith schickte und schor seinen reichen Schüler, wie einen Hühnerhund, und dieser that alles, was ihm aufgetragen wurde, so flink und gut, daß Smith immer voraussagte, er werde seine Wette gewinnen. Die Zeit kam. Man hatte bei Ayton, auf der großen Straße von York nach Hull, eine englische Meile Weges mit Lampen erleuchtet, weil Barclay, laut der Bedingungen, gerade um Mitternacht seinen Weg antreten mußte. Gleich aus dem Ansatze schloß man viel und in dem Maaße, als er rüstig fortfuhr, stiegen die Wetten, die die Zuschauer auf ihn anstellten. Um 4 und 8 Uhr Morgens bot man 2 gegen 1, daß er gewönne; als er 60 Meilen gegangen war 5 und 4 gegen 1, als er 70 zurückgelegt hatte, wurde 7 und 6 gegen 1 gewettet, daß er gewinnen würde. Gegen das Ende hin stiegen die Wetten sogar bis auf 10 und 15 gegen 1. Er hatte seinen Gang um 8 Uhr 22 Minuten 4 Sekunden des Abends glücklich vollendet, so daß er 1 Stunde 7 Minuten und 56 Sekunden weniger Zeit brauchte, als ihm erlaubt war.

Er gewann die Wette ohne anscheinende Mühe. Sechs Mal hielt er an, sich zu erholen, eine Erfrischung zu nehmen und die Wäsche zu wechseln, welches gemeiniglich 12 — 15 Minuten währte. Das Wetter war ihm besonders günstig, außer früh von 4 — 7 Uhr, da es neblicht wurde, welches sein Feuer sichtlich dämpfte. Der Zulauf von Menschen war in diesem Vaterlande der Wetten natürlich sehr groß und Jedermann sorgte, daß den Wandrer nichts unterbräche. Als er fertig war, hörte man nichts als Jauchzen und Hussah, und die Leute trugen den Sieger frohlockend auf den Schultern umher. Viele Männer von Stande waren sogar aus Schottland gekommen, um die Wette mit anzusehen. Es standen nicht nur die 10000 Pf. der Hauptpersonen darauf, sondern mehr als drei Mal so viel, da die vielen wettlustigen aus Yorkshire, Schottland, London bedeutende Summen gesetzt hatten. Die ganze Grafschaft York erwartete den Ausgang mit größter Theilnahme weil in keiner Gegend von England so viel als in ihr gewettet wird. Barclay hatte eine Woche vorher den Tag, an welchem er sich als Virtuosen auf seinem Pedal zeigen wollte, bekannt gemacht. Der Platz wurde von beiden Partheien gemessen und ein Pfahl am Ende der Meile eingeschlagen. Um diesen mußte sich Barclay nach jeder Meile wenden, welches anderthalb Schritt machte, die aber bei dem Messen nicht gerechnet wurden. An den Pfahl wurden Leute gestellt, die einen Kerb hineinmachten, so bald er wieder einmal herum war, und denen oblag Achtung zu geben, daß Alles in Ordnung vor sich ging. Ein paar Minuten vor Mitternacht kam Barclay mit seinem Freunde, wie auch Fletcher mit dem seinigen an. Punkt Mitternacht wurden sechs Repetiruhren gestellt, in ein Kästchen an den Gewinnpfahl gesetzt und das Kästchen versiegelt. Zu gleicher Zeit brach Barclay auf. Er trug ein engschließendes Flanellhemde, flanellne Unterhosen und flanellne Nachtmütze, sogenannte lammswollene Strümpfe und weite Lederschuhe mit ziemlich dicken Sohlen. Das Haus, in welches er ging, um Erfrischung zu nehmen, stand eben zehn Ellen an der Landstraße; das Hingehen und Zurückkehren machte also zwanzig Ellen, die er aber nicht rechnen wollte. Als die Wette gewonnen war, sah man ihm keine Müdigkeit an; er war eben so munter wie zuvor und meinte, er wäre noch im Stande, zwanzig Meilen weiter zu gehen.

Obgleich der Schauplatz auf offner Straße lag, so bewies man doch alle mögliche Aufmerksamkeit.

Die vielen Landkutschen, Fuhrwagen, Equipagen, Postkutschen, das Heer von Cabriolets, reitenden Herren und Damen, die unaufhörlich England von einem Orte zum andern durchfliegen, fuhren und ritten sämmtlich auf die Seite, um dem Wettkämpfer kein Hinderniß in den Weg zu legen. Jeder schien ihm einen glücklichen Ausgang zu wünschen. Sogar die Soldaten gingen ihm aus dem Wege. Die Westyorkmiliz kam nämlich des Weges auf ihrem Marsche aus Hull nach York; aber sobald sie hörte, was vorging, machte sie Halt und theilte sich zu beiden Seiten der Straße in zwei Divisionen, welches eine gute Wirkung that. Jeder Soldat rief dem Wanderer zu: Glück zum Siege! Die große Anstrengung, welche er anwandte, mußte jeden für ihn interessiren, so wie ihn die Theilnahme und der Zuruf der Zuschauer aufmuntern mußte.

Rechnet man die zur Erfrischung nöthige Zeit, andre kleine Abhaltungen zusammen: so kosteten ihm die 90 Meilen nicht viel über 19 Stunden, außer den Schritten um den Pfahl und in das Wirthshaus. Auf den letzten 30 Meilen hatte er einen Gesellschafter, den Sohn seines Lehrers Smith, einen jungen Menschen von neunzehn Jahren, der sehr brav Schritt hielt. Er selbst war 23 Jahr alt, 5 Schuh 11 Zoll groß und stark gebaut und stammte aus einer alten vrnehmen Familie aus der Grafschaft Mearns in Neuschottland.

Der Ort, welchen er erwählt hatte, hatte verschiedene sanfte Anhöhen. Wenn er an diese kam, so lief er gewissermaßen hinauf; die übrigen Theile des Weges ging er. Sobald er anhielt, nahm er beträchtlich viel zu sich. Seine Nahrung bestand aus gekochten Hühnern, Hammelfleischschnitten urd dergleichen, und sein Getränk war altes, starkes Bier.

Als er in seiner Equipage in Pocklington ankam, war der Jubel so groß, daß man die Glocken läutete, ja, daß sich das Volk sogar an seinen Wagen spannen wollte, welches er aber nicht zugab.

Anton Niemeyer.

Die Heer- oder Prozessionsraupe.

Da diese Raupe zu den gefährlichsten Feinden der Eichen- und Fichtenwälder gehört, und so manches Eigene hat: so verdient sie vorzüglich gekannt zu werden. Sie gehört zu den Nachtfaltern, und zeigt sich in manchen Jahren außerordentlich häufig. Im Maimonat kommt sie zum Vorschein. Im Jun folgt die Verpuppung, und um die Mitte des Augusts zeigt sich der Schmetterling in seiner Vollendung. Die Raupe erreicht die Länge eines Zolles und lebt immer in großer Gesellschaft unter einem gemeinschaftlichen Gewebe, welches aus mehrern, über einander liegenden, Hütten besteht, und zuweilen 24 Zoll in der Peripherie hat. Es ist von grauweißer Farbe, und auf der einen Seite bemerkt man eine Oeffnung, die den Raupen zum Aus- und Eingange dient. Ihre Züge geschehen nach einer genauen Anordnung, unter einem Anführer, dem alle folgen. Weil diese Züge einer Prozession gleichen, so hat man die Raupen davon benannt. Das Ziel des Zuges ist jedesmal ein bestimmter Baum, der in Besitz genommen wird, wenn auch die Hindernisse und Schwierigkeiten noch so groß seyn sollten. Hinter dem Anführer folgen immer mehrere einzelne Raupen, gleichsam zur Bedeckung; nach diesen kommt der ganze Zug in Reihen und Gliedern von 2, 3, 6—8 in einer Linie. Wird der Zug auf dem Wege getrennt, so brechen die hintern Glieder ab, schließen sich aber bald wieder an. In eben der Ordnung geschieht der Rückzug nach dem gemeinschaftlichen Neste. Bei warmer Witterung wird derselbe gegen oder nach Sonnenuntergang vorgenommen. Selbst die Verwandlung ge-

schieht in der gemeinschaftlichen Wohnung, doch so, daß sich jede Raupe ihr eignes Gehäuse spinnt, in welchem sie zu einer ochergelben Puppe wird.

Im Jahr 1779 fand sich diese Raupengattung in der Gegend bei Dresden ein. Die verschiednen Glieder hingen durch Fäden an einander. Sie fraßen die Fichten und Tannenwälder von unten bis oben kahl ab. Auch in Frankreich waren sie in der Gegend von Nancy sehr zahlreich, so daß man sie durch Räucherungen von Schwefel und Salpeter tödten mußte. Die übrigen kehrte man mit langen Stangenbesen von den Bäumen herunter. 16 Personen tödteten in Einem Tage mehr, als 4 große Schiebkarren fassen konnten.

Das Schlimmste bei diesen Raupen ist, daß sie eine sehr schädliche Ausdünstung haben. Als sie einst in der Gegend von Halle sehr häufig waren, trat ein Student nur eine kurze Zeit unter einem Baum, der voll von diesen Raupen war. Er war kaum zu Hause angekommen, so schwollen ihm Gesicht und Hände so auf, daß er sich zu Bette legen mußte. Ein hitziges Fieber zwang ihn, acht Tage das Lager zu hüten.

Im Hessischen wollte ein Förster ein Nest dieser Raupen zerstören. Er bediente sich dabei der Hände unmittelbar. Er fühlte auf der Stelle ein starkes Jucken. Da er zugleich sehr schwitzte, fuhr er mit den Händen über die Stirn und das Gesicht, um sich abzuwischen. Auch hier spürte er sogleich das Jucken. Hände und Gesicht liefen auf und entzündeten sich. Besonders schwollen die Augen so an, daß er acht Tage lang blind lag, und sich erst nach 14 Tagen erholte.

Zufälliger Weise speisten einst Hirten unter einem, mit den Heerraupen besetzten, Baum, ihr Mittagsbrot. Die herunterfallenden Haare derselben vermengten sich mit dem Gemüse, und alle bekamen ein heftiges Erbrechen mit großen Magenschmerzen, die kaum zu stillen waren.

L—r.

Herr Franz
eine Erzählung.

Herr Franz, ein reicher Handelsmann
Und welcher, was noch höher ist zu schätzen,
Auf Gutes alle Tage sann,
Ging, nach des Tages Müh, sich zu ergötzen,
Einst, bei des lieben Mondesschein,
In stiller, wohlverdienter Muße,
Unfern dem Stadtthor ganz allein.

Als er so ging, da stieß er mit dem Fuße
An etwas hartes. „Hm! was mag das seyn!“ —
Er bückte sich, nahm's auf, — und siehe!
Ein Beutel war's so schwer, als wie ein Stein.
Er löfete ihn auf mit leichter Mühe.
Er war voll Geld, und oben lag ein Blatt
Mit dieser Inschrift: „Dem, ders nöthig hat.“

„Ganz wohl!“ sprach Franz mit heiterm Muthe,
„So bin nicht ich der Herr von diesem Gute.“

Indeß der wackre Franz so da stand und noch sann,
Wer wohl mit Recht nun Herr des Beutels würde?
Kam Heinz, ein armer Arbeitsmann,
Lautächzend unter seiner Bürde,
Mit schwerem Schritt dahergewankt.

Herr Franz ruft aus: „Erhört ist meine Bitte.
Der rechte Herr ist da. — Heinz, eure Hütte
Droht Einsturz. Eure Kinder schrein nach Brot.
Nehmt diesen Beutel! — Helft euch aus der Noth!“ —

C. Niemeyer.

Auflösung der Charade von vier Silben im Hundert und fünften Stück.

Langeweile.

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 12. September 1811. 110.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Komet.

Obgleich faſt kein Jahr vergeht, wo nicht Sternkundige einen oder mehrere Kometen auffänden: ſo gehören dieſe Sterne doch nicht zu den ganz alltäglichen Erſcheinungen; daher zieht die jedesmalige Erſcheinung eines ſolchen Sternes die Aufmerkſamkeit nachdenkender Menſchen auf ſich. Denjenigen Kometen, der jetzt ſichtbar iſt, hat zuerſt ein franzöſiſcher Aſtronom, Flaugergues, gegen Ende des Monat März in der Gegend des Himmels, welchen die Aſtronomen mit dem Namen des Schiffs bezeichnet haben, aufgefunden. Seit den letzten Tagen des Auguſts hat er ſich ſo weit aus der hellen Dämmerung entwickelt, daß man ihn Abends und Morgens in der Gegend des kleinen Bären wieder auffinden konnte. Nach den Berechnungen, die wir beſonders unſerm berühmten Landsmanne, dem in Paris lebenden Aſtronomen, Burkhardt verdanken, geht er im September durch die Hinterbeine des großen Bären über die Jagdhunde weg, ſteht etwa den 8. Oktober ſehr nahe über dem letzten Stern im Schwanze des großen Bären, läuft von dort über Bootes, durch die Beine des Herkules, unter der Leier weg, bis zum Adler und Delphin. Schon mit dem Anfange des Septembers geht er gar nicht mehr unter. Da er am 4. December noch viel lichtſtärker ſeyn wird, als er im April war, ſo wird man ihn wahrſcheinlich bis zum Januar 1812 mit Fernröhren verfolgen können, obgleich ſein Abſtand von der Erde im December ſchnell zunimmt, der Komet ſich auch immer weiter von der Sonne entfernt.

In den Bildungsblättern, oder in der ältern Jugendzeitung (Jahrgang 1807 Nr. 126. ingl. 149 bis 151) ſind ausführlichere Belehrungen über die Kometen gegeben worden, die in dieſen Blättern nicht wiederholt werden können. Daher hier nur Einiges. Die Kometen erſcheinen nur zuweilen und größtentheils ganz unerwartet. Anfangs ſind ſie ſehr klein, nach und nach aber nehmen ſie an Größe, Glanz und Schnelligkeit zu, bis ſie allmälig wieder kleiner werden und zuletzt unſern Augen gänzlich verſchwinden. Sie ſind niemals länger, als etwa 6 — 7 Monate ſichtbar. Gemeiniglich gleichen ſie einer ſtarken Dunſtmaſſe, in deren Mitte ein mehr oder weniger dichter Kern von planetähnlicher Geſtalt bemerkt wird, der ſich aber zuweilen zertheilet und dem Rande gleich wird. Die meiſten haben einen blaßſchimmernden oder auch hellglänzenden, zum Theil ſehr langen, Schweif, deſſen Materie ſehr fein ſeyn muß, weil durch denſelben die Fixſterne geſehen werden können. Dieſer Schweif iſt beſtändig von der Sonne abgewandt. Von ihm haben auch die Kometen (vom Griechiſchen Worte κομη das Haar) ihren Namen. Nach den Forſchungen und Beobachtungen neuerer Aſtronomen, ſind die Kometen beſtändige Weltkörper, die ſich, wie die Planeten nur in außerordenlich weitgeſtreckten Bahnen, um die Sonne bewegen. Außer der gemeinſchaftlichen Bewegung von Morgen gegen Abend, haben ſie noch eine eigne, die aber ſehr unordentlich erſcheint.

Man ſieht ſie immer im vollen Lichte, ſelbſt dann, wenn ſie bei der Sonne ſtehen und der Rechnung gemäß, ſich zwiſchen der Sonne und der Erde befinden. Die, der Sonne zugekehrte, Seite iſt immer am hellſten. Wenn das Licht des einen Kometen ſehr blaß und ſilbern iſt; ſo erſcheint dagegen das des andern röthlicher, oder gelblicher. Mancher Komet hat die Größe des Erdballs; einige ſind kleiner, andre noch größer. Auch die Zahl der Kometen iſt ſehr groß. Lambert hat, nach einem mäßigen Ueberſchlage, 4000 als zu unſrer Sonne gehörig, angenommen.

Im vorigen Jahrhunderte hat man allein 59 beobachtet. Zur Aufſuchung derſelben bedient man ſich eines Sehrohrs, das den Namen des Kometenſuchers führt. Die unerwartete Erſcheinung der Kometen und vielleicht auch ihr Schweif verleitete ehedem zu abergläubiſchen Vorſtellungen von ihrer Natur und Beſtimmung. Die, vom Aberglauben irre geführte, Einbildungskraft ſah ſonſt in den Kometen allerhand wunderſame Geſtalten, z. B. in dem einen, der im Jahr 76. v. Chr. Geb. bemerkt ward, einen Wurfpfeil; in einem andern ein Schwert, in einem dritten einen Feuerhaken; und ein fünfter, der 1394 erſchien, ſoll ſogar einem Bratſpieße geglichen haben! Von dem Kometen, welcher im Jahr 373 v. Chr. G. ſichtbar war, berichtet die Chronik, daß er den dritten Theil des Himmels eingenommen habe! Der merkwürdigſte Komet der neuern Zeit war der, welcher im Jahr 1680 erſchien, deſſen Schweif die Länge von 140 an einander gereichten Vollmonden gehabt haben ſoll. Er kam der Sonne 160 Mal näher, als die Erde.

Ein damals lebender Gelehrte, Whiſton ſah dieſen Kometen für eine Vorbedeutung einer bevorſtehenden Sündfluth an. Man prägte ſogar Münzen auf ihn, von welchen eine die Aufſchrift hat:

Wenn an des Himmels Zelt Kometenfackeln brennen,
ſo ſollen Gottes Zorn hienieden wir erkennen.

Eine andere, bei derſelben Veranlaſſung geprägte, Denkmünze führte die Umſchrift:

der stern droht böse sachen
traV nVr! Gott WirDs WoL MaChen.

Auf einer andern Denkmünze, zu welcher ein, im Jahr 1618 erſchienener, Komet Veranlaſſung gab, las man:

Gott geb', daß der Kometenſtern
uns Beßrung unſers Lebens lern.

Noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts betrachtete man dieſe Sterne als Unglückspropheten und ordnete bei ihrer Erſcheinung Bettſtunden an. Ueber den wahren Lauf der Kometen gab zuerſt ein ehemaliger Superintendent in Weida, Namens Döpfel richtige Aufſchlüſſe. Er berechnete 1681 den Lauf verſchiedener Kometen. Aber ſeine Entdeckung blieb lange unbekannt, bis ſpäterhin ihre Richtigkeit von Newton erwieſen ward. Dieſen Berechnungen zu Folge, komme der große Komet von 1680 erſt im Jahr 2255 wieder.

— i.

Der Kardinal Alexander Albani und ſein Haushofmeiſter Markus.

Dieſer Kardinal lebte noch unter der Regierung Pabſt Pius VI. Die Wiſſenſchaften und Künſte hatten an ihm einen großen Beförderer und aufgeklärten Mäcen. Allgemeine Achtung begleitete ihn bis ins Grab, und ſein Andenken war allen Römern heilig. Das Volk betete ihn faſt an, die andern Kardinäle liebten ihn, mehrere Päbſte achteten ihn hoch, und er führte in der That die Herrſchaft über aller Herzen. Er war ein überaus großer Kenner der Münzen, und hatte ſeinen Geiſt durch das Studium des ſchönen Alterthums genährt. Er verlor zuletzt ſein Geſicht. Allein dieſer Verluſt hinderte ihn keineswegs, alte Münzen und geſchnittene Steine zu unterſcheiden.

Ein überaus feines Gefühl, verbunden mit einer scharfen, seit vielen Jahren geübten, Beurtheilungskraft ersetzten ihm diesen, bei andern Menschen so unentbehrlichen, Sinn.

Zwanzig Jahre war er das allgemeine Orakel, das man bei allen Streitigkeiten über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, über das höhere oder geringere Alterthum aufgefundner Denkmäler der Kunst um Rath fragte.

Seine Kenntnisse waren so ausgebreitet und sein Gefühl war so sicher, daß, wenn er einigemal auf den, ihm dargebrachten, Gegenstand mit der Hand hin und her gefahren war, er mit der größten Genauigkeit die Klasse zu bestimmen wußte, in welche diese oder jene Antike gehörte, so wie das Zeitalter, in welchem sie verfertigt worden war.

Er hatte ein bewundernswürdiges Gedächtniß. Einige Unterredungen, die er mit dem berühmten Montesquieu gehalten hatte, setzten ihn in den Stand von den Werken dieses geschätzten Schriftstellers so gründlich zu sprechen, als ob er sie sein ganzes Leben hindurch gründlich studirt hätte.

Sein Haushofmeister, den er im Scherze Marcus Agrippa zu nennen pflegte, begleitete ihn in seiner Blindheit überall hin. Diese Blindheit hinderte ihn auch nicht, die Honneurs von seinem Hause zu machen. Wenn ihn Damen besuchten, so brauchte man sie nur bei ihren Namen zu nennen, und der Kardinal wußte jeder nach ihrem Stande, Alter und Charakter etwas Verbindliches zu sagen.

Die Art seiner Beschäftigungen, mochte sie auch noch so trocken seyn, hatte nie Einfluß auf seine Geistesstimmung; er wußte die angenehme Gefälligkeit und das abgeschliffene Wesen des Weltmannes mit den Kenntnissen der sogenannten Stubengelehrten musterhaft zu verbinden; er wurde Niemanden durch seine Gelehrsamkeit lästig, sondern verstand die große Kunst, jeden nach seiner Art auf das angenehmste zu unterhalten oder auch zu belehren. Viele vornehme Römer verdankten ihm eine bessere Erziehung; er bildete eine große Menge berühmter Künstler, und der große Kunstkenner des Alterthums, Winkelmann, schätzte ihn nach Verdienst.

Ob der Kardinal gleich reich war, so erschöpfte doch seine glänzende Haushaltung und besonders der Aufwand, den er bei seinem Lieblingsstudium, der Kunst, machte, oft seine Einkünfte, und er befand sich nicht selten in einem Geldmangel, der ihm Unruhe verursachte. In solchen Verlegenheiten ließ er seinen getreuen Haushofmeister, Markus rufen, und dieser mußte durch seine naiven Einfälle und drolligen Späße dem Kardinal die Grillen verscheuchen helfen. Eine Probe von der Manier, wie der Diener seinem Herren oft heilsame Wahrheiten mit scherzhafter Laune ans Herz zu legen wußte, mag hier ihren Platz finden.

Der Kardinal hatte viel Anhänglichkeit an die Marquise Cherufini, eine große Kunstliebhaberin, und machte um ihrentwillen einen ungemein großen Aufwand. Als er einst wieder Geldmangel hatte, wurde ihm gerade eine vorzüglich seltene und kostbare Antike angeboten. Der Kardinal war in großer Verlegenheit, und nahm wieder seine Zuflucht zu seinem treuen Markus, mit dem sich folgender Dialog entspann:

Kardinal. Sieh nur, lieber Markus, wie mir's geht, die schöne Antike — ich sah selten etwas ähnliches — und ach! es fehlt mir jetzt an baarem Gelde. Weißt du hier kein Mittel, meines Wunsches Befriedigung mit dem Zustande meines Beutels zu vereinigen?

Markus. O, das ist nicht schwer, Ew. Eminenz! ich will Ihnen Geld schaffen.

K. So? willst du auf mich borgen?

M. Nein, Ew. Eminenz! das ist nicht meine Meinung. Sie sind zu klug, um ihre Zuflucht zu

einem ſolchen Mittel zu nehmen — da hier doch nur die Rede von Befriedigung einer ihrer Lieblingsgrillen iſt.

K. Wohl wahr; Markus! aber wie willſt du es denn ſonſt machen, daß ich Geld bekomme?

M. Suchen Sie ſich nur einen einzigen Bajocco *) zu verſchaffen.

K. Einen Bajocco? Du träumſt, Markus! was könnte mir der helfen?

M. Gar viel, Ew. Eminenz! das will ich Ihnen gleich ſagen. Mit einem Bajocco kaufe ich mir eine Welle Holz, dieſe fülle ich mit Schwefel an, lege ſie zu rechter Zeit in irgend einen Winkel des Palaſtes der Marquiſe Cherufini, und zünde ſie an. Der ganze Palaſt und was darin lebt und webt, geräth, wie ſie leicht denken können, in Brand, und Alles wird in einen Aſchenhaufen verwandelt. — Nun berechnen Sie einmal, was Sie dadurch gewinnen. Die Summen, die Sie täglich zum Unterhalt der Bewohner dieſes Palaſtes ausgeben, bleiben dann hübſch in ihrer Taſche — und Sie brauchen Sich dann nicht mehr Zwang anzuthun, wenn Sie gerne eine neue Kunſtſeltenheit beſitzen wollen, Sie werden dann immer Geld vorräthig haben. —

Der Kardinal fühlte ſich, durch den Einfall ſeines luſtigen Hausraths ſtark getroffen, lachte darüber, ſagte zu ihm: Du biſt ein Narr! nahm jedoch ſeinen wohlgemeinten Rath zu Herzen, ſchränkte ſeine Ausgaben in dieſem Punkte ein, und hatte dafür das Vergnügen, daß es ihm in der Folge nicht mehr am Gelde fehlte, wenn er eine ſeltene Antike kaufen wollte. —

Lenke.

*) Eine kleine römiſche Scheidemünze.

Logogriph.

Vier Zeichen, Leſer! bilden mich. —
Du pflegteſt in der Kindheit Tagen,
Wenn Ueberraſchung Dich beſchlich,
Die erſte Hälfte ſchon zu ſagen,
Und wer von einem Dritten ſpricht,
Der hat die zweite ſehr vonnöthen;
Er zwänge ſonſt, der arme Wicht,
Des Wohllauts Göttin zum Erröthen.
Das Ganze liefert Deinem Tiſch,
Geſucht in heißen Sommertagen,
Der Vogel; auch behagt's am Fiſch;
Doch ſelten wird es Dir behagen,
Wenn ein Inſekt die Mutter war.
Ein Zeichen vor! — Mit ſüßen Tönen
Erklang ich in der Sänger Schaar,
Das ernſte Leben zu verſchönen.
In ganz veränderter Geſtalt
War ich nachher bei Herr'n und Damen,
An Höfen ſelbſt beliebt; doch bald
Verwarf die Mode mich und ſchalt
Nur Mißgetön' mit meinem Namen.
Auch mir noch zwei der Zeichen vor,
Und was zum ſtillen Kloſterleben
Die fromme Jungfrau ſich erkor,
Wird Dir der Zeichen Zuwachs geben.
Auch birgt verſchämt ſich hinter mir
Der Frauen Blick im Morgenlande;
Den Modedamen gelt' ich ſchier
In unſrer Zeit für — eine Schande.
Nimmſt Du die letzte Silbe mir,
Verwandl' ich mich mit Proteusſchnelle
In ein bekanntes Waſſerthier.
Und werd' oft, neben der Forelle,
Dem Hecht und Karpfen, Lachs und Aal,
Von Dir gewählt zum leckern Mahl.

Aug. Müller.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 14. September 1811. III.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Tromben oder Wasserhosen.

(Zum Kupfer Nr. 19.)

Die Tromben oder Wassersäulen, welche von den Schiffern auch Wasserhosen genannt worden, sind, nach den Nachrichten der besten Naturforscher und naturkundigen Seefahrer, Naturerscheinungen, die vorzüglich in heißen Ländern sehr häufig sind. Sie entstehen auf der See in der Nähe der Küsten, in Meerengen, auf größern Strömen und auf überschwemmtem Lande, gewöhnlich nach heftigen Stürmen oder sehr heißem Wetter. Die wirbelnde Bewegung dieser Wassermassen, welche zwischen der Wolke und dem Meere zwei, an einander stoßende, trichterförmige Körper bilden, das große Rauschen, wie von Wasserfällen in tiefen Thälern, die Blitze, welche zuweilen aus der Säule herausfahren, oder welche in der Nähe derselben, wenn sie zerreißt, ohne Donner bemerkt werden, der schwefelartige Geruch, welchen man verspürt; dieß Alles deutet darauf hin, daß hier chemische Zersetzungen und Veränderungen in der Mischung verschiedener Körper vorgehen, oder auch, daß mechanische Ursachen daran Theil haben, nämlich starke Luftströme in der Nachbarschaft der Wolke, deren dort verursachte wirbelnde Bewegungen sich bis auf die Oberfläche des Meeres heraberstrecken. Die Naturforscher leiten die Entstehung der Tromben und alle dabei vorkommende Erscheinungen von einer sehr starken Elektrizität her, die man aber noch nicht hinlänglich zu erklären im Stande ist. Die äußern Erscheinungen sind nach den genauesten Erfahrungen folgende: Unter einer dicken Regenwolke geräth die See in heftige Bewegung. Die kurz gebrochenen Wellen stürzen schnell nach dem Mittelpunkte des, in Bewegung gesetzten, Raumes hin, werden in feinen Dunst zerstiebt und wirbeln in Schneckenlinien gegen die Wolke hinan. Zu gleicher Zeit kommt dieser aufsteigenden Säule eine andere aus der Wolke entgegen, läßt sich schräge gegen sie herab und vereinigt sich mit ihr. Die Meersäule hat eine Grundfläche von 50 bis 80 Klaftern im Durchmesser; andere sind oft von kleinerm Umfange; allein beide Säulen werden gegen die Mitte hin, wo sie sich vereinigen, immer dünner, so daß die Säule selbst nur noch einen Durchmesser von 2 bis 3 Fuß hat. Die ganze Säule erscheint wie ein hoher Cylinder, oder wie eine leere gläserne Röhre. Sie gleitet über das Meer hin, ohne daß die geringste Spur von Wind bemerkt wird. Denn sie entstehen nur bei einer völligen Windstille, und jede Trombe scheint mit einem eignen Winde fortzugehen, den sie selbst erregt. Dadurch durchkreuzen sie sich oft in ihren Bewegungen, wenn mehrere zugleich da sind. Wenn die Wolke nicht mit der nämlichen Geschwindigkeit, wie der untere Theil der Säule, der auf dem Meere steht, fortrückt, so erhält die Säule eine schiefe Richtung, wird bisweilen gar gekrümmt und endlich zerrissen. Dabei hört man ein Rauschen, wie von größten Wasserfällen in tiefen Thälern und ein fürchterliches Brausen und Rasseln in der Luft. Zuweilen fahren Blitze aus der

Säule, oder es blizt in der Nähe, im Augenblicke der Trennung, ohne Donner. Sie ziehen das Meerwasser in die Höhe; oder stoßen es in gewissen Punkten zurück. In sich haben die Tromben eine unbeschreiblich heftige, wirbelnde Bewegung, durch welche sie sogar feste Körper in Schraubengängen hoch in die Höhe heben. Alles, was ihnen auf ihrem Wege aufstößt, wird verwüstet und verheeret, wenigstens unter Wasser gesetzt. Der Zusammenstoß entgegengesetzter Winde, die eine wirbelnde Bewegung verursachen, wodurch die davon ergriffene und in einen Kegel verdickte Wolke, schnell im Kreise herumgedrehet wird, daß inwendig durch die Fliehkraft ein leerer Raum entsteht, in welchem das Wasser der See und die, unter der Säule befindlichen, Körper, gewaltsam hinaufgezogen werden, dieß Alles bringt diese Naturerscheinung, die oft die seltsamsten Gestalten annimmt, hervor, wobei Elektrizität der Wolken und zuweilen unterirdisches Feuer mitwirken. Die ganze Erscheinung dauert selten länger, als eine halbe Stunde. Die zehn Tromben, welche das beiliegende Kupfer abbildet sind aus Thevenot's morgenländischer Reise entlehnt. Dieser berühmte Reisende beobachtete und zeichnete diese Naturerscheinungen schon vor länger als 100 Jahren und seine Nachrichten stimmen mit dem Vorgesagten ziemlich überein. Nur folgender Umstand ist abweichend. Er erzählt im 3. Kap. des 4. Buchs seiner morgenländischen Reise: Während das Gewitter unser Schiff mit aller nur ersinnlichen Gewalt hin- und hertrieb, rufte man mich, eine Trombe mit anzusehen, welche links vom Schiffe, nahe am Lande und nur einen Büchsenschuß weit von uns entfernt war. Von dieser Trombe sagt er: sie war ein wenig weißlich und oben darüber wie ein schwarzer dicker Rauch, so daß die ganze Erscheinung eigentlich einem Haufen Stroh glich, unter welchem man Feuer gelegt hatte und der nur noch rauchte. Dabei vernahm man ein heimlich Geräusch, wie wenn ein Bach

mit großer Gewalt in ein tiefes Thal fließt; dazwischen aber hörte man ein helleres Getöse, das mit einem starken Schlangengezisch, oder mit dem Geschrei der Gänse Aehnlichkeit hatte. Kurz darauf, fährt Thevenot fort, sahen wir einen finstern Kanal, der einem, gegen die Wolken aufsteigenden, und mit großer Behendigkeit sich herumdrehenden Rauche ähnlich war. Seine Dicke betrug die eines Fingers. Das Getöse dauerte fort. Eben dieses bemerkte er auch von den übrigen abgebildeten Tromben. Alle hatten ihm das Ansehen von Haufen Stroh, die sehr rauchten und zwei Schuh und darüber hoch waren; alle machten einerlei Geräusch. Ferner erblickte er eben so viel Kanäle, die aus den Wolken an die Oerter kamen, wo sich das Wasser im Meere erhob, und jeder von diesen Kanälen war an dem Ende, womit er an der Wolke hing, wie das weite Ende einer Trompete, und bildete die Figur, die das Kupfer bei den meisten zeigt. Sie hatten alle eine blaßweiße Farbe, dauerten eine Viertelstunde und manche etwas länger, waren bald stärker bald schwächer, dem Schiffe immer sehr nahe und verbreiteten darum allgemeine Furcht und Angst auf den Schiffe. Auf dem Meere richten die Tromben oft großen Schaden an. Kommen sie über ein Schiff, so verwickeln sie sich dergestalt in die Segel, daß sie es etlichemal in die Höhe treiben und sodann dasselbe im Wiederherabfallen in den Grund versenken. Dieß ist vorzüglich dann der Fall, wenn das Fahrzeug nur klein ist. An größern Schiffen, welche von den Tromben nicht in die Höhe gehoben werden können, zerbrechen und zerstören sie wenigstens die Segel insgesammt; oder alles Wasser, welches sie bei sich führen, fällt in die Schiffe und auch auf diese Weise geht alles unter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß viele Schiffe auf diese Art ihren Untergang gefunden haben. Die Schiffleute wenden mehrere Mittel an, das Unglück zu verhüten das ihnen die Tromben auf mehrfache Weise drohen.

Aber aus allen diesen Mitteln leuchtet ein sehr groſser Aberglaube und eine groſse Unkunde dieser Naturerscheinung hervor. Eins dieser Sicherungsmittel besteht darin: daſs das ganze Schiffsvolk, sobald es eine Trombe ansichtig wird, eilig zusammenläuft und erschrocken fragt, ob nicht Jemand das Evangelium Johannes bei sich habe, oder auswendig hersagen könne. Wird dieſes Buch, oder ein so Unterrichteter gefunden, so muſs der Inhalt Wort für Wort so lange hergesagt oder vorgelesen werden, so lange sich Tromben sehen lassen. Ein anderes Mittel, wodurch die Schiffsleute dem möglichen Schaden der Wasserhosen verhüten wollen, besteht darin, daſs sie Segel des Schiffes aufwickeln und mit etlichen scharf geladnen Kanonen nach dem Kanal der Trombe schieſsen. Damit aber die Schüsse ja nicht fehlen, laden sie, statt der Kugeln, in die Kanone einen Engel, wie sie ihn nennen, das ist, eine eiserne Stange, und versuchen den Kanal dadurch zu zerschneiden, wenn anders die Trombe so nahe ist, daſs sie durch den Schuſs erreicht werden kann. Sind sie so glücklich, einen Schuſs recht gut anzubringen, so lassen sie nicht eher ab, bis die ganze Trombe zerstört ist. Schlägt aber dieſses Mittel fehl, so suchen die Matrosen Hülfe in dem reichen Schatze des Aberglaubens. Es kniet nämlich einer von ihnen unten beim Mastbaume nieder, und hält in der einen Hand ein Messer, welches durchaus mit einem schwarzen Hefte versehen seyn muſs — ohne ein solches Messer geht kein Matrose zu Schiffe. — In der andern Hand hält der Knieende die Bibel und lieſst das Evangelium Johannis in lateinischer Sprache vor. Kommt er an die Worte: Et verbum caro factum est et habitavit in nobis, (das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns) so wendet er sich gegen die Trombe und giebt derselben mit dem Messer über das Kreuz einen Schnitt in die Luft, als wenn er sie wirklich zerschneiden wollte, und die Matrosen glauben fest, daſs die Trombe wirklich zerschnitten bliebe, und alles Wasser, das sie bei sich führt, mit groſsem Geräusch ausschütte. Es muſs indessen bei dieser abergläubischen Handlung noch mancherlei zu bemerken geben, weil nicht Jeder ein Wasserhosenschneider seyn kann; oder die Unfähigkeit rührt daher, daſs viele Matrosen nicht einmal lesen können. Uebrigens wollen wir zur Ehre der Menschheit glauben, daſs dieser Aberglaube, von dem Thevenot erzählt, schon längst auch die Matrosen verlassen habe! Hesse.

Ein dreitägiger Gast ist jedem eine Last.

In dem Hause, wo ein guter Bekannter, Verwandter oder Freund als Gast einkehrt, wird jedes Mal eine kleine Störung der gewöhnlichen Ordnung verursacht. So sehr auch der Gast bittet, daſs man seinetwegen keine Umstände machen solle, und so sehr auch von Seiten des Gastfreundes versichert wird, daſs Alles in seiner Ordnung fortgehe und daſs er nicht die geringste Störung verursache: so werden dennoch gewöhnlich Umstände gemacht. Die Hausmutter ist weit geschäftiger und für Dieſes und Jenes viel besorgter, als gewöhnlich. Das ganze Haus wird in gröſsere und thätigere Bewegung gesetzt. Einige Tage läſst man sich das gern gefallen, besonders wenn der Gast angenehm und mit der Bewirthung zufrieden ist. Bleibt er aber länger und will man — so lange er da ist — die Ordnung nicht aufhören lassen, welche bei seinem Kommen angefangen wurde, so wird er endlich doch etwas lästig. Ja man erkundigt sich auch wohl unter der Hand, ob er noch lange bleiben werde. Nie sollte man einen Freund, von dem man besonders vermuthen darf, daſs er leicht viel Umstände mache, länger, als einen Tag heimsuchen. Ein dreitägiger Gast ist jedem eine Last.

Diese sprichwörtliche Redensart schreibt sich ohne Zweifel von unsern Vorfahren, den alten Deutschen

her. Sie waren zwar große Gastfreunde. Wenn von ihrem Charakter die Rede ist: so wird die Gastfreundschaft jedes Mal als ein Hauptzug desselben gerühmt. Und doch war auch ihnen ein dreitägiger Gast eine Last, obgleich sie sich durch einen Fremden nicht leicht aus ihrer häuslichen Ordnung bringen ließen und der Gast zufrieden seyn mußte mit dem, was sie im Hause hatten und was sie ihm freundlich und gern darreichten. Er war ihnen aber deswegen eine Last, weil jeder Hausvater für Alle, die auf seinem Grund und Boden lebten, haften mußte und für das, was sie thaten verantwortlich war; er mußte Bürge seyn für seine Kinder, sein Gesinde und — für seine Gäste. Denn wer als Fremder in einem Gau oder in einer Mark keinen Bürgen hatte, der wurde wie ein Feind betrachtet und so behandelt. Doch genoß jeder Fremde drei Tage lang das Vorrecht einer Gemeinbürgschaft. In den ersten drei Tagen also war der Gastfreund für seinen Gast nicht verantwortlich. Nachher aber mußte er für ihn bürgen. Und eben diese Bürgschaft war es, warum ein dreitägiger Gast eine Last ward. Wollte der Fremde nach dieser Zeit fort: so nöthigte ihn sein Wirth eben nicht sehr zum bleiben. Er war froh, daß er dieser Bürgschaft entledigt wurde. Doch begleitete er ihn höflichst bis zu einem andern, von dessen Gastfreundschaft er Gebrauch machen wollte. Da fand denn der Fremdling wiederum eine freundliche Aufnahme und genoß einer sichernden Bürgschaft.

Man nahm solche fremde Gäste gern auf, weil man von ihnen Nachricht erhielt, wie es in den Gegenden, woher sie kamen, aussahe und was daselbst wichtiges vorging. Denn Zeitungen, die uns mit dem Wichtigsten, was in der Nähe und Ferne vorfällt, bekannt machen, kannten sie nicht.

J. N. Schwarze.

Herlingen.

Anekdote.

Der König von Böhmen, Johannes, machte im Jahre 1342 eine Reise nach Wien, um mit dem Herzoge Albrecht über politische Angelegenheiten persönlich zu unterhandeln. Beide Fürsten schlossen auch hier die genaueste Verbindung. Bei dieser Gelegenheit aber ereignete sich ein ziemlich komischer Auftritt. Der König Johannes von Böhmen, war völlig blind, Herzog Albrecht hingegen lahm, so daß er nicht vom Stuhle aufstehen konnte. Beide Fürsten hatten in einem Kabinet eine geheime Zusammenkunft, wobei keine Zeugen zugegen seyn sollten. Als man endlich wieder weggehen wollte, so tappte der blinde König an der Wand herum und konnte die Thüre nicht finden; der lahme Herzog indeß konnte nicht aufstehen, um sie dem Könige zu zeigen. Beide Fürsten brachen über dieses kleine Abentheuer selbst in ein lautes Gelächter aus. Die Hofleute hörten es im Vorzimmer, merkten sehr bald, was vorgefallen seyn möchte, traten in das Kabinet, ein, und halfen den Fürsten aus ihrer Verlegenheit.

Lenke.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Berrin, Emilie, die kleine Strickerin, oder bequemes Modellbuch in den Strickbeutel. 26 Heft. Enthält 12 Blatt neu gezeichneter Muster zur Perlstrickerei. Quer 8v. Paris und Leipzig. 1 Rthlr.

Beschäftigung, angenehme und nützliche, für die Jugend; oder theoretische und praktische Anweisung im Blumenzeichnen und Malen. 3te Aufl. 12mo, mit 16 schw. und illum. Kpfrn. 2 Rthlr.

Darstellungen militärischer Gruppen (aus dem letztern Kriege). Ein neues Bilder- und Lesebuch für Kinder. Mit 12 ausgemalten und 12 schwarzen Kupfern 4to. gebunden. 1 Rthlr. 12 Gr. Die schwarzen Kupfer apatte 8 Gr. (In Commission.)

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 16. September 1811. 112.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Furcht und die Liebe des Bruders.

(Nach 1. Buch Mos. 32 und 33.)

Singen will ich der grauen Vergangenheit rührende Szenen,
Wo sich Edles und Rohes in freiern Formen entfaltet,
Und der Empfindungen Strom kunstloser dem Herzen entströmte.
Singen will ich zuerst der feindlichen Brüder Versöhnung,
Ob auch Worte die heiligen Wonnen zur Hälfte nur fassen.
Höret mein Lied, Beleidiger, lernet das Unrecht vergüten,
Füget zur Reue, die Herzen gewinnende, Bitte: „Vergieb mir!“
Du, Rachsüchtiger, höre mein Lied, und lerne vergeben,
Feire, mit stillem Entzücken, der Großmuth hehre Triumphe.

Fülle von Gütern besaß, nach zwanzig beschwerlichen Jahren,
Abrahams glücklicher Enkel in Mesopotamiens Fluren:
Denn sein emsiger Fleiß ward reichlich belohnet von oben.
Doch es erglüht ihm im Busen der Wunsch, zu grüßen der Heimath
Unvergeß'ne Gefilde, den Schauplatz kindlicher Freuden.
Länger vermag er es nicht, zu zügeln die innige Sehnsucht;
Und in geschäftiger Eile beginnt er den fröhlichen Heimzug,
Willig begleitet von Weibern und Kindern, von Sklaven und Heerden.
Selbst von Laban, dem kinderberaubten Schwäher, gesegnet.

Eins nur nagt im Geheim den frei aufathmenden Busen,
Mischt in der Hoffnungen Jubel die unabweisliche Furcht ein:
Hatte nicht Esau im Zorn dem blutige Rache geschworen,
Der sich den kräftigsten Seegen erschlich durch Heucheln und Trügen?
Ach, noch strafte den Sinnenden oft sein eignes Bewußtseyn,
Daß er am ältern Bruder sich doppelt versündiget habe!
Doppelt ernent sich und peinigt ihn jetzt die Last der Verschuldung.
„Darfst du den Grenzen des Bittergekränkten mit Sicherheit nahen?
Wird sein rechtlicher Zorn nicht dann erst von neuem entbrennen?
Aber vielleicht fließt brüderlich Blut ihm noch in den Adern!
Und so muß ihn ein offnes Vertrauen am ersten gewinnen.
Boten des Friedens, euch send' ich zum Bruder mit freundlichem Bittwort;
Eilet, und redet vor ihm der Demuth söhnende Sprache:
Heil dir, unserm Gebieter, dem mächtigen Fürsten von Edom!
Dein Knecht Jakob lässet durch uns dir huldigend sagen:
Lange war ich entfernt — mich hatte dein Dräuen verbannet; —
Aber der redliche Fleiß ward reichlich von oben belohnet:
Heerden von Lastvieh hab' ich erworben nebst Knechten und Mägden.

Laß mir den ſtillen Beſitz der mühſam errungenen Güter:
Denn mich ziehet das Herz zu Canaans heimiſchen Fluren!
Laß — ich flehe darum — nun Gnade für Recht mir ergehen."

Zweifelhaft zogen ſie hin; und zweifelhaft kehrten ſie wieder.
Eſau hat uns gehört — dieß war die bedenkliche Nachricht —
Mit Vierhunderten ſeines Gefolgs kommt er dir entgegen!

Da entſinkt ihm der Muth: dem Zagenden ſchlägt das Gewiſſen;
Völlig entſchieden erſcheint ihm des Nahenden feindlicher Angriff,
Nichts bleibt weiter ihm übrig, als Streiter und Heerden zu theilen,
Daß, beim Verluſte des einen, der andere Hauſe ſich rette.
Tief durchdrungen von zarter Beſorgniß für Kinder und Frauen,
Mächtig erſchüttert durch ſeiner Vergehung gefürchteten StrafTag,
Aber auch innig gerührt zu frommen Gefühlen des Dankes,
Für des erhaltenden Vaters im Himmel bisherige Führung;
Ja, durch freudigen Dank zu neuem Vertrauen erhoben:
So ſank Iſaaks Sohn in heißen Gebeten zur Erde.
„Hier im Staube vor dir, der unſere Väter beſchützt hat,
Lieg' ich, von Sorge gebeugt, und ſchmachte nach Hülfe von dir, Herr!
Mich in mein väterlich Land durch alle Gefahren zu leiten,
Mich und die Meinen zu ſegnen, haſt du aus Gnaden verheißen.
Viel zu gering, Barmherziger, bin ich der Huld und der Treue,
Die du an deinem Verehrer von je her bis heute bewieſen;
Als ich, ein flüchtender Jüngling, von jenſeit nahte dem Jordan,
War auf Erden noch nichts, als dieſer zerbrechliche Stab, mein.

Nun haſt du mich erhöht zum Führer von doppelten Heeren!
Darum hoff' ich auf dich, du werdeſt dem Rächer gebieten,
Daß er mein Glück nicht zerſtöre, nicht Mütter und Kinder mir raube.
Mich verſprachſt du zu ſchützen, und meine Geſchlechter zu mehren,
Daß in unendlicher Zahl ſie gleichen dem Sande des Ufers.
Deinem untrüglichen Worte vertrau' ich in ſchweigender Demuth."

Heiter erhub er von Boden ſich jetzt, und ſchaute gen Himmel,
Wo in unendlicher Zahl ihm leuchteten Sterne der Hoffnung.
Was erſt Klugheit beſchloß, was vorher ſchon Aengſtlichkeit anrieth:
Zuverſichtlicher führet nun Frömmigkeit ſolchen Beſchluß aus.
„Eh' er mich ſieht, ſoll reiches Geſchenk ihm meine Geſinnung
Noch anſchaulicher kund thun, daß er mich glimpflich empfange!"
Und er erwählt mit prüfenden Blicken die Zierde der Heerden,
Für den beleidigten Bruder ein ſchuldausſöhnendes Opfer.
Fünffach ordnet er ſorglich den Zug in einzelnen Gruppen:
Fünffach wollt' er ans Herz ihm legen das frühere Bittwort.
Mit Zweihundert erleſenen Ziegen, begleitet von zwanzig
Muthigen Böcken, eröffnet ein freundlicher Stamm die Sendung.
Ihm nach trieb in gemeſſener Weite, dieſelbige Anzahl
Seiner wollichten Pflegebefohl'nen ein flötender Schäfer.
Aus der Kameele beladenem Haufen entführet ein Dritter
Dreißig ſäugende Mütter, von ſcherzenden Füllen umgeben.
Jeglichem Führer gebot der Beſitzer mit ſinnigem Ernſte:
Einzeln ziehe du hin; und wenn dir mein Bruder begegnet,

Fragend: woher? und wohin? und weß' iſts, daß du da führeſt?
Sprich dann beſcheiden: dieß wenige beut zum Geſchenke dir Jakob!
Uns nach zieht er bereits dir, ſeinem Gebieter, entgegen!
Alſo gebot er nun auch mit Eifer und Liebe den Letzten.
Vierzig Kühe geleitete nebſt zehn Farren der vierte;
Und es beſchloß dann denn Zug treuherzig ein Treiber mit zwanzig
Eſelinnen der edelſten Zucht, umtanzet von Füllen.
„Nur vergeſſet — ſo rief er noch nach — nicht etwa die Kunde:
Jakob ziehet uns nach, dir, ſeinem Gebieter, entgegen!"
Ruhiger blieb er nun ſelber zurück im ruhenden Lager.
Doch verſäumt' er es nicht, vorſichtig die Furt zu benutzen,
Um noch die Seinen gefahrlos, eh' der entſcheidende Tag kam,
Ueber den ſchwellenden Fluß in nächtlicher Stille zu ſetzen.
Jenſeits ſchlummerten ſüßer die Mütter und blühenden Knaben.
Aber des Sorgenden Geiſt rang heftig im ängſtlichen Frühtraum,
Ob er der Prüfungen Kampf mit Gott und mit Menſchen beſtünde.
Und er beſtand ihn als Sieger durch ſtilles Vertrauen und Demuth,
Seitdem führt' er den ruhmvolltönenden Namen: Iſrael.

Zögernd ſtieg ſie empor, die ſehnlich erwartete Sonne,
Eines erheiternden Brudervereins lichtſtrömendes Sinnbild.
Jakob, ſiegend erwacht, ſpäht hoffend und fürchtend gen Seir:
Sieh, da gewahrt' er vom thauichten Hügel den nahenden Heerzug.
Eilig ordnet er klopfenden Herzens, der Weiber und Kinder
Mitleiderregende Reihen, um Edoms Fürſten zu grüßen:
Bilha und Silpa voran, drauf Lea, die reichte an Söhnen;

Dann die geliebteſte, Rahel, mit Joſeph, dem zarteſten Liebling.
Aber den ſtreitbaren Mannen, den rüſtigen Sklaven befahl er,
Sämmtlich dahinten zu bleiben in friedlich rührender Stellung:
Wehrlos, bittend und fern vom zornaufregenden Mißtraun,
Fern von dem drohenden Trotzen, das frühe Verſchuldung in Schutz nimmt —
Wollt' er vor ſeinem gerüſteten Bruder erſcheinen in Demuth,
Die, durchdrungen von Reue, dem Rächer auf Gnade ſich hingibt.
Muthig begab er ſich ſelbſt an die Spitze der zagenden Seinen:
In dem gemeſſenen Schritt ſprach Ruhe ſich aus und Ergebung;
Doch jemehr ſich der Raum nun vor den Begegnenden engte,
Deſto beengender wogt' im Buſen die Fluth der Gefühle.
Eh' er noch klar in des Kommenden Miene zu leſen vermochte,
Neigt' er ſich ehrerbietig zu ſieben verſchiedenen Malen.

Eſau ſah es, und hielt ſich nicht länger vor freudigem Mitleid.
Längſt ſchon hatte ſein Herz großmüthig dem Bruder vergeben;
Und das liebſte von allen entgegengeſandten Geſchenken
War ihm die Kunde von Jakobs truglos reuigem Sinne.
Eſau hielt ſich nicht länger: er riß ſich vom ſäumenden Laſtthier,
Eilte dem Staunenden zu, umſchloß ihn mit liebenden Armen,
Hob' vom Boden ihn auf, um feſter aus Herz ihn zu drücken,
Und in langer Umarmung zu weinen die Zähren der Großmuth.

Ueberraſcht und verwirrt, durchſchauert von ſchmerzlicher Wonne,
Sprachlos ſchluchzend und dennoch verſtändlich, erwiederte Jakob

Innige Liebe mit heißen Gefühlen des Dankes.
Und in hoher Bewunderung stehen umher die Begleiter,
Unverwandt das Gesicht auf diese Vereinten gerichtet.
Milder glänzen die Augen der Trauer von Thränen der Rührung;
Eifersüchtige reichen einander betroffen die Hand dar,
Aengstliche fühlen die Brust entlastet von bebender Sorge,
Selbst in rohen Gemüthern verstummt die gierige Streitlust,
Und mit himmlischer Freude besingt theilnehmend der Engel
Feiergesang, im Aether verschwebend, die selige Stunde.
Bald auch schwebt auf der Fühlenden Lippen das tönende Wort nun.
Esau blickte mit heiterndem Blick auf Frauen und Kinder.
Wer sind diese bei dir? so sprach er mit gütiger Stimme.
Und es erwiedert' in leiserem Tone der Freudigentzückte:
„Alle die Meinigen stell' ich dir vor in gebührender Ehrfurcht.
Auf, ihr Geliebten! begrüßet den mächtigen Fürsten von Edom.
Freuet euch seiner verschonenden Güte mit dankender Seele!"
Und nun nahten mit tiefer Verbeugung die Zarten vertraunvoll.
Bilha und Silpa voran, drauf Lea die reichste an Söhnen;
Dann die geliebteste, Rahel, mit Joseph, dem zartesten Liebling.
Liebreich weilte sein sinniger Blick auf Großen und Kleinen,
Bis er zum lauschenden Bruder von neuem mit Fragen sich wandte:

E. Sprich, was sollten die Heerden, die früh entgegen mir kamen?

J. Mir Verzeihung erbitten für meine begangenen Frevel.

E. Dessen bedurft' es nicht mehr! längst hab' ich dem Manne verziehen,
Was, leichtfertig und irregeleitet, der Knabe verübte!
Sieh, ich habe genug, mein Bruder behalte, was dein ist!

J. Nein, Du Edelster aller Beleidigten, laß dir die Gabe
Eines erwachten Gewissens als Bürgen der Treue gefallen!
Schmerzlich würde des Opfers Verschmähung mein Inn'res verwunden.

Dein Bild strahlte mir heut', als säh' ich den höchsten Erbarmer:
Seines Segens Ergießung gestatte, mit dir nun zu theilen!

E. Brüderlich nehm' ich es an, als unster Vereinigung Denkmal;
Brüderlich theil' ich mit Dir auch die Straße zum heimischen Ziele.

J. Bruder, wie gern durchzög' ich die Fluren in deiner Gesellschaft;
Aber dich würde der schleichende Zug zu lange verweilen,
Denn es erfordert der Jüngstgeborenen Schwäche das Zögern.
Darum ziehe du fürstlich voran vor deinen Getreuen,
Daß ich gemächlich dir folge, zu schonen den schmachtenden Säugling.

E. Nun so laß ich zum sichern Geleit dir schützende Mannschaft,
Daß du gefahrlos naheſt der froh dich empfangenden Heimath!

Also redeten lange die Liebenden gegen einander;
Also zog der Beleidigten Muster befriedigt von dannen.
Jakob sendet ihm weithin nach — der Erkenntlichkeit Blicke,
Und dann ruhet sein strahlendes Aug' auf seinen Geliebten.
Ach, ihm war jetzt, als schenkte sie Gott ihm heute von neuem.
Sorgsam wählt' er den Gliedern des Hauses den lieblichsten Wohnsitz,
Und reichnährende Weide mit schützenden Hürden den Heerden.
Aber dem mächtigen Retter im Himmel errichtet er dankvoll
Auf der Väter geweihetem Boden den flammenden Altar:
Dein Werk, rief er beim Opfer gerührt, war diese Versöhnung:
Du, Herr, lenkeſt wie strömende Bäche der sterblichen Herzen!

Dresden. Trautscholdt.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 19. September 1811. 113.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Seltene Dienertreue.

Jeder, mit der Geschichte nicht ganz unbekannte, Leser weiß die schöne That des Sebastian von Reibisch der sich, um seinem geliebten Herrn, dem Kurfürsten Moritz von Sachsen das Leben zu retten, über dessen zur Erde gestreckten Körper hinwarf, und die Säbelhiebe der Türken so lange mit seinem eignen Körper auffing, bis die herbeieilenden Soldaten den Kurfürsten aus den Händen seiner Feinde befreien konnten.

Dieses Beispiel von Liebe und Treue eines Dieners gehört allerdings zu den sehr seltenen; allein es ist nicht das einzige. Folgende Anekdote, welche weniger bekannt ist, aber eben darum bekannter zu werden verdient, mag dies beweisen.

Ungefähr um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte zu Lissabon ein Portugiesischer Edelmann Namens Alonzo, der sich in Brasilien so viel Vermögen erworben hatte, um den Plan zu einer philosophischen Lebensart, den er für seine künftige Lebenszeit entworfen hatte, ausführen zu können.

Mancherlei Widerwärtigkeiten, mancherlei getäuschte Hoffnungen hatten ihn frühzeitig weise gemacht. Er war ein Freund des stillen Nachdenkens, befand sich nie wohler, als in seiner Einsamkeit unter einer auserlesenen Anzahl guter Schriften aus dem klassischen Alterthume und hatte sich durch eine genaue Kenntniß der Welt und der Menschen vollkommen überzeugt, daß nur Wenige seiner Freundschaft würdig wären.

Unter diese Wenigen aber gehörte vor allen andern — sein einziger Diener, dessen Namen uns die Geschichte ebenfalls aufbehalten hat. Er hieß Nuguez. Nuguez verdiente in der That die Liebe seines Herrn in dem Grade, in welchem er sie besaß. Er hatte schon einmal seinem Herrn bei einer Gelegenheit das Leben, mit edler Aufopferung seines eignen, gerettet. Don Alonzo war nicht nur der Geburt, sondern auch dem Herzen nach ein edler Mann. — Menschenliebe erfüllte sein fühlbares Herz, ob er gleich die Menschen selbst mehr floh als aufsuchte. — Wo er einen Nothleidenden, wo er einem Hülfbedürftigen wußte, da suchte er zu helfen soviel er konnte, und bei diesem edlen Geschäfte war der treue Nuguez das wohlthätige Werkzeug seiner Hülfe. Denn wie alle wahrhaft edle Menschen zu thun pflegen, er gab sich eben so viele Mühe, Andern seine Wohlthaten zu verbergen, als Menschen von geringerm Werthe, sich bestreben, wenn sie ja Wohlthaten ausüben, vor der Welt damit zu prahlen. Eine so edle Lebensweise hätte unsern Alonzo vor jedem Unfalle sichern müssen, wenn Tugend und Glück auf dieser Erde in beständiger Harmonie wären. Allein sein Schicksal wollte es anders.

Nicht weit von ihm wohnte ein Italiener mit Namen Fabrizio. Er hatte sich beträchtliche Reichthümer erworben, war aber hart, eigensinnig, hochmüthig und so sehr von sich selbst eingenommen, daß er nicht den geringsten Widerspruch vertragen konnte.

Mehr aus Neugier, als aus Hang einen edlen

Mann kennen zu lernen, ſuchte er die Bekanntſchaft des Portugieſen.

Don Alonzo aber beharrte bei ſeinem Entſchluß, einſam und abgeſondert zu leben, und wies die zuvorkommende Höflichkeit des Italieners kalt zurück.

Der Italiener fand ſich dadurch höchlich beleidigt.

Eines Abends begegneten ſie ſich auf einem öffentlichen Spaziergange. Der Italiener ging auf Don Alonzo zu, grüßte ihn, ſuchte ihn in ein Geſpräch mit ſich zu verwickeln, und fragte ihn dann, warum er den Umgang mit ihm ſo gefliſſentlich ablehne.

Alonzo gab auf dieſe Frage eine ſehr kalte, doch nicht unhöfliche Antwort.

Allein der hochmüthige Italiener, der jedem durch ſeinen Umgang eine große Ehre zu erweiſen glaubte, empfand dieſes kalte Betragen ſehr übel, und ſagte dem Alonzo einige Bitterkeiten, dagegen dieſer drohete, ihn ſeiner Unverſchämtheit wegen gerichtlich zu belangen. Seit dieſem Vorfalle beſchloß Alonzo ſich noch tiefer in ſeine Einſamkeit zurückzuziehen, Liſſabon ganz zu verlaſſen und ſich aufs Land zu begeben. Das Landleben hatte ſchon längſt viele Reize für ſein Herz, das den Schönheiten der Natur ſtets geöffnet war.

Es wurde feſtgeſetzt, dieſen Vorſatz auszuführen, ſo bald der treue Diener Nuguez wieder zurückgekehret ſeyn würde. Dieſer hatte nämlich von ſeinem Herrn ſich einen zweimonatlichen Urlaub ausgebeten, um ſeinen kranken Vater noch zu ſehen, und ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, im Falle jener ſterben ſollte. Ungern trennte ſich Alonzo von ſeinem Diener, auf deſſen Umgang er ſich jetzt faſt ganz allein beſchränkt hatte, und ſchärfte ihm nachdrücklich ein, ja nicht über die beſtimmte Zeit zu verweilen.

Während dieſer Zeit verbreitete ſich plötzlich das Gerücht in ganz Liſſabon, daß Fabrizio, mit vielen Wunden bedeckt, todt auf der Straße ſey gefunden

worden. Auch Alonzo hörte davon, und bedauerte den unglücklichen Mann in ſeinem Herzen, ob er gleich von ihm beleidigt worden war.

Allein wie erſchrack er, als eines Morgens einige bewaffnete Männer ſich ſeiner Perſon bemächtigten und ihn in ein Gefängniß ſchleppten.

Er wurde hier mit Ketten belegt. Eine große eiſerne Thüre raſſelte hinter ihm zu und in wenigen Augenblicken ſahe er ſich von aller menſchlichen Geſellſchaft verlaſſen.

Alle Schreckniſſe ſeiner Lage fühlte jetzt der Unglückliche um ſo mehr, je weniger er die Urſache davon ergründen konnte. „Mein Gott! rief er aus, was hab ich verſchuldet? O ſey du, der du meine Unſchuld kennſt, auch mein Schutz; denn die Menſchen haben mich verlaſſen. Ach! daß auch mein Nuguez nicht bei mir iſt, um mit mir zu weinen und um mich zu tröſten.

Schon über acht Tage hatte Alonzo an dieſem Schreckensorte in der grauſamſten Ungewißheit über ſein Schickſal zugebracht. Der Kerkermeiſter, der ihm nichts als Waſſer und Brot reichte, verſagte ihm auf das hartnäckigſte die geringſte Antwort auf ſeine Fragen.

Nach Verlauf mehrere Wochen erſchienen endlich einige Soldaten, welche den Unglücklichen in den Gerichtsſal brachten. Wie erſtaunte er, als man hier ihn wegen Fabrizio's Ermordung anklagte, wozu noch die Beſchuldigung kam, daß er den Gemordeten auch beſtohlen hätte. —

Don Alonzo ſank bei dieſer Beſchuldigung beinahe in Ohnmacht. Bald aber ermannte er ſich wieder und ſprach: ich habe faſt alle Arten von Widerwärtigkeiten erfahren, nur dieſe einzige fehlte mir noch, daß meine Ehre angegriffen würde. Höher kann mein Unglück nicht ſteigen. Richter! ich bin ein Edelmann, und meiner Geburt nicht unwerth. Ich laſſe mich nicht herab, eine, mich ſo erniedrigende Anklage

zu widerlegen. Unterſucht meinen bisherigen Wandel, kein Bubenſtück hat je mein Herz befleckt. Gott iſt mein Zeuge!

Aber, wendete man ihm ein, Ihr habt mit dem Ermordeten Streit gehabt, es ſind Zeugen gegen euch vorhanden.

„Wahr iſt's," antwortete Alonzo, daß ich Fabrizio's Umgang auswich, weil ich kein Vergnügen dabei fand, und gern einſam leben wollte — wahr iſts, daß wir bei einem öffentlichen Spaziergange in Wortwechſel geriethen und ich ihn mit gerichtlicher Klage bedrohete — aber ich war nicht ſein Mörder, nicht ſein Räuber.

Man führte den Unglücklichen wieder in ſein Gefängniß, und hier überließ er ſich ganz dem Uebermaße ſeines gerechten Schmerzes, und nahm bald keine Nahrung mehr zu ſich. Sein Zuſtand rührte endlich ſogar das harte Herz des Kerkermeiſters, und dieſer erlaubte dem Gefangenen, einen Brief an ſeinen treuen Nuguez ſchreiben zu dürfen.

Alonzo ſchrieb:

„Mein einziger, beſter Freund! Dein Herr, dein Wohlthäter liegt, mit Ketten belaſtet, in einem dumpfen, finſtern Kerker und wird — o ſchändlich! ſchändlich! des Mordes und des Diebſtahls beſchuldigt. Ich werde eines ehrloſen Todes ſterben, Schande wird auf meinem Namen ruhen. Nur du allein kannſt, nächſt Gott, meine Unſchuld beweiſen. O eile, eile, rette deinen Herrn, deinen Freund!

Ein Eilbote überbrachte dem Nuguez, deſſen jetziger Aufenthaltsort mehrere Tagereiſen von Liſſabon entfernt war, den Brief.

Inzwiſchen verſtattete man dem Alonzo nicht, die Rückkunft ſeines Bedienten, als eines ungültigen Zeugens, zuerwarten. Die angeſehenen Verwandten des Ermordeten hatten die Richter noch überdieß durch Geld gewonnen, und Alonzo's Todesurtheil war bereits unterzeichnet. Ein menſchenfreundlicher Geiſtlicher, der den Verurtheilten im Gefängniſſe zum Tode vorbereiten ſollte, rieth ihm, ſich an den König ſelbſt zu wenden. „Mein Vater, antwortete Alonzo: wir wollen die Erde mit ihren Ungerechtigkeiten da, hinten laſſen, ich ſehne mich nach den Wohnungen des Friedens, wo alle Ungerechtigkeit ein Ende hat. Beten ſie mit mir zu Gott!"

Der Tag der Hinrichtung erſchien. Unzählige Einwohner von Liſſabon hatten ſich verſammelt, um dieſem blutigen Schauſpiele beizuwohnen.

Niemand fand es wahrſcheinlich, daß Alonzo, deſſen ſtiller Wandel allgemein bekannt war, ſich eines Verbrechens ſollte haben ſchuldig machen können. Von allen Seiten hörte man Klagen, überall empfand man aufrichtiges Mitleiden. Alonzo richtete ſeinen Blick unverwandt gen Himmel, und machte ſich ſchon gefaßt, den Todesſtreich aus den Händen des Nachrichters zu empfangen.

Da erhob ſich plötzlich ein dumpfes, immer lauter werdendes Gemurmel unter dem Volke. Es drängte ſich aus der Ferne ein junger Menſch in den dichten Haufen — alles wich ihm erwartungvoll aus. — „Haltet ein! haltet ein!" rief eine Stimme, tödtet nicht die Unſchuld! Jetzt näherte ſich der junge Menſch dem Richtplatze — es war Nuguez. Hinter ihm her keuchte ein Greis, der den jungen Menſchen immer zurückhalten wollte, aber es nicht vermochte. Es war ſein Vater, der von ſeiner Krankheit wieder geneſen war, und jetzt laut jammerte, daß ſich ſein Sohn ſelbſt dem Tode überliefern wollte. Alles wurde tief gerührt, tauſend Stimmen riefen: Gnade! Gnade! —

Nuguez ſchrie mit lauter Stimme: ich, ich bin der Verbrecher, rettet den unſchuldigen Mann. Führet uns zu den Richtern!

Hier erzählte er nun ſeine Begebenheit mit kurzen Worten.

Den Tag vor ſeiner Abreiſe war er dem Fabrizio

begegnet, der überall die bittersten Schmähungen gegen seinen Herren ausgestoßen hatte.

Der treue Diener, der dies nicht ungeahndet lassen wollte, hatte den Italiener zu einem Kampfe mit dem Degen aufgefordert und ihn nach einem langen und hitzigen Gefecht tödtlich verwundet. „Ich erhielt," fuhr er fort zu erzählen, „ihren Brief, mein lieber Herr, und floh hieher. Glücklich, daß ich Sie noch rettete. Wegen des Diebstahls vertheidige ich mich nicht, ich habe daran nicht den geringsten Theil; ob ich gleich arm bin, so wissen sie doch am besten, daß ich nie fremdes Eigenthum antastete. Ich habe mir bloß Fabrizio's Tod vorzuwerfen, und will meine Strafe gern leiden, nur bitte ich sie, liebster Herr, ersetzen sie meinem armen Vater hier, was er etwa an mir verlieren könnte.

Die Richter waren gerührt — und bewunderten, wie billig, die seltene Treue des Dieners gegen seinen Herrn. Allein unerbittlich war die Strenge des Gesetzes. Nuguez wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn in das Gefängniß, worin kurz vorher Alonzo geschmachtet hatte — und dieser begleitete den treuen Diener dorthin, um ihm seine letzten Tage so viel als möglich zu erleichtern. O, sprach er zu ihm im Gefühle des Schmerzes über seinen baldigen Verlust: Warum kamst du doch zurück? ich war schon mit meinem Schicksal ausgesöhnt — und über dasselbe erhaben. Das Leben war meines Wunsches nicht mehr werth. —

Wie? antwortete lebhaft Nuguez, ich hätte sie sollen sterben lassen, da sie unschuldig waren? trösten sie nur meinen armen Vater. —

Den namenlosen Schmerz, den Alonzo empfand als der Todestag des Nuguez herannahte, zu beschreiben, würde bloß ermüden.

Nur zu tief fühlte der Herr den Verlust eines solchen Dieners — ja, er überlebte dessen Tod nur einige Monate. Dem Vater des Nuguez hinterließ

er sein ganzes Vermögen. Ein trauriger Ersatz für einen Sohn von solchem Herzen! Nach einiger Zeit wurden mehrere Räuber eingezogen, welche gerichtlich bekannten, daß sie es gewesen wären, welche den Leichnam des Fabrizio beraubt hätten.

Lenke.

Der ehrliche Bezahler.

Johann de Brogin war Präsident des Kardinalkollegiums, und zur Zeit der Kostnitzer Kirchenversammlung ein großes Kirchenlicht. Sein Vater war ein armer italienischer Bauer, und er selbst hütete als Knabe die Schweine. Einst trafen ihn einige Mönche, die bei ihren Gesprächen mit ihm Talente und Geistesoffenheit an ihm zu bemerken glaubten. Scherzweise fragten sie ihn, ob er mit nach Rom wolle; und Brogin sagte im Ernst Ja! Er zog auch sogleich von dannen. Als sie durch ein kleines Städtchen kamen; blieb er vor einem Schumacherladen stehen. Der Meister fragte ihn, was sein Begehren sey. „Ein Paar Schuhe," antwortete er, ich möchte nicht gern barfuß die Reise nach Rom machen." „Was willst du aber in Rom" fuhr der Schuster fort. „Studiren" war die Antwort, und Kardinal werden. „Wohlan:" sagte der Erstere, „du sollst ein Paar haben, wenn du die Hälfte baar bezahlen kannst. Die zweite Hälfte borge ich dir, bis du Kardinal bist." Der Handel kam zu Stande, und Brogin bezahlte als Kardinal mit zehnfachen Interessen.

Gewöhnlich vergessen Emporkömmlinge ihren frühern Stand. Dieß fand bei Brogin nicht statt. Vielmehr ließ er sich als Schweinejungen abmalen, und dieses Gemälde in der Peterskirche zu Genf aufhängen.

K—r.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 21. September 1811. 114.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Vom Nutzen der Raubthiere.

Wie in einer wohleingerichteten Haushaltung Alles genau in einander greift, Alles wohl berechnet ist, und immer Eines dem Andern die Hand bietet, so verhält sich's auch im großen Haushalte der Natur. Nichts ist ohne Zweck; denn nichts ist überflüßig, alles paßt in und für einander. Auch die Raubthiere, deren Name so verhaßt ist, weil sie die schwächern Thiere überwältigen, und dem Menschen nicht selten etwas wegnehmen, was er gern haben möchte, sind in der großen Kette des Ganzen nicht unnütz. Sie sind sogar unentbehrlich und wohlthätig.

Offenbar sind die Raubthiere bestimmt, ihr Leben auf Kosten anderer lebendigen Geschöpfe zu erhalten. Sie sind zu dem Ende mit Waffen ausgerüstet, welche ihnen zur Erreichung ihrer Absicht dienen, und ein innrer Trieb reizt sie, sich ihrer Beute zu versichern. Auch sind ihre Eingeweide so eingerichtet, daß ihnen eine Nahrung aus dem Pflanzenreiche nicht genügen kann. Dasselbe Wesen, welches die pflanzenfressenden Thiere zum Verzehren der Kräuter bestimmte, muß auch die Raubthiere bestimmt haben, ihr Leben auf Unkosten andrer Thiere zu erhalten. So wenig daher die erstern etwas Unrechtes thun, wenn sie dem, ihnen eingepflanzten, Triebe folgen, eben so wenig kann man es auch den letztern zur Last legen, wenn sie ihrer natürlichen Neigung folgen.

Wenn man genau auf den Zusammenhang der irdischen Haushaltung achtet, so findet man, daß der Urheber derselben die Menge der Lebendigen aufs möglichste vermehren wollte. Darum schuf er die sogenanten Raubthiere, deren Anzahl weit größer ist, als man beim ersten Anblick glaubt, weil man nämlich den Namen: Raubthier, auf alle diejenigen Thiere ausdehnt, die sich von andern Thieren nähren. Es giebt ungleich mehrere Gattungen von solchen Thieren, die ihren Nahrungsstoff aus dem Thierreiche nehmen, als es Gattungen von solchen giebt, denen das Pflanzenreich ihren Unterhalt verschaft. Man denke nur an die Menge der Insekten, die lebendige und todte Thiere verzehren; dann wieder an die große Zahl vierfüßiger Geschöpfe, die mit ihrem Unterhalt auf Insekten, Fische und Säugthiere angewiesen sind; und endlich an die vielen Geschlechter der Vögel, die sich mit jenen in gleichem Verhältnisse befinden! Auch die Wassergeschöpfe, — Fische und Amphibien — deren lebendige Wesen zum Futter dienen, vergesse man nicht. Endlich bringe man auch das in Rechnung was der Mensch zum Unterhalt, zur Bekleidung, zur Wohnung aus dem Reiche der Thiere bedarf. Wie traurig, wie todt müßte es in der Natur aussehen, wenn die Erde aller derjenigen Bewohner entbehrte, die von ihres Gleichen leben! Vielmehr muß jede Thierart wieder auf eine oder die andere Weise zur Erhaltung der andern Lebendigen beitragen.

Selbst von den Thieren, die der Raubgier der übrigen unterworfen sind, würde nicht eine so große Zahl zum Leben kommen können, wenn nicht so viele von ihnen eines gewaltsamen Todes stürben. Man

betrachte nur eine von den geringern Thiergattungen, die andern zur Speise dienen, z. B. die Heringe. Viele tausende verirren sich in den Netzen der Fischer; eine noch größere Menge verschaft den Seeungeheuern reichliche Sättigung. Welche Folgen müßte ihre unermeßliche Vermehrung haben, wenn nicht ihre Anzahl durch andere verringert würde! Sie allein würden die ganze Meeresfläche bedecken. Durch ihr Uebermaaß würden sie ihre eignen Verderber werden. Aus Mangel an Nahrung würde sich ihre Fruchtbarkeit vermindern, und Hunger und Seuchen würden ihrer mehrere hinraffen, als alle ihre Feinde. Ihre eigne Anzahl würde sich nicht vermehren; die Zahl derer aber, die vorhin von ihnen lebte, würde sich vermindern. Es gelangen folglich durch den gewaltsamen Tod, der ihre Menge auf der einen Seite zu verringern scheint, auf der andern um so mehrere zur Wohlthat des Lebens, und bloß einige von ihnen verlieren etwas von der Dauer derselben. Berechnet man diese Verfielfältigung des Lebens durch alle Gattungen der Thiere auf dem ganzen Erdboden von Jahr zu Jahr: so übersteigt die Summe des Lebens, welches dadurch befördert wird, alle Vorstellung.

Gäbe es überhaupt kein fleischfressendes Thier, so würde der Erdboden in kurzer Zeit nicht nur der ekelhafteste, sondern auch der ungesundeste Aufenthalt für die Lebendigen werden. Welch einen Anblick müßte uns die reizendste Landschaft geben, wenn sie überall mit Leichen bedeckt wäre! Welch ein tödtender Geruch würde von allen diesen Ausdünstungen die Atmosphäre erfüllen! Nur die erstaunliche Menge von Thieren, die sich von den Lebendigen nähren, und die sich noch in der vollen Blüthe ihrer Kräfte erhaschen und verzehren, mindert die Menge der Leichen; und was dennoch eines natürlichen Todes stirbt, wird nach kurzer Zeit durch andere Thiere von der Oberfläche der Erde weggeschaft. In der Gegend von Kairo in Aegypten sind die Erdgeier zu tausenden vorhanden, welche bereit sind, die Kamele und Esel zu verzehren, die bei ihrem Dienste für den Handel fallen, und deren Leichname, bei der großen Hitze des Landes, eine unausbleibliche Pest verursachen würden. Dieselben Thiere ziehen sogar den Karavanen der Reisenden nach, um auch in den Sandwüsten die Kamele wegzufressen, die auf der Reise sterben. Eben so geht es auch am Meeresstrande her. Läßt die Ebbe todte Fische zurück, so kommen bald mit der Fluth Rochen, Haifische, Murenen und andere Raubfische, welche jene verzehren, und was die Raubthiere ja verfehlen, das ersetzen eine große Anzahl von Vögeln, die das Ufer reinigen. Deßhalb sind auch die Raubvögel mit einem außerordentlich scharfen Gesicht und Geruch versehen, damit ihnen nicht leicht eine Gelegenheit entgehe, theils für sich selbst zu sorgen, theils den übrigen Mitgeschöpfen zu dienen. Die Todtengräber unter den Käfern sorgen auf eine treffliche Weise für die Erhaltung der gesunden Luft, indem sie ihrer eignen Nahrung nachgehen. Diese kleinen Thiere bringen lange zu, ehe sie eine Leiche verzehren. Dabei würden sie theils von größern Raubthieren gestört werden, theils würde die Ausdünstung ihrer Beute die Luft verderben. Beiden Uebeln wird dadurch abgeholfen, daß sie mit großer Geschwindigkeit ihre Leiche verscharren. Sie kriechen unter derselben und arbeiten so lange, bis sie die Erde weggekratzt und auf die Seite geschaft haben. Alsdann bedecken sie das Aas mit derselben Erde und graben es immer tiefer ein.

Durch die Raubthiere kommt eine größere Mannichfaltigkeit von Kräften, und weit mehr Gelegenheit zur Entwickelung derselben in die Schöpfung. Die fruchtessenden Thiere sind gemeiniglich sehr dumm, weil sie keine sonderliche Klugheit, zur Habhaftwerdung ihres Unterhalts bedürfen. Das Raubthier dagegen muß allerlei List anwenden, seine Beute zu entdecken, zu erhaschen und zu überwältigen; wogegen wiederum

die bedrohten Thiere genöthigt werden, auf ihrer Hut zu seyn, und Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten zu treffen. Ohne die Raubthiere würden unendlich viele Triebe schlummern, und das ganze Thierreich würde ein sehr einfaches Triebwerk seyn. Selbst der Mensch würde ungleich weniger Veranlassung haben, von den in ihm liegenden Kräften Gebrauch zu machen. Die wildesten Nationen, die sonst gar nicht an die Bildung ihres Verstandes denken, sinnen doch auf Mittel, sich die Jagd und Fischerei zu erleichtern, und steigen von diesem ersten Schritt der Bildung allmälig höher.

Auch streitet es gewiß nicht mit der Güte des Schöpfers, daß eine große Anzahl der Lebendigen in der vollen Blüthe ihrer Kraft dem Tode zum Raube anheimfällt. Denn jedes Thier hat doch bis dahin die Wohlthat des Lebens genossen, und die Güte des Schöpfers ist gewiß größer, indem sie lebende Wesen in möglichster Menge schaft, als wenn Millionen derselben gänzlich aus der Reihe der Lebenden wegblieben. Hierzu kommt noch die weise Einrichtung, daß alle die Thiere, welche der gewaltsame Tod am häufigsten trift, am geschwindesten zu ihrer Ausbildung gelangen. Durch die schnellere Entwickelung ihrer Kräfte werden sie gewissermaßen für die Kürze ihrer Lebensdauer entschädigt.

Der gewaltsame Tod verursacht allerdings den Thieren Schmerzen; aber würde der natürliche Tod ganz ohne unangenehme Empfindungen erfolgen können? Ja, die meisten würden des schmerzlichen Hungertodes sterben müssen, wenn sie nicht bei voller Munterkeit von den Raubthieren umgebracht würden. Da sie nicht, wie die Menschen, von ihres Gleichen Unterstützung haben könnten, so müßten sie bei entkräfteten Gliedern und stumpfen Sinnen auf eine elende Weise verhungern. Es ist also wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Raubthiere in der Reihe der Lebenden nothwendig sind. K—r.

Einige Anekdoten vom Marschall von Sachsen.

Moriz, Marschall von Sachsen, der als Oberfeldmarschall aller französischen Armeen 1750 im 54sten Jahre seines Lebens starb, besaß eine ungemeine Geschicklichkeit und Stärke des Körpers. Er konnte ein Hufeisen zerbrechen, und den stärksten Nagel so mit den Fingern drehen, daß man ihn zum Korkzieher gebrauchte. Auf der Jagd bei Chantilly stieß er seinen Hirschfänger zwischen den Kopf und Hals eines großen wilden Schweines mit solcher Fertigkeit hinein, daß das Thier auf der Stelle todt niederfiel.

Als er zu London war, und zu Fuß in der Stadt herumging, bekam er Händel mit einem Kothführer, der ihn mit Grobheit aus dem Wege gehen hieß. Moriz ergriff den Grobian sogleich beim Nacken, und warf ihn in einer solchen Richtung in die Luft, daß er mitten auf seinen Karren zurückfiel, der bis an den Rand mit Schlamm angefüllt war. —

In der Schlacht bei Lawfeld wurden seinem Freunde, dem Herrn von Balfonds, 2 Pferde unter dem Leibe getödtet. Balfonds kam zu Fuße auf den Marschall zu. Sogleich gab ihm dieser ein vortreffliches spanisches Pferd, das für ihn selbst bestimmt war. Balfonds weigerte sich es anzunehmen, und setzte hinzu: Ihre Person ist zu viel werth, als daß sie sich dieses Pferdes berauben sollten.

Nimm es, erwiederte freundlich der Marschall — heute bist du Ich.

Als der französische Marschall von Berwick im Begriff war, die Feinde bei Ettlingen anzugreifen, sagte er, da er unsern Grafen von Sachsen in seinem Lager ankommen sah: Mein lieber Graf, eben wollte ich noch 3000 Mann kommen lassen; aber Sie allein sind mir so viel werth, als diese Verstärkung. Wirklich drang auch noch an demselben Tage Moriz an der Spitze eines Grenadierdetachements in die feindlichen

Linien ein, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und entschied durch seine Tapferkeit den Sieg.

Moriz übernahm, einer heftigen Krankheit ungeachtet, das Kommando der französischen Armee in den Niederlanden. Kurz darauf fiel die Schlacht bei Fontenay vor. Moriz ließ sich in einer Sänfte von Weidenzweigen umhertragen, um alle Posten zu visitiren und während der Schlacht selbst, setzte er sich sogar zu Pferde, obgleich seine große Entkräftung fast alle Augenblicke für sein Leben fürchten ließ. Daher sagte auch Friedrich der Große in einem Briefe, diese Schlacht habe dem Feldherrn die meiste Ehre gemacht. Schon im 13. Jahre ging Moriz zu der vereinigten Armee in Flandern, welche Prinz Eugen und Marlborough anführten. Im Jahre 1709 wohnte er der Einnahme von Ryssel bei, zeichnete sich bei der Belagerung von Dornick, von Bergen, und in der merkwürdigen Schlacht bei Malplaquet aus. Am Abend nach dieser Schlacht versicherte er von sich selbst: er wäre mit seinem heutigen Tagewerk zufrieden.

In der blutigen Schlacht bei Gadebusch führte er ein Kavallerieregiment dreimal ins Feuer, und sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen.

Im Jahr 1717 ging Moriz nach Ungarn, wo der deutsche Kaiser eine Armee von 15000 Mann unter Eugen's Anführung gegen die Türken ins Feld gestellt hatte, wohnte der Belagerung von Belgrad und einer Schlacht bei, welche Prinz Eugen gegen die Türken gewann und erhielt von diesem großem Feldherrn öffentliche Lobeserhebungen über seine Klugheit und Tapferkeit.

(Beschluß folgt.)

Pitt, der Diamant.

Pitts Urgroßvater, Lord Chatam Gouverneur von Coromandel, kaufte von einem Indianer, den unter dem Namen Pitt, oder Regent, so berühmt

gewordenem Diamant von 20400 Pf. Sterling. Es war damals ein ganz roher Stein, dessen Werth nicht zu bestimmen war. Er schickte ihn nach England, ließ ihn für 10000 Pf. schleifen, und nun kaufte ihn der Herzog von Orleans, damaliger Regent von Frankreich für 3,240,000 Franken (ungefähr 1 Million Thaler). Er wiegt 136 Karat. (ein Karat wiegt 4 Gran, 60 Gran auf ¼ Loth also 9 Quent. oder 2¼ Loth und 4 Gran.

Wedel.

Auflösung der Räthsel im hundertundsiebenten Stück.

Scheere.

Musikalien, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Aurnhammer, VI. Variations pour le Fortepiano. 8 Gr.

Bauch, Mag. J. G. Lieder und Gesänge mit Begleitung des Fortepiano. quer Fol. 1 Rthlr.

Beethoven, von, Grand Concert pour le Fortepiano avec deux Violons, Alto, Basse, Violoncelle, Flûte, Oboe, Clarinettes, Bassons, Trompettes et Timpanes Oeuvre XV. 5 Thlr.

— — — Grand quintetto pour le Fortepiano. etc. 2 Thlr.

— — — Sonate pour le Fortepiano avec Coi ou Violoncelle. 1 Thlr.

A Collection of German Ballads et Songs. 16 Gr.

A Collection of favourite Songs, a Supplement to the German Erato. 16 Gr.

Durand, X Variations pour le Violon, avec arangement de grand Orchester. 16 Gr.

Durand, Sechs deutsche Arietten fürs Klavier, 1 Thlr.

Eratho the German, or twelve favourite Song 16 Gr.

Grahl, Rondeaux, Menuets et Polonois, pour le Clavecin. 12 Gr.

Neue
Jugend-Zeitung

No. Montags, den 23. September 1811. 115.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der falsche Waldemar, oder die gespielte Markgrafenrolle.

Die Geschichte älterer und neuerer Reiche hat uns die Namen von Betrügern aufbehalten, deren Kühnheit oder Ehrsucht sich das zu verschaffen suchte, was ihnen die Geburt versagt hatte. Schon aus dem Justinus kennen die jungen Leser vielleicht den falschen Smerdis, der sich auf den persischen Thron schwang. Aber auch die neuere Geschichte stellt uns ähnliche Abentheurer und Betrüger auf. So hatte England seine falschen Richarde und Eduarde; Portugall seine falschen Sebastiane; Spanien einen fingirten Alphons; Rußland seine Demetrius; Deutschland seinen thüringischen Schneider, der sich für den Kaiser Friedrich den zweiten ausgab, und so auch Brandenburg den Müllerssohn, von welchem hier die Rede ist.

Dieser Mann, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts lebte, war von der Natur mit nicht geringen Talenten ausgestattet, hieß Jakob Rehbock, und war ein Müllerssohn, verschaffte sich auch anfänglich seinen Unterhalt in einer Mühle und wurde nachher eine Zeitlang bei dem Markgrafen von Brandenburg, Waldemar Bedienter.

Das Zusammentreffen verschiedener, ihm günstiger Umstände, setzten ihn in den Stand, seine Markgrafenrolle zu spielen, worin er sich zwar nicht bis an seinen Tod behauptete, aber doch auch sein Leben nicht so tragisch endete, als die meisten ähnlichen Betrüger, von denen er sich auch noch dadurch unterschied, daß er mehr das Werkzeug anderer Fürsten war, als aus freier Wahl handelte.

Nach dem Absterben der Brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Anhalt vergingen einige Jahre, ehe die Brandenburgischen Länder wieder einen bestimmten Oberherrn erhielten. Viele benachbarte Fürsten machten auf diese Länder Anspruch, machten ihre Ansprüche durch die Waffen gültig, und nahmen verschiedene Gegenden auch wirklich in Besitz. Die Kriegsszenen, die hier vorfielen, waren dem Wohlstande des Landes höchst nachtheilig, und die öffentliche Sicherheit litt dadurch ungemein. Räuberbanden hatten sich hier eingenistet, welche alle Straßen unsicher machten, und die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ausübten. Zum Unglück für die Mark Brandenburg konnte sich in damaliger Zeit kein deutscher Kaiser um das Land bekümmern; denn Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern, Nebenbuhler um den Kaiserthron, führten einen blutigen Krieg mit einander, um durch das Glück der Waffen zu entscheiden, welcher von beiden den Kaiserthron würde behaupten können. Die Schlacht bei Mühldorf gab endlich den Ausschlag; Ludwig von Baiern siegte, und wurde als Kaiser anerkannt. Er erklärte jetzt die Mark Brandenburg für ein offenes Reichslehn und gab sie, mit Bewilligung der deutschen Fürsten, seinem ältesten Sohne, Ludwig, welcher sich auch durch die Gewalt der Waffen in diesem Lande zu behaupten suchte.

Allein Pabst Johann XXII., der ein eifriger Anhänger des Gegenkaisers, Friedrichs von Oestreich, gewesen war, und diesem gerne die Kaiserkrone hatte zuwenden wollen, sprach, aus Rachsucht gegen den Kaiser Ludwig und dessen Sohn, über den neuen Markgrafen von Brandenburg, den Kirchenbann aus.

Dieses hatte für die Mark sehr nachtheilige Folgen; denn die Polen und Litthauer thaten, auf Anstiften des Papstes, einen Einfall in die Mark, und richteten die schrecklichsten Verheerungen darin an.

Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont; sogar Kirchen und Klöster wurden ein Raub der Flammen, und in Aschenhaufen verwandelt.

Selbst die gleichzeitigen Schriftsteller können das Gemälde dieser Schreckensszenen nicht grell genug entwerfen, und versichern, die Feinde wären den reissenden Wölfen und den wüthenden Hunden zu vergleichen gewesen, entschuldigen aber zum Theil diese Grausamkeiten dadurch, daß dieser Krieg zur Ehre der christlichen Kirche und mit Einwilligung des Pabstes wäre geführet worden.

Dieser Umstand charakterisirt zugleich den Geist des damaligen Zeitalters hinlänglich.

Nachdem die Barbaren einige Zeit lang ungestört gewüthet hatten, ermannten sich die Brandenburger, und befreiten mit Gewalt der Waffen, das Land von ihren grausamen Feinden.

Diese Verwüstungen hatten die Brandenburger mit Unwillen gegen ihren jetzigen Landesherrn erfüllt, den sie wenigstens als die entfernte Ursache derselben betrachten mußten. Mancherlei andere Ausschweifungen, die sich Ludwig erlaubte, erhöhten diesen Unwillen noch mehr, und bewirkten eine allgemeine Gährung.

Der neue Pabst, Klemens der VI., einer der Nachfolger Johannes XXII., hatte neuerdings über den deutschen Kaiser Ludwig, den Vater des jetzigen Markgrafen von Brandenburg, einen fürchterlichen

Bannfluch ausgesprochen, worin er ihn und seine Kinder für ehrlos, und für unfähig zur weitern Regierung erklärte — es hieß in dieser Bannformel unter andern: Gottes Allmacht solle diesen Ludwig niederwerfen und ihn seinen Feinden übergeben — der Herr solle ihn mit Narrheit und Blindheit schlagen, und durch seinen Blitz verzehren — und die ganze Erde solle sich gegen ihn waffnen — sein Andenken müsse unter den Menschen erlöschen, alle Elemente sollen gegen ihn kämpfen u. s. w.

Dieser und ähnlicher Ausdrücke bediente sich der Statthalter Christi auf Erden, und war auch, — was noch schlimmer ist — darauf bedacht, seinen Worten selbst durch die That den möglichsten Nachdruck zu geben.

Er sendete an alle Kurfürsten, sowohl geistliche als weltliche, Briefe, worin er sie zu einer neuen Kaiserwahl auffoderte, und schlug zum neuen Kaiser den Markgrafen von Mähren Karl, den ältesten Sohn des böhmischen Königs Johann vor, den, nachmals unter dem Namen Karls IV. so bekannten deutschen Kaiser.

Die drei geistlichen Kurfürsten, desgleichen der Herzog Rudolph von Sachsen und der König von Böhmen, Johann, gaben der Aufforderung des Pabstes Gehör, und erwählten Karln von Mähren, am 10. Jul. 1346 zum deutschen Reichsoberhaupt.

Dessen ungeachtet wußte der bisherige Kaiser, Ludwig von Baiern, ein Mann von Geist und Herz, sein Ansehn zu behaupten, und man nannte Karl IV. nur spottweise den Pfaffenkönig, weil er größtentheils seine Wahl den geistlichen Fürsten zu verdanken hatte.

So lange daher Kaiser Ludwig der Baier lebte, hatte der päbstliche Bannfluch auch für seinen Sohn, den Markgrafen Ludwig und dessen Land keine weitere Folgen. Kaum aber war Kaiser Ludwig im Jahre 1347 gestorben, so beschlossen alle Feinde des Baierschen Hauses einmüthig, die Rache, die man

an dem kriegerischen Vater nicht nehmen konnte, nun an dem Sohne auszuüben. Zu diesen Gegnern gehörten vorzüglich die Grafen von Anhalt, der Herzog Rudolph von Sachsen, der Erzbischof Otto von Magdeburg, die Herzoge von Meckelnburg und Pommern, und, vor allen andern, auch Kaiser Karl IV.

Alle die, hier genanten, Fürsten hatten zur Absicht, dem baierschen Hause die Mark Brandenburg zu entreissen und unter sich zu theilen.

Um diese Absicht desto besser zu erreichen, brauchten sie nun den obengenannten Jakob Rehbock, welcher sich für den verstorbenen Markgrafen von Brandenburg, Waldemar, ausgeben sollte. So unwahrscheinlich es auch beim ersten Anblick scheinen mag, daß ein solcher Betrug mit Glück unter einem Volke gespielt werden konnte, welches den Markgrafen genau gekannt hatte, so viele Umstände kamen dennoch hier zusammen, welche die Täuschung begünstigten, und den Glauben an den wahren Markgrafen, Waldemar, so tief in den Gemüthern der Brandenburger bevestigten, daß man den Pseudo-Waldemar fast allgemein für den wahren Waldemar hielt.

Die Natur kam hierbei dem Müllerssohne selbst zustatten; denn, durch ein sonderbares Spiel derselben, hatte er mit dem verstorbenen Markgrafen eine täuschende Aehnlichkeit, die sich sowohl auf die Gesichtszüge selbst, als auch auf die körperliche Größe und Form erstreckte, ja sogar die Farbe der Haare war bei beiden gleich. Schon dies allein konnte seinem Vorgeben wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit verschaffen; allein es kam noch ein Umstand hinzu, der die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewißheit erhob — er war von verschiednen Familiengeheimnissen unterrichtet, die Niemand anders wissen zu können schien, als Waldemar selbst. Dieß gab ihm wenigstens beim Volke ein großes Ansehen, so leicht man sich auch dieses Räthsel erklären kann.

Es ist schon weiter oben erzählt worden, daß

Rehbock in den vorigen Zeiten beim Markgrafen Bedienter gewesen war — hier hatte er wohl mannichfaltige Gelegenheit gehabt, sich von diesem und jenem zu unterrichten, und wer weiß es nicht, wie tief oft die Bedienten in die Geheimnisse ihrer Herren eingeweiht sind. —

Manches andere erfuhr er auch wahrscheinlich von den andern Fürsten, die seine Unternehmung aus den, schon oben angeführten, Staatsabsichten begünstigten. Wenigstens hatten diese Fürsten, um desto sicherer zu gehen, bei dem ersten Erscheinen des Müllerssohns auf dem politischen Schauplatze, das Gerücht verbreiten lassen — man bemerkte jetzt an dem Markgrafen Waldemar einige — Verstandesschwäche.

Dieses war in der That ein feiner Staatsstreich, und man hatte dadurch dem Pseudo-Waldemar ein vortreffliches Hülfsmittel in die Hände gegeben, sich fast bei jeder Gelegenheit aus der Verlegenheit zu ziehen, und allen verfänglichen Fragen auszuweichen.

Jakob Rehbock fing indessen seine Rolle auf folgende Art zu spielen an:

Zuerst erschien er in der Mark Brandenburg im Pilgergewande, besuchte vorzüglich die Landleute auf den Dörfern, reizte durch ein gewisses räthselhaftes Reden, und geheimnißvolles Betragen die Neugierde der leichtgläubigen Menge, machte ihnen wunderbare Erzählungen von allerlei, im gelobten Lande bestandnen, Abentheuern, erlittenen Drangsalen und überwundnen Gefahren, und erregte dadurch, wie er wünschte, allgemeine Aufmerksamkeit. Nachdem er die Neugierde des Volkes nur gereizt, aber nie ganz befriedigt hatte, trat er endlich, — gleichsam im Vertrauen — mit dem Geständnisse hervor, daß er der für todt gehaltene, aber noch lebende, und aus dem gelobten Lande vor Kurzem zurückgekehrte, wahre Markgraf Waldemar sey. Weit entfernt, daß das Wunderbare und Abentheuerliche dieser Erzählung Mißtrauen gegen die Wahrheit derselben und die Ehr-

lichkeit des Erzählers hätte erregen ſollen, fand ſie vielmehr allgemeinen Beifall und — Glauben.

Wer weiß es nicht, daß beſonders gemeine Köpfe und unkultivirte Menſchen gerne glauben, was ſie wünſchen? Es war aber wirklich damals faſt allgemeiner Wunſch, daß Waldemar noch leben möchte, weil man unter ſeiner Regierung glücklicher geweſen war, als unter der gegenwärtigen.

Schnell, wie ein Lauffeuer, verbreitete ſich daher die Nachricht von der Wiedererſcheinung des zurückgewünſchten Markgrafen. Einige zweifelten anfänglich; aber ſobald mehrere anfingen zu glauben, glaubten es am Ende faſt alle.

Jetzt that unſer Abentheurer einen zweiten Schritt, der ihn ſeinem Ziele näher bringen ſollte. Er begab ſich in ſeinem Pilgergewande nach Magdeburg an den Hof des Erzbiſchofs. So bald er hier angelangt war, und ſchon durch ſeine Kleidung die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, verlangte er ſogleich, daß man ihn vor den Erzbiſchof führen möchte, er habe ihm Dinge von äußerſter Wichtigkeit zu ſagen.

Der Erzbiſchof hielt eben Tafel, und man ſagte daher dem Pilger, er ſolle zu einer andern Stunde wiederkommen, weil man den geiſtlichen Herrn nicht in ſeiner jetzigen Beſchäftigung ſtören wolle.

„Gebt mir wenigſtens“ ſprach der Pilger, „einen Becher Wein, damit ich mich an einem Trunke laben könne.“ —

Man ſchlug ihm dieſe Bitte nicht ab, und reichte ihm einen großen Pokal mit gutem Wein gefüllt.

Der Pilger leerte ihn zur Hälfte aus, ließ einen koſtbaren Ring hineinfallen, und entfernte ſich dann ſchnell.

So bald die Bedienten den Ring fanden, deſſen Koſtbarkeit in die Augen fiel, meldeten ſie die Sache ſogleich dem Erzbiſchof und überreichten ihm den Ring.

Der Erzbiſchof warf einen Kennerblick auf den Ring, und rief voll Verwunderung aus: Das iſt der

Siegelring des Markgrafen Waldemar, ich kenne ihn ſehr genau, und habe verſchiedne Siegelabdrücke davon noch in meinen Händen. Man ſuche ſogleich dieſen Pilger auf, und führe ihn zu mir.

Der angebliche Pilger, der ſich leicht wollte wiederfinden laſſen, hatte ſich auch nicht weit von dem Palaſte des Erzbiſchofs entfernt; man entdeckte ihn bald — brachte ihn zurück, und führte ihn in das Zimmer des Erzbiſchofs.

Hier erzählte nun unſer Abentheurer ein Mährchen, das entweder ganz von ſeiner eignen Erfindung war, oder an deſſen Erfindung und Ausbildung die Fürſten, die ſich ſeiner zum Werkzeuge bedienten, Theil genommen hatten. Er behauptete im zuverſichtlichen Tone, der wahre Waldemar, Markgraf von Brandenburg zu ſeyn. Er habe um ſeine Sünden zu büßen, auf den Rath ſeines Beichtvaters eine Reiſe nach dem gelobten Lande, und an den Ort machen wollen, wo der Heiland für ihn gelitten habe und geſtorben ſey. Weil ich aber voraus ſahe, fuhr er fort, daß meine Unterthanen mich nicht freiwillig aus meinem Lande ziehen laſſen würden, ſo ſtellte ich mich krank und ließ mich hernach für todt ausſagen. Ein anderer Verſtorbener aber ward, ſtatt meiner, in den Sarg gelegt. Ich entfernte mich dagegen in aller Stille aus meinen Staaten, legte ein Pilgerhemd an, wallte nach dem gelobten Lande, ſahe die heilige Stadt Jeruſalem, und büßte dort am Grabe des Erlöſers, für meine Vergehungen. Hier erfuhr ich durch einige, aus Europa hiehergekommene, Pilger, daß meine nächſten Anverwandten aus der anhaltiſchen Linie, von der Regierung meiner Länder ausgeſchloſſen wären, und ein fremdes Haus — das Baierſche — meinen Fürſtenthron eingenommen habe. Empört über dieſe Ungerechtigkeit, beſchloß ich ſogleich, nach Europa zurückzukehren, nicht ſowohl um die Regierung ſelbſt wieder zu übernehmen, ſondern blos um ſie meinen rechtmäßigen Erben zu überlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 26. September 1811. 116.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Dehnbarkeit der Metalle.

Was die Leser und Leserinnen der Jugendzeitung im 70sten Stück des Jahrganges 1811. von der Dehnbarkeit der Baumwolle und des Flachses gelesen haben, das hat unstreitig ihre Bewunderung erregt. Allein die Theilbarkeit jener Pflanzentheile wird bei weitem durch die Dehnbarkeit einiger Metalle, namentlich des Silbers und des Goldes, übertroffen. Eine Unze Gold, die in Gestalt eines Würfels nicht völlig $\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge, Breite und Dicke einnimmt, kann unter dem Hammer des Goldschlägers so ausgedehnt werden, daß sie einen Raum von $146\frac{1}{2}$ □Fuß bedeckt. So bewundernswerth uns diese Ausdehnung erscheint, so wird sie doch von derjenigen, die sich beim Drathziehen zeigt, über alle Vergleichung sehr übertroffen. Man hat Goldblättchen, deren 360000 übereinander gelegt, noch nicht völlig einen Zoll dick sind. Gleichwohl ist diese Dicke noch beträchtlich gegen die Dicke des Goldes auf dem Faden, womit die Seide in den goldnen Tressen besponnen ist. Um sich von der außerordentlichen Dehnbarkeit des Goldes einen Begriff machen zu können, muß man sich das Verfahren beim Golddrathziehen vorstellen.

Der, so genannte, Golddrath besteht durchaus nicht aus lauterm Golde, sondern er ist vielmehr nichts anders, als vergoldeter Silberdrath, oder Silberdrath mit Gold überzogen. Um diesen Drath zu verfertigen, richtet man eine runde silberne Stange zu. Sie mag ungefähr 45 Mark schwer, $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitt dick, und 22 Zoll lang seyn. Diese Stange belegt man mit Goldblättchen, und zwar je nachdem die Vergoldung stärker oder schwächer ausfallen soll, mit mehrern oder wenigern. Selten gebraucht man aber mehr als 2 Unzen Goldes, um jene 45 Mark Silber damit rundherum zu belegen. Meistentheils ist Eine Unze hinlänglich. Die Dicke des aufgelegten Goldes beträgt also höchstens den 400sten, und bisweilen kaum den 1000sten Theil eines Zolles.

Damit das Gold auf der Silberstange fest aufliege, wird es mit derselben geglühet, und vermittelst eines sehr glatten Stückes Blutstein festgerieben. Sodann nimmt das Drathziehen seinen Anfang. Man treibt nämlich die ganze vergoldete Stange nach und nach durch eine Menge runder Löcher, davon jedes immer ein wenig kleiner ist, als das andere. Zuerst geht die Stange durch die weitesten Oeffnungen; dann werden sie immer enger und enger, so daß sich mit jedem neuen Loche, durch welches die Stange gegangen ist, die Dicke ihres Durchschnittes vermindert: dafür gewinnt sie aber, bei jedem neuen Durchgange durch ein neues Loch, eben so viel an der Länge, als sie an der Dicke verliert. Ihre Oberfläche vergrößert sich mit jedem neuen Loche, durch welches sie gezogen wird, bis sich zuletzt ein Faden daraus bildet, der so dünne ist, als ein Haar. Nichts desto weniger ist das Silber um und um mit Gold belegt, und man bemerkt selbst mit dem Mikroskop nicht den allerkleinsten Punkt, der nicht vergoldet wäre. Die

Dicke des Silberfadens ist 9000 mal geringer, als der Durchmesser der Stange, aus welcher er gezogen wurde. Wie fein muß also das Goldblättchen seyn, welches denselben bedeckt!

Reaumur fand durch eine genaue Messung, daß eine Unze von einem solchen Faden 3232 Fuß lang war. Folglich dehnte sich die ganze Stange von 22 Zoll, bis auf 1,163,520 Fuß, oder auf 40 bis 50 deutsche Meilen aus. Dessen ungeachtet ist der Faden noch nicht bis zu seiner möglichsten Verlängerung ausgedehnt. Der größte Theil dieser Goldfäden wird zum Bespinnen der Seide angewendet, und um zu diesem Behufe davon Gebrauch zu machen, läßt man den Faden noch zwischen zwei stählerne Walzen durchgehen, die außerordentlich glatt polirt sind, und sehr dicht auf einander passen. Durch diese Bearbeitung wird der Faden noch um $\frac{1}{4}$ verlängert. Die Breite eines solchen geplätteten Drathes, der gewöhnlich Lahn heißt, beträgt nicht mehr als den 8ten Theil einer Linie, oder den 96sten Theil eines Zolles. Seine Dicke macht gar nur den 3072sten Theil eines Zolles aus. In diesem Zustande ist die Unze Gold bis zu einer Fläche von 1190 □Fuß ausgedehnt; statt daß die Goldschläger sie nur bis auf 146 □Fuß brachten. Wie unendlich fein muß aber diese Goldlage in dieser erstaunlichen Ausdehnung seyn. Nach Reaumur beträgt die Dicke derselben nur den 175000sten Theil einer Linie, oder den 2,100,000sten Theil eines Zolles, vorausgesetzt, daß das Gold überall gleich stark aufgetragen ist, welches schwerlich angenommen werden kann.

Doch ist dieses noch lange nicht die höchste Dehnbarkeit des Goldes. Denn man kann dasselbe durch Eine Unze bewerkstelligen, wozu wir zwei angenommen haben; und dann würde die Dicke der Goldlage an den dünnsten Stellen nur den 6,300000sten Theil eines Zolles betragen.

Auch jetzt ist noch nicht der höchste Grad der Dehnbarkeit erreicht. Denn der Lahn kann zwischen den Walzen noch mehr gequetscht, und dadurch noch einmal so weit in die Länge und Breite ausgedehnt werden, sodaß die Dicke der Vergoldung kaum den 13. bis 14. Millionen Theil eines Zolles beträgt.

Bei aller dieser Feinheit ist das Silber vollkommen bedeckt, und weder das schärfste Auge noch das beste Mikroskop entdeckt eine leere Stelle. Das Licht selbst kann keinen Durchgang darin finden. Man kann sogar einen solchen Goldfaden in Scheidewasser tauchen, und das Silber von demselben auflösen lassen; dennoch bleibt die Vergoldung in der Gestalt eines äußerst feinen Röhrchens.

K—r.

Der falsche Waldemar, oder die gespielte Markgrafenrolle.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen war für die damalige Zeit gut erfunden und ausgeschmückt; denn daß oft einzelne Fürsten und Große, zur Abbüßung ihrer Sünden in das gelobte Land zogen, ist aus der Geschichte der Kreuzzüge bekannt genug. Der Erzbischof von Magdeburg schien daher in die Wahrheit dieser Erzählung nicht das geringste Mißtrauen zu setzen, munterte aber den angeblichen Markgrafen auf, die Regierung lieber selbst wieder zu übernehmen, weil dieß das einzige Mittel wäre, solche auch nach seinem Tode den rechtmäßigen Erben, dem Hause Sachsen und Anhalt zu sichern. Natürlich bestätigten unsern Abenteurer die Herzoge von Sachsen, die Grafen von Anhalt, so wie auch die Herzoge von Pommern, in dem Entschlusse, die Regierung selbst zu übernehmen. Nun erst legte der Müllerssohn sein Pilgergewand ab, vertauschte es gegen fürstliche Kleidung, und ließ sich von seinen Anhängern zum neuem Antritte seiner Regierung Glück wünschen. War ja in den Ge-

räthern der Brandenburger bisher noch einiger Zweifel gewesen, so mußte dieser nun fast gänzlich verschwinden, als sie sahen, das viele angesehene deutsche Fürsten, diesen Mann für den wirklichen Markgrafen von Brandenburg hielten und ihn öffentlich dafür anerkannten.

Unter allen Fürsten, von welchen Jakob Rehbock öffentlich unterstützt wurde, zeichnete sich der Herzog von Sachsen, Rudolph I. durch seinen Eifer vorzüglich aus, und führte im Jahre 1348, als gerade Markgraf Ludwig, eine Reise nach Baiern gemacht hatte, den angeblichen Waldemar, in die brandenburgischen Staaten öffentlich ein. Er war von zahlreichen Kriegsschaaren begleitet, die ihm den Besitz seines Landes sichern sollten. Was die Fürsten, die sich für den falschen Markgrafen interessirten, durch Gewalt der Waffen zu bewerkstelligen suchten, das suchte dieser durch ein gefälliges, herablassendes und einschmeichelndes Betragen zu erlangen. Es fehlte nicht an glänzenden Versprechungen. Waldemar wollte nämlich alle Schulden bezahlen, welche der Markgraf Ludwig bisher gemacht hatte, wollte alle Einwohner gegen diesen Fürsten schützen, alle, von ihm eingeführte, neue Zölle und Geleite wieder aufheben, ohne Einwilligung der Städte keine Festungen und Burgen bauen, und die, welche während seiner Abwesenheit angelegt waren, niederreißen lassen — die Städte sollten das Recht haben, nur vor ihren eigenen Gerichten verklagt zu werden u. s. w.

Auch hatte der neue Markgraf sogleich jene, dem Erzbischof von Magdeburg mitgetheilte, Erzählung von seinen Schicksalen und den Beweggründen, die ihn zur Rückkehr aus dem gelobten Lande, veranlaßt hatten, bekannt machen lassen. Daher gelang es ihm denn wirklich, fast durchgängig für den wahren Waldemar gehalten zu werden, und sich die Herzen aller Unterthanen geneigt zu machen.

Die Gnadenbezeugungen des neuen Regenten, die fast allgemeine Unzufriedenheit mit der bisherigen Regierung des Markgrafen Ludwig, die Truppen, welche von allen Seiten jetzt in das Land zur Beschützung Waldemar's einrückten, bewirkten, daß dieser, in kurzer Zeit, Herr der meisten Städte, Schlösser und Festungen wurde. Ueberall strömten ihm die Brandenburger mit Fahnen, Kerzen und Kreuzen laut jubelnd entgegen, betrachteten ihn als den Retter des Landes, als den Befreier von ihrem bisherigen Joche, und als den Wiederhersteller ihrer alten Gerechtsame und Freiheiten.

Nur drei märkische Städte blieben dem Markgrafen Ludwig unerschütterlich treu, Frankfurt an der Oder, Spandau und Brietzen. Die letztere Stadt erhielt zum Andenken an die bewiesene Treue ihrer Einwohner, von der Zeit an, den Namen Treuenbrietzen.

Das Gegentheil aber fand durchgängig bei den übrigen Märkern statt. Sie waren fest entschlossen, sich nie wieder dem baierschen Hause zu unterwerfen. Zwar kehrte Ludwig von Baiern in die Mark zurück, und bot alle Mittel auf, die wankende Treue der Märker zu befestigen. Er versprach Vergessenheit alles Vorigen, gab sich Mühe, den Adel durch Ertheilung wichtiger Privilegien auf seine Seite zubringen, das Volk durch Schmeicheleien zu gewinnen, selbst an den, ihm geleisteten Eid, der Treue zu erinnern; aber alles vergeblich.

Die Abneigung der Märker gegen ihren Fürsten hatte zu tiefe Wurzel gefaßt, und die Unterstützung der übrigen Fürsten zur Verdrängung und zum Untergange des baierschen Hauses war zu bedeutend, als daß man auf Ludwig's Vorstellungen gehört hätte.

Dieser suchte nun Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er führte ein ansehnliches, in Baiern zusammengebrachtes, Heer in die Mark Brandenburg; das arme Land wurde nun der Schauplatz innerer

Kriege, und empfand alle Drangsale, welche der Kampf zweier Streitender und sich bekämpfender Partheien zu verursachen pflegt.

Auch Kaiser Karl IV. mischte sich ein, und befand sich an der Spitze einer zahlreichen Armee, mehr um Ludwig zu schrecken, als um ihn zu besiegen. Denn dieser Kaiser, der sich auf seine Kunst, geschickt zu unterhandeln, ausnehmend viel zu gute that, vermied öffentliche Feindseligkeiten, soviel als nur immer möglich, und suchte dagegen, die Sache lieber ohne Gewalt der Waffen beizulegen. Wenn er seinen Widersacher dabei überlisten, oder, um den richtigen Ausdruck zu brauchen, betrügen konnte, machte er sich kein Gewissen daraus. Man sagt auch, er solle bei dieser Gelegenheit, mehrere Offiziere Ludwigs durch Bestechungen gewonnen haben, um ihren Fürsten von einem Treffen abzuhalten, indem es ja unter seiner Würde wäre, um eines so elenden Abentheurers willen, als der vorgebliche Waldemar sey, seine braven Leute ohne Noth aufzuopfern. — Wenigstens zeigte Karl IV. nicht die geringste Lust zu einem Treffen; und Ludwig von Baiern führte inzwischen seine Armee nach Frankfurt an der Oder, wo sie von Karl IV. und noch einigen verbundenen Fürsten eingeschlossen und belagert wurde.

Die tapfere Gegenwehr Ludwigs, und die eintretende rauhe Witterung — es war gegen Ende des Jahres 1348 — machten, daß die Belagerung wieder aufgehoben wurde. Kaiser Karl IV. bezog hierauf mit seiner Armee ein Lager bei Heinersdorf, einige Stunden von Frankfurt an der Oder. In diesem Lager stellte er — um doch etwas zu thun, und um einen gewissen Schein der Unpartheilichkeit zu geben — eine Untersuchung über den angeblichen Markgrafen, Waldemar an.

Der Zweck derselben war, es solle durch eine Commission entschieden werden, ob der, unter dem Namen Waldemar aufgetretene, Markgraf der wahre Waldemar wäre oder nicht. — Mehrere Fürsten, namentlich der Herzog Rudolph von Sachsen, der Erzbischof Otto von Magdeburg, der Herzog von Mecklenburg, nebst noch mehrern Grafen, bekräftigten durch einen förmlichen Eid, daß sie Waldemar vor seiner Reise ins gelobte Land persönlich gekannt, und alle Kennzeichen seiner Person an dem jetzigen Markgrafen wieder gefunden hätten, daher sie ihn als den wahren Waldemar anzuerkennen genöthigt wären.

Nach dieser Erklärung der Fürsten belehnte Kaiser Karl IV. den Müllerssohn mit der Mark Brandenburg, und allen dazu gehörigen Landen, Leuten, Rechten, nebst Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage. In dem Falle, daß bei seinem Tode keine rechtmäßigen Erben da wären, sollten Herzog Rudolph von Sachsen oder seine Söhne, und die Grafen von Anhalt ihm in der Regierung nachfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Dem Sklav, der schwere Bürden trägt,
Dem Mann, den man in Fesseln legt,
Gewährt mein Erstes hohe Freuden;
Denn, es entnimmt ihn seinen Leiden.
Das Zweite, nennt man jene Zeit,
Wo uns das Sonnenlicht erfreut.
Die Horen geben uns beim Tanze
Nur einmal wöchentlich das Ganze.

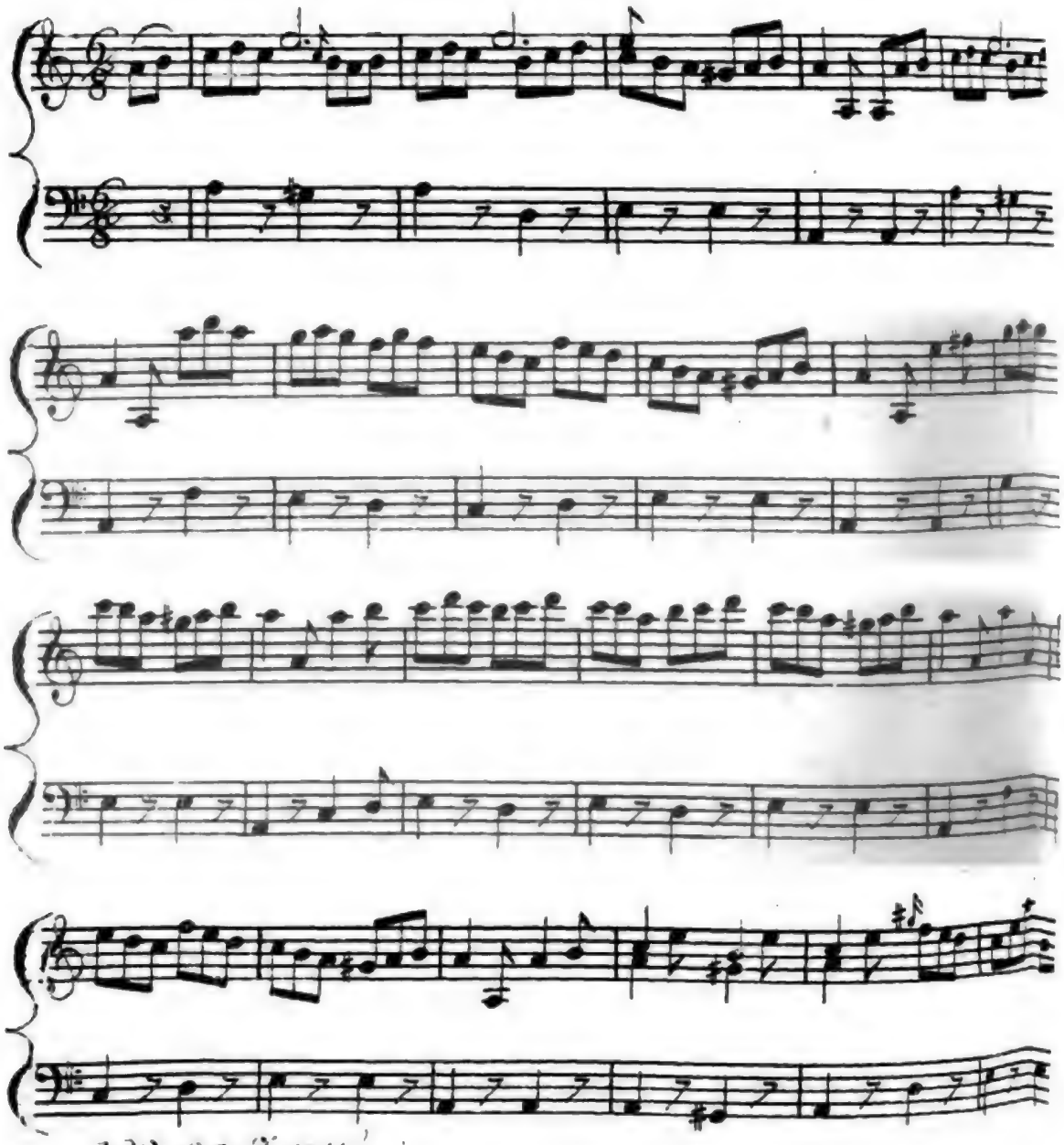
D. Fr. W. Helmuth.

Auflösung des Logogryph's im hundert und zehnten Stück.

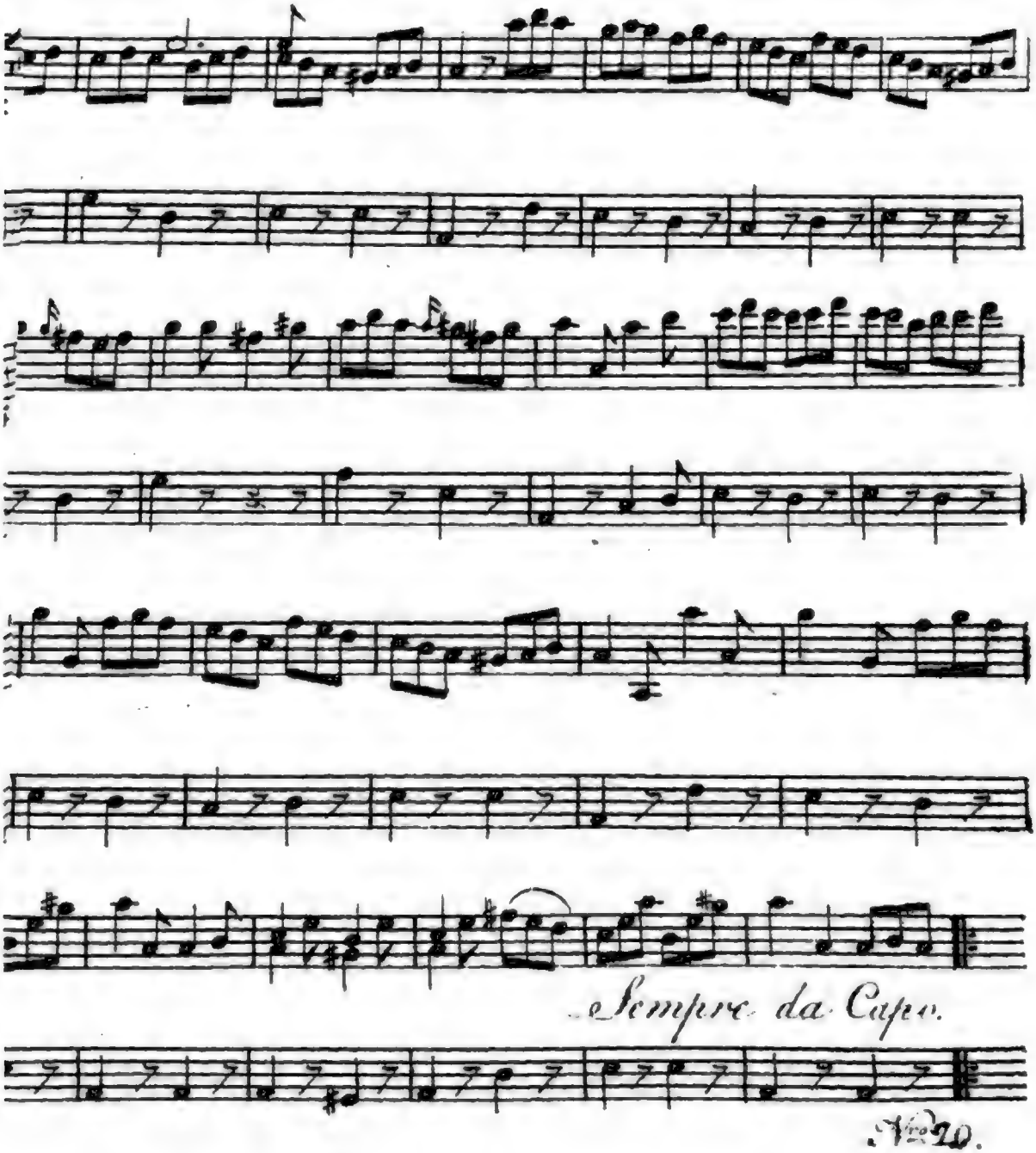
Ei! er. Eier. Leier. Schleier. Schlei.

Digitized by Google

TARANT



TELLA



No 20.

Digitized by Google

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 28. September 1811. 117.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Tarantelтanz, oder die Tarantella.

(Zum Kupfer Nr. 20.)

Schwerlich dürfte Einer unter den Lesern der Jugendzeitung seyn, welcher nicht von der Tarantel, (Aranea Tarantula) diesem berüchtigten Insekt, und von den furchtbaren Wirkungen seines Bisses sollte gehört haben. Die ältern Naturforscher haben dieses Thier, theils aus Mangel gründlicher Beobachtungen, theils aus Leichtgläubigkeit, in den schlimmen Ruf gebracht, in welchem es lange gestanden hat; durch neuere Untersuchungen ist er aber hinlänglich widerlegt worden.

Die Tarantel gehört in das Spinnengeschlecht, und lebt in mehreren Gegenden von Nordamerika, dem mittlern Asien an der Wolga, und in Europa, vorzüglich in Italien. Am häufigsten findet man sie in Unteritalien an der östlichen Küste Calabriens um Tarento herum. Von dem letzten Ort hat sie auch den Namen erhalten. Sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Kreuzspinne, ist aber größer und weit muthiger und stärker als diese. Man trift in Rücksicht der Farbe und Größe mehrere Arten derselben an. Einige sind behaart, andre glatt; einige gelbbraun, andere braun, oder schwarz. Man kann daher eine allgemeine Hauptfarbe an ihr nicht angeben. Die acht dicken, mit vier Gelenken versehenen, und unten schwarz gestreiften, Beine haben indessen alle Gattungen mit einander gemein. Die Füße sind mit zwei beweglichen und gekrümmten Krallen bewaffnet, womit sie ihren Raub fest halten. Die Länge einer solchen Spinne, beträgt, wenn sie ausgewachsen ist, oft über einen Zoll. Der Leib ist, wie bei den übrigen Spinnen, stark ausgedehnt, und länglich rund.

Sie halten sich in Höhlen, die sie sich am Wolgastrom oft zwei Fuß tief in der Erde, von der Größe eines Daumes selbst bauen, und in Mauerritzen auf. Sie machen sich darin ein Gewebe, um mancherlei Insekten zu fangen. Sie sind stark genug, die stärksten Wespen und Schmetterlinge fest zu halten, und zu tödten. Ihre Wohnungen richten sie so ein, daß sie gegen rauhe Winde, gegen die sie sehr empfindlich sind, gesichert bleiben. Kälte kann dieses Thier nicht vertragen, es verliert seine ganze Lebhaftigkeit, und bringt daher den Winter unter der Erde in einer Art von Erstarrung zu. Das Weibchen legt gewöhnlich 50 Eier, die es in einem, selbst gewebten, seidenen Beutel überall mit sich so lange herumträgt, bis die Jungen ausgeschlüpft sind, und selbst ihre Nahrung suchen können.

Die Berichte der ältern Naturforscher geben dem Kopf der Tarantel einen, mit vielen Zähnen besetzten, Rachen. Unter diesen Zähnen sollen zwei von vorzüglicher Größe, schwarz, scharf und spitzig, und beständig mit einem gelblichen Saft bedeckt seyn, der aus zwei, am Zahnfleisch befindlichen, Blasen ausfließt. Dieser Saft soll jenes fürchterliche Gift seyn, welches den Biß so gefährlich, und sogar tödtlich machen soll. Die Krankheit, die hieraus entsteht, soll von ganz besonderer Art seyn. Der Kranke befindet sich näm-

lich, nach jener Erzählung, im Zustande einer völligen Bewußtlosigkeit. Geist und Körper sind im höchsten Grade angegriffen; der Kranke schreit, weint und singt unter heftigen Konvulsionen. Sonderbarer noch ist die Kur, die man anwendet, und welche man allein bewährt gefunden haben will. Es ist dieses nämlich die Musik und das Tanzen. Die Krankheit selbst soll an den Gebissenen, in sofern sehr verschieden seyn, daß man bei diesem jenes, und bei jenem dieses Instrument, und musikalische Stück anwenden muß. Trifft man nach mehrern Versuchen das, für den Patienten passende, Instrument, und das, der Krankheit angemessene, Tonstück: so äußert sich die Wirkung sogleich dadurch, daß der Kranke sichtbar sein Wohlgefallen zu erkennen giebt, und plötzlich von einer so außerordentlichen Tanzwuth hingerissen wird, daß er nicht eher aufhört zu tanzen als bis er schweißtriefend und athemlos zu Boden stürzt. Dieses Mittel wird so oft wiederholt, bis durch die heftige Bewegung das tödtliche Gift, mit dem stromweis hervorbrechenden Schweiß den Körper verlassen hat, und die Spuren der Besserung sich zeigen.

Zahlreiche neuere Untersuchungen haben aber gelehrt, daß alles dieses auf Fabeln beruht. Man hat die Natur des Tarantelbisses sehr sorgfältig beobachtet, und der berühmte Reisende, Pallas, wagte es sogar, sich absichtlich von einer großen Tarantel beißen zu lassen, ohne eine heftigere Wirkung davon zu spüren, als den Schmerz und die Geschwulst, welchen etwa der Stich einer Wespe verursacht. Unter gewissen Umständen kann dieser Stich in warmen Ländern, wo die Blutmasse oft übernatürlich erhitzt ist, allerdings sehr schädlich, und wohl gar tödtlich werden. Im Allgemeinen aber hat er die furchtbare Wirkung, die man ihm ehedem zuschrieb, nicht. Wahrscheinlich sind alle abentheuerliche Gerüchte von entstandener Raserei, und deren Heilung durch Musik, von Betrügern und Gauklern erfunnen worden,

die nicht selten ihre Rechnung dabei gefunden haben mögen, wenn sie einen angeblichen Tarantelkranken in Gegenwart einer zahlreichen Menge von Zuschauern tanzen ließen, und das Mitleid derselben rege machten. In Italien geht man der Tarantel nicht mehr aus dem Wege, als bei uns einer Wespe, die uns zu nahe kommt, und stechen will. Den Landleuten ist sie zur Aerntezeit vorzüglich lästig, weil diese wegen der zu großen Hitze weder Schuhe noch Strümpfe tragen, und daher öfters ihrem Bisse ausgesetzt sind. Bei der dort herrschenden großen Hitze, und bei Vernachlässigung der Wunde, ist es nun bisweilen der Fall, daß sich die Wunde entzündet; allein dieses geschieht auch öfter bei dem Biß oder Stich sonst ganz unschädlicher Thiere. Die Wunde selbst ist sehr gering, und ein heftiges Jucken ist größtentheils alles, was man davon empfindet. — Die Taranteln im mittlern Asien sind größer, als die Italienischen. Die Kinder der dortigen Landleute suchen sie häufig in ihren Höhlen zur Belustigung auf, um sich an ihrem Gespinnste zu ergötzen, und sie zu füttern. Nicht selten werden diese Kinder von ihnen gebissen, und man weiß in jenen Gegenden, nie ein Beispiel, daß die, eben erwähnten, schlimmen Folgen, daraus hervorgegangen wären.

Um unsern Lesern übrigens einen deutlichen Begriff von einem Tarantelntanz zu geben, fügen wir eine musikalische Beilage bei, die einen derselben enthält. Es giebt deren besonders im Neapolitanischen eine ziemliche Menge unter dem Namen Tarantella. Es sind Nationaltänze; und den Neapolitanern eben das, was der Fandango den Spaniern, und der Massurek den Polen ist. Die hier befindliche Tarantella war in Unteritalien im Jahr 1806 eines der beliebtesten Volksstücke, welches man überall spielte, ungeachtet sie, als Arzneimittel gewiß nie mals gebraucht worden ist, und höchstens tanzlustige Gäste bisweilen geheilt haben mag. Hüssell.

Einige Anekdoten vom Marschall von Sachsen.

(Beschluß.)

Bei der Belagerung von Brüssel fand er große Hindernisse. Allein er ließ sich nicht abschrecken. Endlich kamen Deputirte aus dieser Festung, um sich wegen der Kapitulation mit ihm zu vergleichen. Des Marschalls erste und letzte Forderung war: die Garnison solle sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Die Deputirten erwiederten: sie könnten bei der gewissen Hofnung, daß man ihnen noch zu Hülfe eilen würden, eine so harte Bedingung nicht annehmen. „Nun gut! meine Herren!" sagte Moriz, „nur feige Memmen ergeben sich, wenn sie noch Hülfe erwarten, gehen sie in ihre Festung zurück, und vertheidigen sie sich dort."

Diese entschlossene Antwort brachte die Deputirten dahin, daß sie alles unterzeichneten, was Moriz wollte.

Moriz wurde von seinen Soldaten eben so gefürchtet als geliebt. Er hielt strenge Mannszucht, sorgte aber zugleich mit unermüdetem Eifer für die kleinsten Bedürfnisse der Soldaten. Die, in der Schlacht Verwundeten pflegte er selbst zu besuchen. Militärischen Verdiensten ließ er Gerechtigkeit widerfahren, wo er sie fand. Bei jeder Gelegenheit lobte er die Offiziers, die sich ausgezeichnet hatten. Er schonte das Blut seiner Krieger soviel er nur konnte. Wenn man ihm bei Belagerungen stürmende Angriffe vorschlug, so ließ er dies nur im äußersten Nothfalle geschehen. „Es ist besser, sagte er: noch einige Tage abzuwarten, als einen einzigen braven Grenadier zu verlieren, den man kaum in 20 Jahren wieder ersetzen kann. — Seine Befehle waren so kurz gefaßt, daß nur wenige Zeilen die Disposition zu einer großen Schlacht enthielten.

Der kompetenteste Richter über militärische Verdienste, Friedrich der Große, der Morizen im Jahr 1744 selbst sprach: schrieb an Voltaire: „das Gespräch mit diesem Manne hat mich in der Kriegskunst unterrichtet, und dieser General scheint mir der Professor aller Generale in Europa zu seyn.

Lenke.

Wohlbeleibtheit.

Am Operntheater zu Dresden war unter dem Könige August III. ein Sänger angestellt, der durch seine außerordentliche Körperdicke allgemeine Bewunderung erregte. Er hieß Nikolini. Seine Länge betrug nur 3 Ellen, aber der Umfang seines Leibes $4\frac{1}{2}$ Elle und $\frac{1}{2}$ Zoll. Sein Arm hielt 1 Elle $4\frac{1}{2}$ Zoll, und sein Schenkel $1\frac{1}{2}$ Elle und $1\frac{1}{2}$ Zoll. Er wog 5 Centner 60 Pfund, und brauchte 14 Ellen vom breitesten Tuche und 25 Ellen vom seidnen Zeuge zu einem Kleide, das freilich nicht so pfiffig abgestuzt war, wie die jetzigen Jagdwesten. Damals trug man Beinkleider von Kalemuck; Nikolini brauchte zu den seinigen 11 Ellen. Zu einer gewöhnlichen Thüre konnte dieser dicke Mensch weder aus noch ein. Er mußte daher vor mancher Thüre wieder umkehren. Im Sommer drückte ihn die Hitze sehr; er wohnte daher meist in der Kirche. Dorthin beschied man seine Bekannten, die ihn sprechen wollten. Im 54sten Jahre seines Alters starb er. Sein Sarg mußte auf einem starken Frachtwagen in die Quere gesetzt werden, weil er der Länge nach in keinem andern Wagen gieng.

K—r.

Der Eisenbaum. (Siderodendron triflorum nach Linnee.)

Dieser Baum wächst auf Martinique und anderen westindischen Inseln. Sein Holz ist so fest wie Eisen, und die besten Aexte zerspringen oft beim Abhauen oder Abhacken, besonders, wenn er trocken ist. Daher muß man dieses Holz ganz frisch verarbeiten

oder im Waſſer einweichen. Man verfertigt daraus Hausgeräth, das von außerordentlicher Dauer iſt. Die Indianer machen Aexte und Beile davon zum Umhauen und Bearbeiten anderer Bäume. Man nennt dieſes Holz in den franzöſiſch-amerikaniſchen Colonien nur Bois de fer oder Eiſenholz; es ſiehet ſchwarzbraun aus. In Otaheite nennt man dieſen Baum Caſuarina.

Wedel.

Die Freude.

Mel. Auf, auf, Kameraden ꝛc.

Es ſchwebet auf Fittichen himmliſcher Luft
Ein Weſen voll Huld durch das Leben,
Mit Roſen und Veilchen bekränzet die Bruſt,
Die Locken mit Blumen umgeben;
Es trägt viel farbige Kränze die Hand,
Und roſenroth pranget ſein weites Gewand.

Es ſchwebt um der Sterblichen wandelndem Chor,
Und ſtreuet ihm duftige Blüthen;
Es rufet die flatternden Scherze hervor,
Und den wonneverkündenden Frieden;
Und ſo, umwunden vom blühenden Kranz,
Beginnet der leichte zephyriſche Tanz.

Wie nennſt du das holde, liebliche Kind?
Die Sterblichen nennen es Freude;
Von oben ihr himmliſcher Urſprung beginnt,
Sie iſt nicht von Morgen und heute;
Sie thronet auf lichten ätheriſchen Höhn,
Doch wird ſie gar öfters auf Erden geſehn.

So knüpfe du mit ihr das heilige Band,
Und ehre die roſigen Ketten;
Sie hebet dich huldvoll ins goldene Land,
Wird ſanft dich auf Blumengrund betten;
Wie Harfenton klinget ihr ſilbernes Wort,
Und tönt auch nach ferneren Zeiten noch fort.

Doch nahſt du mit frecher und wilder Gewalt
Dem herrlich umgrüntem Gebiete,
So fliehet die liebliche Huldgeſtalt,
Und mit ihr der ſelige Friede;
Sie fordert, die Hohe, ein reines Gemüth,
Wo Unſchuld und roſiger Frohſinn blüht.

O Freude, Freude, du liebliches Kind,
Du Stern im irdiſchen Leben,
Du wollſt uns, von reinem Geiſte geſinnt,
Mit Roſen und Veilchen umweben!
Wir knüpfen das reine himmliſche Band,
Und bleiben dir ewig und ewig verwandt! —

Carl Grumbach.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

Davids, F. A. Verhältniſſe der ſchönen Gestalten des Alterthums, zum Gebrauch derer, die ſich den bildenden Künſten widmen, mit 20 Kupfern, worauf 25 antike Figuren vorgeſtellt ſind, nebſt den Maaßen aller ihrer Theile, nach dem Proportions-Maaßſtabe des Kopfes, und der Beſchreibung derſelben, als Fortſetzung des Zeichnungs-Katechismus. Herausgegeben vom Prof. J. G. Grohmann, in 4. brochirt 2 Rthlr.

Kindertrachten, neueſte franzöſiſche. In 6 illum. Blättern, welche 18 verſchiedene, geſchmackvolle Anzüge für Kinder beiderlei Geſchlechts darſtellen. Mit deutſcher und franzöſiſcher Beſchreibung. quer 4to in farbigem Umſchlag. 1 Rthlr. 12 Gr.

Marx's M. A. F., (Prediger in Liebertwolkwitz bei Leipzig), Joujou für Kinder. Ein ABC- und Leſebuch mit 24 kolor. Kupfern. Duodez, in Maroquin gebd. 1 Rthlr. 8 Gr.

Perl-Strickerei, neueſte punktirte Muſter zur. Als 2tes Heft der Kleinen Strickerin, von Emilie Berrin. In 12 bunden Blättern, quer 8vo. 1 Rth.

Zeichnen- und Illuminir-Schule, oder Anweiſung zum Zeichnen und Anwendung der Farben, mit Zeichnungen nach den beſten ältern und neuern Meiſtern nebſt deren Biographieen; mit ſchwarzen und illum. Kupfern von Ch. G. H. Geißler. 2 Hefte 4. 1 Thlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 30. September 1811. 118.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der falsche Waldemar, oder die gespielte Markgrafenrolle.

(Beschluß.)

Die Lausitz, die damals zur Mark Brandenburg gehörte, ließ sich Karl IV. — damit er doch nicht Alles umsonst gethan haben möchte — vom angeblichen Waldemar abtreten. Die Lausitzer wurden daher des Eides und der Unterthanenpflicht gegen ihren bisherigen Landesherrn entlassen, und an das Königreich Böhmen verwiesen. Diese feierliche Handlung geschahe in Gegenwart vieler deutschen Fürsten, und unter dem Zulaufe einer zahllosen Volksmenge, welche die müßige Neugierde herbeigelockt hatte.

Karl IV. ließ nun, um die Parthei des, von ihm gehaßten, Ludwigs noch mehr zu schwächen, und hingegen seinen Schützling, den vorgeblichen Waldemar noch mehr zu befestigen, ein öffentliches Schreiben an die Brandenburger ergehen, worin er sie ermahnte, keinen andern als ihren Oberherrn zu betrachten, als Waldemar'n. Diejenigen, welche sich widerspenstig zeigen würden, sollten mit der Reichsacht belegt werden.

Die merkwürdige Urkunde, worin Karl IV. einen offenbaren Betrüger für den wahren Markgrafen von Brandenburg erklärte — und welche in das 3te Jahr seiner Regierung als Kaiser fällt — ist noch jetzt vorhanden, und es heißt darin unter andern: „Darum gepieten (gebieten) wir, daß ihr dem vorgenannten Hochgebornen Waldemar, Marggrauen zu Brandenburgk und zu Landesbergk, unsern lieben Schwager und Fürsten, hold, gehorsam und underthenig seit und ime wartent mit allen Sachen als eur rechten Erbherrn."

Ob nun gleich der Müllerssohn auf eine so feierliche Art zum Markgrafen gestempelt worden war, und die Belehnung über ein Land erhalten hatte, das ihm nicht gehörte, so behauptete sich dennoch der bisherige Regent desselben, Ludwig von Baiern, darin ebenfalls. Auch ihm fehlte es eben so wenig, als seinem seltsamen Nebenbuhler, an Anhängern unter den deutschen Fürsten. Zu diesen gehörten der Vetter Ludwigs, Ruprecht von der Pfalz und Graf Günther von Schwarzburg. Beide eilten mit Heeresmacht zu Ludwig's Unterstützung herbei, und beschlossen die vereinigten Truppen ihrer Feinde anzugreifen. Es kam wirklich zu einem Treffen, aber Günthers und Ruprechts Heer wurde geschlagen, und der letztere gefangen genommen.

Da Ludwig von Baiern seine Hoffnung, wieder zum völligen Besitze der Mark Brandenburg zu gelangen, immer schwächer werden sahe: so beschloß er, seine Zuflucht zu einem Hülfsmittel zu nehmen, welches zwar gerade so gefährlich war, als seine jetzige Lage, das aber — wofern es gelänge — seinen Angelegenheiten eine eben so schnelle, als glückliche Wendung geben würde.

Er beschloß nichts Geringeres, als die Wahl eines Gegenkaisers zu veranstalten. Mit Recht hoffte er dadurch Karl IV. in Schrecken zu setzen, sich von

diesem gefährlichen Feinde zu befreien, und auf diese Art zum ungestörten Besitze seiner Länder zu gelangen. Es gelang ihm wirklich, weil Karl IV. zwar für Böhmen ein guter Regent, aber für das deutsche Reich ein wahrer Stiefvater war, daß am 30. Januar 1349. Graf Günther von Schwarzburg ein kluger, redlicher und tapferer Mann, der dem baierschen Hause völlig ergeben war, von 4 Kurfürsten zum Gegenkaiser erwählt wurde. Soviel sich auch der ränkevolle Karl Mühe gegeben hatte, diese Wahl zu hintertreiben, so wenig gewissenhaft er dabei zu Werke gegangen war, indem keine Bestechungen von ihm gespart wurden, so hatte es ihm doch damit nicht gelingen wollen, und er sahe sich nun, was er gar nicht gern that, genöthigt zu den Waffen zu greifen. Er ließ daher an alle Reichsstände ein Aufgebot ergehen, daß sie sich am 22. Febr. 1349 zu Kassel bei Mainz mit zahlreicher Mannschaft einfinden sollten.

Karl's Gegenkaiser hingegen, um zu zeigen, wie sehr er Karln verachtete, oder wie wenig er ihn wenigstens fürchtete, schrieb in eben dieser Stadt und auf denselben Tag, ein feierliches Turnir aus, welches auch wirklich gehalten wurde, ohne daß es Jemand von Karl's Parthei gewagt hätte, solches durch Feindseligkeiten zu unterbrechen.

Da der neue Gegenkaiser Karln immer furchtbarer und gefährlicher zu werden anfing, so würdigte sich dieser so tief herab, daß er Günthern mit Gift aus dem Wege räumen lassen wollte. Günthers Leibarzt, Namens Freidank, wurde von Karln bestochen, daß er seinem Herrn wirklich einen Giftrank zubereitete. Günther trank davon, schöpfte aber aus der verlegnen Miene Freidanks, der ihm den Trank selbst überreicht hatte, Verdacht, und nöthigte den Treulosen, das übrige selbst zu trinken.

Der plötzliche Tod des Arztes bestätigte den Verdacht Günthers, daß man ihn wirklich habe vergiften wollen. Es zeigten sich auch schon an seinem eignen Körper die Spuren des erhaltenen Giftes. Denn ob er gleich nicht ermangelte, Gegenmittel zugebrauchen, so fing er, der vorher so gesund und stark gewesen war, auf einmal an zu kränkeln. Er trug den Keim des Todes schon in sich, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, mit seinen Soldaten gegen Karln ins Feld zu rücken, und sich bei Eltvil, dem jetzigen Elvel im Mainzischen, zu lagern.

Karl nahm wieder seine Zuflucht zu Unterhandlungen, und that Friedensvorschläge. Günther verwarf diese anfänglich ganz, bis ihm der Markgraf Ludwig, der ohne Hülfstruppen zu ihm kam, zuredete, einen gütlichen Vergleich zu schließen. Dieß geschahe, und kurz vor dem Pfingstfeste des Jahres 1349 schloß Günther, zu Eltvil, mit Karl einen Frieden, worin ersterer gegen eine Summe von 20000 Mark Silbers, welche Karl ihm zu zahlen versprach, der Kaiserwürde entsagte; Karl versprach ferner dem, zu Eltvil anwesenden, Markgrafen Ludwig, die Parthei des angeblichen Waldemars zu verlassen, ihn selbst aber mit der Mark Brandenburg zu belehnen.

In der Mark dauerte inzwischen der innerliche Krieg immer noch fort; doch hatte die Lage der Sachen seit Kurzem schon eine veränderte Gestalt bekommen. Der König von Dänemark, Waldemar III., der Bruder von Ludwigs des Baiern ersster Gemalin, war mit einer Armee nach Deutschland gekommen, welche die meckelnburgischen Länder verwüstete, und den Herzog von Meckelnburg nöthigte, die Parthei des falschen Waldemars zu verlassen. Auch der Bruder des Markgrafen Ludwig — den man Ludwig den Römer nannte — war so glücklich gewesen, viele brandenburgische Städte wieder zuerobern.

Im Jahr 1350 erklärte Karl sogar den angeblichen Waldemar öffentlich bei einer Fürstenversammlung zu Spremberg für einen Betrüger, und als ihn hier der anwesende König von Dänemark, Wal-

demar III. fragte: was ihn denn bewogen habe, einen Betrüger zu unterstützen, einen Müllerssohn für einen Markgrafen auszugeben, und ihn sogar mit einem Lande zu belehnen: so versicherte der Kaiser: er sey blos durch die Eidschwüre verschiedener Fürsten bewogen worden, jenen Müllerssohn für den wahren Markgrafen von Brandenburg zu halten. — Der König von Dänemark versetzte darauf in einem sehr ernsthaften Tone: „Nun, wenn es verlangt wird, so will ich Ew. Kaiserliche Majestät ebenfalls durch einen Eid versichern, daß jene Fürsten falsch geschworen haben.

Bald nachher wurde wieder eine Versammlung der Fürsten zu Bautzen veranstaltet, und hier versprach Karl, auf einem Reichstage zu Nürnberg, von allen Reichsständen eine Untersuchung über den angeblichen Waldemar anstellen zu lassen, sodann, wenn es sich bestätigen sollte, daß er ein Betrüger wäre, wolle er den Markgrafen Ludwig und sein ganzes Haus mit der Mark Brandenburg und der Niederlausitz belehnen. Dagegen versprach Ludwig, Karln für den rechtmäßigen Kaiser zu halten, die Reichsinsignien, die er noch in Verwahrung hatte, herauszugeben, und die Oberlausitz an den Kaiser abzutreten.

Ehe jedoch noch die öffentliche Untersuchung über den vorgeblichen Markgrafen Waldemar angestellt wurde, erhielten Ludwig von Baiern nebst seinen zwei Brüdern: Ludwig der Römer und Otto, schon die Belehnung über die Mark Brandenburg, und Kaiser Karl IV. schickte ein Schreiben an die märkischen Städte, worin er ihnen meldete, daß dieß geschehen wäre.

Unterdessen hatten sich mehrere Fürsten zu Nürnberg versammelt, um unter Karls eignem Vorsitz, die Sache des angeblichen Waldemar zu untersuchen. Man hatte, wie zu erwarten war, diesen nebst seinen Anhängern, nach Nürnberg beschieden, um dort für ihre eigne Sache zu sprechen. Allein weder die

Fürsten, noch auch der angebliche Markgraf erschienen. Pfalzgraf Ruprecht trat daher auf, und erklärte, daß dieser Waldemar ein Betrüger sey. — Alle anwesende Fürsten stimmten damit überein; Karl IV. bestätigte dieses Urtheil, und erklärte den Markgrafen Ludwig für den rechtmäßigen Oberherrn der Mark Brandenburg, welchen er im Besitze dieses Landes zu schützen, sich verbunden halte. Er überschickte den Brandenburgern sogleich einen kaiserlichen Befehl, dem Markgrafen Ludwig als ihren rechtmäßigen Landesherrn, zu huldigen, und sich in allen Stücken als getreue Unterthanen gegen ihn zu beweisen.

Dieser kaiserliche Befehl that aber unter den Brandenburgern nicht die gewünschte Wirkung. Sie konnten sich nicht davon überzeugen — vielleicht wollten viele nicht — daß Waldemar ein Betrüger wäre. Die Gnadenbezeugungen, wodurch sich die neue Regierung desselben ausgezeichnet hatte, waren ihnen noch im frischen Andenken, die Erinnerung an Ludwigs Regierungsart ebenfalls. — Der Kontrast war zu auffallend, und zu tief war den Herzen aller Brandenburger die Besorgniß eingeprägt, Ludwig möchte bei seinem neuen Regierungsantritte für die, an ihm bewiesene Untreue, schwer sich an ihnen zu rächen suchen. Daher ließen verschiedene märkische Städte dem Kaiser zurückschreiben: „sie hielten sich an den vormaligen kaiserlichen Befehl, welcher sie gegen den, von ihm selbst anerkannten, Waldemar, verpflichtete, und sie würden nur diesen befolgen."

Auch waren wirklich weder Drohungen noch Versprechungen im Stande, ihre Gesinnung zu ändern. Mehrere Jahre verginen, ehe sie die Parthei des falschen Waldemars verließen, und sich dem baierschen Hause unterwarfen. Ludwig von Baiern selbst konnte daher die gänzliche Unterwerfung Brandenburgs — denn einen ansehnlichen Theil davon hatte er bereits wieder erobert — nicht bewirken. Er verließ im Jahr 1351 die brandenburgischen Staaten, und übergab

sie seinen beiden Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto. Er selbst begab sich nach Oberbaiern, und regierte dort in Frieden bis an seinen Tod, welcher 1361 erfolgte. Die Sorge der neuen Regenten in der Mark ging nun vorzüglich dahin, sich die sämtlichen brandenburgischen Länder zu unterwerfen, und sie dem Betrüger zu entreißen. Mehrere Jahre vergingen indeß, ehe diese Absicht erreicht wurde.

Ludwig der Römer theilte nun, um die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen, Versöhnungsbriefe aus, und gelobte darin Begnadigung, und Bestätigung aller Rechte und Freiheiten der Brandenburger. Auf diese Art war es ihm denn auch nach und nach gelungen, seine Unterthanen mit sich auszusöhnen, und ihm ihre Herzen geneigt zu machen. Sie verließen nach und nach die Parthei des Müllersohns, und unterwarfen sich ihrem rechtmäßigen Fürsten.

Auf diese Art waren denn auch der Herzog von Sachsen, Rudolph, der Erzbischof von Magdeburg Otto, und die Grafen von Anhalt genöthigt, ihren Ansprüchen auf die brandenburgischen Länder zu entsagen, und sich mit Ludwig dem Römer öffentlich auszusöhnen.

Die Aussöhnung erfolgte im Jahr 1355. Und in eben diesem Jahre mußte denn nun auch der falsche Waldemar von seinem Schauplatze abtreten, und aufhören seine Fürstenrolle zu spielen. Er stellte auch in demselben Jahre eine, noch jetzt vorhandene, Urkunde, welche von Dessau aus datirt ist, aus, worin er allen Ansprüchen auf die brandenburgischen Länder entsagte, die Unterthanen von ihrem geleisteten Eide lossprach, und sie an ihre rechtmäßige Landesherrn zurückwies.

Seine Markgrafenrolle, die mehrere Jahre hindurch, nämlich von 1348 — 1355 gedauert hatte, war nun ausgespielt. Doch legte er weder den Namen Waldemar, noch auch den Markgräflichen Titel ab. Die Ehre der Fürsten, die ihn als Werkzeug zu

ihren Absichten gebraucht hatten, erforderte es, daß sein Abtreten vom politischen Schauplatze mit einem gewissen Anstande geschahe. Jakob Rehbock lebte daher zu Dessau, bei den Fürsten von Anhalt, zwar in der Stille, jedoch auf eine gewissermaßen fürstliche Art. Sein Tod aber erfolgte sehr bald, und allem Vermuthen nach, schon im folgenden Jahre 1356. Sein Leichnam wurde in einer Nebenkapelle der Dessauer Schloßkapelle beigesetzt.

F. R. Lenke.

Der gütige Chirurg.

Ein Geistlicher, aus der Altstadt London, ging eines Tages nach St. James, um dort einen seiner Freunde, einen königlichen Pagen, zu besuchen. Nachdem er bei ihm Thee getrunken hatte, wollte er wieder nach seiner Wohnung zurück kehren, glitt aber auf der Treppe aus, stürzte herab, und sprengte im Fallen die Thüre eines Kabinets auf. Hier lag er lange ohne Besinnung. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem kleinen Gemache auf der Erde sitzend, unter den Händen eines kleinen Greises, der ihm den Kopf wusch, und mit vieler Sorgfalt die Wunden mit Pflastern belegte. Vor Erstaunen blieb er eine Zeitlang stumm. Nachdem aber die Arbeit des gütigen Alten beendigt war, erhob er sich von der Erde, und wollte seine Erkenntlichkeit bezeugen. Allein er bekam einen Wink zu schweigen und sich zu entfernen. Er gehorchte, und erfuhr erst nachher von seinem Freunde, dem Pagen, daß der wohlthätige Chirurg, der König selbst (Georg II.) gewesen sey.

K—r.

Auflösung der Charade im Hundert und sechszehnten Stück.

Frey = Tag.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstag, den 3. October 1811. 119.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Flucht des Königs von Polen, Stanislaus aus Danzig nach Marienwerder in Preußen, im Jahr 1735.

Unter den Personen, welche uns die Geschichte als interessante Beispiele vom Wechsel des Glückes aufgestellt hat, ist Stanislaus vorzüglich merkwürdig. Er war ein junger, polnischer Magnat, wurde bei Gelegenheit einer Gesandtschaft dem Könige von Schweden Karl XII. zuerst bekannt, von ihm gleich anfänglich ausgezeichnet, seines Verstandes und seiner übrigen hohen Eigenschaften wegen, die ihn Karln interessant machten, hochgeachtet, und bald darauf, nach dem König August von Polen, in dem Frieden zu Altranstädt 1706. der polnischen Krone feierlich hatte entsagen müssen, statt seiner, auf den Thron erhoben. Allein bald änderte sich die Szene. Peter der Große, ein Bundesgenosse des entthronten Augusts, spielte jetzt in Polen wieder den Meister. Er zog alle ehemalige Anhänger Augusts an sich, und ließ auf einer besonderen Reichsversammlung, welche zu Lublin gehalten wurde, den polnischen Thron für erledigt erklären. Die außerordentliche Zerrüttung aber, welche damals in Polen herrschte, machte es vor der Hand unmöglich, daß man zu einer neuen Wahl schreiten konnte. Stanislaus, der sich während dieser Zeit vom Schauplatze des Krieges entfernt hatte, ward von den Schweden wieder ins Reich gebracht, und von ihnen mit allem Nachdruck unterstützt. Es hätte daher das Ansehen, daß dieser Fürst den Thron auf den er so plötzlich erhoben worden war, dennoch behaupten würde, zumal da Karl sogleich nach seiner Rückkunft nach Polen (er war bisher in Sachsen gewesen, und hatte dieses Land in schwere Contribution gesetzt,) mit seinem gewöhnlichen Glücke die Russen wieder aus Polen herausjagte.

Allein bald nahmen die Sachen eine ganz andre Wendung. Karl hatte den kühnen Gedanken gefaßt, es mit dem russischen Kaiser Peter, dem Großen, eben so zu machen, wie mit August von Polen. Er wollte erstern ebenfalls vom Throne stoßen, und ihn bis in das Herz seiner Staaten verfolgen. Unter verschiedenen Siegen, bei den beschwerlichsten Märschen, drang er durch furchtbare, menschenleere Wüsteneien und tiefe Moräste glücklich bis zum Dnieper vor, (dieser Fluß trennt Polen von Rußland,) und glaubte bereits die Hälfte seiner großen Unternehmung ausgeführt zu haben, sobald er nur seinem Feinde um ein beträchtliches näher gekommen war. Allein die Russen erschwerten durch Verwüstung ihres eignen Landes, so wie durch unausgesetzte Anfälle auf die Schweden, das weitere Vordringen derselben ungemein, und der raschhandelnde Karl fand seine Thätigkeit zum ersten Male hier eingeschränkt, und sah sich genöthigt, die Winterquartiere in der Ukraine zu beziehen.

In der unglücklichen Schlacht bei Pultawa im Jahr 1709. wurde die schwedische Armee, wie bekannt, fast gänzlich aufgerieben, und Karl sah sich genöthigt, in die Türkei zu fliehen, und bei dem Großsultan Schutz und Sicherheit zu suchen.

Dies gab den Angelegenheiten in Polen eine ganz andere Wendung. Denn König August II. fand sich gleich darauf wieder in Polen ein, um von diesem Reiche, welches man ihm vor 3 Jahren auf eine so gewaltsame, und für ihn so demüthigende Art, entrissen hatte, wieder Besitz zu nehmen.

Da jetzt weder die Schweden noch auch Stanislaus viele Anhänger mehr in diesem Lande hatten, so fielen die Meisten ihrem vorigen Könige wieder zu. Dieser machte die Ursachen, die ihn zur Wiederannahme der polnischen Krone berechtigten in einem Manifeste bekannt, worin er unter andern folgendes anführete:

„Die, zu den Altranstädtischen Tractaten abgeschickten, Commissarien hätten ihre Vollmacht durchaus überschritten, und die Bedingungen, die Karl XII. dem Könige August aufgelegt hätte, wären von der Art gewesen, daß nur die Nothwendigkeit, sich ihnen zu unterwerfen, dabei obgewaltet hätte; nach veränderten Umständen, hielt man sich nicht verpflichtet, solche zu halten. König August's Recht auf die Krone wäre jederzeit gültig geblieben, dagegen hätte die Erhebung seines Gegners Stanislaus, mit den Grundgesetzen der polnischen Republik nie bestehen können. Er zweifele daher nicht, daß ihn alle wahre Patrioten jetzt wieder als ihren rechtmäßigen König anerkennen würden. Er sey übrigens bereit, allen denen, welche durch die jetzigen Umstände genöthigt worden wären, sich an Stanislaus zu halten, zu verzeihen und alles Vergangene zu vergessen."

Da nun auch der Pabst alle Polen von dem Eide lossprach, welchen sie dem Stanislaus geleistet hatten, so kam dieser dadurch so ins Gedränge, daß er sich genöthigt sahe, mit den wenigen Truppen, die ihm Karl zu seiner Bedeckung gelassen hatte, aus dem Reiche zu fliehen, und sich nach Pommern zurückzuziehen.

August wurde darauf im Jahre 1710 auf einem

Reichstage, den er zu Warschau hielt, von einer sehr großen Anzahl des Adels von neuem als König angenommen. Dennoch aber dauerten die innerlichen Unruhen, wobei sich mancher unbegüterte Pole bereichern konnte, noch ganzer 7 Jahre hindurch fort. Denn, theils behielten die Schweden immer noch einigen Anhang in diesem Reiche, theils war man mit dem Aufenthalte der Russen daselbst höchst unzufrieden, und sahe sie als sehr gefährlich für die Freiheit der Republik an. Auf einem neuen Reichstage, der im Jahre 1712 zu Warschau gehalten wurde, verlangte man von August ausdrücklich, daß er diese, seine Bundesgenossen aus dem Lande gehen lassen sollte. Verschiedene Meutereien setzten im folgenden Jahre (1713) sogar das Leben Augusts selbst in Gefahr, und er sahe sich genöthigt, seine eigenen sächsischen Truppen wieder an sich zu ziehen.

Dadurch wurden die Uebelgesinnten zwar zum Theil im Zaume gehalten, aber auf der andern Seite die Unruhen eher vermehrt als verringert. Denn, die Polen wollten diese sächsischen Truppen, von welchen sie vorgaben, daß sie bloß deßwegen da wären, um die Freiheit der Republik zu unterdrücken, und dem Könige August die unumschränkte Gewalt zu verschaffen, noch weniger leiden, als selbst die russischen. Kaum hatte daher August den Rücken gewendet, und sich nach seinen sächsischen Erblanden begeben, so ging die polnische Kronarmee auf die Sachsen los, um sie mit Gewalt aus ihrem Lande zu vertreiben. Darüber entstanden neue Conföderationen, und sie schlugen im Jahr 1715 zu einem höchst landverderblichen Kriege zwischen der Republik und dem Könige August aus.

Um den gänzlichen Untergang des Reiches zu verhindern, fing man im folgenden Jahre (1716.) durch Vermittelung des russischen Kaisers, Peters des Großen, an, auf dem Congresse zu Lublin an einem Frieden zu arbeiten. Es zog sich dieser ziemlich in die

Länge, und erst im folgenden Jahre (1717.) kam, nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen, ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen alle fremde Völker das Reich verlassen und künftig unter keinem Vorwand wieder hinein gezogen werden sollten; der König von Polen, August, versprach, ohne Genehmigung und Vorwissen der Republik ferner keinen Krieg anzufangen, alle zwei Jahre in Polen einen Reichstag zu halten, und zwischen solchen Reichstagen nie länger als 6 Monate außer dem Lande zu seyn, die erledigten Kronämter aber nirgends, als in Polen selbst zu vergeben. Jetzt genoß Polen wieder einige Ruhe; aber nur auf wenige Jahre. Denn, das alte Mißtrauen regte sich wieder von neuem. Man gab vor, der König suche das Reich als erblich auf seinen Prinzen zu bringen, und dadurch die Wahlfreiheit zu beeinträchtigen. Man beklagte sich, daß die Reichsämter an Ausländer vergeben, die sächsischen Völker unter die Kronarmee gesteckt würden und dergleichen mehr. Auch war man damit sehr unzufrieden, daß in vielen Jahren kein Reichstag hätte zu Stande kommen können. Eben als August Willens war, einen neuen zu halten, starb er zu Warschau am 1 Februar des Jahres 1733 an einer, von einem Bärenbisse etliche Jahre vorher erhaltenen, Fußwunde, welche ihm auf der Reise wieder aufgegangen war. Der Tod dieses Fürsten war die Losung zu einer allgemeinen Unruhe und zu einer gänzlichen Zerrüttung des polnischen Reiches.

Frankreich wollte einen, ihm geneigten, Prinzen auf den polnischen Thron erheben. Stanislaus, der sich bisher außer Land aufgehalten, und indeß seine einzige Tochter an den König von Frankreich, Ludwig XV. vermählet hatte, ward daher von neuem zur Krone vorgeschlagen, und fand auch, in Rücksicht eines so mächtigen Schwiegersohns, einen ansehnlichen Anhang in Polen. Denn der Primas regni nebst vielen andern Magnaten erklärten sich öffentlich für ihn.

Jedoch, weder dem russischen noch dem römischen Kaiser gefiel diese neue Wahl. Beide vereinigten sich daher, um sich derselben mit Gewalt zu widersetzen, und dagegen den Prinzen des verstorbnen Königs von Polen auf den Thron zu erheben. Und auch diesem Prinzen fehlte es nicht an Freunden und Anhängern. Rußland ließ unterdessen eine ansehnliche Armee in Polen einrücken, und der deutsche Kaiser, zu gleichem Zwecke Truppen an den Gränzen zusammenziehen. Es kam jetzt zu einer zwistigen Wahl. Der Bischof von Cracau rief den sächsischen Prinzen unter dem Namen August III., der Primas hingegen den Stanislaus zum Könige aus. August hatte den Vortheil persönlicher Anwesenheit, um seine Krone zu behaupten, und ließ sich solche im Jahre 1734 wirklich aufsetzen. Stanislaus, der mitlerweile aus Frankreich ebenfalls nach Polen gekommen war, sahe sich bald gezwungen, nach Danzig zu entweichen, um in dieser befestigten Stadt seine Sicherheit zu suchen. Die Russen setzten ihm aber in diesr Stadt mit einer harten Belagerung zu, welche länger als 4 Monate dauerte. Und als die wenigen französischen Truppen, welche die Stadt entsetzen sollten, geschlagen und zu Kriegsgefangenen gemacht wurden, sahe sich Stanislaus zu der merkwürdigen Flucht genöthigt, welche er selbst in einem Briefe an seine Tochter, die Königin von Frankreich, in französischer Sprache beschrieben hat. Diese Beschreibung wird auch jugendlichen Lesern so interessant vorkommen, daß wir kein Bedenken tragen, das Merkwürdigste davon in diesen Blättern mitzutheilen.

Die Stadt Danzig hatte sich schon entschlossen zu kapituliren. Da nun Stanislaus sahe, daß sie auf alle Fälle die Herrschaft wechseln würde, und er keine Ursache mehr hatte, sich für sie aufzuopfern, so faßte er den Entschluß, sich daraus zu entfernen. Diejenigen, die ihm zugethan waren, ermunterten ihn dazu aufs eifrigste, indem sie alle Hofnung ihrer und

der Republik Wohlfarth auf ihn gründeten, oder gründen zu müſſen glaubten. Selbſt die Feinde des Stanislaus zwangen ihn zu dieſer Flucht, indem ſie nämlich forderten, daß ihnen der König ausgeliefert werden ſollte. „Es war vielleicht nicht das kleinſte Unglück, das ich erwarten mußte, ſagt der König in ſeinem Briefe, aber es war genug, diejenigen aus meinem Vaterlande aufs äußerſte zu bringen, denen kein anderes Hülfsmittel, außer meiner Freiheit, übrig blieb.“

Der König erkannte bei dieſer Gelegenheit den gutmüthigen Eifer derer, die ihm zugethan waren. Ein jeder dachte auf Mittel, und entwarf Plane, um ſeine Flucht möglichſt zu ſichern. Eine polniſche Dame — es war die Gräfin Czapka, Palatine von Pomeranien — welche der deutſchen Sprache, ſo wie des Landes, ſehr kundig war, wollte die Gefahr der Flucht mit dem Könige theilen, ſich als eine Bäurin verkleiden, und den Stanislaus für ihren Mann ausgeben. Allein dieſer lehnte den Antrag ab.

Man ſchlug ihm ein anderes Mittel vor: Man wollte ihn an die Spitze von 100 beherzten Männern ſtellen, mit denen er ſich einen Weg durch ſeine Feinde hindurch bahnen ſollte.

„Es war meine wenigſte Sorge, ſchreibt der König, Leute zu finden, welche dazu tauglich geweſen wären. Es boten ſich viele dazu an, die es ſich zur Ehre rechneten, dazu angenomen zu werden.“ Allein dieſer Vorſchlag ſchien dem Stanislaus nicht ausführbar, ſowohl wegen der Ueberſchwemmung des Waſſers, welches ſich von der einen Seite bis 3 Meilen ins Land ausbreitete, als auch wegen der Circumvallationslinien, die alle Wege verſchloſſen, und über die man zu Pferde unmöglich hätte durchkommen können. „Man muß doch wenigſtens, ſagt Stanislaus, einen Weg ſehen, den die Herzhaftigkeit ſich zu bahnen vermag — und ſelbſt das Ungefähr zeigte hier keinen dergleichen.

(Fortſetzung folgt.)

Kapwein.

Der Kapwein wächſt am Kap, und ſtammt von Reben her, die vom Rhein und von Schiras aus Perſien kamen. Im innern des Landes, zu Conſtantia iſt der beſte, der aus ſpaniſchen Muskateller-Reben beſtehet. Es ſind daſelbſt 2 Abtheilungen in Groß- und Klein-Conſtantia beſtehend, die blos von einer Hecke getrennt werden; beide Sorten Wein geben einander nichts nach. Die Compagnie erhält ⅓ von dem gewonnenen Weine, für einen beſtimmten Preis; der übrige wird an die, ſich anbiethenden, Käufer abgelaſſen. In den beſten Jahren werden zu Conſtantia 60 Legger (ein Legger iſt 70 Flaſchen) rother und 80 — 90 Legger weißer Wein erbauet.

Wedel.

Silbenräthſel.

Zwei Silben deuten etwas an,
Das man aus Mehl bereiten kann,
Und hin und wieder findet;
Noch zwei benennen einen Fiſch,
— Oft ſehr erwünſcht für manchen Tiſch, —
Der lang iſt und ſich ründet.
Dein Auge muß bewafnet ſeyn,
Soll dich, zu ſehn das Ganz'erfreun,
Und dir Vergnügen geben.
Doch ſiehſt du's ſo, ſo wird es dich
Zum Allbeleber ſicherlich
Mit Preis und Dank beleben.

Suttinger.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 5. October 1811. 120.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der verlorne Sohn.*)
(Fortsetzung.)

12. Versuchung zum Rauben. Edle Flucht.

Bettelnd also erreichte Brandes die Thore von Danzig. Zerlumpt, barfuß, von der Sonne geschwärzt, betrat er das Gebiet dieser reichen Stadt, wo eine glänzende Rolle zu spielen er noch kurz vorher in seinem Dünkel und in seiner Thorheit sich vorgespiegelt hatte.

Wie gern hätte er sogleich seine Bettlerlumpen von sich geworfen! — Aber die Kosten zu einer wenigstens etwas anständigern Bedeckung seines halbnackten Körpers mußten eben durch Betteln erst zusammengebracht werden. So machte er denn auch in Danzig den Versuch, hier und da Jemanden um ein Almosen anzusprechen; aber alle seine Erwartungen wurden getäuscht. Man wies in der fleißigen Stadt den gesunden Bettler überall mit den härtesten Vorwürfen zurück.

Als der vor Hunger und Blöße Ohnmächtige, die glänzenden, wohlgenährten Reichen in ihrem Wohlbehagen fahren, reiten, gehen sahe hin neben sich, dem Verhungerten und Entblößten, regte sich der schreckliche Gedanke, denen, welche ihm gutwillig nichts geben wollten, es mit Gewalt zu rauben. Doch gewann glücklicherweise dieser schwarze Gedanke nicht so viel Kraft, daß er den jungen Menschen zur verbrecherischen That hinzureißen vermacht hätte. Der gute Geist hatte an den Ufern der Ihna sich hinlänglich gestärkt, um der groben Sünde Widerstand leisten zu können.

Bitter getäuscht, schlich er also wieder aus Danzigs Thoren davon; aber dicht vor den Thoren wartete eine neue Versuchung auf ihn. Sein Blick fiel in ein offenstehendes Haus. Er wagte es, hineinzutreten und sah einen besetzten Theetisch auf der Flur, mit Stühlen rund herum. Niemand war zugegen. Eine große, silberne Zuckerdose und mehrere silberne Theelöffel glänzten dem vor Hunger und Durst Verschmachtenden, vor Blöße und Frost Zusammenschauernden, lockend in die Augen. „Ein Griff!" dachte er, „und dir ist geholfen aus all' deiner Noth." — Schon streckte er die zitternde, dürre Hand aus. „Nein!" rief er mit einmal sich selbst zu, „kein neues Verbrechen! lieber verschmachten und vergehen, als mich einer Gottlosigkeit schuldig machen!" — Und er lief aus dem Hause in eiligster Flucht, als würde er gejagt. Dießmal floh er nicht vor Menschen wegen der Sünde, sondern er flohe vor der Sünde selbst. — Eine edle Flucht! —

13. Polen.

Er durchstrich nun mit seinem Bettlersack einen großen Theil von Preußen, und gerieth endlich in das benachbarte Polen hinein.

*) Durch ein Versehen ist die gegenwärtige und die noch folgenden Fortsetzungen des in Nr. 51. und 53. abgebrochenen Aufsatzes zurück geblieben, und konnte erst jetzt eingerückt werden.

Hunger, Blöße, Erkältung bei anhaltendem Regenwetter, zogen ihm ein kaltes Fieber zu. Aber auch den Kranken duldete man nie länger, als jedesmal eine Nacht, in den elenden, von Ungeziefer wimmelnden, Herbergen. Mit jedem Morgen mußte er seinen ausgemergelten Körper weiter schleppen.

Eines Tages führte ihn sein Weg über einen Damm an der Weichsel. Kaum hatte er denselben betreten, so überfiel ihn sein Fieber mit verdoppelter Heftigkeit; Regen und Sturm wütheten ihm entgegen. So weit sein Auge reichte, kein Baum, geschweige denn eine schützende Hütte. In diesem bejammernswerthen Zustande schleppte er sich zwei starke Meilen fort, wo er endlich einen Schuppen der Fährleute erreichte. Er sank, sobald er ein Dach über sich sahe, gänzlich entkräftet nieder und in einen tiefen Schlaf. Die, durch eignes Elend mit fremdem bekannten, Fuhrleute, welche dieses bleiche Gerippe dem Tode nahe glaubten, bereiteten ihm aus Barmherzigkeit ein Lager von Schilf. Sie wunderten sich, als sie ihn nach einem vier und zwanzigstündigen Schlafe wieder die Augen aufschlagen sahen, erquickten ihn mit dem Wenigen, was sie in ihrem Schuppen vorräthig hatten, und gaben ihm Herberge, bis das Unwetter sich wieder gelegt hatte. Zum Glück blieb auch zugleich sein Fieber aus. Er konnte seine Wanderschaft mit neuen Kräften antreten.

14. Der wohlthätige Tischler.

Nach langem Umherirren auf Dörfern und Klöstern, wo die Juden und die Mönche sich seiner besonders menschenfreundlich annahmen, gerieth er von ungefähr in die Gegend eines Schlosses, wo eben damals stark gebauet wurde. Er hatte sich den Tag über im Walde eine Menge Schwämme gesammelt, woraus er sich im Wirthshause ein Abendessen bereiten wollte. Ein deutscher Tischler, einer von den Arbeitern im Schlosse, trat zu ihm, als er beschäftigt war, seine Pilze zu reinigen, und besah sie: „Bursche!" rief er, „bist du toll? der Fraß ist ja giftig!" — und damit warf er das ganze Bündel zum Fenster hinaus. Er bestellte aber auch sogleich bei der Wirthin ein gesundes Abendessen für den armen Ausgehungerten, erkundigte sich mitleidig nach den Ursachen seines großen Elendes, und flößte ihm durch seine echte Menschenfreundlichkeit ein so großes Zutrauen ein, daß Brandes ohne Hehl seine ganze Geschichte erzählte. Der rechtschaffne Mann schalt ihn anfangs, seiner bösen und unbesonnenen Thaten halber, dann aber bezeigte er ihm auch das herzlichste Bedauern über seine gegenwärtige Noth und versprach ihm, daß wenn er Lust habe zu arbeiten, er für ihn sorgen wolle.

Eine Engelsstimme für den Unglücklichen! — Er schwur, daß er alles thun wolle, was seine Kräfte vermöchten.

Der Wohlthäter versorgte ihn darauf mit Schuhen, Strümpfen und reiner Wäsche, und nahm den wie neugebornen mit sich auf's Schloß in seine Werkstatt. Hier war sein Geschäft, Bretter zu sägen, und aus dem Groben zu hobeln, auch zuweilen aus einem benachbarten Städtchen allerhand Bedürfnisse zu holen. Er that Alles mit treuem und unverdroßnen Fleiß. Der reichliche Genuß gesunder Speisen und noch mehr die innre Zufriedenheit der Seele, stellten ihn bald vollkommen wieder her, als mit einem Male sich ein neues Unglück ereignete. — Er trat, als er im Dunkeln die Treppe zu seines Wohlthäters Wohnung im dritten Stock hinaufeilte, fehl und stürzte, da die Treppen noch ohne Geländer waren, so unglücklich in die Tiefe, daß, außer einigen andern minder bedeutenden Beschädigungen, ihm das Gehirn dermaßen erschüttert wurde, daß mehre Wochen hingingen, ehe er nur einmal wieder zu irgend einiger Besinnung zurückgebracht werden konnte. In seinen Gliedern aber behielt er zunächst eine so-

che Schwäche, daß er zu aller Handarbeit untauglich war. Sein guter Meiſter empfahl ihn deßhalb dem Herrn des Schloſſes zum Bedienten. Allein dieſer fand ſein Aeußres zu armſelig, ſeine Geſtalt zu kränklich und wies ihn ab. Indeſſen, ein deutſcher Bedienter und ein Koch des Staroſten hatten Mitleid mit ihm, unterſtützten ihn mit Geld und Kleidung, und als nach einiger Zeit der Staroſt nach Cartine abreiſte, munterten ſie ihn auf, dahin nachzufolgen, wo ſie dann weiter für ihn ſorgen wollten.

15. Die unglückliche Wanderung nach Cartine.

Brandes packte eine kleine Summe von einigen Thalern, die er ſich während ſeines Aufenthaltes auf dem Schloße von den Geſchenken der Bedienten und Trinkgeldern geſammelt hatte, in ein ledernes Beutelchen, welches er ſorgfältig verſteckte, nahm einen wehmüthigen Abſchied von ſeinem bisherigen Wohlthäter, dem Tiſchler, und machte ſich voll heiterer Hofnungen auf den Weg nach Cartine.

So wie er allein war und ſich ſelbſt überlaſſen, begann auch ſogleich ſein Unglück wieder.

Eines Abends in einer Herberge gerieth er aus Langeweile, vielleicht auch vom ungewohnten Reiz ſeines neuen Reichthums verleitet, auf den unbeſonnenen Einfall, ſein verſtecktes Beutelchen hervorzuholen und den Schaz überzuzählen; dann verbarg er ſeinen Mammon wieder; aber einer ſeiner Schlafgeſellen auf der Stren hatte alles bemerkt, und als Brandes am folgenden Morgen erwachte, war Geldbeutel und ein Päckchen mit Wäſche und Kleidungsſtücken obenein — fort. Die unredlichen Schlafgeſellen waren längſt davongezogen. Der arme Schelm würde untröſtlich geweſen ſeyn, hätte nicht ihn noch die Hofnung aufrecht erhalten, daß er zu Cartine neue Unterſtützung finden werde. Dort kam er endlich nach einer mühſeligen Wanderung von einigen Wochen an. Aber welch ein Donnerſchlag! Tages zuvor war der Staroſt mit allen ſeinen Leuten zum Landtag von Petrikau abgereiſt. Jezt verlor der abermals Verlaſſne ſeine ganze Faſſung. Er ſah von neuem den Bettelſtab vor ſich, und zugleich alles namenloſe Elend, dem er erſt ſeit ſo kurzer Zeit entgangen war. Dieſe Ausſicht war zu ſchrecklich, als daß er ſie ertragen konnte. Das Einzige, um ſich aus einem ſo jammervollen Leben zu retten, ſchien ihm — der Tod. So ſchrecklich dünkte ihm das Leben, daß der Tod ihm eine Freude war. Mit dem Entſchluß alſo, zu ſterben, ging er auf einen Teich zu, den er an dem Fuß eines Gehölzes erblickte. Schon ſtand er dem Ufer nahe. Nur einige dichtverwachſene Dornbüſche hielten ihn noch von der düſtern Tiefe zurück. Noch einmal, ehe er durchzubrechen Anſtalt machte, ſah er ſich um. Da fiel ihm das nicht weit entlegene Schloß in die Augen, wo erſt geſtern noch, er ſeinen Wohlthäter und Hülfe und Rettung würde gefunden haben, und zugleich fiel in ſeine Seele der Gedanke: „So wie du ihn unvermuthet hier nicht gefunden haſt dießmal, könnteſt du nicht eben ſo unvermuthet ein andermal ihn finden, wenn es Gottes Wille wäre? — Nein! du willſt den Muth nicht ſinken laſſen, weil du lebſt.“ So ſprach er zu ſich ſelbſt, wickelte ſich los von den Dorngebüſchen, die ihn wie eine unſichtbar rettende Hand der Vorſehung, von der Tiefe des Waſſers zurückgehalten hatten, und ſchwur: „jedes Unglück künftig mit Muth zu ertragen, ſelbſt den Bettelſtab, keines aber zu verſchulden, und hoffend eine beſſere Zukunft abzuwarten.“

(Fortſetzung folgt.)

Einige ſeltene ausländiſche Gewächſe.

Fuchsia coccinea.

Dieſe Prachtpflanze, deren Blüthe purpurroth und inwendig violetblau ausſieht, iſt an der Oſtküſte

von Südamerika in Chili zu Hause. Sie hat ihren Namen von einem Kräuterkundigen, Namens Leonhard Fuchs, der im 16ten Jahrhunderte musterhafte Pflanzenbilder in Holzschnitten herausgab, erhalten. Sie ist seit 1789 — 1790 erst in Europa bekannt, oder wenigstens erst da angekommen.

Rosa semper florens chinensis. (Rose de Bengale.)

Sir Gilbert Slater, einer der thätigsten und eifrigsten Gartenliebhaber in England, erhielt die Pflanze zuerst im Jahr 1794. aus China durch einen seiner Verwandten, der als Schiffs-Capitain eines Kauffartheischiffs dort gewesen war. Die blaßrothe dieser Gattung, ungleich gefüllter und schöner, (Rosa semperflorens chinensis pallida) kam erst 1795, also ein Jahr nach jener, nach England.

Wedel.

Anekdote.

Dem Herrn von Fontenelle wünschte Jemand zu seinem hohen Alter Glück: Reden sie nicht zu laut mein Herr! sagte der muntere Greis von 90 Jahren — der Tod hat mich auf seinem Wege vergessen — er möchte sonst an mich denken.

Lenke.

Logogriph.

Ein liebliches Revier,
Wo du in trüben Stunden
Den Frieden oft gefunden,
Bezeichnen, Leser! Dir
Fünf Zeichen, engverbunden.
Um kahle Felsenmassen
Dehnt es sich blühend aus,
Kann Städt' oft in sich fassen,
Oft nicht das kleinste Haus.

Im Bach' es zu erreichen,
Ist leicht; im Flusse schwer,
Weit schwerer noch im Meer.
Auch, um zu überzeugen
Bedarfst Du es gar sehr.
Willst du das Haupt ihm stehlen,
Dann heißt so jedes Ding,
Vom Erdball bis zum Ring,
Wenn ihm die Ecken fehlen.
Auch dies enthaupt' und sieh!
Nun dient es zum Verbinden,
Und läßt sich ohne Müh'
In diesem Räthsel finden.

Aug. Müller.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Canale, gründliche Anweisung zur Zeichnenkunst für Anfänger und Liebhaber derselben. Enthält eine Darstellung aller Theile des menschlichen Körpers und ihrer Verhältnisse. Nach den berühmtesten Zeichnern bearbeitet. 52 Kupfer in quer Folio. 6 Rthlr.

Kriegsszenen, Leipziger: oder bildliche Darstellungen interessanter Auftritte in Leipzig während des Krieges in den Jahren 1806 u. 7. Von Ch. A. G. Geißler, Zeichner und Kupferstecher in Leipz. 2 Hefte in 4to, jedes mit 4 kolorirten Blättern. à 2 Rthlr.

— sächsische; oder bildliche Darstellungen interessanter Züge von Tapferkeit bei der königlich sächsischen Armee in den Feldzügen 1806 — 1809. Als Fortsetzung des vorhergehenden. Von Ebend. Fol. 4 kolorirten Blätter enthaltend. 2 Rthlr.

Richter's, J. (Hofrath), Geschenk für Kinder; oder neuestes ABCbuch in deutscher, französischer und russischer Sprache. Mit 30 kolorirten Blättern von Ch. G. A. Geißler. Duodez, in Maroquin gebd. 2 Rthlr.

Neue Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 7. October 1811. 121.

Induſtrie-Comtoir in Leipzig.

Auflöſung des Silbenräthſels im hundertund neunzehnten Stück.

Das Kleiſterälchen.

Dieſes kleine Thier gehört zu den ſogenannten Aufgußthierchen (Infuſionswürmern), über die ich Ihnen erſt das Nothwendigſte ſagen muß, ehe ich das Kleiſterälchen ſelbſt beſchreibe. Aufgußthiere machen zwar die letzte Ordnung der Würmer, und zugleich des ganzen Thierreichs aus. Aber ihr Daſeyn und ihre Entſtehung, die ſogleich auf die nöthigen Bedingungen erfolgt, ſetzt jeden denkenden Menſchen in Erſtaunen. Denn ſollte es nicht Erſtaunen erregen, daß ein Menſch im Stande iſt, in einer Zeit von wenigen Tägen durch die nothwendigen Bedingungen, mehr Thiere ins Leben zu verſetzen, als auf der ganzen Erde, im Meer und in allen Lüften ſich finden, (da doch nur an Thiergattungen *) allein ſieben Millionen ſeyn ſollen? Und wie viel einzelne Thiere zu jeder Art?) Sollten einige der jungen Leſer dieſes unglaublich finden, und an der Wahrheit der Sache zweifeln: ſo müßte ich Ihnen rathen, daß Sie Jemanden, der ein gutes Vergrößerungsglas hat und das mit umzugehen weiß, bäten, Ihnen die Sache zu zeigen. Dann würde es Ihnen gehn, wie es der Geſellſchaft ging, die der berühmte Naturforſcher Göze in Quedlinburg einſt belehrte. Ihre eignen Augen würden Sie von der Wahrheit der Sache überführen. Göze hatte einer Geſellſchaft bei einem Kunſtgärtner verſichert, er wolle mehr Thiere ſchaffen als auf der ganzen Erde anzutreffen wären; die Geſellſchaft ſah ihn an, als wolle er ſeinen Spaß mit ihr treiben. Doch er mag ſelbſt reden. *) „Ich nahm ſechs gewöhnliche Trinkgläſer, füllte ſie bis etwas über die Hälfte mit Flußwaſſer, und ſchnitt in das eine einen Finger hoch Heu, in das zweite Stroh, in das dritte, vierte und fünfte allerlei welke Blumen, in das ſechste aber mit Fleiß Saamen von rothen Rüben. Sie ſchüttelten die Köpfe, und konnten nicht begreifen, was ich machen wollte. Ich ſtellte meine Gläſer in die Nähe des Ofens und bat, ſie bis zum dritten oder vierten Tage ungehindert ſtehn zu laſſen. Es war im September, da man ſchon Morgens und Abends einzuheizen pflegt. Ich verſprach am vierten Tage gegen Abend wiederzukommen, und ihnen die Thiere zu zeigen, die ich hervorgebracht hätte. Es geſchah, und ich nahm mein Vergrößerungsglas mit, dergleichen die guten Leute noch nicht geſehn hatten; dieß ſtellte ich auf den Tiſch und eine hellbrennende Lampe davor. Ich nahm das Strohglas, zeigte ihnen oben die angeſetzte Schleimhaut, und brachte

*) Verſtehen Sie mich wohl! Ich brauche den weitern Begriff z. B. Hund iſt Gattung. Pudel, Spitz u. ſ. w. ſind Arten; Huhn iſt Gattung; Rebhuhn, Haſelhuhn, Haushuhn u. ſ. w. ſind Arten.

*) Nützliches Allerlei aus der Natur und dem gemeinen Leben, für allerlei Leſer, von Johann Auguſt Ephraim Göze. Drittes Bändchen. Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich 1786. Seite 102 u. folgende.

davon auf einen Glasschieber ein Tröpfchen unter das Vergrößerungsglas, in der Größe eines Nadelknopfes unter die Linse, die etwa nur im Ganzen zweihundert und vierzigtausendmal vergrößerte. Als ich durch den Spiegel das Licht von unten auf das Tröpfchen geworfen hatte, ließ ich meinen Gärtner durchsehen. Himmel! wie fuhr er zurück, da er unten das Meer und das Leben darin erblickte! Er sah Thiere von allerlei Gestalten, krumm und runzlicht, wie Würste. Im Heuwasser schon mehr, und andre Arten, besonders Thiere wie Pantoffeln. So auch in den andern Gläsern immer andere, die noch wunderlicher gestaltet waren, und die seltsamsten Bewegungen machten. Das Glas mit dem Samen von rothen Rüben ließ ich bis zuletzt. Als wir das vornahmen, war in dem Tröpfchen eine solche Menge von Thieren, und ein solches Gewühl, daß man nicht durchsehen konnte; Ich mußte etwas reines Wasser hinzuthun. Da ließ es bei Lichte nicht anders, als ob sie in einem Feuermeere herumspielten. Sicher über eine Million in einem Tröpfchen in der Größe eines Nadelknopfs. Bei diesem Anblick wußten die guten Leute vor Verwunderung nicht mehr was sie sagen sollten. Denn sie hatten sich alles nicht so vorgestellt, und immer noch gezweifelt. Nun, wie stehts, hab' ich mein Wort gehalten? In einem Tröpfchen waren so viele, daß sie nicht zu zählen waren. Wie viele in einem einzigen Glase? Wie viele in allen echs Gläsern! Das wäre wahr, sagte der Gärtner, Thiere wären es, denn er hätte es selbst gesehen, wie sie herumgeschwommen; sich ausgewichen wären und sich ordentlich verfolgt hätten, und wie sie zuletzt, da der Tropfen vertrocknen wollen, in der Mitte alle sich zusammen gezogen hätten. Aber, woher entstehn sie? Nothwendig, antwortete ich, mußte der Same dazu entweder im Wasser, oder in den Pflanzen oder in der Luft oder in allen dreien zugleich gewesen seyn. Denn aus nichts kann nichts werden.

Durch Vermischungen mit Wasser, und durch einen hohen Grad von Wärme werden sie gleichsam ausgebrütet, wie die Eier unter einer Henne. Im Sommer sind nicht alle Monate dazu geschickt. Im Frühjahr erzeugt sich wenig. Im heißen Sommer noch weniger. Setzt man die Gläser in die heiße Sonne, so wird alles gleich faul und aus Fäulniß entsteht nichts Lebendiges. Die Herbstmonate in der ersten warmen Stube, sind dazu die besten. Alles erfolgt nach weisen Gesetzen und Regeln, die Gott in die Kräfte der Natur gelegt hat. Es geschieht nichts nach bloßem Zufall und Ungefähr. Gott ist auch hier Schöpfer, zwar nicht durch unmittelbare Allmacht; aber doch durch Kräfte und Mittel der Natur, die seine Befehle ausrichten. Denn der Mensch kann durch seinen Willen das nicht hervorbringen, wenn er nicht die Mittel dazu hat." Soweit Göze.

Das Kleisterälchen (Vibrio glutinis Lin.) entsteht auf ähnliche Weise, wie die übrigen Aufgußwürmer, wenn Buchbinderkleister oder Stärke durch Wasser flüßig gemacht, und einige Zeit der Luft, bei temperirter Wärme, ausgesetzt werden. Diese Thierchen sind kurz und dick nach dem Kopfende zu. Der Kopf ist kolbenförmig und gerundet, und auf dem Rücken haben sie einen runden, dunkeln Schild, der mit einem weißlichen Zirkel eingefaßt ist. Sie bewegen sich etwas langsam. Mit dem

Essigälchen (Vibrio aceti Lin.) haben sie viel Aehnliches. Dieses findet man den ganzen Sommer durch, in allen Arten des Essigs, wenn derselbe nicht vor allem Zugange der Luft wohl verwahrt ist, besonders im Julius und August. Sie unterscheiden sich von andern Aalwürmern durch ihre größere Lebhaftigkeit und durch ihren längern, mehr zugespitzten, Schwanz, bei dessen Anfange sie eine kleine hervorstechende Zunge haben, die sie zurückziehen können.

Beide Arten gebären lebendige Junge und pflanzen sich auch durch Eier fort. Wenn man sie durch

schneidet, so schütten sich über hundert Junge heraus, davon jedes in ein Ei eingeschlossen ist, aber sogleich herauskriecht, um die Mutter herumschwimmt und wächst. So wie der Tropfen, in dem sie sich befinden, zu vertrocknen anfängt, so bewegen sie sich immer nach der feuchten Stelle zu; verdünstet diese auch, so bekommen sie Verzuckungen und sterben. Durch einen Aufguß von Wasser kann man die Kleisterälchen, so wie durch Essig die Essigale wieder zum Leben bringen, und wenn sie auch zwanzig Jahre todt gelegen hätten.

Nichts kann geschickter seyn, uns Gottes Größe im Kleinen zu versinnlichen, als die Betrachtung dieser Thiere. Das letzte lebende Wesen dieser Art, das von dem vollkommensten Vergrößerungsglase noch erreicht wird, ist der Punktwurm, (monas termo) der in Thierischen und Pflanzenaufgüssen, kurz vor dem Eintritte der Fäulniß erscheint, und wie ein gallertartiges Pünktchen herumschwimmt, aber doch willkührliche Bewegung zeigt. Ob dieser wirklich das letzte lebende Wesen sey, können wir nicht wissen.

Wenn man nun bedenkt, daß alle diese Thier, die erst einige hunderttausendmal vergrößert werden müssen, ehe sie unser Auge erkennen kann, gleichwohl alle die zum Leben nothwendigen Theile haben müssen: Herz, Verdauungswerkzeuge, Adern, durch welche die Säfte gehen, die die Stelle des Blutes vertreten u. s. w. wie unbegreiflich muß uns die Allmacht Gottes im Kleinen erscheinen, wie unwiderleglich aber auch die Wahrheit, daß er der lebenden Wesen so viel als möglich schaffen wollte! Doch, lassen Sie uns auch seiner weisen Einrichtung dafür danken, daß unser Auge ohne Vergrößerungsglas nicht mehr sieht, als es sieht. Erinnern Sie sich dabei an das, was im Januarstück dieses Jahres über die Menschenhaut und die Schweißlöcher derselben gesagt ist, und an das, dazu gehörige, Kupfer. Viel würde unser Auge, und wahrscheinlich unsre Eßlust noch mehr verlieren, wenn wir das alles mit bloßen Augen sehn könnten, was uns das Vergrößerungsglas zeigt!

Suttinger.

Der verlorne Sohn.

(Fortsetzung.)

Der grausame Gärtner.

Wie nahe war ihm eine schwere Prüfung dieses seines Vornehmens!

Er war schon einige Tage ohne Geld, ohne Erquickung gewesen. Ein Kirschbaum des Schloßgartens, der seine, mit reifen Früchten überladenen, Aeste zur Erden niedersenkte, lockte den Durstigen an. Er glaubte, das seine Noth ihn entschuldige, wenn er, sich zu erquicken, einige Kirschen abpflücke. Er streckte die Hand aus; aber in demselben Augenblicke fühlte er sich auch schon von einem Regen von Peitschenhieben des lauernden Schloßgärtners überdeckt, der wüthend und unausgesetzt auf ihn loshauend, ihn vor sich hertrieb, bis endlich auf das jämmerliche Geschrei des Zergeißelten die Gärtnerin herzueilte und ihren erbitterten Mann durch vieles Bitten dahin brachte, die Peitsche sinken zu lassen. Der blutende Flüchtling fiel vor seiner Retterin nieder, umfaßte ihre Knie, schilderte ihr, da sie deutsch sprach, mit wenigen Worten sein unglückliches Schicksal, und bot sich an, jede Arbeit zu übernehmen, wenn man ihn bis zu der Rückkunft des Starosten nur eine kümmerliche Nahrung reichen wolle.

Die Gärtnerin besprach sich hierauf mit ihrem Manne, und es ward ausgemacht, daß Brandes die Wartung und Fütterung, der zur Mast aufgeworfenen, Schweine einstweilen übernehmen solle. Man wies ihm auch sogleich seinen Posten, den Schweinskoben, und einen andern Stall daneben, zur Wohnung an.

Brandes that in seinem neuen Amt, was er konnte; aber es war nicht möglich, dem bösen Gärtner irgend etwas recht zu machen. Täglich, bei dem geringsten Versehen, fühlte er Knittel und Peitsche um Kopf und Rücken.

Mit Blutstriemen, Beulen und Wunden bedeckt, sah er sich endlich gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen.

So erreichte er denn eines Nachmittages ein Städtchen, wo eben Jahrmarkt war. Schon rechnete er darauf, unter den lustigen Jahrmarktsgästen ein kleines Almosen zur Fortsetzung seiner Reise einzusammeln, als er plötzlich einen so ungeheuern Schlag auf den Kopf erhielt, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. „Da lieg und verrecke," hörte er die Stimme des grausamen Gärtners von Cartine erschallen, der mit einem Knittel neben ihm stand, ihm unter schrecklichen Flüchen noch einige Hiebe und Fußtritte zutheilte und dann gleichgültig weiter ging. Betäubt und blutriefend, schleppte sich der arme Brandes in das nahe Wirthshaus, kroch unbemerkt im Tumult der Jahrmarktsgäste hinter einer Kiste im Winkel, und zitterte bei jeder Annäherung menschlicher Fußtritte, indem er stets einen neuen Anfall des Barbaren aus Cartine befürchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Gehorsam ist besser als Opfer.

Zu Kairo wohnten zwei reiche Brüder, Ibrahim und Osmann, welche gemeinschaftlich einen einträglichen Handel trieben. Als sie eines Tages am Nil lustwandelten, sagte Ibrahim: „Bruder! Allah hat uns reichlich gesegnet, sind wir auch dankbar genug." „Ich thue was ich kann, entgegnete Osmann. Ich halte den Ramasan genau, ich gehe pünktlich in die Moschee, wasche mich täglich fünfmal und habe Mekka und Medina besucht." „Ach, das letzte habe ich noch nicht gethan, seufzte Ibrahim, und schlug die Augen nieder. Ich war schon zur Abreise fertig, als plötzlich ein Umstand eintrat, der mich zurückhielt." „Welches war dieser Umstand? fragte Osmann mit einigem Argwohn." Ibrahim schwieg. Alles Zudringen seines Bruders vermochte nicht, ihn zum Reden zu bringen. Osmann ergrimmte, schmähte seinen Bruder und entfernte sich.

Betrübt über den Zorn des Bruders, setzte sich Ibrahim unter eine Palme. „Habe ich gesündigt, dachte er bei sich selbst, daß ich mich abhalten ließ, das Grab des Propheten zu besuchen? Bin ich darum verhaßter bei Gott als mein Bruder? Wer sagt mir hierüber die Wahrheit? Während er so hin und her dachte, schlief er ein.

Im Traum erschien ihm eine ehrwürdige Gestalt, welche so zu ihm sprach: „das Grab des Propheten besuchen, ist ein großes Verdienst, aber ein noch größeres ist es, bei einem kranken Nachbar bleiben. Du hast das Letztere gethan, während dein Bruder da das Erstere that und den Kranken verließ. Seine Wallfahrt wird leicht erfunden werden auf der Wage des Ewigen; deine That wird von großem Gewicht seyn, zehnfach schwerer wird sie wiegen, als seine Reise, — denn er prahlt noch damit. Du hast von deiner Sorge für den kranken Hazem geschwiegen.

K—r.

Zweisilbige Charade.

Der Zweiten ist die Erste meist willkommen.
Und wird ganz unentgeltlich aufgenommen.
Warum? Nach einem Höflichkeitsgesetze
Vertauschen beide bald nachher die Plätze.
Doch läßt die Eins für baares Geld sich pflegen:
So kommt sie nie dem Ganzen ungelegen.

Trautscholdt.

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Donnerstag, den 10. October 1811. 122.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Flucht des Königs von Polen, Stanislaus, aus Danzig nach Marienwerder in Preußen, im Jahr 1735.

(Fortsetzung.)

Der König hielt also den Vorschlag fest, den ihm der Marquis von Monti, französischer Gesandte gethan hatte, weil ihm derselbe unter allen andern noch der ausführbarste schien. Der König kam am Sonntage, den 27. Jun. unter dem Vorwande zu diesem Gesandten, einmal eine Nacht ruhig hinzubringen, indem er sich von den Bomben entfernen wolle, welche wieder anfingen auf sein Quartier zu fallen.

Der Marquis von Monti, in dessen Wohnung Stanislaus jetzt übernachtete, war einer der fähigsten Köpfe, um die, ihm von Frankreich aufgetragene, Ministerschaft mit Ehren zu verwalten. Sein Geist war eben so unerschöpflich an Hülfsmitteln, als untrüglich in der Wahl derselben. Niemals ließ er sich bei mißlichen Zufällen aus der Fassung bringen; nie verlor er den Muth und die Geistesgegenwart. Ein Umstand, der ihn bei dem jetzigen Vorhaben des Königs am meisten beunruhigte, war eins von den geringsten Kleidungsstücken, welcher, die sowohl veranstaltete, Flucht des Königs beinahe gehindert hätte. Ein abgetragenes Kleid, ein Hemd von grober Leinwand, eine schlechte Mütze, ein unförmlicher, mit einem Lederbande versehener, Stock waren schon in Bereitschaft. Man erwartete nur noch — Stiefeln, die der König anziehen konnte, um den polnischen Bauern desto ähnlicher zusehen, welche dergleichen zu jeder Zeit zu tragen pflegen. Nichts wäre leichter gewesen, als ein paar neue Stiefeln zu bekommen, die an den Fuß des Königs gepaßt hätten, wenn man dergleichen hätte brauchen können, ohne sich verdächtig zu machen. Denn sie hätten gegen den übrigen schlechten Anzug des Königs zu sehr abgestochen. Schon zwei Tage beschäftigte sich daher der Marquis von Monti damit, daß er von allen Füßen der Garnisonoffiziere in Danzig, welche dem Könige die Aufwartung machten, und denen er erlaubt hatte, so lange die Belagerung dauerte, in Stiefeln vor ihm zu erscheinen, das Augenmaaß nahm. —

Die Stiefeln eines französischen Offiziers schienen dem Marquis ungefähr so groß und auch — so abgenutzt, als man sie jetzt zu brauchen gedachte; allein man durfte es nicht wagen, sie von dem Besitzer zu fordern. Denn was hätte dieser von einer solchen Forderung denken können? und würde er nicht das Wahre entdeckt haben? Man nahm daher zu einem sonderbaren Mittel seine Zuflucht, welches man durch den Drang der Umstände zu entschuldigen suchen mußte. Der Marquis ließ nämlich den Bedienten des Offiziers durch einen seiner Leute bestechen, daß er die Stiefeln seinem Herrn entwenden und an ihn verkaufen mußte. Eine Stunde vor der Abreise des Königs brachte man sie wirklich herbei, denn man hatte diesen sonderbaren Diebstahl, wobei sogar die Unterhandlung eines berühmten Gesandten nöthig gewesen war, nicht eher zu Stande bringen kön-

nen. Allein zum Unglück paſsten die Stiefeln nicht an des Königs Fuß, und man mußte auf die Herbeiſchaffung anderer bedacht ſeyn. Die Zeit verſtrich, es war ſchon Abend halb 10 Uhr, und der König wollte ſeine Flucht nicht länger aufſchieben.

Der Marquis, den ſonſt nichts außer Faſſung zu bringen vermochte, war dennoch jetzt wegen ein paar alter Stiefeln in großer Verlegenheit. In möglichſter Eil durchſuchte er den Stiefelvorrath ſeiner Bedienten, und fand glücklicherweiſe ein Paar derſelben, die für die Füße des Königs gemacht zu ſeyn ſchienen. Stanislaus warf dem Marquis bei der Gelegenheit noch ſcherzend vor: er habe ſo lange darauf geſonnen, um dasjenige aus der Ferne unrechtmäßig zu bekommen, was man doch rechtmäßiger Weiſe in der Nähe hätte haben können. Sobald ſich der König durch ſeine Verkleidung völlig unkenntlich gemacht hatte, ging er Abends um 10 Uhr durch eine geheime Treppe aus dem Zimmer des Marquis. Kaum war er einige Stufen hinuntergeſtiegen, ſo kehrte er wieder um, in der Abſicht, ſeinem Freunde nochmals Lebewohl zu ſagen, und ihn ſeinetwegen zu beruhigen. Er ſchlich ſich leiſe wieder die Treppe hinan, und klopfte an die Thür des Marquis. Dieſer hatte das Klopfen nicht gehört, ſondern lag auf der Erde, und betete knieend zu Gott um Schutz auf der gefahrvollen Reiſe des Königs. Dieſer klopfte zum andern Male, und nun wurde ihm geöffnet.

Nicht ohne Beſtürzung ſprach der Marquis: Wie? gnädigſter Herr! ſollte ich etwas Nöthiges vergeſſen haben?

Ja! verſetzte der König mit verſtellter Ernſthaftigkeit — etwas überaus Nothwendiges und Wichtiges. — Sie haben nicht daran gedacht, mir mein blaues Ordensband zu geben. — Laſſen ſie es indeß, ſetzte er mit freundlich ſcherzhafter Miene hinzu, vor jetzt gut ſeyn, ich komme, ſie noch einmal zu umarmen, um Sie zu bitten, der Vorſehung eben ſo

feſt zu trauen, als ich ſelbſt. Ich überlaſſe Gott, dem Allmächtigen und Allgütigen, mein ganzes Schickſal.

Der König entfernte ſich ſogleich, und fand einige Schritt von dem Hauſe des Marquis, den General Steenflycht, der ihn, als verkleideten Bauer, erwartete. Er ging mit ihm zu dem Platzmajor, der von Geburt ein Schwede war, und ſich anheiſchig gemacht hatte, die Flucht des Königs zu befördern. Er fand ſich an einem beſtimmten Orte der Feſtung auf. Unten am Walle derſelben befanden ſich zwei Nachen, die ihnen behülflich waren, über den Stadtgraben zu ſetzen. Es befanden ſich in den kleinen Fahrzeugen noch drei Leute, welche den König durch die preuſſiſchen Staaten begleiten ſollten. Denn dieſe waren unter allen benachbarten Provinzen die nächſten und ſicherſten, um den König den Nachſtellungen ſeiner, ihn überall umgebenden, Feinde zu entziehen.

Sobald der Platzmajor aus dem kleinen Kahn ſtieg, ging er einige Schritte voraus, um den König vor einem Poſten vorbei zu führen, welchen einige Garniſonſoldaten beſetzt hatten. Kaum hatte der König den Major aus dem Geſichte verloren, ſo hörte er ihn ziemlich laut, und wie etwa ein Zorniger zu thun pflegt, reden. Stanislaus eilte herbei, und ſahe, ſobald er die Gegenſtände unterſcheiden konnte, daß ein Unteroffizier das Gewehr auf den Major anlegte, und drohete, Feuer auf ihn zu geben, wofern er nicht ſogleich wieder umkehren würde.

Der Major hatte dieſen Umſtand vorhergeſehen, und er kam ihm nicht unerwartet. Zweimal griff er nach einer Sackpiſtole, mit der er ſich verſehen hatte, und war entſchloſſen, den Unteroffizier niederzuſchießen. Zu rechter Zeit aber bedachte er noch, daß der Tod dieſes Menſchen ihm nichts helfen, wohl aber ſchaden könnte, indem die Garniſonſoldaten nicht unterlaſſen würden, den Tod ihres Kammeraden zu rächen.

Nach einer kurzen Ueberlegung entſchloß er ſich

daher, den Beweggrund zu entdecken, der ihn an dieſen Ort geführt hätte.

Der Sergeant hörte aufmerkſam zu, und verlangte ſodann den König ſelbſt zu ſehen, um ſich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen.

Während dieſer Zeit hatte ſich der König ſchon genähert, und wurde von dem Sergeanten genau betrachtet. Ungeachtet der Dämmerung, und der faſt unkenntlichen Verkleidung des Königs, erkannte ihn der Sergeant dennoch, machte eine tiefe Verbeugung, und befahl ſeinen Leuten, ihn durchpaſſiren zu laſſen.

Dieſes erſte Abentheuer gab dem Könige wenig tröſtliche Ausſichten. Er konnte kaum glauben, daß ſein, nun ſchon zum Theil entdecktes, Geheimniß lange verborgen bleiben würde. Der Sergeant hatte ihn erkannt — konnte man erwarten, daß dieſer Menſch ſchweigen, und ihn nicht verrathen würde?

Gleichwohl war die Beſorgniß des Königs diesmal ungegründet geweſen, und er hatte an dem Sergeanten einen ehrlichen Mann gefunden. „Die Vorſehung, bemerkt hiebei Stanislaus, welche nach ihrem Gefallen über diejenigen gebot, die zur Ausführung meines Vorhabens etwas beitragen ſollten, überließ mich meinen Beſorgniſſen, damit ich in der Folge die Art und Weiſe ihres Beiſtandes und die Augenſcheinlichkeit deſſelben beſſer erkennen möchte.“

Jetzt ſchickte der König den Platzmajor zurück. Stanislaus ſelbſt ſtieg mit ſeinen drei Begleitern in den Nachen; und ſo ruderten ſie mitten über das überſchwemmte Land, in der angenehmen Hofnung, bald den Weichſelfluß zu erreichen, um bei Tagesanbruch an dem andern Ufer deſſelben, und alſo über die feindlichen Poſten hinweg zu ſeyn.

Allein wie groß war des Königs Erſtaunen, als ihn, nach einer Viertelmeile Weges, ſeine Führer in eine elende Hütte brachten, die mitten in dieſen Moräſten lag, und dabei den Vorwand brauchten, es wäre zur Ueberfarth über den Fluß bereits zu ſpät.

„Sie müſſen, ſagten die Begleiter, an dieſem Orte ausruhen, und den Ueberreſt der Nacht, ſo wie den ganzen folgenden Tag, da zubringen. Der König ſtellte ihnen die Gefahr eines Ortes vor, der faſt im Angeſichte der Feinde läge, und machte ſie auf den Verluſt einer, für ihn jetzt ſo koſtbaren Zeit, aufmerkſam; allein umſonſt. Was ſollte der König jetzt mit Leuten anfangen, die der geringſte Widerſpruch aufbringen konnte? Sein Schickſal lag gleichſam in ihren Händen, und er ſahe ſich genöthigt, Geduld zu faſſen, und ſeinen Verdruß, ſoviel möglich, zu verbergen. —

Nachdem er alſo aus ſeinem Kahne geſtiegen war, ging er mit einer ſo ruhigen Miene in dieſe elende Hütte, als ob es ein Ort geweſen wäre, der ihm die größte Sicherheit vor den Anfällen ſeiner Feinde, den Ruſſen und Sachſen, hätte verſchaffen können.

Dieſe Hütte hatte nur eine einzige Kammer, und Stanislaus fand nicht einmal einen bequemen Ort, um darin auszuruhen. Aber, die Ruhe und der Schlaf floh ihn auch jetzt unter dieſen Umſtänden von ſelbſt. Er entſchloß ſich daher, um theils ſeine Unruhe, theils ſeinen Verdruß zu verbergen, ſeine, ihm zugegebene, Begleiter näher kennen zu lernen. Es war zu den Dreien noch ein Vierter bei dem Walle hinzugekommen, und der König macht von ihnen folgende Schilderung, die wir in gedrängter Kürze wiederholen.

Der erſte, das Haupt der Führer, ſchien mir ein verwirrter Kopf zu ſeyn, der mit vielem Hochmuthe eben ſo viele Unbeſonnenheit verband. Er ſuchte ſich in allem Ernſte eine vornehme Miene zu geben, nahm einen entſcheidenden Ton an, litt nicht, daß die andern viel redeten, und ſah den geringſten Widerſpruch als eine Art von Rebellion gegen ſich an. Ich hätte mir, fährt der König fort, mit der Sonderbarkeit dieſes Charakters gern einen Zeitvertreib gemacht, wenn ich nicht durch den Gedanken beunruhigt

worden wäre, daß die Unbesonnenheit öfters mehr Schaden anrichten könne als selbst die Bosheit. Aus seinen Reden zu schließen, hätte man glauben sollen, daß er aller möglichen Gefahr Trotz zu bieten fähig wäre. Ueberdies kannte er keinen einzigen Posten, den die Feinde besetzt hatten. Die Hofnung einer ansehnlichen Belohnung hatte ihn bewogen, dem Marquis von Monti seine Geschicklichkeit anzupreisen, und dieser Minister, der keine Zeit hatte, lange zu überlegen, oder seinen Mann näher zu prüfen, war genöthigt, den zu wählen, den das Ungefähr ihm zuerst in die Hände lieferte.

Hätte man ihn verworfen, so würde jede andere Wahl vielleicht eben so unnütz als gefährlich gewesen seyn. Die Folge rechtfertigte dennoch die Wahl des Marquis.

Die zwei andern waren, was man bei uns Schnapphähne zu nennen pflegt, Leute, die übrigens die Wege des Landes besser kannten, als der vorige. Aber, wo die Natur jemals einige Gefühle von Ehre in ihnen hervorgelockt hatte, so war es dennoch unmöglich, solche unter der Wildheit ihrer Sitten zu erkennen.

Der vierte beunruhigte anfänglich den König am meisten. Er fragte den Unbekannten, wer er wäre. Dieser war nicht so fein, um den König glauben zu lassen, daß er ihn nicht kenne, sondern sagte ihm in dem ehrerbietigsten aber auch in dem offenherzigsten Ton, daß er ein Kaufmann wäre, und eines Bankerots wegen aus Danzig hätte entfliehen müssen. Er setzte hinzu: die drei Begleiter hätten ihm versprochen, ihn nach Preußen zu bringen, wo er vor seinen Gläubigern sicher zu seyn hoffte. Ein Bankerottirer! dachte der König bei sich selbst, ein ruinirter Kaufmann, den nichts zur Verschweigung meines Geheimnisses zu verbinden scheint, ein Mann, der es sehr wohl weiß, daß, wenn er mich meinen Feinden verräth, er nicht allein auf einmal allen seinen Verlust ersetzen, sondern sich auch noch bereichern

kann — welch ein Reisegefährte ist dies für mich! Er nahm sich indeß wohl in Acht, seine Besorgniß merkbar zu machen. Denn, oft hat ein bloßer Verdacht Verräther erzeugt, und oft wurde ein gemisses Zutrauen, das man einem verdächtigen Manne bewies, das Rettungsmittel desjenigen, der es gab.

Doch diese Bemerkung, die sich jedem von selbst aufdrängt, war bei diesem Kaufmann nicht anwendbar, und hätte ihn der König jetzt so genau gekannt, als er ihn in der Folge kennen lernte, so würde er weit ruhiger gewesen seyn.

Der König brachte indeß den Ueberrest der Nacht auf einer Bank hin, indem er seinen Kopf auf den Arm des Kaufmannes lehnte, mit dem er sich am leichtesten unterhalten konnte, weil er der polnischen Sprache vollkommen kundig war.

Am folgenden Morgen verließ der König seine Kammer, und richtete seine Blicke nach Danzig, welches noch heftig von den Russen bombardirt wurde. Man wird leicht vermuthen, daß die Empfindungen des Stanislaus nicht die angenehmsten seyn konnten. Sein Herz, schon längst über das Schicksal dieser unglücklichen Stadt tief gerührt, empfand diese Rührung noch weit mehr in der Lage, in welcher er sie jetzt betrachtete. Das ist also, sprach er wehmüthig bei sich selbst, der Lohn ihrer Treue! Vielleicht geht sie noch an diesem Tag an ihre Feinde über, und kauft sich von dem Elende, das sie jetzt zu ertragen nicht mehr im Stande ist, durch neues Ungemach los, welches vielleicht größer ist als das vorhergehende.

(Fortsetzung folgt.)

Verbesserungen im 112 Stück.

Seite 884. Vers 3. statt rührender lies ruhender.
— 885. — 1. st. des Dankes l. des innigsten Dankes.
Ebendaselbst. — 4. st. Trauer l. Treuen.

Google

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 12. October 1811. 123.
Industrie-Comptoir in Leipzig.

Die Beutelmeiſe nebſt ihrem Neſte.

(Zum Kupfer Nr. 21.)

Dieſer Vogel der auch Remiz (Parus minimus), Pendulin, (parus pendulinus), Remitſch und Rémitſch (Polonorum Remiz) genannt wird, führt den in der Ueberſchrift ſtehenden Namen, welcher üblichſte iſt, von dem künſtlichen Neſte, welches er bauet. Er hat die meiſten Merkmale der Meiſen, zu welchen er auch gezählt wird, ungeachtet ſein Schnabel faſt die Bildung vom Schnabel eines Sangvogels hat, länglicht, zugeſpitzt, aſchgrau und 5 Linien lang iſt. Was die Größe der Beutelmeiſe anlangt, ſo kommt ſie mit der der Kohlmeiſe überein. Nach andern Angaben iſt ſie nur ſo groß, wie ein Zaunkönig. Ihre Länge beträgt 5, und die Breite, bei ausgeſpannten Flügeln, 8 Zoll; ausgetrocknet, wiegt ſie etwa 56 Gran. Der Vordertheil des Halſes iſt weißlich, der Hintertheil und Nacken aſchfarben, die Stirn ſchwarz; ein Band von gleicher Farbe läuft unter jedem Auge weg nach hinten zu. Der Oberrücken und die Schulterfedern ſind grau mit zimmtfarbiger und etwas röthlicher Miſchung; der Unterrücken iſt blaßgrau, die Kehle und der Vorderhals blaßaſchfarben und röthlich beſprengt, der übrige Unterleib blaß gelbroth, hinten ſchwarz gezeichnet. Die kleinen Deckfedern der Flügel ſind braun, mit röthlichgelben Spitzen, die größern ſchwärzlich nußbraun gerändet und mit blaßgelbrothen Spitzen, die Flügel- und Schwanzfedern dunkelbraun, weiß gerändet, letztere auch mit weißen Spitzen verſehen. — Das Weibchen iſt weniger roth und ſein Gefieder ſpielt mehr ins Grüne. — Dieſe Meiſe iſt in Rußland, Polen, Litthauen, Ungarn und Italien einheimiſch. Auch in einigen Gegenden Schleſiens wird ſie, jedoch nur ſelten, bei uns hingegen gar nicht gefunden. Man nimmt an, daß eigentlich Italien das wahre Vaterland dieſes Vogels ſey, und daß er von da erſt in die andern genannten Länder gekommen ſey. Selbſt der Name Remis, Remiſch und römiſches Zeichen ſcheinen dieſe Muthmaßung zu unterſtützen. Er niſtet vorzüglich in Italien um Bononien, in den Sümpfen um Florenz und an einigen andern Orten daſelbſt. In neuern Zeiten fand man auch in der Uckermark bei Prenzlau ein ſolches Neſt. Die Polen, bei denen er häufiger, als in Böhmen angetroffen wird, kennen und nützen ihn ſehr gut, glauben, daß er von Römern in ihre Gegend gebracht und deshalb Remiz genannt worden ſey. Die Beutelmeiſe niſtet ſchon hinter Warſchau bei Wengrow, vorzüglich aber bei Bielsk, Zabludow und Grodno. Sie hält ſich gern in der Nähe von Seen und beſchilften Teichen auf und lebt hauptſächlich von Waſſerinſekten. Das Merkwürdigſte dieſes Vogels iſt ſein Neſt, welches unter Fig. 1. auf dem Kupfer abgebildet iſt. Wenn die Meiſe das Neſt anlegen will, ſo umwindet ſie vorher die Stengel oder Zweige, die es tragen ſollen, mit Hanf oder Baſtfäden; dann bauet ſie mit Grashalmen mancherlei Pflanzenwolle, Hanf und Baſt weiter fort. Deshalb ſucht ſie alle Pflanzen und Bäume auf, wel-

che eine Art von Wolle oder weicher Seidenfäden tragen und sammelt also die Wolle von Pappeln, Weiden, Teichkolben und Disteln. Diese weiche Materie flicht sie, mittelst kleiner Gras- und Hanffaden, zusammen, und zwar zuweilen so dicht und fest, daß man das ganze Gewebe nur mit Mühe auseinanderreißen kann. Das Nest enthält entweder die Form eines ovalen Beutels oder einer Socke; daher werden auch die Nester als Socken an den Füßen getragen. Das Ganze besteht aus zwei Wänden, der innern und äußern. Die innern Wände sind von lauter weicher Wolle gearbeitet, und besonders reichlich ist der Boden damit versehen. Die äußere Fläche des Nestes ist meistentheils mit Hanf und Gräsern dicht verwebet. Diese Dichtigkeit der äußern Wände ist zuweilen so groß, daß sie brechen, wenn man sie biegen will. Dieses Nest ist gewöhnlich 6 Zoll lang und 4 Zoll breit; indessen hält der Vogel nicht immer einerlei Maaß bei der Erbauung desselben. Man scheint überhaupt annehmen zu dürfen, daß der Vogel sein Nest mehrere Jahre behält. Fängt er es im ersten Jahre an, so ist das Gebäude klein und locker. Mit der Zeit vergrößert er es, webt von außen eine neue Lage oder Schicht an, und giebt ihr, mittelst der vielen Grasfäden, womit er die Wollklümpchen in einander wirret, von außen eine dauerhafte Festigkeit. Auch den Boden des Nestes scheint er aufzureißen, zu erweitern und zu verdoppeln. Der Eingang zu dem Neste ist gewöhnlich so klein, daß der Vogel kaum hinein kann. Er ragt, gleichsam wie eine Röhre, etwas aus dem Neste hervor und die obere Decke des Einganges stehet wie ein Wetterdach über die Oeffnung hinweg, damit es nicht ins Nest regnen kann. Durch diese Oefnung fliegt der Vogel ein und aus. Indessen will man auch an manchen Nestern zwei solche Löcher wahrgenommen haben, ein größeres, das jederzeit nach der Wasserseite zugekehrt und zum Ausgange bestimmt ist, und

ein kleineres, nach der Landseite zu, durch welches er herausgucket, um zu sehen, was vorgeht. Die Beutelmeisen beginnen den Bau ihrer Nester zu Anfange des April. Den Grund dazu legen sie mit etwas Werg oder Hanf; in Ermangelung dessen, mit trocknem Wassergrase, das sie um eine herabhangende Weidenruthe, etwa von der Stärke einer Federspule, etlichemal herumwickeln und verschlingen. Die herabhangenden Fasern oder Grashalme, nebst der Weidenruthe, dienen ihnen zum Gerüste ihres vorhabenden Baues, indem sie ihre Baumaterien damit verbinden und zusammenwirken. Oder sie wissen auch jeden kleinsten Theil des Nestes mit andern, die daran grenzen, so in einander zu wirren und gleichsam zu walken, daß die Festigkeit dadurch ungemein erhöhet wird. Diese Nester pflegt die Beutelmeise jederzeit zu hängen und zwar so, daß sie sich einen dünnen, schlanken Ast aussucht, der über ein Wasser hinragt. Daran flicht sie aus vielen einzelnen Fäden ein starkes Hanfseil, und daran befestiget sie das Nest, das nun wie in der Luft schwebt. Zuweilen hängt der Pendulin sein Nest in Sümpfen an einen Rohrstängel und an kleine Gesträuche, doch allemal in der Nähe des Wassers. Ist das ganze Nest völlig zu Stande gekommen, so legt die Beutelmeise 5 schneeweiße röthlichgrau gewölkte Eier, die nach 12 Tagen ausgebrütet werden. Dieß geschieht im Jahre zweimal, gleich zu Anfange des Frühlings und im Sommer. Dieser Vogel gehört nicht unter die Zugvögel; daher mag ihm sein warmes Nest in den kalten Ländern sehr gut zu statten kommen. Die Nester des Pendulin werden zu verschiedenen Absichten gebraucht. In Italien gelten sie bei dem großen Haufen für ein sicheres Mittel, den Blitz vom Hause abzuhalten. Wer ein solches Nest über der Thür seines Hauses hat, fürchtet keine Blitze. In Polen und Rußland weiß man sie besser zu nutzen. Man sammelt sie und verkauft sie sackweise, den Sack für einen Dukaten. Der

glaubt man, daß ſie ein treffliches Mittel gegen böſe Hälſe, Geſchwulſten und auch in andern Zufällen heilſam wären. Ruſſiſche Kaufleute erhandeln dieſe Neſter, und verkaufen ſie wieder zu Fußſocken, wozu ſie wegen ihrer Weichheit und Wärme ſehr paſſend ſind. Auch werden ſie von manchen Ruſſen klein geſchnitten unter das Futter gemiſcht, und ſo kranken Pferden eingegeben, die davon wieder geſund werden ſollen.

Figur 1. auf dem beiliegenden Kupfer iſt ein beutelförmiges Neſt des Pendulin, das vormals im Naturalienkabinet in Dresden befindlich war; Fig. 2. ſtellt den, von Häuten entblößten, Kopf des Vogels dar, der nach ſeiner natürlichen Länge und Höhe genau abgemeſſen iſt; Fig. 3. iſt ſeine Zunge, die ebenfalls der Länge und äußern Bildung nach geſtochen iſt; Fig. 4. iſt der richtig abgemeſſene Fuß und Fig. 5. der Vogel ſelbſt in Lebensgröße. Am Schnabel des Voges, der nach dem Neſte zu gerichtet iſt, kann man noch den Vorſprung bemerken, welcher den Eingang des Neſtes darſtellt. Heſſe.

Die Fruchtbarkeit der Gewächſe.

Wenn von der Fruchtbarkeit einer Pflanze die Rede iſt, ſo verſteht man darunter nichts anders, als die Vermehrungsfähigkeit derſelben durch Samen. Nicht bei allen iſt dieſe Vermehrungsfähigkeit gleich groß; indeß ſteht das Mehr oder Weniger derſelben im genauen Verhältniſſe zu dem großen Ganzen. Bei einigen Pflanzen iſt die Fruchtbarkeit außerordentlich, wie die vielfachen Verſuche, welche man mit ihnen gemacht hat, beweiſen. Beſonders ergiebig zeigen ſich einige Getreidearten. Unter andern erhielt man von einem einzigen Körnchen Reiskorn, welches in gutes Erdreich gelegt, und ſorgfältig gepflegt und gewartet wurde, 63 Aehren, welche zuſammen 3224 Körner hergaben. Bei einem andern

Verſuche, den man mit Weizen machte, brachten 3 Samenkörner 3 Stauden hervor, die zuſammen in 119 Aehren 4795 Körner enthielten. *) Zufälliger Weiſe ſah man einmal in Holland aus einem Reiskenkörnchen eine Staude hervorwachſen, welche 73 Aehren und in denſelben 4337 Körner trug. Zwiſchen Utrecht und Amſterdam hatte ein Landmann 7½ Loth Gerſte ausgeſäet, und erhielt daſür 28 Pfund an Körnern. Der Naturforſcher Keuchenius ließ ein kleines Stück Feld in ſeinem Garten umgraben und zurichten. Er ſteckte darauf ½ Theeſchälchen Weizenkörner, doch ſo, daß jedes Samenkorn 6 Zoll von dem andern abſtand, und erntete von dem halben Theeſchälchen noch über 4 Scheffel Weizen.

Eine Mohnpflanze kann in ihren 4 Samenkäpſeln 32000 Samenkörner tragen; und wie oft hat ſie mehr als 4 ſolcher Kapſeln! Von einer Sonnenblume hat man nicht ſelten über 3000 Samenkörner erhalten. Eine Tabakspflanze kann 40220 Fruchtkörner geben, und ein Ulmbaum von 12 Jahren 500000. Sollten ſich alle dieſe Samenkörner weiter vervielfältigen, ſo würde in einer kurzen Reihe von Jahren der ganze Erdboden mit Ulmen bedeckt ſeyn, und von einem einzigen Samenkorn der Tabakspflanze würden nach 4 Jahren 2‴,642,908″,293,365′,760000 Samenkörner entſtehen. — Freilich haben nicht alle Pflanzen eine ſo außerordentliche Fruchtbarkeit; dafür laſſen ſie ſich aber auch ſogar durch ihre Wurzeln und Zweige vermehren.

Eine ſolche Vermehrung mancher Pflanzen war aber auch nöthig, wenn eine ſo große Zahl lebender Weſen Nahrung und Unterhalt finden ſollte. Denn offenbar ſollte die Menge der Samen nicht blos zur Fortpflanzung, ſondern zur Ernährung der Thiere

*) Die eine Staude trieb 38 Aehren mit 1337 Körnern; die zweite 39 Aehren mit 1560 Körnern; die dritte 52 Aehren mit 1398 Körnern.

und Menſchen dienen. Auch ſind in der Natur hinlänglich Anſtalten getroffen, daß ſich kein Geſchlecht von Gewächſen auf Unkoſten der übrigen zu ſehr vermehren kann. Viele Geſchlechter, z. B. die Gräſer werden von Thieren verzehrt, oder von Menſchen zu mancherlei Abſichten benutzt, ehe ſie ſich befruchten können. So hat ferner faſt jede Pflanze eines oder mehrere Inſektenarten, welche ſich von ihren Blättern und Früchten nähren, und dadurch der zu groſſen Vermehrung Einhalt thun. Auch finden bei weitem nicht alle, zur Reife gekommne, Samen einen, für ihre Fortpflanzung zuträglichen, Boden, und kommen auf dieſe Weiſe um, oder nützen andern ihres Gleichen bloß als Dünger. Vielen Pflanzen entgeht durch ihre ſtärkern Nachbarn der Zufluß an Säften. Andere finden ihren Untergang durch ungünſtige Witterung, und gelangen nicht zu ihrer Vollendung. Doch wird nie die Fortpflanzung gänzlich gehemmt, ſondern bei den größten Verwüſtungen, welche Elemente, Witterung, Thiere und Menſchen anrichten, entgehen immer Mehrere dem allgemeinen Unglück, und pflanzen ihre Geſchlechter fort.

K—r.

Hedysarum gyrans.

Lady Mouſon, dieſe berühmte, für Wiſſenſchaften, Reiſen und Pflanzenkunde, enthuſiaſtiſch eingenommene, Engländerin, fand dieſe ſonderbare Pflanze in Bengalen, an feuchten und thauigten Orten, in den Gegenden von Dacca. Nach ihrem Tode erhielt Herr Brouſſonet vom Ritter Banks ihre hinterlaſſene Manuſcripte. Auf deutſch heißt dieſe Pflanze Schildklee. Die Indianer nennen ſie Burumchandali, die Engländer aber: Moving plant. Dieſes Gewächs hat lange und an dieſen kurze Blätter, welche ociilliren, oder ſich langſam, jedoch ſichtbar in einer Verticallinie auf und nieder bewegen. Des Nachts, oder bei Tage, wenn dieſe Pflanze durch Verſchließung der Fenſterladen, alles Licht einbüßt, hört dieſe Bewegung auf. Man kann von dieſer Pflanze behaupten, daß ſie einen wahren Lichthunger und eine außerordentliche Empfindlichkeit für das Tageslicht habe.

Wedel.

Anekdote.

Zwei Brüder, von denen der eine ein mittelmäßiger Dichter, der andere aber ein eben ſo mittelmäßiger Tonkünſtler war, prieſen gegen den bekannten franzöſiſchen Dichter, Boileau, ihre Talente in Ausdrücken, welche ihm äußerſt mißfielen. Boileau, ihres Geſchwätzes müde, fragte endlich, welcher von ihnen Verſe mache. Der Tonkünſtler verſetzte: Mein Bruder macht die Verſe, und ich komponire ſie — Und ich, ſetzte Boileau hinzu, ich pfeife ſie aus.

L—t.

Muſikalien, welche von der Verlagshandlung den geneigten Leſern empfohlen werden.

(In Commiſſion.)

Baumbach, F. A., Air russe, varié pour le Guitarre. quer Folio. 10 Gr.

— Complainte de la Reine Maria Stuart, traduite de l'anglois par Florian. Musique avec accompagnement de Guitarre et de Pianoforte. qu. 4to. 16 Gr.

Georgi, J. D., Deux pièces militaires pour le Pianoforte. 6 Gr.

— Grand Rondo p. l. Pianof. 8 Gr.

— Trois Rondeau pour le Clavecin ou Pianoforte. 14 Gr.

— Recueil de differentes Pieces pour le Clavecin ou Pianoforte. 16 Gr.

— Rondeau facile et agreable pour le Pianoforte. 4 Gr.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 14. October 1811. 124.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der verlorne Sohn.

(Fortsetzung.)

17. Der Wunderdoctor.

Der Jahrmarktslerm ließ endlich nach; da näherte sich der Kiste ein Mann im grünen Rock und rother goldbesetzter Weste, nebst einer dicken Frau. Sie packten allerlei Päckchen und Kräuter in die Kiste, und eben wollte sie die dicke Frau an ein paar Tragriemen aufhocken, als man des armen Brandes hinter denselben gewahr wurde, der, an seinen Kopfwunden blutend, zitternd und bebend vor Angst, am Boden niederkauerte. „Bursche!" brüllte der Mann in der rothen Weste, „was machst du da hinter meiner Apotheke?" — Knieend, und mit aufgehobenen Händen, bat der Arme um Gnade, und stammelte mit kurzen Worten seine, auf dem Markt erlittenen, Mißhandlungen, und die Hauptpunkte seiner traurigen Geschichte hervor. Der grüne Mann hatte kein hartes Herz. Er bot dem armen Burschen sogleich an, ob er sein Bedienter und Träger dieser seiner Apotheke werden wolle und versprach ihm, außer einem täglichen Gehalt von 2 Groschen, nebst freier Zeche und Nachtlager, jährlich ein Paar Schuh auf Weihnachten. Wie freudig ging Brandes diesen Handel ein! — Der Wunderdoctor, — denn ein solcher war Brandes neuer Herr, — ging nun sogleich daran, seine Kunst öffentlich an dem blutriefenden Kopfe seines neuen Bedienten glorreich zu beweisen. Er rief alles, was von Jahrmarktsgästen noch in der Schenke war, mit lauter Stimme herbei, erklärte ihnen zuerst die Gefährlichkeit der Kopfwunden, polnisch und lateinisch, schnitt dann dem geduldigen Brandes das schöne, lange, lockige Haupthaar ab, reinigte die Wunden mit Urin, beklebte sie mit Pflastern und rief: „Nun stehe ich für das Leben dieses jungen Menschen, der ohne mich in weniger als einer halben Stunde mausetodt gewesen seyn würde, so wahr ich Doctor Hippokratus heiße!" — Dieß wirkte. Alle Umstehenden verlangten von dem Balsam und den Pflastern, und empfingen davon für ihr baares Geld, und der Doctor wurde so guter Laune, daß er, damit sein Patient sich indeß vollkommen erholen möge, noch bis zum folgenden Tage seine Reise aufschob. Die Frau Doctorin aber, eben so froh, daß ihr breiter Rücken von der schweren Apotheke losgekommen war, machte sich flugs daran, dem armen hungrigen Adjutanten eine recht kräftige Biersuppe zu kochen, wobei die trefflichsten Ingredienzen ihrer Apotheke nicht gespart wurden.

Folgendes Tages reiste Brandes mit seiner neuen Herrschaft weiter. Die Medicin fand aller Orten, wo Halt gemacht wurde, großen Abgang; aber die Kiste wurde dadurch um nichts leichter: denn der Doctor Hippokratus füllte die Lücken immer wieder mit großer Leichtigkeit aus, indem er unterwegs allerlei farbige Erdarten fein zerrieb, und mit diesen und jenen Pulvern aus seinen Düten vermischte, auch Kräuter in Menge einsammelte, wo sich in Wald und

The same rule is applied to the Ionic and Corinthian capitals, the former of which is represented in Fig. 3, and the latter in Fig. 4. The Ionic capital is distinguished by the volutes, which are placed on the abacus, and the Corinthian capital by the acanthus leaves, which are placed on the astragal.

The Doric capital is distinguished by the absence of volutes and acanthus leaves, and by the presence of a plain abacus and astragal.

The Ionic capital is distinguished by the presence of volutes on the abacus, and by the absence of acanthus leaves on the astragal.

The Corinthian capital is distinguished by the presence of acanthus leaves on the astragal, and by the absence of volutes on the abacus.

er das geſtohlne Tuch nachwieſe. Der gutmüthige Wirth aber ſetzte ſich dawider und ſchlug vor, daß man noch einmal, allenthalben im Tanzſaal nachſuchen wolle. Man fand nichts. Nun ſollte die Execution vor ſich gehen. Alles Flehen, alles Betheuern, alle Thränen des armen Unſchuldigen wären vergebens geweſen, wenn nicht glücklicherweiſe noch eben jetzt einer der aufſtehenden Gäſte das vermißte Tuch unter ſeinem Sitze gefunden hätte. Jetzt gereuete den trunkenen Polen ſeine grauſame Uebereilung. Er ging mitleidig zu dem, vor Todesangſt bleichen, und an allen Gliedern zitternden, Fremdling und drückte ihm einige Groſchen in die Hand. Viele von den übrigen Gäſten folgten ſeinem Beiſpiele. Beſonders aber nahm ein Tabulettkrämer Antheil an ſeinem Schickſale, ließ ſich ſeine Geſchichte erzählen, und rieth ihm, da er doch mit dem Handelsweſen bekannt ſey, das Sämmchen welches er eben jetzt zuſammengebracht hatte, zum Ankauf von Tabak anzulegen und damit in den, von Danzig entlegenen, Dörfern zu hauſiren. „Ich ſelbſt," ſetzte er hinzu, „habe auf dieſe Weiſe angefangen und es nach und nach weiter gebracht."

Dieſer Vorſchlag ſtimmte ganz zu den Lieblingsgedanken unſeres Brandes. Alle ſeine faſt entſchlummerten Plane wachten mit einmal wieder auf. Er ſah im Geiſte ſchon Thaler auf Thaler gewonnen, in einer großen ſchweren Geldkatze um ſich. Sein Handel blühte. Seine Schiffe gingen auf der See. Man hörte in Stettin den Namen „Brandes" von dem Schiffskapitain nennen und erſtaunte. Seine gute Mütter fragte nach, und ſiehe! derſelbe Brandes war ihr Sohn. —

Der Glückliche überzählte alſo flugs ſein Geldchen. Der gutmüthige Tabulettkrämer vermehrte die Summe noch durch einen Gulden. Gleich des andern Morgens kaufte der neue Kaufmann einige Pfund des, unter den Landleuten beliebtern, ſchwarzen

Braſilientabaks ein, und machte ſich, umſchwebt von eitel roſenfarbenen Träumen, auf den Weg tief hinein nach Kaſſuben. Er kam in ein großes Dorf. Ein betrunkener Bauer forderte für 2 Groſchen Tabak. Brandes gab ihm, wie er es bei ſeinem letzten Principal dem Doktor Hippokatus gelernt hatte, nach Gutdünken. Der Bauer aber ſchrie: „Er ſey betrogen! der Kaufmann ſey ein Spitzbube!" und prügelte auf ihn los. Der Wirth ſprang herzu, trat aber auf die Seite des Bauern: denn er ſelbſt handelte auch mit Tabak und hatte den Nebenbuhler ſchon mit gar ſcheelen Augen eintreten ſehen. Der arme Kaufmann wurde beſchuldigt: „Er habe den Tabak in Danzig geſtohlen!" Man confiſcirte ihm das ganze Waarenlager. Brandes drohte, die Sache vor den Richter des Ortes zu bringen; aber eben dieſer Wirth war auch zugleich der Richter im Dorfe, das Schlagen und Stoßen ging von neuem los. Endlich hetzte der ſchändliche Wirth und Richter ſogar ſeinen Hund auf ihn, die Nachbarshunde geſellten ſich dazu, und es blieb dem unglücklichen Kaufmann kein anderer Ausweg übrig, als, mit zerbiſſenen Beinen, mit zerſchlagenem Körper, ſich durch einen halsbrechenden Sprung über eine Hecke ins Freie hinaus zu retten.

(Beſchluß folgt.)

Was nicht ein paar Worte eines Großen vermögen!

oder:

Mazarin und der verarmte Kavalier.

Zu den Zeiten des Kardinals Mazarin, welcher erſter Miniſter von Frankreich war, lebte ein Kavalier, der nach und nach ſein ganzes Vermögen verſchwendet hatte. Nichts war ihm übrig geblieben, als ein altes Staatskleid. Mit dieſem angethan, fand er ſich täglich im Vorzimmer des Miniſters ein. Ein

ganzes Jahr lang ward er nicht bemerkt. Endlich nach Verlauf dieſer langen Friſt, traf ihn einſt der Kardinal in Aufwallung froher Laune an, und ſagte: „Wie, mein Herr, ich ſehe Sie tagtäglich hier; haben Sie etwas bei mir zu ſuchen, oder woran fehlt es Ihnen. Der Schlaukopf antwortete: „Ich wollte bloß den größten Mann Frankreichs bewundern. Da mir indeß die Sonne des Glücks in ſo reichem Maaße ſtrahlt, daß Ew. Eminenz mich anzureden würdigen, ſo darf mir dieſer koſtbare Augenblick nicht ungenuzt verſtreichen. Ich wage eine unterthänige Bitte, die weder dem Staate, noch Ew. Eminenz einen Sous koſtet.“ „Nun?“ fragte der Kardinal, „was iſt das?“ „Ich bitte Ew. Eminenz,“ fuhr der Bittende fort, „nur auf kurze Zeit die Gnade zu haben, und täglich, wenn dieſelben in die Antichambre treten, mit mir einige Worte heimlich zu ſprechen. Nur einige Worte, es ſey, was es wolle. Sind Ew. Eminenz verdrießlich, ſo laden Sie Zorn und Galle über mich aus; ſind Sie guten Muthes, ſo gebrauchen Sie mich zu Dero Narren, wie Sie wollen.“ Mazarin durchſchaute die Abſicht des Kavaliers, verſprach aber doch die Bitte zu gewähren, nur mit dem Bedinge, daß die Sache nicht zu lange dauere. Er hielt Wort. Alles ward aufmerkſam auf den Mann, den die Höflinge vorher kaum eines Blickes würdigten. Das iſt der neue Günſtling des Kardinals“ hieß es. Man machte ihm Platz, und verbeugte ſich, man ſuchte ſeine Unterhaltung. Je öfter der Miniſter mit ihm ſprach, deſto mehr achtete man auf den Kavalier. Bald erhielt er Beſuche und Einladungen, und man drängte ſich, ihm gefällig zu ſeyn. Er benutzte die Gelegenheit trefflich, und gab ſich nun das Anſehen, als wenn wichtige Dinge durch ihn verhandelt würden, und als ob er Gnadengehalte und Ehrenſtellen nach Gutdünken ertheilen könnte. Es regnete Geſchenke auf ihn; ja ein Finanzpächter, um in ſeinem Poſten recht

feſt zu ſtehen, gab ihm ſeine Tochter zur Ehe. Nun bedankte er ſich bei Mazarin.

K—r.

Anekdote.

Als der gelehrte Erasmus von Rotterdam einſt zu Bononien den berühmten Baptiſta Pius in ſehr ſchwülſtigen Ausdrücken peroriren hörte, äußerte er gegen einige ſeiner Vertrauten, die ſich neben ihm befanden: „Dieſer Mann hat die Meinung, die ich von ihm hatte, weit übertroffen. Als man ihn um eine nähere Erklärung bat, ſetzte er hinzu: ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Baptiſta ein ſolcher Narr wäre.

Lenke.

Das Faſten.

Vor etwa 200 Jahren kam Holland in große Noth. Es war eine Art Würmer aus Aſien in die holländiſchen Häfen gebracht worden, die nicht nur die Schiffe, ſondern auch die Faſchinen der Dämme zernagten. Das Land gerieth in Gefahr, beim erſten Sturme ſeine Bollwerke einſtürzen zu ſehen. Man wußte kein anderes Mittel gegen das Unheil, als daß der verſammelte Rath ein allgemeines Faſten ausſchrieb. Ein luſtiger Kopf meinte, das Faſten hätte für die Würmer ausgeſchrieben werden ſollen.

K—r.

Auflöſung des Logogryph's im hundert und zehnten Stück.

Grund, rund, und.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 17. October 1811. 125.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Anekdoten von Al Hejaj.

In Arabien war, nach dem Anfange des 7ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, durch Muhammed ein neues Reich gegründet worden, dessen Oberhaupt zugleich als Oberprieſter die Gewiſſen beherrſchte. Die Herrſcher nach Muhammed nannten ſich Nachfolger des Propheten — Khalifen — und dehnten die Grenzen ihres Reiches über drei Erdtheile aus. Einhundert Jahr nach Stiftung des Islams (oder der Glaubenslehre des Muhammed) war Abdalmalek Khalif. Er hatte einen Theil ſeines Anſehens einem tapfern Heerführer, Al Hejaj, zu verdanken, und ernannte dieſen in der Folge zum Statthalter über Irak, eine Landſchaft Aſiens, welche gegen Süden an den perſiſchen Meerbuſen und das wüſte Arabien grenzt.

Al Hejaj's Eintritt in das jetzt verödete Cufa, welches einer beſondern arabiſchen Schrift den Beinamen kufiſche gegeben hat, glich einem herannahenden Gewitter, wenn dunkelgraue Wolken vom Abend ſich erheben, vor dem Erwachen des Gewitterſturmes Stille herrſcht, und der tiefe, ſchwere Flug der Vögel, Zeuge ihrer Unruhe iſt. Al Hejaj kam nach Cufa mit verhülltem Geſichte. Das Volk, ſchon zitternd vor ſeinem Namen, drängte ſich ſchweigend hinzu, und verlangte, ihn zu ſehen: denn die ſklaviſche Menge verbirgt die wahren Geſinnungen, ſobald es zu fürchten hat. Eure Neugier ſoll ſich bald ſättigen! rief Hejaj, ich werde mich bald ohne Hülle zeigen! Nur zu bald ſtellte er ſich dar, wie er dachte. Er ging in die Moſchee, beſtieg den Lehrſtuhl, und ſprach harte Worte zu der Menge. Er ſchwor ihr, daß die Strenge ſeiner Strafen die grauſamſten Strafen ſeiner Vorgänger übertreffen, und den entfernteſten Zeiten ein Beiſpiel ſeyn ſollten! Er rief: ich ſehe die Köpfe der Menſchen reif, geſammelt zu werden, und Turbane und Bärte mit Blute beſpritzt! Was er drohete, das beſtätigte die Folge der Zeit. Jeder Kopf, der nicht den ſtrengſten Gehorſam auszudrücken ſchien, mußte fallen. Irak erbebte; es ſuchte in Aufruhr Hülfe und Schutz; aber es mußte unterliegen; dem Herrſcherſinne des Statthalters bluteten zahlreiche Opfer!

Al Hejaj glaubte ſo handeln zu müſſen, denn er ſahe ein Volk vor ſich, das, in Partheien zerriſſen, ſich der wohlthätigen Ordnung entwöhnt hatte. Bereit, bald für, bald wider den Khalifen zu fechten, zeigte es ſeinen Sklavenſinn, der ſich nicht mit Freiheit über die Umſtände erhebt, ſondern dem nur folgt, der ihm die Geißel zeigt. Darum ſprach Al Hejaj einſt zu ſeinen Kriegern, die ſich über ſeine Grauſamkeit beklagten: Gott hat mir die Macht über euch gegeben. Herrſche ich über euch mit Strenge: ſo denket nicht, daß das Schwert die Schärfe verliere, nach meinem Tode! Lebet ihr ſo fort, ſo werden meine Nachfolger ſo handeln, wie ich! Wollet ihr einen gütigen und milden Beherrſcher haben: ſo übet Gerechtigkeit gegen einander, und gehorchet ſeinen Befehlen. Euer Betragen iſt die Quelle des Betra-

gens euers Herrn gegen euch: denn dieser ist gleich einem Spiegel, der die Gegenstände, welche vorgehalten werden, zurückstrahlt!

Dieser, von arabischen Geschichtschreibern gebrandmarkte, Mann, muß den Vorwurf tragen, er habe 120,000 Menschen öffentlich getödtet, 50,000 Männer und 30,000 Weiber in Gefängnissen den Untergang finden lassen, ungerechnet die Krieger, über welche er das Todeswort in den Schlachten ausgesprochen hatte.

Aber die Geschichte hat doch nicht folgenden edeln Zug eines Grausamen verschwiegen. Abdaleahman, ein Statthalter in dem eroberten Theile Persiens, hatte sich wider den Khalifen empört. Al Hejaj wurde gegen ihn gesendet. Der erfahrne Heerführer mußte weichen; Abdaleahman eroberte Irak; willkommen zog er in Kufa ein. Doch Al Hejaj verlor Schlachten, nie den Muth. Er griff vom neuen an, kämpfte wie ein Löwe, und überwand Abdaleahman, der sich selbst als Gefangener von einer Höhe herabstürzte. Die Hauptschlacht dauerte, so sagen die Geschichtschreiber, einhundert Tage, binnen welcher Zeit zweiundachtzig Mal gekämpft wurde. Die gefangenen Anführer der feindlichen Häupter ließ Al Hejaj hinrichten. Als einer von diesen zum Tode geführt wurde, rief er die Gerechtigkeit Al Hejaj's an. Heftig, sprach er, äußerte sich einst Abdaleahman wider dich; ich widersprach ihm! Hast du einen Zeugen? fragte Al Hejaj. Der Anführer berief sich auf einen seiner Kriegsgefährten, der jetzt auch sein Todesgefährte war. Dieser wurde vorgeführt, und betheuerte die Angabe des Anführers. — Aber, warum hast du nicht auch widersprochen? fragte ihn Al Hejaj. Unerschrocken antwortete der Gefangene; ich that es nicht, weil du mein Feind bist! — Al Hejaj schenkte beiden das Leben; dem einen, weil er dankbar seyn mußte; dem andern, weil er das muthvolle Bekenntniß der Wahrheit ehrete!

Als Al Hejai einst ohne Gefolg sich in ländlicher Gegend befand, begegnete er, unerkannt, einem Araber aus der Wüste. Er fragte ihn nach sich selbst, was für ein Mann nämlich Al Hejaj wäre, weldem das Volk so viel redete.

Das ist ein Bösewicht! antwortete der Araber.

Kennst du mich denn nicht? fragte Al Hejai.

Nein! erwiederte der Araber. —

Ich bin Al Hejai, den du den Bösewicht nennst! fuhr Hejaj erbittert fort.

Unbestürzt, und in voller Fassung, entgegnete der Araber: und kennst du denn auch mich?

Nein! war des Statthalters Antwort.

Ich bin von der Familie des Zobeir, sprach der Araber; dessen Nachkommen werden sämmtlich drei Tage im Jahre verwirrt. Heute ist das so ein Tag!

Al Hejaj mußte lachen. Bewunderung der Geistesgegenwart trat an die Stelle des Zornes.

Einst verirrte sich Al Hejaj auf der Jagd von seinem Gefolge. Unruhig einen Weg suchend, gelangte er zu einem offenen, einsamen Platze, wo Kameele weideten. Die Kameele wurden scheu, und der Araber, ihr Hüter, wurde zornig. Er rief: wer ist denn der mit seinen schönen Kleidern, daß er in die Wüste kommt, und meine Kameele scheu macht! der Fluch Gottes treffe ihn!

Al Hejai, in bedenklicher Lage, mochte nichts gehört haben, nahete sich freundlich, und bot, nach arabischer Sitte, den Friedensgruß. Der Araber antwortete bitter, und schloß: ich wünsche dir weder Frieden noch Segen Gottes!

Al Hejaj that, als verstände er ihn nicht, und bat ihn um einen Trunk Wassers.

Bücke dich ſelbſt, ſprach der Araber, und bediene dich! Ich bin weder dein Gefährte noch dein Knecht!

Al Hejaj bediente ſich ſelbſt. Darauf fragte er den Araber, wen er für den edelſten und vortrefflichſten Menſchen hielte?

Den Propheten, antwortete der Araber, wenn du dich auch darüber ärgerſt, daß du berſten möchteſt!

Al Hejaj war mit jeder Antwort zufrieden, fragte weiter über anderer Männer Vortrefflichkeit, endlich auch über des Arabers Meinung von dem Khalifen Abdalmalek.

Der Araber ſchwieg; Al Hejaj drang heftiger in ihn; endlich erklärte letzterer, der Khalif wäre ein ſchlechter Fürſt.

Warum? fragte Al Hejaj.

Weil er uns den größeſten Böſewicht unter Gottes Himmel zum Statthalter gegeben hat! erwiederte der Araber.

Al Hejaj hatte ſein Urtheil empfangen. Alsbald flog ein Vogel mit beſonderm Geſchrei über ihn weg. Der Araber ſahe den Statthalter ſcharf an, und fragte: wer biſt du?

Warum frageſt du ſo? entgegnete Al Hejaj.

Dieſer Vogel zeigt mir an, daß Leute in der Nähe ſind, antwortete der Araber. Wahrſcheinlich biſt du der Vornehmſte unter ihnen.

Das Gefolge des Statthalters erſchien wirklich. Dieſer befahl, den Araber mitzunehmen.

Am folgenden Tage mußte letzterer an Al Hejajs Tafel, die der Statthalter gewöhnlich prächtig zubereiten ließ, mit ſpeiſen. Der Araber ſprach ſein gewöhnliches Tiſchgebet: Gott gebe, daß das Ende der Mahlzeit ſo glücklich ſey, wie der Anfang!

Während der Mahlzeit fragte ihn Al Hejaj, weißt du noch, was du geſtern geſprochen haſt?

Unverlegen antwortete der Araber: Gott beglücke

dich in allen Dingen! Hüte dich aber, daß du unſer geſtriges Geheimniß heute verräthſt!

Ich werde es bewahren, ſprach Hejaj. Aber du mußt wählen. Du erkennſt mich entweder als deinen Herren an, und bleibſt in meinen Dienſten; oder ich ſende dich zu dem Khalifen, und zeige alles an, was du geſprochen haſt.

Augenblicklich antwortete der Araber, da iſt noch ein dritter Weg, den du wählen kannſt, der mir viel beſſer ſcheint.

Was für einer iſt das? fragte Al Hejaj.

Schicke mich nach Hauſe, und laß uns einander nie wieder ſehen! war die Antwort.

Al Hejaj, ſich freuend über den lebhaften Geiſt des Mannes, ſendete ihn in ſeine Heimath mit einem Geſchenke von 10000 ſilbernen Dirhems.

Ein angeſehener Muſelmann, Kumeil, hatte in einem Garten wider Al Hejaj geſprochen und ſein Betragen höchſt tadelhaft gefunden. Unter andern hatte er geſagt: der Herr mache ſein Angeſicht ſchwarz; ſein Hals werde gebrochen, ſein Blut vergoſſen!

Al Hejaj ließ den Mann vor ſich kommen, und hielt ihm ſeine Verwünſchungen vor.

Kumeil ſprach: es iſt wahr, ich redete dieſe Worte im Garten. Aber ich ſtand unter einem Weinſtocke mit unreifen Trauben. Da wünſchte ich, daß ſie bald ſchwarz würden, damit man ſie abbrechen und auspreſſen könnte.

Durch dieſe witzige Entſchuldigung erwarb ſich Kumeil die Gunſt des Statthalters vom neuen.

K. Hahn.

Der treue Thomas.

Keine Leidenschaft beinahe fesselt den, den sie ergriffen hat, so unwiderstehlich, als die Spielsucht. Die Beispiele von Spielern, die sich gebessert haben, sind sehr selten. Aber nur zu leicht lassen sich junge Leute von der Sucht zum hazardirenden Karten- oder Würfelspiele hinreißen, weil der Gewinn sie lockt. Wenn sie wüßten, welchem Abgrunde sie zu eilten, so würden sie gewiß ihre Sinnlichkeit bekämpfen. Möge folgende Geschichte dazu beitragen!

Ein angesehener Offizier liebte das Spiel so leidenschaftlich, daß er bereits 200000 Thaler verloren hatte, ohne daß seine Kartenwuth gedämpft worden wäre. Immer wollte er das Verlorne wieder gewinnen, und immer fiel er tiefer in Schulden. Noch ein einziges kleines Landgut war ihm übrig. Hierher mußte er ziehen, um vom dem Ertrage desselben weniger splendid, als sonst zu leben. Dennoch spielte er fort, und jedes erübrigte Geldstückchen ward aufs Blättchen gesetzt. Der alte Thomas, ein treuer Diener, der seinen Herrn in allen Feldzügen begleitet hatte, gab sich alle Mühe, seinen Herrn von der unglücklichen Neigung zu befreien; aber er predigte tauben Ohren. Mochte er täglich die erlittenen Verluste, die vorgefallenen Verdrießlichkeiten, die traurigen Aussichten hererzählen: dennoch ließ sich der Herr aufs neue zum Spiel verleiten. Zuletzt hatte die Spielsucht, wie sie immer thut, seinen ganzen Charakter verdorben. Aus dem sanftesten Menschen war ein launenhafter Starrkopf geworden, der Niemanden hörte, als seine Grillen. Nur der einzige Thomas wagte es, sich vor ihm sehen zu lassen, und auch dieser mit Vorsicht.

Eines Tages nach der Mahlzeit schlug der Offizier einem fremden Gaste eine Parthie vor. Das Spiel begann. Man saß bis zum Abend fest; nur Thomas war gegenwärtig. Der Tag neigt sich; es wird Licht gebracht, man spielt fort, und die Sitzung dehnt sich bis zur Mitternacht. Das Glück ist auf der Seite des Fremden, und der Wirth verliert hinter einander Geld, Kleinod, Pferde, Wagen und noch eine starke Summe aufs Ehrenwort. Thomas schwitzte, und der Herr war in Verzweifelung. In einer Art Raserei rief er: „Der Bube — dran mein Landgut!" Es war sein einziges und letztes. Der Fremde sagte: „Gut!" Da stürzte sich Thomas, der den völligen Untergang seines Herrn vor Augen sahe, auf den Tisch, warf die Lichter um, zerriß oder zerstörte die Karten, und sprang davon. Der Herr gerieth in Wuth, ergriff eine Flinte, und durchlief das Schloß um Thomas umzubringen; aber Thomas war in Sicherheit. Der fruchtlosen Nachsuchung müde, und ermattet von der Anstrengung des Tages, legte er sich zu Bette. Er schlief bis tief in den folgenden Tag hinein. Beim Erwachen malte ihm seine Phantasie die Szene des vorigen Tages, aber — in anderer Gestalt. Er schämte sich, und fragte nach Thomas. Er erschien. „Mein lieber Thomas!" rief ihm der Herr entgegen, indem er ihn umarmte, „du hast mir gestern nicht einen, sondern zwei große Dienste geleistet. Ich behalte mein Gut, und bin von der Leidenschaft des Spieles geheilt. Wir wollen unsre Tage zusammen endigen, und du sollst künftig nicht mein Diener, sondern mein Freund seyn.

K—r.

Auflösung der zweisilbigen Charade im Hundert-einundzwanzigsten Stück.

Gastwirth.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 19. October 1811. 126.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Flucht des Königs von Polen, Stanislaus, aus Danzig nach Marienwerder in Preußen, im Jahr 1735.

(Fortsetzung.)

Einen eben so lebhaften Schmerz verursachte dem Könige das traurige Schicksal seiner Anhänger und Freunde, die er in dieser Stadt zurückgelassen hatte, die man, mit dem Degen in der Faust, nöthigen würde, sich gegen ihn zu erklären. Vergeblich rief Stanislaus seinen, ihm sonst so eigenen, Muth zurück; er hatte ihn verlassen. Thränen traten in seine Augen; er hob seine Hände zum Himmel, und bat Gott, ihn nicht in diesem Zustand der tiefsten Trauer und des herzzerreißendsten Kummers zu verlassen.

In dieser wehmüthigen Stimmung wurde der König durch den Donner der Kanonen unterbrochen, der von allen Batterien des Lagers und der feindlichen Flotte zu ihm herüber hallte. Er glaubte, es geschehe aus Freude über den, von der Stadt Danzig gefaßten, Entschluß, sich zu ergeben. Weniger von seiner eignen Gefahr, als von dem Unglücke seines Vaterlandes gerührt, blieb er eine Zeitlang unbeweglich und fast aller Empfindung beraubt.

Unterdessen hatte man ihm ein Mittagsessen bereitet, welches, wie sich leicht vermuthen läßt, eben nicht geschickt war, den Geschmack zu reizen; — aber wäre es auch noch so leckerhaft gewesen, sein Kummer hätte ihn doch nicht erlaubt, etwas zu genießen. Er brachte den ganzen übrigen Theil des Tages in der größten Unruhe und Ungeduld zu, ihn geendigt zu sehen, weil erst in der Nacht seine Abreise erfolgen sollte.

Diese neue Reise war weit mühsamer, als die vorhergehende. Allenthalben befand sich dickes Schilf, welches sich dem Kahne in den Weg legte. Man konnte es auch nicht ohne ein großes Geräusch biegen, welches selbst auch in der Ferne gehört wurde, und der Gefahr, entdeckt zu werden, aussetzte. Aber auch die bloße Biegung desselben erregte schon Besorgniß, weil man nicht ohne Grund glaubte, daß man am kommenden Morgen die Spuren davon wahrnehmen möchte. Zuweilen mußte man auch aus dem Kahne heraussteigen, und ihn aus dem Schlamme mit aller Anstrengung herausziehen, und nach einer andern Seite bringen, wo das Wasser tiefer war.

Gegen Abend kamen sie an den Damm eines Flusses, welchen der König für die Weichsel hielt; allein es war die Nehring, und die Gefahr der Reise war also noch lange nicht überstanden. Der Anbruch des Tages erinnerte die Flüchtigen, sich irgendwo hinzubegeben, wo sie den Augen der Feinde weniger ausgesetzt wären, welche vielleicht schon darauf bedacht waren, den König zu verfolgen.

Man gerieth in nicht geringer Verlegenheit, einen Ort zu finden, der, den König zu verbergen, geschickt war. Die Führer desselben wußten sehr gut, daß alle Häuser in der Gegend voller Russen und Kosaken wären; Es blieb aber dennoch kein anderer Aus-

nicht das geringſte Geräuſch zu machen. Der Rath war gut, und der König hatte ſich ſchon vorher vorgenommen, ſich ganz ſtill zu verhalten. Da ſich die Koſaken gerade unter dem Boden befanden, den der König eingenommen hatte, ſo konnte er ihre Geſpräche genau hören. Sie redeten unter andern auch von der Belagerung Danzig's, und von ihren übrigen, in Polen verübten, Thaten, welche von der Beſchaffenheit waren, daß ſie Stanislaus weder ohne Mitleiden noch auch ohne den tiefſten Abſcheu anhören konnte.

Die Koſaken frühſtückten in der elenden Kammer, welche ſich unter dem Boden befand, und hielten ſich länger als einige Stunden hier auf.

Sobald ſie fort waren, kam die Wirthin wieder hinauf zum Könige, und ſagte: „Nun ſind ſie weg.“ Aber geſtehet mir, fuhr ſie fort, was nöthigt euch, dieſe Leute ſo abſichtlich zu vermeiden? Warum habt ihr nicht mit ihnen getrunken? Kurz, wer ſeid ihr, wo kommt ihr her, und wo wollt ihr hin? Ich höre es an eurer Sprache, daß ihr nicht aus dieſem Lande ſeid, auch widerſpricht eure Geſichtsbildung der Kleidung, die ihr tragt. Seid offenherzig gegen mich, ich will euch nicht verrathen. Ich fühle Mitleid mit euch, und bin bereit, ſoviel in meinen Kräften ſteht, euch zu dienen.“

Der König wußte nicht, was er auf dieſe Reden antworten ſollte. Seine angeborne Aufrichtigkeit machte es ihm ſchwer, die Wahrheit zu verbergen. Gleichwohl rieth ihm auch die Klugheit, dieſes Weib nicht zur Gebieterin ſeines Schickſals zu machen.

Er geſtand daher ihren Vermuthungen in Abſicht ſeiner Perſon etwas zu, entfernte ſich aber dabei von der Wahrheit der Umſtände völlig. Er ſtellte ſich, alles zu ſeyn, was die Frau nur immer haben wollte. Zum Glück beſaß ſie auch nicht Verſtand genug, um den wahren Zuſammenhang einzuſehen, oder auch die Widerſprüche wahrzunehmen, in die ſich der König zuweilen verwickelte. Das ſchwache Licht, welches durch die Öffnung des kleinen Dachfenſters hereindrang, kam ihm hierbei gut zu ſtatten. Denn die Wahrheit entdeckte ſich auf dem Geſichte des Königs, durch die Mühe, die er ſich gab, ſolche zu verbergen, nur noch auffallender.

Ob er nun gleich den Fragen dieſer Frau ausgewichen war, ſo hatte er nun deſto mehr Mühe, ihren Beſorgniſſen zu entkommen. „Wenn es wahr iſt,“ ſagte ſie, „daß ihr euch mit den Ruſſen überworfen habt, ſo bitte ich ſehr, mein Haus ſo bald als möglich zu verlaſſen. Wenn euch die Ruſſen hier finden ſollten, ſo wären wir beide verloren. Euch würden ſie mit fortſchleppen, und mir vielleicht das Haus über dem Kopfe anſtecken.

Wirklich ſchien die Frau nicht übel Willens zu ſeyn, den König hinauszuſtoßen. Es gelang ihm jedoch endlich, ſie zu beruhigen. Und ſo entfernte ſie ſich denn, und ließ den König in Ruhe.

Dieſer blieb, aus Furcht, es möchten noch mehrere Ruſſen oder Koſaken kommen, den ganzen Tag auf ſeinem Bündel Stroh liegen, und hing den traurigſten Gedanken nach, die ſich ihm wider Willen aufdrängten. Jeder, der ſich von ſeiner Lage einen lebhaften Begriff zu machen vermag, und wer könnte dies nicht? wird es begreiflich finden, wenn der König eine unausſprechliche Marter fühlte, welche beſonders dadurch vergrößert wurde, daß er ſich nicht bewegen durfte, da doch ſeine Lebensgeiſter in größte Bewegung gebracht waren, und in einer peinlichen Ruhe alles erwarten mußte, was nur immer ſchreckliches zu befürchten ſtand. Unfähig, ſeinen Zuſtand länger zu ertragen, ging der König endlich in der Abenddämmerung vom Boden herunter, um mit ſeinen Führern weitere Abrede zu nehmen. Man wollte nun an einem gewiſſen Ort an der Weichſel zuſammen kommen, wo ein kleines Fahrzeug bereit ſtehen würde, um ſie über zu ſetzen. Die Begleiter des

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 21. October 1811. 127.
Industrie-Comptoir in Leipzig.

Von den Diamanten.

Die Steine werden gewöhnlich in gemeine und Edelsteine eingetheilt. Die gemeinen braucht man besonders zum Bauen. Vorzüglich dient der polirte Marmor zu der Verfertigung der Säulen und Bildsäulen. Die Edelsteine sind kleine, durchsichtige, glasartige Steine, die, wenn sie geschliffen sind, einen besondern Glanz von sich geben. Unter denselben ist der Diamant der härteste, klärste und glänzendste. Er ist so hart, daß die beste Feile ihn nicht angreifet, und am Stahle giebt er Funken. Man kann mit ihm nicht nur in das Glas schneiden, sondern auch andere Edelsteine ritzen und schneiden, weil er härter als diese ist. Seine Klarheit gleicht dem reinsten Kristall, oder einem hellen Wassertropfen. Daher auch diese seine Klarheit und Durchsichtigkeit, sein Wasser heißt. Der Glanz, womit er spielt und alle Farben zurückwirft, wird sein Feuer genannt. Durch das Reiben wird er elektrisch, daß er nicht nur leichte Körper, sondern auch den schwarzen Magir an sich ziehet. Dieses letztere thut kein anderer Edelstein. Wenn man ihn gelinde erwärmt: so leuchtet er im Finstern. Die elektrische Kraft, und das Glänzen findet man zwar auch bei den übrigen Edelsteinen; aber nicht in einem so hohen Grade, als bei den Diamanten. Wegen seiner außerordentlichen Härte glaubte man ehemals, daß er durch das Feuer nicht zerstört werden könne. Jetzt weiß man aber mit Gewißheit, daß er in einem starken und lange anhaltenden offenem Feuer nach und nach gänzlich verfliegt. Auch kann er durch Brennspiegel zerstört werden, und in der dephlogistisirten Luft verbrennt er völlig, ohne eine Spur zurück zu lassen. Die Scheidekünstler rechneten ihn sonst zu den Kieselarten, und hielten die Kieselerde und ein brennbares Wesen für seine Bestandtheile. In den neuern Zeiten ist er aber, wegen seiner völligen Verbrennlichkeit im Feuer und in der dephlogistisirten Luft, von den Kieselarten ausgeschlossen, und zu den Inflammabilien gezählt worden. Nach dem Urtheile der neuen Chemisten soll er aus bloßem Kohlenstoffe bestehen. Der, nunmehr verstorbene, Herr Hofrath Beireis meldete mir in einem Briefe vom 24sten Mai 1809. davon Folgendes: „Bisher hatte man noch immer den Diamant für eine Unterart der Kieselsteine angesehen. Es ist aber gänzlich erwiesen, daß er gar nicht unter die Steine, sondern unter das verbrennliche Wasser gehört. Denn er läßt sich im Feuer ganz verdampfen, so daß keine Spur davon übrig bleibt, und er brennt mit dem schönsten, hellsten Lichte unter einer sehr erhitzten Muffel im einem Probierofen. Ich habe mit Vergnügen Brillanten darunter so verschwinden gesehen, daß, wenn schon ⅞ davon verdampft waren, alle Facietten noch eben so deutlich zu sehen waren, als bei den größern Steinen."

Das Vaterland der Diamanten ist Ostindien und Brasilien. Die Natur erzeugt sie daselbst in Berg- und Felsenklüften. Man findet sie auch los an Flüssen, in einer Erde, oder im Sande, womit sie oft-

nommenen Preiſe eines Karats multiplicirt: ſo beträgt ſein Werth 300 Thaler.

Die meiſten Diamanten ſind klein. Man hat aber auch ſchon in den Gruben einige von einer bewundernswürdigen Größe gefunden, die viele Karate gewogen haben. Der Diamant, den der große Mogul beſaß, wiegt 279$\frac{1}{2}$ Karat, und wird auf ſechs Millionen Gulden geſchätzt. Der Florentiniſche, den ehemals der Großherzog von Florenz gekauft hatte, und der ſich jetzt in dem Schatze des Kaiſers zu Wien befindet, 139$\frac{1}{2}$ Karat, und hat einen Werth von einer Million Gulden. Der franzöſiſche Diamant, welchen der vormalige Herzog von Orleans für den König kaufte, hatte ein Gewicht von 136$\frac{1}{4}$ Karaten, und koſtete anderhalb Millionen Livers. Thomas Pitt, der Großvater von dem ehemaligen Staatsrathe, Wilhelm Pitt, war eine Zeitlang Gouverneur von Madras, und verkaufte den großen Diamanten, der gewöhnlich Pittsdiamant genannt wird, dem Könige von Frankreich für 135 tauſend Pfund Sterling. Die ruſſiſche Kaiſerin kaufte im Jahre 1772 von einem Armenier, Namens Gregor Saffraj, einen Diamanten für zwölf Tonnen Goldes, und einer jährlichen Penſion von 4000 Rubeln. Dieſer Diamant ſoll faſt ſo groß, wie ein Taubenei ſeyn, und ein Gewicht von 194$\frac{3}{4}$ Karaten haben. Unter den Diamanten, welche die Monarchen beſitzen, befindet ſich in dem Schatze des Königreichs Portugall der größte. Dieſer iſt ein roher braſilianiſcher Stein, der ungefähr, wie einige irrig glauben, die Geſtalt und Größe eines Gänſeeies hat, 1600 Karate oder 12$\frac{1}{2}$ Unze wiegt, und auf 224 Millionen Pfund Sterling geſchätzt wird. Wir zweifeln aber mit Recht an der Richtigkeit dieſer Angabe, und glauben, daß durch die Karate hier Gräne verſtanden werden müſſen, die man mit Gran verwechſelt hat. Dieſer koſtbare braſilianiſche Diamant iſt in dem Hamburgiſchen

Correſpondenten von dem Jahre 1808 in Nummer 13. beſchrieben, woſelbſt es heißt:

„Unter den Koſtbarkeiten, die bisher in dem königlichen Schloſſe zu Liſſabon aufbewahrt und von dem Prinzen von Braſilien mitgenommen wurden, befindet ſich auch jener berühmte Diamant, von mehr als 1600 Gränen (alſo 400 Karat) der größte unter allen bekannten Diamanten. Er wurde vor 70 Jahren in Braſilien gefunden, und von da nach Liſſabon gebracht. Seiner außerordentlichen Größe wegen wurde er bisher von den Königen von Portugall als Hutknopf getragen.“

Dieſer portugiſiſche Stein iſt von Kennern auf 224 Millionen Pfund Sterling geſchätzet worden. So groß nun auch der Werth deſſelben immer ſeyn mag: ſo beſaß doch der, nunmehr verſtorbene, Herr Hofrath Beireis zu Helmſtädt einen bengaliſchen Diamant, der den portugiſiſchen an Schwere und innerm Werth ſehr weit übertraf. Der Freiherr von Dalem Meermann, der in holländiſcher Sprache ein Buch von ſeinen Reiſen durch Preußen, Oeſtreich, Sicilien ꝛc. herausgegeben, und welches der Herr Hofrath und Profeſſor Läder zu Braunſchweig 1794 ins Deutſche überſetzt hat, giebt auch darin eine Nachricht von den Koſtbarkeiten, die der Herr Hofrath beſeſſen hat, und ſchreibt Seite 89: „Es befindet ſich daſelbſt ein ungeſchliffener Diamant, von welchem die größten, die Europa bis jetzt bewundert hat, der Pitt und der Regent, der portugiſiſche, und der des Moguls, ſchon in der weiteſten Ferne die Flagge ſtreichen müſſen. Dieſer ungeheure Diamant, iſt nicht viel kleiner als ein Ei, und wenn auch gleich der Hofrath Beireis, wie er mir ſagte, ſo ganz genau ihn noch nicht abgewogen hat, ſo iſt doch ſo viel klar, daß der innere Werth dieſes Steines auch nicht von allen geſammten Mächten Europa's bezahlt werden kann.“

In dem zuvor gedachten Briefe, den der Herr Hofrath Beireis an mich geſchrieben hat, heißt es

ferner: „Die brasilianischen Diamanten sehen alle wie Kieselsteine aus, die Asiatischen besonders. Aber mein größter in der Welt aus Semhulpor oder Sumelpur bei Bengalen ist über fünfmal schwerer, als der des Königes von Portugal, den er wieder mit dahin genommen hat. Dieser mein Stein hat die wunderbarste Kristallisation, die sonst kein anderer Stein hat, und wovon nur der König von Frankreich, Ludewig der XIV., zwei, aber nicht den dreißigsten Theil so groß, einem bengalischen Diamanten ähnliche, besessen hat, die auch in Kupfer gestochen sind. Dieser mein Stein ist weit härter, als die brasilianischen Steine. Kleine bengalische Diamanten, welche unter 10 Karat, das Karat zu 4 Gränen gerechnet, wägen, stellen zwei viereckigte Pyramiden vor, welche in ihren Basen zusammengesetzet sind, wovon in dem bekannten Diamantringe zu Harpke ein natürlicher solcher Kristall zu sehen ist. Von meinem größten Diamant sagt der, in Holland noch lebende, Herr von Meermann in seinem holländisch geschriebenen, vom Herrn Hofrath und Professor Lüders zu Braunschweig in die deutsche Sprache übersetzten Buche, Seite 89, daß er nicht viel kleiner als ein Ei sey. Nein, warlich er ist viel größer, und noch einmal so groß. Herr Meermann hat fast alles unglaubliche, welches er in meinem Hause gesehen, nur halb so groß beschrieben, damit er nicht zu sehr unglaublich erscheinen möchte. So hat er auch die Schwere meines Steines nur halb so groß angesetzet, als sie von ihm gesehen worden. Von diesem meinem Diamant ist das völlig wahr, daß er nach der bekannten Bestimmungsart von allen Mächten Europa's zusammen genommen, nicht bezahlt werden könne. Diesen Diamant hat keiner in Helmstädt von meinen Collegen oder den Professoren gesehen, als Herr Abt Henke zu der Zeit, als ihn der verstorbene Herzog und mit ihm Prinz Heinrich aus

Berlin sahe, nebst dem Herrn Hofrath Fein, als welcher mit im Zimmer war.

Sonderbar ist es inzwischen, daß dieser große Diamant unter den Kostbarkeiten, welche der Herr Hofrath nachgelassen hat, nicht gefunden worden ist.

Von dem Nutzen des Diamanten kann man wenig oder nichts sagen. Er dient blos zur Befriedigung der Eitelkeit der Menschen, zu ihrer Pracht und zu ihrem Schmuck. Vorzüglich lassen sich daraus die Damen Ringe verfertigen, die nach der Größe der Diamanten, womit sie eingefaßt sind, mit einigen hundert, auch wohl mit tausend Thalern bezahlt werden. Besonders lassen sie sich daraus Armbänder, Haarnadeln, Schnallen u. s. f. machen. Uebrigens sind die Diamanten auch in den königlichen Kronen, eine prächtige Zierde und ein kostbares Kleinod.

Sup. Helmuth.

Anekdote.

Voltaire sagte bei Gelegenheit der wiederholten Auflagen seiner Werke, welche gewinnsüchtige Buchhändler ohne sein Wissen gemacht hatten: Ich betrachte mich als einen Verstorbnen, dessen Hausrath man verkauft.

Mehr als einmal sagte dieser witzige Kopf zu seinen Verlegern: Drucken Sie doch nicht so viel Bücher von mir; man kommt mit einem so großen Gepäck nicht auf die Nachwelt.

Lenke.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 24. October 1811. 128.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Flucht des Königs von Polen, Stanislaus, aus Danzig nach Marienwerder in Preußen, im Jahr 1735.

(Fortsetzung.)

Dieses aufrichtige Geständniß des Königes that die besten Wirkungen, und er hatte Ursache, sich deshalb selbst Glück zu wünschen, wie aus dem Verlaufe dieser Erzählung noch mehr erhellen wird. Der König hatte nicht die Frau von gestern vor sich, ein Weib, das schwach von Verstande war, und welches ihn, bei der, ihrem Geschlechte so gewöhnlichen, Neugierde, dasjenige befürchten ließ, was dieselbe gemeiniglich begleitet, nämlich, eine eben so große Begierde zu sprechen, als das Gesprochene wiederzuerzählen. Stanislaus durchschaute seinen Mann sogleich. Er hatte einen aufrichtigen und offenen Charakter, war zwar ein wenig trotzig und vielleicht zu lebhaft, aber dabei eben so kaltblütig als entschlossen. Das entschiedene Wesen, das sich sogleich in seinem ganzen Aeußern aussprach, kündigte dem Könige entweder einen Feind an, der ihm, wofern er nicht sein Zutrauen gewönne, gefährlich werden konnte, oder auch einen Freund, der Verstand und Muth genug hatte, um sich seiner auf das thätigste anzunehmen.

Dieser brave Mann versprach, den König sicher über die Weichsel zu bringen. Gegen 5 Uhr Abends kündigte er ihm an, daß er zwar ein Fahrzeug bei einem Schiffer gefunden habe, der zwei russische Soldaten bei sich beherbergte — er riethe aber nicht, die Ueberfarth sogleich zu wagen, weil eine große Menge Kosaken in der Nähe herumstreiften, wovon einige ihre Pferde in der Weide hüteten, andere aber das ganze Land durchforschten, und beauftragt wären, den Fußtapfen des Königs zu folgen, und ihn, wo sie ihn finden würden, fest zu halten. Er fügte hinzu, daß diese Leute alle Vorübergehende ohne Unterschied anhielten, befragten, genau durchsuchten, ihnen die Pässe abfoderten, und daß sie dieß besonders bei solchen Personen thäten, welche ungefähr von des Königs Alter und Statur wären, unter welcher Verkleidung sie sich auch immer befinden möchten.

Der König ging nun mit seinen Begleitern zu Rathe, und man beschloß endlich, nach vielen Ueberlegungen, daß man diese Nacht, und den folgenden Tag noch in diesem Hause zubringen, und immer die nöthige Vorsicht brauchen wollte, sich den Augen aller Anwesenden, oder Kommenden, zu entziehen.

Am folgenden Morgen, es war der erste Jul. 1735. versammelten sich die Führer des Königs, um sich nochmals über die, zu nehmenden, Maaßregeln zu berathschlagen. Man untersuchte alle Plätze, wo man die Ueberfarth über die Weichsel mit der größten Sicherheit unternehmen konnte. Die Gesinnungen dieser Leute, waren mehr oder weniger herzhaft, ihre Betrachtungen mehr oder weniger vernünftig, je nachdem eine große Flasche Branntwein, welche mitten unter ihnen stand, mehr oder weniger angefüllt war. Im Anfange hörte man durchgängig nichts als Aeus-

Gewalt zu brauchen, lieber eine Liſt anwenden. Laßt uns daſſelbe Mitel ergreifen, was dem Wirthe glückte, laßt uns vorgeben, daß wir einige verlorne Pferde hier ſuchten. —

Auch dieſer Vorſchlag fand kein Gehör, und der König geſteht ſelbſt, daß er ſich darüber nicht im Geringſten gewundert habe. „Denn die Furcht nimmt keine Rathſchläge als von ſich ſelbſt an, und unglücklicher Weiſe iſt ihr einziges Rettungsmittel die Flucht, welche, weit entfernt, die Furcht zu vertreiben, ſolche gewöhnlich nur noch vergrößert.“

Der Wirth, der mit Verdruß ſahe, daß es nicht möglich war, dieſe erfrornen Herzen wiederzuerwärmen, ſprach endlich: bleibet an dieſer Stelle ſtehen, ich will nochmals auf Entdeckungen ausgehen, vielleicht gelingt es mir, einen andern Weg ausfindig zu machen, der ſo ſicher iſt, als wir ihn wünſchen, und wobei euer Muth — nicht ins Gedränge kommt. Und ſo verließ er die Geſellſchaft.

Die drei übrigen Begleiter legten ſich ſogleich platt auf die Erde, und der König betrachtete ſie in dieſer Stellung nicht ohne geheimen Unwillen, welcher mit Verachtung vermiſcht war. Es dauerte nicht lange, ſo ſtund ihr Oberhaupt, der ſo unerſchrockene Held, (für den er ſich ſelbſt hielt) wieder auf, und ermunterte ſeine Kammeraden, mit ihm — zu fliehen.

Hier konnte nun der König den, lange verhaltenen, Unwillen, nicht länger unterdrücken. Wie? ihr Verzagten! rief er aus, ihr wollt mich verlaſſen?

Alle antworteten, als hätten ſie es mit einander verabredet, faſt zu gleicher Zeit: Wollen Sie denn, gnädigſter Herr! daß wir uns der Gefahr ausſetzen ſollen, gehangen zu werden, um Ihnen die gewünſchte Sicherheit zu verſchaffen?

Gehangen, oder nicht gehangen, verſetzte der König im ausbrechenden Zorne — es iſt jetzt keine Zeit, darüber Betrachtungen anzuſtellen. Ihr habt euch verbindlich gemacht, meine Begleiter zu ſeyn, und ihr ſollt mich nicht eher verlaſſen, als bis ich glaube, daß eure Gegengenwart mir nicht mehr nöthig ſeyn wird. Höret mich, und zittert vor dem Entſchluß, welchen ihr mich zwinget zu ergreifen. Wenn eure Verſprechungen, eure Schwüre, und die Belohnungen, die euch erwarten, wenn die Ehrfurcht, die ihr mir ſchuldig ſeyd, wenn nichts euch zurückhalten kann: ſo bin ich entſchloſſen, dieſen Augenblick die Koſaken ſelbſt herbeizurufen. Denn, wenn ich dennoch durch eure Verzagtheit umkommen ſoll, ſo will ich mich zugleich an eurer Treuloſigkeit zu rächen ſuchen.

(Beſchluß folgt.)

Von dem Mammuth.

Die Ruſſen nennen den, im 40ſten Kapitel des Buchs Hiob geſchilderten, Behemot, Mammuth. Beide Namen bezeichnen ein ſehr großes und außerordentliches Thier.

Seit langer Zeit fand man in Sibirien und Amerika Zähne und Knochen von ungeheurer Dicke. Man hielt ſie für Ueberreſte von Elephanten bis auf einige dicke Zähne, die einem reißenden Thiere anzugehören ſchienen, und von den Zähnen der, bis jetzt bekannten, Thiere weſentlich abwichen. In Sibirien hält man ſie für Mammuthszähne, welches Thier unter der Erde leben ſollte. Im nördlichen Amerika fanden ſich dieſe großen Zähne in großer Menge an den Ufern des Ohio und an den Flüſſen, die ſich in ihn ergießen. Man entdeckte ſie, als Ströme die Erde hie und da wegriſſen, und als man in den Sümpfen bei Cinimoati nachgrub. Sie ſind mit Büffel- und Damhirſchknochen vermengt, welche letztern Thiere nach einer Indiſchen Sage, von einer Heerde Mammuths aufgerieben wurden, die von Mor-

Digitized by Google

Der Fliegenfänger. No. 12.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 26. October 1811. 129.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die fliegenfangende Dionaea.

(Zum Kupfer Nr. 22.)

Dieſes Staudengewächs, welches ungefähr in der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts bekannt worden iſt, gehört zu der, immer mit neuen Individuen vermehrbaren, Klaſſe der empfindlichen Pflanzen, und gibt ſo manche ganz eigene Erſcheinungen, daß es wohl verdient, etwas näher beſchrieben zu werden. In der Sprache des Syſtems führt dieſe Pflanze den Namen Dionaea muscipula. Sie wurde im Jahre 1765 von dem königlichen Botaniſten, Johann Bartrani, aus Philadelphia zuerſt an Peter Collinſon nach England geſendet, von welchem ſie Johann Ellis erhielt, dem wir die botaniſche Beſchreibung und Abbildung zu verdanken haben. Aber da mit dem getrockneten Exemplare keine Verſuche über das ſonderbare Bewegungsvermögen der Blätter dieſer Pflanze angeſtellt werden konnten: ſo blieb noch immer ein großes Dunkel über dieſen Gegenſtand verbreitet, der doch die Aufmerkſamkeit jedes Naturforſchers ſo ſehr intereſſiren mußte. William Young aus Philadelphia gebürtig, welcher, ebenfalls durch die engliſche Regierung unterſtützt, in Amerika botaniſche Unterſuchungen anſtellte, hat indeſſen eine Menge lebendiger Pflanzen dieſes Geſchlechts nach England geſendet, welche anfänglich in dem königlichen Garten zu Kew gezogen wurden, hernach aber auch in andre Gärten übergegangen ſind. Mehrere Botaniker, unter ihnen Dietrich, verſichern, es ſey Schade, daß dieſe wunderbare Pflanze äußerſt ſchwer zu erziehen ſey, worüber ſelbſt die engliſchen Gärtner klagten, welche ſie durchaus nicht zu der Vollkommenheit bringen können, in welcher man ſie in ihrer Wildniß in Virginien antreffe. In Dikſon's Garten bei Edinburgh ſahe Dietrich eine Dionaea in einem Blumentopfe, mit welchem ſie in einem Glashauſe überwintert wurde; allein ſie war nicht geſund und darum auch zu Verſuchen gar nicht geeignet geweſen.

Dieſe Pflanze wächſt in Amerika an ſchattigen, feuchten Orten und blühet im Jul und Auguſt. Ihre größten Blätter ſind ungefähr drei Zoll lang, und, quer über die Lappen gemeſſen, anderthalb Zoll breit. Die Blattdrüſen ſind, wenn ſie die Sonne treffen kann, von einer ſehr hellen, ſchönen, rothen Farbe; auf den, im Schatten wachſenden, Pflanzen aber bleich und ins Grünlichte fallend. Das obere Glied jedes Blattes ſtellt ein Werkzeug zum Fange vor, auf deſſen Mitte die Lockſpeiſe für das unglückliche Inſekt liegt, welches ein Raub für die Pflanze werden ſoll. Viele kleine, rothe Drüſen, welche die obere Fläche des Blattes bedecken und einen, vielleicht ſüßen, oder ſonſt durch ſeinen Geruch einladenden, Saft abſondern, locken das arme Thierchen an, denſelben zu koſten, oder ſich den Drüſen blos zu nähern. Aber in dem Augenblicke, in welchem es ſich ſeinem Genuſſe ungeſtört überlaſſen will, und ſich auf dieſer Stelle des Blattes niedergelaſſen hat, werden die zwei Lappen des Blattes durch dieſen ſchwachen Reiz in Bewegung geſetzt, daß ſie einwärts zuſammenſchlagen, das

The second thing that
I noticed was that
the Sun was not
in the same place
every day. Some
days it was higher
in the sky than
others. Some days
it was lower. I
wanted to know
why.

I asked my
teacher, Mrs.
Patel, about it.
She said that the
Earth is tilted on
its axis. Because
of that tilt, the
Sun appears to
move higher and
lower in the sky
during the year.
In summer, the
Sun is high. In
winter, it is low.

Mrs. Patel gave
me a ball and a
stick. She showed
me how to tilt the
ball and move it
around a lamp.
Then I understood.

Blätter bei der Dioanaea muscipula zu erreichen gesucht haben soll, nämlich dadurch vielleicht die Ernährung der Pflanze zu befördern. So viel ist wohl nicht zu leugnen, daß die Pflanzenwelt noch viele Geheimnisse in sich schließt, deren Entdeckung glücklichen Forschern noch viele Freuden und unserm Geschlechte große Vortheile verspricht. Das beiliegende Kupfer zeigt die Dioanaea muscipula mit verschlossenen und geöffneten Blättern. Hesse.

Jerusalems Eroberung durch den Kalifen Omar.

Die Geschichte Jerusalems ist eine der wichtigsten in der ältern Geschichte. Merkwürdiger noch als die Stadt selbst, sind die Berichte von den Eroberungen derselben, welche die beiden ersten Male mit dem gänzlichen Ruin der Stadt endeten. Beim dritten Male war dieses der Fall nicht, vielmehr ging es dabei so glimpflich her, daß man deshalb in Verwunderung geräth, zumal, da die Einnahme durch eine Nation geschahe, die sonst nicht in dem Rufe eines milden Sinnes steht. Diese dritte Einnahme, welche im Jahr Chr. 637 durch den Kalifen Omar erfolgte, giebt zugleich einen Beweis, daß auch wilde Nationen im Zaume gehalten werden können, wenn ihre Führer es ernstlich und klüglich wollen.

Jerusalem war vom Titus, dem Sohn Vespasian's im Jahr 79 zerstört und beinahe vernichtet worden, und die Bewohner der Stadt nicht nur, sondern fast des ganzen Landes, hatten sich nach allen 4 Winden hin zerstreut. Es schien die ausdrückliche Absicht der römischen Herrscher zu seyn, daß die jüdische Nation hier nie wieder festen Fuß fassen sollte, weil man dafür hielt, daß ihre Neigung zu Meutereien unvertilgbar sey. Dennoch erholte sich die Stadt wieder zur Zeit des Kaisers Hadrian und seiner Nachfolger; ja sie ward sogar unter dem Namen

Aelia wieder blühend und mächtig. Doch ward sie nicht von Juden, sondern mehrentheils von Christen bewohnt. In der Folge wurde sie gar der Sitz eines christlichen Patriarchen, und genoß etliche Jahrhunderte hindurch eines ungestörten Friedens. Das Aufkommen des muhammedanischen Glaubens machte ihrem Glück ein Ende. Im Jahr 637 ward sie von einem arabischen General, Obeidah, belagert, und nach einen viermonatlichen tapfern Widerstande, eingenommen. Der christliche Patriarch weigerte sich jedoch, mit dem General über die Vergleichspunkte der Uebergabe zu unterhandeln. Nur mit dem Kalifen selbst wollte er abschließen; und dieser war gutmüthig genug, von Mekka hierher zu kommen, und die heilige Stadt, die auch bei den Arabern im hohen Ansehen stand, in Besitz zu nehmen.

Die Vergleichsartikel waren für die Christen hart und drückend; doch gab der Kalif der Stadt mit eigner Hand die schriftliche Versicherung, daß die Einwohner an ihrem Leben und Vermögen beschirmt, und ihre Kirchen nicht niedergerissen noch von Jemandem anders, als von ihnen selbst gebraucht werden sollten.

Nach abgeschlossener Kapitulation zog Omar mit seinem Gefolge in die Stadt ein. Er unterredete sich mit dem Patriarchen sehr herablassend und zutraulich, und jener mußte ihm über die mancherlei Alterthümer und Merkwürdigkeiten Auskunft geben. Unter andern Plätzen, die er gemeinschaftlich mit dem Patriarchen in Augenschein nahm, war auch der Tempel der Auferstehung, in welchem sich der Kalif niedersetzte. Als die Zeit des Gebets herbeikam, bat er, daß man ihm einen Ort, zur Uebung seiner Andacht anweisen möchte. Der Patriarch hieß ihn beten, wo er wäre; aber dessen weigerte sich Omar. Hierauf führte ihn der Patriarch in die Konstantinskirche, und ließ eine Decke für ihn ausbreiten. Allein auch da mochte der Kalif nicht beten. Er ver-

ließ die Kirche, und kniete außer derselben auf den Stufen nieder.

Nach Beendigung des Gebets wünschte der Patriarch zu wissen, warum der Kalif seine Andacht nicht innerhalb des Tempelgebäudes selbst verrichtet habe. Er antwortete: „Ich habe euch den ungestörten Besitz einer Kirchen zugesichert. Hätte ich in einer derselben angebetet, so würden meine Soldaten dieselbe in Besitz genommen haben. Wo Omar betet, würden sie gesagt haben, wollen auch wir beten. Da ich nur auf den Stufen gekniet habe, hat es wenig zu bedeuten. Ich will alle üble Folgen davon verhüten.“ Er ließ hierauf Schreibmaterialien herbeibringen, und gab die Verordnung, daß die Muselmänner nicht anders, als nur einzeln auf der Stelle beten sollten, wo er gebetet hätte. Dagegen ließ er auf dem Platze, wo ehedem der Salomonische Tempel gestanden hatte, eine Moschee zum Gebrauch für die Verehrer des Korans aufführen.

Sobald indeß der Kalif die Stadt verlassen hatte, entrissen die Araber den Christen die Konstantinskirche, und gestalteten dieselbe zu einer Moschee um, und zwar so, daß die Stufen, auf denen Omar gekniet hatte, in der Mitte derselben eingeschlossen wurden, indem sie jede Stätte für geweiht und heilig ansahen, an welcher ihr Oberhaupt seine Andacht einmahl verrichtet hatte.

Seit dieser Zeit ist die heilige Stadt immer im Besitz der Muselmänner geblieben, die 88 Jahre abgerechnet, während welcher die Kreuzfahrer daselbst ihr Wesen trieben.

K — r.

Anekdote.

Ein Fremder, der dem Herrn von Voltaire zu Ferney mit seinem Besuche beschwerlich fiel, und ihm erklärte, er würde die Ehre haben, sich noch länger auf seinem Schlosse aufzuhalten, bekam von dem Dichter die beißende Antwort: Es scheint nicht, mein Herr! daß sie es wie der Ritter Don Quixott machen wollen. Dieser hielt die Wirthshäuser für Schlösser, aber Sie halten die Schlösser für Wirthshäuser.

Voltaire lobte einst den deutschen Gelehrten Albrecht von Haller, gegen einen Fremden, der diesen sehr gut kannte. Mein Herr, sagte der Fremde zu Voltairen, Herr von Haller urtheilt von Ihren Werken bei weitem nicht so vortheilhaft, als Sie von den seinigen. So? antwortete Voltaire mit der ihm eignen Geistesgegenwart: es kann wohl seyn, daß wir uns beide irren!

Voltaire konnte die neugierigen Frager nicht leiden. Als einst ein Gelehrter aus Genf, den er als einen solchen Frager kannte, zu ihm kam, sagte er: mein Herr! ich freue mich recht sehr, Sie bei mir zu sehen; allein ich sage Ihnen im Voraus, daß ich von allem, was Sie mich fragen werden, nichts weiß. —

l — e.

Bücher, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Silling's, Karl, Großes Magazin für Stickerei. Oder: Sammlung neuer geschmackvoller Muster zum Sticken in Wolle und Seide, für alle mögliche Art Arbeit in dieser Kunst. 6 Hefte, 4to, jedes Heft mit 9 Blättern. Schwarz à Heft 1 Rthlr. bunt 1 Rthlr. 12 Gr.

— Dessen Neues Magazin der kleinen Stickerei. Enthält Einfassungen zu Hals- und Schnupftüchern, zu Westen u. dergl., auch Kanten in Petinet und Tüll für Hauben und andern Damenputz, im neuesten englischen und französischen Geschmack. 2 Hefte in quer 8vo, jedes mit 9 Blättern. Schwarz à Heft 16 Gr. bunt 1 Rthlr.

Strickmuster, kolorirte, zu Geldbörsen und Kinderkleidungsstücken; herausgegeben von Philipsen. 4 Lieferungen, jede zu 1 Rthlr. 8 Gr.

Thier- und Landschaftszeichner, nach Zeichnungen. In 12 Blättern, gr. 4to. 1 Rthlr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 28. October 1811. 130.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der verlorne Sohn.

(Beſchluß.)

20. Der Backofen. Das Nachdenken. Die Reue.

Bettelarm, wie vor einigen Monaten, vor Kälte erſtarrt, ganz durchnäßt, zerriſſen und zerſchlagen kam der Flüchtling wieder in der Gegend von Danzig an. Alle ſeine Schiffe waren untergegangen. Kraftlos und voll Verzweiflung ſank er vor der ſchon genannten Vorſtadt, Neuſchottland zur Erden. — Als ſich der Sturm gegen Mitternacht legte, hörte er das Brauſen der, nicht weit entfernten, See. Des Lebens überdrüßig, eilte er dem Schalle nach, um dem Jammer der Erde zu entfliehen. Er ſtieg aber unterwegs in der Dunkelheit auf eine Art von kleiner Hütte, aus der ihm eine wohlthätige Wärme entgegenzog. Es war ein Backofen, worin man Flachs gedörret hatte. Die Hoffnung, das Leben doch noch erhalten zu können, ſiegte über die Luſt, es zu vernichten. Er kroch in den warmen Ofen hinein, um den Tag abzuwarten und ſchlief ſo feſt und ſüß ein, daß er erſt des andern Tages gegen Mittag erwachte. Er fühlte ſich wieder trocken und unbeſchreiblich erquickt. Der Oeffnung des Ofens gegenüber zeigten ſich einige Häuſer. Aus Furcht vor neuen Mißhandlungen, die, ſo wie er ſich nur zeigte, allenthalben ſchon, als eben ſo viele Strafruthen, auf ihn zu warten ſchienen, wagte er es nicht, am Tag hervorzu kriechen, und beſchloß, lieber noch einige Stunden zu hungern, und den Abend abzuwarten, um ſich alsdann davon zu machen. In der Einſamkeit des finſtern Ofens ſtellte er jetzt zum erſten Male ernſthafte Betrachtungen über die wahre Beſchaffenheit ſeines Zuſtandes an, überſah alle Urſachen und alle Folgen ſeiner Verirrungen und blickte mit Schaudern in die Zukunft. „Mein ganzes Elend,“ ſo ſprach er zu ſich ſelbſt, entſtand aus jener einzigen, unſeligen Unredlichkeit, wozu mich das Leſen der erlogenen Reiſebeſchreibungen verführte. Dieſer Schritt auf den Irrweg hat mich ſogleich allem Hunger, aller Blöße, aller Schmach, allen Mißhandlungen, allen Lebensgefahren, ach! faſt dem Selbſtmorde entgegengeriſſen. O ich unbeſonnener, unvernünftiger, unglücklicher Menſch! noch lebe ich. Wohlan! ſo will ich Gott für die Erhaltung meines Lebens dadurch danken, daß ich, wie jener verlorene Sohn in der Bibel, mit dem Vorſatz der Beſſerung reuemüthig zu meiner Mutter zurückkehre, die über meine Entweichung ach! wie viele bittere Thränen wird vergoſſen haben!“ So ſprach er zu ſich ſelbſt, und weinte bitterlich, kroch dann mit der Abenddämmerung aus dem Ofen hervor, und machte ſich ſogleich auf den Weg nach Pommern. Es glückte ihm ſehr bald, einen Fuhrmann zu treffen, der nach Stettin reiſen wollte, und ihn in ſeine Dienſte nahm, um unterwegs ihm die Pferde zu beſorgen und des Nachts den Wagen zu bewachen.

21. Neue Unfälle und das Ende derſelben.

Mit dieſem Fuhrmann kam er bis Luporo in Hinterpommern. Hier erzählte er einem Wirth, e der

The report is organized in four sections. Section 1 describes the Commission's activities during the year. Section 2 presents the Commission's findings and recommendations. Section 3 contains the dissenting opinions of the Commissioners who voted against the majority recommendations. Section 4 includes the appendices, which contain the full text of the testimony and the documents submitted to the Commission.

The Commission's findings and recommendations are based on the testimony of 47 witnesses, the review of more than 12,000 documents, and the analysis of data provided by the Department of Transportation, the Federal Aviation Administration, and the National Transportation Safety Board. The Commission also conducted site visits to the accident location and to the facilities of the aircraft manufacturer.

The Commission's findings and recommendations are based on the testimony of 47 witnesses, the review of more than 12,000 documents, and the analysis of data provided by the Department of Transportation, the Federal Aviation Administration, and the National Transportation Safety Board. The Commission also conducted site visits to the accident location and to the facilities of the aircraft manufacturer.

Unſtreitig trugen die Kreuzzüge viel dazu bei, daß die Europäer die Länder und Sitten eines großen Theils von Weſt-Aſien beſſer kennen lernten. Wenigſtens weckten dieſe Züge die Neugier oder den Bekehrungseifer der chriſtlichen Völker, daß mehrere Männer von Einſicht Verſuche machten, in die entferntern Gegenden des öſtlichen Aſiens weiter vorzudringen. Zu dem Bekehrungsgeiſte geſellte ſich der Handelsgeiſt der Venetianer und Genueſer, die ſich gern nach allen Weltgegenden hin neue Erwerbsquellen zu eröffnen ſtrebten.

Der erſte, der den kühnen Entſchluß faßte, in Oſtaſien vorzudringen, war ein Jude, aus Navarra, Benjamin von Tudela genannt. Er war ein eifriger Verehrer des moſaiſchen Geſetzes, und glaubte, daß ſeine aſiatiſchen Glaubensbrüder ſich in beſſeren Umſtänden befänden, als die in Europa. Er reiſte im Jahr 1160 aus Spanien ab, ging zu Lande bis Konſtantinopel, und gelangte von dort aus, theils zu Waſſer, theils zu Lande, bis in die chineſiſche Tatarei, indem er zugleich die nördlichen Gegenden des ſchwarzen und caſpiſchen Meeres durchſtrich. Hierauf wendete er ſich ſüdwärts, ging quer durch die entferntern Provinzen Indiens, und beſchiffte dann das indiſche Meer. Auf dieſem Zuge beſuchte er mehrere der, in dieſem Meere gelegenen, Inſeln. Nach einem Zeitraume von 13 Jahren kehrte er über Aegypten in ſein Vaterland zurück, deſſen Bewohner er mit ſehr intereſſanten Nachrichten über jene Länder bereicherte. Glücklicher hatte er ſeine Glaubensbrüder eben nicht gefunden.

Nicht minder bedeutende Notizen verſchafte die Bekehrungsſucht Innocenz IV. den Europäern. Dieſer Mann hegte die überſpannteſten Begriffe von ſeiner Größe und Machtvollkommenheit. Damals regierte der berühmte Tatar Dſchingiſchan, der durch ſeine Eroberungen Aufſehen machte. Der Ruf davon drang bald zu den Ohren des Pabſtes. Um auch ſein Anſehen in Aſien zu begründen, ſandte das ſtolze Oberhaupt der Kirche zwei Miſſionen, eine aus Franziskanern, und die andere aus Dominikanern beſtehend, nach Aſien, um den Enkel jenes Eroberers, Caynkchan, zur Annahme der chriſtlichen Religion zu bewegen, und ihn von ſeiner Eroberungsſucht abzubringen. An der Spitze der Franziskaner ſtand der Pater, Johann de Plana Carpini, und an der Spitze der Dominikaner der Pater Aſcolino. Der ſtolze Krieger erſtaunte über den ſonderbaren Antrag der chriſtlichen Mönche, und empfing dieſelben mit Verachtung; doch fügte er den Ueberbringern kein Leids zu, ſondern ließ ſie frei und ungehindert wieder abziehen. Indeſſen hatten dieſelben doch, beſonders da ſie verſchiedene Wege eingeſchlagen hatten, und lange dem Zuge des Tatariſchen Heeres gefolgt waren, die beſte Gelegenheit gehabt, ein anſehnliches Stück jenes Erdtheils kennen zu lernen. Carpini war über Polen und Rußland bis an das äußerſte Ende von Tibet gekommen. Aſcolino hatte in Syrien gelandet, und war bis in das Innere, von Perſien eingedrungen. Was beide mit ihren Gefährten geſehen und gehört hatten, ward mit mancherlei Ausſchmückungen mündlich und ſchriftlich verbreitet.

Einige Zeit nachher veranlaßte ein verſchmitzter Betrüger eine dritte Reiſe nach Aſien. Dieſer verbreitete nämlich die Nachricht, daß einer der Nachfolger Dſchingiſchans ſich zum Chriſtenthume bekehrt habe. Dieß geſchah zur Zeit Ludwigs des Heiligen, Königs von Frankreich, eines eben ſo klugen und tapfern als religiöſen Fürſten. An dieſen wandte man ſich und bewog ihn zu einer Geſandſchaft an den Chan, um denſelben zu einer Allianz gegen die Saracenen zu bewegen. Zwei Mönche, der Pater Andreas, und der Pater Wilhelm von Rubruquis, übernahmen das Geſandtengeſchäft. Beide reiſten nicht zu gleicher Zeit. Andreas ging voraus, und Rubru-

quis folgte. Von den Begebenheiten, Schicksalen und Bemerkungen des erstern hat man nichts erfahren; wenigstens ist nichts davon auf die Nachwelt gekommen; aber das Tagebuch des Letztern ist noch vorhanden. Man erfährt daraus, daß er dem Chan Mangu persönlich seine Aufwartung gemacht hat, daß aber aus dem Bündniß nichts geworden ist. Auf seinen Reisen sah er viel merkwürdiges; auch bereiste er einen größern Theil Asiens, als irgend einer seiner Vorgänger.

Der merkwürdigste unter allen frühern Reisenden war unstreitig Marco Polo, ein edler Venetianer. Zu seiner Reise bewog ihn sein rastloser Speculationsgeist, dem sein Wirkungskreis in seiner Vaterstadt viel zu enge war. Das große Asien schien ihm mehr Spielraum verschaffen zu können. Hierzu kam, daß sein Vater in einigem Verkehr mit dem Hofe des Tatarchans stand. Diesen hoffte er benutzen zu können. Sein Weg ging also gerade zu Kublaichan, der ihn wohl aufnahm, und ihn seines Schutzes würdigte. Er kam weiter, als alle vorige Reisende. Statt die weiten, menschenleeren Ebenen der Tatarei zu durchstreichen, wie Carpini und Rubruquis gethan hatten, besuchte er Asiens Haupthandelsstädte, und gelangte bis Peking, einer Hauptstadt des chinesischen Reiches. Den indischen Ocean beschifte er mehr als einmal, und besuchte viele der Inseln, die den Europäern die meisten Handelsartikel lieferten. Von denjenigen Ländern, die er nicht bereisen konnte, z. B. von Japan, zog er Nachrichten ein. Nach seiner Rückkehr beschrieb er jene großen und unbekannten Länder zum allgemeinen Erstaunen seiner Zeitgenossen, welche aus seinen Berichten die Bevölkerung, die Fruchtbarkeit und den Reichthum jener Gegenden kennen lernten.

Dem Beispiele Marco Polo's folgte 50 Jahr nachher ein Engländer, Namens Johann Mendeville. Er besuchte alle die Länder seines Vorgängers, und gab ebenfalls davon eine Beschreibung heraus, die das, was jener berichtet hat, theils bestätigt, theils ergänzt, theils berichtigt.

Für uns sind jene ältern Reisebeschreibungen weder anziehend noch belehrend; denn sie sind voll von seltsamen und abentheuerlichen Mährchen. Man liest darin von Ungeheuern zu Wasser und zu Lande, von Zauberern und Hexen, von Wehrwölfen und Riesen; aber die Verfasser weckten doch die Neugier und Reisesucht bei Andern, die nach und nach die Irrthümer berichtigten. Das Märchenhafte und Wunderbare entsprach nun einmal dem Geschmacke jener Zeiten am besten, und erwarb den Erfindern Bewunderung und Achtung. Und manches Wahre steht doch neben dem Erdichteten. Die Geographie gewann etwas, und die Bahn ward für einsichtsvollere Nachfolger gebrochen. Darum verdienen noch jetzt jene ersten Anfänge unsere Achtung.

K—t.

Anekdoten.

Herr von Harley, der als Oberpräsident zu Paris im Jahr 1712 in einem Alter von 73 Jahren starb, hatte einem sehr großen Hang zu Späßereien. Ein Parlamentsrath, dessen Vorfahren, wie man sagte, Larven getragen hatten, kam einst zu ihm in rothen Sammtbeinkleidern. Der Präsident, der dies unschicklich fand, sagte sogleich: mein Herr! man liebt, wie ich sehe, in ihrer Familie das Bunte. —

Die königlichen Schauspieler suchten um eine Gnade an, und derjenige, der das Wort führte, sagte: ich rede im Namen meiner Compagnie. Lächelnd antwortete der Präsident: ich will es mit meiner Truppe überlegen, ob wir eurer Compagnie diese Gnade bewilligen können.

Lenke.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 31. October 1811. 131.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Merkwürdige Flucht des Königs von Polen, Stanislaus aus Danzig nach Marienwerder in Preußen, im Jahr 1735.

(Beſchluß.)

Man ſieht wohl leicht, daß es mit dieſer Drohung dem Könige kein Ernſt ſeyn konnte; allein er kannte die Menſchen überhaupt und ſeine Leute zu gut, um ſich nicht einige Wirkung von dieſer Drohung zu verſprechen. Wirklich hatte er gerade das rechte Mittel gewählt, und er geſteht ſelbſt, die Arznei gegen ein Uebel (er meint die Furcht) gefunden zu haben, welches man ſonſt für unheilbar hält. Man kann die Furcht kleiner Seelen nicht anders bezwingen, als durch die lebhafte Erregung einer größern Furcht, welche in Entſetzen übergeht. Und das war auch das einzige Hülfsmittel, welches dem Könige zu Gebote ſtand, um die Gefahr abzuwenden, welche durch die Flucht dieſer rohen Leute ihm zu drohen ſchien.

Zum Glücke kam der Wirth bald zurück, und verſicherte, daß ſich die Koſaken entfernt hätten. In dem Augenblicke ſprangen die Begleiter des Königs auf, und ihr Anführer näherte ſich ihm mit kecker Miene, und ſprach:

„Gnädigſter Herr! konnten Sie wohl glauben, daß wir Sie verlaſſen wollten? Haben Sie nicht die überzeugendſten Proben von unſerer Redlichkeit?"

„Beweiſet es mir durch die That, antwortete der König mit verächtlicher Miene, und redet künftig nicht weiter vom Fliehen." —

Indem er dieſes ſagte, ſetzte er ſich zu Pferde. Es entging indeß ſeiner Aufmerkſamkeit nicht, daß dieſer Menſch mit ſeinen Kameraden ihm nur immer in einiger Entfernung nachfolgte, vermuthlich um ihn, bei der erſten Gefahr, die ſich zeigen würde — zu verlaſſen.

Nachdem man etwa eine halbe Meile zurückgelegt hatte, ſtieß man auf einen ruſſiſchen Wagen, worin ſich drei Männer befanden, denen man auszuweichen ſuchte. Man verbarg ſich hinter einem dicken Zaune, wo man nicht leicht geſehen werden konnte. Hundert Schritte davon ließen ſie ihre Pferde zurück, und indem ſie auf dieſem Wege immer vorwärts gingen, legten ſie eine Viertelmeile zu Fuße zurück.

„Hier iſt endlich, ſagte der Wirth, der beſtimmte Ort zu ihrer Ueberfarth. Ich verlaſſe Sie auf einige Augenblicke, und bitte, daß Sie ſich einſtweilen unter dieſem Geſträuch verbergen mögen. Ich gehe inzwiſchen hin, um das Schiff herzuführen."

Er ließ aber nicht lange auf ſich warten. Die Begleiter hörten das Geräuſch der Ruder eher, als der König. Sie ſtürzten auf ihn zu, und ſchifften ſich mit ihm ein. — Sie waren ſchon am jenſeitigen Ufer, als der König ſeinen Wirth bei Seite zog. Er dankte ihm auf die verbindlichſte Art für die, ſeiner Perſon bewieſene, Treue, griff in die Taſche, und langte ſo viel Dukaten heraus, als er in der Hand faſſen konnte. — Mit Erſtaunen und einer Art von Beſchämung trat dieſer brave Mann einige Schritte zu-

rück und weigerte sich durchaus, von dem ansehnlichen Geschenke Gebrauch zu machen.

„Nein, Nein, sprach der König sehr betroffen von diesem seltnem Auftritte — ihr müßt es durchaus annehmen, was ich euch mit wahrem Vergnügen schenke — ihr würdet mich kränken und beleidigen, wenn ihr mir die Gelegenheit selbst raubtet, euch meine Erkenntlichkeit zu beweisen. Ich fordere es gleichsam als einen angenehmen Dienst, den ihr mir dadurch erzeigt, ja ich will es als einen der größten Beweise eurer Zuneigung zu mir aufnehmen."

Wer hätte einer solchen verbindlichen Sprache, die in einem Tone vorgebracht wurde, welcher zeigte, daß sie vom Herzen kam, widerstehen können?

Dennoch hatte der König Mühe, den hochherzigen Sinn dieses Mannes zu überwinden oder vielmehr nur etwas zu lenken. Denn er erwiederte endlich:

„Nun, gnädigster Herr! wenn ich denn schlechterdings Etwas von Ihnen empfangen soll, so will ich zwei Ducaten aus ihrer Hand annehmen, als eine ewige Erinnerung an das Glück, welches ich hatte, Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen."

Es wäre wohl sehr unnöthig, zu bemerken, wie tief Stanislaus über das Betragen dieses wahrhaft edlen Mannes gerührt wurde, ein Betragen, das sein Herz um so mehr ergriff, je seltener es unter Menschen dieser Art zu seyn pflegt, und je unerwarteter es dem Könige kam. —

Einige hundert Schritte von der Weichsel bemerkten die Begleiter des Königs ein großes Dorf und langten mit Anbruch des Tages daselbst an. Es war dem Stanislaus ungemein viel daran gelegen, die Fortsetzung seiner Reise möglichst zu beschleunigen. Er erfuhr, daß die Russen auch an dieser Seite des Flusses Vorposten ausgestellt hätten, und daß die Kosaken in den Gegenden oft große Verheerungen anrichteten. Er forderte sogleich Pferde; aber

seine Begleiter thaten kaum, als wenn sie darauf hörten. Sie gingen vielmehr in die Schenke des Dorfes, wohin ihnen der König folgen mußte. Dort legten sie sich nieder und schliefen.

Der König weckte endlich einen dieser Leute auf und befahl ihm, ein Fuhrwerk zu holen, es möchte auch beschaffen seyn wie es wollte, und kosten, was es wollte.

Der Mensch kam endlich nach einigen Stunden zurück, aber so betrunken, daß er kaum auf den Füßen stehen konnte; er hatte aber dennoch einen Mann nebst Pferden und einen Wagen mitgebracht. Der König kaufte alles sogleich, höchst vergnügt, eine so günstige Gelegenheit zum Weiterkommen gefunden zu haben, und beschloß nun, je eher je lieber, aus dem Dorfe zu kommen. Gern würde er seinen betrunkenen Begleiter zurückgelassen haben, wenn er nicht hätte befürchten müssen, daß er in seinem jetzigen Zustande vielleicht gar zum Verräther an ihm hätte werden können. Man packte also den Menschen auf den Reisewagen, und der König mußte selbst seine Stütze seyn, um ihn vor dem Herunterstürzen zu sichern, womit ihn jeder Stoß des Wagens bedrohete. Der Anführer der Uebrigen, setzte sich vor, um die Pferde zu regieren, und der dritte wurde, mit dem Befehl zurückgeschickt, dem Marquis die glückliche Ueberfarth über die Weichsel zu melden.

Der König kam, nebst seinen beiden Begleitern, durch mehrere Dörfer, die von Russen und Sachsen besetzt waren, ohne daß man sich um ihn bekümmerte. So nöthig es auch war, etwas stille zu liegen, so durfte man es doch nicht wagen. Gegen 8 Uhr Abends kamen sie an das Ufer eines Flusses. Bei demselben befand sich eine Schenke, und einige Schritt davon ein alter Kahn, der fast von allen Seiten schon auseinander gegangen war.

„Welch ein Glück! riefen die Führer, das ist die Nogat, und hier auch ein Nachen, der recht für

uns hergesetzt zu seyn scheint, um die Ueberfarth zu bewerkstelligen.

Der König konnte sich nicht überzeugen, daß sie wirklich schon an der Nogat wären; allein er widersprach nicht, weil er selbst wünschte, daß es wahr seyn möchte. Schon fingen seine Begleiter an, die morschen Breter des Kahnes zu bewegen; als sich ein Bauer sehen ließ, welchen man sogleich fragte, ob das die Nogat wäre.

„O nein, sagte dieser, es ist die Weichsel; die Nogat ist noch anderthalb Meilen von hier."

Diese Erläuterung hätte zu keiner glücklicheren Stunde kommen können. Der König würde ohne Rettung verloren gewesen seyn, wenn er über diesen Fluß gegangen wäre. Er hätte sich seinen Feinden selbst in die Hände geliefert. —

Man ging also zurück in die Schenke, und alle gaben sich für Metzger aus, welche von Marienburg kämen, und über die Nogat zu gehen wünschten, um an der andern Seite Vieh einzukaufen. Der Wirth aber versicherte, die Ueberfarth wäre nicht möglich, weil alle Böte von den Russen weggenommen worden wären.

Sie machten sich von neuem auf den Weg und kamen kurz darauf durch Holzungen und äußerst beschwerliche Wege. Ziemlich weit von ihrem vorigen Nachtlager stießen sie auf ein Dorf, und hielten es für nöthig, dort Erkundigungen einzuziehen. Der König wollte dies selbst thun, und konnte, so sehr sich auch seine Begleiter widersetzten, nicht davon abgebracht werden. Er hatte nicht Ursache, es zu bereuen. Denn hier eröffnete sich ihm die Aussicht seiner gewissen und nahen Rettung. Er ging in das Wirthshaus und sagte zu der Wirthin, er wolle jenseit der Nogat Vieh einkaufen, und bäte daher, ihm den bequemsten Ort zur Ueberfarth anzuzeigen.

„Ihr kommt zu rechter Zeit, sprach diese. Ich will euch die Mühe ersparen. Ich habe selbst Vieh

zu verkaufen, und ich sehe es euch an der Miene an, daß ihr ein Mann seyd, mit dem ich über einen billigen Preis wohl einig werden dürfte.

Der König stellte sich, als wenn ihm dieser Vorschlag sehr angenehm wäre, versicherte aber, er könne davon erst nach seiner Zurückkunft Gebrauch machen, weil er vorher eine Summe Geldes heben müsse, davon er einen beträchtlichen Theil zu dem vorgeschlagenen Kaufe anzuwenden gedächte.

„Es ist aber kein einziges Fahrzeug da, entgegnete die Wirthin, wie wollt ihr also über die Nogat kommen? Der König wandte dagegen auf eine höfliche Art ein: es wäre doch nicht glaublich, daß, da sie einen beständigen Handel auf der andern Seite des Flusses unterhielte, ihr nicht, ungeachtet aller Vorsicht der Russen, ein Mittel übrig geblieben seyn sollte, über den Fluß zu kommen.

„Ich sehe wohl, versetzte die Wirthin, daß ihr ein verständiger Mann seyd, und halte euch auch für einen ehrlichen und guten Mann. Ich will euch meinen Sohn eine Viertelmeile zur Begleitung mitgeben. Am gegenseitigen Ufer der Nogat wohnt ein Fischer, der sein guter Freund ist, und ein kleines Fahrzeug in seinem Hause verborgen hält. Auf ein gewisses Zeichen wird euch dieser Mann herüberholen, und ihr könnt kein sicheres Mittel finden, euch aus eurer Verlegenheit zu ziehen.

Der König dankte diese Frau auf das Verbindlichste und schied, nebst ihrem Sohne, von ihr. Er ließ diesen auf seinen Wagen steigen, und fuhr mit seinen Begleitern, die sich auch eingefunden hatten, davon. Nachdem man an dem Ufer der Nogat angelangt war, so gab der junge Mensch das Zeichen, und sogleich kam ein Schiffer aus seiner Hütte, zog einen kleinen Nachen ins Wasser, und ruderte herüber. Der König stieg mit einem seiner Begleiter ein, und den andern ließ er bei dem Wagen, den man nicht mit fortbringen konnte, mit dem Auftrage, seinen

Kammeraden, den er noch denſelben Tag zurückſchicken wollte, zu erwarten.

Sobald der König das jenſeitige Ufer der Nogat erreicht hatte, warf er einen gerührten und dankbaren Blick zum Himmel, und dankte ihm für ſeine glückliche Rettung

In einem nahegelegenen Dorfe kaufte der König einen andern Wagen mit 2 Pferden. Seine nächſte Sorge war nun, ſeinen noch übrigen Begleiter fortzuſchicken. Er übergab ihm ein Billet an den Marquis, welches nur in ein paar Worten, in Ziffern geſchrieben, beſtand. Endlich reiſete er allein davon und nahm ſeinen Weg nach der kleinen Stadt Marienwerder in den Staaten des Königs von Preußen.

Sobald er vor den Thoren von Marienwerder angelangt war, entkam er leicht den Fragen des Zollbedienten daſelbſt. Er fuhr in einem kleinen Wagen durch die Straße, und konnte ſich ſelbſt nicht enthalten, über ſeine jetzige Equipage zu lächeln. Freilich war ſie nichts weniger als koſtbar; allein der Inhaber war gewiß jetzt weit froher, als ſelbſt ein im Triumphe einziehender Ueberwinder. Denn auch er hatte tauſend Gefahren überwunden, und ſahe einer heitern Zukunft entgegen, die ſich ihm auch wirklich, wiewohl in einem andern Lande, eröffnete. Er wurde von neuen Unterthanen geliebt und geachtet, und fand ſein Glück in der Beglückung Anderer.

Die Widerwärtigkeiten ſind ein Schmelztiegel, aus welchem groſſe Seelen im geläuterten Glanze hervorgehn, worin aber kleine Geiſter nur verdünſten! —

F. R. Lenke.

Die lebendige Mauer.

Eine hiſtoriſche Anekdote.

Als im Jahre 1130 der deutſche Kaiſer Friedrich I. den Landgrafen von Thüringen, Friedrich den Eiſernen beſuchte, zeigte dieſer dem Kaiſer das Schloß Naumburg. Es iſt ſehr ſchön, ſprach der Kaiſer, nur fehlt ihm noch etwas, nämlich eine gute Mauer —

Der Landgraf erwiederte: er frage eben nicht viel nach einer Mauer: ſollte aber das Schloß über lang oder kurz eine Mauer bedürfen, ſo könne er ſehr bald eine darum ziehen laſſen. Der Kaiſer fragte: binnen welcher Zeit er dies wohl zu bewerkſtelligen glaubte?

„Binnen einer Nacht, antwortete der Landgraf —

O das iſt unmöglich, verſetzte der Kaiſer, und wenn auch ſchon alle Steine und Maurer bei dem Schloſſe da wären.

Der Landgraf gebot ſogleich ſeiner ganzen Ritterſchaft, nebſt allen ihren Unterthanen, ſich bewaffnet, zur Nachtzeit bei dem Schloß Naumburg einzufinden, und ſich um daſſelbe, nach damaliger Befeſtigungskunſt in ſolcher Ordnung herumzuſtellen, daß an dem Platze, wo gewöhnlich ein Thurm zu ſtehen pflegte, ein tapfrer Ritter ſich hinſtellen ſollte. Als ſich nun binnen der Nacht das bewaffnete Volk an der Spitze der geharniſchten Ritter um das ganze Schloß her, in Ordnung geſtellt hatte, ging der Landgraf früh Morgens, als kaum der Tag angebrochen war, in das Zimmer des Kaiſers und ſagte: „meine Mauer iſt fertig, geruhen Ihro Majeſtät ſolche in Augenſchein zu nehmen.“

Der Kaiſer öffnete hurtig das Fenſter, und ward durch den Anblick der bewaffneten Mannſchaft mit den ſtattlichen Rittern ſo angenehm überraſcht, daß er den Markgrafen umarmte, und unter alle Perſonen, welche dieſe lebendige Mauer bildeten, eine anſehnliche Summe vertheilen ließ.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 2. November 1811. 132.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Eine neue merkwürdige Entdeckung in Ansehung des Mammuths.

Das Mammuth-Geschlecht hielt man bisher für ein untergegangenes Thiergeschlecht; allein ein Gelehrter-Herr Adams, hat vor wenig Jahren eine Entdekkung gemacht, die auf die Vermuthung führt, daß besagtes Thiergeschlecht im nördlichen Sibirien noch vorhanden seyn müsse. Die Erzählung, wie Herr Adams zu dieser Entdeckung kam, dürfte unsern jungen und wisbegierigen Lesern wohl einiges Vergnügen gewähren; daher wir sie ihnen hier mittheilen.

Herr Adams, der das nördliche Sibirien durchreiste, hat in Jakutsk, von dem ältesten der dortigen Kaufmannschaft, Popoff, erfahren, daß am Ufer des Eismeeres, nahe am Ausfluß des Lena, (eines der fünf großen Ströme, welche sich in das Eismeer ergießen,) ein außerordentlich großes Thier angetroffen worden sey; das Fleisch sollte mit Haut und Haar erhalten seyn, und man hegte die Voraussetzung, es werde zu der Thierart gehören, wovon die Fossilen *) Mammuthhörner abstammen. Herr Adams, der ohnehin die Absicht gehabt hatte, die Ufer des Lena bis ans Eismeer zu untersuchen, beschleunigte seine Reise, um die kostbaren Ueberbleibsel vor dem Untergange zu retten. Er verließ Jakutsk am 7. Jun. 1807, und erreichte gegen das Ende des Monats, Kumak-Sorka, (am linken Ufer des Lena, oberhalb seines Ausflusses ins Meer,) von wo aus er die Excursion nach dem Mammuth zu machen hatte. Die Reisegesellschaft bestand hiebei, außer Herrn Adams, aus dem Oberhaupte der Tunguſen, Ossix Schümachoff, einem Kaufmann, Namens Belkoff aus Kumak Surka, einem Jäger, drei Kosaken und zehn Tunguſen. Schumachoff war eigentlich der erste Entdecker des Mammuths. Ihm gehörte auch das Land, worüber sie den Weg zu nehmen hatten. Der Kaufmann aus Kumak-Surka hatte fast sein ganzes Leben am Eismeere zugebracht. Um zu dem Mammuth zu kommen, war eine Erdzunge zu passiren, die Bykoffskoy-Mys oder Tamut genannt wird. Sie liegt rechts am Ausflusse des Lena, und soll sich aus Südost nach Nordwest 11 bis 12 Meilen (86 Werste) weit hinaus erstrecken. Die Erdzunge endigt sich nördlich in zwei Spitzen. Am dritten Tage dieser Reise schlug die Gesellschaft Zelte, einige hundert Schritte vom Mammuth entfernt, auf einem Hügel auf, der Kembi-saga Schaeta heißt, d. i. die breite Seite eines Steines. Hier erzählte Schumachoff die Geschichte seiner Entdeckung ungefähr auf folgende Art. Auf einer der periodischen Jahresreise, welche die Tunguſen zu machen pflegen, ward das Mammuth von ihm entdeckt. Er hat die Gewohnheit, gegen das Ende des Augustmonats, wenn die Fischerei am Lena aufgehört hat, mit seinen Brüdern nach der Halbinsel Tamut zu gehen, um daselbst zu jagen. Im

*) Fossil heißt; was aus der Erde gegraben wird. Dies Wort kommt von dem lateinischen Worte Fodere, graben, her.

Jahr 1799 hatte er für seine Frau einige Hütten an den See Oukoul (einem von den sechs größten Seen auf der Halbinsel, errichten lassen, und er schiffte sich ein, um zu sehen, ob er nicht Mammuth-Hörner an der Küste zum Handel fände. Eines Tags bemerkte er einen unförmlichen Block, der den Haufen von Treibholz, die man gewöhnlich findet, gar nicht ähnlich war. Um ihn näher zu untersuchen, stieg er ans Land, kletterte auf einen Felsen, und betrachtete dieses neue Objekt von allen Seiten; aber er konnte nicht erkennen, was es seyn möchte. Im folgenden Jahre fand er an derselben Stelle ein Wallroß. Er bemerkte zu gleicher Zeit, daß die, vormals von ihm wahrgenommene, Masse abgelöseter sey von Eisschollen, und zwei hervorspringende Theile zeigte, aber wußte noch immer nicht, was es seyn könnte. Gegen Ende des darauf folgenden, Sommers war die ganze Seite des Thiers und ein Stoßzahn deutlich unter den Eisschollen hervorgetreten. Bei der Zurückkunft nach dem See Oukoul, theilte er diese außerordentliche Entdeckung seiner Frau und einigen seiner Freunde mit; allein ihre Ansicht der Sache erfüllte ihn mit Verdruß und Betrübniß. Die Aeltesten erzählten, sie hätten von ihren Vätern gehört, daß sich auch vor Zeiten ein solches Ungeheuer in dieser Halbinsel hätte blicken lassen, und daß die ganze Familie dessen, der es gesehen habe, in sehr kurzer Zeit untergegangen sey. Der Chef der Tunguſen wurde durch diese Erzählung in Schrecken gesetzt, daß er darüber in eine gefährliche Krankheit verfiel. Sobald er sich aber nur ein wenig besser fühlte, schwebte ihm der Nutzen vor Augen, welchen der Verkauf der Stoßzähne dieses Thieres abwerfen würde, indem sie von einer ausnehmenden Größe und Schönheit waren. Er befahl, die Gegend, wo das Mammuth lag, sorgfältig geheim, auch alle Fremde, unter irgend einem Vorwande davon entfernt zu halten. Der, darauf folgende, Sommer war aber kühler und stürmischer als gewöhnlich, so daß das Mammuth ganz unter dem Eise versteckt blieb, das letzteres fast gar nicht schmolz. Erst gegen das Ende des fünften Jahres gingen Schumachoff's Wünsche in Erfüllung. Denn da nun das, zwischen dem Ufer und dem Mammuth, befindliche, Eis schnell schmolz, als der übrige Theil, so entstand ein Absturz, und die enorme Masse gleitete, vermöge ihrer Schwere, nach der Küste zu, auf eine Sandbank. Dieß bezeugten die anwesenden Tunguſen. Im März 1804 besuchte Schumachoff sein Mammuth, ließ ihm die Stoßzähne abschneiden, und verkaufte sie an den Kaufman Baltunoff gegen andere Waaren, 50 Rubeln an Werth. Herr Adams fand das Mammuth noch an demselben Orte, in der Mitte zwischen den zwei Spitzen der Erdzunge, aber ganz verletzt. Da durch die Wiederherstellung des Chefs der Tunguſen die Vorurtheile vertilgt waren, so hatte man sich unterdessen ungehindert dem Thiere genähert; die benachbarten Jakuten zerstückelten das Fleisch des Thieres, zur Ernährung ihrer Hunde. Wilde Thiere, als weiße Bären, Wölfe, Füchse, nebst dem Vielfraß, machten es eben so, und, man sahe nach ihre Hölen in der Nähe. Das Skelett war zwar auf diese Weise seines Fleisches gänzlich beraubt; allein an und für sich selbst, mit Ausnahme des Vorderfußes, durchaus vollständig. Der Rückgrat vom Halse bis zum Steißbein, ein Schulterblatt, das Becken und die Ueberbleibsel der drei Extremitäten, waren noch durch Nerven, Gelenke und Hautstreifen an der äußern Seite des Skeletts sehr befestigt. Der Kopf war mit einer vertrockneten Haut bedeckt; eins der wohlerhaltenen Ohren fand sich mit einem Schopfe von Haaren geschmückt; natürlich waren alle diese Theile durch einen Transport von mehr als 1400 Meilen (11000 Werste leiden. Indessen hat man die Augen sehr sorgfältig geschützt; an ihnen bemerkte man noch den Augapfel. Die Erde

der Unterlippe fand ſich etwas abgenagt, und da die Oberlippe ganz weggefreſſen war, ſo ſah man die Zähne. Das Gehirn fand ſich noch im Schädel, aber es ſchien vertrocknet. Am wenigſten unter allen hatte ein Vorder- und ein Hinterfuß gelitten; ſie haben noch die Haut und den Huf behalten. Nach Verſicherung des Tunguſenchefs, war das Thier ſo fett und wohlgenährt, daß ihm der Bauch bis zur Kniekehle herab hing. Dieß gefundene Individuum iſt männlichen Geſchlechts, mit einer langen Mähne am Halſe, aber ohne Schweif und Rüſſel. Die Haut iſt dunkelgrau, mit röthlichem Haar und ſchwarzen Borſten bedeckt. Die Feuchtigkeit des Bodens, worauf das Thier eine Zeitlang gelegen hat, iſt die Urſache, daß die Borſten etwas an Dicke verloren haben. Das ganze Skelett, wovon Herr Adams die Knochen an Ort und Stelle ſammelte, hat eine Höhe von 9, und eine Länge von 15½ Fuß Pariſer Maaß, ungerechnet die ſogenannten Hörner, wovon jedes neun Fuß lang iſt, und beide zuſammen 350 Pfund wiegen. Der Kopf allein wiegt über 400 Pfund. Die Haut war auf der Seite, auf welcher das Thier gelegen hatte, und welche Herr Adams abziehen ließ, ſehr gut erhalten; man fand ſie ſo außerordentlich ſchwer, daß 10 Perſonen kaum vermochten, ſie bis ans Ufer zu tragen, wo ſie über einen Holzſtoß ausgebreitet werden ſollte. Bei weiterm Aufgraben des Erdreichs, fand er an derſelben Stelle zwar keine anderweitigen Knochen, aber wohl über 35 Pfund Borſten, welche die weißen Bären eingeſcharrt hatten.

Ob das Mammuth als ein Amphibium, wie der Hippopotamus, anzuſehen, beſonders was ſeine Nahrung, wie ſeine Lebensart beſchaffen, welches ſein Aufenthaltsort iſt, über dieſe intereſſanten Umſtände fehlen noch die, zu wünſchenden, Aufſchlüſſe.

E. . . . . P——n.

Die Hand des Menſchen.

Die Vortheile welche dem Menſchen ſeine Hände verſchaffen, ſind außerordentlich groß. Dieſes haben ſchon die alten Philoſophen bemerkt. Anaxagoras behauptete ſogar, daß der Menſch bloß deßwegen ein vernünftiges Geſchöpf ſey, weil er die Hand als eine Auszeichnung von den übrigen Thieren bekommen habe. Helvetius hat ihr in neuern Zeiten faſt dieſelbe Ehre erwieſen. Mit mehrerm Rechte ſagt Ariſtoteles, der Menſch habe deswegen, weil er ein vernünftiges Geſchöpf ſey und alſo den beſten Gebrauch davon machen könne, die Hände erhalten. Die Natur, fährt er fort, hat demjenigen, welcher der meiſten Künſte fähig iſt, die Hand verliehen, welche die Stelle der mehreſten Werkzeuge vertritt. Sie dient ihm ſtatt eines Hufes, ſtatt einer Klaue, eines Horns, eines Spießes, und jeder Waffe, womit andere Thiere verſehen ſind.

Büffon, in ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte, legt der Hand einen noch höhern Werth bei. Sie iſt, ſagt er, das einzige Werkzeug, wodurch wir uns von den Formen der Dinge deutliche Begriffe machen können, da ſie aus unterſchiednen, beweglichen, biegſamen, zugleich wirkenden, und unſerm Willen unterworfnen, Theilen beſteht. Das Gefühl iſt eine bloße Berührung der Oberfläche. Wer ſich die Mühe nehmen will, die Fläche der Hand und aller fünf Finger zu berechnen, der wird ſie viel beträchtlicher finden, als die Fläche von irgend einem andern Theile des Körpers, weil keine derſelben ſo zertheilt iſt. Hätte die Hand gar keine Finger, ſo könnten wir uns bei ihrem Gebrauche nur ſehr unvollkommne Begriffe von der Figur oder Form der Gegenſtände der Berührung verſprechen, und unſre Kenntniſſe von denſelben würden ſehr verworren ſeyn.

Aber auch nur dem Menſchen konnte die Hand ſo nützliche Dienſte leiſten. Geſetzt, die Thiere hät-

ten auch Hände erhalten; sie würden dennoch keine deutlichern Begriffe durch dieselben bekommen, weil ihnen die Fähigkeit, dergleichen Begriffe zu bilden, fehlt. Dagegen würde der Mensch, bei derselben Verstandesfähigkeit, keine klaren Vorstellungen und Begriffe erlangen ohne die Hand. Was die Natur jedem Thiere in seinen Gliedern einzeln verliehen hat, kann der Mensch mit seinen Händen entweder nachahmen, oder durch, von der Hand verfertigte, Werkzeuge ersetzen. Anstatt daß die Gliedmaßen der Thiere nur zu einzelnen Handlungen tauglich sind, ist die menschliche Hand zu unzähligen Verrichtungen geschickt.

Man hat bisweilen den Rüssel des Elephanten, der mit demselben so mannichfaltige Bewegungen vornehmen kann, über die menschliche Hand gesetzt; aber man hat sich dabei übereilt. Kann denn der Mensch nicht mit seiner Hand alles das auch, was der Elephant mit seinem Rüssel vermag? Und kann er nicht vieles mehr, was der Elephant nicht kann? Hat er nicht schon dadurch vor jenem unzählige Vortheile voraus, daß er sie doppelt besitzt? Kann der Elephant mit seinem Rüssel eine Uhr zusammensetzen, ein Klavier oder eine Violine spielen? Zwar ist der Rüssel des Elephanten das Werkzeug zweier, oder wie andre wollen, wohl gar dreier Sinne; allein, dem Menschen fehlen ja diese Sinne nicht. Was ihm an der Hand abgeht, wird durch die Nase und Zunge ersetzt. Ja, die Hand wird dadurch, daß sie nicht auch Geruchs- und Geschmackswerkzeug ist, zu vielen Geschäften des Lebens geschickter. Wie ekelhaft müßten dem Menschen manche Verrichtungen seyn, wenn seine Hand auch seine Nase wäre! Auch ist die Nase mehr vor Verletzungen gesichert, als die Hand, und also einer unsrer Sinne weniger in Gefahr.

K—r.

Anekdote.

Der Graf von D. in Paris, der die Musik sehr liebte, hörte zuweilen in seiner Nachbarschaft einen jungen Menschen auf einer elenden Flöte allerlei kleine Stücke ganz artig spielen, die er auf verschiedene Art variirte.

Er wurde neugierig, ihn zu sprechen: er ließ ihn zu sich rufen, erkundigte sich nach seinen Umständen und fragte ihn: ob er Lust habe ein Musiker zu werden.

„Sehr gern, gnädiger Herr! wenn ich nicht zu arm wäre."

Der edelmüthige Beschützer der schönen Künste empfahl den jungen Menschen einem Mitgliede der königlichen Akademie der Musik zum Unterricht, bezahlte für ihn und sorgte überhaupt für seinen Unterricht in allen, ihm nöthigen, Dingen.

Dieser junge Mensch war der geschickte Virtuose Lucas, der lange für den besten Flötenspieler in Paris galt, bis ein anderer Virtuose, mit Namen Platel, ihm den Rang abgewann. Mchr.

Bücher, welche von der Baumgärtnerschen Buchhandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Academical Instructor oder die beste aus 22 Platten bestehende englische Vorschrift zum Schönschreiben. Fol. 1 Thlr. 12 Gr.

Dalzel (Andreas) Ἀναλεκτα ἑλληνικα ἀττικα, sive collectanea graeca minora cum notis philologicis, quas partim collegit, partim scripsit, curavit et Lexicon analyt. adjecit Prof. J. G. Grohmann. 8. 20 Gr.

Förster, M. J. C., Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Neunte Auflage. Mit 1 Kupfer 8. 8 Gr.

— — — Fragen über das Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Als ein verlangter Anhang zu jeder Auflage passend. 8. 4 Gr.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 4. November 1811. 133.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Abtei la Trappe.

Nichts ist so heilsam und nützlich, was Aberglaube und böser Wille nicht schon gemißbraucht hätten. Fanatismus und Schwärmerei thaten dieses besonders mit dem, welches dem Menschen das Ehrwürdigste und Heiligste seyn muß, mit der Religion. Sie, ein Geschenk des Himmels, und der Grundstein aller menschlichen Tugenden, ist häufig als ein Deckmantel eigennütziger Absichten, und als Vorwand zu den verderblichsten Handlungen gebraucht worden. Die Geschichte aller Religionen, so wie insbesondere der christlichen, liefert hierzu aus ältern und neuern Zeiten eine Menge Belege. Ein, noch nicht gedruckter, sehr interessanter Brief des böhmischen Grafen von Hartig, welcher als wirklicher Kaiserlicher geheimer Rath starb, kann als ein Beleg zu jener Behauptung gelten. Er ist aus der Abtei la Trappe, dem Stiftungsorte des, davon benannten, Mönchsorden selbst geschrieben.

Der Graf hatte bei seinen bekannten Reisen immer die Merkwürdigkeiten in den Sitten und Gebräuchen, der Menschen zu seinem Hauptaugenmerk, und er faßte daher, als er in die Gegend jener berühmten Abtei kam, den seltsamen Entschluß, sich, trotz aller harten Prüfungen, denen er sich unterwerfen mußte, einige Tage in der Gruft lebendig Begrabener einschließen zu lassen. Spätere Beobachtungen bestätigen das, was hier vorkommt, vollkommen, und sein Bericht kann daher als glaubwürdig, und als ein merkwürdiges Aktenstück über die Geschichte menschlicher Verirrungen angesehen werden. Gewiß ist es, daß der Graf Hartig die Sache nicht vergrößert hat, und daß, wenigstens zu jener Zeit, die Ordensregeln noch in ihrer ursprünglichen Strenge beobachtet wurden.

Verzweiflung und Schwärmerei haben nie ein merkwürdigeres Denkmal gestiftet, als in der Gründung dieses Ordens. Der Inhalt jenes Briefes zaubert den Leser gleichsam aus den aufgeklärten Zeiten in eine Vorwelt von mehr als anderthalbtausend Jahren, in die Gegenden ägyptischer Mönche und thebaischer Wüsten, die ein entstellter Begriff von Religion und Christenthum in einer strengern Nachahmung auf neuere Zeiten übertragen hat. Folgendes sind die Worte des Grafen:

Ich schreibe Ihnen diesen Brief eben, da ich aus der Abtei la Trappe zurückgekommen bin. War es Neugierde, oder eine melancholische Laune, die mich zur Reise dahin bewog: genug, ich faßte den Entschluß, die Lage einer so strengen Einsidelei mit eignen Augen zu sehen, — einen Ort, der sowohl wegen des sonderbaren Instituts, als auch wegen der außerordentlichen Lebensart der Einsiedler äusserst merkwürdig ist. Ich warf mich mit einem Freunde in eine Postchaise und fuhr nach der Abtei. Sie liegt in der Grafschaft Perche, vier und dreißig französische Meilen von Paris, an der Grenze der Normandie. Der Weg dahin geht auf der Landstraße von Bretagne fort, bis auf eine Entfernung von fünf Mei-

len, wo man einen Seitenweg einschlägt, der zur Abtei führt. Dieser Weg ist schrecklich, und für Kutschen fast unfahrbar, weil er sich durchaus zwischen Felsen hinwindet. Eine Meile von la Trappe kommt man an einen großen Wald, an dessen Grenzen das Kloster liegt. Nichts ist melancholischer, als diese Lage. Auf der einen Seite ein finsterer Hain; auf der andern, felsigte und unfruchtbare Berge. Das Klima ist äußerst streng, und die Kälte im heißesten Sommer außerordentlich, da man in einer Entfernung von fünf Meilen davon vor Hitze verschmachten möchte. Ich glaubte mich, beim Eintritt in diese Einöde, in den äußersten Norden versetzt. Auch das vermehrt den melancholischen Eindruck des Anblicks, daß man hier keine andern Gebäude sieht, als das Kloster und einen Gasthof, in welchem Fremde auf Kosten der Abtei, deren Geistlichkeit sehr zahlreich ist, einige Tage bewirthet werden. Meine Hauptabsicht war, die Lebensart dieser Ordensbrüder kennen zu lernen; ich entschloß mich daher lieber an ihren frugalen Mahlzeiten Theil zu nehmen, und ging gar nicht nach dem Gasthof, sondern gerade ins Kloster. Man ließ mich allenthalben zu, und ich hatte zu ihrem Gottesdienst, zu ihren Arbeiten, zu ihren Mahlzeiten und in ihre Zellen freien Zutritt, ich machte mit einem Worte, ein dreitägiges Noviziat. Vorhin waren die Regeln dieses Klosters nicht von den allgemeinen Mönchsregeln unterschieden; sie waren fast ordentliche Cistercienser, bis der Abt Rance seine wüthende Verzweiflung auf ihre Andacht pfropfte, und die unmenschliche Strenge einführte, die man jetzt sieht, und die allein diese Brüderschaft als einen besondern Orden auszeichnet. Rance erwählte in seinem bittersten Gram, diese Einöde zu seinem Aufenthalt, und wurde der Reformator einiger Mönche, die hier lebten. Er beredete sie zur Ausübung einer Strenge, die nur die Verzweiflung ersinnen konnte. Dichter und Legendenschreiber haben diesen gefeierten Klosterhelden oft zum Gegenstand ihres Lobes gemacht, und seine Geschichte ausgemalt, nachdem es ihre Materie erforderte. Hier ist sie in wenig Worten.

Armand Jean de Rance, aus dem vornehmen Geschlecht Bouthillier war in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Paris geboren. Er legte sich von Jugend auf mit großem Eifer auf die Wissenschaften, und widmete sich dem geistlichen Stande. Er begab sich in spätern Jahren an den Hof, und fand, wegen seines vortheilhaften Aeußern und wegen seiner feinen Sitten, daselbst viel Beifall. Die Herzogin von Montbazon, eine der geistreichsten Damen ihres Zeitalters, schätzte ihn vorzüglich und ward seine innigste Freundin. Nie hatte Rance den Gedanken an Einsiedelei gehabt. Der Umgang mit der Herzogin war ihm ein Bedürfniß geworden, dessen er nicht mehr entbehren konnte, und er setzte in demselben sein höchstes irrdisches Glück. Familien-Angelegenheiten riefen ihn aufs Land. Hier blieb er mehrere Tage, und eilte alsdenn nach Paris zurück, voll Ungeduld, seine Freundin wieder zu sehen. Er geht die Treppe hinauf. Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als er, statt der Herzogin, einen Sarg im Zimmer erblickt. Auf dem Tisch sieht er eine Erhöhung mit einem weissen Tuch bedeckt. Er hebt das Tuch auf, und erblickt das Haupt der Verblichenen. Sie war vor zwei Tagen gestorben, und man hatte den Kopf und das Herz vom Körper getrennt, um beides in dem Grabmale ihrer väterlichen Familie aufzubewahren. — Der Anblick erschütterte Rance tief, und er bekam von dem Augenblicke an eine heftige Abneigung gegen die Welt und gegen das Leben. Er verließ Paris, um sich in der Abtei la Trappe zu begraben. Hier legte er sein Erzbisthum ab, wurde Superior, und stiftete diese Ordensregel, deren furchtbare Strenge mit dem Klima des Orts so übereinstimmte, und seinem Schmerz so

ſchmeicheln ſchien. Hievon giebt er ſelbſt eine Schilderung in einer ſeiner poetiſchen Epiſteln. — „Du glaubſt," heißt es in der Ueberſetzung, „mich noch verſunken in jener oceaniſchen Stadt, wo Ueberfluß, Künſte und die Freuden herrſchen? Ich lebe in einer Wüſte, die meinem Unglück angemeſſen iſt. Hier trauert die Natur mit in meinen Schmerz. Unter den Augen Gottes, unter ſeiner drohenden Hand, beweine ich meine Vergehungen."

Die Mönche von la Trappe, bringen täglich elf Stunden in der Kirche zu. Ihr Gebet verrichten ſie mit einer rührenden Inbrunſt. Es iſt zu bewundern, daß Menſchen ſich ſo viele Stunden lang hinter einander mit himmliſchen Dingen beſchäftigen, ohne ſich wenigſtens auf einige Augenblicke zu zerſtreuen. Indeſſen fand ich ſie ſo. Gewiß kann ein ſolcher Dienſt dem erhabenſten Weſen, welches dem Menſchen eine ausgebreitetere Beſtimmung gab, nicht wohlgefällig ſeyn. — Während vier Stunden, die ich mit ihnen in der Kirche zubrachte, hob keiner den Kopf in die Höhe, oder richtete ſeine Augen auf ſeinen Nachbar. Ich bemerkte mehr Innigkeit unter den Jungen als unter den Alten; beſonders zogen zwei ſchöne Jünglinge meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Gram war auf ihren Geſichtern eingegraben, und man konnte in allen ihren Zügen, die Unruhe ihrer Seele deutlich leſen. Nie dürfen dieſe Einſiedler unter einander ſprechen: eines ihrer heiligſten Angelöbniſſe iſt, ein unverbrüchliches Verſtummen. Sie wiſſen nicht einmal die Namen und Geburtsörter ihrer Mitbrüder. Hievon iſt der Superior allein unterrichtet. Mit Niemand dürfen ſie Briefe wechſeln; ſie ſind Geſpenſter mit Fleiſch und Bein, und werden wie todt in der Welt angeſehen. Nie erhalten ſie von dem Ableben ſelbſt ihrer nächſten Blutsverwandten ſpecielle Nachricht; gelangt eine ſolche an den Superior, ſo ſagt er laut in der Kirche:

„Der Vater (oder die Mutter) von Einem „unter Euch iſt geſtorben! Bittet Gott für die „arme Seele."

Sie ſpeiſen alle zuſammen, und ich aß mit ihnen an einem Tiſch. Ihre Nahrung beſteht in Wurzeln, und einigen Gemüſen, die ſie ſelbſt in einem großen Garten anpflanzen, welcher allein hinreichend für ihren Unterhalt iſt. Auch bei Tiſche ſchlug keiner die Augen auf, ſich umzuſehen; ja ſie blickten mich nicht einmal an, ſo fremd ich ihnen auch war, und ſoviel ich Geräuſch machte, indem ich einigemal verſchiedene Sachen auf die Erde fallen ließ. Man könnte ſie für Bildſäulen anſehen, die von Zeit zu Zeit den Mund durch einen künſtlichen Mechanismus bewegen. Ich genoß mit ihnen dieſelben Speiſen, fürchtete aber während meines dreitägigen Aufenthalts ſchon verhungern zu müſſen, beſonders da ich von meiner langen Reiſe viel Eßluſt mitgebracht hatte. Nach geendigter Mahlzeit gehen ſie in den Garten, um dort an ihren Gräbern zu arbeiten, von da wieder in die Kirche, wo ſie bis zum Augenblick ihres Schlafengehens bleiben. Ihre Zellen empfangen das Tageslicht durch einige große Löcher; denn ſie haben keine Fenſter. Dies verurſacht eine ſo große Kälte in dieſem, ohnedieß ſehr rauhen, Klima, daß ihre Bettdecken ſtets wie gefroren ſind. Jedes ſanfte Lächeln iſt aus dieſem traurigen Aufenthalt verbannt. Hier dämmert nie ein froher Augenblick der Ruhe auf, und jedem Vergnügen iſt der Zugang auf ewig verſchloſſen. Die Natur ſeufzt hier ununterbrochen, und unaufhörlich wird ſie unterdrückt. Man lebt hier unbekannt, abgeſondert und vergeſſen von der ganzen Welt, ohne irgend eine andre Geſellſchaft zu haben, als den ſtummen Schmerz, und das gewiſſe Bewußtſeyn, daß dieſer Schmerz nur erſt mit dem Leben aufhören werde.

(Beſchluß folgt.)

Voltaire unter den Kapuzinern.

Voltaire beſaß ein bewundernswerthes Genie; aber ſein Witz ſchonte auch der heiligſten Dinge nicht. Die Geiſtlichen und Mönche, welche ſein ſatyriſcher Stachel oft traf, waren ihm daher nicht gewogen. Und doch erwarb er ſich einſt die Gunſt eines Kapuzinerkloſters in hohem Grade.

Voltaire war auf einer Reiſe begriffen. Unweit dem Städtchen Goudrecourt zerbrach die Kutſche auf einem ſteinigem Wege. Die Wiederherſtellung des Fuhrwerks bedurfte großer Arbeit und langer Zeit. Ein Wirthshaus gab es nicht, und der Pfarrer nebſt dem Amtmann, war verreiſt. Da bemerkte der Reiſende ein artiges Haus, mit einem kleinen Thurme, am Ende des Orts. Es war ein Kapuzinerkloſter, und Voltaire beſchloß, in demſelben einzuſprechen. Er ward eingelaſſen und bereitwillig aufgenommen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten begann eine muntere Unterhaltung. Man ſprach über dies und jenes. Voltaire hörte anfänglich viel, ſprach aber wenig, doch in allem, was er ſprach, bemerkte man viel Verſtand. Es wurde zum Angelus geklingelt, und Voltaire wohnte der Andacht bei

Jetzt ward das Mittagseſſen aufgetragen, zwar ſehr mittelmäßig, aber doch beſſer, als gewöhnlich. Während der Mahlzeit ſprach man von Theologie und Philoſophie, und der Fremde war überall zu Hauſe. Man kam auf die verſchiednen Kapuzinerklöſter in Frankreich, Italien und Deutſchland, und Voltaire wußte Beſcheid. Man führte einzelne Züge aus dem Leben des heiligen Franz von Aſſiſi, dem Stifter des Ordens an, namentlich von ſeiner Demuth und Beſcheidenheit; und auch Voltaire wußte Züge dieſer Tugenden, die den Vätern noch unbekannt waren. Kurz, Voltaire erwarb ſich die Bewunderung der Väter in hohem Grade, und ſie freuten ſich daß ſie ſo artig gegen ihn geweſen waren. Es kam ſoweit, daß ſie ihm zu verſtehen gaben, daß ſie es nicht ungern ſehen würden, wenn er einer der Ihrigen würde, und ſie zeigten ihm ſogar die erſten Würden des Ordens in der Perſpective. Voltaire verſprach daran zu denken, und war nicht unempfindlich gegen die Güte der Väter. Doch ſchlug er die, ihm zugedachten, Ehrenbezeugungen mit guter Manier von ſich ab. Endlich meldete man, daß der Wagen fertig ſey, und Voltaire war froh über dieſe Nachricht. Man trennte ſich, und ſchied mit den Verſicherungen größter gegenſeitiger Hochſchätzung von einander. Erſt nach Verlauf mehrerer Monate erfuhren die heilgen Väter den Namen des Fremden, den ſie bewirthet hatten, aber auch der ſonſt ſo verhaßte Name, vermochte nicht, die Achtung gegen den Mann, der ſie ſo angenehm unterhalten hatte, aus den Herzen der Väter zu vertilgen.

K—r.

Anekdote.

König Friedrich IV. von Dänemark ſprach einſt mit einem holſteiniſchen Edelmann von deſſen Viehzucht, und fragte ihn, wie viel ihm ſeine Kühe jährlich wohl einbrächten? Der Edelmann aber zog ſeine meiſten Einkünfte vom Ochſenhandel. Er hielt es indeß für unſchicklich, im Geſpräch mit dem Könige das Wort Ochſe zu gebrauchen, und ſagte alſo: Ihro Majeſtät, ich habe auf meinen Vorwerken meiſtens gehörnte Häupter.

Lenk.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 7. November 1811. 134.
Industrie-Comptoir in Leipzig.

Der Schein trügt.

Eine historische Anekdote.

Jakob Dumoulin, von Geburt ein Franzose, der unter Ludwig XIV., sein Vaterland der Religion wegen verlassen hatte, ging mit seiner Familie nach England, um dort sein Glück zu suchen. Er nährte sich anfänglich mit Aufkaufung der, auf dem Packhofe als verdächtig angehaltenen, Waaren. Diese verkaufte er dann einzeln wieder. Dergleichen Gewerbe ist in England eben nicht sehr ehrenvoll, weil diejenigen, welche es zu treiben pflegen, oft selbst unter der Hand Contrebande machen. Dessen ungeachtet würde Dumoulin's guter Name doch nicht darunter gelitten haben, wenn nicht der Verdacht gegen ihn entstanden wäre, daß er sich zuweilen falscher Münze bediene.

Dieser Verdacht bekam dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß er öfters zu denjenigen, die ihm Geld ausgezahlt hatten, kam, und ihnen falsche Geldstücke zurückbrachte, welche er von ihnen bekommen zu haben vorgab. Und wenn man ihn nicht hinlänglich vom Gegentheile überzeugen konnte, so beharrte er hartnäckig auf seiner Aussage. Dadurch brachte er sich, wie man leicht denken kann, sehr bald um allen Kredit. Einst hatte er mit einem gewissen Harsis, mit welchem er sonst in keiner nähern Verbindung stand, einen Handel von 78 Pfund Sterling gemacht. Dieser zahlte ihm das Geld in Guineen aus, und versicherte dabei, da Dumoulin einige Schwierigkeiten machte, es anzunehmen, daß die Geldstücken sorgfältig untersucht, und auf der Goldwage abgewogen worden wären. Dumoulin nahm sie endlich an und stellte eine Quittung darüber aus. Nach einigen Tagen aber kam er wieder zu Harsis mit 6 falschen Goldstücken, welche sich unter dem erhaltenen Gelde befunden haben sollten. —

Harsis, seiner guten Sache sich bewußt, weigerte sich, sie anzunehmen. Dumoulin dagegen behauptete, seiner Sache eben so gewiß zu seyn, und versicherte: er habe alles empfangene Geld zusammen in eine Schublade gelegt, und es nicht eher herausgenommen, als bis er es gegen Silbergeld habe umsetzen wollen.

Harsis war mit dieser Erklärung nicht zufrieden, und es kam soweit, daß Dumoulin einen gerichtlichen Eid ablegte, daß dieß, wirklich die, von Harsis erhaltenen, Goldstücke wären.

Harsis mußte ihm andere dafür geben, war aber äußerst aufgebracht, daß jener zu einem, wie es ihm schien, offenbaren Betruge noch einen Meineid hinzugefügt habe, und erzählte überall diese Begebenheit. Die Folge war, daß man Dumoulin allgemein verachtete und verabscheuete, daß jeder es vermied, sich mit ihm einzulassen.

Dumoulin, welcher die nachtheiligen Gerüchte, die Harsis von ihm ausgestreut hatte, wieder erfuhr, verklagte ihn. Nun setzte der, noch mehr erbitterte, Harsis alles in Bewegung. Er vertheidigte sich nicht allein sehr nachdrücklich, sondern brachte auch viel

auf dem Herzen liegt, dem Superior ſich mündlich entdecken. Einer von ihnen iſt beſtimmt, mit den Fremden zu reden; das Schickſal dieſes Mönchs ſchien mir noch das erträglichſte von allen zu ſeyn. – Er zeigte mir auch das Grab des Abt Rance, und das des Grafen Loininge, welche beide viel beigetragen haben, das Kloſter ſo berühmt zu machen. Die Geſchichte beider in dem Munde dieſes Mannes hat viel romantiſches, und erregte durchaus Theilnahme. Einen ſchwärmeriſchen Enthuſiaſten könnte die Melancholie, deren Fittig hier überall anweht, leicht anſtekken, den es einfällt dieſen Ort zu beſuchen.

Der Mönch, welcher mein Führer war, und mir alles, zu ſeinem Orden gehörige, erklärte, zeigte viel natürlichen Verſtand. Er ſagte mir, daß er im Succeſſionskriege gedient, und Ritter vom Ludwigsorden geweſen wäre. Auch erzählte er mir, daß eine gewiſſe Herzogin, nebſt einigen andern Damen, vor kurzem in männlicher Kleidung zur Abtei gekommen wären, daß aber der Wirth des Gaſthofs ſie erkannt, dem Superior davon Nachricht gegeben, und ſie daher nicht ins Kloſter gelaſſen habe, — eine Cautel, zu welcher vermuthlich die Geſchichte des Grafen Loininge Gelegenheit gegeben haben mag. Eben dieſer Gaſtwirth theilte mir auch folgende ſonderbare Anekdote mit. — Einer von den Einſiedlern befand ſich eines Tages in der, an den Garten ſtoßenden, Allee von Aepfelbäumen. Hier ging er ſpazieren, und betete, als ein junger Offizier ſich ihm näherte und um den Weg nach Rennes fragte. Der Mönch, welcher Gott vor dem Altare ein ewiges Schweigen, angelobt hatte, konnte und wollte es nicht brechen, daher er auch ſchweigend den Weg mit den Fingern zeigte. Der Offizier, der ohne Zweifel nicht ganz nüchtern ſeyn mochte, und ſich für beleidigt hielt, weil er durchaus keine Antwort erhalten konnte, ſtieg vom Pferde, warf den Mönch zu Boden und prügelte ihn weidlich durch. Nach abgelegten Beweiſen

ſeines Mißvergnügens und ſeiner Bravour an dem kraftloſen und wehrloſen Einſiedler, wollte der Held ſein Pferd wieder beſteigen; es bäumte aber ſo heftig, daß er nicht aufſitzen konnte. Der erbärmlich zugerichtete Beter ward es gewahr, raffte ſich halbohnmächtig von der Erde auf, und, ohne weder ein Wort zu ſprechen, noch die mindeſte Klage auszuſtoßen, ergriff er das Roß beim Zügel, und hielt dem Reiter den Steigbügel. Iſt dieſe Geſchichte wahr, wie mir der Wirth auf ſein Gewiſſen verſicherte, ſo iſt dieſes Beiſpiel von Geduld und Feindesliebe bewundernswürdiger, als alle Bußübungen, dieſer Religioſen. Der berühmte la Motte, wahrſcheinlich von einer poetiſchen Melancholie befallen, ging ſehr jung nach la Trappe, um ſich hier zu begraben. Allein im zweiten Jahre ſeines Novizlats, wurde ſein Dichterfeuer wieder rege. Er beſang die Madonna in einem langen religiöſen Gedicht. Hierauf verlangte er mit dem Superior zu ſprechen, und widmete ihm das verfertigte Gedicht. Aber, anſtatt des erwarteten Beifalls, erhielt er einen derben Verweis, daß er ſich noch mit irdiſchen Künſten beſchäftigt habe, und das Verbot, niemals wieder an ſolche zu denken. Mißvergnügt über dieſen Erfolg, verließ la Motte das Kloſter. Dadurch gewannen die Muſen einen vortrefflichen Dichter, und das Kloſter wurde von einen ſchlechten Mönche befreit. Seine Gedichte athmen einen Geiſt, der zu den klöſterlichen Kaſteiungen nicht paßt.

Und nun denke man ſich, daß man einen ſolchen geweihten Kerker auch an den geſegneten Ufern des Rheins, eine halbe Stunde von Düſſeldorf, findet. Hier die ſtummen Melancholiker von la Trappe, die in einem ſteten Todesſchauer, den Schatten ihres ehemaligen Daſeyns verüber fröſteln, die ſich nie ſatt eſſen, immer Erde kauen, bis ſie ſelbſt zu Erde werden, elf Stunden vom Tage verbeten, keinen Sterblichen eines Blickes würdigen, einander ſelbſt nicht

Digitized by Google

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 9. November 1811. 135.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Ansicht der Villa Miniana am Comersee.

(Zum Kupfer Nr. 23.)

Como, die Vaterstadt des ältern und jüngern Plinius, ist noch immer für jeden Reisenden, sowohl wegen seiner Naturmerkwürdigkeiten, als auch wegen seiner Kunstschönheiten, ein interessanter Ort. Sie liegt am südlichen Ende des Comersees und ist die Hauptstadt des italienischen Departements del Lario. Anfänglich wohnten hier und an den Seegegenden die Hetrusker; zu der Römer Zeiten, die Orober, welche von den erstern unterjocht wurden. Julius Cäsar versetzte eine griechische Colonie hierher. Unter den römischen Kaisern, longobardischen Königen und deutschen Kaisern war Como eine bedeutende Stadt. Die ruhmvollste Zeit derselben fällt ins 11 und 12 Jahrhundert, wo sie, durch Volk und Adel mächtig, das Haupt mehrerer Landschaften war, an der Spitze der Gibellinischen Parthei stand, und sich Mailand, dem Haupte der welfischen Parthei, als furchtbare Nebenbuhlerin zeigte. Im Jahre 1127. wurde Como von dem Mailänder Bunde belagert, und nachdem sich alle Einwohner über den See gerettet hatten, erbrochen und ganz verbrannt. Doch die Stadt erhob sich bald wieder, führte noch viele lange und harte Kriege mit Mailand; allein seit 1335. stand Como stets mit Mailand unter denselben Herrschern. Aus Como und der ganzen Gegend wandern die Männer so sehr aus, daß kaum der zehnte Theil zu Hause bleibt. Viele von den, durch Deutschland ziehenden, Leuten, welche mit Barometern, Thermometern, Fern- und Vergrößerungsgläsern, Bildern und Landkarten handeln, sind Comasken. In der Gegend und an den Seeufern von Como wachsen viel Oel- und Maulbeerbäume und alle Arten von Südfrüchten; besonders sind die östlichen Ufer außerordentlich fruchtbar, da die Nordwinde von den Gebirgen abgehalten sind. Daher findet man auch an den Seeufern eine Menge Landhäuser der Mailänder, die sehr sehenswerth sind. Der Comer-See (Lacus Larius), der von der Stadt den Namen hat, ist 9 bis 10 Stunden lang und höchstens eine Stunde breit, überall mit Gebirgen umgeben, und spaltet sich in zwei Arme, davon jeder 4 Stunden lang ist, und deren einer nach Como, der andere aber nach Lecco geht. Es ergießen sich in diesen See die Flüsse Adda, Mera und Lira. Die Schönheiten dieses Sees rühmen alle Freunde der Natur. Die Gebirge Graubündens und Valtelins stufen an den Ufern nach Como und Lecco auf mehrere tausend Fuß herab, und in einer Fahrt von 9 Stunden sieht man sich aus der Nähe der Gletscher, den nackten Granitfelsen und finstern Tannenwäldern in die lachende Natur des italienischen Himmels versetzt, wo die geschmackvollen Villen, zwischen Oliven- Feigen- und Lorbeerbäumen, Zypressen und Pinien glänzen und der Wein neben Pomeranzen reift. Unter den zahlreichen, schönen und merkwürdigen Landhäusern, die oft durch ihre historischen Beziehungen noch interessanter werden,

befindet ſich auch die, auf dem beiliegenden Kupfer abgebildete, Pliniana, welches die berühmteſte Villa am ganzen Comer-See iſt. Dieſe Villa hieß ehedem Pluviana, wurde 1570 von einem Anguiſſola erbaut, und gehört gegenwärtig dem Canariſi. Auf beiden Seiten derſelben fließen und ſtürzen Bäche herab, über welche Brücken und Gänge zwiſchen Lorbeerbäumen, Zypreſſen, Kaſtanien, Maulbeerbäumen, Pappeln und Weinreben hinführen, wo die Ausſichten ſtets wechſeln. In der Villa ſelbſt iſt die periodiſche Quelle merkwürdig, welche Plinius genannt wird, nicht deswegen, weil ſie Plinius gehörte, ſondern weil ſie von den beiden berühmten Schriftſtellern dieſes Namens angeprieſen und von dem jüngern Plinius beſchrieben worden iſt, welcher ſie auch nach den phyſiſchen Kenntniſſen jener Zeit unterſucht hat. An dieſer ſeltſamen Quelle iſt eine ſchwarze Marmortafel aufgeſtellt, auf welcher der Brief des Plinius, in welchem er dieſe Quelle beſchreibt, (es iſt der 30 Brief des 4 Buches,) in italieniſcher Sprache ſteht. Plinius ſchreibt an ſeinen Freund Licinius Sura, er bringe ihm aus ſeinem Vaterlande eine Aufgabe mit, die ſeiner tiefen und gründlichen Gelehrſamkeit ſehr werth ſey. Eine Quelle, ſagt er, entſpringt auf einem Berge, läuft über Felſen herab, wird von einer Höhle, welche ſich die Landleute, von der Quelle eingeladen, um hier ihre einfachen Mahlzeiten zu halten, ohne große Kunſt eingerichtet haben, aufgenommen, und fällt, nachdem ſie nur wenig dadurch aufgehalten wurde, in den Comerſee. Dieſe Quelle hat die wunderbare Beſchaffenheit, daß ihr Waſſer dreimal des Tages in regelmäßiger Ordnung wächſt und fällt. Man ſieht dieß frei und offen auf der Oberfläche der Erde und betrachtet es jederzeit mit dem größten Vergnügen. Man kann ſich daneben hinlagern, und ſeine Mahlzeiten halten, ja man kann aus der Quelle ſelbſt ſeinen Durſt ſtillen, denn das Waſſer iſt ſehr

kalt. Unterdeſſen wird die Quelle in kleinen abgemeſſenen Zeitabſchnitten entweder allmälig ſteigen oder fallen. Legt man einen Ring oder einen andern Gegenſtand hin auf den trocknen Boden: das Waſſer wird nach und nach bis an denſelben hindringen und zuletzt ihn ganz bedecken, ſich wieder davon zurückziehen und allmälig wieder ganz verlaſſen. Beobachtet man dieſe Erſcheinung eine längere Zeit: ſo kann man dieſes Schauſpiel ſich zwei und drei Mäl wiederholen ſehen. Was iſt die Urſache dieſer wunderbaren Erſcheinung? Iſt es etwa eine verſtecktere Luft, welche die Mündung der Quelle bald erweitert bald verengert, wie mir dies an Waſſergefäßen ſehen, die lange und enge Hälſe haben. Denn wenn man auch dieſe mit ihren Oeffnungen zur Erde kehrt, ſo bewirkt dennoch die äußere entgegenkämpfende Luft, daß die herausfließende Flüſſigkeit häufig aufgehalten wird und nur unter öftern Unterbrechungen und Abſätzen das Gefäß verläßt. Oder bringen dieſelben Naturgeſetze, welche bei dem Ocean Ebbe und Fluth bewirken, daſſelbe auch bei dieſer Quelle hervor? Oder hindert den Ausfluß dieſer Quelle nur auf Augenblicke etwas, ſo wie die Flüſſe zuweilen durch heftige Winde, die vom Meere her in ihre Mündungen ſtoßen, genöthiget werden, ihr Waſſer zurückzubehalten? Oder iſt den verborgenen Adern ein gewiſſes Maaß eigen, ſo daß ſie, während ſie wieder einſammeln, was ſie ergoſſen hatten, nur ſchwach und träge fließen, aber wenn ſie wieder ganz angefüllt ſind, raſcher und ſtärker ſich ergießen? Oder iſt irgend eine unbekannte Maſchine in der Quelle verſteckt, durch welche das Waſſer bald zurückgehalten, bald hervorgedrängt wird? Suche Du, ſo ſchließt Plinius, die Urſachen zu erforſchen, die ein ſo großes Wunder hervorbringen; denn du kannſt es; Mir genügt es ſchon, die Wirkungen hinlänglich angegeben zu haben.

Wir ſehen aus dieſem Briefe, daß Plinus es ſich ſehr angelegen ſeyn läßt, dieſe Quelle deutlich zu be-

ſchreiben und ihr periodiſches Steigen und Fallen zu erklären. Aber das Letztere iſt ihm nicht gelungen.*) So wie aber dieſe Quelle vor 18 Jahrhunderten die Aufmerkſamkeit des Plinius auf ſich zog, und ihn zum Nachforſchen veranlaßte, ſo iſt ſie auch noch gegenwärtig merkwürdig. Denn noch immer wächſt dieſe Quelle während einiger Stunden, und nimmt dann wieder mehrere Stunden ab. Allein ſie hört nie ganz auf zu fließen. Oberhalb der Pliniana giebt es viele Höhlen voll Waſſer in den Kalkſteingebirgen. Man hat ſchon aus frühern Zeiten her Alles unterſucht, um dieſe Erſcheinung, die mit der Ebbe und Fluth des Meeres allerdings einige Aehnlichkeit hat, genauer zu ergründen; aber die wahre Urſache ihres periodiſchen Fließens iſt noch immer nicht gefunden. Der berühmte Naturforſcher zu Mailand, Amoretti, welcher dieſe Quelle mehrere Monate beobachtete, findet dieſe Urſache in den Wirkungen des Abendwindes.

Heſſe.

Sitten und Gebräuche der chineſiſchen Frauen.

Die chineſiſchen Sitten und Gebräuche ſind von den unſrigen himmelweit unterſchieden. Man kann daher leicht denken, daß die Sitten der chineſiſchen Damen den, der europäiſchen nicht nahe kommen werden. Und dieß iſt der Fall wirklich.

Die meiſten Damen in China leben bloß für den Putz und für das Vergnügen. Doch wechſeln ſie ſelten mit der Mode. Junge Frauenzimmer ſchmükken gewöhnlich ihre Häupter mit Kronen von Kartenpapier, die mit ſeidnen Zeugen überzogen ſind. Vorn über die Stirn geht dieſe Krone ſpitzig zu,

*) Segner hat zwei Programme über dieſen Gegenſtand geſchrieben.

und iſt mit Perlen und Edelgeſteinen geſchmückt. Oft bemerkt man noch überdieß an dieſen Kopfzeugen einen Strauß von natürlichen oder künſtlichen Blumen aus deren Mitte vergoldete Nadeln hervorragen, an deren Enden wieder bunte Steine prangen, die im Sonnenſchein mächtig funkeln. Aeltere Damen umwinden den Kopf bloß mit einem Stück Seide. Mehrere tragen auch ihr bloßes Haar, welches in dieſe Locken, zwiſchen welchen hier die goldne und ſilberne Blumen hervorblinken, geflochten iſt. Die Frauen der Mandarinen — ſo heißen die chineſiſchen Beamten — tragen einen abentheuerlichen Kopfputz. Ein Vogel von Kupfer oder Blech, bunt überſtrichen, ſchmückt ihr Haupt. Er iſt mitten auf denſelben angebracht, und ſo geſtellt, daß die beiden Flügel die Schläfe überſchweben. Der lange ausgebreitete Schwanz bildet einen Federbuſch, und der ganze Vogel bewegt ſich bei der leichteſten Wendung des Kopfes. Flügel, Hals und Schnabel ſind mit bunten Bändern verſehen, deren herabhangende Enden herumflattern.

Die Chineſerinnen ſind von gelblichbrauner Farbe. Dieſe ſuchen ſie durch rothe und weiße Schminke zu verbergen. Ohne Schminke läßt ſich keine Dame von Stande ſehen. Ihre Kleider ſind ſehr lang und weit, und die Aermel reichen bis weit über die Hände hinab; ja ſie würden die Erde berühren, wenn ſie nicht mit Fleiß in die Höhe gezogen würden. Grelle Farben, mit rothen bunten Blumen, ſind am beliebteſten. Nur betagte Frauen und Wittwen kleiden ſich in Schwarz oder Violett. Lange Nägel gelten für eine beſondere Schönheit. Man verſchneidet ſich daher dieſelben nicht, ſondern man ſäubert ſie vielmehr täglich, und ſucht ſie, durch beſondere Futterale, weiß zu erhalten. Viele färben ſie noch mit roth oder blau. Ein kleiner Fuß iſt in China beſonders ſchön. Die Füße der kleinen Kinder, werden daher gleich von den erſten Lebenstagen an, in klei-

ne kupferne Schuhe gezwängt, die nur alljährlich mit etwas größern vertauscht werden. Die kleinen Füßchen vermögen daher kaum den Körper zu tragen.

Küche und Hauswesen sind keine Gegenstände für die Sorgen vornehmer chinesischer Damen. Dafür hat man seine Leute. Dagegen beschäftigen sich die Mütter fleißig mit der Erziehung der Kinder. Sie waschen die Kleinen und ziehen ihnen die Kleider an; auch suchen sie den Verstand derselben zu bilden. Mädchen und Frauen kommen selten in die Gesellschaft der Männer. Sie bringen den größten Theil ihres Lebens in der Einsamkeit zu, und ihr einziges Vergnügen sind Spaziergänge, bei denen sich ihrer mehrere zusammen finden. Nur hie und da trifft man Eine, die einige chinesische Charaktere lesen und schreiben kann.

Eine Dame nimmt nie etwas mit bloßen Händen von einer Mannsperson an. Dasjenige, was man einer Dame darreichen will, legt man auf einen Tisch und deckt es zu. Eine Weile nachher nimmt sie es weg, wo möglich unbemerkt. Nirgend läßt man sich in China mit bloßen Händen sehn.

Jede Mutter nimmt es für ein Zeichen von besonderer Aufmerksamkeit und Freundschaft an, wenn man sie auf die Unarten ihrer Kinder aufmerksam macht. Die chinesischen Kinder, namentlich die Mädchen, benehmen sich daher in Gesellschaften äußerst artig und sittsam.

Zwölf Beugungen mit dem Knie, und eben so viele mit dem Kopfe sind das gewöhnliche Kompliment der chinesischen Damen. Doch gehen viele noch über diese Zahl hinaus.

K—r.

Anekdote.

In der Mitte des 11 Jahrhunderts (1072) gab ein englischer Erzbischof, Namens Lanfrank, den Mönchen in England folgende Verordnung. Zu Anfange der Fasten sollte jedem Mönche der Klöster von dem Bibliothekar ein geschriebenes Manuscript zur Durchlesung gegeben werden. Es wurde dabei den Mönchen ein ganzes Jahr zu dieser Lektüre Zeit gelassen. Nach Verlauf dieses Jahres sollten, der erzbischöflichen Verordnung gemäß, die Bücher, d. h. die Manuscripte, zurückgegeben, und von den Aebten der Klöster sollte ein Examen darüber mit den Mönchen angestellt werden. Wofern es sich nun ergäbe, daß die Mönche in dieser Prüfung nicht beständen, so sollten sie sich dem Abte zu Füßen werfen, und eine, von ihm selbst beliebte, Strafe für ihre Nachlässigkeit und Faulheit erwarten.

Lenke.

Bücher, welche von der Baumgärtnerschen Buchhandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Frank (J. P.) Abhandlung über eine gesunde Kindererziehung nach medicinischen und physischen Grundsätzen, für sorgsame Aeltern, besonders für Mütter, denen ihre und ihrer Kinder Gesundheit am Herzen liegt. Aus dem Lat. übers. gr. 8. 12 Gr.

Geschichte der christlichen Religion für denkende Leser. 8. 16 Gr.

Gutmanns, Vater, Spaziergänge mit seinen Kindern, oder Unterhaltungen über Natur, Menschenleben und Vorsehung mit der erwachsenen Jugend. Vom Verfasser des mythologischen und naturhistorischen Kinderfreundes. In zwei Theilen. 2 Thlr.

Hezel, W. F., ausführliche griechische Sprachlehre, nebst Paradigmen der griechischen Declinationen und Conjugationen in 35 Tabellen. gr. 8. 1 Thlr.

— — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen, nebst vollständigen Paradigmen der Nenn- und Zeitwörter in 35 Tabellen. gr. 8. 12 Gr.

— — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen. Ohne Paradigmen. gr. 8. 9 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 11. November 1811. 136.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

In Europa wohnt ſichs doch am beſten.

Wir beneiden vielleicht bisweilen die Bewohner der Länder, in welchen die Erde jene herrlichen Früchte hervorbringt, die unſern Gaumen kützeln und unſrer Zunge wohlthun; aber daran thun wir ſehr unrecht. Neben dem anmuthigen Fruchtbaume ſproßt die ſchnelltödende Giftpflanze! Unter der anmuthigen Gewürzſtaude lauert die heimtückiſche Schlange, deren Biß unheilbar iſt! Unſtreitig leben wir unter dem gemäßigtern europäiſchen Himmelsſtriche viel glücklicher als die Bewohner der heißen Erdgürtel, wo zwar die Natur ihre Gaben weiter und üppiger ausſchüttet, dieſe aber auch mit manchen Unannehmlichkeiten verbittert. Uebermäßige Hitze und heftige Regengüſſe erzeugen in den tropiſchen Gegenden eine Menge Plagen und Krankheiten, von welchen die gemäßigtern Zonen verſchont bleiben.

In Oſtindien iſt die Hitze ſehr groß, und ſchon dieſe drückt die Einwohner nieder; aber noch von nachtheiligern Folgen ſind die furchtbaren Regengüſſe, von denen ſie heimgeſucht werden. Viele Näſſe mit abwechſelnder großer Hitze, erzeugt ſchon bei uns, in moraſtigen Gegenden, faule Dünſte, und, nächſt dieſen, eine Menge Ungeziefer und Krankheiten. Dieſes ſind aber nur Kleinigkeiten gegen das, was dort erfolgt. In Oſtindien entſtehen plötzlich nach Regengüſſen in tiefen Thälern und Wäldern Millionen Inſekten, die, wie Wolken, zum Vorſchein kommen, die Atmoſphäre verfinſtern und eine allgemeine Fäulniß zu Wege bringen, deren nächſte Folgen peſtartige Seuchen ſind.

Als der franzöſiſche Kapitän Forbin noch 8 Meilen von Maſulipatan entfernt war, erblickte er vom Lande her ein dickes finſteres Gewölk, welches er für einen nahenden Sturm hielt. Er ließ deßhalb die Segel einziehen. Die Finſterniß kam immer näher; aber es war keine Sturmwolke, ſondern eine Mückenſchaar, die Schiff und Meer bedeckte. Je näher man dem Ufer kam, in deſto dichteren Haufen füllten die Mücken die Luft. Man konnte vor ihrer Menge das Land nicht ſehen, und der Seekompaß mußte angewendet werden, den Landungsplatz zu finden. Der Kapitän ſtieg endlich aus, und ging nach der Stadt. Allein er fand ſie einſam und ausgeſtorben. Die Peſt hatte hier gewüthet, und nur noch wenige, mit dem Tode ringende, Schlachtopfer übrig gelaſſen. Er floh, und ſtach wieder in die See; allein das Peſtgift hatte doch einen Theil ſeiner Mannſchaft angeſteckt, und es büßten mehrere derſelben mit dem Leben.

Unter gleichen Umſtänden erzeugen ſich in Amerika ähnliche Krankheiten. Wer kennt nicht das berüchtigte gelbe Fieber, das bereits ſchon bis nach Europa vorgedrungen iſt? Auch hier kommt bei ſtarkem Regen und großer Hitze das Ungeziefer in Schaaren zum Vorſchein. In Porto Bello kriechen zur Regenzeit die großen Kröten in ſolcher Menge aus den Wäldern, daß man keinen Schritt vor ſich gehen kann, ohne auf die abſcheulichen Thiere zu treten.

Zu Guyaquil werden die Häuser mit Eidechsen, Skorpionen, Vipern und Spinnen angefüllt, daß man sich nicht vor diesen Thieren zu retten weiß, und die Luft ist so mit Insekten überladen, daß man kaum ein brennendes Licht erhalten kann. Augen, Ohren, Mund und Nase kann man nicht genug vor ihnen verwahren. Kaum würde ein Mensch hier auszudauern im Stande seyn, wenn nicht eine Art Raben, Galinassen genannt, diese Thiere mit großer Begierde verzehrten, und die Ueberzahl um ein beträchtliches verminderte.

Alt werden die Menschen unter jenen Himmelsstrichen auch nicht. Kaum hat Jemand das 30ste Jahr erlebt, so empfindet er schon die Schwächen des Alters. Wer es bis zum 50sten Jahre bringt, der hat sein höchstes Ziel erreicht. K—r.

Das gelbe Fieber in Europa.

Die, mit dem Namen des gelben Fiebers bezeichnete, Krankheit, gehört zu den gefährlichsten Feinden des Menschengeschlechts. Schon seit undenklichen Zeiten ist dieselbe in den westindischen Kolonien von Amerika einheimisch. Weil dieselbe sich als ein, mit Gelbsucht und schwarzem Erbrechen verbundenes, Fieber zeigt, so hat man ihr den, nicht ganz passenden, Namen des gelben Fiebers beigelegt. In den englischen Niederlassungen kennt man dieses Fieber schon über 200 Jahre, und schon zu Cromwels Zeiten empfand man die tödtende Geißel desselben. Die Eroberung Jamaika's i. J. 1655, mußte mit tausenden von Menschenleben, bezahlt werden. Ganz besonders verheerend war diese Krankheit i. J. 1748, wo man sie auch zuerst in Europa kennen lernte. Bis 1793 hielt sie sich bloß innerhalb den Grenzen der tropischen Länder. Allein in der Mitte dieses Jahres ward sie durch westindische Schiffe nach Philadelphia gebracht, wo sie in der kurzen Zeitfrist von 2½ Monat gegen 4000 Menschen wegraffte. Noch ärger

wüthete diese Pest daselbst i. J. 1798. Ungeachtet 40 bis 50000 Menschen sich aus jener unglücklichen Stadt geflüchtet hatten, so starben doch alle 24 Stunden 70 bis 80 Personen, und zu Neuyork 40 bis 50.

Das Jahr 1799 brachte jene occidentalische Pest durch die Ansteckung eines, in Cadix angekommenen, amerikanischen Kauffahrers nach Europa. Erst zeigten sich die Spuren davon in der Nähe von Cadix; aber bald wurden die Einwohner der Stadt selbst davon heimgesucht. Alles, was fliehen konnte, ergriff die Flucht; allein eben dadurch verbreitete sich die Epidemie in einem Umkreise von 30 Meilen. Sie dauerte sie über 7 Tage, und besonders junge Menschen wurden derselben zu Beute; dagegen die Schwächlinge am meisten verschont blieben. Vom 11. Aug. bis zum 1. Novbr. starben in Cadix 16000 Menschen; in Isle de Leon 8000; in Puerto Reale 3000; eben soviel in Chiclana; in Puerto de santa Maria 6000; in St. Lucar 4000; in Xerez 2000 in Sevilla 30000. In allen 83,500. Selbst Madrid ward bedroht, so das der Hof die Flucht ergriff. Endlich legte sich die Wuth der Epidemie mit der Abkühlung der Atmosphäre. Dagegen brach sie in Malaga mit neuer Stärke aus, und richtete auch in jenen Gegenden große Verheerungen an.

Endlich ruhte sie ganz, weil die Schlachtopfer anfingen zu fehlen; aber kaum 4 Jahre. In der Mitte des Augustmonats 1804 zeigte sie sich schon wieder in Malaga. Innerhalb 5½ Monat waren in dieser Stadt 30000, als Opfer des Todes gefallen. Durch die Flüchtenden ward auch Gibraltar, Alicante, Cartagena, Cordova, Granada u. a. Oerter ergriffen, und überall zählte man die Leichen zu tausenden. Die Kranke mußten aus Mangel an Hülfe verschmachten, und viele der Verstorbnen blieben unbeerdigt liegen. Die farbigen Menschen, als Neger, Kreolen, Amerikaner und Spanier, welche die Krankheit hin-

vorher einmal überſtanden hatten, blieben verſchont. Das männliche Geſchlecht ward überhaupt mehr mit genommen, als das weibliche. Am wenigſten wurden bejahrte Frauenzimmer davon betroffen.

Im benannten Jahre fand die Seuche den Weg nach Italien. Ein Schiff aus Cadix brachte ſie nach Livorno. Anfänglich achtete man ihrer nicht; aber nur allzubald fühlte man die Gefahr, in der man ſchwebte. Durch zweckmäßige Quarantaineanſtalten ward dem Uebel ein Damm geſetzt.

Nach 6 Jahren, am Ende des Jahres, 1810, ward Spanien zum 3ten Mahle davon heimgeſucht. Malaga und Carthagena ſeufzten aufs neue unter dem Druck der Seuche. Auch Gebraltar blieb nicht verſchont. Zu Cadix ſtarben täglich gegen 50 Menſchen. Auch nach Italien ging das Uebel über. Ein ſpaniſches, mit Wein beladenes, Schiff brachte es nach Brundiſi, im Königreiche Neapel, wo es aber nicht zum Ausbruch kam, weil man zeitig genug Vorkehrungen traf.

In Amerika äußerte ſich, im Herbſte des vorigen Jahres, das gelbe Fieber mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Die Inſel Cuba, die vereinigten Staaten, Georgien, Südkarolina verloren eine Menge Menſchen durch das bösartige Fieber. Es iſt zu wünſchen, daß man gegen dieſen Feind unſeres Geſchlechts recht ſehr auf der Hut ſeyn möge. Sollte er einmal ſich ganz in Europa feſtſetzen, dann möchte er ſchwerlich wieder hinauszutreiben ſeyn. K—r.

Unſchuld. Laſter.

Unſchuld.

Freudenreicher, ſchöner Engel,
Holde Unſchuld ſey gegrüßt,
Die im dunkeln Thal der Mängel
Gram und Leiden uns verſüßt;

Heiter wie die goldne Sonne,
Wie der Morgenröthe Pracht,
Schimmerſt du in reiner Wonne,
Lichter Stern in trüber Nacht.

O, wie bäſtet deiner Blüthen
Schöner Maienglocken Kranz,
Wie verkündet Ruh und Frieden
Deiner Augen reiner Glanz!
Deine Stirne iſt der Spiegel,
Der den innern Himmel zeigt,
Und dein Blick das echte Siegel,
Das des Laſters Macht nie weicht!

Goldne Hofnungen umſchweben
Dich aus ſchönerm Friedensland,
Reichen Roſen in dein Leben,
Einer lichtern Flur entwandt;
Ueberall auf deinen Wegen
Tönet dir ein ſüßer Klang,
Wie ein Harfenhauch, entgegen,
Hörſt du Engel im Geſang!

Hehre Friedensgeiſter ſteigen,
Schlummerſt du, zur dir im Licht,
Kühlen ſtill mit Palmenzweigen
Dir das ſanfte Angeſicht;
Küßen dich beim Klang der Sphären,
Mit dem reinen Friedenskuß,
Bis ſie ſtill dann wiederkehren
Zu des Friedens Hochgenuß!

Reine Seele! keine Leiden
Trüben dir das ſchöne Licht;
Wenn auch Luſt und Scherz entgleiten,
Wenn auch Glanz und Reichthum bricht,
Deines Innern hehes Prangen,
Und den Reichthum deiner Bruſt,

Kann die Erde nicht umfangen;
Nie die Welt mit ihrer Luſt!

Einſt, wenn alle Sterne fallen,
Und auch deine Fackel ſinkt,
Wird ein Ton dich ſüß umſchallen,
Der wie Aeolshauchen klingt;
Und du wirſt ein Leuchten ſehen
Aus verklärter, reiner Luſt,
Wirſt den Götteruf verſtehen,
Sinken in die kühle Gruft! — —

Laſter.

Fleuch, von mir mit deinem Laute,
Der ſo ſüß dem Mund entquillt,
Fleuch, der wilden Luſt Vertraute,
Duftumhülltes Schreckensbild!
Weg mit deinen wilden Tänzen!
Nimmer ſollſt du, nimmer mir
Meines Scheitels Locken kränzen,
Sieh' ich ſteh' und fluche dir!

Ha! du biſt's, die Wuth entzündet,
Herzen ſchnell von Herzen trennt,
Sie durch jene Luſt verbündet,
Die der Hölle Dämon kennt;
Deines Hauches Athem fallen
Alle Blüthen goldner Luſt,
Und wo deine Töne hallen,
Stürzt das Heiligthum der Bruſt!

Welche bange Trauerweiſe
Schlägt ſo ernſt jetzt an mein Ohr?
Was bewegt aus regem Kreiſe
Sich ſo feierlich hervor?
Eines Jünglings Leiche tragen
Trauermänner ſtill heran,
Und der Aeltern Thränen klagen
Dich, Verruchte! dich nur an!

Du zerbrachſt den ſchönen Frieden,
Riſſeſt ſeinen Himmel ein,
Welktеſt ſeiner Locken Blüthen,
Kehrteſt ſeine Luſt in Pein;
Auf des Laſters wilden Wogen
Schwamm ſein ſüßes, ſchönes Glück,
Und vom Taumel fortgezogen,
Konnt' er nimmer nun zurück!

Ha! da fiel der leichte Schleier,
Und, den Tod im Angeſicht,
Flucht' er deiner Schreckensfeier,
Flüchte — weinen konnt' er nicht —
Ihn ergriff Verzweiflungs-Beben,
Einmal noch ſchlürft' er den Trank
Bis an ſeinem dunkeln Leben
Auch der letzte Engel ſank!

Du erfüllſt mit Mord und Leichen
Dieſe ſchöne Erdenflur,
Deinem Hauch, Verruchte, weichen
Alle Freuden der Natur;
Wo du wandelſt, gähnen Grüfte,
Wo du lächelſt, ſinkt ein Herz;
Du vergifteſt ſüße Düfte,
Du erregſt der Menſchheit Schmerz!

Weiche, weich' von dieſer Stelle,
Nahe nicht mit deinem Gift,
Deinem Zauber, Kind der Hölle,
Der das Herz verderblich trifft;
Fliehe hin, wo du erſtanden,
Flüchte ſchnell aus dieſer Welt!
Selig der, der deinen Banden,
Sich entreißt, ein ſtarker Held!

Carl Grumbach.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 14. November 1811. 137.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Stärke und Dauerhaftigkeit des menſchlichen Körpers.

1) In Ertragung der Kälte.

Man ſchreibt einem organiſchen Körper Dauer und Stärke zu, wenn er die mannichfaltigen Abwechslungen von Kälte und Hitze, von Näſſe und Trockenheit, ohne beſondere nachtheilige Folgen ertragen, und bei denſelben ausdauern kann. Der menſchliche Körper behauptet in dieſer Hinſicht einen entſchiednen Vorzug vor dem thieriſchen. Es giebt kein einziges Thier, das in allerlei Temperaturen der Luft ſo beſtehen und fortleben kann, als der Menſch. Dieſelben Thiere, denen ein hoher Grad von Kälte zuſagt, ſterben bald, wenn man ſie in ein merklich wärmeres Klima bringt, und diejenigen, welche in heißen Himmelsſtrichen zu Hauſe ſind, halten nicht in der Kälte aus. Der Menſch lebt unter allen Zonen und befindet ſich wohl; ja er kann eine mit der andern verwechſeln, oder ſich aus einer in die andere verſetzen, ohne auffallend nachtheilige Folgen zu empfinden.

Im Jahr 1759 am 16 December, alten Stils, war die Kälte zu St. Petersburg ſo heftig, daß das Thermometer bis 40 und 43 Grad unter 0 fiel. Zu Torneo in Lappland fiel es bis auf 53 Grad. Die, mit Weingeiſt gefüllten, Thermometer froren gar ein. Im März deſſelben Jahres trat eine noch anhaltendere Kälte ein, ſo daß das Queckſilber bis auf 88 Grad herabſank, und daſſelbe in eine feſte, metallartige Maſſe, wie Waſſer in Eis verwandelte.

Eine ähnliche Kälte erfuhren die Engländer in der Hudſonsbay, am Churchillfluſſe. Hier waren die Landſeen bis 12 Fuß dick gefroren, und den Branntwein konnte man nicht einmal in geheizten Stuben flüſſig erhalten. Die letztern erleuchtete man in den langen, dunkeln Wintertagen durch glühende 24 pfündige Kanonenkugeln; und dennoch waren die Betten und Wände mit 3 Zoll dickem Eiſe, ungeachtet des ſtärkſten Ofenfeuers, überzogen.

J. J. 1772 verſpürte man, nach dem Berichte Pallas, eines kurz verſtorbenen berühmten Reiſenden, in Krasnojarsk eine ſo ſchreckliche Kälte, daß das Thermometer unter 80 Grad unter 0 fiel. Dieß war aber bei weitem nicht das ganze Maaß der Kälte. Denn da die Skale nicht tiefer ging, ſo trat das Queckſilber in die Kugel, und gefror. Ja, eine ganze Maſſe gutes gereinigtes Queckſilber, welches in einer Schale an die freie Luft geſetzt ward, wurde in einen feſten Klumpen verwandelt, ſo daß man es, wie Blei oder Zinn biegen, und zum Theil hämmern konnte.

Den höchſten Grad natürlicher Kälte erfuhr wohl Gmelin der Aeltere, im Jahr 1735 zu Jeniſeisk, in Sibirien. Sie trat im Januar ein, und war ſo ſtark, daß das Queckſilber im Thermometer bis auf 128 Grad unter 0 herab ſank. Die Häher und die Sperlinge fielen todt aus der Luft nieder, und Alles, was nur gefrieren konnte, ward in Eis verwandelt. Zu Kirenga an der Lena fällt das Queck-

silber fast gewöhnlich bei der größten Kälte auf 107 bis 113 Grad. Und bei dieser erstaunlichen Kälte leben gleichwohl die Menschen, und befinden sich ziemlich wohl; ja die Einwohner dieser Gegend erreichen gewöhnlich ein hohes Alter.

Wenn man sich eine so fürchterliche Kälte vorstellt, die alles Flüssige gerinnen macht, und sogar das Quecksilber in eine feste Masse verwandelt: so muß man es für unbegreiflich halten, daß ein organisirter Körper, zu dessen Erhaltung eine fortgesetzte Bewegung der flüßigen Theile erfordert wird, darin ausdauern kann. Selbst die Gewächse erfahren den nachtheiligen Einfluß dieser Temperatur. Gegen den 68. Grad nördlicher Breite, kommt keine Birke und Esche mehr fort, und die hohe Tanne und der Lerchbaum bleiben bloße Sträucher. Alles, was Leben hat, kommt entweder um, oder schrumpft so zusammen, daß man es kaum noch für dasselbe Wesen hält. Nur das Rennthier, der weiße Fuchs, und der weiße Bär, ertragen diese Kälte, und der Mensch thut es ihnen gleich. Die eingebornen Grönländer setzen sich der fürchterlichen Kälte ihres Himmelsstrichs mit bloßem Kopfe und Halse aus, und ihre Kleidung ist verhältnißmäßig leicht genug. Der, um Grönlands Kultur hochverdiente, Hans Egede, macht von dem Grönländischen Klima folgende schauderhafte Beschreibung: „Das Eis und der Rauchfrost erstreckt sich durch den Schornstein bis ans Ofenloch, ohne am Tage von Feuer aufzuthauen. Ueber dem Schornstein hat sich ein Gewölbe von Reiffrost gebildet, in welchem nur hie und da einzelne Löcher befindlich sind, durch welche sich der Rauch durchdrängt. Die Stubenthür, sammt den Wänden, sind vom Froste wie übertüncht, und zwei Unterbetten sind oft an der Bettstelle angefroren. Die Wäsche im Kasten ist gefroren. Das Oberbette und Kopfkissen sind vom Reiffroste, der sich vom Brodden des Mundes erzeugt, und einen Daum dick ist, ganz steif. Die Fleischfässer muß man in Stücken zerhauen, wenn man das Fleisch herausnehmen will. Es wird im Schneewasser aufgethauet, und wenn man es über das Feuer setzt, so ist das äußerste gar gekocht, ehe sich das Innere nur zerreißen läßt. In der warmen Stube gefrieren die starken Getränke. Wo im Winter die Sonne nicht hinscheint, friert, während des Theetrinkens, die ausgeleerte Tasse am Tische an."

Freilich ist die körperliche Natur, der Grönländer zum Ertragen dieser Kälte eingerichtet. Ihr ganzer Leib ist sehr fleischig und mit vielem Fette und Blute versehen. Daher ertragen sie die größte Kälte sehr leicht, so daß sie in ihren Häusern mehrentheils, bis auf die Beinkleider, nackt sitzen, und einem, bei ihnen verweilenden, Europäer durch ihre starke Ausdünstung so einheitzen, daß er es nicht lange aushält. Wenn sie zur Winterzeit beim Gottesdienst versammelt sind, so dunsten oder vielmehr blasen sie so viele Wärme aus, daß man sich gar bald den Schweiß abwischen muß, und daß man nur mit Mühe Athem holen kann. Allein die dortige Kälte haben doch auch die Dänen und andere Europäer ausgehalten, ohne ein Raub ihrer Strenge zu werden. Das menschliche Naturell muß also doch sehr dauerhaft seyn! Dieß beweisen noch andere Thatsachen.

Im Jahr 1746 überwinterte der Kapitain Ellis auf seiner Entdeckungsreise, in der Hudsonsbay. Schon am 8ten October fand er die Bucht zugefroren. Er mußte mit seinen Leuten entsetzlich ausstehen. Die Tinte fror beim Feuer, und das Bier in Flaschen, welche mit Werg umwickelt waren, in der geheitzten Stube. Alle starke Getränke wurden in Eis verwandelt, und die Gefäße zersprengt. Der Branntwein ward so dick, wie gefrornes Oel; und sogar der, aus Wein abgezogene, Spiritus hatte dasselbe Schicksal. In der warmen Stube setzten sich die Dünste wie Schnee an die Wände.

Freilich erträgt der Mensch eine solche Kälte nicht

ohne alle Unannehmlichkeit, und er erfriert bisweilen Geſicht, Hände und Füße, ohne mancher andern ſchlimmen Folgen zu gedenken. Aber, im Ganzen genommen, iſt er doch fähig, in dieſem ungewöhnlichen Zuſtande auszudauern. Bei einem geſunden Körper iſt ſogar die Gefahr, von der Kälte verletzt zu werden, nicht ſonderlich groß. Auch da ertragen die Menſchen die größte Kälte, wo ſie auch nicht, wie die Grönländer, mit heißem Blut und ſtarken Muskeln dagegen gewaffnet ſind. Man darf daher wohl mit Zuverläßigkeit behaupten, daß der Menſch alle Thiere an Stärke und Dauer der Lebenskraft übertreffe.

K—r.

Die höchſte Menſchenwohnung in Europa.

Leben und Thätigkeit iſt über die ganze Erde verbreitet; kein Plätzchen ließ der große Schöpfer unbeſetzt. Abgründe und die Spitze der höchſten Berge, Meerestiefen und der Staub unter unſern Füßen, ſind mit lebendigen Weſen angefüllt. Aber auch für den Menſchen iſt die Erde überall zum Wohnplatz eingerichtet, und ſeiner Betriebſamkeit iſt es überlaſſen, ſich aus einer Sandwüſte ein Eden zu ſchaffen. Der Tyroler und Savoyarde bringt mit vieler Mühe fruchtbares Erdreich auf ſeine Felſenabhänge, und ſeine Wohnung liegt zwiſchen Klüften, und gleicht in der Ferne einem angeklebten Vogelneſte. Der Chineſe bewohnt ſchwimmende Häuſer, und fährt damit nach Bequemlichkeit auf ſeinen breiten Strömen umher. Selbſt die Schneeregion der höchſten Berge muß dem Menſchen zum Wohnplatz dienen, und, abgeſchieden von der übrigen Welt, lebt er hier einſam ſeine Tage unter Andachtsübungen und frommer Beſchaulichkeit. Vor allen iſt in dieſer Rückſicht das Kloſter auf dem großen St. Bernhard merkwürdig, und verdient daher der Jugendwelt näher bekannt

zu ſeyn. Schon den Römern war dieſer Paß aus Italien nach Wallis bekannt, und nahe an der Stelle, wo jetzt das Kloſter ſteht, hatte Jupiter einen Tempel, nach welchem der ganze Berg Mons Jovis genannt wurde, was in der Folge in Mont Joux verwandelt iſt. Das Kloſter ſoll im J. 962 von dem heil. Bernhard von Menthon erbauet ſeyn, der aus einer adligen Familie in Savoyen ſtammte, und Archidiakon zu Aoſta war. Es liegt in einer, mit Felſen umringten, Schlucht, auf der Grenze zwiſchen Wallis und Piemont, und iſt 7576 Fuß über der Fläche des mittelländiſchen Meeres erhaben. Auf der ganzen übrigen Erde giebt es wahrſcheinlich keine menſchliche Wohnung in einer ſolchen Höhe. Der Winter dauert hier volle 9 Monate, und oft friert es auch in der Mitte des kurzen Sommers. Der Wind wehet hier faſt unaufhörlich und oft ſo heftig, daß er ganze Schneemaſſen in die Höhe hebt, und die Luft dadurch verdunkelt. Selten genießt man den Anblick eines ganz hellen Himmels; denn gewöhnlich iſt der Gipfel des Berges mit finſtern Wolken umhüllt, ſo daß man auch das Kloſter nicht eher erblickt, als bis man nur noch einige Schritte davon entfernt iſt. Neben dem Kloſter dehnt ſich in der Schlucht, ein kleiner See aus. Durch ſeine ungeheure Tiefe und durch den Schnee, der ihn von allen Seiten umgiebt, hat das Waſſer in demſelben eine dunkelſchwarze Farbe. Auf dem Fuß einiger Felſen haben die Mönche mit großer Mühe einige Gärtchen angelegt, in welchen im Auguſt einige magere Gemüſe gewonnen werden. Das Kloſter beſteht aus drei Gebäuden; zur Linken das Kloſter ſelbſt mit der Kirche; zur Rechten das Hoſpizium oder die Herberge, und neben dem Kloſter, die Todtenkapelle; denn die harte Erde verſagt hier den Entſchlummerten, die ſanfte Ruheſtätte in ihrem Schooße. Ehedem beſaß das Kloſter ſehr anſehnliche Güter; aber von ſeinen Reichthümern iſt ihm nichts geblieben, als einige unbedeutende Grund-

ſtücke und Zinſen in Wallis und im Kanton Bern, nebſt der Erlaubniß, in der ganzen Schweiz jährlich milde Beiträge zur Verpflegung armer Reiſenden einſammeln zu dürfen. Die Mönche ſind regulirte Chorherren des Auguſtiner-Ordens und belaufen ſich auf etliche 20 bis 30, wovon jedoch nur 10 oder 12 in dem Kloſter ſelbſt wohnen; die übrigen leben auf den Pfarren, die von dem Kloſter beſetzt werden. Der Probſt bringt die rauhſte Zeit des Jahres zu Martinach zu, und während ſeiner Abweſenheit führt der Prior die Aufſicht. Ihre Ordensregel iſt nicht ſtrenge; ſie führen ein harmloſes, erbauliches Leben und beſchäftigen ſich mit den Wiſſenſchaften und mit Werken der Menſchenliebe.

Das, mit dem Kloſter verbundene, Hoſpital ſteht allen Reiſenden, ohne Unterſchied des Geſchlechts und der Religion, zu allen Zeiten offen. Die Mönche behandeln alle mit der zuvorkommenden Güte, ohne dafür die geringſte Bezahlung zu fordern. Im Sommer iſt die Straße über den Berg ziemlich gangbar und ſicher; deſto gefährlicher aber wird ſie, ſobald es zu ſchneien anfängt. Eine furchtbare Kälte, die dikken, ſchwarzen Nebel, die oft plözlich entſtehenden Wirbelwinde, welche den Wandrer in Wolken und Schnee hüllen, und die herabrollenden Lawinen: das ſind die Gefahren, die dann dem Reiſenden drohen. Die Anzahl der Perſonen, die jährlich über den groſſen Bernhard ziehen, beläuft ſich im Durchſchnitt, auf 18 bis 20000. Beſonders aber wird dieſer Weg alsdann häufig beſucht, wenn die Meſſen in den Städten der Lombardei ſind, oder wenn auf einer oder der andern Seite der Alpen ein Mangel an Lebensmitteln eintritt. Vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Mai's gehen täglich zwei Dienſtboten des Kloſters, bis auf eine gewiſſe Strecke den Berg hinab; der eine auf Italiens, der andere auf der Schweizer Seite. Sie verſehen ſich mit Wein und Brot, und haben groſſe Hunde bei ſich, die beſonders dazu eingerichtet ſind, daß ſie den Weg, ſollte er auch mit hohem Schnee bedeckt ſeyn, nie verfehlen und die Spuren der verirrten Wandrer aufſuchen. Wenn dieſe ausgeſandten Boten nicht zur beſtimmten Stunde angelangt ſind, ſo wird vorausgeſezt, daß ſie Verunglükte gefunden haben; dann machen ſich die ſämmtlichen Mönche, mit langen, eiſenbeſchlagenen Stöken bewaffnet, auf den Weg, um zu ihrem Beiſtande hinzueilen. Glükt es ihnen, ſie zu finden: ſo führen oder tragen ſie ſolche wechſelsweiſe auf den Schultern zum Kloſter. Beſonders zeichnet ſich ihr Muth und ihre Geſchiklichkeit bei Aufſuchung ſolcher Reiſenden aus, die durch Lawinen verſchüttet ſind. Wenn dieſe Unglüklichen gar zu tief vergraben liegen, ſo wittern die Hunde ſie durch den Geruch aus. Da ſich aber der Inſtinkt dieſer Thiere nicht auf eine groſſe Tiefe erſtrekt, ſo müſſen die Mönche alle verdächtige Stellen mit ihren Stangen durchwühlen. Finden ſie irgendwo Widerſtand, und vermuthen ſie einen menſchlichen Körper, ſo ſuchen ſie, ſo ſchnell als möglich, den Schnee bei Seite zu räumen; und ſie haben dann auch nicht ſelten das Glük, daß ſie Menſchen, welche dem Tode ſo nahe waren, wieder ins Leben zurükrufen. Mit Triumph führen ſie ſolche dann ins Kloſter und behalten ſie dort ſo lange, als die Unglüklichen Pflege bedürfen. Welch ein edler Beruf, ſo zum Beſten der leidenden Brüder wirkſam zu ſeyn! ihr braven Mönche, wie ſüß möget ihr nach vollbrachter Arbeit ruhn!

Gravenhorſt.

Anekdote.

Ein junger geiſtvoller Prinz, deſſen Körper jedoch von der Natur ſehr ſtiefmütterlich ausgeſtattet war, hörte in einem öffentlichen Garten hinter ſich aus dem Munde einiger Damen: Seht doch, das iſt Aeſop! Der Prinz kehrte ſich ſchnell um und erwiederte: ganz recht, denn ich mache Thiere reden. L.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 16. November 1811. 138.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der agtkantige Boer.

Eine wahre Geſchichte aus dem ehemaligen vereinten Niederlanden.

Daß oft auch der verruchteſte Böſewicht menſchlicher Gefühle und einzelner edler Handlungen fähig ſey, beweiſt folgende Geſchichte, die Herr Henze vor mehrerern Jahren bekannt gemacht hat.

Vor ungefähr 60 Jahren machte in der Provinz Holland ein einziger Menſch durch ſeine furchtbare Stärke, durch die Kühnheit ſeiner Unternehmungen, und durch die Schlauigkeit womit er ſie ausführte, alle Landſtraßen unſicher, und verbreitete bis in die Städte, Furcht und Grauen. Die wiederholten Erzählungen von ſeinen unerhörten Thaten, die, jeden Glauben überſteigenden, Beſchreibungen von ſeiner rieſenmäßigen Geſtalt, — das alles verſchaffte ihm, da man weiter nichts von ſeiner Herkunft und Namen wußte, als daß er ein Bauer von der deutſchen Gränze ſey, den Ehrennamen des agtkantigen Boeren. Er ſchärfte, wie natürlich, die Wachſamkeit der Gerichte, denen er aller angewandten Mühe und ihrer ausgeſetzten Belohnungen für ſeine Ergreifung ungeachtet, dennoch ſtets entging, und manche wohlgegründete Hoffnung, ſeiner endlich habhaft zu werden, ſchadenfroh verdarb. Seine ungemeine Kraft, auf deren Rechnung die geſchreckte Einbildungskraft des gemeinen Mannes auch manches Mährchen zu erzählen anfing, hatte, ſo zu ſagen, einen Zauberkreis um ihn ſelbſt gezogen, dem auch der bewaffnete Arm des Geſetzes nur mit Schaudern ſich zu nähern wagte. So raubte, ſo mordete dieſer gefürchtete Böſewicht ungeahndet fort. Selbſt alle Aufforderungen zu freiwilliger, für ihn vortheilhafter Uebergabe, alle Anerbietungen von Vergebung und ſogar von Belohnung; jeder Kunſtgriff und jede Liſt, zu denen ſich die ehrwürdige Gerechtigkeit herablaſſen mußte, gingen an dieſem, in ſein blutiges Handwerk verliebten, Sünder verloren. Er raubte, er mordete ungeahndet fort. Auf einer ſeiner nächtlichen Streifereien in dem großen, wohlbewachten Amſterdam ſelbſt, als ihn Dunkelheit und Furcht vor ſeinen Verfolgern zu weit nach der Waſſerſeite der Stadt getrieben, wohin ihn, wegen der wenigen bemittelten Bewohner dieſes Quartiers, Raub- und Gewinnſucht wahrſcheinlich nur ſelten noch geführt hatten, brach er, um doch etwas zu verſuchen, in einen Thorweg, hinter welchem ſeine geprüfte Erfahrung ein reiches Waarenlager, oder ſonſt das Wohnhaus eines begüterten Privatmannes zu finden hoffte. Dieß Mahl betrog er ſich. Der Thorweg ging auf, und zeigte ihm nichts, als einen öden, grasbewachſenen Hofraum, den an zwei Seiten hohe Mauern umfaßten, und weiterhin die Hinterwand eines kleinen, wenig verſprechenden Häuschens einſchloß. Unmuth über fehlgeſchlagene Erwartung, und die Neugier zu wiſſen, wohin ihn der Zufall eigentlich geführt habe, trieben ihn dennoch den Hof entlang, bis an das Häuschen im Hintergrunde. Die Wand deſſelben hatte nur ein einziges, ſchlechtverwahrtes Fenſter; er ſtieß es auf, und ſchwang ſich

hinein. Sein unternehmender Geist, der noch von keiner Gefahr zurückgetreten war, ließ sich auch hier durch das tiefste Dunkel der Nacht, das ihn umgab, und durch die kahlen, kalten Wände, an denen er forschend herum griff, und die wenigstens kein, mit Geräthschaften gefülltes, Haus verriethen, nicht abschrecken. Seine Hände faßten endlich den Drücker einer Thür und öffneten sie. Noch dieselbe lautlose Finsterniß, in die er auch hier hinaus trat, und die kahlen, kalten Wände, an denen er auch hier fortstappte! Es schien ein schmaler Gang zu seyn. Lauschend neigte er das Ohr links und rechts an. Keine Bewegung, — kein Odemzug, — nirgends eine Ahnung von Leben. Dennoch ging er weiter, als sein Fuß plötzlich ausglitt, und er selbst, trotz seines Bestrebens, sich im Niederfallen zu erhalten, rücklings ein paar steinerne, erdeinwärtsführende, Stufen hinunter gegen eine Thür fiel, die durch den Andrang seiner Füße aufsprang, und ihm mit einem Mahle zeigte, wo er war. Er war in dem engen armseligen Kellerstübchen einer alten Frau, deren ganzer Reichthum in dem bischen Stroh, auf welchem sie schlief, einem kleinen, vor Gebrechlichkeit knitternden, Tischchen, und einer brennenden Lampe neben ihrem Lager bestand. Das Geräusch der aufspringenden Thüre hatte die Bewohnerin dieses Stübchens erweckt. Man denke sich das Gefühl dieser armen Frau bei dem Anblick der furchtbaren Gestalt, die sie schon durch das Gerücht kannte, und im Geiste nie anders, als mit mordgierigen Augen und blutriefenden Händen, gesehen hatte. Jetzt stand das übermenschliche Wesen wirklich nur wenige Schritte von ihr. Aber sein eigenes Erstaunen war nicht minder groß. Diese erschütternde Szene von Elend und Dürftigkeit mußte ihm, der nur die Wohnungen der Begüterten heimzusuchen pflegte, und selbst nie den Druck des Mangels gefühlt hatte, etwas ganz Neues und Ueberraschendes seyn; er stand und stand.

„Was ist das? Wer bist du?" rief er endlich, einen Schritt näher tretend. Zitternd richtete sich die arme Alte, der das blanke Mordmesser schon vor den zerrütteten Sinnen schwebte, auf ihrem Stroh in die Höhe, und stotterte mit beklemmter Angst die Worte hervor: „Ach ich habe ja nichts auf der Welt als mich doch leben! Du kommst gewiß unrecht.

Der Räuber. Ich frage, wer du bist?

Die Alte. Eine arme kinderlose, siebenzigjährige Frau, die Niemandem mehr, und der nichts mehr auf Erden angehört.

D. R. Wovon lebst du?

D. A. Ich arbeite Tags über mit den wenigen Kräften, die mir Alter und Mangel gelassen haben, um mir so viel trocknes Brot zu verdienen, daß ich mein Leben ehrlich fristen kann.

D. R. Und Nachts?

D. A. Schlaf' ich auf diesem Stroh, aber es reicht nicht hin, und die Erde darunter ist feucht, und die Wände umher sind durchlöchert.

D. R. Wie lange schläfst du schon auf diesem Lager?

D. A. Dreizehn Jahre.

D. R. Dreizehn Jahre? allmächtiger Gott! — Steh auf!

Sie wollte sich aufrichten, aber der Schrecken hatte ihr Kräfte gelähmt; sie versucht' es vergebens. Hülfreich bückte der Räuber sich zu ihr nieder, und zärtlicher kann kein Sohn einer sterbenden Mutter aufhelfen, um sein schönstes Erbtheil, ihren Segen zu empfangen, als er diesem verlassenen Geschöpf seinen Arm darbot. Sie wankte. Weder Stuhl noch Bank war in diesem Aufenthalte der bittersten Armuth; er stämmte ihr daher die flachen Hände rückwärts auf den Tisch, um sie so angelehnt im Stehen zu erhalten, sprach ihr mit der überredendsten Sanftmuth, Trost und Zutrauen ein, und sah dann auf einmal auf das feuchte Lager, und dieß ausgehöhlte

te Menſchengeripp. „Hier, Alte, ſagt' er raſch, und zog bei den Worten die Uhr heraus, die er vor ihr auf den Tiſch legte: „es iſt jetzt halb drei Uhr. Gieb acht! Schlag drei bin ich wieder bei dir. Bis dahin ſey gutes Muths!" Die Augen ſtarr auf die Uhr gerichtet, ohne zu wiſſen warum? die Hände mechaniſch auf den Tiſch gedrückt, ohne zu wiſſen warum? ſtand die Alte eine lange Weile in ſprachloſem Erſtaunen da; ſie wußte ſelbſt nicht, was mit ihr vorgegangen war. Eben als ihre Gedanken ſich wieder zu ſammeln anfingen, und ihr Geiſt die abgeriſſenen Fäden derſelben aufs Neue aus einander knüpfen wollte, hörte ſie näher und näher er im Gange ſchleichen, leiſ' an den Wänden tappen. Sie ſah auf die Uhr; noch fehlten ganze ſieben Minuten an der Stunde. Es rauſchte die Stufen hinab, — der Alten klapperten die Zähne, wie im Fieberfroſt, — die Thür ſprang auf, und herein trat, bis zur Erde niedergebückt, athemlos, keuchend unter einer Laſt von Decken, Kiſſen und Matratzen, — eben der Böſewicht, der wenige Jahre darauf gefoltert, gerädert und zerſtückelt wurde, den die Mitwelt wie eine Peſt floh, und die Nachwelt wie ein Ungeheuer verabſcheuet.

Mit der befriedigſten Miene eines Siegers, den die Gerechtigkeit ſeiner Sache vor jeder Selbſtanklage ſichert, warf er ſeinen Raub auf das Strohlager und breitete ihn ſorgfältig aus einander: „Da, nun ſchlaf' dich einmal ſatt, Alte! Im Hauſe des Mannes, dem ich dieſen Ueberfluß nahm, ſtehn noch 5 hochaufgefüllte Betten zur Schau, und nützen Niemandem; während du, armes Weib, nicht ſo viel Stroh hatteſt, um warm darauf liegen zu können!" Zugleich griff er in die Taſche, holte 5 goldne Ruyter *) hervor, und warf ſie, wie im Vorbeigehen, auf den Tiſch. Aber ſo viel Hoheit überwältigte das

*) Eine holländiſche Münze 7½ Thlr. gelund.

ſchwache Weib, ſie wollte etwas ſagen und ſank in dieſer Anſtrengung, halb leblos an ihrem Tiſchchen nieder. Der Räuber drehte ſich bei dem Geräuſch noch einmal um, fing die Sinkende mit ſeinen Händen auf, und legte ihre zitternden Glieder behutſam in die erwärmten Betten.

Seine Dieb- und Mordinſtrumente wurden vor Kurzem noch in dem Stadthauſe zu Amſterdam aufbewahrt. Unter dieſen gräßlichen Werkzeugen war eines, das die Figur eines Krückenſtockes, aber oben in der Krümmung, worauf die Hand ruht, einen ſtarken, ſtählernen Haken hatte, der durch eine ſchleudernde Bewegung hervor flog. Dieſen Haken ſchlug er denen, die auf offener Landſtraße, oder Abends in den Gaſſen ſorglos vor ihm her wandelten, hinten in den Nacken, und zog ſie ſo mit unglaublicher Schnelle rücklings zu ſich nieder.

P — n.

Geiſtesgegenwart eines Hottentotten.

Der berühmte Sparrmann erzählt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Afrika, ein Beiſpiel von der Geiſtesgegenwart eines Hottentotten, welches einer Stelle in dieſen Blättern nicht unwürdig iſt.

Ein Hottentott hatte nach einem Löwen geſchoſſen, ohne ihn zu treffen. Der Löwe rächte ſich für dieſe Beleidigung ſeiner Majeſtät ſogleich dadurch, daß er dem Hottentotten nachſetzte. Dieſer eilte mit der größten Schnelligkeit, welche ſeiner Nation eigen iſt, nach einem großen Steinhaufen, auf welchen er hinanklimmte. Zum Unglück hatte er beim Laufen ſein Pulverhorn verloren und konnte ſeine Flinte nicht von neuem laden, um ſeinen Feind zu erlegen. Dieſer hatte ſich inzwiſchen ungefähr 30 Schritte dem Steinhaufen genähert, legte ſich nun dort gemächlich nieder, und ſah den Hottentotten mit unverwandten Augen an. Lange hielt ſich dieſer ruhig. Der Löwe

ebenfalls. Endlich merkte der Hottentott, daß sein Feind die Abendstunde, die gewöhnliche Zeit auf Raub auszugehen, erwarten wolle, um dann mit einem Sprunge auf ihn loszustürzen. Dieß schien auch wirklich die Absicht des Löwen. Unterdessen wurde es Abend. Der Hottentott fühlte, daß er sich jetzt retten müsse. Ohne sich lange zu bedenken, sprang er hinterwärts von dem ziemlich hohen Steinhaufen herunter; und lief spornstreichs nach dem nahen Gebirge, welches einen steilen Abhang hatte, um sich dort in einer, ihm wohlbekannten, Höhle zu verbergen. Er fand diese wirklich, nahm auf den Nothfall ein großes Messer aus der Tasche, und steckte seinen Stock vor die Höhle, bei welcher sich noch ein tiefer Abgrund befand, welcher zum Fange der Löwen eingerichtet war. Auf den Stock hing er noch überdies seinen Pelz und setzte dann seine Mütze oben darauf, um den kommenden Löwen durch diesen Popanz zu täuschen.

Der Löwe ließ auch nicht lange auf sich warten. Schon hörte ihn der Hottentott heranschnauben, und trat sogleich in seine Höhle zurück. Sobald der Löwe den aufgerichteten Popanz erblickte, machte er eine Minute lang Halt, sprang dann mit einem gewaltigen Satze darauf zu, und — stürzte in den Abgrund. Der Hottentott eilte nun unverzüglich in sein Dorf, rief seine Kameraden zu Hülfe; diese nahmen ihre Waffen und Hetzhunde mit, der Löwe wurde gefangen, und der Hottentott hatte sich durch seine kluge Besonnenheit das Leben gerettet.

Lenke.

Der Geiz bestraft sich oft selbst.

Einst befand sich ein armer Meßpriester bei dem König Boleslaus II. von Polen, als dieser eben eine große Summe Geldes erhielt. Der Priester sah die blanken Geldstücke mit unverwandten Augen an, seufzte tief, und fing endlich gar an zu weinen. Der König bemerkte es, und fragte nach der Ursache. „Ich bewundere" antwortete der Meßpriester „Deinen Reichthum, und beweine meine Armuth; ich habe keinen Groschen im Hause." „Da giebts wohl Rath," erwiederte der König, „Nimm dir von diesem Gelde soviel als du in deinem Mantel tragen kannst." Der Arme war außer sich vor Freuden; aber der Muth sank ihm, als er seinen Blick auf seinen Mantel warf, der alt, abgetragen und durchlöchert war. Der König half auch diesem Uebel ab, und ließ einen neuen Mantel herbringen. Nun ging es an ein Einpacken, und der Geistliche belastete seine Schultern so sehr, daß er sich kaum fortschleppen konnte. Sein Seelenvergnügen malte sich auf seinem Gesichte, und so eilte er aus dem Zimmer; aber kaum betrat er die zweite Treppenstufe, so zog ihn das Gewicht des Metalls so gewaltig hinab, daß er die Stiegen hinunter fiel, und den Hals brach.

K—r.

Bücher, welche von der Baumgärtnerschen Buchhandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Lebensbeschreibungen für Knaben, oder charakteristische Geschichten, um Kinder zur Verehrung tugendhafter, und Verabscheuung lasterhafter Grundsätze aufzumuntern. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von D. A. Waldmann. 12. gebunden 14 Gr.

— — — für Mädchen; oder moralische und lehrreiche Beispiele für junge Frauenzimmer. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von D. A. Waldmann. 12. sauber gebunden. 14 Gr.

Marr, (M. A. Fried.) ABC- und Lesebuch für Kinder, mit 22 illum. Kupfern, zweite Auflage gebunden. gr. 8. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Religions-Unterricht, erster, für Kinder. 8. 6 Gr.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 18. November 1811. 139.

Induſtrie-Comtoir in Leipzig.

Stärke und Dauerhaftigkeit des menſchlichen Körpers.

2) In Ertragung der Hitze.

Man ſollte glauben, daß der thieriſche Körper nur in einem Grade der Wärme ausdauern könnte, der geringer wäre, als die Wärme ſeines Blutes. Auch haben berühmte Aerzte behauptet, daß eine Hitze von 96 — 108 Grad Fahrenheit für den Menſchen tödtlich ſey. Aber, ſo wie das Blut nicht gerinnt, wenn auch das Queckſilber in eine feſte Maſſe verwandelt wird, eben ſo lehren Erfahrungen, daß Menſchen einen Hitzgrad ertragen können, von dem man glauben ſollte, ſie müßten dabei gebraten werden.

Am Senegal ſteht das Thermometer gewöhnlich zur Sommerszeit fortwährend 108 — 117 Grad Fahrenheit, und unter der Linie in Afrika ſteigt es bisweilen in der Sonne, bis 192 Grad. Im innern Guinea iſt es noch heißer, weil dort die brennenden Winde über ganz Afrika hinſtreichen. Selbſt der Sicilier hält, während des Sirocco-windes, eine Hitze von 112 Graden aus.

Unſtreitig thut bei Ertragung einer ſo großen Hitze die Gewohnheit viel; aber doch kann auch der, welcher nicht in einem ſo heißen Klima geboren iſt, eine ähnliche Hitze aushalten, ohne ſein Leben in Gefahr zu ſetzen. Der Menſch erträgt aber nicht allein die natürliche, ſondern auch die künſtliche Hitze, mit bewundernswerther Ausdauer.

In Breitlingen, einer Grube des Rammelsberges bei Goslar, arbeiten die Bergleute bei einer Hitze von mehr als 100 Graden. Die ruſſiſchen Stuben haben gewöhnlich eine Hitze von 116 Graden, und man findet ſogar Menſchen, die bei 125 Graden bequem ihre Geſchäfte verrichten.

Doch alle dieſe Hitzgrade ſind nichts, gegen das, was 4 Engländer wagten. Sie hießen Banks, Solander, Phipps und Blagden. Dieſe 4 Menſchen nahmen ſichs ausdrücklich vor, zu verſuchen, wie hoch der Menſch es in Ertragung der Hitze treiben könnte. Sie ließen ein kleines Zimmer ſo ſtark, als möglich heitzen. Zuvörderſt ſtieg das Thermometer auf 130, dann auf 198, und endlich auf 211, alſo nur einen einzigen Grad niedriger, als das kochende Waſſer. Denn 212 iſt, nach Fahrenheit, der Siedepunkt. Man hatte mehrere Thermometer im Zimmer; aber alle, bis auf ein einziges zerſprangen. Und die Menſchen hielten aus, und zwar ganzer 10 Minuten lang. Ihre Geſichter und Füße litten außerordentlich. So wie Jemand das Thermometer anhauchte, fiel das Queckſilber ſogleich tiefer herab, zum Beweiſe, daß ihr Athem viel kälter war, als die, ſie umgebende, Atmoſphäre. Wenn ſie das Geſicht mit den Händen berührten, ſo ſchien ihnen dieß eine Abkühlung, in Vergleich mit der, ſie umgebenden, heißen Luft. Die, mit Kleidungsſtücken bedeckten, Theile des Körpers wurden von der glühenden Atmoſphäre nicht angegriffen; die Kleider ſelbſt aber ſchienen heiß zu ſeyn, wenn ſie dieſelben mit der

bloßen Hand berührten, und an den Urketten verbrannte man sich die Finger.

So erschrecklich die Hitze war, welcher sich die 4 englischen Gelehrten aussetzten, so trieb es doch einer von ihnen, nämlich Blagden, mit seinen Versuchen noch höher. Einst heitzte er sein Zimmer bis zum 224sten Grade. Sein Puls stieg nach 10 Minuten von 80 Schlägen bis zu 145 in einer Minute. Eiweis gerann und Wachs zerschmolz. Dennoch ruhte er nicht; er trieb die Hitze bis auf 260 Grad so daß Blagden's künstliche Hitze, die des kochenden Wassers um 48 Grade überstieg. Nachdem er 8 Minuten darinne ausgehalten hatte, spürte er eine Unbequemlichkeit im Athmen. Der unbekleidete Körper litt sehr dabei. Wurde die heiße Luft mit einem Blasebalge in Bewegung gesetzt, so war sie unerträglich. Wasser mit Oel übergossen, kochte; Eier erhärteten in 10 Minuten, und in 13 Minuten war ein Stück Rindfleisch, gegen welches man mit einem Blasebalge blies, gar gekocht. Blagden war sehr abgemattet.

Daß sich über diesen Versuch hinaus die Sache noch treiben ließe, sollte man kaum glauben. Dennoch waren 260 Grad noch nicht der höchste Grad der Hitze, den Menschen ausgehalten haben. Du Hamel und Tillet, zwei Naturforscher, fanden zu Rochefoucault, bei Untersuchung einer Getreide-Krankheit, einige Mädchen, welche es in einem Backofen, worinne Obst und Fleisch kochte, über 10 Minuten ganz bequem aushielten. Die beiden Physiker untersuchten diese Hitze mit großer Genauigkeit, und bedienten sich dazu eines Reaumürschen Thermometers, welches 85 Grad für den Siedepunkt des kochenden Wassers angab. Nach diesem Thermometer war die Hitze, in der die Mädchen sich befanden, völlig 112 Grad, oder nach Fahrenheit 275$\frac{1}{5}$, also 15 Grad über die Blagdensche Hitze. Die Mädchen versicherten, daß sie sich solcher Hitze sehr oft aussetzen müßten, und daß sie dieselbe, weil sie ihrer gewohnt wären, ohne die mindesten übeln Folgen ertrügen.

Die Thiere können es dem Menschen in Ertragung der Hitze so wenig, als in Ertragung der Kälte gleich thun. Blagden's Hündin hielt nur 220 Grade aus. Ein Kornbeißer starb in einer Hitze von 163, und ein Huhn von 169 Graden. Abermals Beweise von der außerordentliche Stärke und Dauer des menschlichen Körpers! Zwar würde eine zu hoch getriebene Hitze von langer Dauer unstreitig der Gesundheit schaden; aber die Thiere würden sie noch weniger ertragen. Besonders wirkt die künstliche Hitze weit nachtheiliger, als die natürliche, weil der Luft in einem engen Gemache alle Federkraft genommen wird, und weil von der heitzenden Materie viel schädliche Dünste durch den Ofen eindringen müssen. In der offnen Atmosphäre dagegen wechseln erhitzte Luftheile mit kältern ab; die Ausdünstungen werden fortgeführt, und die Luft behält ihre Federkraft. Daher läßt sich nicht bei jeder künstlichen Hitze gleich gut ausdauern. Boerhave z. B. konnte in einem Zuckerbäckerzimmer, worinne, bei einer Hitze von 146 Graden, Zucker getrocknet wurde, nicht eine einzige Minute, ohne Lebensgefahr, aushalten; unstreitig, weil durch die salzigen Ausdünstungen die Luft zu sehr verdorben wurde. Nach Muschenbroek's Versuchen starben Hunde schon bei einer künstlichen Hitze von 115 Graden, die schon eine Sonnenhitze von 116 — 117 Graden ertragen hatten; denn so hoch steigt selbst in unsern Gegenden das Thermometer bisweilen im heißen Sommer. Es bleibt also wohl gewiß, daß der Mensch jeden natürlichen Grad von Wärme, unter allen Himmelsstrichen, auszuhalten fähig sey, und daß seine Natur an Stärke und Ausdauer die thierische weit übertreffe.

K—l.

Von dem Onyrſteine, und dem in dem vormaligen herzoglichen Naturalien-Cabinete zu Braunſchweig befindlichen Mantuaniſchen Gefäße.

Unter den Edelſteinen iſt der ſchöne Onyx einer der härteſten. Er wird daher von keinem Stahle angegriffen, und kommt durch das Feuer ſchwerlich in Fluß, wenn er auch gleich mit Borax vermiſcht wird. Er iſt halb durchſichtig, und hat über einander liegende Schichten, die eine verſchiedene Farbe haben. Gewöhnlich gleicht ſeine Farbe derjenigen, welche der, am Finger ſitzende, Nagel der Menſchen hat, dem er auch in der Durchſichtigkeit ähnlich iſt. Aus dieſer Urſache hat er auch den Namen Onyx erhalten. Dieſes Wort iſt urſprünglich griechiſch, und bedeutet den Nagel am Finger. Man findet dieſen Stein in Arabien und Oſtindien, vornämlich in Coromandel und Borneo. Auch wird er in Sicilien, Böhmen, Schleſien, und in Zweibrücken gewöhnlich in einzelnen Stücken angetroffen. Der arabiſche Onyx hat einen röthlichen oder gelblichen Grund, in welchem ſich ſchwarze, braune oder weiße runde Kreiſe befinden, die rund herum und dicht neben einander laufen. Der oſtindiſche iſt ſchwarz und mit einem weißen Rande geziert. Dieſen ſchönen Stein ſucht man zwar durch die Kunſt nachzumachen. Aber man erkennt den nachgemachten ſogleich an ſeinem glashaften Anſehen. Auch die Härte und Feinheit, wodurch der natürliche von dem gekünſtelten unterſchieden wird, fehlt ihm.

Von dem Onyx werden oft große Stücke gefunden, daß man daraus Doſen und andere Gefäße verfertigen kann. Mit dieſer Arbeit gaben ſich unſere Vorfahren ab. Sie machten aus dieſem und andern ſchönen Steinen koſtbare Gefäße, darin ſie allerhand Figuren gruben, in welchen der Grund von einer, und das ausgegrabene und erhabene (Basrelief) von

einer andern Farbe war. Das Alterthum hat uns verſchiedene Gefäße geliefert, die, als ehrwürdige Denkmäler der Vorzeit, unſere Bewunderung verdienen. Man wählte dazu den Karneol, den Saphir, Praſer, Amethyſt und Hyazinth, vorzüglich aber den Onyx. Solche geſchnittene Steine werden gemeiniglich Kameen genannt. Weil die Giehnuſchel, die am Strande zu Livorno häufig gefunden wird, und aus welcher daſelbſt kleine Basreliefs für Ringe und Armbänder verfertiget werden, auch Kamen genannt wird: ſo hat man wahrſcheinlich ſolchen geſchnittenen Steinen, worauf geſchnittene Köpfe und andere Figuren des Alterthums abgebildet ſind, den Namen dieſer Muſchel gegeben. Sie haben einen hohen Werth und werden daher ſehr theuer bezahlt. Die Kamee z. B., welche der Kaiſer Rudolph kaufte, und die jetzt in dem kaiſerlichen Kunſtkabinete zu Wien aufbewahrt wird, koſtet achttauſend Dukaten.

Unter allen koſtbaren Kameen hat unſtreitig diejenige den Vorzug, die zu Braunſchweig in dem vormaligen Herzoglichen Naturalienkabinette die größte Seltenheit war, und gewöhnlich das Mantuaniſche Gefäß genannt wurde. Dieſes koſtbare Gefäß beſtehet aus einem einzigen, ſehr ſchön gefärbtem Onyx, der ſechs Zoll hoch, und zwei und einen halben Zoll dick iſt. Der Handgriff, die gebogene Röhre zum Ausgießen; die Reife und der Fuß an demſelben ſind von Golde. Es heißt das Mantuaniſche Gefäß, darum, weil es im Jahre 1630 ein gemeiner Soldat bei der Plünderung von Mantua erbeutet, und dem Herzoge Franz Albrecht von Sachſen, für Ein Hundert Dukaten verkauft hat. Dieſer vermachte es ſeiner Gemalin, Chriſtine Margaretha, aus dem Hauſe Meckelnburg, welche es hernach ihrer Schweſter, der Sophia Eliſabeth, Herzogin zu Braunſchweig ſchenkte, von welcher es ihr Sohn, Herzog Ferdinand Albrecht zu Bevern erhielt

worauf es in das Naturalienkabinett zu Braunschweig kam. Die Arbeit daran iſt ganz vortrefflich. Man behauptet, daß der Künſtler daran wenigſtens zwanzig Jahre gearbeitet habe. Der Werth dieſes koſtbaren Gefäßes kann nicht genau angegeben werden. Einige ſchätzen es auf 60,000, andere auf 90,000 und noch andere, wegen ſeiner Seltenheit, auf 150,000 Thaler. Schon vor langer Zeit verſicherte mir ein Mann, der davon Nachricht haben konnte, daß dafür von der ruſſiſchen Kaiſerin hundert tauſend Rubel wären geboten worden.

In einem, mit koſtbaren kleinen Gemälden über die Paſſionsgeſchichte Jeſu gezierten, Gebetbuche des verewigten Herzogs Ferdinand Albrecht, welches auf dem Muſeum noch aufbewahrt wird, hat dieſer Fürſt über das Mantuaniſche Gefäß eigenhändig eine Notiz geſchrieben, nach welcher man damals die Meinung gehabt hat, daß ſolches ein Gefäß aus dem Salomoniſchen Tempel zu Jeruſalem ſey. Dieß glaubt man aber jetzt nicht mehr; ſondern man hält es vielmehr aus wahrſcheinlichen Gründen für ein heidniſches Opfergefäß, welches dem Bacchus gewidmet worden iſt. Nach des Herzogs Ferdinand Albrecht fernern Bemerkung, ſollen deſſen Muhme, deren Name nicht genannt iſt, dafür zwanzig tauſend Thaler geboten ſeyn.

Dieſes koſtbare Gefäß iſt vor einigen Jahren von dem Herrn Tyroff zu Nürnberg in Kupfer geſtochen, in welchem ſich Zeichnung und Stich ſehr ſchön ausnehmen. Die erſte Platte ſtellet die wahre Größe deſſelben vor, und auf der andern ſind die Seiten mit allen, daran befindlichen Figuren, vortrefflich abgebildet. Von dieſem ſchönen Kupferſtiche befindet ſich noch auf dem gedachten Muſeum, eine ziemliche Anzahl von Exemplaren. Das koſtbare Gefäß ſelbſt iſt jetzt nicht mehr auf dem Naturalienkabinete vorhanden; ſondern im Herbſte 1806 eingepackt und fortgeführt worden. Wo es hingebracht iſt, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. Wahrſcheinlich wird es jetzt in England aufbewahrt.

Sup Helmuth.

Anekdoten.

Der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Sanftmüthige, war kein Liebhaber von Kleidern, welche bloß der neuen Mode ihr Daſeyn verdankten. Die Hofleute wußten dieſes, und dennoch erſchien ein Edelmann, der etwas eitel war, eines Täges in einer Kleidung, welche nach dem damaligen neueſten Modegeſchmack gemacht war, vor dem Kurfürſten. „Thut mir doch den Gefallen, ſprach dieſer ſogleich zu dem Modekavalier, und traget euch wie die übrigen vernünftigen Leute.“

Der Edelmann, der ſich auf den ſanften Charakter ſeines Fürſten verließ, hatte die Dreiſtigkeit zu ſagen: Es ſteht mir ja frei, mich zu kleiden wie ich will. „Ja, antwortete Friedrich gelaſſen, das iſt wahr, aber mir ſteht es auch frei, euch zu ſagen, daß ich euch künftig nicht mehr an meinem Hofe ſehen will. Der Edelmann mußte wirklich den Hof des Kurfürſten meiden. So beſtrafte dieſer Fürſt eine ſehr unehrerbietige Aeußerung, welche ſich ein Unterthan gegen ihn erlaubt hatte, nach Gebühr, ohne jedoch durch ungeſtüme Ausbrüche, eines aufbrauſenden Zornes weder die Würde ſeines Standes zu verletzen, noch auch die Sanftmuth ſeines Charakters zu verläugnen.

Lenke.

Ludwig XI. ſagte gewöhnlich, ſein ganzer Rath wäre in ſeinem Kopfe, weil er Niemanden um Rath fragte. Einſt ſahe ihn der Admiral von Brézé auf einem ſehr ſchwachen Klepper daherreiten und bemerkte: Dieſes Pferd muß ſtärker ſeyn, als es ſcheint; denn es trägt den König und ſeinen ganzen Rath.

Heſſe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 21. November 1811. 140.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Einfluß des Klima's auf den menſchlichen Körper.

Warme, kalte, feuchte und trockne Luft iſt es vornämlich, die in verſchiednen Himmelsſtrichen als herſchend angeſehen werden kann, und die, wenn ſie eine von den genannten Eigenſchaften in einem ausgezeichneten Grade hat, auf den Körper merklich einwirkt.

Die Wärme dehnt bekanntlich alle Körper aus. Auch an dem menſchlichen Körper äußert ſie dieſe Wirkung. Die feſten Theile werden durch die Wärme erſchlafft, und die flüſſigen bekommen in den erweiterten Gefäßen eine ſchnellere Bewegung. Die Oeffnungen der Schweißlöcher erweitern ſich, und die Ausdünſtung wird ſtärker. Schwäche und Ermattung ſind unausbleibliche Folgen, wenn die Ausdünſtung zu anhaltend iſt. Nach und nach verlieren auch die Eingeweide einen anſehnlichen Theil ihres Reizes und ihrer Kraft, und daher erfolgt der Mangel an Eßluſt. Der Durſt ſcheint den Hunger zu verdrängen, und man hört im heißen Sommer überall über Ekel, beſonders an warmen Speiſen klagen. Je ſtärker der Schweiß iſt, deſto weniger gehen die übrigen Abſonderungen von ſtatten. Nur die Galle macht eine Ausnahme. Sie nimmt, nach der Behauptung der Aerzte, gerade dann, wenn die übrigen Säfte ausgetrocknet werden, ſowohl an Menge, als an Schärfe zu. Wahrſcheinlich iſt dieß eine Wohlthat der Natur, durch welche nicht nur der Appetit, ſondern auch die Verdauung unterſtützt wird. In der Hitze ſind die Säfte des Körpers am meiſten zur Fäulniß geneigt, und gehen leicht in dieſelbe über. Daher kommen in heißen Ländern allerhand Krankheiten, die man in kalten nicht kennt; und auch bei uns finden im Sommer Zufälle ſtatt, die im Winter nicht vorkommen. Trägheit und Unvermögen zu aller Anſtrengung ſind gleichfalls Folgen großer Hitze.

Aber auch die Beſchleunigung des Reifwerdens der Früchte iſt Wirkung der Wärme. Selbſt der menſchliche Körper kommt früher zur Reife und wird eher ausgebildet. Was indeß ſchneller entſteht, vergeht auch ſchneller, und man findet unter heißen Himmelsſtrichen nur ſelten Menſchen, die ein Alter von 60 Jahren erreichen. Mit dem 30ſten beginnt gewöhnlich ſchon das Greiſenalter. Sogar die äußere Geſtalt und die Farbe der Haut wird durch die Hitze auffallend verändert. Der Neger verdankt die ſchwarze Haut der brennenden Hitze ſeines Vaterlandes, und der Amerikaner derſelben Urſache ſeine Kupferfarbe. Gerade die entgegen geſetzte Wirkung hat die Kälte. Anſtatt, daß die Hitze ausdehnt und ſchwächt, zieht die Kälte zuſammen, drängt die Theile näher an einander, und ſtärkt dadurch. Da alle feſten Theile bei einer mäßigen Kälte ihre Bewegungen beſſer machen, ſo können auch die Eingeweide ihr Geſchäft der Verdauung und Abſonderung glücklicher betreiben. Man hat mehr Luſt zum Eſſen, und der Körper fühlt ſich durch die genoſſene Nahrung geſtärkter und arbeitluſtiger. Die Schweißlöcher haben ſich verengt;

die Ausdünstung erfolgt langsamer, und die übrigen Absonderungen gehen regelmäßig von Statten. Der Körper wird fleischiger und die Muskeln fester, weil man mehr Nahrungsmittel zu sich nimmt, und diese gehörig verdaut. Da die Säfte nicht so sehr zur Fäulniß geneigt sind: so können die Bewohner kalter Länder, besonders zur Winterzeit, solche Speisen genießen, die in heißen Ländern schädlich seyn würden. Die Letztern müssen sich mehr an das Pflanzenreich halten. Die Erstern befinden sich beim Genuß des Fleisches nicht nur wohler, sondern ihr Körper gewinnt auch mehr an Kraft und Stärke. Durch die lebhafte Bewegung der innern festen Theile, wird auch die innere Wärme vermehrt, wodurch ein Gefühl der Munterkeit entsteht, welches durch den Druck der Hitze verscheucht wird. Das Wachsthum geht zwar nicht so geschwind von statten, wie im heißen Klima, aber es hält auch länger an. Fehlen den kältern Klimaten die saftigen Südfrüchte, und wächst der menschliche Körper sparsamer, so versorgt die Natur und der eigne Fleiß der Menschen die kältern Länder mit Thieren, und die Menschen selbst erreichen ein höheres Alter.

Allzuheftige Kälte freilich wird schädlich. Die festen Theile werden zu sehr verdickt, und, weil sie eine zu große Kraft anwenden müssen, sich durch die festern hindurch zu drängen, zur Bewegung unfähiger. Das Wachsthum geht nur langsam vor sich, und erreicht nie sein höchstes Maaß. Daher die Zwerggestalt der Polarmenschen, denen indeß ihre kleine Figur zu gute kommt, indem ihr Blut desto schneller den ganzen Körper durchlaufen kann. Selbst die Gewächse der kalten Himmelsstriche bleiben Zwerge, wie die Menschen und Thiere. Welche kleine Menschengestalten sind nicht die Pesserähs, oder die Bewohner des Feuerlandes! Sie sind kurz, untersetzt, dickköpfig und von gelbbrauner Farbe. Ein breites Gesicht mit groben Zügen, hervorragende Backenknochen, eine flache Nase mit weiten Nasenlöchern und breitem Munde, zeichnen sie vor andern Menschenracen aus. In ihrer ganzen Gesichtsbildung herrscht eine Leere, die keines andern Ausdrucks, als des Elendes fähig scheint. Ihr schwarzes Haar hängt schlichtgehend in eckelhafter Verwirrung um den Kopf, und ihr Bart ist dünn und kurz. Der Obertheil des Leibes fällt stark, Brust und Schultern breit, und der Bauch flach. Die Schenkel sind ohne Verhältniß zum Oberleibe, dünn und hager; die Beine gekrümmt, die Knie ausgedehnt und die Zehen einwärts gekehrt. Sie gehen fast nackend und tragen blos auf dem Rücken ein Stückchen Seehundsfell; einige auch noch überdieß den Balg eines Vogels um den Unterleib. Das Thranöl, womit sie sich beschmieren, kündigt ihre Annäherung schon auf etliche Schritte weit, zum Voraus an. So drückt die empfindliche Kälte Pflanzen, Thiere und Menschen nieder.

Aber auch eine feuchte Luft hat eben sowohl als Wärme und Kälte, einen auffallenden Einfluß auf den menschlichen nicht nur, sondern auf alle lebende Körper. Bei feuchter Luft bleibt die Ausdünstung zurück, wogegen die Hautgefäße, eine Menge von Feuchtigkeiten einsaugen, die sich dem Blute beimischen, und sich nach allen Richtungen hin verbreiten. Menschen, die im Wasser arbeiten, empfinden keinen Durst, weil eine hinlängliche Flüssigkeit sich durch die äußern Gefäße nach den innern Theilen drängt, wodurch diesen Theilen das ersetzt wird, was ihnen am Getränke abgeht. In einer sehr feuchten Atmosphäre ist der Körper ebenfalls mit Flüssigkeiten umgeben, welche von dem Gefäßen eingesauget werden können. Sogar die Luft, die er athmet, setzt eine Menge von Wassertheilen an die Lunge ab. In Jamaika, wo die Luft sehr feucht ist, trinken deshalb die Last- und andere Thiere, selten oder gar nicht, und sind dennoch stark und munter, weil sie durch die Haut soviel Flüs-

ſigkeiten empfangen, daß ſie des Getränkes entbehren können.

Durch das fortwährende Einhauchen der äußern Gefäße werden die feſten Theile ſamt der Haut, loſ-ker und ſchlaff. Die Bewegung der Muskeln und der Eingeweide geht langſam von ſtatten, die Säfte halten ihren Umlauf mit wenigerer Lebhaftigkeit, und bekommen Anlagen zu Stockungen. Eine bleiche Far-be der Haut und allerhand Krankheiten ſind Folgen davon, und ein Gefühl von Schläfrigkeit und Er-mattung hemmt die Munterkeit des Geiſtes. Was muß der menſchliche Körper unter einem Klima, wie auf den Bermudiſchen Inſeln nicht leiden, wo die Luft eine ſo auflöſende Beſchaffenheit hat, daß die Ziegel auf den Dächern, die Steine in den Wän-den, faſt alle Metalle, und ſogar die größten Kano-nen in unglaublicher Geſchwindigkeit davon zerfreſſen werden!

Doppelt nachtheilig wirkt eine feuchte Luft, wenn ſie zugleich ſehr warm iſt. Die Hitze dehnt alle feſte Körper aus, und öffnet die Mündungen der einſau-genden Hautgefäße ſo ſehr, daß ſie die wäßrigen Feuchtigkeiten im Uebermaaß aufnehmen, und dieſel-ben den Säften beimiſchen. Nothwendig müſſen da-durch Auflöſung und Fäulniß unausbleiblich bewirkt werden. Dieſes beſtätigen die Beſchreibungen von dem Klima der Antillen. Wo der Oſtwind nicht der herrſchende iſt, da iſt der Regen, beſonders in den Wintermonaten von der Hälfte des Julius bis zur Mitte des Oktobers, ſo ſtark, daß er in einer Woche mehr Waſſer giebt, als in unſerm Klima ein ganzes Jahr hindurch herabfällt. Statt unſrer ſanften Regen, ſieht man dort Waſſergüſſe, die ein Geräuſch machen, daß man Hagelwetter zu hören glauben würde, wenn ſolches nicht dort et-was unerhörtes wäre. Zwar erfriſchen dieſe Regen-güſſe die Luft; aber ſie verurſachen auch Feuchtig-keiten, deren Folgen drückend und traurig ſind. Das Fleiſch z. B. hält ſich höchſtens 24 Stunden. Die Früchte faulen kurz nach dem Abpflücken, das Abpflü-cken mag an reifen oder unreifen Früchten geſchehen. Das Brot muß man zu Zwieback backen, wenn es nicht ſchimmeln ſoll. Gemeiner Wein wird in kurzer Zeit ſauer. Vom Morgen bis zum Abend roſtet das Ei-ſen. Die Saamenkörner bis zur künftigen Saatzeit vor dem Auskeimen zu bewahren, fodert unendliche Mühe. Die Todten müſſen wenige Stunden nach dem erfolgten Ableben begraben werden. Gewürme und Inſekten vermehren ſich unter einem ſolchen Kli-ma unglaublich; aber der Menſch wird ſchwach, er-bleicht, ermattet und ſtirbt in der Hälfte ſeiner Tage.

Weniger nachtheilig ſcheint die feuchte, aber zu-gleich kalte Luft; zuträglich iſt ſie aber doch der Geſundheit nicht. Sie hemmt die Ausdünſtung ge-waltſam, und bringt ein empfindliches Gefühl der Kälte hervor. Die Lebensbewegungen ſtocken, ſo daß weder der körperliche Wuchs, noch die Leibesſtärke gedeihen. Gicht, Lähmungen und Krämpfe ſind Fol-gen davon. In Malabar, wo eine feuchtkalte Luft einheimiſch iſt, gehen oft Menſchen an Orten, wo ſie die Nachtluft treffen kann, geſund zu Bette, und können, an allen Gliedern gelähmt, nicht wieder auf-ſtehen. Auf der Inſel Java, auf welcher, nach den heißeſten Tagen, feuchte und kalte Nächte folgen, herrſcht eine Krankheit, Beriberi genannt, welche den ganzen Körper hinterwärts zuſammen zieht, und mit den heftigſten Verzuckungen endigt. Sie entſteht, wenn die Menſchen ſich, nach der Tagehitze des Nachts bei regnigten Himmel nicht ſorgfältig in Bet-ten hüllen.

Auch eine trockenheiße Luft iſt nicht ohne man-che nachtheilige Wirkungen für den Körper. Sie dör-ret ihn aus, und verzehrt die Kräfte. Der Wuchs wird hager, den Muskeln fehlt die Elaſticität zur Behendigkeit in ihren Bewegungen, und den Säften mangelt die gehörige Miſchung. Die Haut nimmt

eine Sprödigkeit an, und die Eingeweide erſchlaffen. Durch den Mangel an Eßluſt und den deſto ſtärkern Durſt wird die Konſtitution ſchwächer. Der Körper reift zwar früher, altert aber auch ſehr bald und ſinkt in den mittlern Jahren dem Tod in die Arme.

Aus dem Allen ergiebt ſich, daß ein gemäßigtes Klima dasjenige ſey, wobei der Körper alle ſeine Kräfte am beſten entwickelt, den vortheilhafteſten Wuchs, die blühendſte Geſundheit, die gröſeſte Stärke, nebſt der längſten Lebensdauer erreichen kann. In dieſem Klima findet man die blühendſten Jünglinge, und die munterſten Greiſe. Alle Geiſtesfähigkeiten können ſich im ſchönſten Ebenmaaße enthüllen. Die unter einem ſolchen Klima Gebornen und Erzognen ertragen am leichteſten die Temperatur der übrigen Himmelsſtriche, und ſind gegen übermäßige Hitze ſowohl, als gegen ſtrenge Kälte weniger empfänglich. Die Deutſchen können ſich glücklich ſchätzen, einem ſolchen Klima anzugehören.

K—r.

Die Buſchmänner.

Die Buſchmänner ſind und waren von je her eine eigene Nation, die ihre eigene Sprache und Sitten hat, wenn man ſie anders, bei der höchſt niedrigen Stufe der Ausbildung, auf welcher ſie ſtehen, nicht ſprach- und ſittenlos nennen will. Sie leben ohne Regierung, ohne feſte Wohnplätze, ohne geſelligen Vertrag, ja ſelbſt ohne perſönliches Eigenthum. Bei den Koloniſten am Kap, herrſcht ein allgemeiner Widerwille gegen dieſe Nation; und das iſt auch kein Wunder; denn ſie werden oft von ihnen überfallen und ausgeplündert, und ſie müſſen daher ſehr auf ihrer Hut ſeyn. Daß aber ordentliche Jagden auf ſie gemacht werden, iſt unwahr; eben ſo erſonnen iſt es, daß die Nation aus zuſammen gelaufenen Sklaven und Hottentotten beſtehe. Kein

Hottentott verſteht ein Wort von der Boſjesmannsſprache, und verhaßt waren ſie bei ihren Nachbarn, den viehzuchttreibenden Kaffern und Koranas, wegen ihrer Raubſucht ſchon, ehe es Europäer in Südafrika gab. Noch jetzt iſt die Feindſchaft zwiſchen den Buſchmännern und Kaffern ſehr groß, auch trachten ſie den Hottentotten mehr nach dem Leben, als den Koloniſten. Die kleinen Horden an den Gränzen der Kolonie ſind zwar friedſamer geworden, aber die entfernteren Horden brechen oft mit Gewalt hervor, und rauben und morden wo ſie können. Ihre Farbe iſt eigentlich gelb, allein ſo mit Fett und Rauch bedeckt, daß ſie wenig ſichtbar wird. Ihr Blick iſt wild und ſcheu, und ihre Geſtalt zwar verhältnißmäßig, aber ſehr mager.

Gravenhorſt.

Anekdote.

Im Anfange der Regierung Peter's des Großen, lebten die ruſſiſchen Popen unbedeutender, und, nur ihnen wichtiger, Streitigkeiten wegen ſehr uneinig, und gaben dadurch den Ruſſen, welche Peter aufklären wollte, ein ſehr ſchlechtes Beiſpiel. Der Kaiſer, raſch in allen ſeinen Entſchließungen, und mit Strenge durchgreifend, befahl den Popen, kurz und nachdrücklich, ſich binnen 14 Tagen, bei kaiſerlicher Ungnade mit einander zu vereinigen.

Nachdem dieſer Zeitraum verſtrichen war, ſtritten ſich die Popen, wie bisher.

Der erzürnte Kaiſer aber ließ ſogleich einige zwanzig dieſer ſtreitſüchtigen Kämpfer zu einem warnenden Beiſpiele aufknüpfen.

Dieſes Mittel that die gehörige Wirkung, und aller Streit der übrigen Popen hatte ſogleich ein Ende.

Lenke.

Digitized by Google

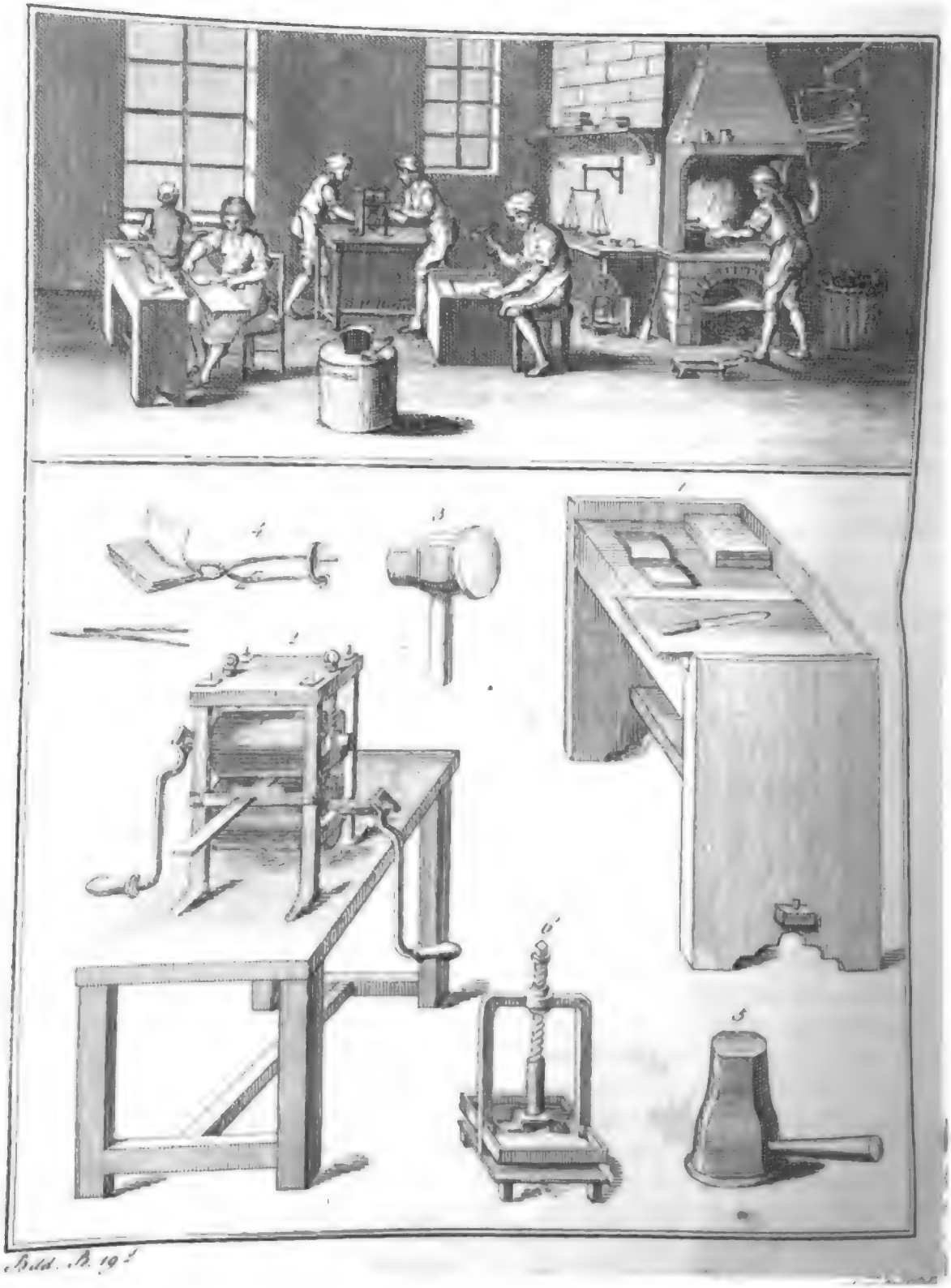


Bild. B. 19.

Digitized by Google

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Sonnabends, den 23. November 1811. 141.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Goldschläger.

(Zum Kupfer Nr. 24.)

Die edeln Metalle, Gold und Silber, werden zu sehr verschiedenen Zwecken benutzt. Der allgemeinste Gebrauch ist wohl der, daß Münzen daraus verfertiget werden. Allein es beschäftigen sich auch verschiedene Künstler mit der Bearbeitung dieser Metalle, und so kommen sie, wie jede andre Waare, auch in den Handel. Selbst das Gold und Silber, welches im Auslande gemünzt wurde, wird als eine Waare behandelt und giebt zu manchen Zeiten einen sehr ansehnlichen Handelszweig ab. Zu den Künstlern, welche aus den edeln Metallen allerhand Geräthschaften und Geschirre, z. B. Schüsseln, Teller, Kannen, Löffel, Dosen, Ringe u. s. w. verfertigen, gehören die Gold- und Silberarbeiter, die auch Goldschmiede genannt werden. Da das feine Gold zu ihren Arbeiten zu weich ist, so versetzen sie es mit Kupfer, und in diesem Zustande heißt es Fabrikgold. Verfertigen diese Künstler nur kleinere Sachen, und also vornämlich Gegenstände des Schmuckes: so heißen sie Galanteriearbeiter. Von diesen ist oft noch der Juwelirer verschieden, welcher Edelsteine in Gold und Silber faßt, eine genaue Kenntniß der Edelsteine besitzt, und mit diesen handelt. In den Gold- und Silberfabriken werden diese Metalle zu einem feinen Drath gezogen, welcher hernach entweder zu Lahn breitgeplättet, oder zu Fäden gesponnen, und zu reichen Zeugwebereien und Stickereien verkauft wird. In diesen Fabriken werden auch die echten Tressen, (Galonen) verfertiget. Der Künstler aber, dessen Werkstatt auf dem beiliegenden Kupfer abgebildet ist, führt den Namen: Gold- und Silberschläger. Er ist ein freier Künstler oder Handwerker, welcher Gold und Silber zu den feinsten und dünnsten Blättchen schlägt. Diese Blättchen werden hernach zum Vergolden, Versilbern, und zu verschiedenen andern Zwecken gebraucht. Feines, und von Zusatz reines, Gold läßt sich vor allen Metallen unter dem Hammer am zartesten treiben und am feinsten ausdehnen. Darum kann der Goldschläger kein Fabrikgold, sondern nur Dukatengold gebrauchen. Aber auch das reinste Gold und Silber ist ihm zu seinen Arbeiten noch nicht rein genug. Daher löst er selbst die Dukaten noch in Königswasser auf und reinigt sie von dem beigemischten Silber und Kupfer. Weil aber das ganz reine Gold etwas blaß von Farbe ist, so setzt der Goldschläger den achten Theil des Dukatengoldes, welches mit Kupfer legirt ist, ungereinigt und unaufgelöst wieder dazu; oder er schlägt das aufgelöste Gold mit einer stark gesättigten Auflösung von blauem Vitriol nieder, und erhöhet dadurch die Farbe des Goldes. Wenn das Gold vollkommen gereiniget ist, so wird es mit etwas Borax in Schmelztiegeln geschmelzt, und dann auf einen Zahneinguß, das heißt, auf ein flaches schmales Eisen mit einer Rinne, welches warm gemacht und mit Talg bestrichen worden ist, zu einem Fingerdicken und einen Fuß langen, rundlich flachen Stück, welches ein Zahn heißt,

ausgegossen. Ist der Zahn fertig und kalt, so wird er drei bis viermal glühend gemacht, und bei jedem Glühen auf einem Schmiedeambos viereckig geschmiedet. Von dem Ambos wird der Zahn auf das Zieh- und Streckwerk gebracht, und zwischen den zwei stählernen Walzen desselben, durch zwei starke Männer, gestreckt. Der eine dieser Männer dreht dabei seine Walze mit der Kurbel nach der linken Seite, der andre, die seinige nach der rechten. Zwischen dem Strecken wird das Gold und Silber wieder geglühet. Dadurch werden die Metalle erweicht, und es wird Zeit gewonnen, in welcher die Walzen wieder kalt und hart werden können. Indem die Goldstreifen immer dünner und länger gestreckt werden, wird die obere Walze allmälig näher nach der unteren und zuletzt ganz herab geschraubt, bis das Gold die Dicke eines starken Papiers erhalten hat. Auf diese Weise wickelt der Goldschläger das gestreckte Metall wie einen Bindfaden über einander in ein Gebünd zusammen, und schlägt dieses, unter wiederholtem Glühen, auf einem Ambos, wobei er mit der linken Hand das Gebünd hält, mit der Rechten aber dasselbe, mittelst der stumpfen Spitze eines Schmiedehammers, erst der Länge nach, und hernach in die Quere schlägt, und es so strecket. Auch dieses Glühen und Ueberhämmern bald von dieser, bald von jener Seite, wird einigemal wiederholt. Zuletzt wird dann das Gebünde mit der flachen Bahn des Hammers geschlagen. Gebunden wird das Metall aus dem Grunde, damit ein einziger Schlag mit dem Hammer zugleich alle darunter liegenden Schichten mit treffen und strecken möge. Nun wird das Gebünde zu einem Streifen aufgewickelt, und mit einer Schere zu viereckigen Platten, die ein Zoll im Quadrat halten, geschnitten. Diese Platten werden sodann zwischen die Blätter der Pergamentform oder der Quetschform gelegt, und auf einem Marmor mit dem Werkhammer so lange geschlagen, bis jede Platte, die vorher nur einen Zoll hielt, zwischen jedem Pergamentblatt drei Zolle im Quadrate bekommen hat. Haben die Blätter in der Quetschform diese Größe erhalten, so werden sie in der eisernen Schachtel geglühet, und dann wieder zwischen die Blätter einer größern Quetschform gelegt, und so immer dünner und flächer geschlagen, bis sie die Feinheit des Postpapiers haben. Nun kommen sie in die Hauptform. Hier schlägt man sie so lange und so dünn, daß sie dem Hauche des Athems nicht mehr widerstehen und daß aus einem Dukaten ein Blatt von 2700 Quadratzollen entstehen würde, wenn anders das Blatt unzertheilt bliebe. Sind die Blätter dünn genug, so werden sie auf einem Kissen mit dem Reißmesser zerschnitten. Die fertigen Blättchen werden endlich zwischen zarte Papierblättchen, wozu das Papier von den Papiermüllern eigends verfertiget und welches hernach mit Bolus roth gefärbt worden ist, gelegt, und so an die Buchbinder, Maler, Schwertfeger und an andere Künstler verkauft, welche ihre Arbeiten damit vergolden und versilbern. Die Silberblättchen werden eben auf die Art bereitet, wie die Goldblättchen, nur mit dem Unterschiede, daß sich die erstern nicht so sehr ausdehnen und nicht so fein schlagen lassen, als die letztern. Uebrigens wird auch zu diesen das reinste Silber genommen. Die Goldblättchen sind indessen auch nicht alle von gleicher Feinheit. Denn Fabrikgold läßt sich nicht so fein bearbeiten, als feines Gold. Echte Goldblätter kann man daran erkennen, daß sie überall grün durchscheinen, wenn man sie gegen das Tageslicht hält. Man macht auch Zwischgold, oder solche Blätter, die auf der einen Seite Silber, und auf der andern Gold sind. Die Gold- und Silberblättchen werden nämlich auf einander gelegt und durch Schlagen vereiniget.

Das beiliegende Kupfer stellt die ganze Werkstatt eines Goldschlägers mit allen seinen Werkzeugen dar.

Man ſieht da das Gold ſchmelzen, glühen, ſchlagen, ſtrecken, quetſchen, zerſchneiden, einpacken, abwiegen und verkaufen. Auch die Werkzeuge des Goldſchlägers, beſonders das Zieh- und Streckwerk ſind ſehr deutlich abgebildet.

Heſſe.

Die Mooſe.

Kein Geſchlecht des Pflanzenreichs iſt den allermeiſten Menſchen weniger bekannt, keines reizt ihre Aufmerkſamkeit in geringerm Grade, als die verſchiednen Arten der Mooſe. Man iſt gewohnt, ſie mit den Füßen zu zertreten, und ſie als Gegenſtände zu betrachten und zu behandeln, die gar keinen Werth haben. Gleichwohl ſind auch dieſe Gewächſe in der großen Haushaltung der Natur ſehr wichtig. Schon ihr feiner Bau erregt die Bewunderung des Beobachters; und wer ſich die Mühe nimmt, einzelne Moospflänzchen aus dem verwickelten Gewebe, worinne ſie meiſtentheils unter einander wachſen, herauszuwickeln, den gereut gewiß ſeine Mühe nicht. So ſchön und regelmäßig erſcheinen ſie in ihrer Geſtaltung. Noch nützlicher erſcheinen ſie dem, der ihre Natur und Beſtimmung näher kennt.

Die Mooſe ſind ſo gebaut, daß ſie faſt keiner Nahrung aus dem Boden auf welchem ſie ſtehen, bedürfen. Ihre Wurzeln ſcheinen ihnen bloß zur Befeſtigung an irgend einem Orte zu dienen, nicht zum Einſaugen des ihnen nöthigen Nahrungsſaftes; denn den letztern bekommen ſie meiſt aus der Luft. Daher finden ſie ihr Fortkommen theils auf öden Klippen, auf dürren Felſen, auf nackten Steinen, auf Sandheiden, auf Baumſtämmen, auf Scherben und Knochen, und es ſcheint, als ob ſie abſichtlich auch auf dieſe todten Maſſen Leben verbreiten ſollten. Ihre Natur iſt ſo eingerichtet, daß ſie die größte Dürre und einen gänzlichen Mangel an Saftzufluß ertragen können. Zwar vertrocknen bei einer anhaltenden Dürre die Felſen-, Klippen- und Heidenmooſe ſo, daß man ſie in Staub zerreiben kann; ſo bald aber ein Regen ſie erquickt, oder auch nur eine feuchte Luft über ſie hinweht, ſo grünen und erholen ſie ſich wieder. Man kann ſogar die Mooſe mit der Wurzel ausreißen, und ſie Jahre lang im Trocknen liegen laſſen; dennoch entgeht ihnen die Lebensfähigkeit nicht. Sobald man ſie wieder anfeuchtet, oder aufs Waſſer legt, ſo erholen ſie ſich, und nehmen ihre vorige Munterkeit wieder an. Nur dürfen ſie während der Dauer ihres ſcheinbaren Todes nicht von der Feuchtigkeit leiden, oder in Fäulniß gerathen, als wodurch ihre Organiſation geſtört und vernichtet wird.

Eben dieſes zähen Lebens wegen, werden die Mooſe, ſo klein und unentbehrlich ſie auch ſind, für die Haushaltung der Natur ſo wichtig. Wo die Stralen der Sonne alles verſengen, ſchlagen ſie ihren Wohnort auf, wo die brennende Hitze alles verſengt ſiedeln ſie ſich an, und wachſen und grünen während der feuchten Jahreszeiten; ja ſie behalten ſogar ihr Leben, wenn die ganze übrige Natur von der Kälte des Winters erſtarrt. Haben ſie ſich an einem ſolchen Orte hinlänglich vermehrt, ſo dienen ſie dem Boden zur Decke, daß die Sonnenhitze ihn nicht ſo ſehr austrocknen kann, und einzelne Saamenkörnchen verſchiedner Pflanzenarten finden Obdach und Schirm unter ihrer ſchattenumgebenden Bedeckung.

Wenn die alten Moosgeſchlechter ihr Lebensziel erreicht haben, ſo gehen ſie in Verweſung über, und vermehren dadurch den tragbaren Boden. Kahle Felſen, dürre Heiden bekommen eine Oberfläche, die fähig iſt, Pflanzen-Samen gröſſerer Art aufzunehmen, und ihr Gedeihen zu fördern. An demſelben Platze, wo zuvor kaum ein Mooß ſeine ſparſame Nahrung fand, finden nun Pflanzen ihr Fortkommen die eines beſſern Bodens bedürfen. Wahrſcheinlich ſind

auf diese Weise viele nackte Felsenspitzen im Meer nach und nach fruchtbare Inseln geworden.

Und welche Vortheile ziehen nicht die Lappländer, die Kamtschadalen, die Samojeden und andre sibirische Völkerschaften aus den Moosen, die ihren Boden bedecken, indem ihre Rennthiere sich von denselben nähren. Gäbe es in jenen Gegenden keine Moose, so könnte es auch keine Rennthiere geben, und die Bewohner jener Länder würden nicht bestehen können. Auf Island bedienen sich sogar die Menschen des Mooses, als eines kräftigen Nahrungsmittels, indem sie es zu Suppen und als Gemüse verkochen. Auf jener Insel giebt es eine Moosärnte, wie es bei uns Getreideärnte giebt. Man sammlet des Mooses soviel ein, als man habhaft werden kann, und bewahrt es sorgfältig auf für die Zeit des Winters.

Auch dient das sogenannte Isländische Moos als Arzneimittel gegen Schwind- und Lungensucht, und schon mancher an Kräften herabgekommne, verdankte diesem Moose seine Widerherstellung.

Um ganz gerecht in der Würdigung des Mooses zu seyn, wollen wir auch des Umstandes nicht vergessen, daß dasselbe zum Verpacken vieler feiner, leicht zerbrechlicher Waaren, z. B. des Porzellans, des Steinzeuges u. s. w. gebraucht wird, und daß kein anderes Material leicht diese Stelle ersetzt.

K — r.

Die Bonzen in China.

Wenn die chinesischen Bonzen, oder Priester, singen, so läutet ein anderer dabei eine kleine Glocke nach dem Takt, und schlägt zugleich mit einem Stock auf die Trommel. Bei dem Gottesdienst tragen sie einen einzigen Aermel von gelber Farbe; der Aermel des Oberhauptes aber ist violett. Ihr Gebet verrichten sie stehend, mit kreuzweis auf der Brust liegenden Händen. Sie dürfen nie Geld anrühren, und alle Geschenke werden daher von dem Schreiber der Pagode in ihrer Gegenwart in das große Einnahmebuch eingetragen. Ihre Kleidung besteht in einem grauen, langen Gewande mit weiten Aermeln, und der Kopf ist ganz kahl geschoren. Den, um den Hals hängenden, Rosenkranz nehmen sie beim Gehen in die Hand. Sie dürfen nichts anders essen, als Früchte und Gemüse. Unwahr ist es, daß sie ein allgemeiner Gegenstand der Verachtung sind, wie Einige behauptet haben. Sie treiben die Astrologie und stehen daher als Zauberer in Ansehen. Sie treiben einen förmlichen Handel mit kleinen Zettuln, auf welchen Glück oder Unglück prophezeihet wird. Der Inhalt dieser Zettel ist aber gewöhnlich dunkel und zweideutig, und kann daher nach Willkühr von den Bonzen erklärt werden.

Gravenhorst.

Bücher, welche von der Baumgärtnerschen Buchhandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Orbis pictus, neuer englischer the progress of Man, oder die Geschichte des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, in Bildern zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend. 2 Bändchen mit 34 illuminirten Kupfern. Zweite Auflage. 8. 2 Rthlr.

Scenen aus der Kinderwelt. Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von F. W. v. B. 8. 8 Gr.

Schütz, C. G., lateinisch-teutsches Lehrbuch für die ersten Anfänger: zur schnellern, sichrern und angenehmern Erlernung der Elemente der lateinischen Sprache. Ein Versuch, das Gute in der Methode des weiland allbeliebten Comenius, ohne seine Fehler beizubehalten. Nebst einer Vorrede über den Gebrauch des Buchs beim Unterricht. 1 Alph. mit Kupfern. gr. 8. 2 Rthlr.

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 25. November 1811. 142.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

St. Petersburg und seine Umgebungen.

Wem unter unsern jungen Lesern ist nicht der berühmte Name dieser Stadt bekannt? Wir glauben daher, daß eine nähere Beschreibung dieses merkwürdigen Platzes und seiner Umgebungen hier nicht am unrechten Orte stehe.

St. Petersburg liegt am östlichen Ende des finnischen Meerbusens, unmittelbar am Ausflusse der Newa. Betrachtet man das Klima, erwägt man die Lage des Orts in einem sumpfigen Thale: so muß man erstaunen über die Möglichkeit, daß an dieser Stelle in dem kurzen Zeitraum von ungefähr 100 Jahren eine so große und ansehnliche Stadt entstehen, und sich besonders in den letzten 40 bis 50 Jahren zu einem so hohen Gipfel von Pracht, Ueberfluß, Bequemlichkeit und Schönheit erheben konnte, daß man vielleicht in keiner andern Stadt in Europa alle diese Vorzüge in einem eben so hohen Grade antrifft. Lissabon gewährt, vermöge seiner Lage am Abhange hocherhabener Hügel, einen überaus großen, majestätischen Anblick; allein im Innern herrscht durchaus kein guter Geschmack. In London erstaunt der Fremde über den hohen Grad von Wohlstand und Reichthum, den er überall erblickt; über den Wald von Schiffen, welcher die Themse bedeckt; über die Pracht der Tempel, Brücken und Privatgebäude; aber London überwältigt den Blick durch seine ungeheure Größe, und die großen Prachtgebäude dieser Stadt stehen zum Theil in Winkeln und engen Straßen, wo sie nicht ins Auge fallen. Aber freundlicher und gefälliger als beide, und nicht ohne einen hohen Grad von Würde und von mildem Glanz zeigt sich Petersburg, wenn man von Kronstadt herauf kömmt und in die Newa einläuft. Zur Rechten am südlichen Ufer der Newa erblickt man zuerst den Galeerenhof, eine sehr schöne, 500 Klaftern lange, und 6 bis 8 Klafter breite Straße, mit einem prachtvollen, in einer Linie fortlaufenden Kay von Granitquadern, hinter welchem sich eine Reihe von lauter ansehnlichen Häusern und Palästen erhebt. Weiterhin zeigt der Petersplatz mit dem vortrefflichen ehernen Standbilde Peter's des Großen, welches schon in diesen Blättern besonders beschrieben ist. *) Weiterhin hat man die Schiffbrücke vor sich, welche eine Länge von 130 Klaftern hat. Oberhalb der Schiffbrücke sieht man noch rechter Hand die Gebäude der Admiralität, mit ihren ansehnlichen Schiffswerften und mit ihrem Thurm, dessen Dach von dem Mauerwerke bis an die Spitze im Feuer vergoldet ist. Dann folgt der kaiserliche Winterpalast, dessen kolossalische Größe und hervorspringende Lage die übrigen Schönheiten des südlichen Newa-Ufers vor dem Auge versteckt. Eben so anziehend ist die linke Seite der Newa. Hier liegt das schöne und ansehnliche Gebäude der Academie der Künste, das große weitläuftige Kadettenhaus, und jenseit der Schiffbrücke die Gebäude der Academie der Wissenschaften. Fast am

*) Jahrgang 1810. Nr. 93.

öſtlichſten Ende erblickt man, dem kaiſerlichen Palaſt gegenüber, die Börſe, nach einem prachtvollen Plane erbauet. Weiter den Strom hinauf liegt auf einer zweiten Inſel die Feſtung St. Petersburg, deren Mauern mit ſchönen, mächtigen Granitquadern bekleidet ſind, und deren Kirchthurm, eben ſo, wie der Thurm der Admiralität, mit einem vergoldeten Dache geziert iſt. Das alles kann man, ſo zu ſagen, mit einem Blick überſehen, wenn man zu Waſſer nach St. Petersburg kommt, und wie gewöhnlich, unterhalb der Schiffbrücke vor Anker geht.

Da das Finßthal in welchem St. Petersburg liegt, an beiden Seiten der Newa eine ziemlich große Ausdehnung hat, ſo giebt es nirgends in der Nähe deſſelben einen Standpunkt, von welchem die Stadt und ihre Lage von der Landſeite eine maleriſche Anſicht gewährt, weil überall die nähern Gegenſtände dem Auge in den Weg treten. Am intereſſanteſten iſt der Weg von der Liefländiſchen Seite her über Narva; hier gewährt die letzte Poſtſtation von drittehalb deutſchen Meilen eine ſehr reizende Fahrt. In der Nähe des Poſthauſes liegt Streinaja Myſa, ein ſchönes Luſtſchloß des Großfürſten Conſtantin, und in einer kleinen Entfernung das Sergieſche Mönchskloſter. Der Weg geht beſtändig auf der vortrefflichen paterhofiſchen Chauſſee. Auf den erſten anderthalb Meilen ſieht man rechter Hand eine fortlaufende Reihe ſchöner Landhäuſer, und linker Hand den beſchifften kronſtädtſchen Meerbuſen. Auf der letzten Meile entfernt ſich der Weg allmälig von der See, und man genießt, bis man an das Stadtthor kömmt, den Anblick ſchöner Landhäuſer und Gärten an beiden Seiten des Weges. Von der Stadt erblickt man auf dem ganzen Wege nur einzelne Thurmſpitzen oder Kirchen; das übrige wird durch Gebäude und Luſtwäldchen dem Auge entzogen. Das Stadtthor iſt in der Geſtalt eines hohen Triumphbogens, aus großen Quaderſtücken von feinkörnigem, grauen Granit in einem edlen einfachen Styl aufgeführt; es iſt faſt würfelförmig, hat nur eine Einfahrt, und iſt oben mit Urnen von weißem Marmor verziert. In einer kleinen Entfernung innerhalb des Thores kommt man über die ſchöne Kalinkinſche Brücke, unter welcher das Waſſer der Fontanka und des Katharinenkanals, die ſich oberhalb dieſer Brücke vereinigen, durchfließt, um ſich in den kronſtädtſchen Meerbuſen zu ergießen. Der Anblick dieſer Brücke und der beiden prächtigen Hauptkanäle verkündigt hier die Einfahrt in eine Stadt voll großer Anlagen. Nachdem ich Sie nun, meine jungen Freunde, auf zweierlei Wegen, zu Waſſer und zu Lande in die Kaiſerſtadt eingeführt habe, ſo wollen wir uns nun auch in ihren Innern etwas umſehen.

Die Newa durchſtrömt die Stadt zuerſt von Süden gegen Norden, darauf richtet ſie ihren Lauf gegen Weſten, und theilt ſich in verſchiedene Arme, wodurch die vier Haupttheile der Stadt gebildet werden. Wegen des ſchnellen Laufs dieſes Stromes, und wegen des ſtarken Eisganges im Herbſt und im Frühlinge, hat man es bisher nicht möglich gefunden die einzelnen Stadttheile durch ſtehende Brücken mit einander zu verbinden, ſondern dieſe Verbindung wird durch Schiffbrücken unterhalten, welche beim Eisgange weggenommen werden, und alsdann iſt die Verbindung der einzelnen Theile auf kurze Zeit gehemmt. Außer den natürlichen Armen der Newa hat man ihr noch künſtliche geliehen, unter denen die Fontanka der wichtigſte iſt. Sie fließt in einem Halbzirkel durch den ſüdlichen Theil der Stadt. Ihre Ufer ſind, wie die Ufer des Katharinenkanals, von Granit aufgeführt, und mit ſchönen, eiſernen Geländern verſehen, längs welchen breite Fußwege von großen, flachen Granitquadern ſich an beiden Seiten hinziehen. Die Häuſer der Stadt ſind meiſtentheils von Ziegelſteinen erbauet; mehrere haben ein Erdgeſchoß von Quadern, und in den ſüdlichſten und nörd-

lichſten Quartieren giebt es auch hölzerne Häuſer, die aber nicht aus Fachwerk beſtehen, ſondern aus übereinander gelegten runden, hölzernen Balken, deren Zwiſchenräume mit Moos und Werg ausgeſtopft ſind. Die meiſten beſtehen aus einem Kellergeſchoß, in welchem Keller, Küche u. ſ. w. befindlich ſind, und aus zwei Stockwerken. Seltener ſind die Häuſer, welche über dem Erdgeſchoſſe nur ein Stockwerk haben, und noch ſeltener (Paläſte ausgenommen) Häuſer von drei und mehr Stockwerken. Die Straßen durchſchneiden ſich zwar nicht immer in rechten Winkeln; ſie ſind aber darum nicht weniger regelmäßig und gerade, und vorzüglich zeichnen ſie ſich aus durch ihre anſehnliche Breite. Drei derſelben, welche von der Admiralität, als von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ausgehen, durchlaufen in ausſchweifenden Richtungen die ganze Admiralitätsſeite, und werden von vielen, eben ſo ſchönen und breiten Querſtraßen in allerlei Richtungen und Winkeln durchſchnitten. Schmale, enge Gäßchen ſieht man nirgends in der ganzen Stadt. Die Admiralitätsſeite iſt der Kern der Stadt. Sie führt ihren Namen von den Gebäuden der Admiralität, und enthält die größten und prachtvollſten Anlagen. Verſetzen Sie Sich in Gedanken mit mir an das äußerſte Ende des Galeerenhofs. Dieſe ſchöne, breite, 500 Klaftern lange Straße iſt die anmuthigſte und freundlichſte in der ganzen Stadt. Sie enthält außer den Gebäuden des Senats und des Reichskollegiums der auswärtigen Angelegenheiten, eine Reihe von mehr als dreißig bedeutenden Häuſern und Paläſten, und wird von lauter reichen Adligen, und ausländiſchen Kaufleuten bewohnt. Hier wandeln wir auf dem Fußwege des prächtigen Kays am Ufer der Newa hinauf bis zum Peterſsplatz. Längs der Südſeite der Admiralität führt die ſchöne, breite Admiralitätsſtraße von dem Iſaaksplatze gerade nach dem Schloßplatze vor dem kaiſerlichen Winterpalaſt. Dieſes koloſſaliſche Gebäude iſt mehr wegen ſeiner ungeheuren Größe und wegen ſeiner innern Pracht, als wegen des Styls ſeiner Bauart merkwürdig. Es wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Roſtrelli, einem italieniſchen Baumeiſter, aufgeführt, und nach dem damaligen Geſchmack mit Zierrathen überladen. Die Breite des Palaſtes iſt, in der Fronte 450 Fuß, die Tiefe 350 und die Höhe 70 Fuß nach engliſchem Maaß. Er beſteht aus einem Erdgeſchoß, einem Hauptſtockwerk und einem attiſchen Stockwerk, und bildet ein längliches Viereck, in deſſen Mitte ſich ein ziemlich großer Hofplatz befindet. Die Vorderſeite hat an beiden Seiten bedeckte Auffahrten, über welchen ſich Balkons befinden. Die Einfahrt durch das Thor in der Mitte der Hauptfronte und über den inwendigen Schloßhof zur Paradetreppe, iſt nur für gekrönte Häupter, oder für hohe fürſtliche Perſonen, und für Großbotſchafter offen. In dem Erdgeſchoſſe ſind die Wachſtuben der Garden, die Hofapotheke, die Küchen, Keller und Vorrathskammern, und die Wohnungen einiger Hofbedienten von den mittleren und geringern Klaſſen. In dem Hauptſtockwerk befinden ſich die Hofkirche, die Staatszimmer und die Wohnzimmer der kaiſerlichen Familie. In dem attiſchen Geſchoſſe haben die vornehmern Hofbedienten ihre Wohnungen und Geſchäftszimmer. So groß auch der Umfang des Winterpalaſtes iſt, ſo hängt er doch noch an der Oſtſeite mit zweien abgeſonderten, beträchtlich großen Prachtgebäuden zuſammen, welche ſowohl unter ſich, als mit dem Hauptgeſchoſſe des Palaſtes durch bedeckte Gänge, welche über die zwiſchen ihnen befindlichen Gaſſen führen, verbunden ſind. In dieſen Gebäuden befinden ſich Sammlungen von Gemälden, Münzen, Kunſtſachen, Naturſeltenheiten, Mineralien u. ſ. w.

(Beſchluß folgt.)

Sitten und Gebräuche der Vorzeit.

Man ſtaunt mit Recht über die Abweichungen, durch welche unſere Sitten und Gewohnheiten ſich von den Sitten und Gewohnheiten unſrer Vorfahren unterſcheiden; denn faſt Alles war ſonſt anders.

Ehe man ſich zu Tiſche ſetzte, pflegte man ſich ſonſt die Hände jedesmal zu waſchen, auch wenn man ſich nicht beſchmutzt hatte. Bei den Großen wurde das Zeichen dazu durch Blaſen auf Hörnern gegeben, oder es wurde eine Glocke gelautet. Vor dem Deſert, während die Bedienten die Speiſen abtrugen, wuſch man ſich zum zweitenmale.

Das Schweinſchlachten vor Weihnachten iſt eine uralte Sitte, die zum Theil in der Jahreszeit ihren Grund hat. Auch ſchickte man jedem Nachbar und Freunde eine Wurſt. Wer zuerſt ſchlachtete und Jemanden überſah, bekam von dieſem Ueberſehenen wieder keine Wurſt, wenn jener ſein Schweinchen ſtach. Daher das Sprichwort: Wurſt wieder Wurſt; wie du mirs machſt, mache ich dirs wieder. Schweinefleiſch war in den älteſten Zeiten ein Leckerbiſſen auf den Tafeln der Vornehmen ſowohl, als der gemeinen Leute.

Vor den 12ten und 13ten Jahrhundert gab es noch keine Bouteillen. Der Wein blieb auf dem Faſſe, und wurde in Töpfen, Krügen und Schläuchen abgezapft, und dann in größere und kleine Pokale gefüllt. In Weinländern legte man große, ausgemauerte Ciſternen an, die man mit Wein füllte. Knappen und Geſinde löſchten aus dieſen Gruben ihren Durſt. Bei den Turnieren ging es eben ſo her.

Noch zu Anfange des 17ten Jahrhunderts trugen nicht bloß Damen, ſondern auch Männer Reifröcke. Die Letztern hängten über dieſelben den Degen. Der engliſche König, Jakob I. pflegte im Reifrocke auf die Jagd zu gehen. Die Königin Eliſabeth hatte einen Reifrock, deſſen Schleppe ſo lang war, daß 12 Edelknaben dieſelbe nachtragen mußten.

Ueber den Rock, von welcher Art er ſeyn mochte, trug Mann und Weib einen Gürtel, an welchen die Schlüſſel, die Geldtaſche, das Meſſer und das Schreibzeug hingen. In Polen findet man dieſe Sitte noch unter den Juden. Bei den Damen war der Gürtel und die Geldtaſche ein Luxusartikel. Eine ſuchte es der Andern an Pracht und Verſchwendung darin zuvorzuthun. Manche ſtrotzten von Gold, Silber, Seide und Stickerei. Wenn ein Mann ſoweit heruntergekommen war, daß er ſeine Gläubiger nicht mehr befriedigen konnte, ſo löſte er, zum Zeichen ſeines inſolventen Zuſtandes, in Gegenwart der Richter, ſeinen Gürtel. Entſagte eine Frau dem Nachlaſſe ihres Mannes, ſo legte ſie ihren Gürtel *auf ſein Grab*.

Große Ohrringe trug man *ſchon im 15ten Jahrhunderte*. Den Degen trug man unter Ludwig XIV. an einem Bandelier, der über der Achſel von der Rechten zur Linken herabhing. Bei dieſer Gelegenheit kamen auch die Achſelbänder oder Epaulettes auf, weil das Bandelier ſonſt keinen Halt gehabt hätte.

Im 14ten Jahrhundert wurden die rothen Haare für eine Schönheit gehalten, im 15ten die braunen; im 16ten die blonden, im 17ten die ſchwarzen, im 18ten bald dieſe, bald jene, je nachdem es der Mode einfiel. Perücken trugen zuerſt die Schauſpieler; zuletzt die Geiſtlichen, die Anfangs ſo ſehr dagegen geeifert hatten.

Faſt unter allen Völkern trug man Hüte, aber von Stroh oder Baſt. Die Filzhüte ſind eine neuere Erfindung. Zuerſt trug man ſie rund, dann zweimal und endlich dreimal geſtützt. In Spanien und Portugal ſchlug man ſie vorn in die Höhe. Die Federhüte ſind eine Erfindung der Engländer.

K—t.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 28. November 1811. 143.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Die Kutschen.

Um sich das Fortschaffen schwerer Lasten zu erleichtern, erfand man die Wagen, und um sich selbst mit mehrerer Bequemlichkeit weiter zu bringen, die Kutschen. Die Geschichte beider verliert sich ins graue Alterthum. Zu vermuthen ist indeß, daß der Krieg zur Erfindung der Letztern Anlaß gab. Der gemeine Soldat ging ins Feld, und der Anführer mit ihm, so lange noch Wildheit und Unkultur bestand. Mit der größern Civilisation der Menschen stieg der Luxus, und der Unterschied der Stände ward sichtbarer. Der Anführer mochte nicht mehr ins Feld gehen. Zwar konnte er reiten; aber das war für die Dauer zu beschwerlich. Man sann auf mehr Bequemlichkeit und erfand Wagen, in welchen man sitzen und sich von Rossen fortziehen lassen konnte. Die Idee, sich der Wagen außer dem Kriege zur Gemächlichkeit zu bedienen, und sie zu einem Artickel des Luxus zu machen, scheint spätern Ursprungs. Doch waren schon die Römer darinne weit gekommen. Schon sie hatten Wagen, die zur Bequemlichkeit dienten, mit einer Bedeckung, wie unsere Kutschen versehen waren, und mit Verzierungen von Silber, Gold, Elfenbein und edeln Steinen prangten. Die reichen Damen fuhren zuerst darinne. Späterhin folgten Senatoren, Consuls und Kaiser. Unsere prächtigsten Staatswagen stehen gegen jene der Römer sehr tief im Hintergrunde.

Dagegen unterscheiden sich unsere Kutschen durch die größere Bequemlichkeit, die sie gewähren. Das, was die Kutschen erst zu Kutschen macht, nämlich das Hangen in Riemen und Federn, kannten die Alten nicht, und darum gebührt den Neuern der Vorzug. Wer aber der Erfinder dieser Riemen und Federn sey, das ist unausgemacht. Es streiten sich um die Ehre dieser Erfindung drei Nationen: die Franzosen, die Deutschen und die Ungarn. Soviel ist gewiß, daß sich die ersten wenigstens um die Vervollkommnung des Hangewerks sehr verdient gemacht haben, wenn sie auch nicht die Erfinder desselben seyn sollten. Diejenigen, welche die Erfindung den Deutschen zugeschrieben, berufen sich auf den Namen des Fuhrwerks. Denn der Ausdruck Kutsche, Gutsche ist altdeutschen Ursprungs, und bedeutet soviel als ein Ruhebette. Indeß beweist die Ableitung des Namens nichts für die Erfindung. Denn die Erfindung konnte immer wo anders gemacht seyn, und man konnte derselben dennoch einen deutschen Namen geben. Sollte deßwegen der Luftball deutschen Ursprungs seyn, weil er den deutschen Namen: Luftball führe? Indeß verfahren diejenigen, welche die Erfindung der Kutschen den Ungarn zuschreiben, nicht anders. Auch sie berufen sich auf den Namen, den sie von dem ungarischen Dorfe Kots oder Kotsch (jetzt Kitscher) herleiten. Allein ihr Grund ist so unhaltbar, wie der Grund, auf welchem die Deutschen bauen. Auch die Ungarn konnten einer fremden Erfindung einen einheimischen Namen beilegen.

Soviel ist gewiß, daß man die erste Erwähnung von Kutschen, oder kutschenähnlichen Wagen in der französischen Geschichte findet. Schon im Jahr 1269 hielt Karl von Anjou in Neapel einen Einzug, bei welchem er in einem prächtigen, einer Kutsche ähnlichen, Wagen fuhr. Doch kann man nicht bestimmt behaupten, daß er in Riemen hing, wenigstens bediente sich Isabella, Gemalin Karls VI. im Jahr 1405 noch eines Staatswagens in welchem bloß die Sitze in Riemen hingen. Die Bequemlichkeit, welche diese hängenden Sitze gewährten, gab unstreitig Anlaß, daß man in der Folge den ganzen Kasten zum hängen brachte, welches vermuthlich in den Jahren zwischen 1515 bis 1517 unter der Regierung Franz I. geschahe. Damals bekamen die ganz hängenden Wagen den Namen Karossen. Auch nannte man sie Chariots Damerets d. h. Frauenzimmerwagen, weil sich anfänglich nur die Damen derselben bedienten. Ein Kavalier an Franz I. Hofe, mit Namen Raymund von Laval gab die Veranlassung, daß sich in der Folge auch die Herren dieser Wagen zu Nutze machten. Dieser Raymund war nämlich so wohlbeleibt, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Das Gehen ward ihm auch äußerst beschwerlich. Er kam daher auf den Einfall, in einer Karosse zu fahren, worüber man anfänglich lachte und spottete, nach und nach aber die neue Sitte nachahmte.

Das Parlament fand indeß die Sache so anstößig und luxuriös, daß es bei dem König Karl IX. förmlich anhielt, er möchte die Kutschen verbieten, oder wenigstens nur auf Reisen erlauben. Zwar willigte der König nicht in das Gesuch; aber die Parlamentsräthe beschlossen durch ihr eignes Beispiel auf das Volk zu wirken, und der Präsident des Parlements, Gilles de Maitre ließ seine Gemalin und Tochter nicht anders, als auf einem, mit Stroh angefüllten, Wagen in Paris herumfahren. Sein Nachfolger indeß kaufte seiner Gemalin selbst eine Kutsche.

Dennoch stockte der Wagen-Luxus in Paris noch lange. Heinrich IV. hatte nur einen einzigen Wagen zum gemeinschaftlichen Gebrauch für sich und seine Gemalin. Die übrigen Damen ritten auf Maulthieren wenn sie eine Staatsvisite machten, und saßen sie hinter den Secretairen ihrer Gemale. Auch hatten die wenigen gangbaren Kutschen noch keine Glasfenster, sondern, Statt derselben, lederne Gardinen. Die Glasfenster stammen aus Italien. Im Jahr 1599 brachte der Marschall Bassompierre die erste Kutsche mit Glasfenstern aus Mailand nach Paris. Von nun nahm die Kutschensucht so überhand, daß man 1658 in Paris allein schon 320 zählte.

Auch in Deutschland kannte man die Kutschen ziemlich bald. Im Jahr 1509 fuhr die Gemalin des Kurfürsten von Brandenburg, Joachim's des I., in einem ganz vergoldeten Wagen zu einem Turnier nach Neuruppin. Zwölf ähnliche, karmoisinroth beschlagene Wagen folgten ihr. Nach England kamen die Kutschen erst 1580 unter der Königin Elisabeth, aus Deutschland, und erst nach 20 — 30 Jahren wurde ihr Gebrauch allgemeiner. Auch in Spanien und Schweden lernte man sie erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts kennen. 1650 waren Kutschen in der Schweiz noch große Seltenheiten, und als 1676 ein französischer Gesandte in einer Kutsche nach Basel kam, sperrte man Mund und Augen weit auf, wegen des außerordentlichen Fuhrwerks.

Uebrigens spannte man nur zwei Pferde vor jede Kutsche, und niemand suchte eine Ehre in überflüßigem Gespann. Der Graf von Buckingham in London, war der erste, der im Jahr 1619 [illegible] mit Sechsen fuhr. Man spottete seiner laut, und einige andere vornehme Herren persiflirten ihn dadurch, daß sie 8 Pferde vorspannten. Am Ende sah man aber doch das überflüßige Gespann verächtlich, und führte eine Rangordnung ein, vermöge welcher

es nur Leuten von Range mit Sechſen zu fahren, erlaubt iſt.

Auf Reiſen hielt jeder ſeinen eignen Kutſcher, wenn er auch die Pferde miethete. Als aber einſt Kaiſer Leopold I. den Verdruß hatte, daß ſein Kutſcher das ausplauderte, was er hinter ſich reden gehört hatte, ward es gewöhnlich, fremde Kutſcher anzunehmen. Der Kaiſer gab das erſte Beiſpiel davon, und zwar ließ er die Pferde ſo lang ſpannen, daß dem Poſtillion das Horchen unmöglich ward. Im Jahr 1760 erfand man in Berlin eiſerne Achſen, mit metallnen Büchſen, — eine Erfindung, die manchen Vortheil gewährt. Uebrigens bringt die Mode faſt jedes Jahr neue Formen auch in dieſem Gegenſtande des Luxus hervor.

K — r.

St. Petersburg und ſeine Umgebungen.

(Beſchluß.)

Am öſtlichen Ende eben dieſer Uferſtraße kommt man zu dem Marmorpalaſt, an welchen alle einzelne Theile ſchön und prachtvoll ſind, welcher aber doch ſehr viele Fehler hat. Er bildet ein längliches Viereck, deſſen größere Seiten gegen Süden und Norden liegen. Das Erdgeſchoß iſt mit grauem Granit bekleidet, die beiden obern Stockwerke mit grau geädertem Marmor verziert, mit Säulen und Pilaſtern von röthlichem Marmor, mit weißen Knäufen. In dem Hauptſtockwerk ſind die Geländer an den Balkons, und die Fenſterrahmen von ſtark vergoldetem Erz, und die faſt drei Fuß hohen Fenſterſcheiben von dem reinſten Spiegelglaſe. Nicht weit von dem Marmorpalaſte liegt der untere Sommergarten. Er führt den Namen von dem ehemaligen hölzernen Sommerpalaſte, zu welchem er gehörte, an deſſen Stelle Kaiſer Paul den Michailoffſchen Palaſt hat bauen laſſen. Vor dem Orkan von 10. Sept. 1777 hatte dieſer Garten weit mehr ſchattige Partien als jetzt. Der Sturm und die Ueberſchwemmung raubten ihm damals einen großen Theil ſeiner Bäume und Gebüſche. Das Merkwürdigſte an ihm iſt das prächtige, in ſeiner Art einzige, Gitterwerk, welches ihn an der Nordſeite, dem Kay des Newa-Ufers gegenüber begränzt. Es beſteht aus 36 Granitpfeilern, welche durch ein ſehr geſchmackvolles eiſernes Gegitter mit ſtark vergoldeten Verzierungen verbunden ſind. Alle übrigen Paläſte namentlich aufzuführen, würde außer unſerem Zwecke liegen, und ich bemerke nur noch, daß ſie in einem guten, und zum Theil edlem Style, erbauet ſind.

Unter den Kirchen iſt unſtreitig die, der Mutter Gottes von Kaſan die prächtigſte, deren Bau ſo eben geendiget iſt. Kaiſer Paul I. ließ bereits den Bau anfangen. Vier koloſſaliſche Statüen von Bronze, ſchmücken das Hauptportal, und fünfhundert herrliche Säulen von Granit, deren jede 8000 Rubel koſtet, mit bronzenen Kapitälern, tragen die Kuppel. Der Fußboden iſt vom verſchiedenartigſten Marmor, und die Stufen zum Chor von Porphir mit einer ſilbernen Gallerie. Das ganze Meiſterwerk iſt blos von Ruſſen verfertigt, und man ſieht daraus, daß dieſe Nation in den neuern Zeiten einen großen Schritt im Gebiete der Kunſt gethan hat. Jetzt iſt man damit beſchäftigt, die alte Kirche, welche die Kaiſerin Anna erbauen ließ, einzureißen. Nächſt dieſer iſt die Iſaakskirche die ſchönſte. Sie ruhet auf einer Grundlage von Granitquadern und iſt auswendig mit grauem und röthlichem Marmor, und inwendig mit Jaspis, Porphir und andern Steinarten bekleidet.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich das Opernhaus und die Wechſelbank vorzüglich aus. Das Opernhaus liegt im zweiten Admiralitätstheile auf einem ſchönen, freien Platze, nicht weit von der Nikolaikirche. Der Saal ſoll über 3000 Menſchen faſſen können; weil aber in der Anlage und Eintheil-

lung manches verſehen iſt, ſo kann man nicht überall gut ſehen und hören. Die Wechſelbank liegt im dritten Admiralitätstheile. Das Hauptgebäude wird durch zwei bedeckte Säulengänge mit den hervorſpringenden Seitengebäuden verbunden. Jedes dieſer Gebäude hat 3 Stockwerke und iſt mit einem Periſtyl verziert. Das ganze macht einen erhabenen Eindruck. Der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften in dieſer Hauptſtadt iſt in den Waſilioſtnoſſchen Stadttheil; denn hier befinden ſich die Gebäude der Academie der Künſte und der Wiſſenſchaften. Das erſtere dieſer Gebäude iſt in einem edeln Palaſtſtyl aufgeführt. Der St. Petersburgiſche Stadttheil begreift, außer der eigentlich ſogenannten St. Petersburgiſchen Inſel, auch alle, ſie umgebenden, kleineren Inſeln in ſich. Die vorzüglichſte Merkwürdigkeit in dieſen Stadttheile iſt die Feſtung St. Petersburg, an der Südſeite der Inſel. Sie hat an der Landſeite nur ein Thor, von welchem eine Zugbrücke nach der Petersburgiſchen Inſel führt, und iſt an dieſer Seite nur mit Endwällen befeſtigt; an der Waſſerſeite aber iſt ſie mit Mauern umgeben, welche auswendig mit Granitquadern bekleidet ſind, und in welchen ſich, dem kaiſerlichen Palaſte gegenüber, eine Waſſerpforte befindet. In dem Bezirk der Feſtung iſt der Münzhof mit ſeinen Scheidehäuſern und andern Gebäuden, und faſt im Mittelpunkte ſteht die Peter- und Paulskirche, in welcher ſich die Begräbniße Peter's des Großen und ſeiner Nachfolger befinden. In ihrem Thurme, deſſen Spitze mit einem vergoldeten Dache geziert iſt, hängt ein Glockenſpiel, welches Peter der Große aus Holland kommen ließ. Nicht fern von der Feſtung, gegen Oſten, ſteht am Ufer der Newa ein kleines, hölzernes Häuschen. Es war das erſte Gebäude, welches Peter der Große in dieſer Gegend aufführen ließ, und ſelbſt bewohnte; eine kleine demüthige Hütte, in welcher ihr Bewohner den erſten Plan entwarf zu allen den großen Schöpfungen, welche ſie jetzt umgeben. Man hat ſie von allen vier Seiten mit einem ſteinernen Bogen umgeben, und mit einem Obdache verſehen, um ſie als ein ehrwürdiges Ueberbleibſel aufzubewahren.

Gravenhorſt.

Zurechtweiſung.

Ludwig XI. pflegte mehrere Perſonen um ſich her zu verſammeln, von denen er nützliche Kenntniſſe zu erlangen hoffte. Auf den Stand und Rang der Leute nahm er dabei wenig Rückſicht. Er zog daher nicht nur Fremde, ſondern auch Geſchäftsleute ſeines Königreichs, die ihm über den Handel Aufſchlüſſe geben konnten, an ſeinen Tiſch. Zur Tafel lud er ſie deßwegen, damit ſie mit deſto größerem Vertrauen ſprechen ſollten. Ein Kaufmann, Namens Maitre-Jean, durch die außerordentliche Gnade, womit ihn der König auszeichnete, verführt, bat den König um das Adelsdiplom. Er erhielt es. Einige Zeit darauf kam der neue Edelmann wieder zum König. Allein dieſer, weit entfernt, ihn wie gewöhnlich auszuzeichnen und hervorzuziehen, würdigte ihn kaum eines Blickes. Maitre-Jean, erſtaunt über dieſe Behandlung, beklagte ſich darüber bei dem Monarchen. Gehen Sie, Herr Edelmann, ſagte der König, wenn ich Sie ſonſt an meine Tafel zog, ſo that ich es, weil ich ſie für den Erſten ihres Standes hielt. Jetzt, da Sie der letzte Edelmann ſind, würde ich die übrigen Edelleute zu beleidigen glauben müſſen, wenn ich Sie mehr auszeichnen, als den Geringſten unter ihnen.

Heſſe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 30. November 1811. 144.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Klugheit und List der Hunde.

Handeln die Thiere blos nach einem angebornen Naturtrieb, wie die ältern Naturforscher behauptet haben, oder giebt es auch Erscheinungen in der Handlungsweise derselben, die sich aus dem bloßen Instinkt nicht erklären lassen, sondern offenbare Ueberlegung, d. h. die Fähigkeit zu urtheilen und zu schließen, also die ungezweifelten Wirkungen der Vernunft voraussetzen? Diese Frage kann nicht anders, als durch sorgfältige Beobachtungen im Thierreiche beantwortet werden. Hätte die Natur den Thieren, die Fähigkeit, sich durch artikulirte Töne uns verständlich zu machen, verliehen, so wäre die Frage ob sie nach gewissen Vernunftgesetzen handelten, schon lange entschieden. Die neuern Naturforscher haben, durch eine Reihe von Beobachtungen veranlaßt, gefunden, daß man bei vielen Erscheinungen in der Thierwelt mit dem bloßen Instinkt nicht ausreicht, und daß ihnen wenigstens Verstand nicht abgesprochen werden kann. Der Hund, der am meisten in der Nähe der Menschen ist, liefert die meisten Belege dazu, und einige Anekdoten von demselben, deren Wahrheit der Erzähler durch Zeugen bekräftigen kann, können vielleicht als solche gelten.

Ein Freund des Erzählers hatte sich nämlich einen jungen Pudel gekauft, den er mit großer Sorgfalt aufzog, und ihn, da diese Gattung von Hunden sehr gelehrig ist, zu mancherlei Kunststücken abgerichtet. Er hatte ihn unter andern auch gewöhnt, früh Morgens mit einer Serviette, worinne sich ein Groschen befand, zum Bäcker, der ihn kannte, zu gehen, und seinem Herrn das Frühstück zu holen. Der Hund verrichtete sein Amt immer pünktlich, und ließ sich nie gelüsten, etwas von dem anvertrauten Gute zu veruntreuen. Er schien es zu fühlen, wie unrecht es seyn würde, sich etwas anzumaßen, welches sein Herr baar bezahlt, und bloß für sich bestimmt hatte. Seine Gewissenhaftigkeit war hierinnr musterhaft. Mit dem Bäcker, der mit einem so reichen Vorrath von Semmeln und Kuchen, der ihm alle Tage so nahe lag, versehen war, glaubte er es nicht so genau nehmen zu müssen. Um indessen das gute Zutrauen, in welchem er im Bäckerhause stand, nicht zu verscherzen, ging er sehr listig zu Werke, und stahl fast täglich Semmeln und Kuchen, ohne daß es der Mann gewahr wurde.

Wenn er nämlich seinen Herrn gehörig versorgt hatte, so trollte er aufs neue zum Bäcker, und ging langsam auf und ab, bis er sah, daß mehrere Menschen am Fenster standen und kauften. Alsdann schlich er sich hinter ihrem Rücken an die Semmelbank, packte schnell, was ihm zunächst lag, sprang eiligst davon und verzehrte seine Beute ganz gemächlich unter den Fenstern seines Herrn, der die Unehrlichkeit seines treuen Dieners nicht im geringsten ahnete. — Der Krug geht indessen so lange zum Brunnen, bis er bricht. Auch Mandarin, so hieß der Hund, mußte die Wahrheit dieses Sprichworts erfahren. Er wurde am Ende, trotz seiner Verschla-

genheit entdeckt, und mit einer Tracht Prügel aus dem Bäckerladen gejagt.

Das schmerzte das arme Vieh sehr; aber es wußte sich bald zu helfen. Unter den Bekannten seines Herren befand sich auch ein junger Studirender, welcher diesen öfters besuchte, und allemal seinen Pudel mitbrachte, der weit kleiner als Mandarin war. Dieser Hund war bisher sein täglicher Spielgenoß, und wenn zwischen ihnen Zänkereien vorfielen, allemal sein Meister geworden. Mandarin suchte nun seinen Gesellschafter besser, als blos zum Spielen und Zanken zu benutzen, und nahm ihn, seit seiner Verweisung aus dem Bäckerladen, so oft er früh in Amtsverrichtungen dahin mußte, mit. So lernte auch dieser das Semmel- und Kuchenmagazin kennen, und war nicht weniger darnach lüstern, als sein treuer Spießgeselle. Beide gingen nun auch ausser der Zeit dahin, und Mandarin führte seinen Gefährten so gut an, daß er der abgefeimteste Dieb wurde; der erste ließ es dabei an seiner thätigen Unterstützung nicht fehlen. Er übernahm nämlich auf allen Streifereien das Kundschafteramt, und es fiel ihm nach dem fatalen Vorfalle nicht mehr ein, die Semmeln und Schläge selbst zu holen. Er patrouillirte geduldig hin und her, als ob er Knochen suchte, bis er das Fenster leer, und Niemanden im Laden des Bäckers sahe. Alsdann gab er seinem, in der Nähe lauernden, Kameraden durch Bellen ein Zeichen. Dieser kam auf dieses Signal sporenstreichs herbeigestürzt, rannte ins Haus, und trug mit einer Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, worinne ihm Mandarin bei weitem nicht gleich kam, eine ansehnliche Portion zwischen den Zähnen davon. Die beiden Hunde waren verträglich genug, den Raub allemal brüderlich zu theilen, und wiederholten, wenn sie nicht zur Gnüge hatten, das diebische Geschäft.

Der Bäcker kam endlich auch hinter dieses listige Manövre, und da ihn die Verschlagenheit der beiden Diebe mehr zum Lachen, als zum Zorn gereizt hatte, so ließ er ihr Verbrechen diesmal ungestraft hingehen, ja er gab ihnen in der Folge oft freiwillig eine Gabe. Die Pudel schämten sich nicht, diese allemal mit Dank anzunehmen, und wurden eine Zeitlang aus verwegenen Dieben, demüthige Bettler. Da aber die Freigebigkeit des Bäckers sie für ihre getriebene Freibeuterei nicht hinlänglich entschädigte, so unterließen sie, bei ihrem eingewurzelten Hange zum Stehlen, nicht, ihren Wohlthäter auch noch heimlich so oft in Contribution zu setzen, als es nur immer angehen wollte.

Außer einem starken Appetit nach Backwerk, plagte den diebischen Mandarin noch eine große Lüsternheit nach Geflügel. Er war für die Küchen, wo dergleichen gerupft oder ungerupft, roh oder zubereitet, anzutreffen war, ein sehr gefährlicher Gast, weil er selten etwas übrig ließ. Er holte Tauben und Hühner, wenn sie auch noch so tief in den, mit Wasser angefüllten, Gefäßen lagen, mit großer Geschicklichkeit heraus, ohne die Nässe im Geringsten zu achten. So brachte er einst nach und nach vier Tauben, die er tief vom Boden einer, bis an den Rand gefüllten, Wasserkanne holen mußte, nach Hause, und sein Herr hatte wegen solcher Diebstähle, oft große Verdrießlichkeiten. Einst brachte er ihm eine gemästete, schon gerupfte, Gans, und wurde mit einer tüchtigen Tracht Schläge dafür belohnt. Er erhob ein klägliches Geschrei, sprang nach der Exekution um die Gans, beschnupperte sie von allen Seiten und lief zur Thür hinaus. In kurzem kam er zurück, und sein Herr erstaunte nicht wenig, als er eine zweite, die er säuberlich zwischen den Zähnen hielt, brachte, und sie ihm demüthig zu Füßen legte. Jetzt sahe er erst, daß ihm sein Hund ein Geschenk hatte machen wollen. Durch die Schläge war er auf die Meinung gerathen, daß die eine Gans zu wenig sei, weil deren in der Küche, wo er sie weggetragen hat-

te, mehrere vorhanden waren. Er war daher eilig zurückgelaufen, um seinen Fehler gut zu machen, und es schien jetzt, als ob er nur auf einen Wink wartete noch eine dritte herbeizuschaffen. — Nur ein einzigesmal wurde seine Treue gegen seinen Herrn wankend, als für diesen Braten und Sallat in seiner Abwesenheit auf den Tisch gesetzt wurde. Lange hingen die Blicke des Thieres an dem herrlichen Braten, dessen lieblicher Geruch so verführerisch in seiner Nase duftete. Mehrmals schon hatte er den Rachen geöffnet und eine schnappende Bewegung nach dem lachenden Gericht gemacht; aber immer behielt seine bessere Natur wieder die Oberhand. Da indessen der erste Schritt einmal gethan war, so folgten die andern bald nach, kurz, — Mandarin unterlag der Versuchung, und der Braten wurde — mochte auch daraus folgen, was da wollte, — richtig verzehrt. Sein Herr kam bald nachher zurück, und der Hund lag ganz unbefangen unter dem Tisch, und leckte noch bisweilen links und rechts die Schnauze, um die letzten Spuren seiner Unthat zu vertilgen. Der fehlende Braten, der noch vorhandene Sallat, und der in der Nähe befindliche Mandarin, den sein böses Gewissen fest unter dem Tisch hielt, ließen indessen nicht lange rathen, was hier vorgefallen sei? Mandarin mußte sogleich hervor; sein Herr setzte ihm zuerst den Sallat vor, und schlug so lange auf ihn los, bis er auch diesen verzehrte; als Nachtisch fügte er noch einige Dutzend sehr unsanfte Peitschenhiebe hinzu. In der Folge fuhr der Hund, so oft ihm Sallat gereicht wurde, allemal hastig darnach, weil durch die Ideenverbindung in seinem Gedächtniß sich allemal die Schläge an dieses Gericht reiheten.

Mit seinem kleinern Spiel und Raubkumpan gerieth er nicht selten in Zwistigkeiten, die bisweilen blutige Händel zur Folge hatten. Mandarin wurde bei solchen Gelegenheiten allemal weidlich durchgewalkt, und zog den kürzern. Einst hatte er in einem

solchen Zweikampf wieder, wie gewöhnlich, untergelegen, und sich nur mit Mühe aus den Zähnen seines Gegners gerettet. Diesem schien indessen die erhaltene Genugthuung noch nicht hinlänglich, und er machte Miene, den Besiegten aufs neue die Schärfe seines Gebisses fühlen zu lassen. Mandarin wußte sich nicht zu helfen, er war von seiner Unfähigkeit den Kampf zu erneuern, völlig überzeugt, und suchte Friedensvorschläge zu thun. Die Art, wie er dieses zu bewerkstelligen suchte, um seinen erbitterten Gegner zu besänftigen, war eben so originell als witzig, er setzte sich nämlich auf seine Hinterpfoten, und — wartete sehr zierlich vor ihm auf. —

Hußell.

Gerechtigkeitsgefühl der Schwarzen.

Ein englisches Schiff, welches im Jahre 1752 nach der Küste von Guinea handelte, wurde genöthigt, seinen Wundarzt, Namens Murray dazulassen, weil er, wegen seiner schlechten Gesundheit, die See nicht vertragen konnte.

Während Murray hier, in dem Hause eines Schwarzen von dieser Küste, die Wiederherstellung seiner Gesundheit erwartete, landete ein holländisches Schiff an der Küste, und schlug alle Schwarzen, die sich aus Neugierde an Bord desselben begeben hatten, in Fesseln. Mit diesem ungerechten Raube entfernte es sich schnell. —

Alle Schwarze, welche an dem Schicksale ihrer unglücklichen Brüder Theil nähmen, liefen, voll Erbitterung über eine so schändliche Verrätherei, zu dem Wirth des Murray, der sie an der Thür fragte, was sie bei ihm wollten?

„Den weißen Mann wollen wir, riefen alle mit Ungestüm; er muß todt geschlagen werden; denn seine Brüder haben unsere Brüder schändlich entführt.

Der edelmüthige Wirth antwortete ihnen; die

Europäer, die unsere Mitbrüder fortschleppten, sind Unmenschen, schlagt sie todt, wenn ihr sie findet —; aber derjenige, der bei mir wohnet, ist ein guter Mensch — er ist mein Freund — mein Haus ist sein Kastell — ich bin sein Soldat und will ihn mit meinem Leben vertheidigen. Ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen todten Körper hinwegschreiten. O meine lieben Mitbrüder! welcher rechtschaffene Mensch würde wohl bei mir einkehren wollen, wenn ich es duldete, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen befleckt würde!

Diese Worte voll Nachdruck und Gefühl bewirkten was sie bewirken sollten. Sie besänftigten die Wuth der Schwarzen; diese gingen, beschämt über ihren Mordanschlag auf das Leben eines Unschuldigen, in ihre Wohnungen zurück, und kamen nach einigen Tagen selbst zu Murray, entschuldigten ihre Hitze mit allen Ausdrücken einer herzlichen Reue, und bedienten sich unter andern der Worte: „Sie schätzten sich glücklich ein Verbrechen nicht begangen zu haben, welches ihnen ewige Gewissensbisse hätte verursachen müssen."

Lenke.

Zur Seelenkunde der Thiere.

Am 2ten November d. J. sahe man auf dem Markte zu Leipzig, ein rührendes Schauspiel von thierischer Theilnahme. Ein kleines Hündchen ward auf einmal von der fallenden Sucht, — die vermuthlich vom Durchbruch der Zähne herrührte — befallen. Das Thierchen lag mitten im Wege, und ein herbeikommender Wagen drohte ihm den Tod. Aber neben dem kleinern Hunde stand ein größerer als schützender Genius. Niemand durfte sich nahen, selbst der Wagen mußte halten, bis der Paroxismus, der doch an 10 Minuten dauerte, vorüber war. Ein junger Herr nahte sich dem Leidenden nur ganz sanft mit einem Stöckchen. Aber es war sein Glück, daß er mit starken Stiefeln bekleidet war, sonst hätte ihn der größere Hund durch und durch gebissen. Der kleinere lag dicht an einer Pfütze, und war mehr als einmal in Gefahr sich bewußtlos in dieselbe zu wälzen. Der ältere Beschützer schob ihn jedesmal über die Seite, wenn die Füße desselben das Wasser berührten. Auch war der schützende Pudel nicht etwan die Mutter des Jüngern. Denn nachdem der krankhafte Zustand des Leidenden geendet hatte, lief derselbe seines Weges. K—r.

Chinesische Tusche.

Die chinesische Tusche oder Tinte soll aus Moschus, Gummi und Elfenbein verfertiget werden. Die beste ist unter dem Namen Simpin bekannt, welcher jedesmal auf der einen Seite des Täfelchens steht. Die Chinesen gebrauchen sie nicht allein, wie wir, zum Malen, sondern auch als Arzenei. Sie soll hauptsächlich jeden Durchfall hemmen, und überhaupt ein vorzügliches Mittel seyn, den ganzen Körper zu erwärmen und zu beleben.

Gravenhorst.

Bücher, welche von der Baumgärtnerschen Buchhandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Schmiedlein, G. B., Handwörterbuch der Naturgeschichte, über die drei Reiche der Natur, nach dem Franz. frei bearbeitet. 11 bis 31 Theil. 8. 3 Thlr.

Seidel, C. A., Schauspiele für die Jugend. Drei Bändchen. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Soldau, D. C. H. C. Neues allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht. Oder Materialien zur Uebung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung Moralität und Religiosität. 8. 3 Gr.

Steinbeck D. C. G. Feuerkatechismus für die liebe Jugend in ganz Deutschland. Vierte, alle vorhergegangene Nachdrücke unbrauchbarmachende, Auflage. 12. 3 Gr.

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 2. December 1811. 145.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Winterabenderzählungen.

Der Schatzheber.

Vor etwa 60 Jahren lebte in dem wendischen Dorfe Luchenburg ein Tagelöhner, mit Namen Johann Wanzürk. Er war ein ehrlicher Mann und dabei ein fleißiger Arbeiter. Man konnte ihn zu allerlei Diensten gut brauchen. Wenn daher Niemand seines Gleichen im Dorfe Arbeit hatte, so fehlte es Wanzürken fast nie daran. Zur Winterszeit schnitt er für die Bauern im Dorfe Hechsel, fütterte das Vieh, drehte Stricke, besserte die Wagen aus, flocht Wagenkörbe und Kober. Sommerzeit ging er für die Bauern zum Hofdienst, und der Amtmann machte ihn gewöhnlich zum Aufseher über die übrigen Hoffröhner. Auch die Frau unsers Tagelöhners war eine sehr geschäftige Hausmutter und spann besonders sehr fleißig fürs Amt; daher war sie nebst ihrem Manne im Amthause wohl gelitten.

Der Amtmann wurde zu eben dieser Zeit an einen andern Ort versetzt und wünschte unsern Wanzürk, weil er ihn so gut brauchen konnte, gern mit sich zu nehmen; allein dieser wollte sich dazu nicht entschließen, weil er ein kleines Häuschen in diesem Dorfe besaß.

Der neue Amtmann, der an diesen Ort hinkam, ein verständiger und braver Mann, den wir in dem Verlaufe dieser Geschichte als solchen noch näher ennen lernen werden, mit Namen Been, ward unserm Wanzürk bald eben so gewogen, als sein Vorgänger, und gab ihm die Aufsicht über die Dreschen.

Wanzürk hatte nun einen ganz guten Dienst; aber auch — weil er ein strenger Aufseher war, der keinen Faullenzer leiden konnte, mehrere Feinde und Neider.

Denn da er kinderlos war und sich bei seinem gegenwärtigen Dienste etwas ersparen konnte, so gönnten ihm viele dieses kleine Glück eben so wenig, als sie es ihm verzeihen konnten, wenn sie etwas umsanft zur Ordnung und Arbeitsamkeit von ihm angehalten wurden.

Der ehrliche Wanzürk würde dessen ungeachtet recht glücklich und zufrieden haben leben können, wenn er weniger aufs Geld erpicht gewesen wäre, und wenn er nicht so abergläubisch an Schatzheberei und dergleichen Dingen gehangen hätte, wodurch nach seiner Meinung, Manchem ein unverhofftes Glück zu Theil geworden war.

So wenig Wanzürk sonst, wenn er sich bei der Arbeit befand, mit andern viel zu reden pflegte, so leicht konnte man ihn dennoch ins Gespräch ziehen und seine Aufmerksamkeit erregen, wenn man ihm etwas von gefundenen, gegrabenen oder gehobenen Schätzen vorschwatzte. Einige alte Bücher, worin er zuweilen zu lesen pflegte, und welche die wunderbarsten Mährchen von verborgenen Schätzen enthielten, die man glücklich gehoben und wodurch man auf einmal vornehm und reich geworden — hatten sich seiner Phantasie so bemächtigt, daß selbst die, un-

ter seiner Aufsicht arbeitenden, Dreſcher die ſchwache Seite Wanzürks auffinden und zu ihrem Vortheil benutzen konnten. Es durfte ihm nur einer etwas von einem Schatze erzählen, ſo gab er ſchon weniger auf die Arbeit acht, und ließ ſich dann bei dergleichen Erzählungen ſehr deutlich merken, daß es ihm nicht an Muth fehle, es mit den Geiſtern aufzunehmen, welche dieſe Schätze bewachten, und ſollten ſie auch in der Geſtalt großer Feuerhunde erſcheinen.

Einſt hörte Wanzürk — es war in einer Mittwochsnacht — ein Geräuſch vor ſeinem Fenſter. Es war, als ob Jemand mit ſtarken Schritten vorbeiging und — mit Ketten raſſelte. Zuweilen wollte er auch ein lautes Stöhnen wahrnehmen, wie das Stöhnen eines Menſchen, der ſchwere Leiden hat oder mit großen Schmerzen kämpft. Wanzürk horchte hoch auf, und hörte jetzt an ſein Fenſter klopfen und mit kläglicher Stimme rufen: Hans, komm mit mir, und erlöſe mich!

Ob gleich unſern Tagelöhner bei dieſen Worten ein heimlicher Schauder durchfuhr, ſo zeigte er dennoch Entſchloſſenheit genug, um aus dem Bette aufzuſpringen und dem Geiſte zu folgen. Allein ſeine Frau, welche die Stimme ebenfalls gehört hatte, hielt ihn zurück und bat ihn mit Thränen, ſich keiner ſo großen Gefahr auszuſetzen. Wanzürk folgte diesmal und blieb liegen, konnte aber erſt gegen Morgen einſchlafen.

Beim Frühſtück warnte ihn ſeine Frau nochmals und ſtellte ihm vor, daß der Himmel bisher für ihre Bedürfniſſe geſorgt hätte, daß er auch fernerhin dafür ſorgen werde. Sie legte ihm den goldnen Spruch: Bete und arbeite! ans Herz. Für wen willſt du, fuhr ſie fort, ein ſo gefährliches Wagſtück unternehmen? Kinder haben wir nicht, denen das viele Geld nützen könnte. Was hilft dir der große Reichthum? Würde er nicht nach unſerm Tode in fremde Hände kommen? Wanzürk ſchien von den Gründen ſeiner Frau überzeugt, antwortete jedoch

wenig darauf, kleidete ſich bald an und ging ins Amt um ſeine Tagarbeit zu verrichten. Die Frau war herzlich froh, daß ſie ein ſo großes Unglück von ihrem Manne, wie es ſchien, abgewendet hatte, und bereitete für dieſen Mittag das Lieblingsgericht ihres Mannes zu; welches in Schinken und Erbſen beſtand.

Als Wanzürk ziemlich verdrießlich nach Hauſe kam, fand er den Tiſch ſchon gedeckt und ſeine Frau war diesmal beſonders geſprächig, um dem Manne die nächtliche Geſchichte aus dem Kopfe zu bringen, und ſeine Gedanken auf andere Gegenſtände zu lenken. Es gelang ihr auch zum Theil. Wanzürk ließ ſich ſein Gericht ſehr wohl ſchmecken und bekam nun auch, da er vorher ſehr einſilbig geweſen war, die Sprache wieder.

Habe ich mich doch heute, ſagte er, über die Dreſcher wieder entſetzlich geärgert! Was geben einem die Grobiane für Reden! Niemals hat mir der Amtmann ſelbſt ſo begegnet. — Ach! hätteſt du mich doch heute Nacht mit dem Geiſte gehen laſſen — jetzt wäre nun alles vorbei — und ich wüßte wohl, was ich dann thun würde.

Und wenn es nun ein böſer Geiſt geweſen wäre erwiederte die Hausmutter — wie dann? Vielleicht wärſt du wohl gar in dieſem Augenblicke todt! Ach Gott! was wäre das für ein Unglück für mich. Bedenke doch Mann! was dann aus mir werden ſollte? Das wäre ſicher zugleich mein Tod. — O folge mir doch ja, und laß dich nicht von dem böſen Geiſte verführen! Bete und arbeite, ſage ich nochmals, das iſt das Beſte auf der Welt. Dabei hat man immer ein ruhiges Gewiſſen. Und was helfen uns ohne dieſes alle Schätze der Welt?

Aber, wendete ihr der Mann ein — wir haben doch immer unſere Noth und mancherlei Sorgen.

Wie du nun redeſt, entgegnete die verſtändige Frau. Glaubſt du denn, daß andere Menſchen nicht

viel mehr Sorgen haben? Betrachte nur einmal unſern Herr Amtmann. Er iſt ein vornehmer und reicher Mann; aber er muß dabei mehr arbeiten und in einer einzigen Woche mehr denken, als wir im ganzen Jahre. Haben wir nicht das Nöthige? Und was fehlt uns denn zu unſerer Zufriedenheit? Hätteſt du erſt viel Geld, ſo würdeſt du gewiß nicht mehr ruhig ſchlafen können. Auch würdeſt du dann nicht mehr arbeiten wollen — und weißt du nicht das Sprichwort: Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank.

Du ſtellſt dir alles gefährlicher vor, als es iſt, entgegnete Wanzürk. Es iſt denn doch auch ein gut Ding, wenn man etwas gemächlicher in der Welt leben kann, ſich nicht alle Tage ſo plagen, und von andern Leuten grob behandeln laſſen muß. Wie hübſch wäre es nicht, wenn du dir dann eine Magd halten könnteſt, ſtatt daß du jetzt die Magd anderer Leute ſeyn mußt.

Alle dieſe Sachen, ſprach die Frau, ſind mir nicht ſo lieb, als deine Ruhe und dein Leben. Ich habe dich gewarnt, fuhr ſie fort, thue nun, was du willſt; iſt dir der Schatz von Gott beſchert, ſo wird er dir doch zu Theil werden. Der Geiſt, wenn es anders ein guter Geiſt iſt — wird wiederkommen und du magſt dann ihm folgen, wenn du einmal deine Gedanken nicht davon abbringen kannſt. Durch dieſe Vorſtellungen ließ ſich Wanzürk jetzt beruhigen. Ziemlich aufgeheitert ging er wieder an ſein Tagwerk nach dem Amte, und war völlig des Glaubens, der Geiſt werde dieſe Nacht wieder kommen, um ihn zur Hebung des Schatzes abzurufen. Allein der Geiſt fand ſich diesmal nicht ein.

Am kommenden Morgen war daher Wanzürk ſehr verdrießlich und machte ſeiner vernünftigen Frau den unvernünftigen Vorwurf, daß ſie ihn um ſein ganzes Glück gebracht habe.

Dieſer Vorwurf kränkte nun freilich das arme

Weib gar ſehr; ſie ſchwieg indeß und glaubte, ihr Mann werde nach einiger Zeit von ſelbſt — vernünftiger werden, wenn der Geiſt ſich nicht mehr bei ihm meldete.

Allein ſchon in der Freitagsnacht ließ ſich, um die gewöhnliche Geiſterſtunde, der Geiſt auch wieder hören — das Kettengeraſſel — die klagende Stimme — das Klopfen am Fenſter — das Rufen — Alles wie in der Mittwochsnacht. Dreimal klopfte es, dreimal rief die Stimme im klagenden Tone: Hans, komm mit mir und erlöſe mich! Und endlich erfolgten noch die Worte: Sonntag Abend komm ich zum letztenmal.

Wanzürk erbebte, und konnte ſich nicht entſchließen eine Beweggung zum Mitgehen zu machen. Der Geiſt entfernte ſich wieder unter Kettengeraſſel und ließ die erſchrockenen Eheleute in einer ohnmachtähnlichen Betäubung.

Als ſich beide erſt nach langer Zeit von ihrem Schreck erholt hatten, ſprach die Frau: O das iſt kein guter Geiſt — er ging in vielen Ketten! — und mit dieſem wollteſt du gehen? Wie gut, daß du mir folgteſt. Sprich indeſſen morgen mit dem Herrn Prediger und höre was er dazu ſagen wird.

(Fortſetzung folgt.)

St. Domingo.

St. Domingo, ſonſt Hiſpaniola, iſt eine von den großen antilliſchen Inſeln auf dem mexikaniſchen Meere, bei Nordamerika. Sie liegt zwiſchen Cuba und Porto Rico, und gehört zu den größten Inſeln der Welt. Denn ſie hat gegen 300 deutſche Meilen im Umfange. Den Reiſenden, der dieſe Inſel zum erſten Male betritt, überraſcht ihr Anblick. Weite Ebenen, grüne Wieſen, Gärten von Indigo und Zuckerrohr, Wege nach der Schnur gezogen und auf beiden Seiten mit lebendigen Hecken von Zitro-

nen- und Pommeranzenbäumen eingefaßt, tausend unbekannte Blumen, welche die Luft mit den lieblichsten Gerüchen erfüllen, ein Horizont, der auf der einen Seite vom Meere, auf der andern von Bergen und Wäldern begränzt wird, alles überredet den Fremdling, daß er in einer der glücklichsten Gegenden der Erde sey. Er glaubt hier das Elisium der Dichter zu finden. Aber bald wird alles anders. Er unterliegt den Unbequemlichkeiten des Klima, und der reizende Anblick dünkt ihm nimmer schön. Die Hitze ist außerordentlich groß, und wen seine Geschäfte in den 9 Sommermonaten, vom April bis November, zwischen Morgens 9 und 4 Uhr Nachmittags auszugehen nöthigen, der leidet gewaltig. Um diese Zeit ist man den Sonnenschüssen sehr ausgesetzt, und heftige Fieber, mit entsetzlichem Kopfweh begleitet, sind Folgen derselben. Das Blut geräth dabei in solche Wallung, daß zinnerne, mit Wasser angefüllte, Flaschen anfangen zu rauchen, wenn man sie dem Kranken auf den Kopf setzt, gleichsam als ständen sie auf einem Kohlenbecken. Wer daher, während dieser kritischen Stunden, das Ausgehen vermeiden kann, vermeidet es gern, oder wenn dieß nicht möglich ist, bedient er sich wenigstens eines Sonnenschirms, um die brennenden Sonnenstrahlen einigermaaßen abzuhalten. Des Nachmittags ist man fast täglich heftigen Ungewittern ausgesetzt, die gegen Abend mit Blitz, Donner und Sturm losbrechen. Der Regen fällt dabei so häufig, daß man in einem Augenblick durch und durch geweicht ist. Gewöhnlich trägt man ein Fieber davon; und so wird das, was anderwärts eine Erquickung giebt, hier zur neuen Plage.

In den Häusern fällt die Hitze weniger auf; doch ist sie auch hier drückend genug. Man verliert alle Lust zum Essen, und fühlt sich, je weiter der Sommer vorschreitet, gänzlich entkräftet. Dazu kommt noch die Fliegenplage. Man bringt den ganzen Tag

das Tuch nicht vom Gesichte, theils um die Moskitos zu verjagen, theils um den Schweiß zu trocknen.

Selbst mit dem Untergange der Sonne endet des Tages Last und Hitze nicht. Man athmet die erstickende Luft, die mit den Dünsten der heißen Erde beladen ist. So gern man auch vor dem Hause der Abendkühle genösse, so unsanft wird man doch von den Moskitenheeren herein getrieben. Oft kann man bei aller Vorkehrung, vor ihnen auch des Nachts kein Auge zu thun. Ihr Stachel verursacht ein unausstehliches Jucken, und ihr Gesumse verscheucht den Schlaf.

Zu der außerordentlichen Hitze scheint die Lage der Insel beizutragen. Ihre Küsten sind sehr niedrig, und sie selbst wird der Länge nach von einer Kette sehr hoher Berge durchschnitten. Die Sonnenstrahlen prallen von den Gebirgen zurück, und erhitzen die Luft. Wo sich die Ebenen mehr ausdehnen, empfindet man die Hitze weniger, als in den Buchten, und an eingeschlossenen Gegenden. Täglich wehen zwei Winde, welche die Hitze in etwas mäßigen. Der erste heißt Brise, und entsteht gegen 10 Uhr Morgens. Der andre heißt der Landwind, und weht von Abends 6 bis nach 9 Uhr des Morgens. Der erstere kommt aus Osten, der letztere aus Westen. Da aber mancherlei Hindernisse die Kühle der Winde unterbrechen, so bleibt die Hitze bei Tag und bei Nacht groß. Zwar nach Mitternacht ändert sich das Wetter, und es wird kühler; der Landwind erhebt sich, aber wehe dem, der diese Kühle sucht! Gefährliche Krankheiten warten seiner, und der Unbesonnene büßt oft mit dem Leben.

Vom November bis März treten die Nordwinde ein, und bringen Regen. Aber welche Regen! Fluthen sind es, die alles überschwemmen und alle Wege verderben. Die Luft ist dick und feucht, und Seuchen und Krankheiten raffen die Menschen in Menge hin.

K—l.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 5. December 1811. 146.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Noch Etwas zur Naturgeschichte der Tauben.*)

Noch von vier merkwürdigen ausländischen Tauben habe ich Ihnen etwas zu sagen; nämlich von der Lachtaube, Wandertaube, Trommeltaube und Sperlingstaube. Die erste,

Die Lachtaube, (Columba risoria Linn. La Turturelle a Collier Buff.) ist zwar bei uns einheimisch geworden, aber nur wie die Canarienvögel, die sich in unserm Klima nur in Stuben fortpflanzen können. Sie ist aus Ostindien und China nach Europa gekommen und in Deutschland hin und wieder ein bekannter Stubenvogel. Sie hat die Größe einer Misteldrossel, des größten unsrer Krammetsvögel, ist röthlich weiß und hat an jeder Seite des Halses einen halbmondförmigen schwarzen Fleck. Der Bauch ist weiß und der Schwanz ist fünftehalb Zoll lang. Die gefalteten Flügel reichen nur bis zur Hälfte desselben. Diese Taube lieben viele, ihrer Verträglichkeit, Reinlichkeit und besonders ihrer lachenden Töne wegen, als einen Stubenvogel. Man füttert sie mit Weizen, ungestoßenem Hierse, Brot und Mohn; doch Weizen ist ihre liebste Nahrung. Da sie die Wärme lieben, setzt man ihnen hinter den Ofen ein kleines Strohkörbchen, in welches sie ihre Eier legen. Sie brüten sechzehn Tage; bringen aber selten mehr als ein Junges auf; denn entweder ist ein Ei faul oder sie lassen ein Junges Hungers sterben. Es ist daher ein höchst seltener Fall, sechs Junge von einem Paar in einem Jahre zu erhalten. Wenn sich die Lachtauben mit Turteltaunen paaren, so entsteht eine eigne Art, die größer als beide Aeltern wird, sehr fruchtbar ist, eine Farbe bekommt, die von beiden Aeltern gemischt ist und dabei einen ganz eignen Laut von sich giebt. Es giebt auch eine Abart von Lachtauben, die schneeweiß ist und sich nur durch den halben schwarzen Mondfleck am Halse, als Lachtaube auszeichnet. Sonst sind gewöhnlich die jungen Lachtauben allezeit den Alten an Farbe ganz gleich.

Die Wandertaube, (Columba migratoria Linn.) gehört zu den amerikanischen Vögeln. Der Schnabel ist schwarz, der Augenstern brennendroth; Kopf, Hintertheil und Seiten des Halses schiefer blau; an jeder Seite des Halses steht ein großer goldglänzender Fleck. Die Deckfedern der Flügel sind dunkel bläulichgrau, mit einigen schwarzen Flecken; die Schwungfedern braun; der lange Schwanz keilförmig. Ihr Gewicht beträgt achtzehn Loth. Die Brutplätze der Wandertauben sind an der Hudsonsbai und in den Wäldern um den Fluß Onandago, auch, nach einigen Nachrichten, am St. Lorenzflusse. Sie bauen ihre Nester auf Bäumen und legen zwei Eier. Während der Brutzeit, und so lange sie ihre Jungen füttern, fressen sie im Mai den Samen des rothen Ahorns und dann den Samen von der amerikanischen Ulme. Hier bleiben sie bis in die Mitte des Junius, und in der Hudsonsbai bis zum December. Ist der Boden mit Schnee bedeckt, so fres-

*) Vergleiche neue Jugendzeitung Nr. 104. und 107.

ſen ſie die Knospen der Wachholderſtaude. Sobald der Nahrungsmangel eintritt, regt ſich der Wanderungstrieb und treibt ſie an Orte, wo ſie Nahrung finden. In ſtrengen Wintern überſteigt die Menge dieſer wandernden Tauben faſt allen Glauben. Millionenweiſe fliegen ſie in einer Heerde und verdunkeln die Sonne in einer beträchtlichen Strecke. Iſt eine Schaar vorüber: ſo folgt die andere; und bei jeder währt es eine Viertelſtunde, ehe ſie vorüber iſt. Wenn man weiß, daß dieſes Ziehen zu gewiſſen Jahreszeiten, drei Tage nach einander ununterbrochen fortdauert: ſo kann man ſich eine Vorſtellung von der unbeſchreiblichen Menge machen. Setzen ſie ſich auf Bäume zur Ruhe: ſo brechen oft die Aeſte der ſtärkſten Bäume von der Laſt, und der Boden unter ihnen wird in einer Nacht fußhoch mit ihrem Unrathe bedeckt. In Neuyork und Penſylvanien hält man um dieſe Zeit eine leichte Jagd mit ihnen; ſie werden mit Stangen von den Balkons und Dächern heruntergeſchlagen. Um dieſe Zeit ſpeiſt man in allen Wirthshäuſern nichts, als Tauben.

Daß eine ſo zahlloſe Menge, auch wo ſie hinfällt, Schaden anrichtet, wenn ſie die Noth zwingt, ihren Aufenthalt zu ändern, läßt ſich denken. Ihre liebſte Nahrung ſind die kleinen Eicheln, oder ſogenannten Punereicheln, die ſie, nebſt Allem, was für ſie genießbar iſt, rein aufzehren. Auch ſollen ſie in Canada große Verwüſtungen anrichten, vorzüglich auf den Kornfeldern, ehe ſie ihren ſüdlichen Zug vornehmen. Indeß hat die Vorſehung auch dieſen Trieb der Wandertauben zum Beſten der Menſchen gelenkt. Sie bezahlen wieder mit ihrem Fleiſch, Federn und Fett, das man wie Butter braucht, und müſſen ſich durch dieſen Trieb ſelbſt in die Hände der Menſchen liefern. Ehe ſie durch die Bevölkerung von Amerika geſtört wurden, waren ſie in noch größerer Menge da. Ein Beobachter Joßelyn ſagt, *) daß er 1638.

*) Eben dieſer Joßelyn erzählt, daß man in der kleinſten

in Neuengland um Michaelis von den Wandertauben Züge gegen Süden geſehen habe, welche vier bis fünf Meilen lang und ſo dicht geweſen wären, daß er die Sonne völlig aus den Augen verloren habe. Im Frühjahre, fügt er hinzu, kehrten ſie zurück, bauten in den Wäldern Neſt an Neſt und machten Baum an Baum, durch ihre Neſter ein einziges Gehecke.

Die **Kronentaube**, der **Kronenvogel** (Columba coronata Linn.) Dieſes iſt unter allen Taubenarten die größte; ſo groß wie ein mäßiger Truthahn. Unter die Tauben gehört aber dieſer Vogel wegen der Bildung ſeines Schnabels, ſeiner Beine, Füße und der ganzen Geſtalt wegen; auch ſeine Stimme iſt Taubenton. Linné hat ihn daher mit Unrecht unter die Faſanen geſetzt. Der Kronenvogel lebt auf den Molluckiſchen Inſeln und Neu-Guinea; von da iſt er nach Europa gekommen und wird jetzt faſt in allen Menagerien, ſeiner Schönheit wegen, gehalten. Sein fünf Zoll langer Haarbuſch, der aus einzelnen, neben einander ſtehenden, in einer Linie nach dem Schnabel zu ſich erhebenden Federn beſteht, die lauter abgeſonderte, gekräuſelte Bartfaſern haben, giebt ihm ein ſchönes Anſehn. Kopf, Federbuſch, Hals, Schwanzfedern und Bruſt ſind glänzend mattindigoblau. An beiden Seiten des Kopfes iſt ein dunkelblauer Fleck, in welchem die Augen liegen. Die Deckfedern der Flügel ſind glänzend dunkelbraunroth; einige in der Mitte ſind weiß, wodurch ſich ein weißer Fleck bildet. Der Schwanz iſt an der Spitze hellblaugrau eingefaßt. In Deutſchland ernährt man die Kronentaube mit Weizen, Heidekorn und Reis. Sie baut ihr Neſt auf Bäume und legt weiße Eier, aus welchen die Jungen in vier Wochen ſchlüpfen. Gegen die Kälte, welche dieſen Tauben äußerſt em-

Stadt von Carolina einige Hundert Gallonen Taubenfett antreffe. Eine Gallone iſt ein engliſches Maaß von zwei Pinten, das iſt zwei und einem halben deutſchen Pfund.

pfindlich ist, müssen sie verwahrt werden. In Ostindien werden sie auf den Höfen erzogen und wie die Hühner gefüttert.

Die Sperlingstaube (Columba passerina Linn.) die kleinste Taubenart, nicht größer als eine Lerche, wohnt in dem südlichen und gemäßigten Amerika. Der Obertheil des Kopfs, der Leib und die Deckfedern der Flügel, sind aschgraubraun, letztere schwarz gefleckt; Brust und Bauch schillern purpurroth und haben dunklere Flecken; die beiden mittlern Schwanzfedern sind aschgraubraun; die an den Seiten dunkelbraun.

Diese Taube lebt von Beeren, die ihrem fetten Fleische einen angenehmen Geschmack geben. Die französischen Insulaner nennen deßwegen diese Tauben Ortolane. Jung gefangen, werden sie sehr zahm.

Suttinger.

Von dem Uckelei und der aus seinen Schuppen verfertigtem Perlenessenz.

Der Uckelei gehört zu den länglichen Karpfenarten, die eine getheilte Schwanzflosse, aber keine Bartfaden und keine Fallflosse haben. Er unterscheidet sich von den andern durch seine untere Kinnlade, die von der obern hervorragt, und durch 21 Gräten, die sich in seiner Schwanzflosse befinden. Vorzüglich dienen ihm auch zum Unterscheidungszeichen die dünnen und glänzenden Schuppen, mit welchen sein ganzer Körper bedeckt ist. Die Stirn ist platt, olivenfarbig und mit schwarzen Punkten gezeichnet. Die Backen sind blau; die Seitenlinie bugt sich nach dem Bauche zu, die Schwanzflosse ist gabelförmig; die Seiten und der Bauch haben einen schönen Silberglanz.

Man trifft diesen Fisch in allen Seen und großen Flüssen in Deutschland und Frankreich in Menge an, und er wird in diesen Gewässern sehr häufig, besonders unter dem Eise gefangen. Die Nahrung

desselben bestehet, wie bei den übrigen seines Geschlechts, in Grundkräutern und Würmern. Seine Länge beträgt 4 bis 5 Zoll. Er wird aber auch 8 bis 10 Zoll groß, wenn er in einem Wasser lebt, das seiner Natur angemessen ist. In solcher Größe haben diese Fische eine Aehnlichkeit mit den kleinen Muränen. In Berlin werden sie auch dafür ausgegeben, und auf dem Markte öffentlich verkauft. Man wird sich aber dadurch nicht irre leiten lassen, so bald man siehet, daß sie keine Fallflosse haben; denn diese ist den Muränen als einer Lachsart eigen. Die Laichzeit des Uckelei fällt in den Mai und Junius. Da er einen großen Eierstock hat, so vermehrt er sich stark und dient den Raubfischen zur Nahrung. Sein Fleisch schmeckt zwar nicht übel; aber es ist sehr grätig; daher ihn auch gewöhnlich nur unbemittelte Leute kaufen, die ihn mit einer sauren Zwiebelbrühe zu essen pflegen. Am besten schmeckt er, wenn er im Salzwasser gekocht, mit Essig und Petersilie genossen wird.

Der Uckelei ist deswegen unserer Aufmerksamkeit vorzüglich würdig, weil in Frankreich aus seinen dünnen und glänzenden Schuppen eine Essenz bereitet wird, deren man sich zur Verfertigung der unechten Perlen bedient, um diesen darauf den lebhaften Glanz der echten orientalischen Perlen zu geben. Zu Paris beschäftigen sich damit sehr viele Menschen. Bei Maizel in Chalonois werden in der Fabrik täglich zehntausend Stück verfertiget. Die Schuppen dieses Fisches werden in ein, mit reinem Wasser angefülltes, Gefäß geworfen. Nachdem man sie eine lange Zeit darin hat stehen lassen, und sie auch wohl gerieben hat: gießt man daß Wasser davon ab, und frisches darüber. Man reibt alsdann von neuem und setzt dieses so lange fort, bis das Wasser von den Schuppen nicht mehr gefärbt wird. In diesem Falle setzt sich die Silberfarbe der Schuppen in Gestalt eines zarten glänzenden Pulvers oder Saftes an

den Boden. Wird nun das Waſſer behutſam abgegoſſen, ſo bleibt ein ſilberfarbiger Saft zurück, welcher die Orientaliſche oder Perlenessenz heißt. Zu einem Pfunde von dieſer Eſſenz werden die Schuppen von achtzehntauſend Fiſchen erfordert. Wenn man nur den Glasperlen den Glanz der orientaliſchen geben will: ſo vermiſcht man ſie zuvor mit etwas Hauſenblaſe, und bläſt darauf mit einer feinen Glasröhre ein Tröpfchen in jede Perle. Dieſes wird in ihr, indem man ſie hin- und her bewegt, nach allen Seiten vertrieben, bis ſie den Glanz erhält. Damit dieſe auf ſolche Art verfertigten Glasperlen eine gewiſſe Schwere erhalten, und von Dauer ſeyn mögen: ſo füllt man ſie mit weiſſem Wachſe aus. Jedoch werden jetzt auch viele zum Verkaufe gemacht, in welchen kein Wachs befindlich iſt. Dieſes Verfahren, den unechten Perlen den Glanz der echten orientaliſchen zu geben, iſt in Frankreich ſchon vor mehr als Hundert Jahren erfunden worden.

Sup. Helmuth.

Der größte Kuchen der wahrſcheinlich jemahls gebacken wurde.

Friedrich Auguſt der Starke, König von Polen und Kurfürſt zu Sachſen, hielt bei dem Pfarrdorfe Zeithayn an der Elbe i. J. 1730 ein Luſtlager. Der prachtliebende König bot alles auf, um den vielen anweſenden fremden Gäſten, unter welchen ſich auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. mit ſeinem Kronprinzen, dem nachmahligen König, Friedrich dem Großen befand, hinlängliche Unterhaltung zu verſchaffen. Jagden, Feuerwerke, Illuminationen und dergleichen Luſtbarkeiten wechſelten mit einander. Am 26ſten Jun ward die ganze Armee tractirt, wozu allein 80 Ochſen geſchlachtet wurden. Zum Beſchluß des Mahles ward ein großer Kuchen aufgefahren. Zur Aufnahme deſſelben war ein eignes Zelt aufgeſchlagen. Der Wagen, der ihn dahin fuhr, war

10 Ellen breit, und wurde von 8 Pferden gezogen, 14 Ellen lang und 6 Ellen breit, und ½ Elle dick war der Kuchen. Man hatte dazu verwendet: 18 Scheffel Mehl, Dresdner Maaß, 82 Schock Eier, 3 Tonnen Milch, 1 Tonne Hefen, 1 Tonne Butter. Zum Backen dieſes Rieſenkuchens hatte man einen beſondern Ofen erbauet. In Gegenwart der höchſten Herrſchaften ward er auf folgende Weiſe zerlegt. Unter der Aufſicht eines Landbaumeiſters machte ein Zimmermann, mit einem, 3 Ellen langen, Meſſer, deſſen Heft auf ſeinen Schultern ruhte, eine Oeffnung, ſtieg in dieſelbe, und ſchnitt ein Stück nach dem andern heraus. Erſt ſpeiſten die hohen Herrſchaften davon; dann ward er den Soldaten Preis gegeben.

K—r.

Der Ginſeng.

Eins der merkwürdigſten Produkte des nördlichen China iſt der Ginſeng, eine Wurzel, der die Chineſen beinahe übernatürliche Kräfte zuſchreiben. Die vorzüglichſte Sorte, die nur für die Kaiſer und Mandarinen beſtimmt iſt, wird nach dem Gewichte mit dreimal ſo viel Geld bezahlt. Die Wurzel hat einen lieblichen, äuſſerſt gewürzhaften Geruch. Sie ſoll ein ſpecifiſches Mittel gegen alle Entkräftung ſeyn, und eine Menge von Krankheiten heilen. Die vornehmen Mandarinen tragen daher beſtändig einen kleinen Vorrath davon bei ſich, und nehmen, wenn ſie ſich ermattet fühlen, ein Stückchen zum Kauen in den Mund, oder laſſen es, wie den Thee, mit ein wenig Waſſer abbrühen. Auch in Amerika in Neuengland hat man eine Ginſengwurzel, die aber bei weitem nicht die Kräfte der chineſiſchen haben ſoll. Ihr botaniſcher Name iſt panax quinque folium; ſie hat eine zwei Zoll lange und eines kleinen Fingers dicke Wurzel, welche weißgelblich, glänzend, faſt durchſichtig und unterwärts in mehrere Theile getheilt iſt. Der Stengel iſt dunkelroth, ungefähr einen Fuß hoch, und treibt eirunde Blätter, wovon drei beiſammen ſitzen, die wieder in fünf Blättchen abgetheilt ſind.

Gravenhorſt.

Digitized by Google

Der Berg Libanon mit dem Begräbnis Plaz zu Beirout.

v. V. Z. f. d. J. 1811. Nr. 25.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 7. December 1811. 147.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Ein türkiſcher Todtenacker zu Beirut in Syrien mit der Ausſicht auf den Libanon.

(Zum Kupfer Nr. 25.)

Viele Tugenden laſſen ſich darauf propfen, daß Aeltern und Kinder und Anverwandte zärtlich an einander hängen und daß dieſe zärtliche Anhänglichkeit ſelbſt über das Grab hinaus fortdauert. Bei uns erſtirbt dieſe Liebe immer mehr, und ſo unnatürlich auch ein ſolcher Egoismus iſt, ſo greift er doch ſtets mächtiger um ſich. Unter den Mahomedanern herrſcht eine andere Denkart; was die Bande des Blutes umfaßen, das iſt feſt aneinander gekettet und das Andenken an Freunde und Verwandte verlöſcht nicht mit dem Tode derſelben. Alle Freitage beſuchen die Frauenzimmer die Todtenäcker, und ſtreuen Blumen auf die Gräber ihrer geliebten Todten; die Gattin beweint den Gatten, den ihr der Tod vor der Zeit hinwegraffte; die Tochter ſitzt ſtill und nachſinnend an dem Grabe der geliebten Mutter und gelobt ihr, treu zu ſeyn, der Tugend und alle Pflichten zu erfüllen, welche ihr die verſchiedenen Lagen ihres Lebens auflegen. Oft bringen die Frauenzimmer ganze Tage an den Gräbern ihrer Lieben zu, welche von düſtern Cypreſſen beſchattet werden, auf denen Turteltauben hauſen. Erſt mit Sonnenuntergang gehen ſie geſtärkt und getröſtet nach Hauſe und haben neue Kraft zum Guten erlangt.

Die Gräber der Mahomedaner ſind mit Erde bedeckt und über dem Boden erhaben, damit niemand darüber gehen kann. Auf der Gruft ſelbſt ſteht kein Denkmahl; nur Blumen oder Büſche von Myrten, Taxus, Buchsbaum findet man da. Bei den Gräbern gemeiner Leute ſieht man bloß zwei platte oder ovale Steine, welche allemal ſenkrecht an beiden Enden des Grabes ſtehen. Bei den Gräbern wohlhabender Bürger oder von Perſonen von einem gewiſſen Range ſind dieſe Grabſteine von ſchönem Marmor und derjenige, welcher an der Seite des Kopfes ſteht, hat oben einen Turban, der auch von Marmor iſt. Durch die Geſtalt dieſes zeigt man den Stand des Verſtorbenen an, da die verſchiedenen Stände ſowohl durch die Geſtalt des Turbans, als durch die übrige Kleidung unterſchieden werden.

Bei den Gräbern der Weiber ſind dieſe ſäulenartigen Grabſteine einförmig, platt und endigen ſich in einer Spitze, welche öfters die Geſtalt eines Pelzes hat. Auf einigen Steinen lieſet man Grabſchriften mit goldenen Buchſtaben, welche gewöhnlich den Namen des Verſtorbenen, ſeinen Stand, Todestag und eine Ermahnung an den Vorübergehenden enthalten, das Eingangskapitel Fatihha aus dem Koran herzuſagen. Einige ſchildern die Hinfälligkeit aller irdiſchen Dinge und enthalten Wünſche für die Verſtorbenen, z. B. möge es dem Einigen gefallen, ſeine Seele in einer Wolke der Barmherzigkeit und Freudigkeit einzuhüllen und ſein Grab mit dem Glanze eines immerwährenden Lichtes zu umgeben! Andere ſtellen den Tod als das Ende alles Elendes auf dieſer Erde dar, und preiſen den Verſtorbenen glück-

lich; noch Andere sprechen von seinen Tugenden, von seiner Anhänglichkeit an die Religion u. s. w. Bisweilen bestehen die Grabschriften bloß in den beiden Versen: „die Welt ist hinfällig; sie ist nicht dauerhaft. Heute mir, morgen Dir!" Auf den Grabschriften der Kinder wird gewöhnlich der Schmerz der Aeltern und die Klagen über das Schicksal ausgedrückt. Daß „die Rose des Gartens der Reize und Schönheit abgebrochen, einen zarten Sprößling dem mütterlichen Schooße entrissen, unglückliche Aeltern in dem brennenden Liebesfeuer des Schmerzens und der Betrübniß gelassen hat." Die Gräber vornehmer Herren zeichnen sich noch mehr aus und sind ganz mit Marmor, in Form eines Kastens umgeben; die Theile, wo der Kopf und die Füße liegen, sind allemal die erhabensten.

Die hierbeifolgende Abbildung stellt einen solchen mahomedanischen Todtenacker bei Beirut in Syrien vor, auf welchem man die Aussicht auf den Berg Libanon hat. Es ist am Freitag, wo die weiblichen Anverwandten die Gräber ihrer Geliebten besuchen, sich da ihrem Schmerze überlassen, oder wehmüthigen Erinnerungen nachhängen. Sie sind verschleiert, weil dies im Morgenlande bei dem weiblichen Geschlechte Sitte ist. Man sieht auf diesem Todtenacker mehrere Grabsteine mit einem Turbane, welcher andeutet, daß in dem Grabe eine Mannsperson beigesetzt ist. Einige von den Frauenzimmern, die man auf dieser Abbildung erblickt, sind die Weiber eines verstorbenen Türken, die sein Grab alle Tage besuchen und es mit Blumen bestreuen. Gewöhnlich sind die mahomedanischen Todtenäcker mit Cypressen bepflanzt, welches aber bei dem hier abgebildeten nicht der Fall ist.

Die Stadt Beirut liegt auf einer Anhöhe an der See in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend; ihre Einwohner bestehen meistens aus griechischen Christen. Die Rhede hat einen guten Ankergrund.

Gemeiniglich haben die Druſen, eine beſondere Völkerſchaft Syriens, dieſe Stadt gepachtet, deren Aga auch unter dem Emir der Druſen ſteht.

Der Libanon iſt ein Zweig der großen Kette des Caucaſus, welcher zunächſt als Fortſetzung des Taurus ganz Syrien der Länge nach durchzieht und ſich nicht weit von der Meerenge Bab el Mandeb verliert. Bei ſeinem Eintritte in Syrien hat er eine Höhe von ungefähr 1200 Toiſen; weiter hin ſteigt dieſelbe bis zu 1600 und an der äußerſten Grenze des Landes ſinkt ſie bis auf 400 Toiſen herab. In Syrien theilt ſich das Gebirge in mehrere Zweige; oberhalb des 34 Grades der nördlichen Breite aber zerfällt es bloß in zwei Theile, wovon der weſtliche den Namen Libanon behält, der öſtliche aber Antilibanon genannt wird. Der Libanon, als der weſtliche Theil des Gebirges, iſt am bevölkerſten, und fruchtbarſten und wird von den fleißigen Druſen bewohnt.

Das hierbeifolgende Kupfer iſt aus einem engliſchen Prachtwerke entlehnt, das folgenden Titel führt: Picturesque scenery in the Holy Land and Syria, delineated during the Campaigns of 1799 and 1800. By F. B. Spilsbury. London. 1803. in Fol. Die Verlagshandlung der Jugendzeitung, die nichts ſpart, um dieſe Zeitſchrift mit ſchönen und gehaltreichen Kupfern zu bereichern, wird ſich immer angelegen ſeyn laſſen, den Wünſchen des Publikums nachzukommen.

D. Bergl.

Die trügliche Todesanzeige.

Ein paar zärtliche Aeltern ſaßen, in tiefer Trauer an dem Bette ihres geliebten Kindes in dem Zimmer eines Hintergebäudes, welches mit dem Vorderhauſe zuſammenhing. Es war Nachmittags gegen 4 Uhr

als ein dumpfer Schall, der das ganze Haus zu erschüttern schien, in ihre Ohren drang. Die Mutter wurde blaß, der Vater fuhr erschrocken vom Stuhle auf, sahe sich überall um, ob er nicht die natürliche Ursache ergründen könne; aber er fand nichts. Die liebenden Aeltern, mehr zärtlich, als über abergläubsche Furcht erhaben, geriethen jetzt in die tiefste Trauer; denn es war ihnen nichts gewisser, als daß der dumpfe, fürchterliche Schall eine Anzeige von dem nahen Tode ihres Kindes, eines liebenswürdigen Mädchens wäre. Schlaflos brachten die Aeltern die ganze Nacht am Bette der kleinen Kranken zu, mit der es sich wirklich sichtbar zu verschlimmern schien.

Endlich dämmerte der längst erwünschte Morgen heran. Der besorgte Vater wollte eben einen Gang in die Apotheke thun, und indem er durch die Hausthüre des Vordergebäudes kommt, sieht er einen Mann, welcher den Keller des Vordergebäudes gemiethet hatte, aus demselben hervorsteigen und mit ziemlicher Heftigkeit die Kellerklappe zuwerfen.

Indem dieß geschieht, hört er seine Frau ihn mit lauter Stimme zurückrufen. Schnell eilt er zu ihr, und seine erste Frage ist: ob dem Kinde plötzlich noch schlimmer geworden sey? Ach nein, erwiederte die Mutter, das Mädchen schläft jetzt ganz sanft, aber — o Gott! es ist vielleicht ihr letzter Schlummer.

Wie so? fragte der Vater bekommen.

Ich habe auf einmal wieder das fürchterliche Getöse gehört, welches uns gestern so erschreckte.

Auf einmal ging dem Manne ein Licht auf. Er hätte nie zur gelegnern Zeit die Vorderthür betreten können. Es löste sich ihm das Räthsel nun schon zur Hälfte auf. Der Keller lief nämlich unter dem ganzen Vordergebäude hin, und öffnete gerade unter dem Fenster, wo das Mädchen krank lag, einen zweiten Eingang. Der Fall der Kellerklappe verbreitete einen dumpfen Ton durch den ganzen Keller hin, dessen Gewölbe die Stärke des Schalles erhöhte. Der Mann suchte sich durch einige Versuche, welche er mit der Kellerklappe machte, erst selbst, und dann auch seine Frau zu überzeugen, daß alles ganz natürlich zugegangen wäre. Zum großen Glücke war die Krankheit des Kindes nicht tödtlich. Es genas nach einigen Wochen und dieser Umstand bewirkte dann eine gänzliche Ueberzeugung von der Trüglichkeit der geglaubten Todesanzeige. Gesetzt aber, der Vater hätte nicht zufälliger Weise das Zuwerfen der Kellerklappe beobachtet, und mit dem gehörten Schalle verglichen — gesetzt, das Kind wäre an seiner Krankheit gestorben, (und wie leicht war dieß möglich?) so würden die Aeltern von dem Glauben an eine, ihnen geschehene, Todesanzeige schwerlich haben zurückgebracht werden können.

Wie unzählige Fälle mag es schon gegeben haben, wo man, weniger glücklich in der Entdeckung einer natürlichen Ursache, seine Zuflucht zu einer übernatürlichen nahm, und dadurch sich und andere täuschte, oft sogar unglücklich machte!

Lenke.

Geringschätzung und Verachtung der Menschenwürde.

Es hat von jeher Menschen gegeben, die, wenn sie das Glück auf eine hohe Ehrenstufe erhoben hatte, ihre Mitmenschen für nichts anders, als für Insekten und Würmer hielten, die sie gleich diesen, zu ihren Absichten gebrauchen konnten, wie sie wollten. Ein solcher Verächter der Menschenwürde, die doch den Grundsätzen der christlichen Religion gemäß, in jedem, er sey ein Bettler oder Fürst, anerkannt und geachtet werden soll, war auch wie folgende Anekdoten beweisen, der Fürst Potemkin, einer der Lieblinge der Kaiserin Catharina II., die von 1762 — 1796 auf dem russischen Throne saß.

Einst machte Catharina eine Reise nach Cherson, einer erst 1778 neu angelegten Stadt am Einfluß des Bug in den Dnipr. Auf ihrem Wege dahin fand sie überall neuangelegte Dörfer, weidende Viehheerden, emsige Bauern, kurz, alle Zeichen eines angehenden Wohlstandes. Potemkin brachte der, sich hierüber freuenden, Monarchin die Ueberzeugung bei, daß er von allem diesem Wohlstande der Schöpfer sey. Allein schrecklich wurde die Monarchin getäuscht! Dieser Wohlstand, dieß neu aufblühende Leben in Gegenden, von denen sie wußte, daß sie vorher noch Wüsteneien gewesen waren, war nichts, als eine theatralische Ausschmückung der Straße, auf der sie reiste, und die Potemkin veranstaltet hatte, um sich bei seiner Gebieterin das Ansehen eines Völkerbeglükkers zu geben, und sie zu überzeugen, daß er die Millionen, die er zur Verbesserung dieser Gegenden bekommen, aber für sich behalten hatte, gut angewendet habe. Die hinter Gebüschen versteckten Dörfer waren gemahlt, und die Bauern mit ihren Heerden waren 40 — 60 Meilen weit her beordert, um während der Vorüberfahrt der Kaiserin gleichsam Parade zu machen. Sobald der Zug vorüber war, bekümmerte sich niemand mehr um sie, und die armen, mit Gewalt aus ihrer Heimath gerissenen, Menschen waren dem höchsten Elend preis gegeben, und viele tausende derselben wurden vom Hunger und den daraus entstehenden Krankheiten aufgerieben.

Als der Fürst *) einst große Gesellschaft bei Tisch hatte, so erwähnte einer der Gäste eines russischen Kaufmanns in einer entfernten Provinz, dessen Bart so lang wäre, daß er bis über den Gürtel hinunter reichte. „Den möchte ich sehen!" rief das Fräulein von ***. Kaum war das Wort über ihre Lippen, so schickte Potemkin den Befehl an die Polizei, den

*) Ob es gleich im russischen Reiche viele Fürsten giebt, so wurde doch Potemkin schlechthin der Fürst genannt, und jedermann wußte, wen man meinte.

Kaufmann zur Stelle zu schaffen. Sechs Monate nachher erinnerte man sich des Mannes wieder. Der Fürst erkundigte sich in einem schrecklichen Ton; allein die Antwort war: „er sitzt schon seit 5 Monaten, und will noch nicht bekennen, was er verbrochen hat." Der zitternde Greis ward nun herringerufen, dem Fräulein von *** vorgestellt, gehörig beguckt und entlassen. Als er wieder in sein Haus trat, war sein Weib aus Kummer und banger Besorgniß um ihn gestorben, und sein ganzes Vermögen zu Grunde gerichtet.

E. P—hl—nn.

Prinz Condé und sein König.

Als der Prinz Condé nach einem geendigtem Feldzuge dem König Ludwig XIV. die Aufwartung machen wollte, überfiel ihn an der Treppe des Palastes ein heftiges Podagra, daß es ihm unmöglich fiel, die Stufen hinauf zu steigen. Der König bemerkte es, und kam ihm die Treppe hinab entgegen. Der Prinz bat um Verzeihung; allein der König antwortete sehr liebreich: „Prinz, wenn man mit so vielen Lorbern beladen ist, als Sie es sind, kann man unmöglich eine so hohe Stiege hinan steigen." K—r.

Bücher, welche von der Baumgärtnerschen Buchhandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Thomson's, J, Jahrezeiten mit unterlegter Konstruktion und grammatischen, historischen und andern Anmerkungen erleichtert für Lernende von G. F. Herrmann, M. A. Lehrer der französischen und englischen Sprache am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

Uebersicht Tabellarische, der englischen Aussprache nach richtigen prosodischen Regeln entworfen. Als Zugabe zu jeder englischen Grammatik brauchbar. 8vo. 6 Gr.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 9. December 1811. 148.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Winterabenderzählungen.

Der Schatzheber.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Sonnabend gingen beide Eheleute zur Beichte, und nahmen Gelegenheit, den Prediger um guten Rath zu bitten, wie sie sich in dieser wichtigen Angelegenheit verhalten sollten.

Der Prediger damaliger Zeit, war nichts weniger als ein Geisterleugner, aber auch nichts weniger als ein Geisterprüfer. — Er fragte die beiden Eheleute zwar: ob sie einen heimlichen Feind im Dorfe hätten? und auf die verneinende Antwort die er erhielt, meinte er: der Fall wäre allerdings etwas seltsam und außerordentlich. Freilich schiene es ihm bedenklich, daß ein Geist von schwachen Menschen Erlösung hoffen könne — und er widerrathe es, dem Geiste zu folgen, wenn er sich wieder melden würde. Der böse Feind habe oft sein Spiel mit den Menschen, besonders mit solchen, die sich einer heimlichen bösen That schuldig gemacht hätten. Er fragte sodann die beiden Leute, ob dies etwa bei ihnen der Fall wäre?

Die guten Leute konnten mit gutem Gewissen dem Prediger das Gegentheil versichern, und dieser gab denn endlich unserm Wanzürk den wohlgemeinten aber übelgedachten Rath: er solle den Geist durch die Anrede: „Alle guten Geister loben Gott im Himmel" prüfen, ob es ein guter oder böser Geist wäre. Im erstern Falle würde er antworten: Ich lobe Gott meinen Herrn! Wäre es aber ein böser Geist, so würde er, statt zu antworten — entfliehen.

Dies war nun für beide bedrängte Personen ein Rath, bei dem sie sich vollkommen beruhigt fühlten, und welchen sie pünktlich zu befolgen versprachen.

Den Sonntag genossen sie das Abendmal und beschäftigten sich den ganzen übrigen Tag mit erbaulichen Betrachtungen, wobei an die wichtige irdische Angelegenheit des Schatzes — wenigstens nicht laut — gedacht wurde. Auch machte diesen Nachmittag Wanzürk dem Prediger noch einen Besuch, und bekam von ihm den Rath, sich nicht mit dem Geiste zu befassen, wenn er sich, seinem Versprechen nach, in dieser Nacht wieder sollte sehen und hören lassen. Das wird das beste Mittel seyn, meinte der Prediger, dem Geiste die Lust zu ähnlichen Besuchen zu benehmen und er wird gewiß dann selbst wegbleiben.

Dieser Rath war noch der beste aus dem Munde des Predigers, und dem zuerst gegebenen weit vorzuziehen. Es kam nur darauf an, daß er auch gehörig befolgt wurde.

Allein leider! war die Phantasie des armen Taglöhners schon so voll von Reichthümern, welche man auf diese Art, und wie es schien, ohne große Mühe — wenn man nur die Furcht verbannte — erlangen könnte, daß der Rath des Predigers verworfen und dagegen beschlossen wurde, die Furcht vor den Geiste zu überwinden, und sein Heil mit ihm zu versuchen.

So irdiſch dachte am Abend derſelbe Mann, der ſich noch am Morgen mit himmliſchen Dingen beſchäftiget hatte, ja der ſich noch bis ſpät in die Nacht mit Gebet und Liederſingen beſchäftigte, um ſich vermuthlich auf ſein wichtiges Vorhaben, wie er glaubte zweckmäßig, vorzubereiten. Gegen die Mitternachtſtunde legte ſich Wanzürk, jedoch völlig angekleidet zu Bette, und erwartete nun ſehnlich den Geiſt — ſeines Glücks!

Die Mitternachtſtunde nahete heran. Die Glokke brummte 12 Uhr. Gleich darauf hörten die lauſchenden Eheleute auch ſchon die gewöhnlichen Anzeichen des kommenden Geiſtes. Schon klopfte er ans Fenſter, und rief mit dumpfer Stimme ſein Loſungswort: Hans, komm und erlöſe mich! zu drei wiederholten Malen.

Beim dritten Rufe ermannte ſich Wanzürk, ſprang vom Bette auf, that noch ein kurzes Stoßgebet und ging aus ſeiner Stube hinaus. Sobald er die Hausthüre geöffnet hatte, trat ihm bereits der Geiſt — oder vielmehr eine lange, weiße, ſonderbare Geſtalt entgegen.

Grauſen ergriff jetzt unſern armen Geiſterſeher; das Haar ſträubte ſich ihm empor; das Herz pochte hörbar unter ſeiner Weſte. Dennoch faßte er Muth, und mit beſonnener Entſchloſſenheit rief er der furchtbaren Geſtalt die Worte zu:

„Alle guten Geiſter loben Gott ihren Herrn.“

„Ich auch,“ ließ ſich eine dumpfe Stimme vernehmen.

Nun wuchs unſerm Manne der Muth ſichtbar. Er glaubte, nach dieſer Aeußerung nichts befürchten zu dürfen. Es konnte unmöglich ein böſer Geiſt ſeyn — denn er hatte ja die Parole beantwortet.

Ohne merkbare Furcht folgte jetzt Wanzürk der weißen Geſtalt, die in ſtockfinſtrer Nacht vor ihm herzing, ihn über Zäune und Graben, durch Geſträuche, Hecken und Sümpfe hindurchführte, und endlich bei einem tiefen Grunde ſtill ſtand. Hier erblickte man ein niedergebranntes Feuer und dabei einen großen Topf mit zwei Henkeln, aus welchem unſerm ſtaunenden Nachtwandler glänzende Silberſtücke, die ſein Auge bei den feurigen Kohlen ſehr deutlich zu unterſcheiden glaubte, entgegen ſchimmerten.

Jetzt bedeckte die Geſtalt den ſchweren Topf mit einem Deckel, gab unſerm Wanzürk einen Wink, ſchnell umzukehren und ſich auf den Rückweg zu machen.

Die Geſtalt ſchwebte dem frohen Schatzträger eine gute Weile voran, dann trat ſie auf ihn zu und ſprach: trage deinen Schatz ſtillſchweigend nach deinem Hauſe, aber verſchließe ihn 9 Tage lang und rühre nichts davon an, bevor dieſe verfloſſen ſind.

Unweit der Wohnung Wanzürks entfernte ſich die Geſtalt und verſchwand in einem kleinen Gebüſche.

Wanzürk brachte nun ſeinen ſchweren Topf — den Inbegriff ſeiner künftigen Glückſeligkeit — in Sicherheit, und man begreift leicht, wie froh ſein Empfang zu Hauſe war, nachdem die Hausmutter einen ſolchen augenſcheinlichen Beweis ſeines glücklich überſtandenen nächtlichen Abentheuers vor ſich ſahe. Sie fügte ſich gern in das Gebot des Geiſtes, den Schatz vor 9 Tagen nicht anzurühren, war er doch nun in Sicherheit und hatte ihr Mann die ſchönen, harten Thaler mit eignen Augen blinken geſehen.

Nun verſchwand auch der leiſeſte Zweifel an der Gewißheit ihres Glückes, welchem die verſtändigere Frau mit einer gewiſſen Mäßigung, aber Wanzürk ſchon mit allen Merkzeichen der Verſchlimmerung ſeines Charakters entgegen ſahe — wie wir ſogleich hören werden.

Wanzürk war von ſeiner nächtlichen Expedition ſchon gegen 2 Uhr Morgens zurückgekommen, und ſehnte ſich nun herzlich nach Ruhe. Wirklich ſchlief

er heute so lange, als er in seinem Leben vielleicht noch nicht geschlafen hatte, und ob ihn gleich die geschäftige Hausmutter mehreremale aufzuschütteln suchte, und ihm sagte, daß es hohe Zeit wäre aufs Amt zu gehen, so bemerkte Wanzürk jetzt: er sey noch zu müde, um sich heute noch mehr abzustrappaziren, er habe überhaupt in seinem Leben genug gearbeitet, es wäre nun endlich einmal Zeit, der Ruhe zu genießen, da er es ja jetzt so gut haben könne. —

Nun machte die geschäftige Phantasie des Mannes schon mancherlei Plane zum künftigen bessern Genusse seiner Tage, worin die Frau zwar nicht durchgängig mit ihm übereinstimmte, jedoch auch nicht geradezu widersprach, um den guten Mann für heute nicht in üble Laune zu setzen. Dieser rauchte gemächlich sein Morgenpfeifchen, hatte sich ein gutes Warmbier dazu kochen lassen, und hing seinen frohen Aussichten in die Zukunft mit der Behaglichkeit eines sich reich wissenden Mannes nach, als Jemand an die Thür klopfte, und ohne erst auf das herein! zu hören, schon ins Zimmer trat.

Es war der Amtsvogt, der einen Gruß vom Amtmann brachte und in dessen Namen fragen ließ: Wie es denn zuginge, daß sich Vater Wanzürk heute noch nicht bei den Dreschern eingefunden hätte? Und ob man ihn heute nicht in der Scheune zu sehen bekommen würde?

Dieser Morgengruß kam unserm Schatzheber eben so ungelegen als er ihn barsch beantwortete: Sag er nur dem Herrn Amtmann in meinem Namen, sprach er zum Vogt, daß ich heute sehr müde und halb krank wäre und wohl am längsten die Aufsicht über die Scheunen und über die Drescher gehabt haben würde. Ich will denn nun auch, fuhr er fort, meine Lebenstage etwas genießen — ich habe ja genug gearbeitet —

Der Amtsvogt machte bei diesen Aeußerungen große Augen, sagte weiter kein Wort, und entfernte

sich sogleich, um dem Amtmann das sonderbare Vernehmen des alten Mannes zu berichten.

Herr Amtmann, sprach der Vogt, ich weiß nicht wie mir heute der alte Wanzürk vorgekommen ist, er stellt sich krank und sieht doch ganz munter aus. Dabei spricht er so wunderliches Zeug unter einander, daß ich nicht klug aus ihm werden kann.

Was spricht er denn? fragte der Amtmann.

Daß er sich zur Ruhe setzen wolle, daß er in seinem Leben genug gearbeitet habe, und wer weiß was alles. — Ich glaube, es ist nicht richtig in seinem Kopfe.

Der Amtmann meinte, der alte Wanzürk hätte vielleicht einmal ein Gläschen zu viel getrunken und den Rausch noch nicht ausgeschlafen. Laßt ihn nur gehen, fuhr er fort, er wird schon von selbst wiederkommen.

(Beschluß folgt.)

Der Oelbaum.

Unter die den Menschen sehr nutzbaren Gewächse kann mit Recht auch der Oelbaum gezählt werden. Schon in den alten Zeiten wurde sehr viel Fleiß auf die Kultur desselben anwendet. Er verdient daher den Lesern der Jugendzeitung näher beschrieben zu werden. Aus einer Wurzel treibt dieser Baum zwei bis drei Stämme, die aber selten die Höhe von zwanzig Fuß erreichen. Die Blätter sind immer grün, lanzettenförmig, hart, dick, oben dunkel, und unten weißgrünlich, am Rande völlig grün, und sitzen auf dicken, sehr kurzen Stielen. An den Flügeln der Blätter kommen die weißen Blüthen in kleinen Büscheln hervor, denen eine längliche ovale Frucht folgt, welche einen harten Stein enthält und Olive genannt wird. Ihre Größe ist verschieden. Manche werden so groß wie Taubeneier, vorzüglich in Spanien. Diese sind aber nicht von solcher Güte,

als die Kleinern. Jene werden größtentheils eingemacht und verschickt, diese aber besser benutzt. Die Farbe der Oliven ist mehrentheils grün; doch findet man auch weißliche und schwarzrothe. Ihr innerer Gehalt besteht aus einer schwammigen Masse, die widerlich bitter schmeckt. Sie werden auf zweierlei Art benutzt. 1) Durch Einmachen. Dies geschieht daß man sie in einer Lauge von Asche und ungelöschtem Kalk vier und zwanzig Stunden lang einweicht, dann etliche Tage in frisches Wasser legt, und endlich mit Salz, Coriander und Fenchel in Fässer packt und so als Handelsartikel versendet. Der Gebrauch, der von diesen eingemachten Oliven gemacht wird, besteht darin, daß man sie beim Essen wie Kapern, oder auch als Brühen u. s. w. genießt. 2. Durch Auspressen, wozu man sich einer Oelpresse bedient. Man nimmt dazu gern die Kleinern, weil sie reicher an Oel sind, als die größern. Die ausgepreßte Fettigkeit nennt man Baumöl. Es ist von verschiedener Güte, die von der Beschaffenheit und Behandlungsart der Früchte abhängt. Sie dürfen weder unreif, noch überreif seyn und müssen bald, nachdem sie abgenommen sind, gepreßt werden. Das Jungferöl, oder auch Garzenöl (Gardseeröl), welches weiß ist und einen süßen Geschmack hat, ist das beste; es fließt durch einen gelinden Druck von den reifsten Früchten von selbst heraus. Es wird daher auch der Fettigkeit, des milden und lieblichen Geschmacks wegen, in den Ländern, wo man es unverfälscht erhält, statt der Butter gebraucht. Das zuletzt, oder auch aus unreifen Früchten Ausgepreßte, ist schlechter und sieht grün aus. Provenzeröl, nennt man das aus der Provenze in Frankreich kommende Baumöl, mit welchem ein starker Handel getrieben wird. Es wird von uns für das beste und feinste gehalten; aber zu häufig in und außerhalb Frankreich, mit andern Oelen vermischt. Die Unechtheit desselben erkennt man an den Luftblasen, die sich beim Schütteln zeigen.

Im südlichen Europa, Asien und Afrika wird der Oelbaum angetroffen, wo er viele tausend Menschen beschäftigt und ernährt. Er bedarf, wenn er gute Früchte bringen soll, vieler Wartung, und gedeiht am besten in trockenem und steinigtem Boden. Bei uns trägt er selten Früchte, da er den Winter durch in Gewächshäusern gehalten werden muß. Das Holz des Oelbaums wird seiner Güte wegen, zu allerlei Arbeiten benutzt.

Im Orient, im südlichen Europa und in Böhmen wächst

der schmalblättrige wilde Oelbaum.

Dieser, achtzehn bis zwanzig Fuß hohe, Baum hat lange schmale Blätter, welche oben weißlichgrün und unten glänzend silberweiß sind. Die überaus angenehm riechenden kleinen gelben Blüthen kommen im Junius hervor und erzeugen dann eine Frucht, die einer kleinen Olive gleicht, aber bei uns nicht reif und eßbar wird. Der Baum kann durch Saamen, Ableger und Schnittlinge fortgepflanzt werden.

A. W. Meiner.

Bravheit ohne Eigennutz.

Der Marschall Vauban wählte einen Grenadier aus, auf den er bei der Untersuchung eines gefährlichen Postens rechnete. Der Soldat folgte unerschrocken dem Befehle seines Generals und ging dem herstürzenden Feuer des Feindes entgegen. Eine Kugel trifft ihn. Er dringt immer weiter vor, untersucht aufmerksam den Posten, wozu er befehligt war, kommt zurück und rapportirt das Gesehene. Unterdessen läuft das Blut aus seiner Wunde. Vauban, der dieß sahe, lobt den Soldaten und bietet ihm seine Börse an. „Mein General," sagt der Krieger, „ich danke Ihnen für dieses Zeichen der Freundschaft, aber Ihr Gold würde meine That beflecken! Erlauben Sie, daß ich es nicht annehme."

Hesse.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 12. December 1811. 149.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Ueber den Einfluß der Nahrungsmittel auf den menschlichen Körper.

Nicht allein das Klima (Vergl. Neue Jugendzeitung Nr. 140.), sondern auch die Nahrungsmittel wirken außerordentlich auf das Wohl- oder Uebelbefinden des menschlichen Körpers, da ihm durch die Nahrung beständig neue Theile zum Ersatz der Abgehenden zugeführt werden. Es kommt dabei nicht auf die Menge der Nahrung, sondern auch auf ihre Beschaffenheit an.

Zwei Menschen, die sich, ihrer körperlichen Konstitution nach, sehr ähnlich scheinen, genießen dennoch bei Weitem nicht gleich viel Nahrung. Es giebt magre Menschen, die erstaunlich viel essen; indeß andere, eben so hager, sehr wenig verzehren. Es giebt fette Körper, von denen man kaum begreifen kann, wie sie bei dem Wenigen, was sie zu sich nehmen, bestehen können; indeß andere ihres Gleichen für drei Personen genießen. Bei aller äußern Aehnlichkeit dieser Körper muß also im Innern eine sehr verschiedene Konstitution statt finden.

In einem kalten Himmelsstriche ißt der Mensch mehr, als in einem heißen. Die Baschkiren in Sibirien z. B. sind außerordentlich starke Esser. 15 Pfund Fleisch und 8 Maaß Kumiß (gesäuerte Milch) ist bei ihnen eine gewöhnliche Mahlzeit. Dabei zeigen sie einen solchen Heißhunger, daß die Speisen zu verschwinden scheinen. Eben so die Kirgisen. Vier Personen, die von der Jagd kommen und ermüdet sind, lassen von einem Schafe nichts übrig, als die Knochen. Wie wenig genießen dagegen die Bewohner der westindischen Inseln und selbst des festen Landes von Amerika! Als die Spanier, die doch, gegen die Deutschen gehalten, schon sehr mäßig sind, zuerst in jene Länder kamen, konnten sie gar nicht begreifen, wie jene Menschen, bei dem Wenigen, was sie genossen, bestehen konnten. Ihrer Meinung nach übertraf die natürliche Mäßigkeit jener Menschen die strengste Enthaltsamkeit ihrer Einsiedler; da im Gegentheil die Eßlust der Spanier den Indianern unbegreiflich vorkam. Sie behaupteten: Ein Spanier äße mehr, als zehn der Ihrigen. Sie wünschten daher schon aus diesem Grunde der ungebetnen Gäste je eher je lieber los zu werden. Denn sie konnten nicht absehen, wie bei einem längern Aufenthalte derselben noch etwas Eßbares aufzutreiben seyn würde.

Diese größere oder geringere Eßlust ist eine Folge des Klima. Denn die Europäer bemerken einen großen Unterschied an ihrem Appetite, wenn sie in heiße Länder kommen. Die Schiffe, welche nördliche Fahrten machen, müssen daher weit reicher mit Lebensmitteln versorgt werden, als die, welche nach südlichen Gegenden reisen. Gewohnheit, Erziehung und andere Nebenumstände thun freilich auch sehr viel hiebei; aber die Hauptsache bleibt das Klima. In der Regel gewährt eine reichliche und nährende Kost dem Körper eine größere Stärke und Dauerhaftigkeit, wogegen eine schmale und sparsame, besonders wenn noch eine starke Ausdünstung hinzukommt, schwächt.

Sogar auf den moraliſchen Charackter iſt der Genuß der Speiſen nicht ohne allen Einfluß. Die Italiener genießen viele hitzige Weine und geiſtige Getränke, wie auch hitziges, ſchwarzes Fleiſch und Specereien. Dadurch werden die flüchtigen Säfte vermehrt, die Reitzbarkeit der Faſern und die Empfindlichkeit der Nerven erhöht, und die Galle wird ſcharf und brennend. Daher die Hagerkeit der Körper und die braungelbe Farbe. Daher aber auch eine große Fähigkeit des Verſtandes, nebſt einer großen Anlage zur Muſik, wie auch eine jähzornige, rachgierige, meuchelmörderiſche Gemüthsart. Die Landeskoſt der Engländer beſteht in vielen halbgebratnem, noch ſehr ſaftigem und nahrhaftem Fleiſche, in einer Menge von Thee, Punſch und ſtarkem Bier. Daraus entſteht bei ihnen, unter Mitwirkung eines feuchten und weniger kalten Klima, ein nahrhafteres, feſteres Blut, weniger Schärfe und feſte Nerven. Aus dieſer phyſiſchen Beſchaffenheit entſpringt ein ſtolzes, wildes Weſen, Neigung zur Schwermuth, und ein, zu Wiſſenſchaften aufgelegter, Verſtand. Die Franzoſen genießen leichte Speiſen, viel weißes Fleiſch, ſtarke Brühen, gewürzartige und ſchmackhafte Kräuter, ſäuerliche Baumfrüchte, und hitzige, aber flüchtige Weine mit Waſſer. Ihre Galle iſt daher weniger erhitzt, als die italieniſche; ihre Faſern ſind beweglich, ihre Säfte warm und gelinde, und ihr Blut rollt ſchnell durch die Adern. Daher ſind ſie zwar ſehr reizbar; aber ihre Hitze legt ſich bald, um in Großmuth überzugehn. Sie beſitzen Verſtand und Anlagen zu Künſten und Wiſſenſchaften. Die Holländer ſind kaltſinnig und träge, weil ſie viele warme Getränke, dickes Bier, und fette, dlichte und ſchwer zu verdauende Speiſen genießen.

Ueberhaupt iſt die animaliſche Koſt leichter, und bedarf keiner ſo großen Bearbeitung, als die vegetabiliſche. Denn der, in der erſtern enthaltene, Nahrungsſaft hat bereits mit unſern eignen Säften eine große Aehnlichkeit und Verwandſchaft; er darf daher nur mehr ausgezogen, aufgelöſt und verdünnt werden. Er giebt das meiſte und dichteſte Blut, und der Körper gewinnt dadurch an Dauer und Feſtigkeit. Der Nahrungsſaft aus den Pflanzen iſt wäßriger und weniger klebrich. Der Magen muß ſich bei Verdauung deſſelben mehr anſtrengen; er ſchlägt weniger zu Blute, und ſetzt für die feſtern Theile nur eine ſchlechtere Materie ab. Nur einige wenige geben eine feſte und derbe Nahrung, wenn ſie in einen robuſten Magen kommen, z. B. grobes Brot, Erbſen, Linſen, Grütze, Kartoffeln und Mehlſpeiſen. Sie ſind aber auch weniger wäſſerig, und für den ſtark arbeitenden Landmann eine geſunde Koſt. Gartenfrüchte würden ihn wenig ſtärken, und er würde ſeine angreifenden Bewegungen nicht lange aushalten.

In heißen Ländern dagegen iſt die vegetabiliſche Koſt die tauglichſte und geſündeſte, beſonders da dieſelbe vielfach mit Gewürzen vermengt iſt, welche die Faſern ſtärken. Die, zur Fäulniß geneigte, animaliſche Koſt würde in ſehr heißen Ländern gefährlich und lebenverkürzend ſeyn. Eben deßwegen iſt es der Geſundheit zuträglich, daß dieſelbe auch in den Ländern, wo ſie die Hauptnahrung ausmacht, mit der Koſt aus dem Pflanzenreiche verbunden werde. Die Völker, bei welchen es weniger geſchieht, ſind daher mancherlei Krankheiten, z. B. dem Scorbut und der Hypochondrie unterworfen.

Am deutlichſten bemerkt man die Wirkungen der Nahrungsmittel an ſolchen Nationen, die hauptſächlich nur einerlei Arten davon genießen. Der Grönländer bekommt eine eigene Leibesbeſchaffenheit von dem ſteten Genuß ſeiner fetten Seehunde und Wallfiſche. Seine Ausdünſtung iſt außerordentlich faul und ſein Schweiß klebt wie Thran. Die Barätten, die ebenfalls meiſt von Fleiſche leben, bleiben gemeiniglich klein von Statur, und ſind dabei ſo ſchwach, daß ihrer 5 — 6 kaum ſoviel auszurichten im Stande

sind, als ein einziger Russe. Die bloß thierische Kost scheint also nicht einmal hinlänglich nährend zu seyn. Alle sibirische Nomaden haben daher einen ungemein leichten Körper.

Wie die Speisen, so wirken auch die Getränke auf die Konstitution des Körpers. Gegohrne, starke Getränke, selbst mäßig genossen, bringen einen schnellen Umlauf des Blutes, eine größere Lebhaftigkeit des Geistes, und eine veränderte Mischung der Säfte hervor. Und wie Leib und Leben zerstörend ist nicht das Uebermaaß davon! Starke Branntweintrinker bekommen nach kurzer Zeit das Zittern in den Händen, und empfinden eine Schwächung der Kräfte. Bei jungen Personen besonders hindert der Genuß starker Getränke das Wachsthum und bringt eine Hagerkeit des Körpers zu Wege.

Zu häufiger Genuß des Bieres schwächt zwar die Kräfte auch, vermengt sich aber doch seiner öhligen und klebrigen Bestandtheile wegen, mehr mit dem Blute, treibt die Gefäße auf, und wird die Ursache eines aufgedunsenen Körpers. Der Wein, der gleichsam zwischen dem Branntweine und dem Biere mitten inne steht, kann ebenfalls nachtheilig wirken, wenn er nicht mäßig getrunken wird; und wahrscheinlich sind die Deutschen zum Theil auch darum nicht mehr das alte Riesenvolk, weil sie sich zu sehr an hitzige Getränke gewöhnt haben. Sowohl die Speisen als die Getränke erzeugen ganz eigene Krankheiten. Am Rhein ist ein Ausschlag der Haut sehr gewöhnlich; und die Ursache ist junger saurer Wein. In dem alten Westphalen sind Gicht und Scorbut gänge und gebe; und wahrscheinlich liegt der Grund davon in dem Genusse des vielen gesalznen Fleisches und des dicken Bieres.

Am nachtheiligsten wirkt der häufige Genuß warmer Getränke. Sie erschlaffen den Magen, und geben noch dazu wenige Nahrung. Daher so manche Krankheiten, von denen unsre Alten nichts wußten.

Ganz besonders nachtheilig wirkt bisweilen das Wasser auf den Körper. In der Nachbarschaft hoher Gebirge schreibt man nämlich demselben das Entstehen der Kröpfe zu. Die Indianer, welche am Fuße der Cordilleren wohnen, sind durchgängig mit Auswüchsen am Halse versehen. Eben so die Tyroler und Alpenbewohner. Bei einigen sind dieselben so übermäßig groß, daß sie den Leuten bis auf die Brust herabhängen. Die Weiber im Innern der bergigen Insel Sumatra tragen Kröpfe an sich, deren einige die Größe eines Straußeneies, oder gar eines Mannskopfs erreichen. Alle diese Auswüchse sind nichts anders, als Verstopfungen der wäßrigen Säfte, zwischen den Fetthäutchen des Halses, die man sonst vom Tragen auf dem Kopfe hat herleiten wollen, die man aber den besten Beobachtungen zu Folge, nur dem Wasser zuzuschreiben hat, welches allerhand unreine, sonderlich viele Kalktheile bei sich führt.

Diesen und ähnlichen Erfahrungen zu Folge bleibt es also wohl unwidersprechlich gewiß, daß nicht nur das Klima, sondern auch die Nahrungsmittel sehr großen Antheil an der körperlichen Beschaffenheit einzelner Menschen sowohl, als ganzer Völker haben.

K—r.

Die Kur durch Erdbeeren.

Herr D. Stöver berichtet uns in seiner interessanten Biographie des Ritters von Linnee, welche in 2 Bänden herausgekommen ist, daß dieser große Botaniker schon im 43sten Jahre seines Lebens, und zwar zuerst im Sommer des Jahres 1750 so heftige Anfälle vom Podagra bekommen habe, daß er weder Tag noch Nacht vor Schmerzen schlafen konnte. Die podagrische Materie ging aus einem Fuße in den andern über, zog dann in die Hände und in die übrigen Glieder. Man wurde mehr als ein-

mal in dieſer Periode für das Leben des Kranken beſorgt. Da es ihm faſt gänzlich am Appetit fehlte, ſo genoß er einmal zur Erfriſchung Erdbeeren — und hatte darauf ſeit langer Zeit den erſten ruhigen Schlaf. Er ließ ſich noch einige Portionen geben, verzehrte ſie mit großem Appetite, und — am zweiten Tage darauf verließ er, völlig wiederhergeſtellt, das Bett.

Im Sommer des folgenden Jahres (1751) fand ſich das Podagra, eben da Linnee zu Drottingholm, dem Schloſſe der verwittweten Königin von Schweden war, von neuem ein. Die verwittwete Königin fragte, ſobald ſie das blaſſe, Krankheit ankündigende, Geſicht des Naturforſchers ſahe, was ihm fehle? — Eine Schüſſel Erdbeeren erwiederte Linnee. — Man brachte ihm dieſe. Sie wurde mit großem Appetite genoſſen, und am folgenden Tage befand ſich der Kranke friſch und munter wieder im Naturalienkabinet. Einige Jahre hatte nun Linnee Ruhe. Nach 3 Jahren aber fand ſich das Podagra wieder ein, wiewohl ſchwächer als vorher. Die beliebten Erdbeeren wurden wieder zur Kur angewendet und thaten immer die gewünſchte Wirkung. Nun fing Linnee an, jeden Sommer regelmäßig Erdbeeren zu genießen. Sein Blut ſchien dadurch ganz gereinigt worden zu ſeyn, ſein Anſehn wurde munterer, ſeine Farbe blühender, und er blieb nun vom Podagra gänzlich befreit, ob er gleich ein Alter von mehr als 70 Jahren erreichte.

Lenke.

Der ſterbende Mathematiker.

De Lagny war ein großer Mathematiker, und ein Mann, der in ſeinem Studium lebte und webte. Als er in ſeiner letzten Krankheit ſchon das Bewußtſein verloren hatte, beſuchte ihn Maupertuis. Um den Kranken noch einmal zu ſich zu bringen, rufte

ihm Maupertuis die Worte ins Ohr: „Herr de Lagny, welches iſt das Quadrat von 12?“ „1441!“ antwortete der Kranke und ſtarb. K—r.

Seelenfrieden.

Ohne Seelenfrieden
Iſt das Leben öd' und leer,
Blüht kein Glück hienieden,
Drückt der Himmel ſchwül und ſchwer;
Alle Freuden welken hin
Flieht der engelreine Sinn.

Unruhvolles Sehnen
Hebt die gramerfüllte Bruſt,
Brennend heiße Thränen
Weint das Aug', der Schuld bewußt,
Und des Rächers Schreckbild
Scheucht kein Schlummer, leicht und mild.

Durch die Mitternächte
Dringt kein ſüßer Hoffnungſtrahl,
Der ihr Kühlung brächte
In dem wüſten Pilgerthal,
Durch des Lebens Winternacht
Ihm kein Stern der Ruhe lacht.

Auf bedornten Wegen
Wankt er ohne Schirm und Stab
Seinem Ziel entgegen,
Und ſinkt weinend in das Grab;
Selbſt im bängſten Todeskampf
Stärkt kein Engel ihn zum Kampf.

Ach! wem Seelenfrieden
Einmal aus dem Buſen flieht:
Ja dem iſt hienieden
Jeder kleine Reiz verblüht,
Leidend durch ſein eigen Herz
Heilet nie ſein tiefer Schmerz.

E. H. Schmitt.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 14. December 1811. 150.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Ueber die Blätter der Pflanzen.

Der größte Theil der Pflanzen iſt mit Blättern verſehen. Dieſe Blätter dienen keinesweges blos als Zierrathen, wie vielleicht der Unwiſſende glauben möchte, ſondern ſie haben einen weit höhern Zweck, welches ſich ſchon aus der großen Mannichfaltigkeit derſelben vermuthen läßt. Man findet große und kleine, ganz runde und länglich runde, glatte und gerippte, ſägeförmig ausgezackte, ſpieß- ſpeerförmige Blätter u. ſ. w., ſo daß Linnee 139 verſchiedene derſelben aufzählt, deren eigenthümliche Beſchaffenheit ſich deutlich mit Worten beſchreiben läßt. Man ſollte meinen, daß unter den Blättern von Einer Art, viele einander durchaus gleich ſeyn müßten; allein ſorgfältige Beobachter haben die Entdeckung gemacht, daß man unter hunderttauſend von derſelben Art auch nicht zwei findet, die ſich völlig gleich wären. So ähnlich ſich auch die Blätter Eines und deſſelben Baumes ſeyn mögen, ſo bemerkt man doch zwiſchen ihnen auffallende Unterſchiede, wenn man ſie genau mit einander vergleicht.

Unſtreitig muß die verſchiedene Geſtaltung der Blätter für den Zweck und für die eigenthümliche Beſchaffenheit der Pflanze berechnet ſeyn, ungeachtet der menſchliche Scharfſinn noch nicht über die Art und Weiſe ins Reine gekommen iſt. Wie wollte auch dieß bei der Beſchränktheit der menſchlichen Sinnenwerkzeuge möglich ſeyn! Einige Auskunft darüber läßt ſich indeſſen doch geben. Diejenigen Pflanzen z. B., welche ſehr ſaftige Früchte tragen, ſind gewöhnlich mit großen und breiten Blättern verſehen. Hieraus erwächſt ein zweifacher Vortheil für die Pflanze. Theils bedecken die Blätter die Stengel und Früchte, damit beide nicht zu ſehr von der Sonnenhitze leiden; theils können ſie aus der Luft deſto mehrere Feuchtigkeiten an ſich ziehen, und die Wurzeln in ihrem Ernährungsgeſchäft unterſtützen. Der Weinſtock kann hier zur Erläuterung dienen. Seine breiten, großen Blätter ſind ganz für den Vortheil der Frucht berechnet. Durch die Menge der Blätter wird das Gedeihen und Reifen der Traube ungemein befördert. Bisweilen glauben die Eigenthümer der Weinſtöcke, den Trauben, die tief unter den Blättern verborgen ſtecken, einen Dienſt zu leiſten, wenn ſie die Blätter entfernen, und dadurch der Traube mehr Sonnenlicht verſchaffen; allein gerade unter den Blättern gedeiht die Frucht am beſten, indem dadurch die zu ſtarke Ausdünſtung verhindert, und von der andern Seite mehr Nahrungsſaft zugeführt wird. Die, von der Blätterdecke entblößten, Trauben bekommen weder die gehörige Größe, noch den natürlichen Wohlgeſchmack.

Sogar die Stiele der Blätter ſind verſchieden geformt. Einige derſelben bilden gleichſam eine Rinne; ſo daß die Feuchtigkeiten, die von oben auf das Blatt fallen, nach dem Auge hinfließen, und dieſes bewäſſern können. Manche Blätter haben vornämlich auf der nach unten zu gekehrten Seite viele feine Gefäße, die zum Einſaugen der, in der Luft be-

findlichen, Feuchtigkeit geschickt sind. Die untere Seite ist viel rauher, als die obere, und eben daher zum Einsaugen tauglicher. Legt man dergleichen Blätter mit der untern Seite aufs Wasser, so erhalten sie sich oft Monate lang frisch; dagegen verwelken sie nach wenigen Tagen, oder gehen in Fäulniß über, wenn sie mit der obern Seite auf dem Wasser schwimmen. Das Einsaugegeschäft überhaupt geht vorzüglich zur Nachtzeit vor sich, weil um diese Zeit die meisten Dünste aus der Luft abgeschieden werden, die den Pflanzen zur Nahrung dienen. Am Tage hingegen dünsten die Blätter aus, und sorgfältige Versuche haben gelehrt, daß von 50 Tropfen eingesogener Feuchtigkeit 49 Tropfen wieder durch die Verdünstung fortgehen.

Auch die Stellung der Blätter um die Zweige und Stengel herum, hängt mit der eigenthümlichen Beschaffenheit des Gewächses genau zusammen. Bei einigen Pflanzen stehen die Blätter nach allen Seiten zu, einzeln an den Stengeln und Zweigen; bei andern stehen sie paarweise einander gegenüber. Einige Pflanzengattungen haben ihre Blätter rings um den Stengel, wie die Speichen eines Wagenrades ausgebreitet; noch andere haben nicht mehr als 5 Blätter in jeder Ordnung, so daß viele dergleichen Ordnungen über einander stehen, und jede derselben ein richtiges Fünfeck bildet. Diese und ähnliche Stellungen der Blätter waren nothwendig, wenn alle innern Gefäße ihre Bestimmung erreichen, und ein Blatt das andere in seinem Wachsthume und im Auffangen der Feuchtigkeiten nicht hindern sollte.

Und welche Künstlichkeit bemerkt nicht schon der flüchtige Beobachter in dem innern Bau und in dem Gewebe der Blätter! Wenn man die Gerippe betrachtet, die zur Herbstzeit zu tausenden am Boden liegen, so entdeckt man sehr leicht die mannichfaltigen Fasern, aus denen das ganze Gewebe besteht. Noch deutlicher wird man davon überzeugt, wenn man

ein Blatt eine Zeitlang im Wasser weichen läßt, alsdann die starke obere gleichsam gefirnißte, Haut abzieht, und das inwendige Mark behutsam losmacht.

Ein solches Gerippe ist hinlänglich, auch den Ungläubigsten zu überzeugen, daß auch in diesem, dem Anscheine nach, so einfachen Theile der Pflanze, eine äußerst kunstvolle Zusammensetzung statt finde; und es ist nichts gewisser, als daß auch die kleinsten Röhrchen und Fäserchen nach weisen Absichten getrennt sind. Ihre genaue Verbindung unter einander dient dazu, daß der Saft, den sie aus dem Stamme und aus der Luft erhalten, sich durch das ganze Blatt verbreiten, und vermittelst des Stieles, sich in die Zweige zurück ergießen kann.

Die Pflanzen erhalten ihre Nahrung keinesweges allein aus der Erde durch die Wurzeln, sondern vielmehr großentheils aus der Luft durch die Blätter; und man könnte fast sagen, daß die Gewächse, und namentlich die Bäume, eben sowohl in die Luft, als in die Erde gepflanzt sind. Die Bäume gehen daher leicht ein, wenn man ihnen alle Blätter nimmt, oder wenn diese von den Raupen abgefressen werden. Eher können die niedrigen Gewächse ohne Blätter bestehen, weil bei diesen bloß ein dünner Halm zu ernähren ist. Insbesondere scheinen die Herbstblätter bei manchen Bäumen bestimmt zu seyn, das Leben derselben zu erhalten.

K—r.

Was eine Wurst für Unheil anrichten kann!

In einer großen Stadt fand sich vor einiger Zeit der Direktor einer ganz besondern Art von Schauspieler-Gesellschaft ein. Sein ganzes Personale bestand nämlich aus Hunden. Diese vierbeinigen Acteurs übertrafen indessen viele ihrer zweibeinigen Collegen durch ihre große Kunstfertigkeit. Der Schauplatz war in einer Bretterbude im Freien, und die

Neuheit der Sache lockte eine zahlreiche Menge Menschen dahin. Nie gesehene Künste kamen hier zum Vorschein, und Niemand verließ den Ort unbefriedigt. Besonders bewunderte man eine Spazierfahrt. Es kam nämlich ein Staatswagen gezogen von sechs zierlich angeschirrten Hunden, welche an Anstand den stattlichsten neapolitanischen Pferden nichts nachgaben, zum Vorschein. Zwei große Doggen, als Prinz und Prinzessin in prächtigen Gallakleidern, saßen als Herrschaften im Wagen, ein wohlbeleibter weißer Pudel, mit dem unvergleichlichsten Schnurrbart als Kutscher auf dem Bock, und zwei Windspiele in Staatslivree, standen als Lakoien hinten auf. Die, im Wagen sitzende, Herrschaft grüßte im Vorbeifahren die Zuschauer mit vieler Artigkeit. Die Promenade endigte sich gewöhnlich damit, daß die Equipage vor einem großen Palais stille hielt. Dort wurden die Flügelthüren geöffnet, die Herrschaft stieg aus, schickte ihren Wagen wieder zurück und wurde durch die Bedienung ins Haus gebracht. Wegen der Pünktlichkeit und Ordnung, mit welcher jeder seine Rolle dabei spielte, hatte dieser Zug jederzeit vielen Beifall gefunden, und immer ein lautes Bravo! und Beifallklatschen eingeärntet.

Einer von den Zuschauern kam entweder aus Neugierde, um zu erfahren, ob die Fassung und Enthaltsamkeit der Thiere auch gegen die Einwirkungen des natürlichen Instinkts Probe halten würde, oder vielleicht aus schadenfrohem Muthwillen, sie aus ihrer ernsthaften Rolle in eine sehr lächerliche fallen zu sehen, auf den Einfall, einige Würste mit in das Theater zu nehmen. Die Herrschaft kam bei ihm vorüber, und grüßte ihn aufs herablassendste. Er zog die verborgenen Würste hervor, und warf sie unbemerkt in den Wagen. Der Erfolg war leicht vorauszusehen. Die Herrschaft vergaß ihre hohe Würde sogleich, und an die Stelle des erhabensten Stolzes trat plötzlich die niedrigste Freßbegierde.

Der Prinz und die Prinzessin schnappten plötzlich nach den hingeworfenen Würsten. Der Geruch davon theilte sich augenblicklich der Nase des Kutschers mit, ging auf die hintenaufstehenden Lakaien über, und pflanzte sich endlich sogar auf die Pferde fort. Der Kutscher warf seine Peitsche weg, und fiel mit den Lakaien über die Herrschaft her; die Pferde verwickelten sich in die Stränge und sprangen zurück: kurz, Niemand war mehr auf seinem Posten, und aus dem wohlgeordneten Zuge war ein bunter Knaul geworden, in dessen Mitte um die Würste gekämpft wurde. Alle Achtung und Subordination hatte aufgehört, Kutscher, Pferde, Bedienten und Herrschaft waren sich hier gleich, und zerzausten sich, siegend und besiegt, so lange, bis von dem verderblichen Zankapfel nichts mehr verhanden war.

Der Directeur war gleich Anfangs erschrocken herbeigelaufen, und peitschte aus Leibeskräften auf die erhitzten Thiere los. Diese ließen sich indessen nicht irre machen, und die Gegenwart ihres Prinzipals diente nur dazu, die Verwirrung zu vermehren. Unter den Zuschauern entstand ein allgemeines Gelächter, und es blieb dem armen Mann nicht übrig, als den Vorhang niederzulassen, und seine Vorstellung diesmal zu schließen.

Am folgenden Tage las man am Eingang der Bude, eine Bitte an ein hochzuverehrendes Publikum, wodurch dasselbe auf das höflichste ersucht wurde, doch ja alles zu unterlassen, wodurch eine ähnliche Störung veranlaßt werden könne. Die Freigebigkeit eines der hohen Zuschauer habe gestern eine so nachtheilige Wirkung auf den größten Theil des Theaterpersonale gehabt, daß es der Directeur in mehrern Wochen nicht wagen dürfe, ihm Rollen anzuvertrauen, ja er fürchte sogar, daß sein bester Acteur vielleicht auf immer vom Theater würde verabschiedet werden müssen, um künftig bloß an der Kette Dienste zu thun. Hußell.

Entschlossenheit einer deutschen Gräfin aus dem 16ten Jahrhundert.

Im Schmalkaldischen Kriege kam ein Theil der Armee Kaiser Karls V., unter den Befehlen des Herzogs von Alba, i. J. 1547 auch über Rudolstadt. Die Gräfin Katharina, eine gebörne Fürstin von Henneberg, damals Wittwe, hatte für ihr Land eine Salve Garde erhalten, und der Herzog von Alba nebst mehrern vornehmen Herren, erbaten sich von der Gräfin auf ihrem Schlosse zu Rudolstadt ein Morgenbrot.

Die Gräfin bewilligte dies und bewirthete ihre vornehmen Gäste so gut sie nur konnte.

Unterdessen lief die Nachricht ein, daß die spanischen Truppen, der Salve Garde ungeachtet, im Lande plünderten, Geld erpreßten, das Vieh von den Dörfern hinwegtrieben und vielerlei Grausamkeiten verübten.

Die muthvolle und entschlossene Gräfin ließ sogleich ihre Vasallen herbeikommen, die Waffen ergreifen, selbst ihre Bedienten bewaffnen, und alle Pforten des Schlosses zuschließen und bewachen. Darauf trat sie in das Zimmer, in welchem ihre Gäste das Frühstück einnahmen, und erzählte was die spanischen Truppen gethan hatten.

Man entschuldigte sich so gut man konnte; allein die Gräfin forderte vom Herzoge von Alba kurz und nachdrücklich einen schriftlichen Befehl an seine Soldaten, das geraubte Vieh und Geld wieder herauszugeben.

Der Herzog zeigte dazu keine Lust.

Sogleich ließ die heroische Gräfin einige ihrer tapfersten Ritter vollkommen gerüstet in das Zimmer treten und erklärte mit Entschlossenheit: „Keiner ihrer Gäste würde aus dem Schlosse kommen, wofern man das Geraubte nicht wieder zurückgäbe. Ja, wollte man Gewalt brauchen, so sollte keiner der Anwesenden lebendig aus ihrem Zimmer kommen.“

Der Herzog von Alba erblickte nicht ohne Erstaunen die gewappneten Ritter im Zimmer, welche versicherten, daß sie Gewalt mit Gewalt vertreiben würden.

Der Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher sich in der Gesellschaft des Herzogs von Alba befand, zog jetzt diesen auf die Seite, und sprach heimlich mit ihm. Bald darauf stellten beide der Gräfin die verlangte Ordre an die Soldaten aus, mit Meldung der Gefahr, in welcher sie sich befänden, wenn der Raub nicht zurückgegeben würde.

Die Ordre wurde nun ungesäumt abgeschickt, und die Gäste, denen es vermuthlich nicht länger hier gefiel — wollten sich jetzt entfernen. Allein die Gräfin trat ihnen mit den Rittern wieder in den Weg und versicherte, daß sie ihre Gäste nicht eher entlassen könne, als bis man ihr von der Wiedererstattung des Raubes zuverlässige Nachricht gegeben hätte.

Diese Nachricht kam endlich. Nun forderte die kluge Gräfin dem spanischen Feldherrn sein Ehrenwort ab, sich wegen des Vorgefallenen weder an ihr noch an ihren Unterthanen zu rächen.

Auch dieses erhielt sie. Und nun entfernte sich der Herzog von Alba, ohne ein Wort zu sagen. Der Herzog Heinrich von Braunschweig aber gab der Gräfin seinen Beifall durch ein sanftes Lächeln zu erkennen, und die Gräfin erhielt wegen ihrer Entschlossenheit überall, wo man diese Geschichte erzählte, verdienten Beifall.

Lenke.

Dauer.

Schneide den Namen in junge Bäume; nie schwinden die Spuren.
Was der Jüngling gelernt, schimmert im Alter noch durch.

Ziehnert.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Montags, den 16. December 1811. 151.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Bruchstücke aus dem Leben des Komponisten Quanz, Kammermusikus bei Friedrich II.

Nicht die Geburt, sondern das Talent zeichneten diesen Künstler aus.

Joh. Joachim Quanz, im Jahr 1697 geboren, war der Sohn eines Hufschmiedes in dem Hannöverschen Dorfe Oberscheden. Sein Vater hatte ihn ebenfalls zum Hufschmiede bestimmt, starb aber schon als der kleine Quanz erst 10 Jahr alt war. Der Knabe kam nun zu seines Vaters Bruder, dem Stadtmusikus zu Merseburg, wo er 5 Jahre in der Lehre stand. *) Das erste Instrument, das er hier lernte, war die Violine, wozu er auch damals die meiste Lust hatte. Bald aber versuchte er es auch mit mehrern blasenden Instrumenten, als der Posaune, dem Waldhorn u. s. w. Auch auf die Erlernung des Klaviers dehnte er seinen Fleiß aus, und benutzte bei seinem Lehrherrn, der keiner von den ganz gewöhnlichen Stadtmusikanten war, die neuesten und besten Kompositionen.

Nachdem Quanz in Merseburg seine Lehrjahre vollendet hatte, verließ er im Jahre 1714 diese Stadt, und machte sich nach Dresden auf den Weg, um dort Kondition zu suchen. Er fand sie aber nicht, und setzte seinen Wanderstab nach Radeburg fort, wo ihn der Stadtmusikant als Geselle annahm. Bald darauf brannte dieses Städtchen ganz ab, und Quanz ging nun nach Pirna in Kondition.

Nachdem er sich hier einige Zeit aufgehalten hatte, ging er wieder nach Dresden und wurde dort Stadtmusikantengeselle.

Im Jahre 1718 kam er in die sogenannte polnische Kapelle August's II. als Hoboist mit einem jährlichen Gehalt von 150 Thalern.

Jetzt vertauschte er die Violine, die bisher sein Hauptinstrument gewesen war, mit der Hoboi und bald darauf mit der Querflöte. Er legte sich mit Eifer aufs Komponiren und setzte für sich selbst eigene Flötenstücke auf.

Im Jahr 1723 fand er Gelegenheit, einer ganz eigenen musikalischen Feierlichkeit beizuwohnen. Kaiser Karl VI. hatte in diesem Jahre bei seiner Krönung zum Könige von Böhmen, die größten Virtuosen aus Europa nach Prag verschrieben. Man führte hier unter freiem Himmel eine große Oper auf, worin 100 Personen sangen, und 200 auf Instrumenten spielten. Quanz spielte dabei die Hoboe. Der Kapellmeister des Kaisers wurde, weil ihn das Podagra am Gehen hinderte, zu dieser Oper von Wien nach Prag in einer Sänfte getragen, und hatte die Ehre, seine Musik nicht weit vom Kaiser sitzend, anzuhören.

Nach dieser Feierlichkeit kehrte Quanz nach Dresden zurück, und erhielt von dort einen Ruf nach Würzburg. Der Bischof daselbst hatte ihn auf der

*) Seines Vaters Bruder starb schon ein Vierteljahr darauf; allein dessen Nachfolger, mit Namens Fleischhack behielt ihn in der Lehre.

Flöte blaſen gehört, und bot ihm, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen, Dienſte an.

Allein Quanz wollte lieber den, längſt in ſeinem Herzen genährten, Wunſch befriedigen, eine Reiſe nach Italien, dem Vaterlande der ſchönen Künſte, zu machen.

Er ging zuerſt nach Rom, und lief dort in der drückendſten Hitze in allen Kirchen und Klöſtern herum, um — Muſik zu hören, wobei er ſich ſogar ein Fieber holte, welches ihn mehrere Wochen lang zuſammen ſchüttelte. Im Jahre 1725 ging Quanz nach Neapel, machte hier mit dem berühmten Tonkünſtler, Scarlatti Bekanntſchaft, und gewann durch ſeine ausgezeichnete Talente die Gunſt dieſes großen Komponiſten ſo ſehr, daß dieſer nicht allein ein paar Flötenſolo's blos für Quanzen komponirte, ſondern ihn auch in verſchiedenen vornehmen Familien einführte.

Quanz beſuchte, nachdem er ſich einige Zeit in Neapel aufgehalten, und fleißig in ſeiner Kunſt geübt, auch einer Marcheſe in der Muſik Unterricht gegeben hatte, die Städte Florenz, Bologna, Ferrara, Padua und Venedig, und hörte überall ſoviel gute, mittelmäßige und mit unter auch ſchlechte Muſik, als er nur immer konnte.

In Venedig erhielt er vom Könige Auguſt II. die Erlaubniß, auch Paris zu beſuchen. Er machte von dieſer Erlaubniß Gebrauch, fand aber die franzöſiſche Muſik nicht nach ſeinem Geſchmack. Mehr Befriedigung gewährte ihm dagegen die Muſik in England, wohin er ſich ebenfalls begab. In London machte er perſönliche Bekanntſchaft mit dem großen Händel, der ihn ſogar zu bewegen ſuchte, ſich in London niederzulaſſen. Allein Quanz glaubte ſich ſeinem Monarchen zu ſehr verpflichtet, als daß er von dieſem, für ihn ſo ehrenvollen, Anerbieten Gebrauch hätte machen ſollen, und kehrte im Jahre 1727 wieder nach Dresden zurück.

Hier dachte er nun über das, was er in ſo vielen Städten und Ländern gehört und gelernt hatte, nach, und ſuchte die große Maſſe ſeiner eingeſammelten Ideen in Ordnung zu bringen. Er glaubte, nicht bloß andere kopiren zu müſſen, ſondern wollte lieber ſeinen eignen Weg gehen und Original ſeyn. Er ſuchte ſich daher eine eigenthümliche Manier zu bilden, und wendete auf ſeine Kompoſitionen ſoviel Zeit, daß er auf das, was er vorher in einer oder etlichen Stunden fertig gemacht hatte, nun oft ſo viele Tage verwandte.

Seine erworbnen Geſchicklichkeiten blieben in Dresden weder unbemerkt noch unbelohnt. Er erhielt im Jahr 1728 eine Stelle in der königlichen Kapelle mit einem anſehnlichen Gehalte; und ſeit dieſer Zeit widmete er faſt alle ſeine Talente der Flöte.

Von Dresden aus begleitete er ſeinen König noch in demſelben Jahre an den Hof nach Berlin, wo ihm die Königin von Preußen, welche eine kleine Kapelle hatte, von ſeiner Kunſt bezaubert, ſogleich Dienſte mit 800 Thalern jährlichen Gehalt, anbot. Quanz hätte dieſes Anerbieten ſehr gern angenommen; allein Auguſt wollte ihn nicht von ſich laſſen, gab ihm jedoch die Erlaubniß, ſich jedes Jahr zweimal einige Zeit in Berlin aufhalten zu dürfen. Quanz reiſete nun alle Jahre regelmäßig nach Berlin, und wurde, da eben damals Friedrich, als Kronprinz von Preußen, die Flöte zu erlernen wünſchte, ſein Lehrmeiſter auf dieſem Inſtrumente.

Gleich in den erſten Tagen ſeines damaligen Aufenthaltes zu Berlin, machte Quanz den Anfang mit den Lehrſtunden, und Friedrich ſetzte ſodann die Uebungen auf der Flöte eifrig fort. Die Reiſen aber, welche Quanz deswegen nach Berlin machte, mußten beſonders anfänglich ſehr geheim gehalten werden, denn Friedrichs Vater, (Friedrich Wilhelm I.) der ſeinen Kronprinzen bloß zum Soldaten zu bilden ſuchte, ſollte davon nichts wiſſen, weil derſelbe ſich

sehen war, daß er seine Einwilligung nicht dazu geben würde.

Im Sommer des Jahres 1730, kurz vorher ehe der König Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen die Reise durchs Reich bis nach Wesel anstellte, war Quanz auch in Berlin, um mit dem Kronprinzen zuweilen schon früh Morgens um 6 Uhr, gewöhnlich aber Nachmittags von 4 — 7 Uhr zu spielen.

Schon damals war das Mißvergnügen zwischen dem Könige und dem Kronprinzen sehr groß, und dieser suchte zu der Zeit in den meisten Dingen gerade das Gegentheil von dem zu seyn, was sein Vater war. Vormittags mußte sich Friedrich, so gut es gehen wollte, Zwang anthun. Er mußte sich in eine enge Uniform zwängen, einen steifen Zopf tragen, und abgemessene Soldatenschritte machen.

Allein nach der Mittagstafel, wenn er in seinem Zimmer sich selbst überlassen war, wollte er darin auch ganz zwanglos seine Zeit zubringen. Er ließ sich dann gewöhnlich nach damaliger Mode frisiren, band einen Haarbeutel ein, zog einen goldbrokatenen Schlafrock an, studirte schöne Wissenschaften und — übte sich auf der Flöte.

So angezogen war auch Friedrich an einem Tage, da eben Quanz mit ihm die Flöte spielte, als plötzlich der Liebling Friedrichs, der nachher so unglücklich gewordene Herr von Katte, eilig ins Zimmer sprang, und erschrocken meldete, der König käme, und sey schon ganz nahe.

Der König kannte bereits seines Sohnes Neigung zu den Büchern und zu der Musik; beides war ihm höchst unangenehm, und er wollte also den Kronprinzen einmal überraschen. Herr von Katte ergriff in größter Eile den Kasten mit den Flöten und Musikalien, nahm den armen, höchst erschrockenen Quanz bei der Hand, und sprang mit ihm und dem Kasten in ein kleines Nebenkabinet. Hier

mußten sie über eine halbe Stunde aushalten, und Quanz, der nachher mehrern von seinen Freunden dieses kleine Abentheuer erzählte, zitterte um so mehr, weil er einen rothen Rock anhatte, eine Farbe, welche dem Könige Friedrich Wilhelm äußerst zuwider war.

Der Kronprinz hatte inzwischen sich in möglichster Geschwindigkeit, in seine Soldatenuniform geworfen, allein — der fatale Haarbeutel, war so geschwind nicht wegzubringen. Man kann leicht denken, welch eine lächerliche Figur der Kronprinz im preußischen Soldatenrocke und mit dem Stutzerhaarbeutel gespielt haben müsse!

Der König merkte sogleich an der Verlegenheit seines Sohnes, daß es hier nicht richtig wäre, entdeckte auch bald die, hinter den Tapeten verborgenen, Schränke, worin sich Bücher und — Schlafröcke befanden.

Die Schlafröcke wurden sogleich, als ganz unsoldatische Kleidungsstücke, in ein großes Feuer geworfen, die Bücher hingegen befahl der König an den Buchhändler Haude in Berlin zu verkaufen. — Dieser hob die Bücher zum beliebigen Gebrauch des Kronprinzen auf, der von ihm einzeln abholen ließ, was er eben brauchte, bis ihm, nach seiner Thronbesteigung, die ganze Bibliothek wieder zugestellt wurde. Quanz ward endlich, nachdem der König sich wieder entfernt hatte, aus seinem Schlupfwinkel und zugleich von seiner großen Herzensangst befreit, ward aber nachher bei seinem wiederholten Aufenthalte in Berlin desto vorsichtiger, und erschien auch besonders nie wieder in einem rothen, sondern in einem grauen oder blauen Rocke.

(Beschluß folgt.)

Er will einäugig bleiben.

Ein reicher Gutsbesitzer ward auf beiden Augen blind. Er zog den berühmten Grandjean zu Rathe. Dieser erklärte ihm, daß der schwarze Staar seine Augen bedrohe, und daß es die höchste Zeit sey, demselben durch eine Operation zuvor zu kommen, für deren glücklichen Ausgang er stünde. Der Patient erkundigte sich, wieviel dieß kosten würde; und der Augenarzt verlangte 50 Louid'or. Der Gutsbesitzer schrie laut auf über die starke Forderung, und wollte handeln; aber Grandjean erklärte, daß er sich in keine weitere Unterhandlung einlassen würde, sondern daß es bei der geforderten Summe bleiben müsse. Der Patient mußte also nachgeben, und nach einigen Tagen begann die Operation in der Wohnung desselben. Nachdem der Staar vom rechten Auge abgenommen war, schrie der Patient voll Entzücken laut auf, und freute sich, daß er alles vollkommen sähe. „Wohlan," sagte Grandjean, „so wollen wir ans linke Auge gehen." „Halten Sie ein wenig!" erwiederte der Halbgeheilte, „Sie bekommen 50 Louisd'or für die ganze Operation, das macht 25 für jedes Auge. Ich sehe jetzt so gut, als nöthig ist; ich begnüge mich mit einem Auge; mir auch das zweite öfnen zu lassen, wäre ein unnöthiger Luxus. Hier sind 25 Louisd'or, ich sehe mit einem Auge genug, und will einäugig bleiben!"

K—r.

Unpartheilichkeit.

In Florenz lebte ein Mann aus dem Hause Medicis, dessen Umstände sehr zerrüttet waren, und der Niemandem bezahlte. Als ihn einer seiner Gläubiger hatte vor Gericht laden lassen, fand er sich dadurch so beleidigt, daß er zum Alexander von Medicis, dem Herzog von Florenz, eilte, um diesen zur Rache aufzufordern. Er beklagte sich bitter über die Unverschämtheit der Gläubigers und über den Schimpf, den er gewagt hätte, ihm zuzufügen, ohne Rücksicht auf Seine Hoheit mit der er die Ehre habe, verwandt zu seyn. Die ganze Antwort des Herzogs war: „Nehmen Sie Sich in Acht, wenn man Sie ins Gefängniß wirft: so ist der Schimpf noch viel größer."

Hesse.

Die Waise.

Ach, laßt mir doch die stillen Thränen,
Verscheucht mich nicht mit meinem Schmerz!
Es trägt ja dieses bange Sehnen
Allein mein armes, krankes Herz!

Einst ging ich durch ein lachend Eden,
Der Himmel schwamm im Rosenschein,
Die warmen Hoffnungslüftchen wehten,
Und alle Blumen waren mein.

Die Freude bot zum warmen Kuße
Mir ihre Lippe sanft und rein,
Die Freundschaft lud zum Hochgenuße
Mich traut und zärtlich grüßend ein.

Da war ich seelig. Ach, hienieden
Ist alles nur ein leichter Traum;
Bald schwand der goldumsäumte Frieden,
Und leer von Blumen war der Raum.

Allein im grenzenlosen Leben,
Allein und einsam steh' ich da!
Kein Herz will sich dem meinen geben,
Kein milder Blick wohl fern und nah.

Drum laßt mir doch die stillen Thränen,
Verscheucht mich nicht mit meinem Schmerz!
Es trägt ja dieses bange Sehnen
Allein mein armes, krankes Herz. —

Carl Grumbach.

Neue
Jugend-Zeitung.
No. Donnerstags, den 19. December 1811. 152.
Industrie-Comtoir in Leipzig.

Winterabenderzählungen.

Der Schatzheber.

(Beschluß.)

Inzwischen beschäftigte sich Wanzürk zu Hause sehr angenehm mit seinen Ideen, und man erräth leicht, welches der Gegenstand derselben war.

Er wollte nun schon den kleinen großen Herrn spielen, und zuvörderst den Herrn Amtmann wenigstens im Aeußern nachahmen.

Diesen hatte Wanzürk sehr oft im Schlafrock und in der Zipfelmütze gesehen. Beide Kleidungsstücke wollte er sich nun zuvörderst auch zulegen. Die Frau mußte in der benachbarten Stadt Kattun zu einem Schlafrock kaufen, und für einige Zipfelmützen sorgen. Zugleich sollte sie einige Pfund Kaffee, Zucker und guten Tabak einkaufen.

Die Einwendungen der ehrlichen Hausfrau wurden nicht gehört, oder ungestüm beantwortet. Sie kaufte daher um des lieben Hausfriedens willen, was ihr Mann bestellt hatte, schneiderte ihm sodann in eigener Person seinen Schlafrock zusammen, und zierte sein Haupt mit einer großen Zipfelmütze.

Nun war dem Schatzgräber auch seine gewöhnliche Mahlzeit zu schlecht. Die Frau mußte besseres Essen bereiten, und alles herbeischaffen, was ihr Haus vermochte — alles auf Rechnung des verwahrten Schatzes, der ja nun bald angegriffen werden konnte. Binnen acht Tagen war das vorräthige Geld rein ausgegeben. Während dieser Zeit hatte sich Wanzürk nicht im Amthause blicken lassen. Montags drauf meldete sich nun der Amtsvogt nochmals. Man denke sich sein Erstaunen, als er den alten Wanzürk im Schlafrocke, mit der Zipfelmütze auf dem Kopfe und einer langen Pfeife in der Hand, stolz und selbstgenügsam dasitzen sahe!

Wie? Ist Er's, oder ist Er's nicht? redete er den Alten an. Wie stehts denn mit der Gesundheit? Er scheint sich ja recht wohl zu befinden.

O Ja — ich befinde mich recht wohl —

Nun der Herr Amtmann möchte gern wissen, ob Er heute, zum Anfange der neuen Woche, nicht auf den Hof kommen wird — und was endlich daraus werden soll?

Was daraus werden soll? fragt Er. Sage Er nur dem Herrn Amtmann meinen schönen Gruß. Ich würde nun alt und stumpf — hätte lange genug gearbeitet, und wollte nun endlich auf meine übrige Tage der Ruhe genießen. —

Er ist wohl gar ein reicher und vornehmer Herr geworden! —

Wie man's nehmen will — sage Er nur dem Herrn Amtmann, was ich Ihm aufgetragen habe, Der Amtsvogt entfernte sich mit noch größerm Erstaunen als das erstemal, und erzählte dem Amtmann alles, was er gesehen und gehört hatte.

Der Amtmann war mit der Aufführung Wanzürks bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt so zufrieden gewesen, daß ihn die sonderbare Erzählung des

Wogts mehr befremdete als erzürnte. Ja, er fing endlich an zu lachen und sagte:

Vielleicht will der alte Mann von seinen paar gesammelten Thalern einmal den großen Herren spielen. Laßt ihn nur gehen. Wenn das Geld verthan ist, wird er sich schon wieder melden.

Der Gerichtsdiener bezweifelte dies in seinem Herzen. Weil er jedoch wußte, wie gut der alte Wanzürk bei seinem Amtmann bisher gestanden hatte, so sagte er weiter nichts in Gegenwart desselben, hielt sich aber für sein Stillschweigen beim Amtmann reichlich dadurch schadlos, daß er die Begebenheit im ganzen Dorfe bekannt machte, mit seinen eigenen Vermuthungen ausschmückte, und endlich das Resultat herausbrachte: der alte Wanzürk müsse einen Schatz gehoben haben.

Da entstand nun unter den Dorfbewohnern ein großer Lärm. Nichts war ihnen gewisser, als die Vermuthung des Amtsvogts. Manche hatten es schon bemerkt, daß im Hause des gewesenen Tagelöhners alles besser herging, als vorher. Wie viele Neider hatten auf einmal die guten Leute!

Diese hingegen waren vor der Hand nichts weniger, als beneidenswerth. Sie hatten auch nicht einen Groschen Geld mehr übrig, und es war hohe Zeit, den Schatz zu öffnen. Heute war nun der neunte Tag, und morgen — morgen konnte der Topf mit dem Schatze geöffnet werden.

Allein für heute war auch nicht das Geringste weder in Küche noch im Keller vorräthig. Vater Wanzürk hatte sich schon zu sehr an einen guten Tisch gewöhnt, als daß es ihm nicht höchst schwer geworden wäre, wenn er heute sich zum Fasten bequemen müßte.

Die gute Hausfrau war in ihrem Leben noch nicht in solcher Verlegenheit gewesen, als heute. Soviel Geld im Hause, und doch so dürftig!

Hätte ihr Jemand im Dorfe nur einen Thaler geliehen, sie würde ihn gern morgen mit 5 Thalern aus ihrem Schatztopfe erstattet haben.

Da ihr indeß nicht verborgen geblieben war, welches Gerücht sich bereits im Dorfe von ihrem Reichthum verbreitet hatte, so erlaubte ihr eine gewisse Scham durchaus nicht, Jemand um Geld anzusprechen.

Sie fiel endlich auf den Gedanken, Etwas von dem Schatze zu antizipiren, so hoch es auch in Geist verpönt hatte.

Was ists nun mehr? sprach sie bei sich. Heute oder Morgen. Und was hilft mir das Geld im Hause, wenn ich es nicht gebrauchen soll.

Allein es war gleichwohl schwer, ihre Gedanken auszuführen. Denn sie wußte recht gut, daß sich ihr Mann streng an das Gebot des Geistes halten und ihr durchaus nicht erlauben würde, einen voreiligen Griff in den Schatztopf zu thun. Wie sollte sie aber den Mann aus der Stube entfernen, wo der Schatz verschlossen war? Wanzürk hatte ihn bisher mit der größten Sorgfalt gehütet, und sich kaum auf Augenblicke aus der Stube entfernt.

Endlich brachte sie ihn unter dem Vorwande, die Stube etwas zu reinigen, doch dahin, daß er seinen Lehnstuhl verließ, und sich auf die Bank an der Hausthüre setzte.

Während der Zeit machte sich die Frau über den Kasten her, worin der Geldtopf verschlossen war. Zum Unglück aber wollte keiner ihrer Schlüssel seine Dienste thun. Denn den Schlüssel zur Lade hatte der Mann zu sich gesteckt. Sie brauchte alle Gewalt, rüttelte stark an dem alten Deckel der Lade, und riß diese endlich mit einem lauten Gekrache auf.

Der Mann hörte das Geräusch vor der Thüre, merkte Unrath, und eilte schnell in die Stube zurück, wo er sein vor Schreck halb todtes Weib vor der geöffneten Lade kniend fand. Sie hatte sich

den Deckel des Topfes geöffnet, und erblickte gleich oben in dem Schatztopfe alte Stücken Zinn. —

Auch der Mann warf einen flüchtigen Blick auf den Topf und erblickte — daſſelbe. Welcher Anblick! welche höchſt unangenehme Täuſchung!

Sprachlos ſahen beide Eheleute einander eine Minute lang an, dann aber ging die getäuſchte Erwartung des Mannes in ſchreckliche Wuth über; denn der Verblendete bildete ſich wirklich ein, daß die frühere Eröffnung des Geldtopfes ihn um ſein ganzes Glück gebracht habe. Man unterſuchte jedoch nun, da der Schade einmal geſchehen war, den Topf näher, und fand unter den alten Zinnſtücken, welche die Größe der harten Thaler hatten, geſchnittene Erdäpfel und unten Steine. Jetzt, da ſich Wanzürk von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, ſeinen Schatz wieder herzuſtellen, brach ſeine Wuth von neuem aus, und er vergaß ſich ſo ſehr, daß er einen Stock ergriff, und damit unbarmherzig auf ſeine Frau losſchlug. Dieſe rettete ſich endlich mit genauer Noth, eilte in das Amthaus, und erzählte dort die ganze Geſchichte ihres Mannes.

Der Amtmann ſchickte ſogleich einen Amtsdiener zu Wanzürk, und ließ ihn zu ſich fodern. Wanzürk entſchuldigte ſich damit, daß er jetzt krank wäre und unmöglich aus dem Hauſe gehen könne.

Wirklich hatten den verblendeten Mann Schreck, Zorn und Aergerniß ſo zugeſetzt, daß er ſich niederlegen mußte. —

Am folgenden Morgen machte er ſich, jedoch mit ſchwerem Herzen, auf, und ging zum Amtmann. Hier hatte ſich auch ſchon der Prediger des Dorfes eingefunden, und dieſer las zuerſt dem Manne über ſein ſchändliches Betragen derb den Text. Dann ſuchte man ihm das Thörichte ſeines Glaubens an Geiſter, welche Schätze bewachten und ſie nach Gefallen ausſpendeten, begreiflich zu machen.

Der Augenſchein hatte den armen Mann ſchon

zum Theil von ſeinem Wahngſauben überzeugt, koſtete daher keine große Mühe ihm zu beweiſen, daß nimmermehr wahres Geld ſich in Zinn, Erdäpfelſchnitte und Steine verwandeln könne, und daß alle, in dem Topfe befindliche, Herrlichkeiten von einem boshaften und ſchadenfrohen Menſchen dort niedergelegt worden wären, um ſich, auf ſeine Koſten, ein Vergnügen zu machen. Daß er beim Feuer der Kohlen das Zinn für Geld angeſehen habe, ſey begreiflich; daraus könne er aber zugleich ſehen, daß es abſichtlich von einem Menſchen oben hingelegt worden wäre, um den Betrug zu verbergen; aus eben dieſer Urſache habe der ſchadenfrohe Menſch auch ſogleich einen Deckel über den Topf gedeckt.

Wanzürk mußte nun, ſeiner höchlich beleidigten Frau in Gegenwart des Amtmanns und des Predigers feierliche Abbitte thun, und verſprechen, nie wieder ähnliche Thorheiten zu begehen.

Wanzürk verſprach und gelobte Alles — ſchlich beſchämt und unzufrieden mit ſich ſelbſt nach Hauſe, ließ ſeinen Schlafrock zerſchneiden, die Zipfelmützen verkaufen, rauchte den Ueberreſt ſeines beſſern Tabaks auf, begnügte ſich dann mit ſeinem gewöhnlichen, ging, wie er ſonſt gethan hatte, wieder täglich aufs Amt, und Alles war und blieb beim Alten.

Der verſtändige Amtmann gebot bei harter Strafe, daß Niemand im Dorfe weiter von der Schatzheberei Wanzürks reden, noch den armen Mann durch Anſpielungen darauf beleidigen oder kränken ſollte. —

Wenn dann zuweilen Wanzürk im Gefühle des Verdruſſes über getäuſchte Hoffnungen üble Laune zeigte, ſo ſuchte ſolche die treue Hausmutter durch Zubereitung eines Leibgerichts zu vertreiben, wobei ſie dem Manne ihr bewährtes Sprüchelchen, die Summe ihrer ganzen Hausphiloſophie: „Bete und arbeite" fleißig zu Gemüthe führte.

F. X. Lenke.

Die Waſſertrinkerin.

So wie es Menſchen giebt, die ſich durch Uebermaaß im Eſſen auszeichnen, ſo hört man auch bisweilen von ſolchen, die außerordentliche Quantitäten von Getränken und zwar von ſtarken, geiſtigen Getränken vertragen können. Der unmäßigen Waſſertrinker kennt man nur wenige.

In Frankreich lebte vor ungefähr 25 Jahren eine ſolche Perſon. Sie war weiblichen Geſchlechts und hieß Katharina Bonſergent. Sie war mittler Statur, hatte eine feine, zarte, mit Sommerſproſſen gefleckte, Haut, und einen mehr fetten, als magern Körper. Nur ihre Arme ſtunden mit den übrigen Theilen des Körpers nicht ganz im Verhältniß.

Schon von früher Jugend an trank ſie eine große Menge Waſſer, und ihre Aeltern, die das Kind bis nach dem dritten Lebensjahre einer fremden Perſon zur Erziehung übergeben hatten, ſtaunten nicht wenig, als ſie bemerkten, daß daſſelbe täglich gegen 2 Eimer Waſſer trank. Da ſie indeß dieſen Fehler einer Verwöhnung zuſchrieben, ſo gaben ſie ſich alle Mühe, das Kind davon zurück zu bringen. Aber vergebens. Als man demſelben nicht gutwillig reichte, wußte es ſich durch Liſt zu verſchaffen, und jede Art von Waſſer mußte den Durſt ſtillen helfen. Brunnen-, Teich-, Fluß- und Quellwaſſer, alles galt gleich viel. Im Winter mußte ſogar Eis und Schnee herhalten. Als man endlich, nachdem das Mädchen herangewachſen war, Gewalt brauchen wollte, entlief es nach Paris.

Aber in Paris iſt das Trinkwaſſer ſelten, und wird trachtenweiſe, die Tracht von 2 Eimern, zu 6 Sous, (etwa 2 Groſchen) verkauft. Es war ein Glück, daß Katharina eine gute Herrſchaft fand, die ſich den Waſſeraufwand gefallen ließ. Weit bedenklicher ward ihre Lage, nachdem ſie in ihrem 22ſten Jahre einen Schuhflicker heirathete, der manchen Tag kaum ſoviel verdiente, als ſeine Frau im Waſſer vertrank. Indeß ertrug der Mann den Fehler ſeiner Frau, weil ſie im übrigen ſich wohl in ihr Schicken wußte. Als ſie Mutter geworden war, ſtieg ihre Trinkluſt doppelt ſtark. Manchen Tag trank ſie kaum 4 Eimer. Im harten Winter 1788 wußte der Mann keinen andern Rath, als daß er den Schnee von den Dächern zuſammen kratzte, aufthaute, und ſeine Frau mit dem, dadurch gewonnenen, Waſſer labte. Und ſie trank auf jedem Zuge 4 Maß.

Sonſt verabſcheute ſie jedes andere Getränk. Kaffee, Branntwein, Wein, nichts reizte ſie. Ja ſie fiel beinahe in Ohnmacht, wenn ſie nur ein Glas Wein trinken ſollte. Dabei ſpuckte ſie nie, und aß auch keine geſalzene Speiſen. Nur, wenn ſie krank war, verließ ſie ihr Durſt.

Von 11 Kindern zog ſie nur 2 groß, und das Aelteſte von denſelben war mit einem Ausſchlage behaftet.

K—r.

Die glücklichen Schwimmer.

Als Prag von den Schweden im Jahr 1648 hart und lange belagert wurde, litten die Einwohner einen gänzlichen Mangel an Fleiſch, indeſſen jenſeits der Moldau viele und ſchöne Herden Hornvieh auf den jenſeitigen Ebenen geweidet wurden. Einige Prager ſchwammen hinüber, und kehrten mit einem Kalbe, das ſie am Ufer fanden, zurück. Dem Kalbe folgte die Kuh, der daſſelbe angehörte, und der Kuh folgten zweihundert funfzig Ochſen, welche ſämmtlich nach der Stadt ſchwammen, wo ſie von den Einwohnern mit Jauchzen empfangen wurden.

P—hl—tz.

Digitized by Google

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 21. December 1811. 153.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Der Tempel des Neptun zu Pesto.

(Zum Kupfer Nr. 25.)

Neptun, griechisch Poseidon, Jupiters zweiter Bruder, wurde als der Gott des Meeres und folglich auch als der Urheber der Ueberschwemmungen, der Erdbeben und, in frühern römischen Zeiten, vorzüglich als Erfinder und Vorsteher der Fahr- und Reitkunst angesehen. Daher standen nicht nur Pferde und Wagen, sondern Alles, was zum Fuhrwerk gehörte, unter seiner Aufsicht. Er hatte auch den Namen Consus; daher hieß auch das vorzüglichste Fest, das ihm zu Ehren gefeiert wurde, und das in Pferderennen und Uebungen der Art bestand, Consualia. Abgebildet wurde er als ein Greis, mit blauen Augen, einem langen, krausen Barte, breiter Brust, und trotzigem Gesicht. In der Hand hielt er den bekannten Dreizack (Tridens) und saß entweder auf einer Muschel, oder auf einem muschelähnlichen Wagen, der von Meerpferden oder Delphinen gezogen wurde.

Montfaucon sagt in seinen römischen und griechischen Alterthümern, daß Neptun zu Rom einem Tempel hatte, der am Circus Flaminis stand; wovon wir jedoch nur soviel wissen, daß er sehr unbedeutend, aber doch mit einem Porticus versehen war. Ein andrer Alterthumsforscher versichert: Neptun hatte nur einen einzigen Tempel in der neunten Region der Stadt. Man weiß aber nicht mit Gewißheit, wann sein Fest gefeiert wurde, wohl aber, daß man an demselben einen schwarzen Ochsen opferte. Dieß thaten besonders diejenigen, die Seereisen unternehmen wollten, wobei sie die Eingeweide des Opferthieres ins Meer warfen.

Allein diesem Gotte waren auch an andern Orten Tempel gebaut, in denen er verehrt wurde, so wie ihm ganze Städte heilig waren. So war ihm die Stadt Pästum oder Pestum, Pesto oder Pesti heilig, welche darum auch von den Griechen Posidonia und von den Römern Neptunia genannt wurde. Diese Stadt lag in der heutigen Provinz Salerno oder in Principato citeriore. Sie wurde von den Karthaginensern erbauet, welche eine Kolonie hierher führten. Diese Stadt wurde nach und nach sehr groß und ansehnlich, und blieb den Römern immer treu. Vorzüglich berühmt im Alterthum war diese Stadt wegen ihrer vortrefflichen Rosen, welche daher von den Dichtern Rosae Paestanae genannt werden. Virgilius nennt die Stadt: rosis abundans nec non agros hortosque biferos habens (reich an Rosen, fruchtbaren Feldern und Gärten). Von dieser Stadt hatte auch der nahegelegene Meerbusen, der jetzt der Meerbusen von Salerno heißt, sonst den Namen Sinus Paestanus. Indessen die Größe und das Ansehen dieser Stadt sind jetzt verschwunden. Statt der reichen und berühmten Posidonia erblickt man jetzt ein geringes, unbedeutendes Dorf und nur Ruinen verrathen noch ihre Größe in der Vorzeit. Zu diesen Ruinen gehört auch der, in der gegenwärtigen Kupferbeilage abgebildete, Tempel des Neptun zu Pesto. Hesse.

Verschiedene Speisen verschiedener Nationen.

Fast giebt es keine Thiergattung, die nicht irgendwo von Menschen als Nahrungsmittel genossen wird. Gerichte, die uns anekeln, werden von andern Völkern für Delikatessen angesehen, und mit großem Appetit verzehrt. Gehen wir z. B. nur nach Polen, so finden wir Menschen in Menge, die sich ein Eichhörnchen recht wohl schmecken lassen. Auch die Schweden, die Norweger und die Bergschotten genießen dieses Thier mit Wohlbehagen. Selbst die alten Römer liebten dieses Gericht. In Virginien und Pensylvanien sieht man das graue Eichhörnchen, in dessen Fell sich sonst manche deutsche Dame kleidete, auf den vornehmsten Tafeln.

Auf Isle de France trifft man Fledermäuse von der Größe unserer Katzen, an, von welchen man kräftige Suppen kocht. In Ostindien erreichen einige Arten dieser Thiere die Größe eines Kapauners, und man kann denken, daß man sie nicht ungebraten läßt. Die Landeseinwohner halten sie für die größte Leckerei.

In Italien und auf Sicilien waren sonst die Ratten sehr beliebt. Man aß ihr Fleisch sehr gern. Noch jetzt speisen die englischen Matrosen, in Ermanglung anderes Fleisches, diese Thiere ohne Widerwillen. In einigen Gegenden des südlichen Europa gelten die Wasserratten für eine Fastenspeise, statt der Fische. In Indien ißt man mehrere Affenarten, und in Amerika die großen Ameisen. Selbst die Spanier auf der Landenge Panama finden diese dieselben nicht übel. Die weißen geflügelten Ameisen liebt man vorzüglich in Afrika, und rühmt ihren Wohlgeschmack. Man röstet sie in eisernen Geschirren, und verschluckt sie dann ohne weitere Zurichtung händevollweise. Andere Afrikanische Völkerschaften lassen sich die Bienen wohl schmecken, und ziehen die Larven derselben, die bisweilen in den Honigwaben stecken, dem Honig selbst vor.

Daß die Morgenländer schon von Alters her die Heuschrecken als Nahrungsmittel genossen, ist aus der Lebensgeschichte Johannes des Täufers bekannt. Noch jetzt sammelt man diese Insekten in großen Säcken, streut Salz dazwischen und röstet sie in Oefen. Auch die Räucherung läßt man sie passiren, und behauptet, daß ihnen der Rauch einen pikantern Geschmack mittheile. In andern Gegenden kocht man sie mit Salz und Wasser, und ißt sie mit Essig und Pfeffer. Kopf und Flügel werden abgeschnitten. Wie es bei uns berühmte Austernesser giebt, so giebt es im Morgenlande berühmte Heuschreckenesser. Man findet Leckermäuler, die sich rühmen, 200 an der Zahl auf einmal verschlucken zu können. Auch den Abessiniern behagen die Heuschrecken. Sie richten sie mit Milch zu; von den Arabern werden sie auf Kohlen gebraten und mit Butter begossen. Noch weiter gehen die Beduinen im wüsten Arabien. Diese trocknen sie, zerstoßen sie in Pulver, und gebrauchen sie statt Mehls, zum Kuchenbacken.

Das Hundefleisch wird von verschiednen Völkern geschätzt. Die Nordamerikaner in Virginien halten es für eben so schmackhaft als das Lammfleisch. Auf den Südseeinseln füttert man die Hunde mit Erdfrüchten, wodurch ihr Fleisch den Geschmack des Schweinefleisches bekommen soll.

In den Niederlanden, in Irrland, in Spanien und Italien macht man sich kein Bedenken, eine Katze zu verzehren. Die Kalmücken essen dieses Thier ohne weitere Umstände. Die marocoischen Damen stehen sogar in der Meinung, daß man von Katzenfleisch fett werde, und sie genießen es daher sehr gern. In Tunkin werden gemästete Katzen auf dem Markte verkauft.

Mehrere sibirische Völker braten die Mäuse, und finden sie wohlschmeckend. Ein Lieblingsgericht der

Einwohner von Tunkin und Arrakan wird von Mäusen und Eidechsen bereitet. In Mexiko verkauft man ebenfalls Mäuse zum Schlachten, auf den Märkten. Im südlichen Frankreich schätzt man, nach den Ortolanen und Bekassinen, die Nachtigallen am meisten. Im ehemaligen Gascogne mästet man sie sogar. Auch in Italien ißt man eine Art derselben.

Es giebt ferner eine Menge Völker, welche die Spinnen als Leckerei verzehren. Die Kamtschadalischen Frauen lieben sie besonders. Auch die Mexikaner essen diese Thiere; und die Spanier rechneten es zur Zeit der Eroberung dieses Reichs den Einwohnern zu einem wichtigen Verbrechen an, daß sie Spinnen und noch ein anderes Insekt, das man seiner Ekelhaftigkeit wegen, nicht gern nennt, verzehrten. In Montezuma's Schatzkammer fand Cortez einen ganzen Beutel mit diesem Ungeziefer gefüllt, welches als eine Kopfsteuer eingetrieben worden war, und den Hofdamen gehörte.

Daß mehrere asiatische Nationen sich vom Pferdefleisch nähren, und dasselbe so wohlschmeckend fanden, daß sie es mit unserm besten Büffelfleische nicht vertauschen würden, ist zu bekannt, als daß dieser Umstand einer besondern Erwähnung verdiente. Aber das verdient noch erwähnt zu werden, daß sich die Menschen die sich der, in diesem Aufsatze genannten, Thiere als Nahrungsmittel bedienen, vollkommen wohlbefinden.

K—r.

Anekdote.

Im Winter 1758 und im Anfange des Jahres 1759 hatte der König von Preußen Friedrich II. ein sehnliches Verlangen, daß England eine Flotte in die Ostsee senden, und Rußland zur See angreifen möchte. Der König hatte über diesen Punkt auch bereits mit dem englischen Hofe negozirt. Es war ihm auch einige Hoffnung gemacht worden; allein man zögerte beständig, und brachte immer neue Schwierigkeiten dazwischen, wodurch die Sache ins Weite gespielt wurde.

Der König von Preußen schmeichelte sich indeß noch immer, seinen Zweck zu erreichen und sprach darüber sehr vieles mit dem bekannten Ritter Mitchel. Dieser wendete sich hin und her, um seiner Instruktion gemäß, nichts Gewisses zu versprechen.

Endlich, da der König sehr in ihn drang, konnte sich Mitchel nicht enthalten, ihm aufrichtig zugestehn: daß er nicht glaube, England werde eine Flotte in die Ostsee schicken, weil es dem Interesse dieses Hofes nicht angemessen sey.

Der König suchte Mitscheln vom Gegentheile zu überzeugen. Dieser aber blieb bei seiner Meinung und sagte: die Erfahrung wird es lehren, ob ich wahr geredet habe. Der König ward darüber verdrießlich, schmollte mit Mitchel, und ließ ihn eine Zeit lang nicht zur Tafel bitten.

Etwa nach 8 Tagen kam ein königlicher Page, der Mitcheln zur Abendtafel zum Könige einlud. Mitchel hatte gerade einen Freund bei sich. Er sagte zu dem Pagen: er werde sich vermuthlich irren, denn der König würde gewiß nicht ihn, sondern einen andern haben wollen einladen lassen. Der Page versicherte nochmals, daß er sich in der Person nicht irre.

Gut, sagte Mitchel; Ich werde kommen. Allein ich bitte, fragen Sie lieber noch einmal genau nach, damit Sie nicht etwa Verdruß haben; ich glaube wirklich nicht, daß mich der König habe zur Abendtafel bitten wollen.

Als der Page sich entfernt hatte, sagte Mitchels Freund: „Aber warum kommt es Ihnen denn so unwahrscheinlich vor, daß Sie der König zur Abendtafel bitten läßt?"

Ach, erwiederte Mitchel treuherzig: Kommt keine

flotte, so giebts auch keine Suppe. (Point de Flotte; point de Soupe.) Lenke.

Sonderbarer Abscheu.

Je allgemeiner die Menschen das Geld lieben, desto sonderbarer ist der Abscheu, welchen ein junger Engländer gegen dasselbe hatte. Er hieß John Peele, und war der Sohn eines Pächters in der Provinz. Er war von Natur sehr furchtsam, aber nichts fürchtete er mehr als Geld, und weder Bitten, noch Drohungen konnten ihn bewegen, auch nur die kleinste Scheidemünze zu berühren, obgleich der junge Mensch den Werth des Geldes recht gut kannte. Der Vater, welcher diese Geldscheu des Sohnes für kindische Einbildung hielt, steckte demselben daher einmal heimlich ein Papier, in welches Kupfermünze gewickelt war, in die Tasche. Kaum fand er es, so warf er es mit Entsetzen von sich, und bekam Zuckungen, welche über eine Stunde anhielten. Nach einiger Zeit wiederholte der Vater diesen Versuch zur Heilung seines Sohnes; er steckte ihm aber jetzt einige Silbermünzen in die Tasche. Der Erfolg war der nämliche, wie das erste Mal, aber die Zuckungen waren noch heftiger, so daß man für das Leben des jungen Menschen fürchtete. Von dieser Zeit an unterblieben ähnliche Versuche, weil man einsah, daß dieser Abscheu nicht eingebildet, sondern natürlich sey. Diese Abneigung behielt er auch zeitlebens, und er entfernte sich immer ängstlich, wenn man Geld vorzeigte. Von andern Sonderbarkeiten war er übrigens frei.

E. H. Schwabe.

Sachen, welche von der Verlagshandlung den geneigten Lesern empfohlen werden.

Bildliche Darstellung aller bekannten Völker nach ihren Kleidertrachten, Sitten, Gewohnheiten und mit Beschreibung aus den besten Englischen, Französischen und Italienischen Werken bearbeitet und herausgegeben von M. Friedr. Gottl. Leonhardi, ordentl. Prof. der Oekonomie in Leipzig. 1s bis 32 Heft mit 124 illum. Kupfern, in 4 Bänden sauber gebunden kl. 4. 10 Thlr. 16 Gr.

Außer mehrern Sorten von verschiedenen geschmackvollen Neujahrswünschen und Kinderschriften, haben wir auch mehrere Arten sehr artiger und nützlicher Spiele, sowohl, als andrer Artikel, die sich zu Weihnachtsgeschenken für Kinder vorzüglich eignen.

Moden- und Jugendzeitung.

Die Verlagshandlung macht den resp. Interessenten der Moden- und Jugendzeitung, so wie auch des Museum des Witzes von Karl Müchler, bekannt, daß diese Zeitschriften in ihrer bisherigen Gestalt auch für das künftige Jahr fortgesetzt werden, und bittet, da nur wenig Exemplare über die Zahl der verlangten gedruckt werden, ihre Bestellungen an sie, oder ihre nächsten Postämter und Buchhändler, zeitig gelangen zu lassen.

Industrie-Comtoir
in Leipzig.

Neue
Jugend-Zeitung.

No. Montags, den 23. December 1811. 154.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Unalaschka.

Zwischen dem nordöstlichen Ende von Asien und Amerika liegen mehrere Inselgruppen, die den Namen der Aleutischen oder Fuchsinseln führen. Die, näher nach Sibirien hin gelegenen sind der russischen Herrschaft unterworfen; die weiter ostwärts gelegenen, sind frei. Die Fuchsinseln haben ihren Namen von den vielen Füchsen, welche dort gefangen werden, erhalten.

Unalaschka ist eine der größten unter den Fuchsinseln. Um mit den Einwohnern der umliegenden Inseln einen Pelzhandel zu eröffnen, ward Unalaschka im Jahr 1762 von den Russen in Besitz genommen. Ihre Länge erstreckt sich von Südwest nach Nordost auf 74, und die Breite auf 20 Meilen. Gegen Westen geht sie in eine schmale Spitze aus. Von allen Seiten treten eine Menge Meerbusen so tief ins Land hinein, daß oft nur eine schmale Landenge sie von einander trennt. Die ganze Insel besteht aus hohen, spitzigen Felsen, unter denen sich im nördlichen Theile sogar ein Vulkan befindet. Von diesen Bergen schießen häufig Bäche und Flüsse hinab, an deren Ufern sich Gebüsche von Weiden und Erlen befinden. Die Niederungen sind mit hohem, fetten Grase bedeckt, und auf den Abhängen der Berge wachsen Zwergkirschen, Stein- und Himbeeren von außerordentlicher Größe, aber wässericht und sauer von Geschmack. Auch mehrere Wurzelarten gedeihen hier. Besonders befindet sich unter denselben eine gelbe Wurzel, welche die Insulaner als Arznei gebrauchen. Man ißt sie nur des Abends, und behauptet, daß sie die Augen hell und klar machen. Kein Aleuten, der auf die Seejagd ausgeht, unterläßt, sie den Tag vorher zu genießen. Am Ufer halten sich viele schwarze, braune und grauhälsige Füchse auf. Rothe sieht man seltener. Die Russen fangen sie mit Schnellerfallen; doch hält man ihr Rauchwerk für schlechter, als das von den sibirischen Füchsen. Deshalb verkauft man jenes viel wohlfeiler, als dieses, doch nicht ohne großen Vortheil der Handelsleute. Außerdem giebt es noch eine Menge kleiner, kurzgeschwänzter Mäuse, die sich unter dem Rasen Wege aushöhlen, und die ganze Insel durchstreifen, um sich Kräuter zur Nahrung zu sammeln.

Unter den, sich am Ufer aufhaltenden, Vögeln giebt es nur wenige Gattungen, als Adler, Habichte, Haselhühner und einige kleinere Arten. Zahlreicher sind die Seevögel. Die Einwohner fangen sie in ihren Nestern. Aus ihren Häuten näht man Mannspacken, und die Schnäbel, besonders der Seepapageien dienen zur Ausschmückung der weiblichen Kleidung. Sie sind sehr schwer zu schießen, weil ihre Federn sehr dicht auf einander liegen. Sie tauchen oft unter und bleiben lange unter dem Wasser, und ihre Flügel dienen sowohl zum Schwimmen, als zum Fliegen. Außerdem giebt es 2 Sorten wilder Gänse, die den Einwohnern sehr zu statten kommen.

Von Amphibien trifft man auf der Insel auch nicht viele Gattungen an. Sonst waren die Biber

sehr zahlreich; aber seit der Ankunft der Russen sind sie eine Seltenheit geworden. Im Frühjahr und im Herbst stellen sich auf eine kurze Zeit Meerkatzen ein. Die Seerobben halten sich auf den, von der Insel entfernter liegenden, Felsen auf. Die hiesigen Krebse sehen den Spinnen sehr ähnlich; daher man ihnen auch den Namen der Seespinnen giebt. Eine andere Art hat zwar die Gestalt unsrer Flußkrebse, nur das der Schwanz von keiner Schale bedeckt ist. Sie verstecken daher den Schwanz in leere Schneckenhäuser, und schleppen diese hinter sich her.

Das Land ist sehr unfruchtbar und unangebaut; dennoch aber verhältnißmäßig bevölkert. Die Insulaner wohnen in Dörfern am Meeresufer. Man rechnet überhaupt 14 Dörfer, in welchen zusammen 323 Einwohner männlichen Geschlechts leben. Jedes Dorf besteht aus 2 oder 3 Erdhütten von verschiedener Größe. Die geräumigsten sind 9 Faden lang, und 3 Faden breit. Der Grund einer solchen Hütte ist zum Theil in die Erde eingegraben. Den obern Theil deckt ein flaches Dach von Treibholz, auf welches schichtenweise Gras, Rasen, und zuletzt Erde aufgeworfen wird. Ganz oben sind einige viereckige Oeffnungen nachgelassen, durch welche das Licht hereinfällt, und die statt der Thüren dienen. Durch sie steigt man auf einem Balken mit eingehauenen Fußtritten herunter. Sieben Fuß von den Wänden der Hütte nach der Mitte zu, sind Pfeiler eingerammelt, die den obern Theil der Hütte stützen und zusammen halten, und zugleich die Plätze für jede Familie abtheilen. Statt der Betten liegen Grasmatten, auf welchen sie bei Tage sitzend, ihre Handarbeiten verrichten. Des Nachts ruhen sie darauf, bedeckt mit ihren Parken. Das Spülwasser und jede Unreinlichkeit gießen sie in die Mitte der Hütte, wodurch die Wohnungen immer feucht und kothig bleiben. Es ist ein Glück, daß sie oben Oeffnungen haben; sonst könnte man vor Dünsten, und vor übeln Geruch nicht lange darinne aushalten. Feuer wird in der Hütte nur zum Kochen der Fische und Seethiere angemacht. Der Stockfisch wird aber roh, und in dünne Scheiben geschnitten, genossen, weil man in der Meinung steht, der Stockfisch führe kleine Würmer bei sich, die unzerschnitten der Gesundheit schadeten. Feuer verschaffen sich die Unalaschkaner durch das Aneinanderschlagen zweier Steine über Vogelkoth, die mit Schwefel bestreut sind. Des Abends zünden sie steinerne, mit Wallfischthran angefüllte Lämpchen an, worinne statt des Dochts, dürres Moos liegt. Dieses Feuer erleuchtet nicht nur, sondern erwärmt auch die Hütte. Sie setzen nämlich das Lämpchen unter das Kleid und halten über dem Krugen zu. Dadurch concentrirt sich die Wärme, und steigt bis zur Hitze in einer Badstube. Die Steine, aus welchen die Lampen gemacht sind, sind sehr weich, so daß sie durch andere härtere Steine, nicht nur zu Lampen sondern auch zu Pfannen u. s. w. ausgehöhlt werden können. Seit die Russen hieher kommen, kennt man auch kupferne und eiserne Kessel. Das Wasser halten die Insulaner in Gefäßen, aus Treibholz verfertigt. Den Wallfischthran und das Seehundfett bewahrt man in Blasen auf, und den übrigen trocknen Vorrath in geflochtnen Körben oder Säcken von Gras. Messer und Beile bekommen die Insulaner von den Russen; verstehen aber mit den Beilen nicht umzugehn. Sie spalten die größern Bäume mit hölzernen Keilen, und ihre Arbeiten gehen daher sehr langweilig von statten. Um eine Baidare (Wasserfahrzeug) zusammen zu setzen, brauchen sie ein ganzes Jahr. Daher die Theurung derselben. Auch kostet es nicht wenig Mühe, an der Küste eine hinlängliche Quantität Bauholz aufzutreiben. Der wichtigste Theil einer solchen Baidare ist der Kiel von 21 Fuß Länge. Er wird gemeiniglich aus 2 — 3 Stücken zusammengesetzt. An diesen Kiel werden Rippen von Weiden und Erlenzweigen

mit Fiſchbein befeſtigt. Auf die obern Spitzen der Rippen legt man einen Rahm mit Queerhölzern, die ihn auseinander ſperren, und die in der Mitte 1½ Fuß lang ſind. Dieſer Rahmen bindet die ganze Baidare. Das Gitterwerk wird rund herum mit Seelöwen- oder großen Seehundshäuten übergezogen. Oben bleibt eine runde, kleine Oeffnung für einen Menſchen. Alle Theile ſind ſo fein und leicht bearbeitet, daß die ganze Baidare nicht mehr als 40 Pfund wiegt. Das Ruder iſt lang, an beiden Seiten ſchaufelähnlich. Man führt es in der Mitte, und rudert damit wechſelsweiſe auf beiden Seiten.

Die Waffen der Aleuten beſtehen bloß in Pfeilen und in kleinen Bretern, um ſie abzuſchnellen. Sie ſind von verſchiedner Gattung. Diejenigen, welche zur Erlegung eines Menſchen oder eines großen Thieres gebraucht werden, ſind 4 Fuß lang. An der Spitze iſt ein 1½ Zoll langes und ¼ Zoll breites Stück Lava befeſtigt. Diejenigen, deren man ſich zum Schießen kleinerer Thiere bedient, ſind kleiner. Statt der Lava ſteckt man einen, mit Sehnen angebundenen, zugeſpitzten Knochen auf. Man hat ſogar eine Art Pfeile, die 9 Fuß lang ſind, und die ebenfalls zur Thierjagd gebraucht werden. An der Spitze iſt ein knöcherner, lanzenförmiger Spieß angebracht, der an einer Schnur mit Sehnen befeſtigt iſt. Endlich hat man eigne Pfeile zum Schießen der Waſſerthiere. Sie ſind 4 Fuß, 4 Zoll lang mit einer knöchernen Spitze, und einer, an die Mitte des Pfeils feſtgebundnen, angefüllten Blaſe, durch welche die Thiere über dem Waſſer erhalten werden ſollen. — Die Breter zum Werfen der Pfeile ſind 1½ Fuß lang und 2 Zoll breit. An dem einen Ende iſt das Bret ſo eingerichtet, daß man es bequem in der Hand halten kann; an dem andern aber iſt ein Stift von Knochen eingeſetzt, auf welchem das Ende des Pfeils ruht. Die Pfeile ſammt den Bretern ſind

roth angeſtrichen, und die Farbe hält ſo feſt, daß weder Regen noch Seewaſſer ſie abſpülen. Jeder Aleute bindet beim Auslaufen in die See die Pfeile und das Wurfbret mit Riemen vor und hinter ſich an die Baidare feſt. Die Pfeile wirft er mit der rechten Hand, und mit der linken hält er durch das Ruder das Fahrzeug im Gleichgewicht. Alle abgeſchoßne Pfeile ſammelt er wieder, und legt ſie an die vorige Stelle. Auch die leichteſte Schaluppe iſt nicht im Stande, eine Baidare einzuholen; ſo ſchnell geht ſie. Oft legt ſie in einer Stunde 4 Meilen zurück. Hat ein Aleute das Unglück, mit einer Baidare umzuwerfen, ſo muß er unvermeidlich umkommen, wenn man ihm nicht zu Hülfe kommt; denn kein Aleute kann ſchwimmen. Aus Vorſicht wagt ſich daher nie einer allein in die See.

(Beſchluß folgt.)

Aldringer.

Ein Ungefähr entſcheidet oft über die Schickſale unſers Lebens; ein anſcheinender Zufall weiſet dem Menſchen oft ſeinen eigenthümlichen Wirkungskreis an. Johann Aldringer, aus dem Luxenburgiſchen gebürtig, der in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte, war der Sohn armer Aeltern von niedrer Herkunft. Der junge Aldringer verdingte ſich, um nur nicht Hungers zu ſterben, an zwei franzöſiſche Edelleute, welche die Wiſſenſchaften liebten, und den jungen Menſchen mit auf die, damals noch ſehr berühmte, Univerſität zu Paris nahmen. Aldringer benutzte den Aufenthalt in dieſer Stadt, bei den natürlichen Talenten, die er beſaß, ſo gut, daß er einige Zeit nach ſeiner Zurückkunft eine Stelle in der Kanzlei des Biſchofs zu Trient erhielt. Die Stelle war weder unbedeutend noch unergiebig, und Aldringer bekam daher gar bald — zumal da er als ein Ausländer betrachtet wurde — Neider und Verfolger. Kurz, ſeine Kollegen in dieſer Kanzlei machten ihm

das Leben so sauer, daß er den Entschluß faßte, seine Stelle zu verlassen, und jede andere Lebensart zu erwählen, die sich ihm gleichsam von selbst darbieten würde. Im Grunde ein vorschneller Entschluß — der aber gerade bei diesem Einzelnen die Grundlage seines Glückes wurde.

Aldringer verließ Trient aufs Geradewohl, und machte sich auf den Weg nach Insprukk. Auf diesem Wege begegnete ihm ein Soldat von der östreichischen Armee, suchte ihm den Soldatendienst annehmlich zu machen, und beredete den jungen Mann leicht. Aldringer wurde anfänglich nur gemeiner Soldat unter den kaiserlichen Truppen, bald aber erhielt er, seiner Geschicklichkeit wegen eine Sergeantenstelle — dann eine Offizierstelle; und so schwang er sich von einer Stufe zur andern empor, und zuletzt wurde er unter der Regierung Kaiser Ferdinands II. Feldmarschall.

Lenke.

Anekdote.

Vier Engländer machten einst zusammen eine Reise. Alle viere waren ganz eigne Leute. Der erste hatte eine ganze Reihe falscher Zähne, der zweite ein Glasauge; der dritte ein hölzernes Bein; der vierte endlich hatte zwar kein körperliches Gebrechen, aber die sonderbare Angewohnheit, immer mit dem Kopfe zu wackeln, als wenn er herabfallen wollte. Diese vier Sonderlinge reisten zusammen, und wurden unterwegs einig, sich mit ihren Eigenheiten in dem nächsten Wirthshause einen Spaß zu machen. Als sie sich daher zu Bette legen wollten, rief der Erste: Marqueur! da nimm einmal meine Zähne, und lege sie auf den Tisch! — Ihre Zähne! — Ja meine Zähne; zieh nur ein wenig daran, und du wirst sehen, daß sie dir in die Hand fallen. Der Marqueur that es. Sogleich rief der Zweite: Marqueur! da nimm mein Auge! — Ihr Auge! — Ja mein Auge! hebe nur das Augenlied in die Höhe, so wirst du es ohne Mühe herausnehmen können. Kaum hatte der Marqueur auch dieses gethan; so rief der Dritte: Nimm mir doch mein Bein ab! — Auch dies geschah. Aber in eben dem Augenblicke, da der Aufwärter mit ängstlicher Miene die Zähne, das Auge und das Bein auf den Tisch legte, rief auch der Vierte mit fürchterlicher Stimme: Komm her! nimm meinem Kopf ab! — Und dazu bewegte er seinen Kopf wie eine Wetterfahne hin und her, und schnitt so abscheuliche Mienen, daß der Marqueur ganz erschrocken zur Thüre hinauslief, und seinem Herren hoch und theuer versicherte, daß die Herren da oben schlechterdings keine menschlichen Wesen seyn könnten.

E. H. Schwabe.

Kluge Nachgiebigkeit.

Zwei Freunde stritten über die Regierungsjahre des Kaisers Augusts. Der eine behauptete, die Regierung dieses Kaiser habe 56, der andere, sie habe 54 Jahre gedauert. Der erstere hatte Recht; aber der Letztere beharrte fest auf seiner Meinung, und wurde zuletzt äuserst heftig und beinahe beleidigend. Da schwieg der Erstere und schien seinem Freunde beizustimmen. Einer der Zuhörer fragte nachher erstaunend den Nachgebenden, wie er habe schweigen können, da das Recht auf seiner Seite gewesen wäre. „Würden Sie mir denn rathen," war die Antwort, „um zweier Regierungsjahre Augusts willen einen redlichen Freund zu verlieren?" K—t.

Träume.

Träume betrügen mit thörichter Hoffnung den Blick der Schwachen.
Wind und Schatten sind sie, Bilder, die keiner ergreift.

Ziehen

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Donnerstags, den 26. December 1811. 155.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Bruchstücke aus dem Leben des Komponisten Quanz, Kammermusikus bei Friedrich II.

(Beschluß.)

Als Friedrich im Jahre 1740 den Thron bestieg, nahm er Quanz unter den ansehnlichsten Bedingungen als Kammermusikus in seine Dienste, und König August von Polen wollte ihm auch seine Entlassung nicht länger verweigern.

Quanz war jetzt am Ziele seiner Wünsche. Er bekam von Friedrich II. zweitausend Thaler jährlicher Besoldung auf Lebenszeit. Seine Kompositionen wurden ihm noch besonders bezahlt, und für jede neue Flöte, die er für den König besorgte, erhielt er hundert Dukaten.

Er spielte blos in der Kammer; nicht im Orchester. So lange er im Dienste des Königs war, (und er war es bis an seinen Tod) komponirte er auch blos für den König. Bekanntlich hat er 300 Flötenkonzerte komponirt, davon er den geringsten Theil verfertigt haben konnte, ehe er zum Könige kam. Friedrich mochte keine andern Konzerte spielen, als von ihm. Die meisten davon sind bekannt geworden, außer den ersten und ältesten. Von den 200 Flötensolo's, die er ebenfalls blos für den König verfertigt haben soll, ist auch nichts öffentlich erschienen.

Niemand hat die Flöte vorher vollkommner behandelt, als Quanz. Schon im Jahr 1739 fing er an, selbst Flöten zu drechseln und abzustimmen. Er brachte wesentliche Verbesserungen dabei an. Der bewegliche Flötenkopf, die doppelte Klappe, die genauer abgemessene Temperatur durch eigne Bohrung der Löcher, sind Erfindungen von ihm. Uebrigens setzte er voraus, daß die tiefe Stimmung die einzige, der Flöte angemessene, Stimmung sey, welches man jetzt nicht mehr glaubt.

Quanz besaß einen großen Reichthum an musikalischen Gedanken. Jedes seiner Konzerte, so viele deren auch waren, hatte einen eigenthümlichen Charakter; die Einförmigkeit lag nur in den Passagen, wo sich der Künstler nach dem Könige richten mußte, der nicht etwas ganz Fremdes haben wollte.

Quanz's Werk über die Flöte, das er 1752 drucken ließ, und welches in mehrere neuere Sprachen übersetzt worden ist, wird allgemein von Tonkünstlern geschätzt. Die Hälfte dieses Werks betrifft mehr die Musik im Ganzen, als das Flötenspielen, und enthält, nach dem Urtheile der Kenner, sehr viele und richtige Bemerkungen über den guten Geschmack in der Musik überhaupt. Man rechnet Quanz's Werk über die Flöte, so wie Bach's Werk über das Klavier, unter die gelehrtesten und vollendetsten Werke, welche über irgend ein Instrument geschrieben sind. Bach, der Quanz's Konzerte täglich akkompagnirte, hat sich auch in Absicht der Form mannichfaltig nach ihm gebildet, und Bach erkannte auch hierin Quanz's Verdienste, ob sie gleich sonst eben keine guten Freunde waren.

Quanz hatte schon in Dresden viele Bemerkungen

über die reine Temperatur der Töne auf der Flöte gemacht, wußte, wie schwer es sey, auf diesem Instrumente rein zu spielen, suchte dieser Unvollkommenheit möglichst abzuhelfen, ließ seine Flöten mit großer Sorgfalt aus dem besten Holze drehen, und bohrte die Löcher selbst. Der König ließ für ihn zuweilen Stämme von allerlei Arten fremden, harten Holzes kommen. Quanz probirte alle Arten, und fand das Ebenholz als das beste.

In den vierziger Jahren, wo der König noch die meiste Lebhaftigkeit besaß, hatte er von Quonz einst auch eine neue Flöte bekommen. Nachdem er einigemal darauf gespielt hatte, sagte er zu Quanzen, die Flöte sey nicht recht rein. Das hieß den Künstler von seiner empfindlichsten Seite angreifen. Er vertheidigte daher seine verfertigte Flöte. Der König schien zufrieden. Allein am folgenden Tage erneuerte er die Klage. Quanz nahm dem Könige die Flöte aus der Hand, spielte selbst darauf, und versicherte, sie gebe alle Töne rein an. Der König behauptete, selbst von Quanz gespielt, sey sie unrein. Quanz kam außer Fassung.

Der König und der Künstler geriethen in einen kleinen Wortwechsel, und Quanz sagte endlich mit Hitze: „Wenn nur große Herren die Wahrheit hören könnten, so würden Ew. Majestät gleich wissen, daß der Fehler nicht an der Flöte liegt, und worin er sonst liegt.“ —

Der König trat einige Schritte zurück und sagte: Wie? Was? Glaubt Er, daß ich die Wahrheit nicht hören könnte? Sage Er, was wahr ist.

Quanz erwiederte darauf ganz trocken: Ich habe Ew. Majestät schon mehreremale gebeten, Sie möchten die Flöte, nachdem Sie gespielt haben, weder unter den Arm noch in die Hand nehmen, sondern sie auf den Tisch legen. Sie thun dies aber nicht. Darum klingt die Flöte unrein, weil sie ungleich erwärmt wird, nicht aber weil sie unrein ist. —

Der König sagte darauf: es ist nicht wahr, und kehrte sich um. Am folgenden Tage, spielte der König auf einer andern Flöte, sah aber seinen Kammermusikus nicht an, und sprach kein Wort mit ihm. Und so gieng es 8 Tage fort.

Nachher kömmt der König beim Anfange des gewöhnlichen Konzerts auf Quanzen zu, und sagt sehr freundlich: „Mein lieber Quanz, ich habe die Flöte auf verschiedene Art probirt, und gefunden, daß Er doch Recht hat. Ich werde künftig die Flöte nicht mehr in der Hand warm werden lassen.“ Quanz erzählte die Geschichte hernach selbst.

Quanz pflegte sonst dem Könige nicht gerade zu zu widersprechen, und verstand die Kunst ganz wohl, das zu vermeiden, wovon er wußte, daß es dem König unangenehm seyn würde. Allein wenn es auf Musik ankam, gab er dem Könige auch nicht leicht nach. Er hatte vorzüglich das Recht, bei der Kammermusik, wenn der König spielte, Bravo! zu rufen. Auch war er nicht wenig stolz auf diesen Vorzug, und sparte sein Bravo eben nicht. Wenn aber der König etwas von seinen Kompositionen nicht so spielte, wie es die Kunst erforderte, oder wenn Quanz etwa einmal, (was doch nicht oft der Fall war) mit dem König schmollte, so wußte er auch sein Bravo! bei sich zu behalten.

Quanz's Kunstgefühl verwickelte ihn auch einst in ein lustiges kleines Abentheuer. Wenn er in Berlin war, (eigentlich hielt er sich zu Potsdam auf,) pflegte er oft die Vormittagspredigt in der Petrikirche zu hören.

In dieser fand sich gewöhnlich auch ein Schumacher ein, der die üble Gewohnheit hatte, jeden Absatz des Liedes lange hinter der Gemeine noch auszuhalten, und dabei immer stark in die Höhe zu ziehen. Quanz's Ohren fiel dies ganz unerträglich, und er glaubte, den Schuster von seiner übeln Angewohnheit abbringen zu können. Er ließ ihn zu sich

kommen, ſagte ihm, daß er des Königs erſter Kammermuſikus wäre, und verſicherte ihn dabei, daß ſeine Art beim Geſange auszuhalten, eben ſo unſchicklich als unmuſikaliſch ſey. Der Schuſter erwiederte darauf ganz unbefangen: er verſtehe von der Muſik nichts, und halte jeden Satz des Geſanges blos deswegen ſo aus, weil dies — ſeine Andacht vermehrte.

Quanz ſtellte ihm dagegen vor, daß gerade dadurch die Andacht der Gemeine geſtört würde. Allein davon wollte der Schuſter nichts hören und verſetzte: Was müßte das für eine Gemeine ſeyn, welche ſich von meiner Andacht in ihrer Andacht ſtören ließe? Quanz, der nun wohl einſahe, daß auf dieſem Wege nichts mit dem Manne anzufangen wäre, ſchlug einen andern Weg ein. Er ſagte dem Schuſter ganz treuherzig: ſeine Andacht würde durch dies Nachſchreien geſtört, er möchte es ihm zu Gefallen unterlaſſen, verſprach ihm dagegen wieder gefällig zu ſeyn, und da er gehört hätte, daß er ein ſehr guter Arbeiter wäre, ſo wolle er ſich künftig von ihm ſeine Schuhe machen laſſen, er möchte ihm nur gleich ein Paar anmeſſen.

Sehr gern, antwortete der Schuſter ganz gelaſſen. Allein wenn ſie glauben, daß ich meine Andacht gegen ihre Kundſchaft verkaufen ſoll, ſo werde ich kein Papier zum Maaße herausziehen; denn das thue ich nicht.

In der That wurden auch beide ſtreitende Partheien über die Friedensbedingungen nicht einig; der Schuſter ließ, wie vorher, ſeine Stimme nachtönen, und Quanz mußte es mit anhören.

Quanz war in Geſellſchaften überhaupt ein muſikaliſcher Diktator, und wer ſeine, in der That groſſen, Einſichten in die Kunſt nützen wollte, durfte ihm nicht widerſprechen, ſondern mußte ihn dem Gange ſeiner Ideen folgen laſſen, welches freilich nicht Jedermanns Sache war. Uebrigens erzählte Quanz

gern, wenn er einmal zu Jemand Vertrauen gefaßt hatte, und der ſelige Nikolai verſichert in der Vorrede zum 1 Hefte der Anekdoten von Friedrich II. 2te verb. Aufl. Berlin 1790. S. XX., Niemand hätte ihm durch Angabe vieler auszeichnenden Züge von des Königs perſönlichem Charakter ſowohl in ſeiner Jugend als im männlichen Alter, einen deutlichern Begriff beigebracht, als Quanz.

Dieſer Künſtler wurde bis an ſeinen Tod vom Könige geſchätzt; Friedrich ſchrieb ihm in ſeiner letzten Krankheit ſogar ſelbſt ſeine Diät vor. Er ſtarb zu Potsdam am 12. Jul 1773. im 77 Lebensjahre. Sein Andenken wurde durch ein ſchönes ſteinernes Denkmal, welches ihm der König zu Potsdam ſetzen ließ, auch nach ſeinem Tode verewigt.

F. R. Lenke.

Anekdote.

Der Kammermuſikus Friedrichs II., der erwähnte Quanz, hatte ſich, man weiß nicht wie, in den Beſitz geſetzt, dem Könige jeden Herbſt Leipziger Lerchen zu ſchicken. Dies war für ihn ein großer Vorzug — denn der König pflegte nicht leicht von einem Privatmann ein Geſchenk anzunehmen. — Quanz hatte den Auftrag, die Lerchen zu beſorgen, ſeit vielen Jahren einem Kaufmanne aus Leipzig gegeben. Als dieſer ſtarb, erſuchte Quanz den Buchhändler Friedrich Nicolai aus Berlin, daß ihm dieſer, wenn er die Leipziger Michaelismeſſe beſuchte, ſo früh als möglich die ſchönſten Lerchen für den König beſorgen möchte. Dies geſchahe auch das erſtemal. Da ſich aber Quanz nicht deutlich erklärt hatte, daß er dieſe Beſorgung auf alle künftige Jahre verlange, ſo dachte Nicolai im folgenden Herbſte weiter nicht daran.

Quanz war ſehr verdrießlich darüber, daß dies

mal keine Lerchen kamen. — Der König vermißte seine Lerchen ebenfalls, und mochte es Quanzen als eine Nachlässigkeit auslegen, daß er dießmal nicht an ihn gedacht zu haben schien. Friedrich äußerte sich darüber sogar selbst, da er einmal nach seinem gewöhnlichen Konzerte mit dem Konzertmeister Franz Benda, von allerlei Gegenständen zu schwatzen anfing, und ihn beiläufig fragte: Ob er nicht auch gehört hätte, daß dies Jahr die Leipziger Lerchen sehr selten wären?

Benda konnte nicht begreifen, wie der König auf den Gedanken kam, mit ihm über — Leipziger Lerchen zu sprechen.

Der anwesende Quanz aber begriff es desto besser, und war in großer Verlegenheit. Er fragte bei Nicolai, was er nun wohl machen sollte? denn die Lerchenzeit war fast vorbei. Nicolai gab ihm den Rath, er solle diesmal dem Könige die spätesten Lerchen schicken. Dies geschahe auch. Der König bekam noch im November Lerchen, wo sonst Niemand mehr daran dachte. —

Er war sehr vergnügt darüber, und dankte Quanzen, zu dessen großer Freude, mündlich dafür.

In den folgenden Jahren trug Quanz Sorge, daß der König allezeit so früh als möglich seine Lerchen bekam.

Lenke.

Gebückt kommt man durch die Welt.

Als der berühmte Franklin noch Buchdruckergeselle war, besuchte er einst den D. Matthes. Beim Weggehen führte ihn dieser durch einen andern und kürzern Gang, als der war, durch den er gekommen war, zurück. In der Mitte desselben lief ein starker Querbalken so tief herab, daß man sich leicht daran stoßen konnte. Der Doctor warnte den jungen Franklin vor der, ihm drohenden, Gefahr; aber Letzterer ging zu rasch, und rennte sich fürchterlich an die Stirne. „Ei, ei," sagte der Doctor, „Sie sind noch jung, lieber Franklin, und wollen durch die Welt kommen. Ja nicht zu rasch! Lernen Sie sich zu rechter Zeit bücken. Dadurch werden Sie vielem Ungemach entgehen." Dieser gute Rath unter diesen Umständen, wirkte auf Franklins Gemüth und hinterließ einen bleibenden Eindruck. Er bekannte in der Folge sehr oft, daß die Beherzigung desselben ihm manchen Vortheil verschafft habe. Und in der That sind viele Menschen darum unglücklich, weil sie den Kopf zu hoch tragen, und sich nie bücken wollen.

K—r.

Logogriph.

Seitdem des Ewigen allmächtig Werde!
Mich schuf, beglückte ich die Erde,
Und Leben, Wohlseyn und Vergnügen
Trinkt sie mit mir in vollen Zügen.
Ach, ohne mich versänk' in Nacht
Des ganzen Weltalls hehre Pracht!
Allein, obgleich dir wohlbekannt,
Vermagst du mich nicht ganz zu kennen;
Doch kann mich des Gelehrten Hand, —
Und denke nur! durch Gläser trennen.
Durch etwas, das die Kunst erfand,
Verwandl' ich mich zum Feuerbrand,
Und kann dann Flotten selbst verbrennen.

Willst du des Wortes Sinn erreichen:
Nimm vorn und hinten ihm ein Zeichen.
Dann sagt es, was ein jeder ist,
Und was der stolze Egoist,
Den Mittelpunkt der Schöpfung nennt,
Und als der Wesen Höchstes kennt.

E. H. Schwabe.

Neue

Jugend-Zeitung.

No. Sonnabends, den 28. December 1811. 156.

Industrie-Comtoir in Leipzig.

Nachtrag zur Kupferbeschreibung Nr. 26. Der Tempel des Neptun zu Pesto.

Ein bereits verstorbener Gelehrter besuchte im Jahre 1802 auch das alte Pästum. Er liefert zwar keine Beschreibung des erwähnten Tempels; aber doch eine Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande des Orts, wo dieser Tempel ehedem stand. Wir theilen unsern Lesern Einiges davon mit.

Ich eilte fort, hochglühend war die Sonne,
Und fühlte schon voraus die Wonne,
Mit Pästums Rosen in der Hand,
An eines Tempels hohen Stufen,
Wo Maro einst begeistert stand,
Die Muse Maro's anzurufen.
Die Tempel stiegen, groß und hehr,
Mir aus der Ferne schon entgegen,
Da ward die Gegend menschenleer
Und öd' und öder um mich her,
Und Wein wuchs wild auf meinen Wegen.
Da stand ich einsam an dem Thore
Und an dem hohen Säulengang,
Wo ehmals dem entzückten Ohre
Ein voller Zug in vollem Chore
Das hohe Lob der Gottheit sang.
Verwüstung herrscht jetzt um die Mauer;
Wo einst die Glücklichen gewohnt,
Und mit geheimen, tiefen Schauer
Sah ich [illegible]er und sahe nichts verschont;
Und meine Freude ward nun Trauer.
Umsonst blickt Titan hier so milde,
Umsonst bekrönet er im Jahr
Zweimal mit Aernte die Gefilde,
Du suchst von Allem, was einst war,
Umsonst die Spur, u. s. w.

In der Stadt fand sich nichts weiter, als die drei bekannten großen, alten Gebäude, die Wohnung des Monsignore (eines Bischofs), ein Wirthshaus, und noch ein anderes schlechteres Haus. Daraus besteht jetzt ganz Pästum. In der ganzen Gegend rund umher war kein Rosenstock mehr zu finden. Das Quadrat der Stadt ist noch überall sehr deutlich zu unterscheiden durch die Trümmern der Mauern. Das Thor nach Salerno hin, hat noch etwas hohes Gemäuer, und das Bergthor ist noch ziemlich ganz und wohl erhalten. Die beiden übrigen, die man das Seethor und Justizthor nannte, zeigen nur noch ihre Spuren. Die Hauptursache, warum dieser Ort vor allen übrigen so gänzlich in Verfall gerathen ist, scheint das schlechte Wasser zu seyn. Das Meer ist nicht fern, die Gegend ist tief, und auch aus den nahen Bergen kommt Salzwasser. Das süße Wasser mußte weit und mit großen Kosten her geleitet werden.

Hesse.

Die Koralleninseln.

Im Südmeere giebt es eine Menge größerer und kleinerer Inseln, welche man Koralleninseln zu

nennen pflegt, weil sie ihren Ursprung den Felsengebäuden der Korallenwürmer verdanken. Ihre Entstehung ist zum Theil noch nicht vollendet, sondern sie geht noch täglich vor den Augen des Beobachters vor sich.

In der Gegend des Aequators ragen aus dem Meere viele Korallenklippen hervor. Sie bilden gewöhnlich große Kreise, innerhalb welcher ein kleiner See eingeschlossen ist. Mehrentheils erblickt man in ihrem Umkreise hie und da sandige Stellen, welche ein wenig über den hohen Standpunkt der Fluth herüberragen, und auf denen Kokospalmen und einige kleinere Pflanzen gewurzelt haben. Alles Uebrige des Felsenringes ist so niedrig, daß die Wellen fast beständig, sogar zur Zeit der Ebbe, überschlagen. Manche dieser Eilande sind für immer bewohnt. Andere werden nur bisweilen von den Bewohnern der Nachbarinseln, der Fischerei, oder des Vogel- und Fischfangs wegen, besucht.

Alle diese Inseln nun sind, wie schon gesagt, das Werk kleiner Thiere, der, so genannten, Korallenpolypen. Diese Thierchen bewohnen feste, steinartige Gehäuse, die man Korallen nennt, und deren es mehrere Gattungen giebt. Doch bauen sich diese Würmer die Gehäuse nicht selbst, sondern sie werden mit denselben, wie die Schnecken und andre Schaalthiere, gleich geboren. Da sie sich außerordentlich vermehren, und sehr schnell wachsen, so läßt es sich begreifen, wie sie nach nicht gar langen Zeitfristen, so groß und ausgebreitet erscheinen können.

Diese Polypen bauen ihre Werke von dem Boden des Meeres, bis zu dessen Oberfläche immer höher hinauf. Das Ganze dieser Polypen ist kalkartig, mit einem thierischen Stoffe vermischt. Im Südmeere sieht man diese Polypengebäude nach ihrem verschiednen Alter, und von allerlei Größe. Die jüngern unter ihnen liegen in ringförmigen Reifen noch so tief unter dem Wasser, daß man sie nicht sieht, und diese sind den Schiffen äußerst gefährlich. Stoßen die Schiffe unglücklicher Weise auf einen solchen Reifen, so ist es ein halbes Wunder, wenn es ohne Schiffbruch abgeht. Wenigstens bekommen sie starke Lecke, die schwer wieder auszubessern sind. Nach und nach häuft sich in der Mitte der Korallenfelsenreifen der Sand so hoch an, daß er über dem Wasser hervorragt. Die Würmer bauen indessen ihr Werk bis zur Oberfläche fort, und das Meer füllt den Raum im Innern des Reifen nach und nach ganz aus. Nun finden sich Seevögel ein, die auf der Sandbank ihre Wohnung aufschlagen, und durch ihren Auswurf den Boden fruchtbar machen. Eine Menge Kräuter grünen empor, die bei ihrem Vermodern die fruchtbare Erde vermehren, und endlich die kahle Sandbank in eine fruchtbringende Insel verwandeln. Durch den Felsenreifen, mit welchem die Würmer den lockern Boden eingefaßt haben, ist derselbe gegen die Heftigkeit der Wellen gesichert, und kann nun von Menschen bewohnt werden.

K—r.

Eine naive und eine lakonische Antwort.

Rudolph, ehemaliger Herzog von Schwaben, den der deutsche Fürstenbund im Jahre 1077 gegen Heinrich IV. zum Gegenkönig gewählt hatte, wurde in der Schlacht, welche am 15. October. 1080 zu Wolksheim an der Elster bei Merseburg, geliefert wurde, tödtlich verwundet, und verlor sogar einen Arm.

Die Sachsen begruben ihn zu Merseburg, und errichteten ihm hier ein prächtiges Grabmal.

Als Heinrich IV. in der Folge nach Merseburg kam, riethen ihm einige seiner [illegible]ichler, das Grabmal Rudolph's zerstören zu lassen, weil dieser

Fürſt ſein Gegenkaiſer und ärgſter Feind geweſen wäre.

„Das laſſe ich wohl bleiben, ſagte Heinrich — ich wünſchte vielmehr, daß alle meine Feinde eine ſo prächtige Ruheſtätte hätten!“

Nach Rudolph's Tode, ſchickte Kaiſer Heinrich IV. Geſandte nach Sachſen, durch welche er den Fürſten andeuten ließ, ſie möchten wenigſtens, wenn ſie auch gegen ſeine Perſon Etwas einzuwenden hätten, ſeinen Sohn als Stellvertreter des Vaters bei ſich aufnehmen. Der entſetzte Herzog aber, der noch immer das Haupt des ſächſiſchen Fürſtenbundes war, gab den kaiſerlichen Geſandten den kurzen Beſcheid:

„Böſe Stiere, böſe Kälber; ſo iſts faſt immerdar. Ich mag weder den Vater noch den Sohn.“

Lenke.

Die Entſtehung des Wortes Gurkenmaler.

Dieſes Wort, womit man oft im gemeinen Leben einen elenden Maler bezeichnet, bezieht ſich wahrſcheinlich auf folgende Anekdote aus der römiſchen Geſchichte.

Der nachherige Kaiſer Hadrian, welcher gern den Gelehrten ſpielte, mengte ſich einſt in ein Geſpräch, welches ſein Onkel, der Kaiſer Trajan, mit dem berühmten Baumeiſter Apollodor führte. Da Hadrian ſich vermuthlich nicht ganz beſcheiden genug benahm, ſo wies ihn Apollodor mit den Worten zurück: Gehe hin, und male deine Gurken; denn von dem, was wir hier reden, verſtehſt du doch nichts! — Hadrian war aber gerade damals auf die Zeichnung einer Gurke, welche ihm ziemlich gelungen war, ſehr ſtolz.

E. H. Schwabe.

Das Leben der Gegenwart und der Zukunft

Ein ſtetes Ringen!
Nach höhern Dingen,

Ein Kampf der Kräfte
Und Erdgeſchäfte,
Ein täglich Lernen
Von Staub und Sternen,
Ein mühſam Wandern
Zum Ziel mit Andern,
Ein raſtlos Streben —
Iſt dieſes Leben.

Daß unſre Lage
Mit jedem Tage,
Der ſchnell ſich endet,
Sich anders wendet;
Daß wir uns freuen,
Und dann vom neuen
Uns tief betrüben:
Das ſoll uns üben
Im frommen Glauben,
Den Nichts uns rauben
Und ſchwächen müſſe!
Des Schickſals Schlüſſe
Sind immer weiſe,
Daß man Den preiſe,
Der Unglück wandte,
Und Heil uns ſandte.

In viel Gefahren
Uns zu bewahren,
Auf dunkeln Wegen
Für künft'gen Seegen
Uns zu erhalten:
Das iſt ſein Walten,
Zwar oft bedenklich,
Doch überſchwenglich
An Huld und Güte
Durch Frucht und Blüthe;
Und ohne Tadel,
Damit der Adel

Der Menschentugend
Schon in der Jugend
Die Herzen rühre;
Und stets sie führe
Durch jedes Alter,
Dem Allerhalter
Zum Wohlgefallen,
Den Edlen allen
Ein Stoff zur Freude,
Die mehr bedeute,
Als Lust des Sinnes
Und Geldgewinnes.

Wer hier das Gute
Mit festem Muthe
Und warmen Herzen
In Glück und Schmerzen
Erwählt und schätzet;
Wer Brüdern nützet;
Wer streng dem Geize
Und Wollustreize
Sein Herz verschließet:
O der genießet,
Auch wenn er leidet
Und mühsam streitet,
Den innern Frieden;
Ihm ist beschieden,
Was oft die Hohen,
Wenn Strafen drohen,
In sich vermissen —
Ein gut Gewissen;
Er kann nicht wanken
Bei dem Gedanken
An Gott den Rächer
Und Urtheilssprecher.
Der Herr der Welten
Will so vergelten,
Daß jeder Treue
Sich endlos freue.

Ein selig Leben
Wird dem gegeben,
Der seine Pfade
Durch Gottes Gnade
Unsträflich wandelt
Und edel handelt.

Drum will ich immer —
Im Schmerzgewimmer,
Wie wenn die Sonne
Der Lust und Wonne
Von außen strahlet
Und Blumen malet, —
Die Tugend achten,
Nach Weisheit trachten,
Und meine Pflichten
Getreu verrichten:
So darf ich hoffen,
Auch mir wird offen
Der Zugang stehen,
Um das zu sehen,
Was Gott bereitet
Dem, den er leitet
Nach seinem Rathe
Zum Ziel der Gnade.

Wohl auf, Genossen!
Nehmt unverdrossen
Und ohne Klage
Im Flug der Tage
Das Gut' und Böse,
Bis Gott uns löse
Vom Leid der Erden:
In Demuth werden
Den Führer Viele
Erhöhn am Ziele.

Trautscholdt.

Unalaschka.

(Beschluß.)

Diejenigen Aleuten, welche die Insel bewohnen, an welchen die russischen Kauffartheischiffe landen, haben einige Kultur. Einige sprechen ziemlich gut russisch, und mehrere haben sich taufen lassen. Auf den übrigen Inseln leben sie noch ganz im Stande der Rohheit.

Sonst tödtete man beim Absterben eines reichen Aleuten seinen Liebling unter den Dienstboten, und begrub ihn mit. Jetzt verscharrt man blos mit dem Todten seine Baidare, seine Pfeile u. s. w. Dem Todten nimmt man die Eingeweide heraus, und stopft dafür den Leib mit Heu aus. Die unbegüterten legt man ohne Mitgabe in die Erde, oder in eine Höhle unter einem Felsenabhang. Für die Reichen baut man Behältnisse von Treibholz, streut darinne Erde auf den Boden, und breitet darüber Grasmatten und den Hautüberzug der Baidare. Auf diesen Ueberzug wird der Verstorbene hingelegt und mit Riemen so zusammen geschnürt, daß er die bei der Nation gewöhnliche sitzende Stellung bekommt, nämlich die Knie an die Brust gebogen, und die Hände über die Knie geschlagen. Darauf überschüttet man ihn mit Erde. Das Gerippe der Baidare wird zerstückelt, und die Trümmer werden in den Grabhügel eingestochen.

Die Aleuten besitzen viel natürlichen Verstand und viele Geistesfähigkeiten. Sie spielen das Damen- und Schachspiel so meisterhaft, daß ihnen nichts anzuhaben ist. Sie lieben dabei den Frieden und vermeiden jeden Zank und Streit. Ihre Gastfreundschaft kennt keine Grenzen. Das Laster des Diebstahls, das allen Völkern des östlichen und südlichen Oceans anklebt, ist ihnen fremd. Außer der Faulheit und dem Undanke findet man nichts tadelnswerthes an ihnen. Nie äußern sie heftige Leidenschaften, und man sieht bei den außerordentlichsten Vorfällen auf ihren Gesichtern weder Verdruß, noch Kummer, noch Freude ausgedrückt.

Die Weiber und Töchter der Aleuten sind nicht leicht müßig. Sie beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, z. B. mit Flechten der Körbe, der Säcke und Teppiche; alles von Gras. Diese Arbeiten treiben sie mit besonderer Geschicklichkeit und Kunst. Sie wählen dazu das reinste und längste Gras, welches, wenn es trocken wird, eine glänzende Strohfarbe annimmt. Zu feinen Arbeiten zerschneiden sie das Gras der Länge nach in 2 Theile mit dem Nagel des Zeigefingers. Zu diesem Behuf lassen sie die Nägel des Fingers recht lang wachsen, und schärfen sie, wie ein Messer. Sie zerlegen damit nicht nur das Gras, sondern auch die Sehnen der Seethiere zu den feinsten Fasern, und aus diesen machen sie, ohne alle Werkzeuge, blos mit den Fingern, glatten und feinen Zwirn zum Nähen ihrer Kleider und Schuhe. Ihre Nähenadeln sind von den Knochen der Mevenfüße und ohne Oehr. Bekommen sie eine eiserne Nadel, so brechen sie das Oehr ab, schleifen das stumpfe Ende auf einem Steine rund und machen daran einen Hacken, woran sie den Zwirn befestigen. Die feinsten gebrauchen sie zum Sticken; und die Arbeiten dieser Art nehmen sich sehr gut aus. Beim Sticken gebrauchen sie, statt des Zwirns, langes Ziegenhaar, welches, mit weißem Rennthierhaar und Seide umwickelt, der Stickerei das Ansehen der schönsten Korallenschnuren giebt.

Die oben erwähnten Parken haben große Aehnlichkeit mit einem Hemde. Zu oberst am Halse sitzt ein runder stehender Kragen von Rennthierleder. Die Mannsparken werden aus Seepapageienhäuten zusammengenäht, mit Ziegenhaar verziert, und mit schmalen Riemen von Katzenfell*) behängt. Die Weiberparken haben denselben Schnitt; nur besteht das Material dazu nicht aus Vogelhäuten, sondern aus Katzenfellen. Der Kragen ist stehend, und ganz mit Glaskorallenfiguren ausgeschmückt. Von den vordern Spitzen des Kragens hängen einige lange Korallenschnuren über das Kleid herab. Der Schooß der Parke und die Aermel sind mit einem Kranze besetzt. Die Festagskleidung ist die nämliche, nur reicher an Korallen, und mit Seepapageienschnäbeln, mit dünnen Riemen u. dergl. geziert. Die Männer ziehen, wenn sie zur See fahren, noch ein Oberhemd mit einer Kappe von Seethiergedärmen an. Ihre Beinkleider und Stiefeln machen sie von den Hälsen der Seelöwen. Den Kopf bedecken sie mit einem hölzernen Hute, der vorn mit einem Schirm versehen, und mit Korallen oder mit dem Knebelbarte der Seelöwen ausgeputzt ist. Ein Aleute, in dieser Tracht auf seiner Baidare sitzend, hat ein respectables Ansehn. Steht er aber, so sieht man das Träge in seiner Haltung. Seine Knie sind von dem vielen Sitzen krumm, und seine Miene ist finster; indeß doch nicht unangenehm. Sein Wuchs ist mittelmäßig; seine Gesichtsbildung, die hervorstehenden Backenknochen ausgenommen, in allen Theilen schön; sein Haupthaar schwarz und borstig. Bärte haben die wenigsten Aleuten.

Die Aleutischen Männer verkünsteln ihr Gesicht nicht; aber die Weiber entstellen es seltsam genug. Sie punktiren ihre Backen von der Nasenspitze ab bis gegen die Mitte des Ohres in zwei Streifen, und von der

*) Unter den Katzen versteht man auf Unalaschka eine Art Seethiere, von der Größe eines kleinen Seehundes. Sie haben graues, silberfarbnes Haar.

Unterlippe gegen das Kinn in Einem. In diese Streifen reiben sie Kohlen, welche, wenn die Punkte zuheilen, ein bläuliches Ansehen bekommen. Unter dem Nasenknochen stechen sie ein Loch durch, in welchem sie ein Gehänge von vier Glaskorallen oder Bergsteinschnuren tragen. Die Glaskorallen bekommen sie von den Russen, und den Bernstein von den Amerikanern, die ihn am Vorgebirge Alsara sammeln. Beides gehört unter ihre Kostbarkeiten. Unter den Lippen stechen sie zwei Löcher durch, die mit einem langen Knochen ausgefüllt werden. Die Ohren umnähen sie mit blauen und weißen Korallen. Indeß giebt es viele Frauenzimmer, die ihr Gesicht nicht verbilden. Diese stammen aus der Verbindung der Russen mit den Aleuten her. Viele unter ihnen haben eine schöne, weiße Haut, braunes Haar, und viele europäische Züge. Auf dem Kopfe tragen die Weiber gar nichts. Das Hinterhaar flechten sie über den Nacken in einen Zopf, und mit dem Vorderhaar bedecken sie bis an die Augenbraunen die Stirne. Ueber die Parke ziehen sie weiter kein Kleid, und an den Füßen haben sie weder Strümpfe noch Schuhe, sondern sie gehen barfuß.

Die Lebensweise der Unalaschkaner ist auch die Lebensweise der Bewohner der übrigen Aleutischen Inseln.

K—r.

Rechenschaft des scheidenden Jahres 1811.

Halt! noch ein Wort ihr Stunden,
Eh' gänzlich ihr verschwunden,
Habt zu der Kinderwelt
Ihr freundlich euch gesellt?

Habt ihr gesorgt für Freud,
Daß, wenn im Flügelkleide
Die Unschuld Blumen brach,
Kein scharfer Dorn sie stach?

Gabt ihr zum muntern Spiele
Dem Knaben Frohgefühle?
Erfüllter seine Brust
Mit unbefangner Lust?

Belohntet ihr die Mühe,
Wenn in der goldnen Frühe
Des Jünglings Kräftedrang
Nach höherm Wissen rang?

Lohnt ihr das fleiß'ge Mädchen
Am Strumpf und Schnurrädchen
Für ihren frühen Fleiß
Mit einem Blumenreiß?

Habt ihr den Kindern allen
Gewirkt zum Wohlgefallen:
So danken wir recht schön.
Nun könnt ihr ruhig gehn!

Königsbrück. A. Ziehnert.

Schluß des Jahres 1811.

Ernst und dumpf durch tiefes Schweigen
Eilerfüllter Mitternacht
Hallen Glocken und wir beugen
[illegible] vor ihm, der höher wacht.
Denn ein Jahr ist nun vollbracht!

Großer Abschnitt unsers Lebens
Sinkst du zur Vergessenheit?
Nein! die Spur des edeln Strebens,
Welches That an Thaten reiht,
Reißt hinweg kein Strom der Zeit.

Ihn nur, dessen Blicke fallen
Durch des Lebens leeren Raum,
Schrecken Jahre; Tage wallen
Ihm vorüber, kenntlich kaum,
Wie ein schnellzerflossner Traum.

Was der Mensch des Edeln, Schönen,
Menschenwerthes, hier gethan,
Hallet mit des Ruhmes Tonen,
Die kein Sturm zerstreuen kann,
In die Zukunft ihm voran.

Sinkt des Lebens Blüthe nieder;
Dieser Nachhall bleibt der Zeit,
Tönet in Gesängen nieder,
Der Unsterblichkeit geweiht,
Pflanzt sich fort zur Ewigkeit.

Was auch uns die Zeit entführe;
Ruhm und Liebe raubt sie nicht!
Was ihr Dunkel auch berühre:
Ueber rein erfüllte Pflicht,
Ueber Hoheit strahlt ihr Licht.

K. Hahn.

Auflösung des Logogryph's im hundert und fünfundfunfzigsten Stück.

Licht. Ich.

No. 1.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 5. Januar 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Ansichten von Palästina,

oder

dem heiligen Lande,

nach Ludwig Mayers Originalzeichnungen, mit Erläuterungen vom Prof. C. F. K. Rosenmüller in Leipzig, mit 24 Kupfern, quer Folio. Zwei Bände komplett 8 Thlr.

Dieses Werk, durchgehends auf Velinpapier gedruckt, ist von den besten Künstlern in Kupfer gestochen, und ohngeachtet seines geringen Preises ein wahres Prachtwerk zu nennen. Es muß für jeden Verehrer der Religion, welche das erhabenste Wesen im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrt, von dem größten Interesse seyn, das Land seiner natürlichen Beschaffenheit nach kennen zu lernen, in welchem der weiseste und edelste aller Sterblichen seinen großen noch jetzt fortwirkenden Plan zur Aufklärung und Beglückung des ganzen Menschengeschlechts entwarf und ausführte.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Lateinisch-deutsches

Lehrbuch

für die ersten Anfänger zur schnellern, sichern und angenehmern Erlernung der Elemente der lateinischen Sprache. Ein Versuch, das Gute in der Methode des allbeliebten Commenius ohne seine Fehler zu behalten, in 2 Abtheilungen in 8vo, mit 4 Kupfern,

von

C. G. Schütz.

Der Herr Hofrath Schütz in Halle, der das Gute und die Mängel aller ältern und neuern Lehrbücher dieser Art gewiß sehr genau gekannt, hat durch die Herausgabe dieses Werks einem wesentlichen Bedürfniß auf Schulen abgeholfen, und es würde überflüssig seyn, etwas zu seiner Empfehlung hinzuzufügen, da es von einem der größten Philologen unserer Zeit geschrieben ist. Der Preis des Ganzen ist 2 Thlr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Daß unterzeichnete Handlung für dieses Jahr einen Almanach für die Jugend unter dem Namen und unter der Leitung des Herrn Vizedirektor Dolz mit Aufsätzen von den besten Pädagogen Deutschlands, und mit vielen Kupfern von den geschicktesten Künstlern herausgeben wird, macht sie vorläufig bekannt.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Bei Adolph Schmidt in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Costenoble. Taschenbuch dramatischer Spiele für 1811. Mit Kupf. Gebunden 1 Thlr. 16 Gr.

Enthält: Vatertreue. Schauspiel in 1 Aufzuge. — Die Katze läßt das Mausen nicht. Lustsp. in einem Aufzuge. — Graf Niemand. Lustsp. in 1 Aufz. — Das Blindekuhspiel. Lustsp. in 1 Aufz. — Fehlgeschossen. Posse in 1 Aufzuge.

Historisches Gemälde der letzten Regierungsjahre des gewesenen Königs Gustav IV. Adolph. Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 8. 1 Thlr.

Ein höchst interessantes Buch, das als ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der neuern Zeit angesehen werden kann, indem es nicht aus mangelhaften Zeitungs-Nachrichten, sondern aus lautern Quellen abgeleitet ist und alle Angaben durch beigefügte Documente, worunter mehrere eigenhändige Schreiben der ersten Regenten

Europa's sich befinden, (von welchen viele hier zum erstenmal im Druck erscheinen) beglaubigt.

Joh. Christ. Friedr. Meister's, W. R. D. Königl. Preuß. Criminalrathes, Prof. d. Rechte in der Universit. Frankfurth a. d. Oder, auch der Juristenfacultät z. d. Z. Dechantes,

Vorerkenntnisse und Institutionen des positiven Privatrechtes, sowohl des gemeinen in Deutschland; bis zu Auflösung des deutschen Reiches — theils einheimischen, theils fremden und angenommenen; als auch des gemeinen des preuß. Staates; besonders landrechtlichen Systems. — Ein Lehrbuch für zwei akademische Lehrstunden; für eine Privatvorlesung. Preis 1 Thlr 12 Gr. ist erschienen bei

Darnmann in Züllichau.

Bei Friedrich Frommann ist erschienen:

Ueber die Litteratur Frankreichs im 18. Jahrhundert. Zwei Abhandlungen von Barente und Jay aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von F. A. Ukert. Jena 1810. 21¼ Bogen. Preis 1 Thlr. 12 G. in 8vo.

Thalie et Melpomène française. Tome VI. Cahier II. 12 Gr. oder 54 Xr.

Von der von uns unter obigem Titel veranstalteten Sammlung der neuesten und besten dramatischen Producte der französischen Theater in Paris, ist so eben des 6n Theils 2s Heft erschienen, mit folgendem Inhalt:

1) Cendrillon, Opéra-féerie en trois actes en prose, paroles de M. Etienne. Musique de M. Nicolo Isouard de Malthe.

Dieses ist die, dem bekannten Mährchen der Prinzessin Eschenbrödel nachgebildete Oper, welche in Paris so großes und fortdauerndes Aufsehen gemacht hat.

2) La Revanche, Comédie en trois actes en prose. Par M. M. * * *.

Ein durch seine gut durchgeführte Intrigue, (dies Stück spielt in Polen) so wie durch den gefälligen leichten Conversationston empfehlenswerthes Stück.

Obige Stücke sind auch einzeln zu haben, nämlich jedes zu 6 Gr. oder 27 Xr.

Zugleich zeigen wir an, daß die Sammlung der Thalie et Melpomène ununterbrochen fortgesetzt wird.

Noch zur nächsten Michaelis-Messe erscheint des VII. Theils 1stes Heft. Rudolstadt, im Sept. 1810.

F. S. R. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

Herabgesetzter Bücherpreis.

Um mehreren Aufforderungen zu genügen, und folgende Schriften, welche sich vorzüglich zum Schulunterricht eignen, gemeinnütziger zu machen, so haben wir die Ladenpreise bedeutend herabgesetzt, und sind nun solche durch alle Buchhandlungen für den bemerkten Preis zu haben.

Meitz, J. H., Unterricht im Zeichnen für Kinder, Kunstfreunde und angehende Künstler, 3 Hefte mit Kupfern. Neue Auflage. gr. 8. sonst 2 Thlr. jetzt 1 Thlr. 8 Gr.

Perschke's Orthometrie. Für Schulen jeder Art, besonders deren Lehrer, für beginnende Dichter, für höhere Lehrstühle und Kanzeln, für Schaubühnen, und für Musiksetzung poetischer Stücke, gr. 8. 1809. sonst 1 Thlr. 16 Gr. jetzt 1 Thlr. Dieses Werk ist bei der Pestalozzischen Lehrart vorzüglich brauchbar.

Scherwinzky, F. L. E. praktische Tugendlehre nach Benjamins Franklins Anleitung. Für die erwachsene Jugend in allen Ständen. gr. 8. 1806. gebunden, sonst 14 Gr. jetzt 9 Gr.

Frankfurt a. d. O. im Novbr. 1810.

Akademische Buchhandlung.

Folgende wichtige Werke haben vor kurzem die Presse verlassen und sind für die beigesetzten Preise in allen Buchhandlungen zu haben:

Meister, Dr. J. C. F., über den Eid nach reinen Vernunftbegriffen. Eine gekrönte Preisschrift. 4. 18 Gr.

— — Lehrbuch der Vorerkenntnisse und Institutionen des positiven Privatrechtes. gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Hoffmann, P. J. G., Repertorium der preußischen Landesgesetze für Cameral- und Justizbedienten nach alphabetischer Materienfolge. 2r Thl. welcher auch auf den Innhalt der neuen Criminal-Ordnung, der Städte-Ordnung und der Deklarationen und auf die in der allgemeinen juristischen Monatsschrift aufgenommenen gesetzlichen Verordnungen hinweiset. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Von dem ersten Theile dieses brauchbaren Werkes und dessen 3 Fortsetzungen, meist dem Repertorium über das Hypothekenwesen, sind noch Exemplare zu dem auf 7 Thlr. ermäßigten Preise gegen postfreie Einsendung des Betrages zu haben. Züllichau im October 1810.

Darnmannsche Buchhandlung.

No. 2.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 19. Januar 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Allgemeine

lateinische Synonymik

zum

bequemen Gebrauch für Teutsche als Handwörterbuch bearbeitet

von

J. C. G. Ernesti, Professor.

Wer diese Synonymik mit der einzigen vorhergehenden von Popma mit Messerschmidts Bearbeitung vergleicht, wird den Reichthum und Vorzüge dieser von Prof. Ernesti erkennen. Man kann wohl behaupten, daß sie jedem Lehrer und Schüler der lateinischen Sprache ein nothwendiges Handbuch bleibt.

3 Bände, Preiß 3 Thlr. 12 Gr. in allen guten Buchhandlungen Teutschlands.

Baumgärtnersche Buchhandlung in Leipzig.

Ueber den Steindruck

im

Neuen Magazin aller neuen Erfindungen.

1r Bd. 2s Stück. Wer sich in dieser neu erfundenen Kunst unterrichten will, findet hier eine vollkommene und deutliche Darstellung derselben nach eigener Erfahrung nebst 6 Abdrücken, die folgendes enthalten: 1) Die Crayon-Manier. 2) Federzeichnung. 3) Vertiefte Manier. 4) Holzschneide-Manier. 5 und 6) Zwei verschiedene Pressen, worauf diese Blätter gefertigt wurden. Der Preiß dieses Hefts, das in allen Buchhandlungen zu bekommen, ist 1 Thlr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Geist

aus

Friedrich Schillers Werken,

gesammelt

von

Christian Friedrich Michaelis.

Nebst

einer Vorrede über Schillers Verdienst und Genie, zwei nach seiner Handschrift in Kupfer gestochenen Briefen, und dessen Portrait.

Preiß 1 Thlr. 12 Gr. sächsisch.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Wir machen hiermit auf ein für die gegenwärtigen Zeiten äusserst wichtiges Buch aufmerksam, es ist nehmlich

Die

Staatsweisheitslehre,

oder

die Politik

von Johannes von Müller dargestellt und ergänzt vom Dr. Heinichen, nebst Bemerkungen

und Maximen, von Macchiavelli und Montesquieu. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Wir fügen zur Empfehlung dieses Werks nichts hinzu, da es längst anerkannt ist, daß das, was Müller sagt, die Lehre aller Zeiten seyn wird.

Baumgärtnersche Buchhandl. in Leipzig.

Kirchen- und Schullehrern

empfehlen wir folgende Lehrbücher:

Förster, M. J. C., Fragen über das Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Als ein verlangter Anhang zu jeder Auflage passend. 8. 4 Gr.

Soldan, D. C. H. C., Neues allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht. Oder Materialien zur Uebung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung der Moralität und Religiosität. 8. 8 Gr.

Steinbeck, D. C. G., Feuerkatechismus für die liebe Jugend in ganz Deutschland. Vierte, alle vorhergegangenen Nachdrucke unbrauchbar machende, Auflage. 12. 3 Gr.

Förster, M. J. C., Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Achte Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 8 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

W. Bingley's

Biographien der Thiere,

oder

Annalen von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung. Nach dem Englischen mit Zusätzen bearbeitet und mit einer Einleitung über die Psychologie der Thiere versehen von Dr. J. A. Bergk. 8vo. 3 Theile. 4 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

W. Bingley's

Thierseelenkunde,

oder

Sammlung merkwürdiger Anekdoten aus dem Thierreiche, und Schilderung des geistigen Zustandes der Thiere. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Bemerkungen aus der Organslehre des Dr Gall in Ansehung des Thierreichs versehen von Dr. Bergk. 8.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Folgende drei Werkchen, die als Producte des Witzes vorzüglichen Beifall gefunden haben, und gewissermaßen korrespondiren, empfehlen wir jedem gebildeten Leser:

Das Unterröckchen

von Ernst Müller, mit 1 Titelkupfer von Mettenleiter. Von diesem kleinen niedlichen Buche ist die Michaelismesse 1810 die dritte Auflage erschienen. Der Preis ist 8 Gr.

Die Freuden des Ehestandes,

oder Geschichte des Regierungsraths Ludolf und seiner Familie von v. Arnim, Verfasser der Schrift über den Adel, als Pendant zum Unterröckchen. Mit einem Kupfer. 8 Gr.

Gardinen-Predigten

von Ihm und Ihr,

als Pendant zum Unterröckchen vom Verfasser desselben. Nebst einem Titelkupfer von Rosmäsler. 8 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Architectonisch-botanische Sammlung von Vorbildern zum Stricken und Häkeln, 1tes Heft mit 6 ill. Blättern, 1 Thlr. Berlin, bei Simon Schropp und Comp.

Gute Vorbilder zum Stricken und Häkeln werden immer mehr ein Bedürfniß für die Damen, deshalb haben wir gesucht eine Sammlung von einfachen und geschmackvollen Verzierungen mancherlei Art aus den besten Kunstwerken für diesen Zweck auszuwählen, und empfehlen dies scheinbar kleine Werk von bedeutender Nützlichkeit den schönen und fleißigen Händen als ein willkommenes Weihnachtsgeschenk.

Von Gustav Schillings sämmtlichen Schriften ist die zweite Lieferung oder das 7. bis 12. Bändchen erschienen und in allen guten Buchhandlungen für 6 Thlr. zu bekommen.

Es ist darin enthalten:

Der Liebesdienst. 3r 4r und letzter Theil. Die schöne Sibille. 3te sehr verbesserte Ausgabe in 2 Bänden. Bagatellen aus dem zweiten Feldzuge am Rhein von Fr. v. Kuckuck. 2te verbesserte Ausgabe. Geschichten. Erster Theil.

Bis zur Ostermesse 1811 kann man noch alle [illegible]

Bände für 9 Thlr. baare Zahlung in allen Buchhandlungen erhalten.

Dresden, im Novbr. 1810.

Arnoldiſche Buchhandlung.

Von Guſtav Schilling iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Der Liebesdienſt. 4 Theile. 4 Thlr.

Arnoldiſche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu bekommen:

Städer, J. A., Beſchreibung der verſchiednen Zeichnen- und vorzüglich beim Bergbau nöthigen Vermeſſungs-Inſtrumente. Mit 8 Fol. Kupfern. 2 Thlr.

Das einzige Mittel, wodurch einem im Kriege verarmten Lande wieder aufgeholfen werden kann ꝛc. 18 Gr.

Dresden, im Novbr. 1810.

Arnoldiſche Buchhandlung.

In der Arnoldiſchen Buchhandlung ſind folgende neue und vorzügliche Werke für Aerzte erſchienen:

Hahnemann, D. S., Organon der rationellen Heilkunde. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Lutheritz, D. L. A., die Syſteme der Aerzte von Hippokrates bis auf Brown. 1ſter Theil. 1 Thlr. 12. Gr.

Weinhold, D. J. A., die Kunſt veraltete Hautgeſchwüre, beſonders die ſogenanten Salzflüſſe, nach einer neuen Methode ſicher und ſchnell zu heilen. 2te verbeſſerte Aufl. 14 Gr.

Zum zweckmäßigen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache iſt bei uns erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bruel, J. A., bibliothèque pour les adolescens et adolescentes. Ouvrage destiné à servir de suite a la bibliothèque poûr les enfans et à completer un cours de lecture françoise etc. 12 Gr.

Dresden, im Novbr. 1810.

Arnoldiſche Buchhandlung.

Thalie et Melpomène française. Tom. VII. Cahier I. 12 Gr. oder 54 Xr.

Von dieſer beliebten Sammlung der neueſten franzöſiſchen Theaterſtücke iſt bei uns ſo eben das 1te Heft des 7n Bds. erſchienen und enthält folgende Stücke:

1) Le Secret du Ménage, Comédie en trois actes, et en vers.

2) La double méprise, Comédie en un acte, en prose; par R. de Chazet.

3) Lantara ou le Peintre au Cabaret, Vaudeville en un acte; par M. M. Y. Barré. L. Picard, J. Radet, et F. Desfontaines.

Jedes dieſer Stücke iſt auch einzeln zu 4 Gr. oder 18 Xr. zu haben. Als Antwort auf mehrere Anfragen erwiedern wir, daß die intereſſante Sammlung der Thalie et Melpomène ununterbrochen fortgeht, und von denen in Paris lebenden Redacteuren mit Geſchmack und Einſicht ausgewählt und geordnet wird.

Rudolſtadt im Octbr. 1810.

F. S. R. Hof- Buch- und Kunſthandlung.

Anzeige

von drei vorzüglichen Taſchenbüchern, welche in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

Minerva,

ein Taſchenbuch

für das Jahr 1811.

Mit 9 Kupfern, von Ramberg gezeichnet und von Böhm, Bolt, Heß und Schenck geſtochen.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern.

ord. Band 2 Thlr. in Maroquin 3 Thlr.

Dieſes liebliche Taſchenbuch iſt ſeit einigen Jahren dem Publikum angenehm geworden, und man wird auch mit gleichem Vergnügen dieſen Jahrgang in die Hand nehmen. So mannigfaltige Beſtrebungen von Verfaſſern, die im Beſitz der Achtung des Publikums ſind, vereinigen ſich hier zum anziehenden Ganzen einer Unterhaltung, die Gemüth und Kunſtſinn in Anſpruch nimmt. Die Gedichte von Tiedge, Buri und Streckfuß; Zuleima von Carolina Pichler; die drei Schweſtern vom Verfaſſer des Herrmanns von Loebeneck; die Liebesprobe von Streckfuß; die morgenländiſche Erzählung Haſſan von C. Stille: und Langbein's Volksmährchen: der ſüße Brei, bedürfen eben ſo wenig einer Anpreiſung, als Seume's Ausflucht nach Weimar, Schollmeier's Stundbilder, von Zimmermann's Fortſetzung über Moden und Klima, und Bredow's hiſtoriſche Schilderung Margarethens von Anjou.

Die aus Schiller's Wallenſtein genommenen Kupfer, von Ramberg ſo geiſtreich komponirt und ſo trefflich ausgeführt, als man es von dieſem Künſtler gewohnt iſt, ſind 1) Die Kapuzinerpredigt, 2) Der

finstere Geist. 3) Das Bacchanal. 4) Der Ungebeugte. 5) Die Entzückung. 6) Der erstarrte Fahnenjunker. 7) Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. 8) Thekla in der Gruft. Auf dem sinnvollen Titelkupfer bändigt Minerva durch Ueberredung den Kriegsgott. Alle Kupfer sind mit gehaltreichen Erläuterungen von Böttiger versehen. Bei den Namen, die hier genannt worden, bedarf dieses Taschenbuch keiner weitern Anpreisung und empfiehlt sich durch sich selbst.

Agrionien,

ein Taschenbuch

für das gesellige Vergnügen

von

A. Apel, Fr. Laun, Fr. Kind ꝛc. und herausgegeben von Th. Hell.

Erster Jahrgang für 1811.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

2 Thlr.

Seit uralter Zeit haben durch ihre geheimnißvolle Verschleierung Räthsel, Charaden und Logogryphen angezogen und immerdar zur geselligen Unterhaltung einen so sinnreichen als gefälligen Stoff dargeboten. Den Freunden dieser Unterhaltung legt dieses Taschenbuch eine bedachte Auswahl von sehr anziehenden und sinnvollen Räthseln, Charaden und Logogryphen vor, welche größtentheils ihren Ursprung bekannten und lieblichen Schriftstellern verdanken und auf alle Tage des Jahrs vertheilt worden sind. Das nette Aeußere und das schöne allegorische Titelkupfer empfehlen dieses Taschenbuch gleichfalls, und eignen es vorzüglich zu einem angenehmen Geschenk für Freunde und Freundinnen.

Leipziger Taschenbuch

für das Jahr 1811.

Enthält:

Mahlerische und historische Reise in Spanien

von

Alexander de Laborde.

38 Bändchen mit 24 Kupf. von Veith, Hammer, Darnstädt, Hüllmann und Andern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüng.

Lederband 5 Thlr. Maroquinband 6 Thlr. 16 Gr.

Die beiden ersten Jahrgänge haben den einstimmigen Beifall der Kenner und Liebhaber reichlich, und die Aufmerksamkeit in vollem Maaße gefunden, welche dieses schöne Taschenbuch verdient, bei dem der Verleger fürwahr mehr für die Ehre deutscher Unternehmung als für seinen Gewinn gearbeitet hat. Der Jahrgang für 1811 stehet mit seinen 24 herrlichen Kupfertafeln seinen Vorgängern keineswegs nach und gewährt in Ernst, so wie der Neugierde und Unterhaltungslust eine reiche Befriedigung. Es unterhält uns über Trachten, Feierlichkeiten, Nationalfeste und Tänze, an welchen Spanien so reich war, über Besitz, Wirthshäuser, und über so manches andere, ja es bringt uns sogar mit einigen ganz unbekannten Völkerschaften Spaniens in eine angenehme Bekanntschaft; erregt beim Anschauen der Riesenwerke der alten Kunst, der Wasserleitungen zu Tarragona, des Pallastes des Augustus ꝛc. unser Erstaunen, und zieht überall unsere Aufmerksamkeit durch ihre Darstellungen an; mögen sie die vergangene Welt der Römer und selbst der Araber betreffen, oder die Welt der neuern Zeit. Zu einer weitläuftigen Anzeige eines Werks von bleibendem Werthe ist übrigens der Ort hier nicht.

Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen für 3 fl. zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1811. 12. rélié avec estampes.

Unter der zahlreichen Menge von Almanachen kann dieser, in Paris redigirte und verlegte, Almanach gerechnet auf eine der ersten Stellen, seiner äußeren Verzierungen und seines innern Gehaltes wegen, Anspruch machen: wir dürfen zur Empfehlung nur folgende Namen anführen, von denen Beiträge in diesem Taschenbuche zu lesen sind: Mr. l'Abbé Aubert, Mr. Chénier, Mr. Deguerle, Me Dougados, Mr. Ducis, Me Dufrénoy, Mr. Esménard, Mr. Ginguené, Mr. de Jouy, Mr. Millevoye, Mr. Montanglos, Me. Mollevault, Mr. Perse, Mr. Parseval-Grandmaison, Mr. Séverin, Mr. Vigée etc.

Sammlung unterhaltender und belehrender Spiele für Söhne und Töchter gebildeter Eltern. Ein Handbuch beim ersten Unterricht im Lesen und Schreiben von W. Hirschberg. 8. 12 Gr.

Stendal 1810.

Franzen und Groß.

No. 3.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 2. Februar 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Kurze Betrachtungen

über die

Leidensgeschichte Jesu

auf alle Tage in der Faste von einem katholischen Geistlichen. Mit einem Titelkupfer. Preis 18 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Wichtiges forstwissenschaftliches Werk.

Bei so vielen trefflichen Schriften über mehrere Zweige des Forstwesens, fehlte es doch bis hieher an einem Werke, welches das Ganze desselben enthält. Dies veranlaßte den um die Forstcultur hochverdienten, und bereits durch mehrere Schriften rühmlichst bekannten Hoch- und Deutschmeisterschen Forstmeister Hrn. Friedrich Karl Hartig, zur Bearbeitung eines Werks, das die gesammten Forst- und Jagdwissenschaften in sich faßt, und gleichsam eine möglichst vollständige Bibliothek für Forstmänner abgiebt. Das ganze Werk, unter dem Haupttitel:

Die

Hoch- und Niederwaldbehandlung

zerfällt in 16 Theile, jedoch so, daß jeder Theil für sich besteht und allein benutzt werden kann. So enthält der 1te Theil

Die Untersuchung, ob die Hoch- und Niederwaldbehandlung nützlich oder schädlich sey;

der zweite:

Das Forst- und Jagd-Staatsrecht;

der dritte:

Die Forst-Oeconomie und Lithologie,

und im vierten Theile, welcher Ostern 1811 erscheint, wird die

Forst-Geometrie

vorgetragen. Mit welcher Gründlichkeit und Deutlichkeit der Herr Verf. die verschiedenen Materien behandelt, davon zeugen nicht nur die bereits erschienenen 3 Theile, sondern auch die von ihm besonders herausgegebene Abhandlung:

Ueber die beste Hauzeit des Wurzelholzes,

welche 18 Paragraphen im 6ten Theil ausmacht, und einen Meister in seinem Fach verräth.

Der erste Theil, in gr. 8. kostet 1 Thlr.; der zweite, mit 2 Kupfern 2 Thlr.; der dritte, mit 1 illum. Tabelle 1 Thlr. 16 Gr. und die genannte Abhandlung 4 Gr. sächs. — und sind in allen Buchhandlungen einzeln zu haben.

Baumgärtnersche Buchhandlung in Leipzig.

Dr. C. G. Steinbecks

Feuerkatechismus

für die liebe Jugend in ganz Deutschland. Vierte, alle vorhergegangenen Nachdrücke unbrauchbar machende, Auflage 12. 3 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Dr. C. H. C. Soldan

Neues allgemeines deutsches Lesebuch

für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht; oder Materialien zur Uebung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung

der Moralität und Religiösität. 8. Preis 8 Gr. Leipzig.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Vom neuen Magazin

aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

ist des 11n Bds. 48 oder 53stes Heft mit Kupfern erschienen, und enthält:

I. Ueber die neue Badeanstalt im Reichelschen Garten. (Nebst zwei Abbildungen auf Taf. I. u. II.) II. Ueber die Wichtigkeit des Berberisstrauchs in technologischer Hinsicht. III. Dr. Ernst August Geitner's Anleitung, wie man im Großen ohne Indigo blau färben kann. IV. Herr Wilh. Heinrich Kurrer's Anwendung des holzsauren Bleies und der holzsauren Thonerde in den Kattun-Druckereien. V. Beschreibung des Kirwanschen Windmessers. (Nebst einer Abbildung auf Taf. III. und IV.) VI. Herrn Professor Tralles verbesserter Alkoholometer. VII. Eine Maschine, den Cacao zu mahlen. (Nebst einer Abbildung auf Taf. V.) VIII. Eine neue Winkelwaage, angegeben von dem Herrn Prof. von Prasse. (Nebst einer Abbildung auf Taf. VII.) IX. Nachricht von einer neuen, an den Branntweinblasen angebrachten Vorrichtung, wodurch der Branntwein in weit kürzerer Zeit und in größerer Menge gewonnen werden kann, als in den gewöhnlichen Blasen. X. Ueber ein auf hundertjährige Erfahrung gegründetes, zuverlässiges Mittel, den Brand im Weitzen zu verhüten. XI. Zeichnung und Erklärung eines Walzwerks von gegossenem Eisen, welches sich auf dem königlichen Messingwerke Hegermühle befindet. (Nebst einer Abbildung auf Taf. VI. und VII.) XII. Eine neue Verbesserung bei Branntweinbrennereien. XIII. Sylvester und Hodson über den Gebrauch des hämmerbaren Zinks zu verschiedenen Gegenständen. XIV. Ueber die Kultur der Baumwollenpflanze. XV. Prevost's Mittel, den Weitzen vor dem Brande zu sichern. XVI. Gewinnung von Oelen aus Saamen, welche zu dieser Absicht noch nicht so häufig, als zu wünschen wäre, gebraucht worden sind. XVII. Steinpappen zum Decken der Gebäude. XVIII. A. F. Gehlen über Flachsspinnereien. XIX. Chaptal's Bemerkungen über die Destillation des Branntweins aus Wein. XX. Neue ökonomische Mittel. XXI. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Preis 1 Thlr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Wilhelm Friedr. Hezels, Prof. zu Gießen, ausführliche griechische Sprachlehre, nebst Paradigmen der griech. Deklinationen und Konjugationen in 35 Tabellen, gr. 8. Preis 1 Thlr.

Der als Sprachforscher und Sprachkenner rühmlichst bekannte Verfasser hat diese ausführliche Sprachlehre zunächst für junge Studirende in den obern Schulklassen und auf Akademien bestimmt. Sie entspricht ihrer Bestimmung vollkommen und verdient vorzüglich jungen Studirenden darum empfohlen zu werden, weil der Verfasser nicht blos trockne Regeln, die nur ermüden, vorträgt, sondern auch über die Sprachregeln selbst raisonnirt und Alles unter einen philosophischen Gesichtspunkt zu bringen sucht, ohne diesen jedoch über die Grenzen der jugendlichen Fassungskraft hinaus zu rücken. Auch die frühern gelehrten Arbeiten eines Hemsterhuis, Valkenaer, Lenney, Scheidius und selbst eines Trendelenburg haben hier manche nöthige Berichtigungen erhalten, die dem geübten Kennerauge nicht entgehen werden. Da zu diesen wesentlichen Vorzügen noch Deutlichkeit und gute Ordnung im Vortrage hinzukommen, so wird diese Sprachlehre ein treffliches Vorbereitungsmittel zum Studium der griechischen Klassiker abgeben, und verdient sowohl Lehrern auf Schulen und Gymnasien, als auch vorzüglich studirenden Jünglingen beim Selbstunterricht empfohlen zu werden, da sie zugleich bei einer Stärke von 44 Bogen den Vorzug eines sehr billigen Preises hat.

Baumgärtnersche Buchhandlung in Leipzig.

Von

Dr. Rössigs Rosen

ist vor kurzem das 10te Heft bei uns erschienen. Es enthält von Nr. 46 bis 50 auf fünf nach der Natur illuminirten Kupfertafeln folgende Rosenarten. 1. Die größte französische Rose (die große Essigrose). 2. Die hohe Rostrose, (Weihrauchrose. Halbgefüllte Weinrose). 3. Die erröthende Rose (Jungfernrose, Königinrose, Perlrose, Mädchenerröthen). 4. Die königl. Sammetrose (die schwarze Rose). 5. Die Bourbonrose. Jeder Abbildung ist eine kurze vollständige Beschreibung deutsch und französisch beigefügt. Der Preiß dieses Hefts ist 2 Thlr. kl. Folio.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Von dem

Museum des Witzes, der Laune und der Satyre,

herausgegeben von Carl Müchler, ist so eben das 6te Heft des 3n Bds. erschienen und versandt worden, womit derselbe geschlossen ist. Zugleich zeigen wir an, daß dieses Werk auch künftig fortgesetzt wird, und daß das erste Heft des vierten Bandes nächstens erscheint.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

No. 4.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 16. Februar 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Gedächtnißtafeln

als Familiendenkmal für Eltern und andere, die ihre Kinder, Verwandte oder Freunde im Krieg verloren haben.

Der rühmlichst bekannte Künstler Herr Geißler hatte die glückliche Idee für diejenigen Eltern und Verwandten, die das traurige Schicksal hatten, ihre Kinder oder Freunde auf dem Schlachtfeld zu verlieren, das Gedächtniß derselben in einem dauerhaften Denkmale in ihren Familien aufzubewahren. Er fertigte nehmlich einen Kupferstich in groß Quart, welcher einen Sarkophag mit drüber sich erhebender Pyramide vorstellt, auf welchem die Attribute des Krieges von Lorbeern bekränzt ruhen. Zur Seite steht ein Genius mit gesenkter Fakkel, als Sinnbild des Todes, und deutet auf die Worte: Er starb den Tod der Ehre, welche über der Pyramide in einer Glorie glänzen. An der Pyramide befindet sich ein Medaillon von einer zirkelrund gewundenen Schlange, dem Symbol der Ewigkeit umgeben. Hierein ist der Name des Verewigten zu schreiben. In der Mitte des Sarkophags ist ein leeres Feld gelassen, worein Ort, Tag, und Gelegenheit des Todes gesetzt werden kann. Dieses Blatt, das unter Glaß gefaßt jedes Zimmer zieren wird, kostet sauber koloritt 8 Gr. und ist bei uns in Commission zu haben.

Von demselben Künstler sind auch Geburts- oder Tauf- Trau- Confirmations- und Sterbetafeln in demselben Format mit passenden Symbolen und Verzierungen nach den geschmackvollsten Ideen ausgeführt, und sauber kolorirt erschienen, die wir ebenfalls zu dem obigen Preis in Commission haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

In London hat man jetzt eine ganz neue Erfindung gemacht. Sie ist jedem Stellmacher und Kutschenbauer unentbehrlich zu wissen. Die Chaisen hängen nicht mehr in Federn, sondern liegen auf den Stahlfedern. Wir haben 10 verschiedene solche Wagen in London abbilden lassen, und sind in allen Buchhandlungen unter den Titel:

Sammlung von Zeichnungen

der neuesten englischen Staats- und Stadtwagen, Chaisen, Cabriolets ꝛc. 3tes Heft mit 10 Kupferblättern, quer Fol. Preiß 2 Thlr. zu haben.

Industrie-Comptoir zu Leipzig.

Sechs Lieder

von Karl Müchler

von mehrern der besten Komponisten in Musik gesetzt sind bei uns in Querfolio à 16 Gr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Nachstehende Schriften

über die verschiedenen Völkerschaften des weitläuftigen russischen Reichs verdienen allen denen, die Länder und Völkerkunde studiren wollen, empfohlen zu werden:

Mahlerische Darstellung des russischen Reichs, mit fein gemalten und gestochenen Kupfern von J. G. H. Geißler, und der Text von J. Richter, russischer Hofrath, in gr. 4to auf Velin-Pap. mit 40 Kupfern. 24 Thlr.

Richters, J., und J. G. H. Geißlers Spiele und Belustigungen der Russen aus den niedern Volksklassen dargestellt in Gemälden, mit 12 illum. Kupfern. Deutsch und französisch. 5 Thlr.

Russen, Sitten, Gebräuche und Kleidung der, in St. Petersburg, dargestellt in Gemälden von Ch. G. H. Geißler, Zeichner und Reisegesellschafter des Staatsraths von Pallas und beschrieben vom Dr. J. G. Gruber, in 4to, 8

Hefte, franz. und deutsch mit 40 illum. Kupf. geb. 6 Thlr. 8 Gr.

Russen, Sitten ꝛc. ꝛc. der, aus den niedern Ständen; mit illum. Kupf. 2 Hefte 6 Thlr.

(Dieses Werk macht den 2ten Theil des vorhergehenden aus, und ist nun somit geschlossen.)

Dasselbe auch französisch.

Russische Völker und Völkerstämme unter Alexander I.; beschrieben und abgebildet von dem Rechtskons. Friedrich Hempel und C. G. H. Geißler, Zeichner und ehemaligem Reisegefährten des Staatsraths von Pallas. Franz. und deutsch. Mit 66 illum. Kupfern, gebunden 12 Thlr.

Russische Volks-Vergnügungen mit Gemälden auf englisch Papier, in quer Fol. nebst Beschreibung vom D. Gruber und Chr. G. H. Geißler, Zeichner und Reisegesellschafter des Etatsraths v. Pallas, in Fol. 2 Hefte auf Velinpapier mit Didotschen Lettern gedruckt. 6 Thlr.

Strafen der Russen, auf 10 Gemälden dargestellt von Geißler, erklärt vom Hofrath Richter, Folio, Velin-Pap. franz. und deutsch. 6 Thlr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Von dem

Museum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunst und im Menschenleben, herausgegeben von J. A. Voigt und F. G. Baumgärtner, ist das 57ste oder 10ten Bds. 3s Stück mit 5 Kpfrn. erschienen. Preis 18 Gr. Es enthält:

1. Große Geschicklichkeit der Blinden. 2. Fürchterliche Träume. 3. Anhänglichkeit der Hunde gegen ihren Herrn. 4. Merkwürdige Entdeckung einer Verschwörung gegen den Protektor Cromwell. 5. Ein Wurm in einem Eye. 6. Schreckliche Martern, welche ein Chinese ausstehet. 7. Der Sonderling Lord Camelford. 8. Ein Vogel stirbt vor Betrübniß über den Tod seines Herrn. 9. Sehr langer Schlaf. 10. Außerordentlich große Spinne. 11. Eine merkwürdige Erscheinung an einem Baume. 12. Der Perlenfang auf der Insel Ceylon. 13. Eine merkwürdige Pflanze. 14. Jemand kann mit einem verletzten Auge die Gegenstände im Dunkeln deutlich sehen. 15. Jemand empfindet noch Schmerzen in einem Fuße, ob derselbe schon abgenommen ist. 16. Ein Erdfall im Vicentiner Gebiete. 17. Mosetten. 18. Ein Mädchen glaubt, es sitze ihr ein Todtenkopf im Kopfe. 19. Sonderbarer Zustand eines Wahnsinnigen. 20. Ein Lamm mit einem Maulwurfs-Rüssel. 21. Merkwürdige Arten von Wespen. 22. Fürchterliche Heuschrecken in Südamerika. 23. Große Heerden verwilderter Pferde in Südamerika. 24. Die Hunde mästen in Südamerika die Schaafhüter. 25. Unempfindlichkeit der Wahnwitzigen und andere Sonderbarkeiten derselben. 26. Zwei merkwürdige Träume. 27. Die Todtengruft der Capuziner bei Palermo. (Mit einer Abbildung. No. 1.) 28. Wie man willkührlich Träume erregen kann. 29. Außerordentliche Schärfe des Gesichts. 30. Lava des Vulkans von Kadorra von der Südwestseite des Pics von Teneriffa. (Mit einer Abbildung. No. 2.) 31. Ueber Meermenschen. (Mit einer Abbildung Einer derselben. No. 3.) 32. Das große Weinfaß auf dem Königstein. (Mit einer Abbildung. No. 4.) 33. Abraham Newland Esq. Hauptcassirer der Bank von England. (Mit einer Abbildung. No. 5.) 34. Die Wilden der Stämme. 35. Karls XI. Königs von Schweden nächtliche Erscheinungen. 36. Menschen, die leise Farben unterscheiden können. 37. Gewagte Versuche. 38. Merkwürdige Erscheinungen.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Großes Ideenmagazin

herausgegeben von Dr. Fr. Gotth. Baumgärtner, für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern, 586 Heft mit 8 Kupfern 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt:

1) Ein schwimmender Garten. 2) Ein Gartenpavillon an oder in einer Wasserpartie. 3) Eine Belvedere oder Observatorium. 4) Ein Gartensaal. 5) Eine Gartenloge oder Gartensitz. 6) Ein Jagdschirm, eine Hecke im ländlichen Geschmack und ein Weidengeflechte. 7) Eine Kioske in dreieckiger Form. 8) Die Verbindung einer Gartenpartie durch eine Felsenbrücke, einen Weg und eine Terminsäule; von Kanne.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen und Interessenten haben wir jetzt versandt:

Anekdoten und Charakterzüge

auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805 — 1809. 28s Heft, 8vo. à 12 Gr.

Es enthält:

Ueber die gegenwärtige Lage von England und über dessen zukünftige Aussichten. — Euch dann, wann man gegen den französischen Krieger sehr aufgebracht ist, wird man oft gezwungen, über ihn zu lachen. — Der Zweikampf mit Betten. — Das sehr lästige Gesundheitstrinken. — Edles Benehmen eines baierschen Kriegers ꝛc.

rend der Belagerung von Breslau. — Wer sich nur zu verantworten weiß. — Aphoristische Betrachtungen, veranlaßt durch die drei Feldzüge von 1805 bis 1807. — Ehrenlese aus den Gefilden des Krieges. — Der 14. October. — Das unglückliche Mädchen. — Entschlossenheit eines österreichischen Offiziers. — Anekdoten. — Major Ziehen. — Der dankbare Preuße. — Anekdoten aus der Gegend von Schleiz. — Art und Weise, wie Napoleon sich seine Siege vorbereitet. — Falsche Erklärung des Wortes pays. — War es gut, daß vor 1806 so viele Soldaten heirathen durften?

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Uebersetzungsanzeige.

Bei uns erscheint in kurzem von dem höchst interessanten Voyage aux Indes orientales, pendant les années 1802, 1803, 1804, 1805 et 1806 contenant la description du Cap de Bonne-Espérance, des Isles de France, Bonaparte, Java, Banca et de la ville de Batavia, des observations sur le commerce et les productions de ces pays, sur les moeurs et les usages de leurs habitants etc. Par Ch. Fr. Tombe, chef de bataillon. 2 Vol. in 8. eine teutsche Uebersetzung mit Anmerkungen von dem Hrn. Dr. Bergk, welches wir zur Vermeidung von Collisionen hiermit bekannt machen. Leipzig, den 4. Febr. 1811.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Pränumerations-Anzeige
auf einen Kupferstich,
die letzte Zusammenkunft Sr. Majestät des Königs von Preußen mit Allerhöchstdero Gemahlin zu Hohenzieritz vorstellend, gezeichnet von Dähling und in der ersten Kupferstichkunst mit dem Grabstichel bearbeitet von Daniel Berger.

Des Königs Majestät haben die von dem Maler Herrn Dähling treu nach der Natur entworfene Skizze, den letzten Besuch Sr. Majestät am Krankenbette Allerhöchstdero Gemahlin zu Hohenzieritz zu genehmigen, und dem Unterzeichneten die Erlaubniß zu ertheilen geruhet, nach dem darnach auszuführenden Gemälde des vorgenannten rühmlichst bekannten Künstlers einen Kupferstich anfertigen zu dürfen, wie solches die nachstehende Allerhöchste Cabinets-Ordre mit mehrerem besagt.

„Seine Königliche Majestät von Preußen approbiren „hierdurch die Ihnen vorgelegte Skizze des von dem „Direktor Berger herauszugebenden Kupferstichs, „die letzte Zusammenkunft mit der verewigten Kö„nigin darstellend, vollkommen, und wollen dies „dem Direktor Berger hierdurch gnädigst zu erken„nen geben.“

„Charlottenburg, den 15ten August 1810.“

„Friedrich Wilhelm.“

Der von dem Künstler zu dieser Darstellung gewählte höchst interessante und für jedes fühlende Herz tief rührende Moment zeigt Ihro Majestät die Königin auf Ihrem Krankenlager, wie Ihr erhabener Gemahl eben zu Ihr gekommen ist. Mit wehmüthigem Ernst blickt Derselbe nach der geliebten Gemahlin, Ihre Hand fest in die Seine drückend, während Ihre Königl. Hoheiten die beiden ältesten Königlichen Prinzen, der Kronprinz und der Prinz Friedrich Wilhelm mit gefalteten Händen vor dem Bette der leidenden Mutter knieen, und die Sterbende mit milder Hingebung und frommer Mutterliebe nach Ihren geliebten Kindern hinblickt. Am Bette steht die erhabene Schwester der Monarchin, die Prinzessin von Selms-Braunfels, Königl. Hoheit, mit der Frau Ober-Hofmeisterin Gräfin von Voß Exc. Noch sieht man die drei anwesenden Aerzte, den Königl. Geheimen Rath, Dr. Heim, den Königl. Generalchirurgus, Dr. Görcke und den Herzogl. Mecklenburgisch-Strelitzischen Leibarzt, Dr. Hieronimy.

Der Unterzeichnete macht daher solches dem Publikum hierdurch bekannt, indem er auf diesen Kupferstich den Weg der Pränumeration eröffnet.

Die Höhe des Blatts wird 1 Fuß 4½ Zoll, die Breite 1 Fuß 10 Zoll seyn.

Der Pränumerations-Preis auf 1 Exemplar in Schwarz ist 5 Rthlr. Preuß. klingendes Courant, wovon die Hälfte bei der Unterzeichnung, die andere Hälfte aber bei der Ablieferung des Kupferstichs gezahlt wird. Liebhaber können sowohl bei dem Unterzeichneten, als auch bei dem Buchhändler Fr. Braunes unter der Stechbahn No. 3. pränumeriren. Die Ablieferung geschieht zur Leipziger Ostermesse 1811, und wird den Herren Interessenten der Tag der Ablieferung durch öffentliche Blätter noch näher bekannt gemacht werden.

Die Pränumeration ist bis den 1sten Januar 1811 auf, und erhalten die Herren Pränumeranten nach der Reihefolge der Unterzeichnung die besten Abdrücke. Der nachherige Ladenpreis wird demnächst um ein Drittel erhöht werden.

Berlin, den 24sten August 1810.

Daniel Berger,
Rektor der Königl. Akademie der Künste.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen. Jahrgang 1810. Zehntes Stück.

Inhalt.

I. Darstellung der Schlachten auf dem Marchfelde.

(Beſchluß.) II. Baierns neuer Ländergewinn. 1. Der von Oberöſterreich abgekommene Strich Landes. 2. Salzburg und Berchtesgaden. III. Malta unter den fünf letzten Großmeiſtern. 1741. — 1801. Erſtes Kapitel. Pinto de Fonſeca — Antrag der Republik Genua — Die Sklavenverſchwörung — Der Neger — Der Paſcha von Rhodus — Entdeckung — Kleinere Vorfälle — Pinto's Tod. Zweites Kapitel. Der Großmeiſter Ximenes — Neue Verſchwörung gegen die Regierung — Der Großmeiſter Rohan — Seine trefflichen Einrichtungen — Erwerbungen des Ordens — Unglücksfälle in Frankreich — Neues Priorat in Rußland — Rohans Tod. Drittes Kapitel. Wahl des Großmeiſters Homveſch — Geſandtſchaft an Paul I. — Lage der Finanzen des Ordens — Kongreß zu Raſtadt — Militäriſche Topographie von Malta — Vertheidigungs-Truppen — Die Franzoſen vor und auf Malta — Umſtändliche Details — Kapitulation — Abreiſe der Ritter und des Großmeiſters — Neues Gouvernement. IV. Beſchluß der Anmerkungen zu der Schrift: Bemerkungen über die unmittelbaren Urſachen der Dynaſtieveränderung und der Inſurrektion in Spanien, in St. 1 u. 2. (Im Auszug.) V. Kleine hiſtoriſche Denkwürdigkeiten.

Bei der K. S. Zeitungs-Expedition in Leipzig und durch dieſe auf allen Poſtämtern und auswärtigen Zeitungs-Expeditionen, außer dem aber auch in allen Buch- und Kunſthandlungen ſind Plan und ſechs Probeblätter von einer für das Jahr 1811. bei uns erſcheinenden Zeitſchrift, unter dem Titel:

Tagblatt des Menſchheitlebens, herausgegeben vom D. K. Chr. Fr. Krauſe, nebſt einem literariſchen Anzeiger, wovon wöchentlich 6 Nummern mit Kupfern herauskommen und der Jahrgang 6 Thlr. koſtet,

ohnentgeldlich zu bekommen. Dresden, im Novb. 1810.

Arnoldiſche Buch- und Kunſthandlung.

Portrait von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, hoch 14 und breit 10 Zoll

iſt nunmehr erſchienen und in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben.

Dieſes Portrait eines der trefflichſten und geiſtreichſten Männer Deutſchlands empfiehlt ſich nicht nur als ſolches durch die frappanteſte Aehnlichkeit, ſondern auch an und für ſich als ein vorzügliches Kunſtwerk, und hat demnach ein doppeltes hohes Intereſſe. Es iſt nach einem meiſterhaften Gemälde unſers talentvollen, im Auslande noch bei weiten nicht nach Verdienſt bekannten Rinellate von dem berühmten Profeſſor v. Müller in Stuttgart geſtochen und gehört unſtreitig unter die vorzüglichſten Arbeiten dieſes in dem Fache unübertrefflichen Künſtlers, um ſo mehr, da er es, nach ſeiner eignen Verſicherung, eben des ſchönen Gemäldes wegen, mit beſondrer Liebe gearbeitet hat.

Die Verlagshandlung hat auch übrigens nichts geſpart, die Abdrücke ſo ſchön als möglich zu liefern. Der Druck iſt der ſauberſte, und zwar von Durand in Paris. Preis 2 Thlr. 16 Gr. avant lettre 5 Thlr. 12 Gr.

Coppenrathſche Buch- und Kunſthandlung.

Wir zeigen hierdurch an, daß der hier angekündigte Kupferſtich auch bei uns in Commiſſion zu haben iſt.

Induſtrie Comptoir in Leipzig.

Ankündigung.

Sämmtliche Lieder, Romanzen und Balladen von Zelter.

Wir haben dieſes Werk, das nicht blos die ſchon gedruckten, ſondern größtentheils neue und ungedruckte Compoſitionen enthält, in Verlag genommen und wollen, um es den Muſikfreunden, die daſſelbe zu beſitzen wünſchen, für einen wohlfeilern Preis, als der Ladenpreis ſeyn wird, ablaſſen zu können, Subſcription darauf annehmen. Wer ſich direkt an uns wendet (Auswärtige in frankirten Briefen) und ſich auf das ganze Werk verbindlich macht, erhält daſſelbe ein Viertel unter dem Ladenpreiſe. Das Aeuſſere wird einfach, aber elegant ſein. Das erſte Heft erſcheint nach Weihnachten. Die Subſcribenten haben die Güte, ſich in unſerm Bureau, Leipziger- und Charlottenſtraßen-Ecke, No. 36., zu melden. Subſcribenten-Sammler erhalten auf zehn Exemplare das eilfte frei.

Berlin, im December, 1810.

Kunſt- und Induſtrie-Comptoir.

Für Botaniker und Gartenfreunde.

Der 10te Band von Dietrichs vollſtändigem Lexicon der Gärtnerei und Botanik iſt bei uns fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben. Hiermit iſt eines der wichtigſten Werke geſchloſſen, und da mehrere Gartenfreunde und Botaniker nur auf die Beendigung gewartet haben, ſo wollen wir daſſelbe noch eine kurze Zeitlang für 22 Rthlr. 12 Gr. oder 40 Fl. 30 Kr. Rhein. als den Pränumerationspreis, ablaſſen. Der Ladenpreis für alle 10 Bände iſt 30 Rthlr. oder 54 Fl.

Gebrüder Gädicke in Berlin.

No. 5.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 2. März 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Gedächtnißtafeln.

Denkmahl im Kriege gebliebener Verwandten und Freunde.

Das Postament bildet ein Sarkophag mit darüber sich erhebender Pyramide. Auf dem Sarkophag ruhen die Attribute des Kriegs mit Lorbeern bekränzt. Zur Seite steht ein Genius mit gesenkter Fackel, als Sinnbild des Todes, und deutet auf die Worte: „Er starb den Tod der Ehre, welche über der Pyramide in einer Glorie glänzen. An der Pyramide befindet sich ein Medaillon, der von einer zirkelförmig gewundenen Schlange, — dem Symbol der Ewigkeit, gebildet ist. Hierein ist der Name und das Alter des Verewigten zu schreiben. In der Mitte des Sarkophags ist ein leeres Feld gelassen, worein der Ort, Tag und Gelegenheit des Todes zu setzen ist.

Geburts- oder Tauftafel.

In dem obern erleuchteten Raum, mit allegorischen Umgebungen kommt der Tag und Ort der Geburt, so wie der Name, Taufort und Taufstag des Neugebornen. Das leere Feld am unten befindlichen Altar ist für die Namen der Taufzeugen bestimmt.

Confirmationstafel.

Die Umgebung des Medaillons ist aus Kornähren, und Weintrauben, den Symbolen des Wachsens und Gedeihens gebildet. In diesen wird Name, Alter, Tag und Ort der Confirmation geschrieben. Das untere Feld ist für einen passenden Denkspruch bestimmt.

Trautafel.

In den von zwei Genien getragenen Kranz, werden die Namen der Neuvermählten, nebst dem Tag und Ort der Vermählung geschrieben. Das untere Feld ist zu einem biblischen, oder andern Denkspruch passend.

Todestafel.

Ueber einem Sarkophag, auf dem eine abgelaufene Sanduhr, das Symbol der Vollendung steht, befindet sich, von einer Glorie umgeben, ein Medaillon aus einer zirkelförmig gewundenen Schlange, dem Sinnbild der Ewigkeit, gebildet. In dem Medaillon glänzt der Name des Verstorbenen. In den leeren Raum des Sarkophags wird der Geburts- und Sterbetag u. s. w. geschrieben.

Diese Gedächtnistafeln sind von dem rühmlichst bekannten Herrn C. G. H. Geißler gezeichnet und gestochen: sie sind in gr. 4to auf Velinpapier fein illum. und auf buntem französischen Papier aufgezogen; sie machen ein schönes Bild und geben eine vortreffliche Verzierung in jedem Zimmer ab. Diese Gedächtnistafeln sind in allen Buchhandlungen und durch alle Stadt- Küster und Schullehrer zu erhalten. Der Preis für jedes Blatt ist 8 Gr. Fremde werden ersucht 2 Gr. pr. Emballage beizufügen. Auf Partien wird ein ansehnlicher Rabatt ertheilt.

In Commission im Industrie-Comptoir zu Leipzig.

Angenehmes Geſchenk
für
Damen und Herren.

Man iſt ſehr oft in Verlegenheit, Etwas auszufinden, das man einer Freundin oder einem Freund als ein dauerndes Andenken ſchenken könnte. Als das paſſendſte Geſchenk empfehlen wir daher das neue Stammbuch, welches wir jetzt von verſchiedenen geſchickten Künſtlern zeichnen, in Kupfer ſtechen und malen lieſſen. Es enthält auf 36 kolorirten Blättern eben ſo viele intereſſante neue Ideen, nebſt 42 Blättern weißes Papier. Für eine Dame, die an Stickerei Vergnügen findet, iſt es gleichſam ein Magazin von Ideen auf Briefſtaſchen, Strickbeutel, Ofenſchirme, Tabouretts, Tabaksbeutel ꝛc. Perſonen von Geſchmack, denen wir es vorlegen, oder die es bereits beſitzen, erkennen es einſtimmig für das Schönſte, was ſie in dieſer Art und zu dieſem Zweck jemals geſehen hätten. Das Ganze iſt, in einzelnen Blättern, auf dem Schnitt vergoldet und in einer eleganten doppelten Kapſel aufbewahrt. Der Preis iſt 6 Thlr. ſächſl. in allen Buchhandlungen, wer ſich aber directe an uns wendet, erhält ein ſolches vollſtändiges Stammbuch für 5 Thlr., gleich baare Zahlung. Einzelne Blätter zu 6 und 8 Gr. werden bei uns ebenfalls verkauft.

Induſtrie-Comptoir zu Leipzig.

Als eines der vorzüglichſten Hülfsmittel beim Unterricht in der Geographie, den Lernenden das Studium dieſer Wiſſenſchaft intereſſant und angenehm zu machen, verdient folgendes Werk empfohlen zu werden:

Abbildung merkwürdiger Gegenſtände aus der Erdbeſchreibung, 14 Hefte in Querfolio, jedes zu 1 Thlr.

Vier ſolcher Hefte machen einen Band aus, der 24 fein kolorirte Kupfertafeln, nebſt beigefügter deutſcher und franzöſiſcher Beſchreibung enthält. Der Gegenſtand eines jeden Kupfers iſt eine Merkwürdigkeit aus der Geographie. Der erſte Band enthält folgende:

1s Heft: a. der Wirbel im Donauſtrom; b. der große Geiſer in Island; c. der Strudel im Donauſtrom; d. Porcellain-Thurm in China; e. Felſenbogen in Schottland; f. Troska in Böhmen.

2s Heft: a. Plurs vor dem Einſturz. b. Plurs nach dem Einſturz. c. Nordkap in Schweden, d. Ort, wo die Rhone wieder hervorkommt, e. Banyan Tree. f. Habigſtein.

3s Heft: a. die Habsburg, Stammhaus des Oeſterreichiſchen Kaiſerhauſes. b. Hohenzollern, Stammhaus der Könige von Preußen. c. Thalelbe bei Elfkarleby. d. St. Carles. e. Fingals-Höhle auf Staffe. f. Eiderdunen Sammlung.

4s Heft: a. der Vulkan in Kamtſchatka. b. Der Schneckentopasfels bei Auerbach. c. Die Stadt Kiachta. d. Die Brücke über den Gard. e. Die heißen Quellen auf der Halbinſel Kamtſchatka. f. Reiſe auf dem Eiſe über den finniſchen Meerbuſen.

(Die Inhaltsanzeige der übrigen Hefte folgt nächſtens)

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

Von

Carl Müchlers

Muſeum des Witzes, der Laune und Satyre,

welches bisher mit ſo vielem Beifall iſt geleſen worden, iſt ſo eben das 1te Heft des 4n Bandes, oder das 19te Stück bei uns erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden. Der Preis iſt pr. Heft mit einem illuminirten Karrikaturkupfer 9 Gr. — und für einen ganzen Band 2 Thlr. 6 Gr. Die Hefte ſind alle einzeln zu haben.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

Vom Magazin

aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen

iſt die zweite Auflage des 2n Bds. 4s Heft mit Kupfern erſchienen, und enthält:

I. Beſchreibung und Abbildung einer neuen Maſchine zum Schlegen oder Flocken der Baumwolle. II. Beſchreibung eines Verfahrens, um Reit-Sattel mit Steigbügel nach einem neuen Plan zu verfertigen. Von Sattler Walter Anglis, aus Edelmsford in der engliſchen Grafſchaft Eſſex. III. Beſchreibung und Abbildung einer Vorrichtung, um die Zündpfanne an Flinten- und Piſtolen-Schlöſſern waſſerſicher zu machen, und um ſchnellere und kräftigere Entladung des Schießpulvers zu bewirken. Von John Proſſer, aus Chäring-Croß in der engliſchen Grafſchaft Middleſex. IV. Beſchreibung und Abbildung eines neu erfundenen Ofens zum Dörren des Korns und des Malzes. Von Joſeph Lepringer, aus Hardourg View in Irland. V. Nachricht

von einem neuen Verfahren, um Gäscht zum Brauen und Backen zu verfertigen. Aus Briefen von William Mason, aus Aston in Yorkshire, an die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste, Manufakturen und des Handels. VI. Bemerkungen über die Mittel zur Vermehrung des Grads von Wärme, welche beim Verbrennen erhalten wird, und zwar zur beträchtlichen Ersparniß des Brennzeugs. Vom Graf Rumford. VII. Praktische Anweisung zur Anlegung neuer Wiesen auf wüsten Sandstellen. VIII. Beschreibung des vom Hrn. Oekonomie-Verwalter Zille 1792 erfundenen dreischaarigen Pflugs. Vom Prof. Leonhardi. IX. Der Pflug aus der Churſächsischen Grafſchaft Barby. Vom Prof. Leonhardi. X. Beschreibung und Abbildung zweier neuen Erfindungen, deren ſich die Engländer in dem letzten Krieg bedienten, um ihre Reiterei durch eine fliegende Artillerie zu decken, und Truppen geſchwind von einem Ort zum andern zu bringen. XI. Ueber den Gebrauch des Dampfs vom ſiedenden Waſſer, zum Heizen der Werkſtätten zu den Bädern in den Färbereien, zum Bierbrauen u. ſ. w. und als eines Mittels, Wärme von einem Orte an einen andern zu bringen; nebſt Vorſchlägen, die Kraft der metallnen Röhre zu verſtärken. XII. Nachricht von einem ſehr vortheilhaften und geſchwinden Verfahren gutes Heu zu machen. XIII. Ueber das Einernten des Korns bei naſſer Witterung. XIV. Holländiſches Verfahren beim Schwarzfärben. XV. Nachricht von der Bereitung der Soda zu Alikant in Spanien. XVI. Beſchreibung eines Verfahrens, alle Glasarten auf eine geſchwindere Art zu machen, als man bisher verſucht hatte. Von John Donaldſon in Briſtol. XVII. Nachricht von einem in Schwaben gebräuchlichen Verfahren, baumwollne Faden und Strümpfe in zwei Tagen zu bleichen. XVIII. Verfahren, ſchmierige oder ungewaſchene Wolle dauerhaft blau zu färben. XIX. Beſchreibung und Abbildung einer neuen hydrauliſchen Maſchine, welche in Leipzig ſeit zwei Jahren mit gutem Erfolg benutzt wurde, um Erdkohlen-Gruben vom Gewäſſer zu befreien. XX. Holzanſtrich gegen Feuersgefahr. XVI. Chronik der neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen in kurzen Anzeigen.

In der Baumgärtnerſchen Buchhandlung ſind folgende empfehlungswerthe Schriften zu haben:

Geſchichte

der

wichtigſten Revolutionen in der römiſchen Republik

von ihrer erſten Gründung an bis auf die neueſten Zeiten. Mit beſtändiger Rückſicht auf die neueſten Revolutionen. 3 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Muſeum für Frauenzimmer

von

einigen ihrer Mitſchweſtern.

Mit Kupfern und Muſik. 4 Bändchen. Schreibpapier. 12. 2 Thlr.

G. C. Roſenthal

Nationalfeſte,

Feierlichkeiten, Ceremonien und Spiele aller Völker, Religionen und Stände.

gr. 8. 16 Gr.

J. Thomſons

Jahreszeiten

mit unterlegter Konſtruktion und grammatiſchen, hiſtoriſchen und andern Anmerkungen erleichtert für Lernende von G. F. Herrmann, M. A. Lehrer der franzöſiſchen und engliſchen Sprache am Lycäum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

M. H. G. Tzſchirner

Leben und Ende

merkwürdiger Selbſtmörder.

Nebſt einigen den Selbſtmord betreffenden Abhandlungen. gr. 8. 12 Gr.

D. E. Young's

Klagen oder Nachtgedanken

über

Leben, Tod und Unſterblichkeit

mit Konſtruktionen und erläuternden Anmerkungen erleichtert von G. F. Herrmann M. A., Lehrer am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

Die

politiſche Unterhandlungskunſt

oder

Anweiſung

mit

Fürſten und Republiken zu unterhandeln.

Aufgeſtellt

von dem Staatsmann in der Einſamkeit.

Da der Nahme des Verfaſſers ſchon durch die Zeitſchriften, der Minerva und des politiſchen Jour-

nals, bekannt iſt, ſo haben wir nichts hinzuzufügen, als daß dieſes Werk nicht allein für diejenigen iſt, die ſich der Legation gewidmet, ſondern für jeden Geſchäftsmann, der mit der Welt in Verbindung ſteht. Man findet nach den Ausdruck eines gelehrten Hofmannes eine gediegene Welt, und Hofkenntnis darinn. Der Inhalt des Werks, das in Kapitel getheilt iſt, iſt folgender:

1. Wichtigkeit der Unterhandlungen. 2. Nutzen der Unterhandlungen. 3. Eigenſchaften und Betragen eines Unterhändlers. 4. Noch einige Eigenſchaften eines Unterhändlers. 5. Kenntniſſe, welche für einen Unterhändler nützlich und nothwendig ſind. 6. Geſchäfte und Verrichtungen eines Unterhändlers. 7. Das Völkerrecht und Vorrechte eines Geſandten. 8. Inſtruktionen. 9. Was muß ein Geſandten oder Abgeordneter vor ſeiner Abreiſe thun? 10. Ceremonieen und Höflichkeitsbezeigungen, zwiſchen fremden Geſandten. 11. Beglaubigungsſchreiben, Vollmachten und Päſſe. 12. Was muß ein Unterhändler bei ſeiner Ankunft an einem fremden Hofe thun? 13. Wie man ſich die Gunſt eines Fürſten, und ſeiner Miniſter erwerben kann? 14. Bemerkungen über die verſchiedenen Arten zu unterhandeln. 15. Guter Rath, für Geſandte, welche in fremden Ländern unterhandeln. 16. Die Verträge und ihre Genehmigung. 17. Die Depeſchen und was man dabei zu beobachten hat. 18. Briefe in Chiffern. 19. Wahl der Unterhändler. 20. Iſt es zweckmäſſig mehrere Unterhändler in ein Land zu ſchicken? 21. Beſondre Pflichten eines Unterhändlers. 22. Wie ſich ein Geſandter zu benehmen hat, der durch ein fremdes oder feindliches Land reiſet. 23. Einige fernere Bemerkungen, welche für einen Geſandten von Nutzen ſind. 24. Geſandte (Botſchafter, Großbotſchafter) Abgeordnete und Reſidenten. 25. Ueber die politiſchen Syſteme, welche jetzt in Europa herrſchen. 26. Beſchluß. Anhang. Einige Beiſpiele aus der Geſchichte politiſcher Unterhändler. Merkwürdiges Urtheil Friedrich des Großen, über die Geſandten an fremden Höfen.

Der Preiß des Buchs iſt 1 Thlr. 12 Gr.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

Policey von London

herausgegeben

von

P. Colquhoun.

Die Stadtpolicey von London von P. Colquhoun, und überſetzt von D. J. W. Volkmer. Mitglied des Senats zu Leipzig.

Dieſes Werk, welches klaſſiſch genannt wird, iſt in ſeiner Art einzig. Bis jetzt kann man ihm kein Werk dieſer Gattung über die Policey an die Seite ſetzen. Es dient allen Städten zum Muſter, und da jetzt die Policey zu einer beſondern Wiſſenſchaft erhoben worden, ſo dient es jedem Magiſtrat zu einem Leitfaden und Handbuch. Der erſte Band enthält die Stadtpolicey und koſtet 1 Thlr. 20 Gr. Der zweite begreift die Hafenpolicey und koſtet 1 Thlr. 18 Gr. in allen Buchhandlungen.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

Bei Simon Schropp und Comp. in Berlin iſt zu haben:

Landesgrenze zwiſchen dem Königreich Preuſſen und dem Herzogthum Warſchau, nach der am 12. November 1807. dem Tilſiter Friedenstraktaten 9. Juli 1807 gemäß zu Elbing abgeſchloſſenen Convention und der im Jahr 1808 darauf erfolgten örtlichen Begrenzung, als Supplement der von Schrötterſchen Karte entworfen von F. B. Engelhardt, Königl. preuſ. Kriegs- und Dom. Rath. Preiß 1 Thlr.

Beliebte Modeartikel.

Lackirte Stiefelſtulpen zu 1 Thlr. 12 Gr. Waſſerdichte Jagdſohlen 1⅓ à 2 Thlr. Schwarz lackirte verſilberte Mützenſchirme 14 Gr., vergold. 18 Gr., ohne Blenden 6 und 8 Gr. ſind einzeln, im Ganzen billiger in Leipzig jederzeit zu haben in der Saffian- und Lederhandlung in Ammanns Hof von G. Frenzel, eine Treppe No. 538.

Hamburger geſchn. Canaſter à Pfund 1 Thlr. 1 Thlr. 4 bis 8 Gr. Muffcanaſter 2 Thlr. Kautcanaſter 20 Gr. Portorico 1 Thlr. Halbcanaſter 8, 10, 12, 16 Gr. Spaniſche Cigarres mit und ohne Spitzen, hundert 18, 20 Gr. 1 Thlr. bis zu 2 Thlr, tauſend 6 bis 14 Thlr. Hamburger Portocarero 8 Gr. pr. 1 Thlr. 4½ Pfund. Türkiſch Blatt 8 Pfund. Hamb Federſpulen 2 Thlr. und 2½ Thlr. Schwanenſpulen à Stück 3 Gr. Fein roth Siegellack à Pfund 16 Gr. jederzeit einzeln, und für auswärtige neue Kunden gegen baare Zahlung zu erhalten in der Hamburger Tabakshandlung von J. G. Frenzel, in Ammanns Hof No. 538 in Leipzig.

No. 6.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 16. März 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Nachricht für Statistiker.

Abbildung und Beschreibung

der

südwest- und östlichen Wenden, Illyrier und Slaven,

nach deren Ausbreitung von dem adriatischen Meere bis an den Ponto, ihre Sitten, Gebräuche, Gewerbe, Handthierung, Religion u. s. w. nach einer zehnjährigen Reise und vierzehnjährigem Aufenthalt in jenen Gegenden von Belzazar Hacquet, Doktor, Bergrath und Prof., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Ersten Theils 18 H. 1 — 54 S. mit 7 Kupfertafeln, 28 H. 55 — 94 S. mit 7 Kupfertafeln. 38 H. 96 — 142 S. mit 7 Kupfern. 48 H. 143 — 196 S. mit 8 Kupfern. 58 H. 197 — 246 S. mit 5 Kupfertafeln. gr. 410. jedes Heft à 1 Thlr. 12 Gr.

Herr Bergrath Hacquet lebte 40 Jahre lang unter den Völkerstämmen, die er hier beschreibt. Naturhistorische und medicinische Kenntnisse, und ein scharfer Beobachtungsgeist setzten ihn in den Stand, ein über den Gegenstand, den er bearbeitete, und um deswillen er lange und mühsame Reisen anstellte, in seiner Art klassisches Werk zu liefern. Daß es geschehen sey, darüber hat die Kritik entschieden. „In keiner Bibliothek — sagt eines unsrer vorzüglichsten kritischen Blätter, — „die es mit Länder- und Völkerkenntnis zu thun hat, dürfen diese Hefte in ihrer jetzigen Gestalt fehlen.“ Da die Illyrier und Slaven überhaupt in neuern Zeiten besonderes Interesse durch die politischen Ereignisse erregt haben, so werden wir nicht Anstand nehmen, den 5 bereits vorhandenen Heften die folgenden, schon im Manuscript ausgearbeiteten, nächstens nachfolgen zu lassen.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Von dem

Magazin

zur Beförderung der Industrie

zur Bekanntmachung und Verbreitung neuer und alter, durch die Erfahrung bewährter, aber noch nicht genug bekannter, wenigstens noch nicht zweckmäßig angewendeter Mittel, nützlicher Vorschläge und Ideen, — zum Besten der Fabriken, Manufakturen und der Handlung, zur Veredlung der Handwerke, zur Verbesserung der Stadt- und Landwirthschaft, zur Erleichterung der Geschäfte durch Maschinen, und zweckmäßiger eingerichteten Werkzeuge, zur Ersparnis der Zeit und menschlicher Kräfte, so wie zur Bequemlichkeit und Wohlfeilheit, nach schriftlichen Aufsätzen und nach den besten in- und ausländischen Werken bearbeitet, und durch Kupfer erläutert, von einer Gesellschaft Sachkenner — sind bis jetzt 24 Lieferungen erschienen, wovon 8 in gr. Quart einen Band ausmachen.

Der hier vollständig angegebene Titel giebt den Inhalt des Werks hinlänglich an. Man wird nicht leicht eine bedeutende ältere und neuere Erfindung darin vermissen, die für Manufakturen, Fabriken und Handlung wichtig wäre. Sie verdient daher in dieser Hinsicht als ein unentbehrliches Hülfsmittel in der Hand jedes Fabrikanten und Kaufmannes zu seyn. — Jedes der ersten 16 Hefte kostet mit Kupfern 12 Gr. Der Preis der folgenden bis zum 24sten, die mehr Kupfer und Text enthalten, ist 16 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Unter den, bei unterzeichneter Handlung herausgekommenen früher angezeigten Kupferwer-

.en über Rußland, verdienen noch besonders empfohlen zu werden:

Mahlerische Reisen

durch einige Provinzen des Russischen Reichs;

oder:

merkwürdige Gegenden, Volksfeste, Spiele, Gebräuche und interessante Scenen auf der Stelle nach der Natur gezeichnet, und auf kolorirten Kupfern dargestellt von C. G. H. Geißler, ehemaligem Reisegefährten des Staatsraths von Pallas, in 4 Heften mit 40 kolor. Kupfern auf Velinpap. in Folio. Preis 24 Thlr. Die Beschreibung zum 1sten und 2ten Heft von Friedrich Hempel, 3r und 4r aber vom Herrn Hofrath Richter herausgegeben. Französisch und deutsch.

Da die russische Nation durch die neuern Ereignisse für Europa besonders merkwürdig geworden ist, und mit jedem Tage mehr Interesse erregt, so ist eine nähere Bekanntschaft mit diesem Volk, welches mit Riesenschritten von einer Stufe der Cultur zur andern empor steigt, für jeden Gebildeten ein wichtiger Gewinn.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Fortsetzung der Inhaltsanzeige der

Abbildung merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung, 14 Hefte in Querfolio, jedes zu 1 Thlr.

Zweiter Band.

No. 5. oder 18 Heft. a. der Hekla. b. Ein Chinesisches Dorf auf einem Fluß. c. Eine hängende Brücke in China. d. Das Schloß der sieben Thürme in Konstantinopel. e. Tyroler Gletscher oder Eisberge. f. Kaffeehaus in Damask.

No. 6. oder 26 Heft. a. Grotte im Felsen des Nordkaps. b. Nordkap bei Sonnenschein um Mitternacht. c. Große chinesische Mauer. d. Sonderbare Berge in China. e. Die Teufelsbrücke. f. Wasserfall im Misisippi-Fluß.

No. 7. oder 38 Heft. a. Der Zuckerhut bei Adersbach. b. Aussicht von dem Fort l'Ecluse. c. Stonehenge. d. Amerikanisches Dorf. e. Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1767 von der Seite zu Portici. f. Krater des Vesuvs.

No. 8. oder 48 Heft. a. Felsenbogen in der Talagoban. b. Wasserfälle bei Tivoli. c. Wasserhosen, oder Wassersäulen. d. Innere Ansichten der Mastricher Höhle. e. Unterirdische Grotte auf der Insel Antiparos. f. Ansicht eines Eisenbergwerks.

(Künftig der Beschluß.)

Industrie-Comptoir in Leipzig.

M. Luther verbrennt die päpstliche Bulle ꝛc. gezeichnet von Catel, gestochen von L. Buchhorn. Berlin, bei J. J. Freidhof.

Der große Reformator ist in dem Augenblick von dem Künstler dargestellt, als er die Bannbulle am 10. Dec. 1520. in Gegenwart einer großen Menge Menschen in Wittenberg öffentlich verbrennt. Luthers Eltern, Staupitz, Melanchthon, Lucas Kranach, Hans Luft, u. s. w. sind als Zuschauer dabei nach den besten Original-Gemählden gezeichnet, und nach den verschiedenen Eindrücken, die diese kühne Handlung auf sie macht, dargestellt. Das Ganze enthält eine der wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Deutschen, und zugleich ein Denkmahl deutscher Größe. Zeichnung und Stich sind in Rücksicht ihres Kunstwerthes dem erhabenen Gegenstande angemessen. — Unterzeichnete Handlung liefert dieses Blatt bis jetzt noch zu dem Pränumerationspreiß von 6 Thlr. — Sächßl. Das Blatt hat 14½ Zoll Höhe und 20½ Zoll Breite.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Das Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

für Fabrikanten, Manufacturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen ꝛc. herausgegeben vom Geheimrath Dr. Hermbstädt, Dr. und Professor Kühn und Dr. Fr. G. Baumgärtner, 8 Bände oder 48 Hefte in 4to, mit 350 Kupfern — Leipzig in der Baumgärtnerschen Buchhandlung — Preis à Heft 1 Thlr. sächßl.

hat von seiner Entstehung an bis hieher das Glück gehabt, mit ausgezeichnetem Beifall vom Publikum aufgenommen und befördert zu werden. Mehrere Hefte und Bände wurden zwei- und drei Mal neu aufgelegt. Es hat aber auch wohl keine andere Nation ein Werk aufzuweisen, das, indem es sich fast über alle Zweige der Industrie verbreitet, auf die Beförderung derselben, besonders in Deutschland, einen so günstigen Einfluß gehabt hat, als dieses Magazin. In mehr als 500 größern Aufsätzen und Abhandlungen über Fabrik-, Manufaktur- und andere Gegenstände, nebst 350 Abbildungen von den darauf Bezug habenden neuen Maschinenwerken und andern Werkzeugen, findet

man Nachricht und Belehrung über die wichtigsten Erfindungen und Verbesserungen, die zur Veredlung wie zur Erleichterung der mannichfaltigen Produkte und Arbeiten des Kunst- und Gewerbfleißes seither gemacht wurden.

Was den Werth dieses Werks noch mehr erhöhet, ist das vor kurzem darüber erschienene

General-Register

welches alle darin abgehandelte Gegenstände nebst den Namen der Erfinder oder Verfasser, alphabetisch geordnet, mit größter Bestimmtheit angiebt. So ist nun dadurch z. B. der Färber, der Eisen- und Stahlfabrikant, der Branntweindestillateur, der Maschinenbaumeister, der Uhrmacher, der Papierfabrikant, der Oekonom, u. s. w. in Stand gesetzt, alle in sein Fach eingeschlagende Artikel mit einem Blick zu übersehen, und nach seinem Bedarf auch nur den oder jenen einzelnen Band oder Heft anzukaufen. Dieses General-Register ist daher auch besonders zu haben in allen guten Buchhandlungen für 1 Thlr.

Um nun dieses Werk noch gemeinnütziger zu machen und den Ankauf desselben zu erleichtern, erbieten wir uns alle 8 Bände nebst dem Generalregister, welche eigentlich 49 Thaler kosten, gegen baare an uns direct eingeschickte Zahlung für 25 Thaler sächsich abzulassen. Wir glauben, daß dieses vorzüglich den Abonnenten des neuen Magazins angenehm seyn wird. Daß man für diesen Preis benanntes Werk nicht durch die dritte Hand, sondern allein direct von uns beziehen könne, versteht sich von selbst.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Für Studierende, Erzieher und Prediger.

So eben ist bei uns eine Schrift erschienen, die einen allgemein interessanten Gegenstand von einer bisher ganz unbeachtet gebliebenen, aber von seiner wichtigsten Seite betrachtet.

Die pädagogische Bestimmung des Geistlichen, als Wesen seines Berufs. Ein Handbuch für angehende Theologen, Erzieher und Prediger, von Ludwig Thilo, ordentlichem Professor der Philosophie auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder. 8. (Preis 18 Gr.)

Bei dem allgemein erwachten Interesse für Verbesserung der Volkserziehung, und bei dem ernsten Willen der Regierungen, besonders die Geistlichen in dieser großen Angelegenheit thätig zu sehn, schien es wahres Zeitbedürfniß zu seyn, diese dringend ausgesprochenen Anforderungen in der wesentlich pädagogischen Bestimmung des geistlichen Standes darzustellen. Dieses ist von dem Verf. auf eine so befriedigende Weise auseinandergesetzt, daß diese Schrift für den ganzen Stand der Geistlichen und Erzieher ein allgemeines Interesse hat. Frankfurt a. d. Oder im Februar 1811.

Akademische Buchhandlung.

Folgende Schrift werden einsichtsvolle Schulmänner ihren Schülern zu empfehlen gebeten:

Vollständiges und erklärendes Wörterbuch zu Eutrop's kurzem Abrisse der römischen Geschichte. In zwei Abtheilungen. Für Anfänger und Geübtere. Von Georg Friedrich Wilhelm Grosse. Stendal, 1811. XII., 252 S. gr. 8. (12 Gr.)

Bei J. J. Nerr in Weißenfels ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Haasenritter, M. J. A. M., über den Plan und die zweckmäßige Anwendung der für das Jahr 1811 im Königreiche Sachsen allerhöchst verordneten Perikopen. gr. 8. geheftet, 6 Gr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen erschienen zur Michaelis-Messe 1810.

Fortsetzungen:

Almanach des Dames pour l'an 1811. 12. relié avec estampes.

Annalen (europäische) f. d. J. 1810. gr. 8. br.

Humboldt (Alex. v.) Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente americanischer Völker. 2s Heft. gr. 8. mit und ohne Atlas.

Karte von Schwaben. Von Ammann und Bohnenberger, 7e liefg. in 4 Blättern.

Karten-Almanach, 6r Jahrgang.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. gr. 4.

Müller (J. v) sämmtliche Werke, 4r 5r u. 8r Bd. gr. 8.

Nemnich (P. A.) Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise, 5r 6r Bd. oder: Original-Beiträge zur eigentlichen Kenntniß von Frankreich, 1r 2r Bd.

— — 7r Bd. oder: Original-Beiträge zur eigentlichen Kenntniß von Italien. 8.

Pfeffel (C. G.) prosaische Versuche. 2s Bändch. 8. Velin-, Schreib- und Druck-Papier.

Polizeiblätter (allgemeine Justiz- und) von Hartleben, 1810. gr. 4.

Riepenhausen (F. und J.) Geschichte der Mahlerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Aus-

bildung und Vollendung, fol. 1r. Thl. 3s. Heft mit Kupfern.

Suskind (Dr. F. G.) Magazin für chriſtliche Dogmatik und Moral, deren Geſchichte, und Anwendung im Vortrag der Religion. 16s Stück. gr. 8.

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1811. Mit Beiträgen von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter und andern. Mit Kupfern. 12. gebd.

Zeitung (allgemeine) 1810. gr. 4.

Neuigkeiten:

Balley (H. E. F.) Das Wichtigſte von den öffentlichen und Privat-Rechts-Verhältniſſen würtembergiſcher Unterthanen. 3te verm. und verb. Aufl. gr. 8.

Buchholz (F.) Hermes oder über die Natur der Geſellſchaft mit Blicken in die Zukunft. gr. 8.

Charis Taſchenbuch auf das 1811. herausgegeben von Lehr. Mit Kupfern und Muſik. 12. gebd.

Demian (J. A.) Statiſtiſche Darſtellung der Illyriſchen Provinzen, 1r Thl. gr. 8.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königlich Preuſſiſchen Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine (Schweſter Friedrichs des Großen) Markgräfin von Bayreuth vom Jahr 1709 bis 1733. von ihr ſelbſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. gr. 8.

Engel (J. L. v.) Geſchichte des Königreichs Ungarn, 1r Thl. gr. 8.

Fernow Leben, von Frau Schopenhauer.

Hof- und Staatskalender (Königlich Würtembergiſcher) auf 1811.

Jeckel, die Schlachten der Alten. 1r Thl. 4. mit Kupfern.

Kanne Pantheon über älteſte Philoſophie und Naturwiſſenſchaft.

Klüber (J. L.) Beſchreibung von Baden bei Raſtatt und ſeiner Umgebung. 2 Thle. mit Kupf. 8.

Knapp, Repertorium über die Königlich Würtembergiſche Geſetzgebung von den Jahren 1797 bis 1809. Mit Beilagen und einigen ältern Verordnungen. 1r 2r Bd. 8.

Langsdorf plantes recueillies pendant le voyage des Russes autour du monde, P. 1e. Icon. filieure.

Mozin, (Abbé) Auswahl franz. und deutſcher Geſpräche, nebſt einer Sammlung der unentbehrlichſten Wörter. 4e Aufl. gr. 8.

Notizen aus dem Leben von Jakob Merz, Mahler und Kupferätzer durch J. W. Weith. gr. 8.

Oehlenſchläger. Axel und Walburg. Eine Tragödie. 8.

Reibel (J.) Staat und Hierarchie. Eine pragmatiſch-kritiſche Beleuchtung ihrer wechſelſeitigen Verhältniſſe. gr. 8.

Richter (Jean Paul) Herbſt-Blumen oder geſammelte Werkchen aus Zeitſchriften. 1s Bändch. 8.

Schuderoff (J.) Badebeluſtigungen. gr. 8.

Sophocles Philoctetes, überſetzt von Dr. O. Martens, gr. 8.

Tibull überſetzt von Voss.

Vorleſungen über deutſche Klaſſiker für Gebildete und zum Gebrauche in den höhern Lehranſtalten, von Sauer und Neuhofer, 1r Bd. mit Exkurſen. 8.

Wagner (E.) Hiſtoriſches A B C eines vierzigjährigen Fibelſchützen, 8.

Weinbrenner (F.) Architektoniſches Lehrbuch. 1r Th. 1s Heft. mit Kupf. gr. fol.

On avertit le public, que la sixième partie formant le complément de la première édition du

traité des grandes opérations militaires par le Baron de Jomini

sera mise en vente le 1. Oct. chez Mr. Haas fils à Bâle et chez Gotta Libraire à Tubingue.

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1811. Mit Beiträgen von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter und andern, mit Kupfern. 12. geb.

Das Tübinger Taſchenbuch für Damen hat ſich immer des beſondern Beifalls des Publicums erfreut, und nach Verdienſt gefallen. Auch dieſer neue Jahrgang empfiehlt ſich, wie ſeine Vorgänger, durch eine treffliche Auswahl von Gedichten und proſaiſchen Aufſätzen, und durch vorzügliche Kupfer nach Eutel, Nahl und Riepenhauſen von Lips und andern geſtochen.

Unter den Gedichten freuen wir uns, vom verewigten Pfeffel noch mehrere zu treffen, die würdig des ſeltnen Dichters und als freundſchaftliches Denkmal für den Verleger und für die Leſer dieſes Taſchenbuchs hinterlaſſen ſich fanden; an ihn ſchlieſſen ſich Matthiſſon, Weiſſer, Schreiber, Haug, Conz, Nicolay, Julie von Bechtolsheim und Langbein an, die ihren längſt rühmlich bekannten Namen würdige Beiträge lieferten.

Die proſaiſchen Aufſätze ſind von J. P. Richter, Caroline Pichler, Huber und Lafontaine: wenn wir keinen derſelben einzeln zergliedern und anpreiſen, ſo geſchieht es, weil ſie alle, vorzüglich geeignet für ein ſolches Taſchenbuch, ſich durch Hinweiſung auf den Werth ſtiller häuslicher Tugend auszeichnen, und im lieblichſten Gewand die reinſte Moral aufſtellen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

No. 7.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 30. März 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Beschluß der Inhaltsanzeige der

Abbildung merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung, 14 Hefte in Quersolio, jedes zu 1 Thlr.

Dritter Band.

No. 9. oder 18 Heft. a. Das Thal von Goldau und Lowarz zwischen dem Roßberge und Rigi vor dem Bergsturz 1806. b. Dasselbe nach dem Bergsturz. c. Das Serail zu Constantinopel. d. Die Schädelkapelle auf der Insel Madeira. e. Das Beinhaus zu Feore in Portugall. f. Der Hufeisenwasserfall am Niagare.

No. 10. oder 28 Heft. a. Der Wasserfall bei Schafhausen. b. Ansicht der Höle Jugnath Fubbe bei Ellore. c. Der große Kastanienbaum auf dem Aetna. d. Die Pfeiler-Brücke in China. e. Eine natürliche Felsenbühne. f. Die Stadt Jerusalem.

No. 11. oder 38 Heft. a. Der Staubbach im Lauterbrunnenthal. b. Ansicht des Eismeeres. c. Die Baumannshöle. d. Das Innere der Baumannshöle. e. Der Chimborasso. f. Ausgraben im Herkulanum.

No. 12. oder 48 Heft. a. Höle bei Adelsberg. b. Merkwürdige Brücke in Spanien. c. Garglereißsee nebst der umliegenden Gegend. d. Der Berg Montsarret. e. Der Basalte von Vestina. f. Die Basalte in Irland.

Vierter Band.

No. 13. oder 18 Heft. a. Der Haupteingang in den Hafen von Cacamo oder Cavaco. b. Die Hundsgrotte. c. Trajans Säule in Rom. d. Riesenstraße in Irland. e. Schneelawine. f. Stromboli.

No. 14. oder 28 Heft. a. Armenisches Kloster Etschmiazin mit der Aussicht auf den Ararat. b. Der Eintritt des Mansuhn in Ostindien. c. Der Engpaß Köfel in Tyrol mit dem Kästel. d. Höle bei Vestina. e. Merkwürdige Höle bei Szilitze. f. Eine cochinchinesische Flotte auf dem Flusse Faifuh.

Industries-Comptoir in Leipzig.

Versuch einer Aesthetik der Toilette, oder Winke für Damen,

sich nach den Grundregeln der Malerei geschmackvoll zu kleiden. Herausgegeben von Ernst Müller und F. G. Baumgärtner. Mit 18 bunt. und schwarzen Kupf.

Mit Vergnügen nehmen wir an dem bedeutenden Absatz dieses Werks wahr, daß das schöne Publikum diesen Versuch nicht ungünstig aufgenommen hat, und die gebildetsten Leserinnen ihm einen Platz auf Ihrer Toilette verstatten. Damen, welche dies Werk noch nicht besitzen, zeigen wir hierdurch an, daß bei unterzeichneter Handlung noch eine Anzahl deutscher Exemplare in Maroquin-Pap. elegant gebunden und auf schönem Papier, das Exemplar für 3 Rthlr. sächs. oder 5 fl. 24 kr. rheinl. zu haben sind. Bestellung darauf nehmen alle solide Buchhandlungen und Zeitungs-Comptoirs in und außer Deutschland an.

Auch haben wir auf vielfaches Verlangen eine fran-

gösische Ueberſetzung von einem braven Gelehrten veranſtaltet, die ſich durch ſchönen franzöſiſchen Styl vorzüglich auszeichnet; der Preis davon iſt ſo wie das deutſche 3 Rthlr. ſächſ. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

Stumme Liebe.

Ein

häusliches Gemälde

von

Ernſt Müller.

Mit 3 Kupfern.

Zwar nur eine Kleinigkeit, welche aber gewiß ein Plätzchen auf der Toilette gebildeter Leſerinnen, vor vielen andern Früchten der ſchönen Litteratur verdient; der Verfaſſer iſt in dieſer Hinſicht ſchon dem Publiko zu hinlänglich bekannt, um deſſen Arbeiten erſt eine beſondere Lobrede zu halten. Der Preis davon iſt durch alle Buchhandlungen Deutſchlands 1 Thlr. ſächſ. oder 1 fl. 48 kr. rheinl. in 12. mit 3 illum. Kupfern.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

C. F. Tombe's

Reiſe in Oſtindien

in

den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6,

mit

mehrern Bemerkungen und Erläuterungen

von Sonini.

Aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen und Zuſätzen überſetzt von Dr. Bergk. Mit mehrern Kupfern, wird dieſe Oſter-Meſſe gewiß bei uns in einem Bande erſcheinen. Leipzig.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

Bemerkungen auf einer, vorzüglich in landwirthſchaftlicher Hinſicht, im Sommer 1801. durch einen Theil von Schwaben, des Elſaſſes, der beiden Rheiniſchen Kreiſe, dann Ober- und Nieder-Sachſens angeſtellten Reiſe, mit beigefügten Notizen über verſchiedene Naturgegenſtände, Kunſtprodukte, polizeyliche Anſtalten und Anlagen; von Carl Kranz, Königl. Preuß. Oekonomie-Kommiſſair. 2 Theile in gr. 8.

Dieſe Reiſe erſtreckte ſich von Crailsheim, über Heilbronn nach Stuttgard, Tübingen, nach dem Schwarzwalde, hinüber nach Strasburg und wieder herüber nach Raſtadt, Karlsruhe, Bruchſal, Manheim, Heidelberg, Worms, bis nach Mainz. Ferner von Frankfurt durch Hanau, Homburg, Gießen, Kaſſel, über Göttingen nach Zelle, wo die Wirthſchaft des damals in Zelle lebenden bekannten Leibmed. D. Thaer beurtheilt wird; von Zelle reiſete der ſachkundige Verfaſſer über Braunſchweig nach Magdeburg, von da über Deſſau, Halle, Naumburg, Weimar, Gotha, Meinungen und Würzburg zurück nach Crailsheim. Aus dieſer Angabe der vorzüglichſten Städte, kann der Leſer der Reiſeroute des Verfaſſers folgen und die Gegenden kennen lernen, welche hier in Rückſicht auf Technologie, Oekonomie und Polizey beſchrieben werden. Polizeybeamte, Staatsmänner, Landwirthe und Kameraliſten werden dieſes Buch mit Nutzen und Vergnügen leſen. Iſt für 2 Thlr. zu haben in der

Baumgärtnerſchen Buchhandlung.

Von dem

Muſeum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunſt und im Menſchenleben, herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner, iſt das 58ſte oder 10n Bds. 4s Stück mit 5 Kpfrn. erſchienen. Preis 18 Gr. Es enthält:

1. Völker, welche Menſchenfleiſch eſſen. 2. Zwei merkwürdige Naturerſcheinungen. 3. Ein ſehr dicker Baum. 4. Das Leuchten des Meeres. 5. Die Spinnen lieben die Muſik. 6. Ephraim Pratt. 7. Jemand kann nach Belieben ſterben und wieder ins Leben zurückkehren. 8. Frauenzimmer mit Bärten. 6. Ein Weinſtock trägt zwei Trauben von verſchiedener Farbe. 10. Plötzliches Grauwerden der Haare. 11. Sonderbare Erſcheinung in Anſehung des Geruchs. 12. Außerordentliche Schärfe des Geſchmacks. 13. Merkwürdige Blinde. 14. Ein Bothe ohne Füße. 15. Eine ſtumme Sängerin. 16. Sehr langes Faſten. 17. Große Freſſer. 18. Eine merkwürdige Birne. 19. Ein Menſch, der Gras frißt. 20. Der General Pappenheim. 21. Flammende Augen. 22. Ein merkwürdiger Doppelregenbogen. 23. Sehr langer Schlaf. 24. Der Garda. 25. Der Aſphaltſee auf der Inſel Trinidad. 26. Die Südwinde auf der Südküſte von Frankreich. 27. Hunde ernähren einen ihrer Kameraden. 28. Ein Hund bewahrt Knochen für eine Hündin auf. 29. Ein Hund rettet ſeinen Herrn aus dem Feuer. 30. Ein Pudel verrichtet die Stelle eines Bedienten. 31. Eine ſehr zahme Katze. 32. Geſchicklichkeit eines Hundes. 33. Luftſteine. 34. Verſteinertes Brod. 35. Bierneſte. 36. Ein Affe raubt ein Kind. 37. Der militäriſche Hund. 38. Eine Sinnpflanze nebſt einem

Vogelneste. (Mit einer Abbildung Nr. 1.) 39. Noch ein militairischer Hund. 40. Anatomische Vergleichung der Schädel der Menschen, Affen und Vögel. (Mit einer Abbildung Nr. 2.) 41. Die Todtengruft der Capuziner bei Palermo. 42. Wiedererweckung vom Scheintode. 43. Ein Mädchen, das unverdauliche Substanzen verschluckt. 44. Wie Jemand seine verlorne Stimme wieder bekommt. 45. Stürme zu Ende des Jahres 1810. 46. Merkwürdige Erscheinung an einer jungen Ziege. 47. Die Ziemer stellen Wache aus. 48. Rache eines Storchs. 49. Eine Katze ficht und zwei Andere ziehen junge Hasen auf. 50. Ein zahmer Riesenkranich. 51. Große Menge Wachteln auf der Insel Capri. 52. Wuth der Rohrdommel. 53. Die Krähen stehen Schildwache. 54. List des gemeinen Kiebitz. (Tringa vanellus.) 55. Wie sich die Bienen wärmen. 56. Eine Art von Verstand bei einer Wespe. 57. Zahmheit der wilden Enten. 58. Quellen warmen Wassers im Meere. 59. Schrecklicher Tod des Herrn Munro. 60. Erscheinung eines Geistes. 61. Jagd eines wilden Elephanten. 62. Ein Hund ernährt seinen Herrn. 63. Eine Frau kommt mit vier Kindern nieder. 64. Eine Frau wird 105 Jahre alt. 65. Eine Art von Erscheinung. 66. Ein außerordentlich feines Gehör. 67. Ein furchtbarer Sturm. 68. Widerwille gegen das Kalbfleisch. 69. Der Gouverneur Wall. 70. Winterschlaf einiger Thiere. 71. Gestalten, welche einige Zugvögel bei ihrem Abzuge bilden. 72. Die Stadt Loreto. (Mit einer Abbildung Nr. 3.) 73. Das Madonnenbild zu Loreto. (Mit einer Abbildung Nr. 4.) 74. Die Entstehung und das Wachsthum der Fische. (Mit einer Abbildung Nr. 5.) 75. Ein sehr merkwürdiger Fisch.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen und Interessenten haben wir jetzt versandt:

Anekdoten und Charakterzüge

auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805 — 1809. 29s Heft, 8vo. à 12 Gr.

Es enthält:

Anekdoten aus der Gegend von Schleiz. — Ein glücklicher Einfall, durch den ein Maurer in L. sich seines Soldatenzuspruchs entledigte. — Die Franzosen schätzen kühne Entschließungen. — Wo bringen die Franzosen ihre Todten hin? Prinz Murat erreicht seine Absicht bei Schleiz nur halb. — Die Schwarzen zu Zwikau. — Schicksale eines jungen preußischen Offiziers vom Corps des Herzogs von Braunschweig Oels. — Aehrenlese auf den Gefilden des Kriegs. — Ehrlichkeit eines französischen Husaren. — Verstehn die Franzosen auch Teutsch? Edle Achtung für Blessirte. — Patriotismus eines teutschen Kaufmanns. — Krieg zwischen Oestreich und Rußland im Jahr 1809. — Gefechte und Schlachten bei Tann, Eckmühl und Regensburg im Jahre 1809.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Kochbuch (Loudner) oder allgemeiner Koch-, Stadt- und Landwirthschafter, aus dem Engl. des F. Collingwood und John Wollams, übersetzt von A. F. Thölden in London, mit 14 Kupfern und den Bildnissen der Verfasser. gr. 8. 1794. 2 Thlr. 8. Gr.

Was die elegante Welt oft dreifach theuer bezahlt, was ihr als Englische Delikatessen angepriesen wird, findet der geschmackvolle Mann in diesem Werke von einem Mann vom Fach beschrieben und faßlich auseinandergesetzt.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Das natürlichste Surrogat des Zuckers ist der Honig.

Man hat daher wohl nöthig auf die gehörige Zucht und Pflege der Bienen aufmerksam zu seyn. Eine auf Erfahrung gegründete Belehrung darüber findet man in dem Werkchen: Lucas Unterricht zur Bienenzucht 2 Theile 1 Thaler, welches bei uns zu haben ist. Leipzig

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Pränumerations-Anzeige

der nun völlig beendigten neuen und sehr wohlfeilen Ausgabe

der

Oeuvres complètes

de

M. de Florian.

13 Volumes. Mit 13 Kupfern. 8.

Leipsio 1810.

(246 Bogen stark.)

Zu einer Zeit, wo die Fertigkeit in der französischen Sprache ein großes Bedürfniß jedes Gebildeten ist, verdiente dieser so allgemein beliebte Schriftsteller wohl eine neue Auflage, da der Inhalt seiner Werke so anziehend ist, seine Darstellungen so lieblich, und seine Sprache in so leichter und reiner Klarheit dahin fließt. Wem, der auf gebildeten Geschmack Anspruch macht, wären Florians sinnreiche Nouvellen, sein Ritterroman, der Gonzalvo von Kordova, die idyllische Estello, seine netten Fabeln, seine Schäfererzählung Galatée, seine beliebten Schauspiele, so wie so vieles andere Schöne — unbekannt?? und wen hätten nicht die reinen, schuldlosen und einfachen Sitten in allen seinen Schriften angezogen? Für

unſere Jugend zumal wird es kaum eine Schrift geben, aus welcher ſie leichter und lieber ein reines Franzöſiſch erlernen möchte. Der Inhalt ſämmtlicher 13 Bände iſt folgender: Tom. 1. Nouvelles et Nouvelles Nouvelles. Tom. 2. Numa Pompilius. Tom. 3 et 4. Théâtre. Tom. 5. Estelle, et Eliezer et Nephtaly. Tom. 6 et 7. Gonzalve de Cordoue. Tom. 8. Fables et Guillaume Tell. Tom. 9. 10. 11. Don Quichotte de la Manche. Tom. 12 et 13. Galatée, et petites Pièces.

Der unterzeichnete Verleger, welcher ſeinerſeits an Druck und Papier nichts geſpart hat, die Gefälligkeit dieſes Werks zu erhöhen, hofft es dadurch gemeinnützer zu machen, daß er die Pränumeration zu dem höchſt billigen Preis für alle 13 Theile 5 Thlr. 8 gr. Sächſ. ſetzt, und den Liebhabern, die Pränumeranten ſammeln wollen, noch auf 5 Exemplare das 6te gratis giebt, welches Frei-Exemplar aber einzig und allein nur von ihm ſelbſt und keiner andern Buchhandlung zu fordern und zu erhalten iſt.

Die ſämmtlichen 13 Bände, welche alle Werke Florians enthalten, ſind bereits fertig gedruckt, und für überſandte Pränumeration von 5 Thlr. 8 gr. erhält man das complette Werk ſogleich. Der Pränumerations-Termin dauert bis Ende Decembers 1811, und nach ihm tritt der Ladenpreis mit 8 Thlr. wieder ein.

Leipzig im Januar 1811.

Gerhard Fleiſcher d. Jüngere.

Nouveau Dictionnaire complèt, à l'usage des Allemands et des Français par l'Abbé Mozin: Neues vollſtändiges, zum Gebrauche der Franzoſen und der Deutſchen beſtimmtes Wörterbuch, ein Auszug aus den beſten, bis jetzt über Sprachen und Wiſſenſchaften erſchienenen, Wörterbüchern. Daſſelbe enthält den Gebrauch aller Wörter, die Ausſprache der ſchwerſten, und eine Auswahl von tauglichen Beiſpielen zur Erläuterung ihres Gebrauches und ihrer verſchiedenen Bedeutungen: ferner die Münzen, Gewichte und Maaße der verſchiedenen Staaten, die Eigennahmen von Perſonen, Städten und Flüſſen ꝛc. von Abbé Mozin.

Herr Abbé Mozin, deſſen Bemühungen zur Erleichterung des franzöſiſchen Sprachſtudiums bekannt ſind, iſt ſchon längſt beſchäftiget dem Mangel eines vollſtändigen franzöſiſch deutſchen und deutſch franzöſiſchen Wörterbuchs abzuhelfen. Seit mehreren Jahren iſt dieß der Gegenſtand ſeiner Arbeiten, die er in Verbindung mit mehreren Gelehrten (worunter wir nur Herrn Präceptor Biber in Ludwigsburg nennen wollen, ohne welchen das Schwan'ſche Wörterbuch, in ſeiner erſten Ausgabe mit allen Fehlern des Verfaſſers ausgegeben worden wäre) aufs eifrigſte betreibt. Eine ganz neue Bahn mußte gebrochen werden, da alle bisherigen Wörterbücher gar zu fehler- und mangelhaft waren. In Schwan's Wörterbuch wurden z. B. auf 3 Bogen 477 Artikel vermißt, der übrigen Sprach- und grammatikaliſchen Fehler deſſelben nicht zu gedenken.

Der Druck dieſes Wörterbuches, das für Franzoſen ſo wie für Deutſche gleich wichtig und für jede Sprache das ſeyn wird, was wir für's Franzöſiſche in dem Dictionnaire de l'Academie und für's Deutſche in Adelungs und Campe's Wörterbücher beſitzen, hat bereits angefangen, und wird ununterbrochen fortgeſetzt. — 4 große Quartbände, niedlich und auf ſchönes Papier gedruckt, werden denjenigen, die darauf pränumeriren, das Exemplar für 6. fl. — und das 11te Ex. gratis; wer blos ſubſcribirt, für 8 fl. — erlaſſen. Anfangs künftigen Jahres ſind von jeder Sprache die erſten Theile zu haben.

Tübingen im Sept. 1810.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Neue deutſche Spielkarte.

Die neue deutſche Karrikaturkarte, nach welcher ſeither ſo viel Nachfrage war, iſt nun fertig. Die Zeichnung iſt nach engl. Karrikaturen, Stich und Kolorit ſauber, das Papier fein und feſt, und wir glauben, daß dieſe Karte eben den Beifall erhalten wird, welcher ſchon unſern frühern Sorten zu Theil ward.

Induſtrie-Comptoir.

Im Induſtrie-Comptoir in Leipzig ſind zu nachſtehenden Preiſen zu haben:

Augenſchnupftaback, die Doſe 8 Gr.
Haarwachſend Waſſer, das Glas 16 Gr.
Waſſer gegen die Sommerſproſſen, das Glas 16 Gr.
Rothes Augenwaſſer, das Glas 8 Gr.
Weißes Augenwaſſer, das Glas 8 Gr.
Zahnpulver, die Büchſe 6 Gr.
Engliſche Zahntinktur 12 Gr.
Chineſiſche Schminke oder Fleiſchroth, beſtehend aus Blumen, das Büchschen 3 Thlr.
Dito, Weiß, das Büchschen 1 Thlr. 12 Gr.
Dito Franzöſiſche 16 Gr.
Engl. Patent-Pulver od. Lederpuder, das Paket 6 Gr.
Warzen-Waſſer, das Glas 8 Gr.
Damen-Streuſand bunt mit Gold melirt, das Glas 6 Gr.
Dito ganz Goldſand 8 Gr.
Waſchpulver, das Glas 6 Gr.
Seifenſpiritus, das Glas 4 Gr.
Potpourri de Madam Bonaparte, die Doſis 1 Thlr.
Engl. Handpomade, das Glas 12 Gr.
Engliſcher Wundbalſam 6 Gr.
Dr. Steers Chemical Opodeldoc in großen Flaſchen 16 Gr. in kleinen Flaſchen 8 Gr.

No. 8.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 13. April 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Zu den bei uns erschienenen sehr beliebten

Gedächtnißtafeln,

welche aus a. Geburts- oder Tauf- b. Confirmations- c. Trau- d. Todestafel und e. Denkmahl im Kriege gebliebener Verwandten und Freunde bestehen, haben wir so eben eine neue hinzugefügt, die für Ereignisse bestimmt ist, welche jene frühern Tafeln nicht in sich begreifen. Es ist dieses die

Erinnerungstafel froher Ereignisse;

sie zeichnet sich durch die geschmackvolle Einfassung zu Inschriften besonders aus, und ist als

1. Stiftungstafel in Versammlung geschlossener Gesellschaften,
2. Als Jubeltafel von Freunden und Verehrern gewidmet,
3. Belohnung für Kinder, welche durch Fortschritte im Lernen ihren Eltern Freude gemacht, oder als Geschenk, das Kinder ihren Eltern mit einer Inschrift übergeben können.
4. Gedächtnistafel bei jedem glücklichen Ereignis überhaupt

zu empfehlen. Bei dieser Tafel ist besonders auf einen zweckmässigen Raum für die Hauptsache, die Inschriften Rücksicht genommen worden. Die Einfassungen sind blos als Verzierungen derselben anzusehen. Der Preis ist auch hier wie bei den übrigen für das Expl. kolor. 8 Gr. Sächsl.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Der

vollkommenste Situations-Zeichner

für das Militair-, Bergwerks- und Oekonomie-Fach mit allen erklärenden Zeichen, die auf Plänen, Charten und Rissen vorkommen, nach dem französischen Werk: Mémorial Topographique et Militaire redigée au dépôt général de la guerre par ordre du Ministre à Paris. Herausgegeben vom Prem. Lieut. Berggold; die Erklärung der Zeichen ist französisch und deutsch mit 12 schwarzen und illum. Kupfern. Pläne und Schrift sind von L. Kettner in Dresden gestochen.

Da der Titel den Inhalt dieses so interessanten Werks hinlänglich angiebt, so halten wir jede Empfehlung für überflüssig. Es enthält 12 Blätter, die das Ganze für Situationszeichner umfassen. Die Erklärung der Zeichen ist zu mehrerer Brauchbarkeit deutsch u. französisch angegeben. Der Preiß ist 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Von des berühmten ehemaligen Landschafts- und Thiermalers

L. G. C. Dietrich

Thier-Studien

ist bei uns das zweite Heft in 12 Queerfolio-Blättern erschienen, und in allen guten Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 Gr. Sächs. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Vom neuen Magazin

aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

ist des 11 Bds. 53 oder 54stes Heft mit Kupfern erschienen, und enthält:

I. Ueber das Waschen durch Dämpfe. Von Curaudau. II. Zeichnung und Beschreibung einer höchst

nutzbaren und einfachen Maschine, zum Auflösen der Papierspäne, um den feinsten Pappenzeug zu erhalten, wichtig für jeden Pappenfabrikanten in Hinsicht dieses Geschäfts. Mit einer Abbildung auf Taf. I. III. Zünd-Batterie, oder eine neue Zündmaschine, welche vollkommener und sicherer ist, als alle bisherige Arten. Vom Herrn Mechanikus und Optikus J. C. Hoffmann in Leipzig. IV. Beschreibung eines Mechanismus zu der von Neuhof beschriebenen Chinesischen Bewässerungs- und Entwässerungsmaschine. Nebst Abbildungen auf Taf. II. V. Die beste Zubereitungsart des Zunderschwammes, so daß er beim Feueranschlagen leicht fängt und nicht übel riecht. VI. Beschreibung einer neuen Futterschneide-Maschine. Vom Herrn Professor C. Schulze. Nebst Abbildungen auf Taf. III. und IV. VII. Anweisung, aus Maisstängeln Zucker zu gewinnen. VIII. Eine neue formbare und festwerdende Masse aus zerriebenem Holz. IX. Ueber das Verfahren, wie man in England das Blei reinigt. Mit Abbildungen auf Taf. V. X. Des Herrn Mechanikus und Optikus J. C. Hoffmanns neuer elektrischer Gesundheitswagen. Nebst Abbildungen auf Taf. VI. XI. Anleitung, die Pariser Taschenfeuerzeuge zu verfertigen. XII. Neue Art Thermometer auf Schieferstein gezogen und weiß eingelassen. XIII. Verbesserte Bereitungsart des Calomels. XIV. Zubereitung eines sehr brauchbaren Syrups aus Runkelrüben, für bürgerliche Haushaltungen. XV. Einfache und leichte Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben im Kleinen, für Haushaltungen. XVI. Merkwürdige Zusammensetzungen, welche, wenn man sie schlägt oder reibt, einen heftigen Knall geben; nebst Anweisung, zur Verfertigung der Knall-Fidibus. XVII. Anweisung, wohlfeile und dauerhafte Metallkugeln zu elektrischen Apparaten ꝛc. zu verfertigen. Mit einer Abbildung auf Taf. VI. XVIII. Beschreibung einer Luftpumpe von neuer Einrichtung. Von Herrn Elizur Wright. XIX. Oekonomisch-technische Mittel. XX. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

An alle Buchhandlungen und Interessenten haben wir jetzt versandt:

Anekdoten und Charakterzüge

auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805 — 1809. 30s Heft, 8vo. à 12 Gr.

Mit dem Portrait des Lord Wellington.

Es enthält:

Gefechte und Schlachten bei Tann, Ecmühl und Regensburg im Jahr 1809. (Beschluß.) — Nachlese auf den Gefilden des Krieges. — Das Schicksal des Herrn Engelbert Zehle, Hauptmanns der ersten Schützenkompagnie zu München, in seiner Gefangenschaft unter den Tyrolern. (Nach dessen mündlichen Angaben und öffentlichen Nachrichten getreu erzählt, und mit Reflexionen begleitet von Franz Dionys Reithofer.) — Der vergrabne Wein. — Anekdoten. — Bruchstück aus einem Briefe über den Leichnam des Prinzen Louis von Preussen. — Lord Wellington.

Von dem

Museum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunst und im Menschenleben, herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner, ist das 58ste oder 10n Bds. 4s Stück mit 5 Kpfrn. erschienen. Preis 18 Gr. Es enthält:

1. Die Führer der Haifische. 2. Ein Haifisch mit einer Serviette in dem Magen. 3. Raupen auf dem Schnee. 4. Sonderbarer Vogelfang. 5. Die Erhebung oder Fata Morgana. 6. Der Gockelbahn. 7. Ein Hund trägt seinem Herrn sein verlornes Geld wieder zu. 8. Geschicklichkeit eines Mannes ohne Arme. 9. Kampf zwischen einem Wallfische und einem Sägefische. 10. Die Mitternachtssonne. 11. Das Nordlicht in den höhern Breiten der Erde. 12. Hagel und Schnee beruhigen die wüthendsten Meereswellen. 13. Der Warnungsvogel. 14. Stärke der Büffel. 15. Der Süden. 16. Schwalben verlassen ein Krankenzimmer. 17. Die stillende Großmutter. 18. Neugierde und Muthwille der Affen. 19. Das Zahmmachen der Fische. 20. Die Wohnung der Maulwürfe. 21. Schnee und Regen untereinander. 22. Ein Wall von Austerschaalen. 23. Furchtbarkeit des Wolfs. 24. Bemerkenswerthe Naturerscheinungen in Ostindien. 25. Der Passatwind. 26. Wälle und Mauern von Bambusrohr. 27. Ein Steinfresser und Beobachtungen über seine Verdauung. 28. Der indische Brodfruchtbaum. 29. Wunderbare Art, wie der Banianenbaum wurzelt. 30. Die Braunfische. 31. Die hölzerne Brücke zu Wandipore. (Mit einer Abbildung. Nr. 1.) 32. Der Schiffhalter. 33. Das Leuchten der Goldfische auf dem Meere in der Nacht. 34. Eine Kuh wirft zu gleicher Zeit drei Kälber. 35. Merkwürdige Witterung in Astrachan im Jahr 1810. 36. Merkwürdige Erscheinung in den Wolken. 37. Das Leuchten des Meeres. 38. Ein Sonderling. 39. Eine Riesenschlange stiehlt Federvieh. 40. Die Cosaken bewahren die wilden Gänse in der gefrornen Erde auf. 41. Ein Viehfraß unter den Jakuter. 42. Eine Geistererscheinung. 43. Wunderbarer Flug des Fregattenvogels. 44. Merkwürdige Art, wie der Raupentödter seine Eier legt. 45. Begattungszeit der Wallfische. 46. Scharfe Feuchtigkeit der Galere. 47. Ein Farbenbogen, den die Mondstrahlen verursachen. 48. Ein junger Affe bekommt von einem Alten Schläge. 49. Ein

Hund ſucht zwei Kinder aus dem Schnee heraus. 50. Auch die Schaafe ſcharren das Gras tief unter dem Schnee hervor. 51. Furchtbare Stürme zu Kielvig in den Finnmarken. 52. Der Sonderling Grimon. 53. Eine merkwürdige Ahnung. 54. Merkwürdige Täuſchung der Einbildungskraft. 55. Der Schaafaffe. 56. Ein ſonderbares Mädchen. 57. Ein Tiger trägt einen Büffel fort. 58. Ein Kampf zwiſchen einem Bullenbeißer und einem Affen. 59. Stärke der Lebenskraft bei einem Haushahne. 60. Das Empalo oder das äthiopiſche Schwein. (Mit einer Abbildung. Nr. 2.) 61. Eine neue merkwürdige Pflanze von der Claſſe der Pentandria Monogynia. (Mit einer Abbildung. Nr. 3.) 62. Ein Kium oder Kloſter im Königreiche Ava. (Mit einer Abbildung. Nr. 4.) 63. Folgen eines merkwürdigen Traumes. 64. Der brennende Brunnen zu Baraheuhn in Oſtindien. 65. Die Malayen. (Mit einer Abbildung. Nr. 5.) 66. Wunderbare Entdeckung einer Mordthat. 67. Außerordentliche Stärke. 68. Ein zweiter Origenes.

In der Baumgärtnerſchen Buchhandlung ſind folgende empfehlungswerthe Schriften zu haben:

Immerwährender Calender
der
geſunden Vernunft,
oder
Handbuch zur Erklärung des Calenders auf alle Jahre.

Allen Biedermännern hohen und niedern Standes, welche vernünftige Begriffe zu befördern ſuchen, gewidmet. 8. 8 Gr.

D. C. F. Daniel
Pathologie
oder
vollſtändige Lehre von den Krankheiten,

welche die Noſologie, Pathologie, Aetiologie und Symptomatologie enthält, aus dem Lateiniſchen überſetzt, mit Anmerkungen und Zuſätzen des Verfaſſers. 2 Theile. Zweite Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier 3 Thlr.

D. Joh. Dan. Metzgers
mediziniſch-philoſophiſche Anthropologie
für
Aerzte und Nichtärzte.

Zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen. 8. 12 Gr.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Morgenblatt für gebildete Stände 1810 Auguſt.

Inhalt.

Nro. 183. Landwirthſchaftliches Feſt in Hofwyl und Stiftung der agronomiſchen Geſellſchaft. (Hierzu ein Kupfer.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. Nro. 184. Friedrich und Katt. Aus den Memoiren der Schweſter Friedrich des Großen. — An . . . Künſtlerinn in der Muſik, Mahlerei und Deklamation. Von Friedrich. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. Nro. 185. Briefe deutſcher Dichter und Gelehrten aus den Jahren 1740 bis 1771, vom Hofrath v. Morgenſtern. — Friedrich und Katt. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. — Beilage: Monats-Regiſter vom Juli. Nro. 186. Im Namen Ihrer kaiſerl. Hoheit der Großfürſtinn Anna von Rußland, da ſie auf einem Ball zum Geburtstage ihrer durchlauchtigſten Frau Mutter als Titania erſchien. Von Thümmel. — Friedrich und Katt. (Fortſ.) — Amors Klage. Von Göz. — Briefe deutſcher Dichter und Gelehrten. Von Morgenſtern. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflöſung der Räthſel und der Charade in Nro. 180. Nro. 187. Feſt bei der Vermählung Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſinn Karoline in Weimar. — Friedrich und Katt. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Breslau. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 15. Nro. 188. Abendfeier, Luthers Manen geweiht. Von Eliſe Sommer. — Friedrich und Katt. (Fortſ.) — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin. — Beilage: Ueberſicht der neueſten Literatur Nro. 9. Nro. 189. Hiſtoriſches Bild für Se. Durchlaucht den Herzog von Weimar, von Ferd. Jagemann. — Friedrich und Katt. (Fortſ.) — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. Nro. 190. Ueber Baaden-Baaden. Von Melos. — Friedrich und Katt. (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin und Augsburg. Nro. 191. Empfindungen bei dem Tode der allgeliebten Königin von Preußen. Von F. W. Gubitz. — Reiſe nach St. Domingo. Von M. C. Descourtilz. — Apodiktiſcher Beweis, daß ein Schullehrer ohne Brot leben kann. (Vom Prof. Sauer zu Augsburg.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. Nro. 192. Briefe deutſcher Dichter und Gelehrten. Von Morgenſtern. (Fortſ.) — Reiſe nach St. Domingo. Erſtes Kapitel. (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin. — Charade. Nro. 193. Nachrichten von den neueſten Arbeiten namhafter Künſtler aus Rom. (Fortſ.) — Briefe deutſcher Dichter und Gelehrten. Von Morgenſtern. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Ratzeburg, Berlin, Regensburg, Mannheim. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 16. Nro. 194. Giromeni und Imelda. Romanze. Von Conz. — Nachrichten von den neueſten Arbeiten namhafter Künſtler aus Rom. 2. (Beſchluß.) Von C. G. — Themata und gelegentli-

che Bemerkungen von Karl Morgenstern. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin. Nro. 195. Die höhere und niedere Kochkunst der Alten. Von Perlet. — Reise nach St. Domingo. Zweites Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürch. — Auflösung der Räthsel in Nro. 186. — Berichtigung. Von F. W. Gubitz. Nro. 196. Die Freuden der Tafel bei den Alten. — Reise nach St. Domingo. Zweites Kapitel. (Beschl.) Korrespondenz-Nachr. aus Berlin, Straßburg, Petersburg, Neu-Strelitz. Nro. 197. Nachricht von den verdienstvollen Bemühungen des Hrn. Glöckle in Rom, in Beziehung auf altdeutsche Literatur und Poesie. Von E. G. — Die Freuden der Tafel bei den Alten. (Beschl.) Von Perlet. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 198. Die Stimme aus der Wüste. Von v. Halem. — Zur Beherzigung. Von Hg. — Englische Maschinen-Spinnerei in der Schweiz. — Themata und gelegentliche Bemerkungen von Karl Morgenstern. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Kassel. — Charaden. — Auflösung der Charade in Nro. 192. Nro. 199. Das Gastmahl. Ein Mährchen der Scheherazade. Von Weisser. — Jetztlebende Schriftsteller in Genua. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Kassel. Nro. 200. Blätter aus dem Tagebuche eines Verbannten. Von C. M. Heigel. — An die Aesthetiker. Von Neuffer. — Auf den Tod eines Säuglings. Von Hg. — Das Gastmahl. (Beschl.) — Pestbellet und Seelenbad. Von J. K. Höck. — Der Maßstab. (Wahre Anekdote.) Von F — —. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 201. Neurömische Scenen. Von Morgenstern. — Reise nach St. Domingo. Drittes Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Straßburg, Bern. Nro. 202. Neurömische Scenen. (Forts.) — Geheime Geschichte der Marquis D'A. Von Hg. — Reise nach St. Domingo. Drittes Kapitel. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 203. An den Tod. Von v. Matthisson. — Nachträge zu den im Morgenblatte vom 15 und 19 März v. J. mitgetheilten Bemerkungen aus Gardanne's Reise-Journal nach Persien. — An Sophillus. Von Hg. — Neurömische Scenen. (Beschluß.) — Jetztlebende Schriftsteller in Genua. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 17. Nro. 204. Korrespondenz zwischen einem Vater und seinem Sohne über den kürzesten Weg zum Ruhme. — Auf Madame Hauptmann, geb. Milder, als Emmeline in der Schweizerfamilie. Von Hg. — Verzögerte Rechtspflege. — Korrespondenz-Nachrichten aus Livorno, Bern. — Logogryphen. — Auflösung der Charaden in Nro. 198. Nro. 205. Melanchton und Villers über Luther. — Die Bilder vom Rhein. — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankfurt. Nro. 206. Gemählde der Vermählungs-Feier bei den Samnitern. — Melanchthon und Villers über Luther. (Forts.) — Vermischte gelehrte Nachrichten aus Italien. Nro. 207. Blätter aus dem Tagebuche eines Verbannten. Von C. M. Heigel. — Melanchthon und Villers über Luther. (Beschl.) Von F. G. Zimmermann. — Gemählde der Vermählungs-Feier bei den Samnitern. (Beschl.) Von Pr. Fr. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 10. Nro. 208. Das unterirdische Todtenreich an der Tiber. — Rechtshandel über eine Lieferung künstlicher Zähne. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. Nro. 209. Selbstvertrauen. Skolie. Beide v. Matthisson. — Ein weibliches Porträt von Rembrandt. Von Deneken. — Das unterirdische Todtenreich an der Tiber. (Beschl.) Von Böttiger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Für Studierende, Erzieher und Prediger.

So eben ist bei uns eine Schrift erschienen, die einen allgemein interessanten Gegenstand von einer bisher ganz unbeachtet gebliebenen, aber von seiner wichtigsten Seite betrachtet.

Die pädagogische Bestimmung des Geistlichen, als Wesen seines Berufs. Ein Handbuch für angehende Theologen, Erzieher und Prediger, von Ludwig Th.lo, ordentlichem Professor der Philosophie auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder. 8. (Preis 18 Gr.)

Bei dem allgemein erwachten Interesse für Verbesserung der Volkserziehung, und bei dem ernsten Willen der Regierungen, besonders die Geistlichen in dieser großen Angelegenheit thätig zu sehn, schien es wahres Zeitbedürfniß zu seyn, diese dringend ausgesprochenen Anforderungen in der wesentlich pädagogischen Bestimmung des geistlichen Standes darzustellen. Dieses ist von dem Verf. auf eine so befriedigende Weise auseinandergesetzt, daß diese Schrift für den ganzen Stand der Geistlichen und Erzieher ein allgemeines Interesse hat. Frankfurt a. d. Oder im Februar 1811.

Akademische Buchhandlung.

Das bekannte Reisehandbuch

vom Kriegsrath Reichard, unter dem Titel:

der Passagier auf der Reise durch Deutschland und einigen angränzenden Ländern

wird jetzt, bei den Gebrüdern Gädicke in Berlin, ganz umgearbeitet und verbessert zum viertenmal gedruckt, und erscheint nächstens in einem gefälligen Format. Vorläufige Bestellungen darauf, werden gleich nach dem Erscheinen expedirt.

No. 9.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 27. April 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Gartenschriften

und andere

die Baukunst betreffende Werke,

welche

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung und im Industrie-Comptoir in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu haben sind:

Ideen-Magazin

für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen, und für Besitzer von Landgütern, um Gärten und ländliche Gegenden, sowohl mit großem als geringerm Geldaufwand, nach englischem, gothischem und chinesischem Geschmack anzulegen und zu verschönern. Mit deutschem und franz. Text und schwarzen und illuminirten Kupfern. Folio, 57 Hefte, wovon jedes 10 Kupfer enthält und 1 Thlr. 8 Gr. kostet.

Kleines Ideen-Magazin

für Gartenliebhaber;

oder Sammlung von Ideen, die mit wenig Kosten auszuführen sind. Enthaltend: kleine Lust- und Gartenhauser, Tempel, Einsiedeleien, Brücken, Monumente, Vermachungen, Tische, Stühle, Gondeln ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von F. G. Baumgärtner. Folio, 2 Bände, oder 12 Hefte à 2 Thlr.

Dieses Werk ist kein Auszug aus dem vorher angezeigten Magazin. — Es enthält auf 120 Kupfern gegen 600 Zeichnungen zu Gartenanlagen, die bereits häufig benutzt und ausgeführt sind.

Die Erbauung ländlicher Gebäude,

ihre Einrichtung, Anordnung und Abtheilung sämmtlicher Wirthschaftsgebäude, als Pachterwohnungen, Ställe, Magazine über und unter der Erde, u. s. w. — Bekannt gemacht durch die Ackerbau-Gesellschaft zu London; und aus dem Englischen ins Französische, aus diesem aber ins Deutsche übersetzt, bearbeitet und herausgeg. von F. G. Leonhardi, Professor der Kameralwissenschaften zu Leipzig. Mit 32 Kupfern, quer Folio. 8 Thlr.

James Malton's

Englische ländliche Baukunst.

Mit 21 Kupferplatten, gestochen von Hüllmann. Quer-Folio. 8 Thlr.

Dieser Gegenstand ist hier von der einfachen Hütte eines Bauers bis zur Wohnung einer bemittelten Standesperson durchgeführt. Außer der innern Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der verschiedenen Gebäude, giebt der berühmte Verf. belehrende Winke, wie man denselben zugleich ein gefälliges, mit den äußern Umgebungen übereinstimmendes und romantisches Ansehen geben kann.

Die

Pisé-Baukunst in ihrem ganzen Umfange;

oder vollständige und faßliche Beschreibung des Verfahrens aus bloßer gestampfter Erde, ohne weitere Zuthat, Gebäude und Mauerwerk aller Art wohlfeil, dauerhaft, feuerfest und sicher gegen Einbruch aufzuführen. Aus dem Französischen des Hrn. Cointereaux bearbeitet und mit Zusätzen versehen von C. L. Seebaß, Prof. der Mathematik in Leipzig. 2 Bände, 8vo, mit Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

Anweisung
zur
Treppen-Baukunst
für
Anfänger und Liebhaber der Baukunst, besonders für Zimmerleute. Mit nöthigen Kupfern von Johann Gottfried Holzweißig, Zimmermeister in Delitzsch und einer Vorrede von August Wilhelm Kanne, Bau-Conducteur in Leipzig.

Prof. J. G. Grohmann's

Bruchstücke der gothischen Baukunst.

Zum Studium der Baukünstler, und für Baulieb-haber. Folio, 2 Hefte mit 20 Kupfrn. Schweizerpp. mit Didotschen Lettern gedruckt. 6 Thlr.

Prof. J. G. Grohmann's

Ueberreste der ägyptischen Baukunst.

Für Baukünstler und Baulieb-haber. Folio, mit 10 Kupfrn. Schweizpp. mit Didot. Lettern. 3 Thlr.

Darstellung der ägyptischen Baukunst
nach Denon.

Herausgegeben von J. A. Gilly. Folio, mit Kupfern. 3 Thlr. (Als 2r Theil des vorhergeh.)

Robertson's

Sämmlung verschiedener Arten Gewächs- und Treibhäuser,

um Ananasse und Fruchtbäume zu ziehen, und zarte ausländische Pflanzen zu erhalten. Zum Gebrauch für Liebhaber der Botanik und Gärtnerei. Nach dem Engl. vom Prof. Grohmann. Quer-Folio, mit 24 Kupfern in getuschter Manier. Preis 6 Thlr.

Garten- und Parks-Verzierungen;

oder Zeichnungen zu Garten-Thüren und Eingängen, Nischen, Sitzen; zu Tempeln, Bädern, Lusthäusern, Gallerien, Fasaden, Observatorien; zu Ställen, Ruinen, Brucken, Gewächshäusern und warmen Spalierwänden ꝛc. ꝛc. Bearbeitet und herausgegeben nach Elison, Architect des Prinzen von Wallis. Kl. 4to, mit 55 Kupfern. Preis 3 Thlr.

Ideen zu Garten-Meubles
In ländlichem Geschmack,

die sich jeder Gartenbesitzer ohne Kostenaufwand, auch zum Vergnügen selbst verfertigen kann, und wie sie auf den Landhäusern um London herum gebräuchlich sind; als Stühle, Kanapees, Tische, Spiegel, Waschtische, Kamine, Eingänge, u. s. w. Mit 25 Kupfern. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Neue Plans
zur
Anlegung und Verschönerung der Gärten,

mit möglichster Ersparung des Kostenaufwandes. Folio, mit 6 Kupfern, welche 12 Plans enthalten. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Industrie-Comptoir in Leipzig verlegte folgende Werke:

Handbuch
für Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen, Tischler ꝛc. ꝛc.

oder kurzer aber gründlicher Unterricht in allen Beschäftigungen derselben; auch brauchbar für diejenigen, die noch wenig Fertigkeit im Zeichnen und in den Arbeiten ihres Metiers besitzen. Aus dem Englischen übersetzt, und verbessert herausgeg. vom königl. sächs. Hofarchitekt J. G. Schwender in Dresden. In 3 Abtheilungen. Taschenformat, mit 102 Kupfertafeln. Preis 5 Thlr.

Der Hauptinhalt dieses Buches, wodurch sich der Verfasser um alle Baukünstler ein großes Verdienst erwerben hat, ist folgender: Von den architektonischen Gliedern, den 5 Säulenordnungen und Pilastern, ihren Bogenstellungen, Arkaden, Säulenstellungen, Porticis (bedeckten Gängen); von Frontons, Fenstern und Thüren und ihren Verzierungen; von Geländer-Docken, bäurischen Werk-, Haupt-, und Gurtgesimsen; verzierten Gliedern und Friesen zu Einfassungen, Simsen und Hohlkehlen proportionirt für Zimmer und Säle, Construction verschiedener Bogen. Nebst einer besondern Abhandlung über die Zimmerkunst, welche auch einzeln verkauft wird, unter dem Titel:

Handbuch für Zimmerleute;

oder Abhandlung über die Zimmerkunst, von J. G. Schwender, kön. sächs. Hofarchitect. Mit 19. Kpfrn. 1 Thlr. 8 Gr.

Antike Blätter;

oder architektonische Verzierungen nach römischen und griechischen Mustern. Auf einer Reise in Italien gezeichnet und für Künstler und Hand-

werker herausgegeben von J. A. Heine, gegenwärtig Architekt in Dresden. 16 Heft mit 6 Kpfrn. Folio. 1 Thlr.

Die

Tischlerkunst in ihrem ganzen Umfange.

Nach dem französischen Original des Hrn. Roubo, mit Zuziehung des geschickten Kunsttischlers Jacob Petutschnik in Leipzig, bearbeitet und mit Zusätzen und einem Anhang über die neuesten, dahin gehörigen Erfindungen und Verbesserungen versehen vom Prof. Seebaß in Leipzig. Mit Kpfrn. 4to. 3 Thl.

Modell- und Reißbuch

für Tischler und Zimmerleute.

Enthält Thore, Thüren, Brücken, Balkons, Gartenvermachungen und andere Gebäude von Stab- und Lattenwerk. Im neuesten englischen Geschmack entworfen von Middleton, königl. großbritt. Hofarchitekt in London. In 4to, mit 27 Kpfrn. 1 Thlr.

Modelle für Tischler,

oder

Zeichnungen der neuesten Meubles.

10 Hefte in Folio. Jedes mit 9 — 12 Kupfertafeln. à 1 Thlr.

Von allem Ameublement, in antikem Geschmack sowohl, als im neuesten englischen und französischen, und was nur irgend in der Werkstatt eines Kunsttischlers verfertigt wird, sind hier Zeichnungen geliefert, nach welchen jedweder sehr leicht und sicher arbeiten kann.

Magazin

des

Luxus und des neuesten Geschmacks.

Gesammelt und herausgegeben von einigen sich auf Reisen befindenden Künstlern. 8 Hefte in quer Folio, mit kolorirten Kupfern, und deutschem und französischem Text. 16 Heft mit 17 Kupfern, 3 Thlr., alle folgende mit 8 — 9 Kpfrn. à 1 Thlr. 12 Gr.

Es enthält: die schönsten Zeichnungen von Sälen, Zimmern, Boudoirs, Alkoven, Badekabinette u. s. w. vollständig und auf die mannichfaltigste und geschmackvollste Weise dekorirt; außer allen Arten von Prachtmeubels findet man auch hierin die neuesten Dessins von Silbergeschirr und Geschmeide zum Damenputz; ferner Sopha-, Fuß- und Tischteppiche; endlich Zeichnungen der neuesten Equipagen, und was dahin gehört, als: Pferdeputz, Sattel und Geschirre.

So eben ist bei uns fertig geworden, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Karl Müchlers

Museum des Witzes, der Laune und Satyre,

IVten Bandes 2s Heft,

broschirt, mit einem Karrikaturkupfer. Der Band à 6 Hefte kostet 2 Thlr. 6 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Bei der Wiederkehr des Frühlings empfehlen wir Gartenbesitzern und Blumenliebhabern nachstehende zwei der vorzüglichsten Nelkenwerke, als:

Die Nelken

nach ihren Arten, besonders nach Etlers und anderer berühmten Sammlungen, — in Blättern nach der Natur gezeichnet und ausgemalt, mit kurzen botanischen Bestimmungen begleitet. Die beiden ersten Hefte sind von Dr. Rössig, das dritte vom Kammersekretair Waiz in 4to herausgegeben. Jedes Heft enthält 10 illum. Kupfertafeln, worauf sich 40 Nelkenarten befinden. Der Preis eines jeden Hefts ist 1 Thlr. 12 Gr.

Das Ganze der Nelkenzucht.

Herausgegeben von dem Erbmarschall von Behr, dem Prediger Münzel und andern. Es besteht aus zwei Haupttheilen oder Abschnitten:

1) System der Nelke nach der Natur aufgestellt vom Erbmarschall von Behr, Pfarrer Münzel und andern Mitarbeitern, gemalt von F. E. Robert. Hierzu ein Titelkupfer und 24 gemalte Nelkenblätter.

2) Gründliche Anweisung zur Wartung und Pflege eines Nelkenflors durchs ganze Jahr, aus praktischen Erfahrungen der vereinten Nelkengesellschaft herausgegeben von F. A. L. von Behr Erbmarschall. Nebst einem Titelkupfer und zwei gestochenen Zeichnungen.

Dieses in der That klassische Werk ist durch alle solide Buchhandlungen zu haben. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Ankündigung des Almanachs für die Jugend.

Bei den vielen bereits vorhandenen Almanachen scheint es noch an einem Almanach für die Jugend gefehlt zu haben. Die Herausgabe der Jugend-Zeitung, die uns mit mehreren rühmlichst bekannten Jugendschriftstellern in Verbindung brachte, giebt uns auch eine günstige Gelegenheit zur Abhelfung jenes Bedürfnisses mitzuwirken. Gehaltvolle prosaische Aufsätze aus dem Gebiet der Natur und Völkerkunde, interessante Scenen aus der Geschichte, instruktive Biographieen, historische Anekdoten, und dergl.: ingleichen gefällige, den Geschmack bildende poetische Arbeiten werden den Inhalt des Jugendalmanachs ausmachen. Unter der Redaktion des Herrn Vicedirektor Dolz, haben sich nicht nur die Mitarbeiter der Jugend-Zeitung zur Herausgabe dieser Schrift vereinigt, sondern es haben auch andre rühmlichst bekannte Schriftsteller, unter welchen wir nur einen Böttiger, Galetti, Löhr, Glatz nennen, Theilnahme und Unterstützung versprochen und zum Theil schon Beiträge eingesendet. Ueber dieses soll diese Jugendschrift auch mit Kupfern von guten Künstlern, als Roßmäßler, Frosch, Schule ꝛc. und musikalischen Beilagen ausgestattet werden.

Die Redaktion der Jugendzeitung.

Obigen Kalender haben wir in Verlag genommen, und werden alles mögliche anwenden für ein geschmackvolles Aeussere, so wie für einen wohlfeilen Preis zu sorgen.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Apotheker-Signaturen, an Medicin-Gläser, große und kleinere Sorten, bunt in verschiedenen Couleuren, hundert Stück 6 Gr.

Dergl. mit allegorischen Vignetten, hundert Stück 6 Gr.

Dergl. auf Schachteln, hundert Stück 6 Gr.

Wechselbriefe, Prima, Secunda und Sola, à 20 Gr. bis 1 Thlr.

Frachtbriefe, das Hundert à 1 Thlr.

Etiquetten für Kaufleute, das Hundert à 8 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Thalie et Melpomène française. Tom. VII. Cah. 2. — 12 Gr. oder 54 Kreuzer.

Von dieser beliebten Sammlung der neuesten französischen Theaterstücke ist bei uns so eben das 2te Heft 7ten Bdes erschienen und enthält folgende Stücke:

a) Les Templiers, Trag. en 5 Actes p. M. Raynouard.

b) Les Oisifs, Comoed. épisodique en un acte et en prose p. L. B. Picard' de l' Institut.

Jedes dieser Stücke ist auch einzeln zu haben. Als Antwort auf mehrere Anfragen erwiedern wir, daß die interessante Sammlung der Thalie et Melpomène ununterbrochen fortgeht und von denen zu Paris lebenden Redactoren mit Geschmack und Einsicht ausgewählt und geordnet wird. Wer sich den Ankauf des Ganzen beträchtlich erleichtern und sich mit direkter Zahlung an uns selbst wenden will, erhält die bis jetzt erschienenen 7 Bde, wovon der Ladenpreis 7 Thlr. ist, für 5 Thlr. Sächs. oder 9 Fl. Rhein.

Rudolstadt, im März 1811.

F. S. A. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

Für Eltern und Erzieher.

Ueber die vor kurzem erschienene zweite verbesserte und vollständigere Auflage von:

Dialogues pour la vie sociale; propre à se former au ton de la conversation en françois et en allemand par Beauval. 3 Tomes.

Beauvals Gespräche für das gesellschaftliche Leben. Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feinen Wendungen der französischen und deutschen Sprache. 3 Theile, broch. 1 Thlr. 21 Gr. Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

ist in Nummer 40 der Zeitung für die elegante Welt wieder folgendes Urtheil erschienen: „Als ein sprechender Beweis für die anerkannte Gemeinnützigkeit dieses Werkchens kann es betrachtet werden, daß an die Stelle der ersten Auflage schon eine zweite getreten ist. Das Buch ist durchgehends revidirt und sehr beträchtlich verbessert, dem deutschen Ausdrucke überall die möglichste Bestimmtheit gegeben, zudem ein geringerer Preis gestellt, und so von Seiten des Verfassers und Verlegers alles gethan worden, um dem Publikum ihren Dank für den Beifall, den es der ersten Ausgabe dieses, jetzige Zeit fast Jedermann als Taschenbuch sehr zu empfehlenden Werkchens, mit Recht erschenkt hat, auf die beste und zweckmäßigste Weise zu erkennen zu geben."

Herr Ignatio Grossi aus Rom

ist mit einem schönen Sortiment geschnittenen Steinen, tief und erhaben gearbeitet von den besten Meistern, wie auch mit einer Sammlung Mosaic, und Gemälden hier angekommen, und wird sich diese Messe hier aufhalten: er wohnt auf dem neuen Neumarkt in Auerbachs-Hofe 4 Treppen hoch.

No. 10.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 4. Mai 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

In Commission ist bei uns zu haben:

Sechs Serenaden an Heliodora

von K. Befseldt

mit Begleitung des Pianoforte in Musik gesetzt und Ihro Majestät Marie Louise, Kaiserin von Frankreich und Königin von Italien, in tiefster Unterthänigkeit gewidmet von J. D. Georgi XVIIs Werk. Preis 16 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

C. F. Tombe's

Reise in Ostindien

in

den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6,

mit

mehrern Bemerkungen und Erläuterungen

von Sonnini.

Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt von Dr Bergk. Mit mehrern Kupfern, wird diese Oster-Messe gewiß bei uns in einem Bande erscheinen. Leipzig.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Kurze Darstellung

des

Planetensystems

unserer

Sonne,

so weit es für den etwas reifern Verstand der Jugend, aber ohne mathematische Kenntnisse begreiflich ist, zur weitern Erklärung beym mündlichen Unterricht entworfen von G. L. Schulze. 6 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Anzeige.

Reise mit der Armee im J. 1809. 3ter und letzter Theil, mit einem Titelkupfer. gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr. Sächs. oder 3 Fl. 9 Kr. Rheinl. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Rudolstadt im März 1811.

F. S. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

Auserlesene biblische Erzählungen zur Beförderung der Achtung gegen die Bibel und der Wirksamkeit des religiösen und moralischen Unterrichts der Jugend, von J. Chr Weland, Abte, Generalsuperintendenten und erstem Prediger zu Holzminden. 19 Bogen in 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn. 8 Sgr. (In Quantitäten für Schulen zu 6 Sgr. gebunden 8 Sgr.)

Diese biblischen Erzählungen unterscheiden sich in Ansehung des Alten Testaments von allen bisher erschienenen dadurch, daß sie weder die biblische Sprache der Bibel ohne zweckmäßige Erklärung beibehalten, noch jene uralte Geschichte als eine Geschichte unserer Zeit darstellen. In Rücksicht auf das Neue Testament enthalten sie, nach einer kurzen Geschichte Jesu, Entwickelungen seines vortrefflichen Characters. In den Anwendungen liegt, ausser dem, was zu ihrer eigentlichen Absicht dient, ein beträchtlicher Vorrath von Belehrungen über wissenswürdige Gegenstände, worauf die Erzählungen führen, und wozu man sonst beim Schulunterrichte selten oder gar nicht Gelegenheit findet. Jeder Erzählung ist überdem ein meistens biblisches Motto vorgesetzt, das ihren

Inhalt oder ihre Tendenz charakterisirt; jeder folgt ein biblischer Spruch und ein Vers aus einem Liede mit angegebener Melodie, die sich auf die gemachten Anwendungen beziehen, und ihren Eindruck verstärken; endlich setzen hinzugefügte Fragen den Lehrer und Schüler in Stand, den Hauptinhalt zu wiederholen, und sich zu eigen zu machen.

Wittings, J. C. F., erster Unterricht in der Religion für Kinder, welche auf die Begriffe von den Religionslehrern erst vorbereitet und hingeleitet werden müssen. 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn. 11 Bogen. 6 Gr. Für Schulen in Quantitäten nur 4 Gr.

Schon lange war es der Wunsch vieler Religionslehrer, endlich einmal ein solches Unterrichtsbuch zu erhalten, welches zweckmäßige Beispiele aufstellt, aus denen die Religionslehren so hergeleitet werden können, daß die Kinder davon eine anschauliche Vorstellung empfangen. Hierfür war bis jetzt noch gar nicht gesorgt und der Herr Verfasser hat sich daher sehr verdient gemacht, diesem Bedürfniß, und gewiß zur allgemeinen Zufriedenheit, abgeholfen zu haben.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen:

Erheiterungen. Eine Monatsschrift für gebildete Leser von Karl Graß, J. von Ittner, Aug. von Kotzebue, Heinrich Zschokke, u. a. m. Jahrgang 1811. Erstes Stück.

Diese Zeitschrift, von der jeden Monat ein Heft von sechs Bogen erscheint, und zu deren Herausgabe sich mehrere der beliebtesten deutschen Schriftsteller verbunden haben, trägt keinen andern Zweck, als angenehme Unterhaltung in Erholungsstunden. Was Männer von Geist und Bildung in geschäftlosen Augenblicken zu eigener Erheiterung dichteten und schrieben, werden sie denen am liebsten, die der Erheiterung bedürfen.

Der Hauptinhalt dieser Blätter sind daher Erzählungen, Anekdoten, Dichtungen aller Art, Beschreibungen von Reisen, Charaktergemälde vergangener Jahrhunderte und Menschen, u. s. w.

Beiträge, wenn sie dem Zweck und Geist dieses Journals angemessen sind, werden mit Vergnügen aufgenommen, und nach Verlangen honorirt. Man sendet sie an den Verleger zu Handen der Redaktion.

Man kann sich für den ganzen Jahrgang auf allen Postämtern, Zeitungsexpeditionen und allen Buchhandlungen von ganz Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Dänemark und der Schweiz durch Vorausbezahlung abonniren. Der Preis dieses Jahrgangs ist in den rheinischen Bundesstaaten 8 fl. 15 kr. rheinl., in Frankreich 18 Fr., in Sachsen, Preussen, und dem Norden 4 Thlr. 20 Gr., und in der Schweiz 12 Schweizerfranken. Jeden Monat wird ein Heft regelmäßig in alle Buchhandlungen und Postämter versandt.

Noch mache ich sämmtliche Verlagsbuchhandlungen darauf aufmerksam, daß am Schlusse eines jeden Heftes literarische Nachrichten (gegen die Einrückungsgebühr von 1 Gr. pr. Zeile) aufgenommen werden.

Der Inhalt des ersten Heftes ist mannigfaltig und interessant, besonders durch eine wohlgelungene Erzählung von Zschokke, betitelt die Bohne.

Das zweite Heft enthält moralische Erzählungen v. A. v. Kotzebue, und Gedichte von L. Graß.

Das dritte Heft ist ebenfalls erschienen, und enthält die äußerst merkwürdige Geschichte eines Prälaten, von J. v. Ittner nebst Mannigfaltigkeiten zur angenehmen Unterhaltung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen. 1810. Eilftes Stück.

Inhalt.

I. Beiträge zur geheimen diplomatischen Geschichte von Holland in den Jahren 1792 — 1795. II. Malta unter den fünf letzten Großmeistern. 1741 — 1801. (Beschluß.) Viertes Kapitel. Paul I. als Großmeister von Malta — Blocade von Valette — Aufforderung — Lage im Innern — Guglielmo's Verschwörung — Steigende Noth — Zweites Jahr der Belagerung — Maasregeln des Generals Vaubois — Letzte Erschöpfung — Capitulation — Schluß. III. Der Feldzug in Spanien. Fünfter Abschnitt. Erste Abth. Von der Eroberung von Saragossa bis nach der Schlacht von Talaveira. IV. Tagbuch des französisch-östreichischen Feldzugs im J. 1809. (Fortsetzung.) Fünfter Abschnitt. Von der Schlacht bei Raab bis zur Schlacht bei Wagram. V. Baierns neuer Ländergewinn. (Beschl.) 3. Das Fürstenthum Bayreuth. 4. Das Fürstenthum Regensburg. 5. Würtembergische Gebietstheile. 6. Würzburgische Parzellen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen. 1810. Zwölftes Stück.

Inhalt.

I. Beiträge zur geheimen diplomatischen Geschichte von Holland in den Jahren 1792 — 1795. (Beschluß.) II. Neutralitäts-Verhältnisse der Schweiz im Jahr 1809. 1. Auszug des Abscheides der schweizerischen eidgenössischen außerordentlichen Tagsatzung, gehalten in Freyburg vom 30. März bis 5. April 1809. III. Diplomatische Merkwürdigkeiten. IV. Inhalt der europäischen Annalen 1810.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen. Jahrgang 1811. Erstes Stück.

Inhalt.

I. Historische Denkwürdigkeiten aus Ostindien. 1. Geschichte der Einnahme von Colombo auf Ceylon durch die Engländer im Jahre 1796. Nach Berichten von Augenzeugen. 2. Die Engländer und Franzosen in Pondichery, bei dem Wiederausbruche des Krieges, im Jahre 1803. 3. Streitigkeiten der Engländer mit den Chinesen in Canton. II. Neutralitäts-Verhältnisse der Schweiz, im Jahr 1809. 2. Auszug aus dem Abscheid der ordentlichen eidgenössischen Tagsatzung zu Fryburg, im Juny 1809. III. Diplomatische Merkwürdigkeiten. IV. Berichtigung. V. Aktenstücke, die Unterhandlung zwischen Frankreich und England die Auswechslung der Gefangenen betreffend. (Von der franz. Regierung bekannt gemacht.) VI. Kleine historische Denkwürdigkeiten. Eine historische Kleinigkeit.

Von

Gustav Schillings sämmtlichen Schriften

erscheint nach der Ostermesse die 3te Lieferung oder der 13te bis 18te Band. Es sind darin enthalten:

Erzählungen von G. Schilling 2r. 3r. und 4r. Theil Der Weihnachtabend. 3te. verbesserte Aufl. Glossen über einige Städte und Gegenden des nördlichen Deutschlands. 3te verbesserte Aufl. und der erste Theil eines neuen Romans.

Ueber die Originalität und Schönheit der ersten beiden Lieferungen in 12 Bänden, findet man in der Zeitung für die elegante Welt Nummer 43. im Freimüthigen No. 38. und in der allgemeinen Zeitung No. 14 von diesem Jahre ausführliche Urtheile.

Um den Ankauf dieser Schriften möglich zu erleichtern, geben wir denen, welche auf die 3te Lieferung pränumeriren, die 12 ersten Theile bis nach der Ostermesse noch um den Pränum. Preis von 9 Thlr., wofür solche bis dahin in allen soliden Buchhandlungen zu haben sind. Auf die 3te Lieferung von 6 Theilen werden wieder 4 Thlr. 12 Gr. Vorausbezahlung angenommen. Der Ladenpreis beträgt für jede Lieferung von 6 Bänden 6 Thlr. mithin für 18 Bände 18 Thlr. der Pränumerat. Preis aber nur 13 Thlr. 12 Gr.

Dresden den 7 März 1811.

Arnoldische Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. Septbr.

Inhalt.

Nro. 210. Herr v. Kotzebue. — An Wieland. Von Elise Sommer. — Auf Spreßmann. Von Lep. — Ein Erzbischöflicher Befehl, das Tragen der Bärte betreffend, im sechzehnten Jahrhunderte. Von Martyni-Laguna. — Lehrstühle der deutschen Literatur im Auslande. Von J. K. Höck. — Hortus germanicus. Erstes Beet. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg, Berlin. — Räthsel. — Logogriph. — Auflösung der Logogriphen in Nro. 204. Nro. 211. Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. — Aus einem Briefe von Colmar. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Monats-Register vom August. Nro. 212. Die ehmalige Palmsonntags-Prozession in Heidelberg. — Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Beschl.) — Auf Gustavs Tod. Ueber Murenna. Beide von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 213. Die neue Aline. — Die Bilder vom Rhein. Von Horstig. — An Impos. Ueber Mendar. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, München. Nro. 214. Darstellung der Geschichte vom rhodischen Drachen, zur Vergleichung und Beurtheilung der Schillerschen Romanze. Von A. Oetinger. — Die neue Aline. (Forts.) — An v. Matthisson. Von Lep. — An die Leser des Morgenblattes. Nro. 215. Das Louisenfest. — Die neue Aline. (Beschl.) Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 11. Nro. 216. Ankunft auf dem Lande. Von Ludwig Schubart. — Skizzen über Schaffhausen. — Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Karlsruhe und Kassel. — Logogriph. — Charade. — Auflösung des Räthsels und des Logogriphs in Nro. 210. Nro. 217. Der Dom zu Cöln am Rheine. Von Sch—r. — Mischling. — Korrespondenz-Nachrichten aus Ungarn. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 18. Nro. 218. Das Kampfspiel des Suero de Quinones. — Französisch-literarischer Anzeiger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg. Nro. 219. Am Jahresmorgen 1801. Von Morgenstern. — Die Erscheinung. Von Pürkrenalos. — Das Kampfspiel des Suero de Quinones. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Zipsen in Ober-Ungarn und aus dem Oesterreichischen. Nro. 220. Feier des 14. und 15. August 1810 in Rom, oder das Napoleons-Fest. — Der Nachdrucker an Pompus. Von J. H. — Das Kampfspiel des Suero de Quinones. (Beschl.) Von Lindau. — Korrespondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preussen. Nro. 221. Aus einem Schreiben des Collegien-Assessors Seezen an Hrn. v. Hammer. — Feier des 14 und 15 Aug. 1810 in Rom, oder das Napoleonsfest. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus München. Nro. 222. Die Kunst und die Künstler in Baiern. Von Prof. Kepser. — Aus einem Schreiben des Kollegien Assessors Seezen an Hrn. v. Hammer. (Beschluß.) Korrespondenz Nachrichten aus Paris. — Räthsel. — Charade. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro. 216. Nro. 223. Die beiden Fischer. — Weshalb verstehen die bildenden Künste zugleich mit der Einbil-

tung des Chriſtenthums? — Korreſpondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preußen, und Paris. Nro. 224. Gelehrte Kaperei. — Weshalb verfielen die bildenden Künſte zugleich mit der Einführung des Chriſtenthums? (Beſchluß.) Von L. v. Baczko. — An Myrta. (Nach G. R. Weckherlin, 1618.) An Stutzer. Anmerkung. Sämmtlich von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preußen. Nro. 225. Dr. Salvatori's Reiſe nach Perſien. — Gelehrte Kaperei. (Beſchluß.) — Italieniſche Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 226. Erſtes Sendſchreiben über die Goethesche Farbenlehre. An ***. — Parvonna in der Schweiz. Von L. Meiſter. — Klopſtoks Fahrt auf dem Zürchersee. Von Ebend. — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Paris, Berlin. — Beilage: Ueberſicht der neueſten Literatur Nro. 12. Nro. 227. Lied am Zeitenſtrome. An den Lebensmaien. Beide von v. Matthiſſon. — Erſtes Sendſchreiben über die Goethesche Farbenlehre. (Beſchl.) Von Falk. — Die Leuchtkugel und das Lichtchen. Von C. F. Menke. — Maximen aus Gulliam. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. Nro. 228. Die Ausſtellung im Muſeum zu Paris. — Poetiſcher Verſuch eines Dilettanten nach einer Dichteraufgabe im 4ten Stücke 1809 der Monatſchrift Jaſon. Von Theodor Rübling. — An Lucie N. N. Von H—i. — Peß Strafe. Von Lep. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Otranto. — Charade. — Zwei alte Räthſel. — Auflöſung des Räthſels und der Charade in Nro. 222. — Beilage: Kaiſers Friedrich I. Barbaroſſa, Pallaſt in der Burg zu Gelnhauſen. Nro. 229. An die Harmonie. Von J. M—s. — Wer baut feſter als der Maurer? Von Bock. — Johann Arnold Günther. Von Deneken. — Milano, vom 21ten bis letzten December. Aus Nemnichs Italien. (Noch ungedruckt.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Uebertingen. Nro. 230. Fernow's Jugendjahre. — Milano vom 21ten bis letzten December. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Erlangen. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 19. Nro. 231. Kommiſſions-Bericht über die Peſtalozziſche Anſtalt und Methode. — Fernow's Jugendjahre. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. Nro. 232. Beſchaffenheit der türkiſchen Armeen. (Aus Wittmanns Reiſe nach Syrien und Aegypten.) — Fernow's Jugendjahre. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 233. Die letzten in Rom verfertigten Kunſtarbeiten des Bildhauers Leopold Kiesling aus Wien. — Fernow's Jugendjahre. (Fortſ.) — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Prag, Berlin. Nro. 234. An die Hoffnung. (Frei, nach Ph. de la Madelaine.) Von Hg. — Fernow's Jugendjahre. (Beſchluß.) Von Frau Hofräthinn Schopenhauer. — Dreierlei Rezepte gegen den Pruritus des Poetiſirens. Von J. K. Höck. — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Berlin. — Auflöſung der Charade und der Räthſel in Nro. 228.

In der Baumgärtnerſchen Buchhandlung ſind folgende empfehlungswerthe Schriften zu haben:

G. A. Kohlreif
ruſſiſch-kaiſerlicher Profeſſor,

Abhandlung
von
der Beſchaffenheit und dem Einfluß der Luft,
ſowohl der freien atmoſphäriſchen als auch der eingeſchloſſenen Stubenluft auf Leben und Geſundheit der Menſchen. Zweite Auflage. gr. 8. Schreibpapier 1 Thlr.

Mably
Unterredungen
über
die Verbindlichkeiten des geſelligen Menſchen;
aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Joſeph Milbiller, der ſchönen Wiſſenſchaften und Reichsgeſchichte öffentlichem Lehrer in Paſſau. Neue Auflage. 8. 18 Gr.

Dr. J. D. Schulze
Ideenmagazin
für Lehrer in obern Claſſen oder Gymnaſien und Lyceen
zu zweckmäßigen ſchriftlichen Arbeiten für ihre Schüler. gr. 8. 12 Gr.

J. S. Vater
Paſigraphie und Antipaſigraphie ꝛc.,
oder
über die neueſte Erfindung einer allgemeinen Schriftſprache für alle Völker,
und von Wolkens, Leibnitzens, Wilkin's und Kalmár's paſigraphiſchen Ideen. 8. 12 Gr.

K. A. Zwierlein
Allgemeine Brunnenſchrift
für
Brunnengäſte und Aerzte.
Nebſt kurzer Beſchreibung der berühmteſten Bäder und Geſundbrunnen Deutſchlands. gr. 8. 18 Gr.

No. 11.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 1. Juni 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Neue interessante Bücher,

welche

zur Jubilate-Messe 1811 in dem Industrie-Comptoir zu Leipzig erschienen sind:

Abbildung der neu organisirten Königl. Sächs. Armee in kolor. Gruppen, auf 20 Blättern dargestellt. 1tes und 2tes Heft enthält 74 Figuren. 2 Thlr. 12 Gr.

Darstellung, bildliche, aller bekannten Völker, 31 und 32 Heft. à Heft 8 Gr.

Jugendzeitung, neue, für 1811 mit Kupfern, herausgegeben vom Vicedirektor Dolz, Januar—Juni. Wird fortgesetzt. in 4to. Jahrgang 6 Thlr.

Modenzeitung, allgemeine, eine Zeitschrift für die gebildete Welt, herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. Mit Kupfern und Muster-Charten, Jahrgang 1811. Januar bis Juni in gr. 4. Wird fortgesetzt. 6 Thlr.

Museum des Witzes, der Laune und Satyre, herausgegeben von Carl Müchler, mit Karrikaturkupfern IVr Bd. 1 — 3s Heft. kl. 8vo. Jeder Band zu 6 Heften 2 Thlr. 6 Gr.

Gedächtnißtafeln, oder:

Geburts-, Confirmations-, Trau-, Todes- und Gedächtnißtafeln im Kriege gebliebener Verwandten und Freunde, nebst Tafeln für wichtige Ereignisse im Allgemeinen bestimmt, in gr. 4to, auf farbiges franzöſ. Papier aufgezogen, 6 verschiedene Blätter, jede Tafel zu 8 Gr.

Zeichnen-Bücher.

Landschaftszeichner, der vollkommene, oder Darstellungen auf die leichteste Art Landschaften, ohne Beihülfe eines Lehrers vollkommen zeichnen zu lernen, von J. J. Wagner, in Querfolio. 3tes Heft, fortgesetzt auf Stein von Ch. Otto. 1 Thlr. 12 Gr.

Situations-Zeichner, der vollkommenste, von Berggold, in 12 Blättern, in quer 4to. 1 Thlr. 12 Gr.

Viehstudien nach der Natur, als Uebungsblätter für Thierzeichner von L. G. E. Dietrich, vormaligem Sächs. Hofmaler. 2s Heft auf Stein von Chr. Otto. Querfol. Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Spiele.

Orakelspiel für heitere Zirkel mit 300 Karten nebst Kapsel 1 Thlr. 8 Gr.

Frag- und Antwortspiel in 300 Karten in einer Kapsel 1 Thlr. 8 Gr.

Musikalien.

Georgis 6 Serenaden an Heliodore mit Begl. des Pianof. gedichtet von Besseldt. 16 Gr.

Harder sechs Walzer und eine Coda für das Pianoforte komponirt. Quer 4to. 6 Gr.

Thême avec variation pour le Pianoforte et Flûte obligée composée et dedié à Ms. Max Speik par Henry Köhler. Oeuvre 74. Querf. 10 Gr.

Visitenbillets, französische und deutsche in verschiedenen Dessins gepreßt in weißen und bunten Farben, auf Papier glacé und argenté.

Nach der Messe erscheint:

Almanach, neuer, für die Jugend auf das Jahr

1812 mit Kupfern. Herausgegeben unter der Leitung des Vice-Direktor Dolz, in 12mo.

Neue interessante Bücher,

welche

zur Jubilate-Messe 1811 in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind:

H. Ernst

gemeinverständliche Anwendung

der

Arithmetik, Geometrie

und

Mechanik

auf

die Mühlen- und Zimmermannsbaukunst

für

Müller und Zimmerleute.

Mit 12 Kupfern. 8. 2 Thlr.

F. K. Hartig

die

Hoch- und Niederwaldbehandlung,

4r Theil,

enthält die angewandte Forst-Geometrie.

Mit vielen Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

C. F. Tombe's

Reise in Ostindien

in

den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6.

Mit

mehrern Bemerkungen und Erläuterungen

von

Sonnini.

Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt

von

D. Bergk.

Mit 6 Kupfern. 8. 2 Thlr.

Die

politische Unterhandlungskunst

oder

Anweisung

mit

Fürsten und Republiken zu unterhandeln.

Aufgestellt

von

dem Staatsmann in der Einsamkeit.

8. 1 Thlr. 12.

Journale.

Anekdoten und Charakterzüge, auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den merkwürdigen Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805—9. 31s u. 32s Heft 8vo à 12 Gr.

Asiatisches Magazin, oder Nachrichten von den Sitten, Gebräuchen, Wissenschaften, Künsten, Handwerken, der Religion, den Thieren, Pflanzen, Mineralien, dem Boden und Klima in Asien. Herausgegeben von J. A. Bergk, K. Hänsel und F. G. Baumgärtner; 3n Bds. 1s, oder 9s Heft mit 6 illum. Kupf. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und Besitzer von Landgütern. 59stes Heft mit 8 Kupfern. Folio. 1 Thlr. 8 Gr.

Magazin, neues, aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen u. s. w. Herausgegeben vom Königl. Preuß. Geheim. Rath D. Hermbstädt, D. C. G. Kühn und D. F. G. Baumgärtner, mit Kupf. 4. 1n Bds. 6s, od. 55s Heft. 1 Thlr.

Museum des Wundervollen, oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner. 8. 10n Bds. 6s, od. 60s Stück. Mit 5 Kupfern. 8. 18 Gr.

Dessen 1n Bds. 2s Stück. Dritte Auflage. 8. 18 Gr.

Vom neuen Magazin
aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen

iſt des 11 Bds. 5s oder 54ſtes Heft mit Kupfern erſchienen, und enthält:

I. Ueber das Waſchen durch Dämpfe. Von Eckardau. II. Zeichnung und Beſchreibung einer höchſt nutzbaren und einfachen Maſchine, zum Auflöſen der Papierſpäne, um den feinſten Pappenzeug zu erhalten, wichtig für jeden Pappenfabrikanten in Hinſicht dieſes Geſchäfts. Mit einer Abbildung auf Taf. I. III. Zünd-Batterie, oder eine neue Zündmaſchine, welche vollkommener und ſicherer iſt, als alle bisherige Arten. Vom Herrn Mechanikus und Optikus J. C. Hoffmann in Leipzig. IV. Beſchreibung eines Mechanismus zu der von Neuhof beſchriebenen Chineſiſchen Bewäſſerungs- und Entwäſſerungsmaſchine. Nebſt Abbildungen auf Taf. II. V. Die beſte Zubereitungsart des Zunderſchwammes, ſo daß er beim Feueranſchlagen leicht fängt und nicht übel riecht. VI. Beſchreibung einer neuen Futterſchneide-Maſchine. Vom Herrn Profeſſor C. Schulze. Nebſt Abbildungen auf Taf. III. und IV. VII. Anweiſung, aus Maisſtängeln Zucker zu gewinnen. VIII. Eine neue formbare und feſtwerdende Maſſe aus zerriebenem Holz. IX. Ueber das Verfahren, wie man in England das Blei reinigt. Mit Abbildungen auf Taf. V. X. Des Herrn Mechanikus und Optikus J. C. Hoffmanns neuer elektriſcher Geſundheitswagen. Nebſt Abbildungen auf Taf. VI. XI. Anleitung, die Pariſer Taſchenfeuerzeuge zu verfertigen. XII. Neue Art Thermometer auf Schieferſtein gezogen und weiß eingelaſſen. XIII. Verbeſſerte Bereitungsart des Calomels. XIV. Zubereitung eines ſehr brauchbaren Syrups aus Runkelrüben, für bürgerliche Haushaltungen. XV. Einfache und leichte Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben im Kleinen, für Haushaltungen. XVI. Merkwürdige Zuſammenſetzungen, welche, wenn man ſie ſchlägt oder reibt, einen heftigen Knall geben; nebſt Anweiſung, zur Verfertigung der Knall-Fidibus. XVII. Anweiſung, wohlfeile und dauerhafte Metallkugeln zu elektriſchen Apparaten ꝛc. zu verfertigen. Mit einer Abbildung auf Taf. VI. XVIII. Beſchreibung einer Luftpumpe von neuer Einrichtung. Von Herrn Elizur Wright. XIX. Oekonomiſch-techniſche Mittel. XX. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. Januar.

Inhalt.

Das neue Jahr an die Wünſchenden. Von Weiſſer. — Als ein Knabe auf dem Kirchhofe ſpielte. Von Hg. — Ueber Marſchall Boucicaut bei Nicopolis. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Petersburg, Stuttgart. Rückerinnerungen an Fr. Eberhard von Rochow. Aus dem Briefe eines Reiſenden. — Der Marſchall Baucicaut bei Nicopolis. (Beſchl.) Von Ld. — Die Doſen. Von J. K. Höck. — Hieb und Stich. Von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Stuttgart. Der Morgen eines Opferfeſtes. Landſchaft-Gemählde von Hrn. Steinkopf aus Stuttgart. — Rückerinnerungen an Fr. Eberhard von Rochow. Von C. F. Pockels. (Beſchl.) — An Yates. Von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. (Fortſ.) Das Pfingſtfeſt in St. Petersburg 1810. — Der Morgen eines Opferfeſtes. — Landſchaft-Gemählde von Hrn. Steinkopf aus Stuttgart. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart, Paris. Helden- und Biographen-Muſter. Eine literariſche Seltenheit. — Pſychologiſche Beobachtung. Von — * —. — Anekdote. Von J. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom, Paris, Würzburg. — Logogriphen. — Auflöſung des Logogriphs und der Charade in Nro. 312. Der polniſche Königsſohn. Eine alte Sage. — Kreſtowsky Oſtrow und ſeine Umgebungen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. Der polniſche Königsſohn. (Fortſ.) — Noten zur Anthropologie. Von C. F. Pockels. Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. Beiſpiele wunderbarer Katzen. (Aus F. Quatremères mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte.) Von D. — Der polniſche Königsſohn. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Paris. Das Neujahr in Paris. — Der polniſche Königsſohn. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. Auch ein Wort über Erziehungs-Inſtitute, Peſtalozziſche Methode und Schmidts Anſichten. Von Ewald. — Der polniſche Königsſohn. (Fortſ.) — An Aſot. Von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. Gewohnheit des Lebens. Von Nehrlich. — Minerva über Danneckers Amor. Von Hg. — Der polniſche Königsſohn. (Beſchl.) — Von Th. H. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Strasburg, Karlsruhe. — Charade. — Auflöſung der Logogriphen in Nro. 5. Ueber den Verfall der deutſchen Bühnen und die Mittel dagegen. — Gleim an Matthiſſon. — Griffe aus einem Gedankentopfe. (Von Hafeli.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, München. An den Weltgeiſt. — Stammbuchsblatt für Peregrinus. Beide von v. Matthiſſon. — Ueber den Verfall der deutſchen Bühnen und die Mittel dagegen (Fortſ.) — An Beltys Klage. Von Hg. — Italieniſche Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Braunſchweig. Neueſte Arbeiten des Hiſtorienmahlers Schick aus Stuttgart. — Ueber den Verfall der deutſchen Bühnen u. die Mittel dagegen. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. Abenteuerliche, doch wahrhafte Schickſale zu Waſſer und zu Lande. Von J. J. Städelin, Privatlehrer in St. Gallen. — Ueber den Verfall der deut-

schen Bühnen u. die Mittel dagegen. (Forts.) — Der Strogonoffsche Park bei St. Petersburg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Die Souterrains von Versailles. — Ueber den Verfall der deutschen Bühnen und die Mittel dagegen. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Gotha. Der Bildhauer Augustin Pajou. (Nach Labertone.) — Trinklied. Von Hg. — Pariser Lokal-Erinnerungen. Von S. Horstig. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Zürich. — Charaden. — Auflösung der Charade in Nro. 11. Worte für die Zeit von Dr. Reinhard. — Seeleben. Von Fischer. Erster Brief — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Strasburg. Der Zauber menschlicher Gestalt. Von Horstig. — Worte für die Zeit von Dr. Reinhard. (Beschl.) Von Böttiger. — Ein Brief des verst. Moritz an den verst. Ober-Konsistorialrath D. A. F. Büsching, und die Antwort darauf. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Ueber Musikpflege. 1. — Seeleben. 2ter Brief. — Brutus. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Cassel. Erzählungen von dem Hippocrates. — Ueber Musikpflege. 2. 3. — Korrespondenz-Nachrichten aus Petersburg, Paris. Ergebung. Von Elise v. Hohendansen. — Erzählungen von dem Hippokrates. (Beschl.) Von B. — Seeleben. 3ter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Göz an die Frau von —. (Nicht in der Ramlerschen Ausgabe) — Mailied. Nach einem alten Liede von 1659. Von Hg. — Ueber Musikpflege. 4. — Seeleben. 4ter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Freie Nachbildung des französischen Räthsels des Buchstaben T. — Charade. — Auflösung der Charaden in Nro. 17. Reverien über Baukunst. Nebst einer kurzen Nachricht von einigen Ideen-Entwürfen des Architekten Fr. Arnold aus Karlsruhe. — Seeleben. 5ter Brief. — Des Veteran Lange Abschied von der Bühne. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Der Staar. Von v. Kotzebue. — Reverien über Baukunst, 2c. (Beschl.) Von C. G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel und aus der Schweiz. Wichtige Entdeckungen. — Seeleben. 6. 7ter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Paris. Die Blumen. Von Böttiger. — K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien. — Der Liebe Sehnen. Von J. Hottinger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris, Baden.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 2s Stück.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. Februar.

Allgemeine Justiz- und Polizeiblätter. Herausgegeben von Hartleben. 1811. Februar.

Für Studierende, Erzieher und Prediger.

So eben ist bei uns eine Schrift erschienen, die einen allgemein interessanten Gegenstand von einer bisher ganz unbeachtet gebliebenen, aber von seiner wichtigsten Seite betrachtet:

Die pädagogische Bestimmung des Geistlichen, als Wesen seines Berufs. Ein Handbuch für angehende Theologen, Erzieher und Prediger, von Ludwig Thilo, ordentlichem Professor der Philosophie auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder. 8. (Preis 18 Gr.)

Bei dem allgemein erwachten Interesse für Verbesserung der Volkserziehung, und bei dem ernsten Willen der Regierungen, besonders die Geistlichen in dieser großen Angelegenheit thätig zu sehn, schien es wahres Zeitbedürfniß zu seyn, diese dringend ausgesprochenen Anforderungen in der wesentlich pädagogischen Bestimmung des geistlichen Standes darzustellen. Dieses ist von dem Verf. auf eine so befriedigende Weise auseinandergesetzt, daß diese Schrift für den ganzen Stand der Geistlichen und Erzieher ein allgemeines Interesse hat. Frankfurt a. d. Oder im Februar 1811.

Akademische Buchhandlung.

Der

vollkommenste Situations-Zeichner

für das Militair-, Bergwerks- und Oekonomie-Fach mit allen erklärenden Zeichen, die auf Plänen, Charten und Rissen vorkommen, nach dem französischen Werk: Mémorial Topographique et Militaire redigée au dépôt général de la guerre par ordre du Ministre à Paris. Herausgegeben vom Prem. Lieut. Berggold; die Erklärung der Zeichen ist französisch und deutsch mit 12 schwarzen und illum. Kupfern. Pläne und Schrift sind von L. Kettner in Dresden gestochen.

Da der Titel den Inhalt dieses so interessanten Werks hinlänglich angiebt, so halten wir jede Empfehlung für überflüssig. Es enthält 12 Blätter, die das Ganze für Situationszeichner umfassen. Die Erklärung der Zeichen ist zu mehrerer Brauchbarkeit deutsch und französisch angegeben. Der Preiß ist 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

No. 12.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 15. Juni 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Annoncements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Von den

Bildlichen Darstellungen aller bekannten Völker

ist nunmehr das 31ste und 32ste Heft erschienen. Das 31ste Heft enthält auf 3 illum. Kupfertafeln 1. zwei Büßende, und eine Einwohnerin von Mola. 2. Eine Bewohnerin aus Mola, eine dergleichen aus Fondi, und eine aus Nocera de Pagani in ihren verschiedenen Trachten. 3. Drei Frauenzimmer aus verschiedenen Provinzen des Königreichs Neapel.

Das 32ste liefert auf Tafel 1. ein Frauenzimmer aus Mayland, einen Lastträger aus Rom, einen Sbirren, und einen Landmann, aus Campagna di Roma. 2. Ein Bedienter, ein Fleischer aus Rom nebst zwei Römerinnen. 3. Drei Frauenspersonen aus dem Kirchenstaat, eine dergleichen aus Rom jenseits der Tiber, und eine aus Osti.

Die Hefte sind in 4to nebst ausführlicher Beschreibung der Kupfer jedes zu 8 Gr. bei uns zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Französische Vorschriften.

Da die Kenntnis der französischen Sprache, so wie der französischen Schriftzüge in unsern Zeiten immer nothwendiger und allgemeiner wird, so haben wir, um die häufigen Anfragen nach französischen Vorschriften bei uns zu befriedigen, eine Parthie solcher Vorschriften, die man bis jetzt als die vollständigsten kennt, von Paris kommen lassen. Sie sind unter dem Titel:

L'ecriture demontrée par Bourgoin, professeur d'ecriture au premier Lycée de Paris,

in Querfol. auf Velinpapier zu 1 Thlr. 8 Gr. Sächsl. bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Nachstehende neue Musikalien sind bei uns erschienen:

Thême avec Variations pour le Pianoforte et Flûte obligée composé et dedié a Msr. Max Speck, par Henry Köhler, oeuvre 74. Queerfol. Preis 10 Gr.

Sechs Serenaden an Heliodora, von Carl Beßeldt, mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt, und Ihro Majestät Maria Louise, Kaiserin von Frankreich und Königin von Italien in tiefster Unterthänigkeit gewidmet von J. D. Georgi XVIIs Werk. Queerfol. Preis 16 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Abbildung der neuorganisirten Königl. Sächsischen Armee in zwei Heften,

ist so eben bei uns erschienen, und zeichnet sich von den bis jetzt erschienenen Kunstblättern dieser Art dadurch aus, daß sie die vollständigste Sammlung aller sächsl. milit. Costumes ist, sie enthält nehmlich auf 20 Blättern in 4to 74 fein gestochene und sauber colorirte Figuren. — In Rücksicht des Preises ist sie die wohlfeilste. Beide Hefte kosten nehmlich 2 Thlr. 12 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

So eben ist bei uns fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kohlrausch, Friedrich, die Geschichten und Lehren der heil. Schrift alten und neuen Testa-

ments, zum Gebrauch der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet. Mit einer Vorrede von Dr. Aug. Herm. Niemeyer. gr. 8. Halle 1811. (29 Bogen.) 16 Gr.

Dessen Anleitung für Volksschullehrer, zum richtigen Gebrauch der Bearbeitung der Geschichten und Lehren der heil. Schrift alten und neuen Testaments, für Schulen und für den Privatunterricht. Mit einer Vorrede von Dr. Aug. Herm. Niemeyer. gr. 8. Halle 1811. 16 Gr.

Dessen Handbuch für Lehrer höherer Stände und Schulen, zu den Geschichten und Lehren der heil. Schrift alten und neuen Testaments für Schulen und für den Privatunterricht bearbeitet. gr. 8. Halle 1811. 1 Thlr.

Der Verfasser, ohne das Verdienst mancher neuer Bearbeiter der biblischen Geschichten zu verkennen, war jedoch der Meinung, daß die meisten andern den Sinn für die klassische Alterthümlichkeit der heil. Schrift und die Achtung gegen den Geist Luthers zu wenig in den Kindern geweckt, und durch Moderniſiren einer so eigenthümlichen Geschichte weder ihr selbst noch der Jugend einen Dienst geleistet hätten. Die erste Probe einer Bearbeitung im alten Geist der Bibel erhielt den Beifall des sel. Joh. v. Müller und des Herrn Canzler Niemeyer zu Halle, welcher auch die itzt erschienene vollständige Arbeit des Verf. mit zwei Vorreden, die nicht übersehen werden dürfen, begleitet und zum Schulgebrauch empfohlen hat.

Das Verhältniß der drei Schriften ist dies. Das Lesebuch gehört allein in die Hände der Kinder. Es giebt von den biblischen Geschichten alles, was ihnen brauchbar ist, meist in Luthers Sprache, im Geist des Orients. Auch enthält es Auszüge aus den Lehrbüchern des alten Testaments und der Reden Jesu. — Die Anleitung ist ein kurzer Commentar über das Lesebuch zum Gebrauch der Volksschullehrer, und enthält Winke zur moralisch-religiösen Benutzung des Textes. — Das Handbuch ist Lehrern höherer Stände und Schulen bestimmt, und umfaßt alle Zwecke der Bildung, welche durch jene Schriften erreicht werden können.

Wir haben, um den Ankauf dieser Schriften zu erleichtern, die Preise so gering als möglich angesetzt. Schulmänner, welche in bedeutender Anzahl nehmen und sich directe an uns wenden, erhalten noch außerdem einen ansehnlichen Rabatt.

Halle, im April 1811.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Inhalts-Anzeige der allgemeinen Justiz- und Polizei-Blätter von dem Großherzogl. Badischen Regierungs- und Kreis-Rathe Hartleben.

Oktober 1810.

106. St. Probe-Kapitel aus einer nächstens erscheinenden merkwürdigen Druckschrift über Findlinge und Findelhäuser. (Beschl.) — Besondere Aufmerksamkeit der Polizei in Frankreich, auf die Aushänge-Schilde der Professionisten. ꝛc. — Publikandum in Betreff der Untersuchung aus dem Departement des linken Rhein-Ufers — Eröffnung der Universität in Berlin. — Post Berechnung in Dänemark, daß jeder Reisende seinen bestimmten Weg, ohne Abweichung verfolgen muß. — 107. u. 108. St. Tabellarische Darstellung der in dem neuen Kriminal-Gesetzbuche des französischen Reiches vorkommenden Polizei-Uebertretungen und Strafen. — Verfügung, die Vereinfachung der Geschäfte im Niederrheinischen Departement, durch Ernennung gemischter Kantons-Kommissäre betreffend. — 109. St. Sehr merkwürdiger Kriminal-Prozeß in Preußen mit Anwendung der Jury — ein Beitrag zur Beurtheilung der wichtigen Frage, ob die nach dem neuen französischen peinlichen Gesetzbuche beibehaltenen geschwornen Gerichte allgemein eingeführt zu werden verdienen. — Wichtiger Beweis von der Untrüglichkeit der Bella Donna, und des Kirsch-Lorbeer-Wassers gegen die Folgen des Bisses wüthender Thiere, durch eine neuerliche Kur, des Medizinalraths D. Schaller in Baireuth geliefert. — Eine Hinrichtung in Berlin, in psychologischer Rücksicht betrachtet. — 110. u. 111. St. Sehr merkwürdiger Kriminal-Prozeß ꝛc. (Fortsetzung.) — Selbstmord in Kassel — Vereinigung des Königl. Westphälischen Moniteurs, und der Kasselschen Zeitung, in den vom 1. Okt. 1810. in veränderter Gestalt erscheinenden Westph. Moniteur. — Post Taxen Verminderung in Westphalen. — Mordbrenner Bande in der Gegend von Berlin. — 112. St. Sehr merkwürdiger Kriminal Prozeß ꝛc. (Beschl.) — Der Bluttausch als Beförderungs-Mittel der Viehzucht. — Festsetzung der Verhältnisse des Buchhandels im Kanton Bern. 113. St. Ein Wort über Preis-Verminderung des Getraid's und Grund-Eigenthums, und der Papier-Münze von dem Hrn. Grafen von Soden. — Neue Dienstboten-Ordnung für Paris. — 114. u. 115. St. Kaiserl. franz. Dekret über die Erbauung der Manufakturen, Fabriken und Werkstätte, welche salzigte und lästige Gerüche verbreiten. — Ordnung und Instruktion für die Erhebung der Straßenbau-Abgaben in dem Königreich Würtemberg. — 116. und 117. St. Ordnung und Instruktion ꝛc. (Beschl.) Die Anerkennung des Nutzens der Blumenden-Abtheilungen vor vierthalb hundert Jahren. — Vorschläge zu künftigen Sinnbildern vor mehrern Findelhäusern, und mancher großen freien Schulanstalt, wobei man die Auf- und Unterschriften entbehren kann, von Rückert. — Generel-Etat der Königl. Westphälischen Armee 1810. — Statistische Uebersicht des Bevölkerungs-Standes der ehemaligen Hannöverischen Provinzen; berechnet nach den Geburts- und Sterbelisten vom 1. Januar bis 31. Dez. 1809. —

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. November.

Inhalt.

Nro. 262. Die Promenade nach den süssen Wassern zu Konstantinopel. (Aus Briefen von A. L. Castellan.) — Themata und gelegentliche Bemerkungen von Karl Morgenstern. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg, Erlangen. Nro. 263. Herbstlied. Von W. Blumenhagen. — Gnome. Von Hg. — Die Promenade nach den süssen Wassern zu Konstantinopel. (Beschl.) Von Rbck. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg. Nro. 264. Coban Heß und die Milch. Von Bernhard Hirt. — Der Wasserstuhl. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Logogriphen. — Charade. — Auflösung der Charaden in Nro. 258. — (Vermeintliche) Berichtigung. Von G. Nro. 265. Kurze Bemerkungen auf langwierigen Berufswegen. — Der Tod aus Liebe. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris und Ungarn. — Beylage: Monats-Register vom Oktober. Nro. 266. Bruchstücke zur Literatur und Sittengeschichte Frankreichs ꝛc. — Kurze Bemerkungen auf langwierigen Berufswegen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris und aus der Schweiz. Nro. 267. Epitter. Von Horstig. — Kurze Bemerkungen auf langwierigen Berufswegen. (Forts.) — Holzersparniß. — Bemerkungen über die Notiz im 133ten Stücke des Morgenblattes, den Tarantelbiß betreffend. Von Ritter. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel und Oestreich. Nro. 268. Kurze Bemerkungen auf langwierigen Berufswegen. (Forts.) — Rath und Weissagung. An Lirar. Tom's tägliche Plage. Guido's Rechtfertigung. (Sämtlich von Hg.) — Zweykämpfe eigner Art. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Leipzig, Gotha und der Schweiz. Nro. 269. Kleine Gedichte eines Reisenden. Von Morgenstern. — Kurze Bemerkungen auf langwierigen Berufswegen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Nro. 270. Heiliges Lied. Von v. Matthisson. — Kurze Bemerkungen auf langwierigen Berufswegen. (Beschl.) Von W.....n. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Charade. — Auflösung der Logogriphen und der Charaden in Nro. 264. Nro. 271. Hymnus an die Erde. 1810. Von Knebel. — Philologie und Historie in Frankreich, oder Auszüge und Bemerkungen ꝛc. V. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Breslau. Nro. 272. Die Apotheose des Kaisers Titus, ein antikes Gemählde. Von Böttiger. — Gedankenspitter. Von Rbck. — Fabel. Von Hg. — Französisch-literarischer Anzeiger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Nro. 273. Eisenach in den schrecklichen Augenblicken. Von Perlet. — Die Apotheose des Kaisers Titus, ein antikes Gemählde. (Beschluß.) Von Böttiger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Genua, Berlin, Wien. Nro. 274. Die Genesung im Mai 1810. Von Amalie v. Helwig, geb. v. Imhof. — Boucicauts Kampfspiel bei Calais. Von Ld. — In Pacem. — Hyperbeln. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Leipzig, Paris. Nro. 275. Die Freunde des Verschwenders. Eine Scene aus den Mährchen der Scheherazade. Von Weisser. — Schreiben aus Paris über die Briefe der Lespinasse. — Tag und Nacht. Mann und Weib. Von Bock. — Korrespondenz-Nachrichten aus Leipzig. Nro. 276. Welche Nation hat den Kompaß erfunden? Nach Hrn. Hagers neuester Schrift beantwortet. — Die Freunde des Verschwenders. (Beschl.) — An Paulinen. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflösung der Charade in Nro. 270. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 22. Nro. 277. Ein Vorfall eigner Art, der den römischen Künstler Francesco Staccoli im Sommer 1810 betraf. — Karakterzüge und Anekdoten aus dem Leben des Professor Engel während seines Aufenthalts in Mecklenburg-Schwerin. — Denker im Hirtenstande. Von J. K. Höck. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. Nro. 278. Bruchstücke zur Literatur- und Sittengeschichte Frankreichs, ꝛc. — Ein Vorfall eigner Art, der den römischen Künstler Francesco Staccoli im Sommer 1810 betraf. (Beschl.) Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Ungarn, Wien, Gotha. Nro. 279. Reise nach den Philippinischen Inseln in den Jahren 1803 bis 1807. Erster Brief. Von Fischer. — Bruchstücke zur Literatur- und Sittengeschichte Frankreichs u. s. w. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel, Berlin. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 16. Nro. 280. Allgemeine Mythologie. Von Böttiger. — Reise nach den Philippinischen Inseln in den Jahren 1803 bis 1807. Zweiter Brief. — Zorn und Rache. Von Y. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 281. Joh. Phil. v. Weisse, Direktor der deutschen Hauptschule zu St. Petersburg. Von Hn. — Einige Züge der Kultur-Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. — Der persische Weise. (Nach le Bailly.) Von Rbck. — Grabschrift. (Nach dem Französischen.) Von Schbr. — Pächter Joch an die Nachtigallen. Von Hg. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart. Nro. 282. Die Freunde. Von D. F. A. Krummacher. — Der Rabe und die Nachtigallen. Das Lämmchen und das Schwein. Der gute Rath. (Sämmtlich von Rbck.) — Philologie und Historie in Frankreich, oder Auszüge und Bemerkungen, ꝛc. VI. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflösung der Charaden in Nro. 276. Nro. 283. Reise nach den Philippinischen Inseln in den Jahren 1803 bis 1807. Dritter und vierter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 23. Nro. 284. Als die gute Charlotte E. in ihrem siebenzehnten Jahre im Anfange des Frühlings starb. Von G. W. E. Starke. — Reise nach den Philippinischen Inseln in den Jahren 1803 bis 1807. fünfter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten

aus Pesth. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 17. Nro. 285. Kunst-Miszellen. Von B. — Ueber die Schauspiele und die Schauspielkunst der Sinesen. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 286. Die Meerenge von Messina. (Mit zwei Ansichten derselben.) Von Rehfues. — Laudinis Pferd. Bedauern, als Lirus Oper fiel. (Beide von Hg.) — Ueber die Schauspiele und die Schauspielkunst der Sinesen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 287. Die Prinzessinn Zoe. Von C. W. Sp. — Idealische Bezauberung. Von Horstig. — Ueber die Schauspiele und die Schauspielkunst der Sinesen. (Beschl.) Von Martyni Laguna. — Notiz. Von v. Kotzebue. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. März Nr. 52 — 77.

Europäische Annalen 1811. 3s Stück.

In der Stageschen, wie auch in allen übrigen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

J. V. Meidingers praktische französische Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. Ganz nach den besten bis jetzt erschienenen Sprachlehren vorzüglich nach Mozin und Sanguin umgearbeitet, sammt einer gestochenen französ. Musterschrift von J. J. Deuter, Lehrer der französischen und italienischen Sprache. 2 Curse. gr. 8. Augsburg. 36 Bogen 21 Gr.

Der Verfasser dieser neuen französischen Sprachlehre benutzte bei der Ausarbeitung derselben die besten Regeln und Aufgaben der beliebten Werke eines Mozin und Sanguin, aber so, daß er nur das, was sie vorzügliches hatten, sich aneignete. Er suchte so viel möglich das zu ermüdende Einerlei in den Aufgaben zu vermeiden, und bemühte sich, die Regeln durch unterhaltendere und mannigfaltigere Uebungen, die zugleich den Schüler mit einem größern Wörtervorrath bereichern könnten, zu erleichtern. So wie sich der erste Cursus, der die Grammatik enthält, hiedurch den Lehrlingen dieser Sprache empfehlen wird, so wird auch dem zweiten sein Inhalt zur Empfehlung gereichen; es ist dies der praktische Cursus. Man findet in ihm zur Uebung und Bereicherung des Gedächtnisses ein vollständiges Wörterverzeichniß, eine Sammlung der nöthigsten sinnverwandten Wörter, leichte, passende und vortreffliche Dialogen, Anekdoten, Briefe und Titulaturen. So konnte der Verfasser hoffen, das Erlernen dieser jetzt so nothwendigen Sprache zugleich leichter, angenehmer und nützlicher zu machen, als es nach den bisherigen Methoden wohl möglich gewesen. Auch wird daselbst die 84ste Fortsetzung neuer Bücher gratis ausgegeben.

Anzeige eines neuen, vollständigen französisch-deutsch- und deutsch-französischen Wörterbuches, welche alle Vorzüge der seither erschienenen Werke dieser Art verbieten. In der Stageschen, wie auch in allen übrigen soliden Buchhandlungen ist in 2 Bänden in 24. erschienen:

Nouveau Dictionaire de poche français-allemand et allemand-français à l'usage des deux Nations, redigé d'après les Dictionnaires de Schwan, de Catel et Adelung, et des autres Auteurs les plus estimés, par une Société de Savans, en deux Vol. auf Velinpapier 2 Thlr. 8 Gr., auf Postpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Die deutsche und französische Nation erhält durch die Erscheinung dieses Wörterbuchs ein Werk, auf welches seit einigen Jahren mehrere Gelehrte den angestrengtesten Fleiß wandten. Es ist nicht übertrieben, wenn wir behaupten, daß dieses Wörterbuch, ob gleich es nur den bescheidenen Namen Taschenwörterbuch führt, selbst die größten Wörterbücher an Vollständigkeit, Gleichförmigkeit aller einzelnen Theile und zweckmäßigen Ausdehnung wo nicht übertrifft, doch ihnen sicher gleich gestellt werden kann. Es enthält außerdem alle nöthige Redensarten, so wie die Eigenheiten, Sprachwörter und Kunstausdrücke beider Sprachen, so daß wer die französische Sprache lernt und studirt, durch dieses Wörterbuch sicher befriedigt wird. Auch Druck und Papier läßt nichts zu wünschen übrig, indem die Verlagshandlung keine Kosten gespart hat, um Etwas gutes und schönes zu liefern, welches jeder Unpartheyische bestätigen wird und deshalb keiner weitern Empfehlung bedarf.

Patent tooth Powder of his Royal High. Pr. of Wales.

Von diesem vortrefflichen Zahnpulver, über dessen Eigenschaften der Gebrauchszettel ausführliche Auskunft giebt, haben wir noch eine Parthie vorräthig. Es ist wegen seiner ihm eigenen Sinne für die Erhaltung des Zahnfleisches, und gegen jede Art von Zahnweh schon lange bewährt gefunden worden. Die Büchse davon nebst Gebrauchszettel kostet 6 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

No. 15.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 29. Juni 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin bekannt gemachten Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

K. A. Zwierlein

Allgemeine Brunnenschrift

für

Brunnengäste und Aerzte.

Nebst kurzer Beschreibung der berühmtesten Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands. gr. 8. 18 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

C. F. Tombe's

Reise in Ostindien

in

den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6.

Mit

mehrern Bemerkungen und Erläuterungen

von

Sonnini.

Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt

von

D. Bergk.

Mit 6 Kupfern. 8. 2 Thlr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

In dem unlängst erschienenen 4ten Theil der Hoch- und Niederwaldbehandlung von F. K. Hartig wird

die angewandte Forst-Geometrie

vorgetragen. Mit welcher Gründlichkeit und Deutlichkeit der rühmlichst bekannte Herr Verfasser die verschiedenen Materien behandelt, davon zeugen nicht nur die bereits erschienenen 3 Theile, sondern auch dieser neue, in welchem man unter andern eine genaue und deutliche Anleitung zur Zeichnung der Forstkarten findet. 14 Kupfer, wovon 2 illuminirt, sind diesem 4ten Theile beigefügt. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Die

vollständige Küchen- und Baumgärtnerei.

Ein auf vieljährige Erfahrung gegründeter Unterricht. Nach alphabetischer Ordnung bearbeitet von A. Rocholl, Königl. Preuß. Groß-Gerichts-Actuarius zu Soest. 42 Bogen stark mit 5 Kupfern in gr. 8. sonst 3 Thaler, jetzt bei uns und in allen Buchhandlungen 1 Thlr. 12 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

The Garden-Compagnion

oder

Garten-Gesellschafter

und immerwährender Gartenkalender für Herren und Damen; worinn man angezeigt findet, was man in jedem Monat im Gewächshause, im Blumen-, Frucht- und Küchengarten zu thun hat. Nebst Angabe der eigentlichen Jahreszeit zum Säen, Pflanzen u. s. w. Und eine vollständige Liste über die Blumen, die in jedem Monat blühen, ingleichen einige schöne Versuche in der Gärtnerei. Zweite Ausgabe mit 3 Kupfern. Aus dem Engl. übersetzt

und für das deutsche Clima bearbeitet von F. G. Leonhardi, Prof. der Oekonomie. Preis 16 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen und Interessenten haben wir jetzt versandt:

Anekdoten und Charakterzüge

auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805 — 1809. 31s u. 32s Heft, 8vo. à 12 Gr.

Inhalt des 31sten Hefts.

Charakteristische Züge aus den neuesten Kriegen. Die preussischen Offiziere äusserten allerdings nach Gelegenheit auch viel Sinn für Muth, Treue und Heldenthaten. Dankbarkeit. Der beherzte Schmidt, oder Mittel wider böse Einquartierung. Der betrunkene sächsische Dragoner. Das Glück unterstützt den Tapfern. Ueber die Affaire in Halberstadt zwischen dem fünften Westphälischen Regimente und den Oelssischen Truppen im Jahre 1809. Französischer Edelsinn. Die Stricknadel. Ein Schnak. Leuchtthurm. Nachtwächter-Genie. Ein Schwank. Eine Scene aus dem preusisch-französischen Kriege. Anekdoten.

Inhalt des 32sten Hefts.

Ausführliche Nachricht über das Gefecht bei Oelper den 1. Aug. 1809. Der letzte Feldzug und die Auflösung des ehemals so berühmten Ziethenschen und zuletzt von Rudorfschen preußischen Leibhusaren Regiments. (Aus dem Tagebuche eines Officiers dieses Regiments.) Gefangenschaft und Abentheuer eines Sachsen bei Jena, im Jahr 1806. (Von ihm selbst erzählt.) Anekdoten. Wunderbare Gefangennehmung eines Braunschweiger Husaren. Franzosen und Russen im Mönchskloster. Edelmuth eines russischen Kosaken. Ein Mißverstand. Vortheil aus der Verlegenheit eines russischen Offiziers während der Schlacht von Pultusk am 22ten Dezember 1806. Anekdoten. Der dankbare Russe. Der edle Baschkire. Einige Rückblicke auf den October des Jahres 1806. Von D. Karl Fischer. Anekdoten. Das Lieblingspferd des Kaisers Napoleon. (Mit einer Abbildung.)

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Von dem

Museum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunst und im Menschenleben, herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner, ist das 60ste oder 10n Bds. 6s Stück mit 5 Kpfrn. erschienen. Preis 18 Gr. Es enthält:

1. Der heiße Landwind zu Masulipatnam in Ostindien. 2. Vorzeichen eines Sturms auf dem Meere. 3. Geschicklichkeit der Albicoren. 4. Ein weißgefleckter Neger. (Mit einer Abbildung Nr. 1.) 5. Eine sonderbare Erscheinung. 6. Neugierde auf dem Sterbebette. 7. Einfluß, welchen das Eis auf die Luft hat. 8. Das Ausleuchtet in der Nähe der Küsten stärker als auf der See. 9. Der Golfstrom. 10. Außerordentlich große Erschrockenheit. 11. Große Geschicklichkeit des Fregattenvogels. 12. Ein merkwürdiger Wasserfall in Schweden. 13. Das Verbrennen der Hinduwittwen. 14. Bewunderswürdige Klugheit des Fuchses. 15. Der schlaue Fuchs. 16. Der Pudel. 17. Das entlarvte Gespenst. 18. Der allgemein verbreitete Glaube von der längst dauernden Winterkälte im Norden Europas. 19. Sommerhitze unter dem 52. Grad nördlicher Breite. 20. Ungewöhnlicher Nebel. 21. Merkwürdige Ahnung. 22. Oft unterbricht eine Kleinigkeit jemandes Aufmerksamkeit gänzlich. 23. Große Eitelkeit. 24. Ein Katzenliebhaber. 25. Ein Bauchredner. 26. Ein Tigergefecht zu Luckuen in Ostindien. 27. Klugheit und Geschicklichkeit der Hunde. 28. Der Magnet, ein Mittel gegen das Podagra. 29. Ein Prediger predigt im Schlafe. 30. Ein Bienenzauberer. 31. Eine ägyptische Mumie. (Mit einer Abbildung Nr. 2.) 32. Der Samiel. 33. Merkwürdige Eigenheit der Kraniche. 34. Furchtbare Ameisen auf der Insel Java. 35. Der Bohon-Upa. 36. Merkwürdige Lufterscheinung. 37. Ein merkwürdiger Baum. 38. Menschen von außerordentlich großer Statur. 39. Wie sich die Affen gegen die Jäger vertheidigen und ihnen ausweichen. 40. Geschicklichkeit der Affen, sich der Fische, Austern und Seekrebse zu bemächtigen. 41. Ein sehr geschickter Mensch ohne Arme. 42. Der Sargdeckel der Mumie. (Mit einer Abbildung Nr. 3.) 43. Der Heuberg. 44. Die goldene Pagode oder der goldene Tempel in Pegu. (Mit einer Abbildung Nr. 4.) 45. Der Banianenbaum. 46. Züge von Gütigkeit der Elephanten. 47. Die Insecten-Fresser. 48. Die Macht der Gewohnheit. 49. Gebetmaschinen in Tibet. 50. Der Bart, ein Zeichen der Kraft. 51. Der Berg Sangwenhab in China, nebst der darauf befindlichen Pagode. (Mit einer Abbildung Nr. 5.)

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Vom neuen Magazin

aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

ist des 1n Bds. 6s oder 55stes Heft mit Kupfern erschienen, und enthält:

I. Beschreibung der Congreveschen Brand-Raketen so wie solche im Monat August 1807 bei der Belagerung

von Copenhagen von den Engländern gebraucht werden sind. Nebst einer Abbildung auf Taf. I. II. W. G. Spangenbergs, Königl Sächs. Bergmeisters in Suhl, Anweisung zu einer völlig wirksamen und gefahrlosen Verfahrungsart bei Besetzung der Bohrlöcher zur bergmännischen Sprengarbeit. III. Desselben Anleitung, die bekannte Jesoppsche ebenfalls ganz gefahrlose Sandbesetzung der Bohrlöcher, zur bergmännischen Sprengarbeit zu benutzen und für der eigentlichen Grubenbau, so wie für alle dabei vorkommende Fälle anwendbar und wirksam zu machen. IV. Neue Methoden, den Saffian zu bereiten. Vom Herrn Geh. Rath Hermbstädt. V. Zeichnung und Beschreibung einer neuen und verbesserten Tabaksmühle, ausgeführt in Danzig, durch den Herrn Kaufmann Hofmann. Nebst Abbildungen auf Taf. II. VI. Des Herrn Pfarrer Sicklers Anweisung, einen feinen Zucker-Syrup aus Möhren zu verfertigen. VII. Des Herrn Mechanikus Strohmanns Verbesserung der Rohrwerke in der Orgel. Mit Abbildungen auf Taf. III. VIII. Joh. Carl Wichmanns, Aeltermanns der Gold- und Silberarbeiter in Riga, Beschreibung einer neuen von ihm erfundenen Maschine, im Kleinen die Korpproben richtig zu wägen, um darnach den Gehalt des Ganzen im Großen zu bestimmen. Mit einer Abbildung auf Taf. III. IX. Methode, wie die Chinesen das Horn zusammensetzen, um Laternen daraus zu machen, die aus einem einzigen Stücke verfertigt zu seyn scheinen. (Aus den Berichten des P. d'Incarville an die vormalige konigl. Akademie der Wissenschaften zu Paris.) X. Ueber die Zuckerwurzel, ihren Anbau und die Möglichkeit, Zucker daraus zu bereiten. XI. Ausführliche und deutliche Beschreibung aller Verfahrungsarten, Werkzeuge, Handgriffe und Vortheile bei der Fabrikation des Englischen Steinguts. Mit Abbildungen auf Taf. IV. und V. XII. Verschiedene Verbesserungen der Dampfmaschinen. Mit Abbildungen auf Taf. VI. XIII. Ein tragbarer Ofen nach einer neuen oder verbesserten Bauart. Mit Abbildungen auf Taf. VI. XIV. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Von dem

Asiatischen Magazin

oder

Nachrichten

von den Sitten und Gebräuchen, den Wissenschaften und Künsten, den Handwerken und Gewerben, der Denkart und der Religion der Asiaten, von den Thieren, den Pflanzen, den Mineralien, dem Boden und dem Klima von Asien. Herausgegeben von J. A. Beryt und H. G. Baumgärtner ist des 3n Bds. 1s od. 9s Heft erschienen.

Inhalt.

1. Bequeme Einrichtungen in Hindostan für Reisende. 2. Ein ländliches Gemälde in Ostindien. 3. Der Ackerbau in den Bezirken Mongir und Patna in Ostindien. 4. Die Tafeln der Europäer in Ostindien. 5. Die Paria und Pulia. 6. Einige Hindernisse des gesellschaftlichen Verkehrs unter den Hindus. 7. Einige Bemerkungen über die Bewohner der Insel Ceylon. 1) Tempel. 2) Priester. 3) Heurathen. 4) Ehescheidung. 5) Der Anzug. 6) Casten. 7) Verhältniß. 8. Die Mahomedaner in Hindostan. (Mit der Abbildung einer Moschee zu Strupermador. No. 1.) 9. Eine mahrische Moschee zu Bangalore. (Mit einer Abbildung No. 2.) 10. Elephanten, die in einen Keddah getrieben werden. (Mit einer Abbildung No. 3.) 11. Killater's Grabmal Ouscottah. (Mit einer Abbildung No. 4.) 12. Der Zimmetbaum. 13. Musikalische Instrumente. (Mit einer Abbildung No. 5.) 14. Einige Beobachtungen über die Hindus. 15. Ein sonderbares Todtenfest. 16. Zustand des weiblichen Geschlechts im Morgenlande unter den Mahomedanern.

Baumgärtnersche Buchhandlung in Leipzig.

Empfehlungswerthe Schriften.

Ferdinand. Ein Roman von August von Thümmel. Zwei Theile. 8vo. 2te verbesserte Auflage. 1 Thlr. 12 Gr. (NB. Der erste Theil wird nicht ohne den 2ten verkauft; wohl aber ist der 2te für 18 Gr. aparte zu haben.)

Unterricht zur Bienenzucht. Von Joh. Gottfr Lucas, Schulmeister zu Nischwitz bei Wurzen. 2 Theile. 8vo. 1r Theil 8 Gr. 2r Theil 16 Gr. (Auch von diesem Buch wird nur der 2te Theil aparte verkauft.)

Handbuch der venerischen Krankheiten von Dr. A. V. Berlinghieri, Professor der Medizin in Pisa. Frei bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Dr. J. C. F. Leune in Leipzig. 8vo. 18 Gr.

W. Cruickshank's Versuche und Erfahrungen über die Wirksamkeit des Sauerstoffs zur Heilung der Lustseuche. Aus dem Englischen mit einer Einleitung von Dr. J. C. F. Leune. 8vo. 8 Gr.

Versuch über den Pemphigus und das Blasenfieber von C. G. C. Braune. 8vo. mit 1 ausgemaltem Kupfer. 12 Gr.

Caspar Lavigne, oder die Abentheuer des Zufalls. Mehr Wahrheit als Dichtung. Aus dem Franzos. In 2 Theilen. 8vo. Schropp. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Geisterseherin, Gräfin Seraphine von Hohenacker. — Eine Geschichte zu Anfang des vorletzten Jahrhunderts aus einem Familienarchiv gezogen. Drei Theile. 8vo. Mit einem Porträt. Zweite und verbesserte Auflage. Schrbpp. 3 Thlr.

Abendmuße zweier Freunde. 3 Bändchen in 8vo, Schrbpp. 1 Thlr. 12 Gr.

Gemälde ländlicher Glückseligkeit. — Von zween Brüdern. 8vo. Schrbpp. 1 Thlr.

Hundertstündiger Todestampf, oder Begebenheiten Augustin Delesalls, Unterlieut. beim französ. 3ten Dragonerregiment. Herausgeg. von Pierre Villiers. Französisch und deutsch. 8vo, neue Auflage. 6 Gr.

Amathusia; oder die Geheimnisse der Toilette. Ein Noth- und Hülfsbuch für Damen; von Adelbert. 8vo. Schrbpp. 20 Gr.

Tabellarische Uebersicht der englischen Aussprache nach richtigen prosodischen Regeln entworfen. Als Zugabe zu jeder englischen Grammatik brauchbar. 8vo. 6 Gr.

Ueber die Gefahr sich auszupredigen. Ideen, Winke und Vorschläge für jetzige und künftige Prediger, von M. Joh. Aug. Nebe, Prediger zu Crumpa bei Merseburg. 8vo. 16 Gr.

Grundlage der Dogmatik. Erster Theil, welcher eine Einleitung in die Lehren von Gott, der Moralität, der Religion, der Offenbarung durch die Vorsehung, dem Christenthum und der Ewigkeit enthält. Von Dr. Gottlieb Schlegel, Generalsuperint. von Schwed. Pommern und Rügen ꝛc. ꝛc. 8vo. 1 Thlr.

Der neue Taschenspieler. Oder gründliche Anweisung in den Geheimnissen der Taschenspielerkunst; als: Das Spiel mit den Bechern — Anweisung zum Volteschlagen nebst mehrern Kartenkünsten — chemische, mechanische und andere Kunststücke und Belustigungen. Mit 1 Kpfr. 8vo. Philadelphia. 12 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Der

vollkommenste Situations-Zeichner

für das Militair-, Bergwerks- und Oekonomie-Fach mit allen erklärenden Zeichen, die auf Plänen, Charten und Rissen vorkommen, nach dem französischen Werk: Mémorial Topographique et Militaire redigée au dépôt général de la guerre par ordre du Ministre à Paris. Herausgegeben vom Prem. Lieut. Berggold; die Erklärung der Zeichen ist französisch und deutsch mit 12 schwarzen und illum. Kupfern. Pläne und Schrift sind von L. Kettner in Dresden gestochen.

Da der Titel den Inhalt dieses so interessanten Werks hinlänglich angiebt, so halten wir jede Empfehlung für überflüssig. Es enthält 12 Blätter, die das Ganze für Situationszeichner umfassen. Die Erklärung der Zeichen ist zu mehrerer Brauchbarkeit deutsch und französisch angegeben. Der Preiß ist 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Militairische Schriften.

Unterricht für Unteroffiziere und Unteroffiziers-Subjekte in den nöthigsten Vorbereitungskenntnissen. Nebst Bemerkungen über einige besondre Verhältnisse des Soldatenstandes. Herausgegeben von v. Bernewitz. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8vo, 18 Bogen Text. 12 Gr.

Wer 4 Exemplare direkt von der Verlagshandlung verlangt, erhält das 5te gegen Portofreie Einsendung von 2 Thlr. — frei.

Anleitung zur Abfassung aller Arten militairischer Aufsätze und Briefe. Nebst einer Uebersicht der deutschen Sprachlehre. Herausgegeben von v. Bernewitz. 8vo. 1 Thlr. 12 Gr.

Versuch eines zweckmäßigen Vorpostendienstes bei den deutschen Armeen. Nach neuen auf die Erfahrung des letzten Krieges gebauten Grundsätzen, von einem deutschen Kavallerieoffizier. Mit schwarzen und illuminirten Plänen. 3 Thlr.

Instruktionen, geheime strategische, Friedrich des II. an seine Generalinspekteurs, durch deren Anwendung in dem jetzigen Krieg die französischen Armeen die meisten Bataillen gewonnen haben. Mit 31 Plans. gr. 4to, Schweizerpapier mit didotschen Lettern, geb. 12 Thlr.

Darstellung, kurze historische, des Feldzugs Napoleons I. in Deutschland im Jahr 1805. Begleitet mit kritischen Beobachtungen und Bemerkungen bei 28 Planen, die jedesmal auf dem Platz durch einen General der französischen Armee gezeichnet worden sind. 4. 2 Thlr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

No. 14.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 13. Juli 1811.

In dieſes Intelligenzblatt werden litterariſche, merkantiliſche, Kunſt- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie dieſe iſt, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertiſſements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Modenzeitung gratis abgedruckt.

Folgende ſehr intereſſante Schriften werden von unterzeichneter Handlung empfohlen:

Gebräuche und Kleidung der Chineſen,

dargeſtellt

in bunten Gemälden von dem Maler Pu-Qua in Canton; — als Supplement zu Marcartneys und Braams Reiſen. Mit deutſch und franzöſiſch abgefaßtem Text; nach dem Engliſchen bis zum 7ten Heft vom Prof. Grohmann, von da bis zum Schluß mit der Vorrede von dem Rechtsconſulenten Hempel herausgegeben. 12. Hefte mit 60 kolor. Kpfr. in gr. 4to; jeder Heft 2 Rth. kpl. 24 Thlr.

Dieſes koſtbare und elegante Kupferwerk enthält in jedem Hefte 5, alſo zuſammen 60 Abbildungen, nach den Originalgemälden treu gezeichnet. Es ſind darauf Standesperſonen und faſt alle Klaſſen von Künſtlern, Handwerkern und Handarbeitern dargeſtellt. Es enthält alſo Beiträge zur Kultur und Menſchengeſchichte eines intereſſanten und doch noch nicht zu ſehr bekannten Reichs.

Rechtsſtrafen der Chineſen,

ein

Beitrag zur Völkerkunde. Nach dem Engliſchen bearbeitet von Fr. Hempel mit franz. und deutſchem Text, in 4 Heften, Fol. mit 22 illum. Kupferplatten. 8 Rth.

F. A. Davids

Grundlinien der Zeichenkunſt.

Oder:

Katechismus zum Gebrauche derer, welche ſich den bildenden Künſten widmen; mit 12 Kupfern nach den ſchönſten Statüen des Alterthums, zum Verſtändniß der Maaße und Verhältniſſe herausgegeben von dem Prof. Grohmann. In 4to, broch. 1 Thlr. 12 Gr.

F. A. Davids

Verhältniſſe der ſchönſten Statüen des Alterthums,

zum Gebrauche derer, die ſich den bildenden Künſten widmen, mit 20 Kupfern, worauf 25 antike Figuren vorgeſtellt ſind, nebſt den Maaßen aller ihrer Theile, nach dem Proportions-Maaßſtabe des Kopfes, und der Beſchreibung derſelben, als Fortſetzung des Zeichnungs-Katechismus. Herausgegeben vom Prof. J. G. Grohmann, in 4. brochirt 2 Rth.

Groſe's

Regeln zur Karrikaturenzeichnung,

nebſt

einem Verſuche über die komiſche Malerei, aus dem Engliſchen überſetzt vom Prof. J. G. Grohmann, mit 29 Kupfern in 4to und Fol., in 8. brochirt 3 Thlr.

Gallerie altdeutſcher Trachten, Gebräuche und Geräthſchaften;

nach zuverläſſigen Abbildungen aus den vorigen Jahrhunderten. Als ein Beitrag zur Geſchichte der Sitten geſammelt und mit hiſtoriſchen Er-

läuterungen begleitet von einigen Freunden des deutschen Alterthums. 2 Hefte, mit 24 illuminirten Kupfertafeln in 4to. 6 Thlr.

F. Donavans

Naturgeschichte der Chinesischen Insekten.

Enthält

gegen 100 neue besondere und schöne Species nach der Natur gezeichnet und genau koloriet mit den Pflanzen, worauf sie gewöhnlich leben, nebst Beschreibungen nach Linnés Ordnung, mit Beziehung auf Fabrizius u. A. Uebersetzt und herausgegeben vom D. J. G. Gruber. Zwei Hefte in gr. 4to, auf Velin-Papier, mit bunten Kupfern. 3 Thlr.

Handbuch für Maurer, Steinmetzen, Tischler und Zimmerleute,

mit 102 Kupfern, nebst Unterricht hierüber, in Taschenformat, von Schwender, Hofarchitekt zu Dresden. Preiß 5 Thlr.

Handbuch für Zimmerleute,

aparte, mit 17 Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Hirsche,

nach

der Natur gezeichnet, mit kurzen Erläuterungen von Böhler. Ein Beitrag zur Natur- und Jagdkunde. Mit 12 kol. Kupfern, in quer Folio. 4 Thlr.

Jagd- und Forst-Magazin

mit

illum. und schwarzen Kupfern vom Prof. Leonhardi in Leipzig, 13 Hefte, in 4to, jeder 1 Thlr.

Modell-Magazin

für

Gold- und Silberarbeiter. 3 Hefte mit Kupfern, à 1 Thlr.

Dieses Magazin enthält die schönsten und geschmackvollsten Formen aller Arten von Gefäßen, Leuchtern, Näpfen, Theemaschinen, Löffeln, Zuckerbüchsen, Vasen, Girandolen, u. s. w. dann Sporen, Zäumen und dergleichen Produkten der Kunst, die zur Verschönerung des Lebens und zur Verzierung der Zimmer bestimmt sind und gewiß den Beifall geschmackvoller Kunst-Genossen erhalten werden.

Modell-Magazin

für

Porzellan- und Fayenze-Fabrikanten, wie auch für Zinngießer und Töpfer, mit 8 Platten, in Folio. 1 Thlr.

In diesem Magazin sind Tafelleuchter, Zuckerschaalen, Thee- und Kofferkannen, Blumengefäße, Zuckerdosen, Vorlege-Speise- und Desertlöffel, Lichtputzenuntersetzer und dergleichen Gefäße nach den elegantesten Formen dargestellt.

Modell- und Reißbuch

für

Tischler und Zimmerleute; enthält Thore, Brücken, Balkons, Gartenvermachungen und andre Gebäude von Stab- und Lattenwerk. Nach dem neuesten englischen Geschmack entworfen von Middleton, Königl. Großbrit. Hofarchitekt. In 27 Kupfern, in 4to. 1 Thlr.

Sammlung von Trachten,

bei

verschiedenen ältern und neuern Völkern. Nach den Gemälden eines Rubens, Holbein, Hollar, Vandyk und andrer Künstler dargestellt und mit einer kurzen Beschreibung versehen. Zum Gebrauch für Maler, Zeichner und Schauspieler, franz. und deutsch. Mit 32 illum. Kupfern, in 4to. geb. 5 Thlr.

Ein Schwank,

durch Enz. 6 Gr.

Man weiß, welche Belustigung das Reimen auf eine vorgeschriebene Sylbe in frohen Gesellschaftszirkeln oft gewährt! Dieser Schwank ist ein Beitrag witziger Poeterei, der auch den ernsthaftesten Misantropen ein lautes Lachen abnöthigen wird.

D. Tillichs

Grundregeln der Schön- und Rechtschreibekunst.

Mit zwei Tabellen für das lateinische und teutsche

Alphabet, gezeichnet von Irmisch. In 8. mit 8 Tabellen, in Royal-Fol. 1 Thlr.

Von des berühmten ehemaligen Landschafts- und Thiermalers

L. G. C. Dietrich

Thier-Studien

ist bei uns das zweite Heft in 12 Queerfolio-Blättern erschienen, und in allen guten Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 Gr. Sächs. zu haben.

Die

Tischlerkunst in ihrem ganzen Umfange.

Nach dem französischen Original des Hrn. Roubo, mit Zuziehung des geschickten Künsttischlers Jacob Petutschnik in Leipzig, bearbeitet und mit Zusätzen und einem Anhang über die neuesten, dahin gehörigen Erfindungen und Verbesserungen versehen vom Prof. Seebaß in Leipzig. Mit Kpfrn. 4to. 3 Thl.

Zeichen- und Illuminirschule,

oder

Anweisung zum Zeichnen und Anwendung der Farben, mit Zeichnungen nach den besten, ältern und neuern Meistern und deren Biographien; mit schwarzen und illuminirten Kupfern, von Ch. G. H. Geisler. 2 Hefte 4. 1 Thlr.

Trauer-Monumente

für

alle Nationen und Religionen, 2 Hefte, mit Kupf. in Fol. brochirt. à 1 Thlr.

Trauer-Monumente

von Leipzig,

mit Kupfern, in Folio, brochirt, als 3s Heft zu den Tr. Monumenten unter gemeinschaftlichem Titel. 1 Thlr. 12 Gr.

Die

Zimmerkunst,

von Schwender,

12. mit 19 Kupfern. 1 Thl. 8 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

So eben ist bei uns fertig geworden, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Karl Müchlers

Museum des Witzes, der Laune und Satyre,

IVten Bandes 3s Heft,

broschirt, mit einem Karrikaturkupfer. Der Band à 6 Hefte kostet 2 Thlr. 6 Gr.

In den drei bis jetzt erschienenen Heften des 4ten Bandes befinden sich folgende Karrikaturen: 1. Das Deklamatorium. 2. Der sich tröstende Wittwer. 3. Die Juden bei einem Vesperbrode. Die sehr interessanten Kupfer, der Inhalt des Ganzen, für dessen Werth der Nahme des Verfassers bürgt, und der wohlfeile Preis gereichen dieser auserlesenen Sammlung gewiß zur besten Empfehlung.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

In der Mauckeschen Buchhandlung in Chemnitz ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Becker, guter Rath an meine Freunde, die Hypochondristen. 8. 16 Gr.

Bekenntnisse eines Hypochondristen und seine glückliche Cur, von ihm selbst herausgegeben. 8. 1 Thlr.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Neue Amaranthen vom Verfasser der grauen Mappe. 2te Samml. Mit Kupfern von Jury. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Enthält: 1) Ehrenspiegel; ein deutsches Sittengemälde nach 12 Kupfern von D. Chodowiecki. 2) Freunde in der Noth; Scenen aus dem französisch-preußischen Kriege. 3) Lebens unwerth! Zwillings-Anekdote.

W. Heinrichshofen in Magdeburg.

In der Mauckeschen Buchhandlung in Chemnitz sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Darstellung, systematisch-tabellarische, der Fossilien, nach ihren Geschlechtern, Namen, Farbe, Land und Ort, wo sie gefunden werden. Fol. 6 Gr.

Uebersicht, tabellarische, der in systematischer Ordnung folgenden inn- und ausländischen Bäume, Sträuche, Stauden, Pflanzen ꝛc. für Freunde der Botanik, Oekonomen, ꝛc. Fol. 6 Gr.

Richter, C. F., tabellarische Darstellung der in jedem Monat vorkommenden landwirthschaftlichen Arbeiten, für Rittergutsbesitzer, Pachter und Verwalter, auf jedes Jahr anwendbar. Fol. 12 Gr.

Dessen chemisch-ökonomisches Taschenbuch. 2 Bde. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Magazin natürlicher, ökonomischer und kuriöser Kunste. 18 Heft. 4 Gr.

Gutmann, zuverlässiger Rathgeber zum Nutzen der Landleute, Hauswirthe und Oekonomen. 8. 10 Gr.

Beschreibung der königlichen Wirthschaftshöfe zu Windsor. 8. 6 Gr.

So eben ist bei mir erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ansichten der Gemüthswelt, von Friedr. Delbrück, Königl. Preuß. Geheimen Regierungsrath.

Ein Buch, voll kräftiger Worte des Trostes, die gesammte Mitwelt emporzurichten, geeignet: das Allen, denen es um Veredlung der Menschheit zu thun ist, erfreulich seyn muß.

W. Heinrichshofen in Magdeburg.

An die Freunde des deutschen Vaterlandes.

Wie die in unserm Verlag erschienenen, mit so vielem Beifall aufgenommenen Beckerschen Erzählungen aus der alten Welt die Absicht hatten, die Jugend sowohl als andere Leser in die frühere Vorzeit des ersten Volks des Alterthums einzuführen und mit seinem Geist bekannt zu machen, so hat der so eben begonnene

Deutsche Plutarch, enthaltend die Geschichten ruhmwürdiger Deutschen, vom Herrn Prediger Niemeyer in Dedeleben,

die Bestimmung, den Sinn für das Große und Herrliche der deutschen Nation zu wecken, und in einer Reihe von Gemälden der unvergeßlichsten Zierden des Vaterlandes, anschaulich zu machen, wie viel von jeher deutscher Geist und Muth, so wie deutsche Art und Kunst zu leisten vermochte. Man wird auch bald wahrnehmen, daß der Verf. nicht das hundertmal Gesagte wiederholt, sondern aus den besten Quellen, selbst vielen alten Chroniken geschöpft, und was er darin zerstreut fand, auf das Lebendigste dargestellt hat. Es darf daher wohl die kleine Schrift, deren erster Theil von Herrmann bis Otto geht, und der noch ein Paar Bändchen folgen werden, allen deutschen Jünglingen und allen Freunden der vaterländischen Geschichte empfohlen werden. Der Preis des ersten Bandes ist 16 Gr.

Buchhandlung des Waisenhauses.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. 2. Nr. 78 — 103.

Europäische Annalen 1811. 4s Stück.

Anzeige.

Alle gebildete Deutsche mache ich auf ein vor kurzem erschienenes lesenswerthes Buch aufmerksam, es führt den Titel:

Rhapsodien eines Denkers über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit. 310 Seiten stark in gr. 8. Preiß 1 Thlr. 8 Gr.

Diese Rhapsodien in fortwährender Beziehung auf die neuesten Zeitereignisse bieten dem Leser einen ungemein reichhaltigen Genuß dar. Sie sind für jede Classe von Lesern höchst interessant und verdienen nicht allein allgemein gelesen, sondern auch beherzigt zu werden. Schade ist es, daß der Herr Verf. manche Gegenstände zu kurz behandelt hat; des Verf. Bemerkungen über den Kriegsrath von Cöln sind neu und originell.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Weimar.

Literarische Anzeige.

Endlich ist's vollendet das große Werk! — Der Trost der Schwachen, die Freude der Starken, das Aergerniß der Lilien, die Gloria für die Demüthigen, der Stein des Anstoßes für die Hochmüthigen, das Kräutlein Immergrün der Lustigkeit, das Blümlein Kaiserkron der Narrheit — mit einem Worte:

Makulatur oder Zeitung für Narren und ihre Freunde, 1tes Heftlein.

Noch rauchend von der Presse bietet's die Verlagshandlung jedem männiglich um den Preis von 14 Gr. an.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Weimar.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 5tes Stück

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. 3. Nr. 104 — 130.

No. 15.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 27. Juli 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Das Portrait des

Lord Wellington

ist bei uns und in allen Buchhandlungen für 6 Gr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Die

Congreveschen Brand-Raketen,

so wie solche im Monat August 1807 bei der Belagerung von Copenhagen von den Engländern gebraucht worden sind, findet man beschrieben und abgebildet in dem so eben erschienenen neuen Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeßerungen, herausgegeben vom Königl. Preus Geheim. Rath Dr. S F. Hermbstädt, Dr. L. G. Kuhn und F. G. Baumgärtner. 1n Bds. 6s oder 55s Heft, welches ausserdem noch 13 interessante Aufsätze, 3 Quart- und 3 Folio-Kupfer enthält. Preis 1 Thlr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Romane,

welche wir den Freunden einer unterhaltenden Lectüre empfehlen können:

Abendmuße zweier Freunde. 3 Bändch. 8. Schreibpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Albrecht (Dr. F. E.) Triumph der reinen Philosophie, oder die wahre Politik der Weiber. In Briefen zweier Freundinnen; nach d. Franz. 8. 16 Gr.

Amathusia; oder die Geheimnisse der Toilette. Ein Noth- und Hülfsbuch für Damen; von Adelbert. 8. Schreibpp. 20 Gr.

Amor, ein Noth- und Hülfsbüchlein für Liebende und Eheleute. 8. 12 Gr.

Arnim, von, die tugendhafte Kokette, oder Geschichte der Gräfin Caroline Busso. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — Denkwürdigkeiten des Grafen Semonville. Aus dem Französischen. 8. 20 Gr.

— — Joseph der Zweite, oder der gestürzte Minister. 8. 8 Gr.

Ausstellung, die, oder: Wer ist der Schlauste? Ein Lustspiel in zwei Aufzügen nach Bouilly. 8. 16 Gr.

Backel, Origines. Eine komische Geschichte. Zwei Theile: Mit einem Titelkupfer. Schreibpapier. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bagatellen, romantische, 6 Bändchen, mit einem Titelkupfer. Schreibpapier. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

— — Gustav Adolph, König der Schweden, als Freund und Liebhaber, in der Manier des Meißnerischen Alcibiades dargestellt. Ein Roman. 8. mit 3 Kupfern. 1 Thlr.

Bettlermädchen (das) und ihre Wohlthäter. Aus dem Englischen von M C. F. J. Voigt, in 4 Bändchen. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Briefe oder Bemerkungen über Wien eines jungen Baiern auf einer Reise durch Deutschland. 8. 1 Thlr.

Brutus, oder der Sturz der Tarquinier. Mit einem Kupfer. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Caspar Lavigne, oder die Abentheuer des Zufalls. Mehr Wahrheit als Dichtung. Aus

dem Franzöſ. In 2 Theilen. 8vo. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Er geht in die Falle. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. 8. 12 Gr.

Familie, die, des Predigers zu Birkenhayn. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Ferdinand. Ein Roman von Auguſt von Thümmel. Zwei Theile. 8vo. 2te verbeſſ. Auflage. 1 Thlr. 12 Gr. (NB. Der erſte Theil wird nicht ohne den 2ten verkauft; wohl aber iſt der 2te für 18 Gr. aparte zu haben.)

Forſteck, Rudolph von. Eine Sage aus der Vorwelt. Schreibpapier. 8. 6 Gr.

Franz und Amalie, oder die wohlthätige Brüderſchaft. Schreibpapier. 8. 8 Gr.

Geiſterſeherin, die, Gräfin Seraphine von Hohenacker. — Eine Geſchichte zu Anfang des vorletzten Jahrhunderts aus einem Familienarchiv gezogen. Drei Theile. 8vo. Mit einem Porträt. Zweite und verbeſſerte Auflage. Schreibpapier. 3 Thlr.

Gemälde ländlicher Glückſeligkeit. — Von zween Brüdern. 8vo. Schrbpp. 1 Thlr.

Genius, der ſchützende. Eine Geſchichte voller Wunder aber ohne Geiſter Von S. 2 Theile, mit einem Kupfer, Schreibpp. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Geſchichte der wichtigſten Revolutionen in der römiſchen Republik von ihrer erſten Grundung an bis auf die neueſten Zeiten. Mit beſtandiger Rückſicht auf die neueſten Revolutionen. 3 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — des Markis von Seligni und der Frau von Lüzal. In Originalbriefen aus dem Portefeuille des verſtorbenen Hrn. Marſchalls von ***. Herausgegeben von M. L. C. D. Aus dem Franzöſiſchen. Zwei Theile. Schreibpapier. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — des jungen Grafen Sendoza, mit Kupf. 8. Neue Aufl. Schreibpapier. 20 Gr.

— — — von dem Leben, der Regierung und Verſtoßung vom Throne Ivans III., Kaiſers von Rußland, der in der Nacht vom 15. auf den 16. Julius (a. St.) 1764. zu Schlüſſelburg meuchelmörderiſcher Weiſe ums Leben gebracht worden. 8. 4 Gr.

Glück, häusliches, oder die rechtſchaffene Wittwe im Kreiſe ihrer Kinder. Von der Verfaſſerin der Lotte Wahlſtein. Mit einem Titelkupfer. Schreibpapier. 8. 16 Gr.

Judenfreund, der, oder auserleſene Anecdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Iſraels. Herausgegeben von Judas Aſcher. 8. 18 Gr.

Kreuzfahrerin, die, oder Dedo von Egolfſtein und Blanka von Heldenfels. Von der Verfaſſerin der Familie Walberg. 8. 1 Thlr.

Männer, die, der Republik. Ein Luſtſpiel in zwei Aufzügen, von C. A. Vulpius. Schreibpapier. 8. 4 Gr.

Muſeum für Frauenzimmer von einigen ihrer Mitſchweſtern. Mit Kupfern und Muſik. 4 Bändchen. Schreibpapier. 12. 2 Thlr.

Nandchen, das blonde, ſiehe Robert.

Papiere aus den Archiven der Vorzeit. Erſter Theil, enthält: 1) Raubgraf Albert; 2) den Meineid, ein Mährchen; 3) Minna von Rudelsburg. Zweiter Theil enthält: 1) den Traum; 2) Raubgraf Albert, Beſchluß. Mit einem Kpfr. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Plaudereien aus dem Reiche der Liebe. 8. 12 Gr.

Plexipus oder der emporſtrebende Bürgerliche. Im Auszuge aus dem Engliſchen frei bearbeitet vom Verfaſſer des deutſchen Alcibiades. 8. 8 Gr.

Poſtkutſche, die, oder Schwärmereien menſchlicher Leidenſchaften. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman mit einem Kupfer. 8. 1 Thlr.

Pudel, der, auf Reiſen, der ſeinen Herrn ſucht; aus dem Engl. frei überſetzt von Dr. Gruber. in 12. Mit 1 Kupfer. 18 Gr.

Räuber, die, in Wasgau. Eine Begebenheit aus dem franzöſiſchen Freiheitskriege. 2 Theile. Mit einem Titelkupfer. Schreibpapier. 8. 2 Thlr.

Reiſen, theatraliſche. Schreibpapier. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ritter, die, vom Siebengebürge. 2 Thle. Mit einem Kupfer. 8. 2 Thlr.

Robert, der braune. Ein Spiegel für viele. Vom Verfaſſer des deutſchen Alcibiades. Mit einem Titelkupfer. Schreibpapier. 8. 1 Thlr. Deſſen 2r Theil, das blonde Nandchen, von demſelben Verfaſſer. 8. 1 Thlr.

Soden, Julius Graf von, Bianka Kapello. Ein Drama. Mit Kupfern. 1 Thlr.

Todeskampf, hundertſtündiger, oder Begebenheiten Auguſtin Deleſalls, Unterlieut. beim franzöſ. 3ten Dragonerregiment. Herausgegeben von Pierre Villiers. Franzöſiſch und deutſch. 8vo, neue Auflage. 6 Gr.

Tzſchirner, M. H. G., Leben und Ende merkwürdiger Selbſtmörder. Nebſt einigen den Selbſtmord betreffenden Abhandlungen. gr. 8. 12 Gr.

Waldenborn, Aurelia von, oder der Bund der Edlen von Berghamo. Schreibpapier. 1 Thlr.

Warsberg, Moritz von, 2 Theile. Schreibpapier. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Weikhard, Pfalzgraf von Stromhausen. Ein Sittengemälde der Vorzeit. Mit einem Titelkupfer. Schreibpapier. 8. 16 Gr.

Zaura, Königin, oder das bezauberte Birkenwäldchen. Vom Verfasser des Orakels zu Endor. 2 Thle. Mit 2 Kupfern. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Reisebeschreibungen

welche bei uns erschienen sind:

Baumgärtner (F. G.) Reise durch einen Theil Spaniens, nebst der Geschichte des Grafen v. S., mit illuminirten und braunen Kupfern und Musik. 8. Schreibp. 1 Thlr. 4 Gr.

Reisen nach den vier Welttheilen; oder Geschichte der vornehmsten Völker von Europa, Asia, Afrika und Amerika. Mit Kupfern, welche ihre Kleidertrachten, Geräthschaften, Feste, Heirathen, Hinrichtungen, Leichenbegängnisse und die drei Reiche der Natur vorstellen. Aus dem Französischen, mit 6 Kupfern. 2 Bändchen, gr. 8. Schreibpapier. 2 Thlr.

— — — in Brasilien, Peru und Caracas. Nach Lindley, Barrow, Tukney, Degans und andern Reisebeschreibungen ausgearbeitet und herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. Mit 6 Knpfern. 8. 1 Thlr.

— — — in Persien. Nach Chardin, Forster, Franklin, Gmelin und andern Reisebeschreibungen ausgearbeitet und herausgegeben von J. A. Bergk. 8. Mit 6 Kupfern. 1 Thlr.

— — — nach Sicilien und Athen, den Inseln des Archipelagus, Smirna, Constantinopel und den Küsten von Afrika. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen begleitet von Bernhard Reith. 4. mit Kupfern. 2 Thlr.

Tombe's, C. F., Reise in Ostindien in den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6. Mit mehrern Bemerkungen und Erläuterungen von Sonnini. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt von Dr. Bergk. Mit 6 Kupfern. 8. 2 Thlr.

Uebersicht der Reise um die Welt, des Herrn A. J. von Krusenstern, Kapitains der russisch-kaiserl. Marine, in den Jahren 1803, 4, 5, 6. 1r Theil. 16 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Ein halber Nachdruck.

Unter dem Titel: Frische und eingemachte Judenkirschen u. s. w., Germanien 1811, erschien letzte Messe eine Sammlung jüdischer Anecdoten, die aber keineswegs frisch und neu, sondern größtentheils nachgedruckt sind, aus dem Werkchen: der Judenfreund, oder auserlesene Anecdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Israels, welches ein sehr beliebter Schriftsteller Ostermesse 1810 bei uns herausgab. Wir machen dieses hiermit bekannt, damit die Besitzer des Judenfreundes nicht durch den Nachdruck getäuscht werden. Leipzig im Juli 1811.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Kinderschriften.

Lehr- und Schulbücher,

welche

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind:

Academical Instructor, oder die beste aus 22 Platten bestehende englische Vorschrift zum Schönschreiben. Fol. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, M. J. C., Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Neunte Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 8 Gr.

— — — Fragen über das Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Als ein verlangter Anhang zu jeder Auflage passend. 8. 4 Gr.

Franck (J. P.) Abhandlung über eine gesunde Kindererziehung nach medizinischen und physischen Grundsätzen, für sorgsame Aeltern, besonders für Mütter, denen ihre und ihrer Kinder Gesundheit am Herzen liegt. Aus dem Lat. übers. gr. 8. neue Aufl. 12 Gr.

Geschichte der christlichen Religion für denkende Leser. 8. 16 Gr.

Gutmanns, Vater, Spatziergänge mit seinen Kindern, oder Unterhaltungen über Natur, Menschenleben und Vorsehung mit der erwachsenen Jugend. Vom Verfasser des mythologischen und naturhistorischen Kinderfreundes. In zwei Theilen. 2 Thlr.

Hezel, W. F., ausführliche griechische Sprachlehre nebst Paradigmen der griechischen Declinationen und Conjugationen in 35 Tabellen. gr. 8. 1 Thlr.

— — — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen, nebst vollständigen Paradigmen der

Nenn- und Zeitwörter in 35 Tabellen. gr. 8. 12 Gr.

Hezel, W. F., kürzere griechische Sprachlehre für Schulen. Ohne Paradigmen. gr. 8. 9 Gr.

Lebensbeschreibungen für Knaben; oder charakteristische Geschichten, um Kinder zur Verehrung tugendhafter, und Verabscheuung lasterhafter Grundsätze aufzumuntern. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von D. A. Waldmann. 12. gebunden. 14 Gr.

——— für Mädchen; oder moralische und lehrreiche Beispiele für junge Frauenzimmer. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von Dr. A. Waldmann. 12. sauber gebunden. 14 Gr.

Marx, (M. A. Fried.) ABC- und Lesebuch für Kinder, mit 22 illum. Kupfern, zweite Auflage, gebunden. gr. 8. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Orbis pictus, neuer englischer, the progress of Man, oder die Geschichte des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, in Bildern zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend. 2 Bändchen mit 34 illuminirten Kupfern. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Religions-Unterricht, erster, für Kinder. 8. 6 Gr.

Scenen aus der Kinderwelt. Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagegeschenk für gute Kinder, von F. W. v B. 8. 8 Gr.

Schütz, C. G., lateinisch-teutsches Lehrbuch für die ersten Anfänger, zur schnellern, sichrern und angenehmern Erlernung der Elemente der lateinischen Sprache. Ein Versuch, das Gute in der Methode des weiland allbeliebten Comenius, ohne seine Fehler beizubehalten. Nebst einer Vorrede über den Gebrauch des Buchs beim Unterricht. 2 Thle. mit Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Schmiedlein, G. B., Handwörterbuch der Naturgeschichte, über die drei Reiche der Natur; nach dem Franz. frei bearbeitet. 1r bis 3r Theil. 8. 3 Thlr.

Seidel, C. A., Schauspiele für die Jugend. Drei Bändchen. Schreibpapier. 8. 1 Thlr

Soldan, D. C. H. C., Neues allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht. Oder Materialien zur Uebung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung der Moralität und Religiosität. 8. 8 Gr.

Steinbeck, D C. G., Feuerkatechismus für die liebe Jugend in ganz Deutschland. Vierte, alle vorhergegangenen Nachdrücke unbrauchbar machende, Auflage. 12. 3 Gr.

Thomsons, J., Jahreszeiten mit unterlegter Konstruktion und grammatischen, historischen und andern Anmerkungen erleichtert für Lernende von G. F. Herrmann, M. A Lehrer der französischen und englischen Sprache am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

Unterricht für Aeltern, über die Behandlung ihrer Kinder in den natürlichen und während der eingeimpften Blattern. Nebst einigen praktischen Fällen zur Bestätigung. Aus dem Englischen übersetzt. 8. 8 Gr.

Young's, D. E., Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, mit Konstruktionen und erläuternden Anmerkungen erleichtert von G. F. Herrmann M. A., Lehrer am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

Empfehlung von gutem reinen Tabak.

Ich sehe mich verbunden, da ich jetzt mein Gewölbe in blauen Engel in der Peterosstraße verlegt habe, dieses meinen Abnehmern bekannt zu machen, und findet man bei mir nachstehende sehr preißwürdige Sorten, als:

f. Canaster à 16 Gr. 1 Thlr. 1½ Thlr. 1⅔ Thlr. halb Canaster à 11 Gr. Petit Canaster à 10 Gr. und mehrere andere sehr leichte und gutschmeckende Tabacke à 9. 8 und 6 gl. das Pfund.

C. A. Schrader.

Da man jetzt so viele Klagen über den Tabak hört; so empfiehlet unterschriebenes Comptoir mit aller Aufrichtigkeit die Tabake des Hrn. Schrader sowohl zum Rauchen als Schnupfen, und glaubt sich dadurch den Dank der Abonnenten der Jugend- und Moden-Zeitung zu verdienen.

Industrie-Comptoir.

No. 16.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 10. August 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Angenehmes Geschenk

für

Damen und Herren.

Folgende verschiedene, sehr elegante Arten von Stammbüchern, die gewiß den besondern Geschmack jedes Liebhabers befriedigen werden, sind bei uns zu haben:

1) Stammbücher mit 36 Kupfern, die als Ideenmagazin für Stickereien auf Brieftaschen, Strickbeutel, Tobaksbeutel u. s. w. dienen können, nebst 42 Blättern weiſses Papier, auf dem Schnitt vergoldet, und in einer doppelten Kapsel. Preis 6 Thlr. Bei uns selbst gegen baare Zahlung 5 Thlr.

2) ——— mit weißgepreßtem Rande im feinsten Dessin etliche 70 Blätter stark, ebenfalls mit vergoldetem Schnitt und doppelter Kapsel. à 6 Thlr. — baare Zahlung 5 Thlr.

3) ——— mit buntem figurirten Rande, buntem Titelblatt, übrigens wie die vorigen. Preis 4 Thlr.

4) ——— mit 12 bunten Kupfern, nebst weißen Blättern. Schnitt und Kapseln, wie bei den vorigen. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

5) ——— mit weißen glatten Blättern. Schnitt und Kapseln, wie die vorigen. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Das Papier in allen 5 Sorten ist feines Velin. Die Blätter mit kolorirten Dessins und Kupfern in 42 verschiedenen Mustern sind übrigens einzeln à 6 Gr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Im Industrie-Comptoir zu Leipzig sind folgende neue sehr interessante Gesellschafts-Spiele erschienen:

Neues Gesellschafts-Spiel

zur

angenehmen Unterhaltung in 300 Fragen- und Antwortkarten, nebst beigefügter Nachricht, eine ganz umgeänderte Ausgabe. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Orakel,

ein

ein neues Gesellschaftsspiel für fröhliche Zirkel mit 300 Karten, aber ganz verschieden von ersterem. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Amoretten-Spiel,

mit

Erklärung, 5 Stück Karten und 8 Stück Würfel in einem Becher. 16 Gr.

Das Labyrinth,

oder

die bezauberte Prinzessin

(in einem Irrgarten). 12 Gr.

Das

englische Wettrennen.

12 Gr.

Das Raubschloß,
oder
der Raubgraf.
12 Gr.

Frauenzimmer, welche sich mit Strickerei und Stickkunst beschäftigen, empfehlen wir folgende bei uns erschienene Muster, als die neuesten und geschmackvollsten:

Emilie Berrin

Lieblingsbeschäftigungen für Damen;
oder
Samml. neuer Dessins, Filoche, Flor und alle Arten Gaze mit Seide, Musselin und Sammet zu brodiren. 1 Thlr.

Emilie Berrin

Neues Modellbuch eleganter Wäschzeichen
zu
Tafeltüchern, Servietten und Taschentüchern, in 26 Medaillons, als Einfassungen zu Nahmen und Nummern, zu schmalen Bordüren und Kantchen, zu Brusttüchern, Krägen, Hemdebinden und Schnupftuchern. Nebst 2 Alphabet verschiedener schöner Schrift; auf Velinpap. in 4to. Paris und Leipzig. 2 Theile, jeder 16 Gr.

Dieses Modellbuch erhielt wegen der Eleganz und Mannichfaltigkeit der darin befindlichen Muster, in kurzem zwei Auflagen, ob es gleich von einem bekannten Modellfabrikanten nachgedruckt ward.

Dasselbe französisch. 1 Thlr. 8 Gr.

Emilie Berrin

Die kleine Strickerin,
oder:
bequemes Modellbuch in den Strickbeutel.
1s und 2s Heft.

Enthält jedes 12 Blatt neu gezeichneter Muster zu aller Art Arbeit. In quer 8. Paris und Leipzig. jedes Heft a 1 Thlr.

Die Modelle empfehlen sich durch das Gefällige und Aechte, welches, ohne in das Leere zu fallen, sogleich Beifall findet.

Dasselbe französisch.

Emilie Berrin

Neue Strickmuster,
oder:
Versuch, Malerei mit Strickkunst zu verbinden, mit kolor. Kupfern, quer Folio, broch. 5 Thlr. 10 Thlr.

Diese Muster werden die Leserinnen überzeugen, vortheilhaft es für ihre Arbeiten sey, wenn sie einen durch Hülfe einer andern verwandten erweitern.

Dasselbe französisch.

Berrin und Sabin

Neue Englische und Französische Muster zum Sticken
mit 40 Kupfern, davon 20 illuminirt, broch. in quer Folio. 3 Thlr.

Wenn auch die Mode sich in Abwechselungen gefällt und nicht selten minder Gefälliges für das Geschmackvollere umtauscht, so wird das Aechte doch immer auf dem Arbeitstische denkender Arbeiterinnen seinen Platz behaupten.

Ebendasselbe mit franz. Text, br.

Emilie Berrin

Hieroglyphen,
oder:
Angenehme Devisen der Freundschaft und Liebe zum Sticken, Stricken, Weben und Nähen, anwendbar auf Souvenirs, Strickbeutel, Geldbeutel, Armbänder, Strumpfbänder, Kaffeetassen, Tischblätter, Arbeitsbeutel, Tabaksbeutel, Fächer, Licht- und Ofenschirmen, mit deutscher und französischer Erklärung gezeichnet und gemahlt in 12 Blättern, in 4to. 1 Thlr.

Wer nicht allein darstellen und arbeiten, sondern auch mit seinen Darstellungen Ideen und mit seiner Arbeit Gedanken verbinden möchte, dem werden diese Hieroglyphen Ideen genug geben, geheime schüchterne Wünsche, Dankbarkeit und Hochachtung auf eine etwas sinnvolle als seine Art auszudrücken. Die Lösung wird dabei Veranlassung zu Scherz und lustigen Einfällen geben und angenehm unterhalten.

Berrins

Pariser und Londner Muster
Vorhänge und Gardinen nach dem besten Geschmack zur Verzierung der Zimmer aufzuziehen. In

3 Heften jedes mit 6 kolorirten Blättern, broch. à 1 Thlr.

Ebendaſſelbe franzöſiſch.

Der

Blumenzeichner für Damen,

2 Theile in 4. 6 Thlr.

Derſelbe franzöſiſch.

Neueſte Engliſche Muſter

zum

Sticken für Damen, wie auch für Spitzen-, Cattun- und andere Fabrikanten. 3 Hefte 10 Thlr.

Muſter

von kouleurt geſtickten Borduren zu Kleidungsſtücken nach dem neueſten engliſchen Geſchmack; wornach man ſehr leicht mit fein engliſcher Wolle und Seide auf Mouſelin ꝛc. ſticken kann; von Philipſon. 18 Heft. Mit illuminirt. Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Neue Pariſer und Londner Muſter,

um

Petinet, Spitzen, Flor, Mouſelin zu brodiren. Enthält Kleider, Aermel, Halstücher, Voils und was zum weiblichen Putz gehört. In quer Fol. 1 Thlr.

Kleine Sammlung

neuer

Engliſcher Deſſins geſtickter Hemde-Aermel. Gezeichnet von Philipſon. 18 Gr.

Kleines Stickerbuch für Damen

mit 8 illum. Kupf. Quer Fol. 1 Thlr. 12 Gr.

Kolorirte Strickmuſter

zu

Geldbörſen und Kinderkleidungsſtücken; herausgegeben von Philipſon; 3 Lieferungen, à 1 Thlr. 8 Gr.

Strickmuſter

in

Engl. und Franzöſiſcher Manier, für Töchterſchulen; herausgegeben von Philipſon, einfarbig 18 Gr. bunt 1 Thlr. 12 Gr.

Louiſe Genlis

Neueſte Muſter

zu

Bordüre auf Damen-Kleider. 1s und 2s Heft in 16 Blättern, quer Folio. à 1 Thlr.

Neueſte punktirte Muſter

zur

Perlſtickerei, von Emilie Berrin. In 12 bunten Blättern, quer 8vo. 1 Thlr.

Karl Silling's

Großes Magazin für Stickerei.

Oder

Sammlung neuer geſchmackvoller Muſter zum Sticken in Wolle und Seide, für alle mögliche Art Arbeit in dieſer Kunſt. 6 Hefte, 4to, jedes Heft mit 9 Blättern. Schwarz à Heft 1 Thlr. bunt 1 Thlr. 12 Gr.

Karl Silling's

Neues Magazin der kleinen Stickerei.

Enthält

Einfaſſungen zu Hals- und Schnupftüchern, zu Weſten u. dergl., auch Kanten in Petinet und Flor für Hauben und andern Damenputz, im neueſten engliſchen und franzöſiſchen Geſchmack. 2 Hefte in quer 8vo, jedes mit 9 Blättern. Schwarz à Heft 16 Gr. bunt 1 Thlr.

Karl Silling's

Kleinigkeiten für Stickerei.

Enthaltend

Käntchen und Ausfüllungen zu Hals- und Schnupftüchern, Buſenſtreifen, Hemdekragen, auf Strickbeuteln, in Petinet und Flor ꝛc. In 24 Blättern. 16 Gr.

Für Fabrikanten, Färber und Künstler.

So eben ist erschienen:

Hölterhoff's, G. W. (Kunst- und Schönfärbers) vollständiges practisches Handbuch der Kunst-Färberei, oder Anweisung ächt türkisch Roth, Grün, Blau ꝛc., wie auch alle Modefarben, auf Nanquins Garne, wollene Tücher, Seide, Zwirne und Manchester ꝛc. zu färben. Nebst Unterricht von verschiedenen Bleichen. Vierter Band, enthält die Färbung der Manchester. Nebst einem Nachtrag zu dem Färben auf Tuch, Biber ꝛc. mit möglichster Ersparung der indischen und andern Colonial-Farben-Materialien. Mit Abbildungen und Farbentafeln. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieses allgemein als zweckmäßig und brauchbar anerkannte Werk, ist nun mit diesem 4ten Bande geschlossen. Die vorhergehenden Theile enthalten:

1r Band, die Färbung aller wollenen und baumwollenen Waaren. Kostet 1 Thlr. 12 Gr.

2r Band, die Färbung der Seide und seidenen Zeuche. Kostet 1 Thlr. 16 Gr.

3r Band, die Färbung leinener Bänder, Zwirne und Garne. Kostet 1 Thlr. 20 Gr.

Das ganze Werk in 4 Bänden, in denen sich viele Abbildungen und illuminirte Musterkarten befinden, kostet 7 Thlr. 8 Gr., doch werden auch die einzelnen Theile besonders verkauft.

Keysers Buchhandlung in Erfurt.

Deutsches General-Register zu dem 1ten bis 10ten Bande des vollständigen Lexicons der Gärtnerei und Botanik und einige Verbesserungen zu dem ganzen Werke von Dr. F. G. Dietrich. gr. 8. Berlin 1811. Preis 2 Thlr. Courant.

Durch dies deutsche Generalregister erhält das genannte, ebenfalls deutsche Werk des Herrn Dr. Dietrich für diejenigen erst vollständigen Werth, welche mit den lateinischen Benennungen der Pflanzen nicht bekannt sind, und bisher eine Belehrung in den 10 Bänden etwas mühsam aufsuchen mußten, indem die Gewächse nur nach ihren lateinischen Namen alphabetisch geordnet werden konnten. Dies Register enthält mehr als 27000 deutsche Namen von Bäumen, Stauden, Pflanzen, Blumen ꝛc. und jeder Botaniker, Arzt, Apotheker, Gärtner und Gartenliebhaber, Oekonom und Forstmann kann nun die ihm nöthige Belehrung über die botanischen Kennzeichen, die Pflanzung und Wartung eines Gewächses sogleich auffinden. Selbst dem Botaniker von Profession, welchem nicht alle deutschen Provinzialnamen der Pflanzen bekannt sind, wird es nützlich werden. Mit der Zeit erscheinen noch einige Bände Nachträge über neu entdeckte Pflanzen ꝛc. und das ganze Werk von 10 Bänden nebst Register soll daher noch bei uns und in jeder soliden auswärtigen Buchhandlung für den Pränumerationspreis zu haben seyn, nämlich für 24 Thlr. Cour. oder 43 Fl. 12 Kr. Rheinisch. Der Ladenpreis ist 32 Thlr. oder 57 Fl. 36 Kr. Die letzten Bände des Werks sollen ebenfalls noch einzeln, jeder für 2 Thlr. 6 Gr. Pränumerationspreis an diejenigen abgelassen werden, welche durch den Krieg bis jetzt verhindert wurden, sie sich anzuschaffen.

Die Verleger, Gebrüder Gädicke in Berlin.

Neue Verlagsbücher von Darnmann in Züllichau.

Leipziger Jubilate-Messe 1811.

Denkmale glücklicher Stunden von Friedrich Rochlitz. 2r Theil mit Kupfern von Lips. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Meister, Dr. J. C. F., über Entsagungen eines Verschuldeten auf Erbschaften. gr. 8. 12 Gr.

Walther, F., Cyane, ein Episch-romantisches Gedicht in zehn Gesängen. 8. auf Druckpapier 1 Thlr. 12 gr. auf Schweizerpapier 2 Thlr.

Antigone und Brutus, zwei Portraits von Lips, erste Abdrücke auf Schweizerpapier jedes 9 Gr.

In der Manckeschen Buchhandlung in Chemnitz ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Paris wie es jetzt ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebungen. In Briefen eines reisenden Deutschen. 8. geheftet 1 Thlr. 10 Gr.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist ein feiner, gebildeter Weltmann von höherem Stande und zugleich ein Kunstkenner vom geläutertsten Geschmack. Dem erstern Umstande verdanken seine Beobachtungen eine seltene Eigenthümlichkeit, dem letztern Vorzuge einen hohen Werth. — Ungeachtet seines nur mäßigen Umfanges liefert dieses reichhaltige Buch die detaillirte Beschreibung alles Merkwürdigen in und um Paris, des geselligen Tons, der Art zu leben, u. s. w. Der fleißig benützte Zutritt am Hofe und zu den ersten geselligen Zirkeln, der dem Verfasser offen stand, gab ihm Gelegenheit, Vieles kennen zu lernen, was den mehresten Reisenden unzugänglich bleibt. — Daher werden diese Briefe demjenigen, der Paris bereits besuchte, Veranlassung zu angenehmen Reminiscenzen geben, denjenigen, die dahin reisen wollen, zu einem treuen und zuverlässigen Wegweiser dienen und allen gebildeten Leserinnen und Lesern eine eben so belehrende als unterhaltende Lectüre gewähren.

No. 17.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 24. August 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Ansichten von Palästina,

oder

dem heiligen Lande,

nach Ludwig Mayers Originalzeichnungen, mit Erläuterungen vom Prof. C. F. K. Rosenmüller in Leipzig, mit 24 Kupfern, quer Folio. Zwei Bände komplett 8 Thlr.

Dieses Werk, durchgehends auf Velinpapier gedruckt, ist von den besten Künstlern in Kupfer gestochen, und ohngeachtet seines geringen Preises ein wahres Prachtwerk zu nennen. Es muß für jeden Verehrer der Religion, welche das erhabenste Wesen im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrt, von dem größten Interesse seyn, das Land seiner natürlichen Beschaffenheit nach kennen zu lernen, in welchem der weiseste und edelste aller Sterblichen seinen großen noch jetzt fortwirkenden Plan zur Aufklärung und Beglückung des ganzen Menschengeschlechts entwarf und ausführte.

Die 24 sehr schönen Kupfer enthalten folgende Darstellungen:

1. Jerusalem vom Oelberg. 2. Ueberrest eines Thurms der Burg Antonia. 3. Ein Theil von Jerusalem mit der Kirche des heiligen Grabes. 4. Die Säule, an welcher das Todesurtheil des Heilandes angeheftet war. 5. Ein maronitischer Mönch und Pilgrimme. 6. Die Capelle des heiligen Grabes. 7. Grab Josephs von Arimathia. 8. Der Teich Bethesda. 9. Die Quelle Siloah. 10. Das Grab der Jungfrau Maria. 11. Eingang zu den Gräbern der Könige von Juda. 12. Die Gräber der Könige von Juda. 13. Die Gräber der Richter von Israel. 14. Die Absalons Säule. 15. Das Thal Josaphat. 16 Brücke über den Bach Kidron. 17. Bethanien und der todte See. 18. Das Grab des Lazarus. 19. Ansicht der Hauptstraße von Bethlehem. 20 Ein griechischer Mönch. 21. Unterirdische Kirche zu Bethlehem. 22. Das Grab der Rahel. 23. Der versiegelte Brunnen. 24. Ruinen zwischen Rama und Jerusalem.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Von dem

Museum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunst und im Menschenleben, herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner, das nunmehr in das 10te Jahr fortgesetzt wird, und sich des fortdauernden Beifalls des Publikums erfreut, dessen es sich durch mehr als 3000 der mit interessantesten und lehrreichsten Aufsätze verdient machte, sind bereits

10 Bände oder 60 Hefte mit 293 Kupfern

erschienen. Der Preis des ganzen Werks ist 45 Thlr. Gegen baare Zahlung ist es bei uns und in allen Buchhandlungen für 30 Thlr. zu haben.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers,

par une société de gens de lettres. Mis en ordre et publié par M. Diderot; et quand à la partie Mathématique, par M. d'Alembert. Edition exactement conforme à celle de Pellet, in quarto. A Lausanne et à Berne.

Von diesem Werk haben wir noch ein vollstän-

diges Exemplar, in 75 Bänden, wovon 3 die Kupfer enthalten, in Pappe gebunden, welches wir mit 80 Thlr. verkaufen wollen.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Die neunte Auflage

von

Förſters Lehrbuch der chriſtlichen Religion

nach Anleitung des Katechismus Lutheri iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen für 8 Gr. zu zu bekommen.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Beſchreibung und Abbildung der unweit Leipzig durch den Zimmermeiſter Lüders erbauten

Windpapiermühle

nach holländiſcher Art. Herausgegeben von dem Beſitzer J. C. Ludwig. 4. Mit 1 Folio Kupfer in Aqua Tinta. Preis 12 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Oekonomen, Haus- und Landwirthen

empfiehlt die Baumgärtnersche Buchhandlung folgende Bücher:

Abbildung und Beſchreibung einer neuen engliſchen Maſchine zur ſchnellen Abführung des Heues von den Wieſen bei eintretendem Regenwetter oder ſchnell entſtehender Ueberſchwemmung. Erfunden v. Johann Middleton; aus dem Engliſchen überſetzt und herausgegeben v. F. G. Leonhardi, 4to. mit einem Kupfer. 2te Auflage. 6 Gr.

— und Beſchreibung eines engliſchen Milchhauſes, ſeiner vortheilhaften äußern und nützlichen innern Bauart. Begleitet mit einer Abhandlung über Kühmelkerei und deren Bewirthſchaftung, beſonders in der Abſicht, Milch von der ſchönſten Qualität zu bekommen, ſie lange friſch zu erhalten, und Butter von der vorzüglichſten Art zu machen, ſie immer zweckmäßig zu ſalzen, und lange aufzubewahren. Mit einem Kupfer. 16 Gr.

Abhandlung über die Bewäſſerung der Wieſen, mit Darſtellung der wichtigſten Vortheile dieſer Verfahrungsart bei unbebauten moraſtigen und unfruchtbaren Ländereien und einer genauen Anweiſung zur Ausführung dieſes Unternehmens, mit 6 Kupfern, 4to. 1 Thlr. 12 Gr.

Anwendung, nützliche, der Hunde zu verſchiedenen mechaniſchen, ökonomiſchen und unterhaltenden Arbeiten; von F. G. B. Mit 3 Kupfern. 8. 12 Gr.

Bäcker, der vollkommene, oder: über das Ganze der Bäckerei, als ein faßlicher und vollſtändiger Unterricht zur beſten Bereitung der verſchiedenen Brodarten und des andern Backwerks. 4to, mit 2 Kupfern. 1 Thlr. 6 Gr.

Boardmann, über die vortheilhafteſte Bauart der Eggen. Mit 1 Kpfe. 4to. 6 Gr.

Boreux wirkſame und überall anwendbare Mittel, den übeln Geruch aus den Häuſern zu entfernen, welcher durch die Abtritte entſteht. 4. mit 1 Kupfer. 6 Gr.

— — neues, einfaches, leicht ausführbares Mittel, dem Rauchen der Schornſteine und Stubenöfen auf eine wirkſame Weiſe abzuhelfen. 4to, mit 2 Kpfrn. 12 Gr.

Bemerkungen, praktiſche, über die Zucht, Wartung und Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schaafe, Ziegen, Schweine, des Federviehes, der Fiſche, Bienen und Seidenwürmer. 12. 6 Gr.

Daubentons kleiner Schäferkatechismus, worinnen von der Stallung, der Streu und dem Pferch der Schafe, von der Auswahl der Zuchtbocke ꝛc. vollſtändiger Unterricht ertheilt wird. Aus dem Franz. nach der 3ten Aufl. des Originals überſetzt von Dr. Waldmann. 8. 15 Gr.

Feuer-Ordnung, allgemeine, für Dörfer und Rittergüter, oder Anweiſung und Vorſchriften zu zweckmäßigen Anſtalten, um Feuersbrünſte auf dem Lande zu verhüten, dieſelben ſchnell zu löſchen und weniger verheerend zu machen. Entworfen, und auf dem Rittergute und Dorfe Güldengoſſa bei Leipzig eingeführt von J. H. Küſtner, Erb-Lehn- und Gerichtsherr daſelbſt. Mit einer Voreede vom Prof. Leonhardi. 4. 9 Gr.

Handbuch für Müller und Bäcker; oder Bouquets Abhandlung vom Mahlen des Getreides, dem Bau der Waſſermühlen und der Backöfen, nach der dritten ſtark vermehrten Ausgabe; aus dem Franzöſiſchen, mit 6 Kupfern in 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Hermbſtädt, D. S. F., Anleitung zum Etabliſſement einer Fabrike von ächtem Weineſſig, welcher dem franzöſiſchen und rheiniſchen völlig gleich kommt; nebſt einem Unterricht zur Fabrikation künſtlicher Eſſiggarten, zu welchen kein Wein angewandt wird. 4. 4 Gr.

Hochheimer (C. F. A.), Neues ökonomiſches, chemiſch-technologiſches Haus- und Kunſtbuch, oder neueſte Sammlung auserleſener und ge-

prüfter Vorschriften zum Gebrauch für Hausväter, Oekonomen, Fabrikanten, Künstler und Kunstliebhaber. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Landwirth (der neue Französische), auf Befehl des National-Konvents abgefaßt und in den Departements vertheilt. Uebersetzt und mit Anmerkungen für deutsche Landwirthe begleitet vom Herrn Professor F. G. Leonhardi. 8. 1 Thlr.

Leonhardi, von dem Kartoffelbaue, wie derselbe nach den auf Befehl der Englisch. Regierung von den Landwirthen eingesendeten Berichten am vortheilhaftesten getrieben werden kann. Aus dem Englischen übersetzt und umgearbeitet. gr. 8. mit 4 Kupfern in 4. 12 Gr.

— — — über die Erziehung und Pflanzung der Pappeln überhaupt, und der italienischen und kanadischen insbesondere. 4. mit Kupfern. 12 Gr.

— — — Beschreibung zweier chinesischen Maschinen, welche die Chinesen zur Bewässerung ihrer Gärten, Felder und Wiesen brauchen, und sich selbst erbauen. Nach dem Englischen. 4. mit 2 Foliokpfrn. 18 Gr.

— — — Nachrichten von Ackergeräthen oder von einigen zweckmäßigen Pflügen und Eggen aus Frankreich; mit Anmerkungen. 4. nebst 1 Kpfr. 6 Gr.

— — — über die Einrichtung der Ziegel- und Brauöfen, zur Torf-, Braun- und Steinkohlen-Feuerung. 4. mit 2 Kupfern. 12 Gr.

— — — über Verbesserung der Krippen und Raufen in Schaafställen von Oehler, und noch ein anderes Mittel gegen die Verunreinigung der Schaafwolle durch das Rauchfutter und gegen den Verlust der noch im Stroh befindlichen Körner bei der Fütterung. Mit 2 Kupfern. 4. 12 Gr.

— — — von den verschiedenen Arten das Obst zu trocknen und zu dörren, nebst einer Beschreibung einer Obstdarre, deren man sich in Slavonien bedient. Mit 1 Kupfer. 6 Gr.

Lucas, J. G., Schulmeister zu Nischwitz bei Wurzen, Unterricht zur Bienenzucht. 2 Theile. 8vo. 1r Theil 8 Gr. 2r. Theil 16 Gr. (Von diesem Buch wird nur der 2te Theil aparte verkauft.)

Neuenhahn, (C. E. A.) die Branntweinbrennerei nach theoretischen und praktischen Grundsätzen; nebst der dazu erforderlichen Mastung. Mit Beschreibung eines holzersparenden Blasenherdes und einer Rauch-Malzdarre. 2r Theil. Dritte verm. und abermals ganz umgearbeitete Auflage. 8. mit Kupfern. 5 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— — — das Ganze der Branntweinbrennerei nach praktischen Grundsätzen u. s. w.

Rochol, A., die vollständige Küchen- und Baumgärtnerei. Ein auf vieljährige Erfahrung gegründeter Unterricht. Nach alphabetischer Ordnung bearbeitet. 8. mit Kupfern. 1Thlr. 12 Gr.

Seebaß, C. L., Handbuch nützlicher Rathschläge und Mittel für Künstler, Fabrikanten, Landwirthe und Handwerker. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Spar-Oefen, die sowohl zum Kochen als Heizen der Zimmer erfunden sind, und wo man mit einer Viertelklafter Holz mehr bezweckt, als bei andern Oefen mit einer ganzen Klafter. Ein Geschenk für Hausväter und Hausmütter. 4. Mit 2 Kupfertafeln. 12 Gr.

Werner (C. F.) Materialien zu einem mit der Natur übereinstimmenden System der Landwirthschaft. 8. 12 Gr.

Wolff, J. G., Praktische Rechenkunst für den Rechnungsführer, Oekonom und Landmann, oder deutliche Anleitung: 1) die Churſächsischen Steuer-Gefälle, desgleichen 2) die alten Sächsischen auch neuen ausländischen Munzen und Münzrechnungen, auch Sächs. Conv. Münze, und das verschiedene Scheffelmaas der Sächs. und angränzenden Lande, verhältnißmäßig zu berechnen und zu vergleichen, mit vielen für den ungeübten Rechner nützlichen Rechnungstabellen, in 2 Theilen. 8. 20 Gr.

Folgende kleine Abhandlungen sind aus dem Magazin der Erfindungen einzeln abgedruckt, und werden jedem Landwirth, der dieses große Werk nicht besitzt, willkommen seyn:

Beschreibung der von Herrn Benjamin Wiesemann neu erfundenen Segelwindmühle mit horizontal liegenden Flügelbaumen, nebst allen den Theilen, welche zur Maschinerie derselben gehören und dazu nothwendig sind. gr. 4. mit 4 Kupfern. 12 Gr.

— — und Abbildung von zwei neuen Schottischen Branntweinblasen oder Destillirkolben, deren eine in 24 Stunden 72 mal und die andere in 48 Stunden 480 mal gefüllt und abgezogen werden kann. In 4. mit 2 Kupfern. 12 Gr.

— — und Abbildung einer in Schottland erfundenen Maschine, um das Korn von allen Getraidearten frei zu machen. 4. mit 1 Kpf. 6 Gr.

Beſchreibung und Abbild. zwei neuer ökonomiſcher Geräthe, als erſtens eines neu erfundenen dreiſchaarigen Pflugs, zweitens des Pflugs aus der königl. ſächſiſch. Stadt Barby. 4. mit 2 Kupfern. 12 Gr.

— — und Abbildung einer neuen Dreſchmaſchine mit 1 Kupfer, in 4to. 6 Gr.

— — und Abbildung 4 neuer ökonomiſcher Erfindungen, als: 1) eines Waſſerfurchen-Pflugs; 2) eines neuen Saatpflugs; 3) einer Mörtelmühle und 4) des Kartoffelbaues durch Keime, nebſt Abbildung zwei neuerfundner Werkzeuge, um die Keime von den Knollen zu trennen. 4to, mit 1 Kupfer. 6 Gr.

— — und Abbildung drei neuer ökonomiſcher Geräthe, als: 1) eines Werkzeuges zum Stecken und Behäufeln der Kraut-, Rüben- und dergleichen Felder; 2) eines neu erfundenen Werkzeuges zum Legen, Behäufeln und Erndten der Kartoffeln; 3) eines verbeſſerten Queckenziehers, und deſſen Vortheile bei der Bearbeitung der Saatfelder. 4to, mit 2 Kupfern. 12 Gr.

— — und Abbildung 3 neuer ökonomiſcher Geräthe, als: 1) einer neu erfundenen Heuegge zum Wenden des Heues, nebſt einem Aufſatz über das Kleeheu; 2) einer Getraide-Wurfmühle aus Frankreich und der Oberpfalz; 3) des Sackhalters, eines Geſtells zum Einmeſſen des Malzes, Mehls, Korns u. ſ. w. durch einen einzigen Menſchen. 4. mit 2 Kupfern. 12 Gr.

— — und Abbildung eines Autographs oder Selbſtſchreibers, oder einer Maſchine, um Zeichnungen und Charten, wie auch Schriften in Handlungs-Häuſern zu kopiren. Desgleichen auch einer Drei-Schriftmaſchine zum ſtehend Schreiben. Mit 2 Kpf. 4. 12 Gr.

— — und Abbildung dreier ökonomiſcher Geräthe. 1) verbeſſerte und wohlfeile Pflanzungs-Art der Kartoffeln; 2) der Nachrechen des Hrn. Finanzrath Günther auf Haynichen bei Borna in Sachſen und 3) das verbeſſerte Dobeſche Sturmfaß. Herausgeg. vom Prof. Leonhardi. Mit 1 Kupf. 4. 6 Gr.

— — und Abbildung zwei ſehr vortheilhafter Waſſerleitungen zum Wäſſern der Wieſen und Felder. Mit 1 Kpfr. 4. 6 Gr.

— — und Abbildung zwei nützlicher Maſchinen. 1) einer wohlfeilen und überall leicht anwendbaren Wäſſerungs- und Entwäſſerungsmaſchine. Erfunden von George Saubert zu Suddersdorf. Herausgegeb. von Cranz, Königl. Preußl. Oekonomie-Kommiſſär; 2) einer Maſchine, um Waſſer mit Leichtigkeit aus der Tiefe zu heben. Von H. Sargeant aus Whitehaven in Cumberland. Mit 2 Kpfrn. 4. 12 Gr.

Beſchreibung und Abbildung einer Maſchine zum Ziegelſtreichen, v. Hofr. Jung; nebſt einer Rohr-Senſe, welche unter dem Namen der Radziviliſchen bekannt iſt. Herausg. von D. Röſſig. Mit 1 Kpf. 4. 6 Gr.

— — und Abbildung eines einfachen Mittels um ein Boot auf dem Waſſer leicht fortzubewegen; beſonders auf Kanälen und engliſchen Waſſergärten anwendbar und zur Motion für die Geſundheit äußerſt nutzbar. Erfunden von A. C. F. K. und herausgegeb. von F. G. Baumgärtner. Mit 2 Kpfrn. 4. 12 Gr.

Ankündigung
des
Almanachs für die Jugend.

Bei den vielen bereits vorhandenen Almanachen ſcheint es noch an einem Almanach für die Jugend gefehlt zu haben. Die Herausgabe der Jugend-Zeitung, die uns mit mehreren rühmlichſt bekannten Jugendſchriftſtellern in Verbindung brachte, giebt uns auch eine günſtige Gelegenheit zur Abhelfung jenes Bedürfniſſes mitzuwirken. Gehaltvolle proſaiſche Aufſätze aus dem Gebiet der Natur und Völkerkunde, intereſſante Scenen aus der Geſchichte, inſtruktive Biographien, hiſtoriſche Anekdoten, und dergl.: ingleichen gefällige, den Geſchmack bildende poetiſche Arbeiten werden den Inhalt des Jugendalmanachs ausmachen. Unter der Redaktion des Herrn Vicerektor Dolz, haben ſich nicht nur die Mitarbeiter der Jugend-Zeitung zur Herausgabe dieſer Schrift vereinigt, ſondern es haben auch andere rühmlichſt bekannte Schriftſteller, unter welchen wir nur einen Böttiger, Galetti, Löhr, Gutsmuths nennen, Theilnahme und Unterſtützung verſprochen und zum Theil ſchon Beiträge eingeſendet. Ueberdieſes ſoll dieſe Jugendſchrift auch mit 6 ſchwarzen Kupfern häusliche Scenen, und 4 illum. Kupfern Spiele für Kinder darſtellend, von guten Künſtlern, als Roßmäßler, Froſch, Schule ꝛc. und muſikaliſchen Beilagen ausgeſtattet werden.

Die Redaktion der Jugendzeitung.

Der erſte Jahrgang dieſes Almanachs für 1812 erſcheint im September d. J., begleitet von 10 guten Kupfern, wovon 4 illum. und 3 Muſik-Beilagen. Das Aeußere wird geſchmackvoll und der Preis billig ſeyn.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

No. 18.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 7. September 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Beantwortung

einer Kritik über den Situationszeichner vom Lieut. Berggold in den Geographischen Ephemeriden.

Ich würde es unter meiner Würde halten, eine so gehalt- kenntnislose und boshafte Beurtheilung zu beantworten, wenn ich nicht von Männern von Metier, deren ganzen Beifall der Situationszeichner erhielt, darzu wäre aufgefordert worden. Es gilt hier zugleich der Ehre anderer kritischen Blätter, die diesen Situationszeichner rühmlich und vortheilhaft beurtheilten, und um ihrentwillen halte ich es für Pflicht, dem Publikum eine nähere Kenntniß über die Geographischen Ephemeriden — oder richtiger, Ephemeren — und deren nichts weniger als löblichen Tendenz mitzutheilen.

Die Geographischen Ephemeriden, die jetzt der Buchhändler Bertuch in Weimar herausgiebt, sind ein völlig mißrathener Ableger von Zachs monatlicher Correspondenz. Diese Zeitschrift hat in ihrer jetzigen Gestalt in Bertuchs Händen gar keinen andern Zweck, als die Lärmtrompete, und der Ausschreier seiner Unternehmungen, besonders seiner Reisebeschreibungen, die er verlegt, und die als schlechte Uebersetzungen, elende Compilationen, und als die kläglichsten Fabrik-Waaren überall bekannt sind, zu seyn. Sie sollen ferner als Posaune dienen, wodurch er seine über alle Beschreibung schlechten Landkarten auf allen Märkten zu vertrödeln sucht. Es kann ihm nicht unbekannt geblieben seyn, wie sehr sich die Abnehmer seiner großen militairisch-topographischen Karte von Deutschland getäuscht gesehn haben. Welche unrichtige Zeichnung, Rasmens-Entstellungen, elenden Stich und Druck findet man in dieser so pomphaft angekündigten Karte! Wie viel Gutes hätte daraus werden können, und welch armseliges Machwerk ist nicht daraus geworden? Sollte man nicht glauben, daß Bertuch nach jener schändlichen Kritik, die Absicht habe, einen wirklich schlechten Situationszeichner in kurzem heraus zu geben, und durch dieses listige Manöver ihm in Voraus den Weg zu bahnen? —

B.

Folgende sehr interessante Schriften werden von unterzeichneter Handlung empfohlen:

Angenehme und nützliche Beschäftigung

für

die Jugend im Zeichnen und im Mahlen, — eine vortreffliche Anleitung Blumen zeichnen und mahlen zu lernen. Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder. 2te Auflage mit 32 illum. Kupfern, in 16mo. 2 Thlr. 12 Gr.

Neues Bilderbuch für Kinder;

enthält

Abbildungen und in vier Sprachen abgefaßte Beschreibungen von Gegenständen aus den drei Reichen der Natur, aus dem Gebiet der Wissenschaften, Künste und Handwerke. 24 Hefte mit Kupfern in 4to; jedes Heft, in deutscher und französischer Sprache, mit illum. Kupfern, 16 Gr.

Jedes Heft enthält 5 Kupfer, richtig gezeichnet und koloriert. Auf einem ist ein Handwerk, eine mechanische Kunst, eine ökonomische Beschäftigung

und dergleichen dargeſtellt. Ein zweites und drittes enthält Abbildungen von Gegenſtänden aus den drei Naturreichen. Auf dem vierten iſt eine merkwürdige Stelle aus der Erdbeſchreibung abgebildet und auf dem fünften werden Trachten von verſchiedenen Völkern und überhaupt Objecte aus der Anthropologie und Mythologie geliefert. Der Text iſt nach den beſten, oft koſtbaren Werken des Inn- und Auslandes in deutſcher und franzöſiſcher Sprache abgefaßt.

Bormanns

Hand- und Methodenbuch

für

Schullehrer, beſonders für die in den niedern Bürger- und Landſchulen. Mit Tabellen in 8. 18 Gr.

John Bourton

Landſchaftsmahler

in

Querfolio, mit 12 Landſchaften, bunt, getuſcht, und ſchwarzen Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

Canale

gründliche Anweiſung zur Zeichnenkunſt

für

Anfänger und Liebhaber derſelben. Enthält eine Darſtellung aller Theile des menſchlichen Körpers und ihrer Verhältniſſe. Nach den berühmteſten Zeichnern bearbeitet. 52 Kupfer in Querfolio. 6 Thlr.

Daſſelbe franzöſiſch.

Guthmanns

Anweiſung

das

Klavier richtig zu ſpielen. Mit einer Tabelle in Fol. 6 Gr.

Rocholl

Die Kunſt, Zwergobſtbäume und beſonders Spalierbäume zu erziehen und zu behandeln.

Ein auf die Natur der Bäume und auf langjährige Erfahrung gegründeter Unterricht. Mit 1 Kupfer. 8 Gr.

Sammlung von Zeichnungen

der

neueſten engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Staats- und Stadtwagen, Chaiſen, Stuhlwagen, auch Schlitten. 5 Sammlungen in Querfolio, mit illum. Kupfern, brochirt 16 Thlr.

Sitten der Zeit,

oder

Karrikaturen aus dem gemeinen Leben, in 4to. mit illum. Kupfern, 3 Hefte, jedes 1 Thlr.

Lieutenant von Tennekers

Geſchichte eines Racenpferdes,

von

ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Tode. Mit 6 Kupfern, in Fol. ſchwarz 4 Thlr., illum. 6 Thlr.

Zeichnungen

von

engliſchen Pferdegeſchirren.

2 Thlr.

Zeichen- und Illuminir-Schule,

oder

Anweiſung zum Zeichnen und Anwendung der Farben, mit Zeichnungen nach den beſten, ältern und neuern Meiſtern und deren Biographien; mit ſchwarzen und illum. Kupfern von Ch. G. H. Geisler. 2 Hefte 4. 1 Thlr.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

In der Mauckeſchen Buchhandlung in Chemnitz iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Bildungsbriefe für die Jugend. Als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung von Carl Binni. 8. 16 Gr.

Anerkannt iſt der Mangel an guten Briefmuſtern. Gegenwärtige ſollen zu deſſen Abhülfe beitragen. Sie ſind in einem leichten, muntern, ungezwungenen und

unterhaltenden, doch nichts weniger als kindischen Tone geschrieben; der Stoff dazu aber ist von wirklichen Vorfällen, kleinen Reisen, Familienbegebenheiten u. dgl. hergenommen. Lehrer werden bei Schulübungen sie gewiß mit dem größten Vortheil gebrauchen. Aber auch ohne diese pädagogische Rücksicht, werden sie Vielen, Kindern und Erwachsenen, eine angenehme Unterhaltung gewähren. Mit allem Recht kann man sie daher empfehlen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Allgemeine Justiz- und Polizeiblätter von Hartleben 1811 Mai. Nr. 48 bis 60.

Herabgesetzter Preis bis Ende December 1811. von 15 Thlr. auf 8 Thlr.

Der mahlerischen und historischen Reise in Spanien, von Al. de Laborde. Aus dem Französischen übersetzt. 3 Bände mit sehr vielen herrlichen Kupfern. 12. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern, 1809—1811.

Um den Wünschen so vieler die möglichste Willfährigkeit zu beweisen, setzt der Verleger dieses so allgemein geschätzte und mit den schönsten Kupfern so reich ausgestattete Werk von dem bisherigen Ladenpreis von 15 Thlr. auf Acht Thaler Sächs. bis Ende December 1811. herab, wofür es in jeder Buchhandlung zu erhalten und zu finden ist.

In allen Buch- und Musik-Handlungen ist zu haben:

Praktische Violinschule, nach einer neuen u. leichten Stufenfolge bearbeitet von M. Hering. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1810. Preis 2 Thaler.

Der Verfasser, der mehrere Werke über die Musik mit so viel Glück und Beifall bearbeitete, hat durch dieses Werk einen vorzüglichen Beweis seiner Kenntnisse und seines Fleißes gegeben. Eine neue, einfache, leichte, und auf die Eigenheiten der Violine gebaute Methode stellt er hier auf, wodurch Anfänger nicht allein in sehr kurzer Zeit mit diesem Instrumente bekannt, sondern auch mit den Kunstvortheilen weit eher vertraut werden. Die Lectionen sind zweistimmig, wenige ausgenommen, und so werden die Lernenden bald zu kleinen Duettsätzen geführt, bey welchen sie durch die vorhergegangenen Uebungen aus allen Tönen zu spielen im Stande sind. Ausbildung des Gehörs und Fertigkeit der Finger wird durch diese neue Methode nicht nur beabsichtigt, sondern auch wirklich erreicht.

Zu den vorzüglichsten Erscheinungen im Fache der schönen Litteratur gehören unstreitig folgende vier neue Werke, die allgemein empfohlen und gelesen zu werden verdienen.

Die Grafen von Hohenberg. Ein Roman von Caroline Pichler. 2 Theile 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 3 Thlr. 8 Gr.

Julie von Lindau, oder Wille, Natur und Verhängniß, von Carl Streckfuß. 2 Theile mit 1 Kupfer. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1810. 3 Thlr.

Elementine Wallner, ein Roman von Carl Streckfuß. 8 Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 1 Thlr. 8 Gr.

Gedichte, von Carl Streckfuß. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 1 Thlr. 8 Gr.

Neue Verlagsbücher, die bei Joh. Chr. Krieger in Cassel und Marburg zur Ostermesse 1811 erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben sind.

Adams Tafeln zur richtigen Berechnung der Holzstämme. 3te verb. Aufl. br. 6 Gr. oder 24 kr.

Arzt, der freimüthige hippocratische, geschrieben von einem Veteranen der praktischen Heilkunst. 1r Bd. 1tes Heft. gr. 8. 10 Gr. oder 45 kr.

Bartels, D. E. D. A., pathologische Untersuchungen. 1r Band, enthaltend die allgemeine Theorie der Entzündung u. des Fiebers. gr. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Bauer, D. Ant., Abriß der Gerichtsverfassung des Königreichs Westphalen. gr. 8. 18 Gr. od. 1 fl. 15 kr.

Bibliothek, juristische. Eine Zeitschrift für die neuere Rechtswissenschaft u. Geschäftskunde. 2 Hefte. gr. 8. à 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Busch, D. J. D., System der theoret. u. prakt. Thierheilkunde. 3r Bd. gr. 8. 1 Rthl. 16 gr. oder 3 fl. Alle 3 Bände kosten 5 Rthl. oder 9 fl.

Cancrin, F. L. v, kleine technologische Werke. 7r Bd. Mit 10 Kpfrtaf. 8. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Auch unter dem Titel:

Cancrin, v., Abhandlung von den Oefen im Russischen Reiche. Mit 10 Kpftaf. Neue Aufl. 8. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Conradi, D. J. W. H., Grundriß der allgemeinen Pathologie u. Therapie. 1r Bd. gr. 8. 1 Rthl. 16 gr. oder 3 fl.

Erfahrungen u. Bemerkungen aus dem Felde der

medicinischen Praxis. 1r Bd. 1s Hft. gr. 8. 10 gr. oder 45 kr.

Gehren, K. C. v., Leitfaden bei dem Confirmationsunterrichte junger Christen. 2te verb. Aufl. 8. 2 gr. oder 9 kr.

Kern- u. Kraftstellen des Neuen Testaments, übersetzt und erläutert für Leser von Geschmack und Kenntnissen. 8 br. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Krebs, L. A., Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie für Schulen. Verbess. von K. C. Langsdorf. 5te Aufl. Mit 1 Kpftaf. 8. 6 gr. oder 24 kr.

Kühne, F. Th., kaufmännische Briefe zum Uebersetzen ins Italienische, mit untergelegten passenden Wörtern u. Redensarten. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Linné, C. v., vollständiges Pflanzensystem, neu bearb. u. mit den neuern Fortschritten dieser Wissenschaft bereichert. 2 Bde. gr. 8. 3 Rthl. oder 5 fl. 24 kr.

Lometsch, Repertorium über die westphälische bürgerliche Prozeßordnung. gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Mackeldey, D. F., Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleons Gesetzbuche. gr. 8. br. 14 gr. oder 1 fl.

Meyerfeld, W. A. v., Abhandlung der Lehen- u. Erbfolge im Königr. Westphalen. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

Münscher, D. W., Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Rede über die Worte: Fürchtet euch nicht, denn ich bin unter Gott. 1 B. Mos 50, 19., gehalten am 15ten August 1810 am Napoleonsfeste vom Verfasser der privatisirenden Fürsten. gr. 8. geh. 3 gr. od. 12 kr.

Reductionstabellen, neue, der gebräuchlichsten Geldsorten nach dem 20, 22 u. 24 Guldenfuße zu Franken u. Centimen. 4. br. 8 gr.

Reinhard, L., kurze Anleitung zur prakt. Feldmeßkunst und Quadratrechnung. Mit 4 Kupftaf. 2te Aufl. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Sammlung aller Instruktionen über die Staatsverwaltung des Königreichs Westphalen. 2r Bd. 1tes und 2tes Heft. 8. broch. jedes Heft 10 gr. oder 45 kr.

Dasselbe Werk 1ten Bds 1. 2. 3. 2ten Bds 1s u. 2tes Heft. br. compl. 2 Rthl. 14 gr. oder 4 fl 30 kr.

Schläger, F. G. F., über den Einfluß einer öffentlichen Armenpflege auf das Wohl einer Gemeine. gr. 8. 5 gr. oder 20 kr.

Siebold, D. E. v., Lucina. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde. 5r Bd. 3s Hft. Mit 2 Kpftaf. gr. 8. br. 1 Rthl. oder 1 fl. 12 kr.

Svedenstierna, Erich Th., Reise durch einen Theil von England u. Schottland in den J. 1802 u. 1803. besonders in Hinsicht auf Mineralogie, Berg- u. Hüttenkunde. Aus dem Schwed. m. Anmerk. von J. G. L. Blumhof. gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

So eben ist bei mir erschienen und für 1 Rthl. 18 gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ansichten der Gemüthswelt, von Friedr. Delbrück, königl. preuss. Geheimen Regierungsrath.

Ein Buch, voll kräftiger Worte des Trostes, die gesammte Mitwelt emporzurichten, geeignet; das allen, denen es um Veredelung der Menschheit zu thun ist, erfreulich seyn muß.

W. Heinrichshofen in Magdeburg.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Neue Amaranthen, vom Verfasser der grauen Mappe. 2te Sammlung. Mit Kupfern von Jury. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Enthält: 1) Edelspiegel; ein deutsches Sittengemälde nach 12 Kupfern von Dr. Chodowiecki. 2) Szenen in der Noth; Szenen aus dem französisch-preußischen Kriege. 3) Lebens unwerth! Zwillings-Knoblote.

W. Heinrichshofen in Magdeburg.

Bei uns ist erschienen:

Die 10te Auflage

des Taschenschmidts,

oder

Taschen-Roßarzts.

Dieses Werkchen enthält einen vollständigen Unterricht, wie man die Krankheiten der Pferde zu heilen und was man bei deren Einkauf zu beobachten hat. Aus dem Englischen übersetzt, verbessert und mit Zusätzen vermehrt von Seifert von Tennecker, Lieut. bei der Kavallerie und Vorsteher eines Privatinstituts für Thierarznei- und Reitkunst. Preiß 8 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

No. 19.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 21. September 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Taschenbuch für die Jugend

von

einer Gesellschaft Gelehrten

herausgegeben

von M. J. C. Dolz

erster Jahrgang 1812.

Mit sechs schwarzen, vier illuminirten Kupfern und vier Musikbeilagen. Mit Titelvignette und sauber gestochenen Umschlag; in Pappe gebunden und Futteral. Preis 1 Thaler, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Inhalt:

1. Alexander der Große vom Hrn. Prof. Galetti in Gotha. 2) Johann von Nepomuck, Böhmens angesehnster Schutzheiliger. Von Hrn. Hofrath Hahn in Neustrelitz. 3) Kriegsscenen oder Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Prinzen Eugen, von Herrn M. Lenke in Leipzig. 4) Bruchstücke aus meiner Lebensgeschichte. 5) Vittorino da Feltre. Der Wiederhersteller der Jugenderziehung in der neuern Zeit. Von Herrn Prediger Christian Niemeyer in Dedeleben. — Die 10 Kupfer mit Erklärung von Hrn. M. Hesse stellen dar: 1) Den Morgengruß. 2) Das Gebet. 3) Die Beschäftigung. 4) Die Belohnung. 5) Die Erholung. 6) Die Strafe. 7) Das Wurfspiel. 8) Das Reifenwerfen. 9) Das Kegelspiel, und 10) das Eisschlittenfahren. Die vier Musikbeilagen enthalten: 1) Eintracht, von Carl Grumbach, componirt von A. Matthäi. 2) Unsterblichkeit, von Carl Grumbach, componirt von Friedr. Schneider. 3) Ida am Geburtstage der Mutter, von Carl Grumbach, componirt von J. C. Remde. 4) Ein Hopser und ein Wiener von J. D. Georgi. — Wir brauchen zur Empfehlung dieses neuen Taschenbuchs nichts weiter hinzuzusetzen, da die Namen der Herren Mitarbeiter schon für den Werth desselben bürgen. Als Verleger haben wir nichts gespart das Aeußere möglichst geschmackvoll zu liefern, und doch den Preis sehr billig gestellt. Leipzig, im September 1811.

Industrie-Comptoir.

Anzeige,

betreffend die

Anekdoten und Charakterzüge

aus

den beiden merkwürdigen Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805 bis 9, und Minderung des Preises.

Trotz der Menge Schriften, Journale, Flugschriften, ꝛc. aller Art, welche alle über die großen Kriegsereignisse der letztern Jahre Licht verbreiten wollen, und deren ephemerisches Daseyn zum Theil nur dazu dient, neuen Produkten Platz zu machen — so hat doch die gegenwärtige Schrift ihren Platz unter ihren Nebenbuhlerinnen vortheilhaft behauptet. Von den bis jetzt erschienenen 32 Heften derselben mußten die mehresten zum zweiten Mal, und das erste schon zum dritten Mal gedruckt werden, obgleich die erste Auflage beträchtlich genug ist.

In mehrern öffentlichen Blättern ist diese Schrift für eine mit dem Geiste ächter Humanität bearbeitete Sammlung nicht nur allgemein interessanter, sondern selbst für den künftigen Geschichtschreiber wichtiger Beiträge anerkannt und gewürdigt. Wir können übrigens dem Publikum die Versicherung geben, daß diese Sammlung den bisherigen Beifall noch ferner und um so mehr behaupten werde, da mehrere treffliche Männer des Inn- und Auslandes uns von neuem mit den interessantesten Beiträgen erfreut haben.

Um aber den Liebhabern den Ankauf der bereits erschienenen 32 Hefte oder 8 Bände, welche eigentlich 16 Thaler kosten, zu erleichtern, haben wir uns entschlossen selbige für 10 Thaler sächsisch abzulassen, um welchen Preis sie in allen Buchhandlungen zu haben sind. Die fünf beigefügten Kupfer stellen dar:

1) Die Handschrift des Kaisers Napoleon. 2) Das Lieblings-Bataillenpferd desselben. 3) Das Portrait des Lord Cochraine. 4) Das Portrait des Lord Wellington, und 5) den Plan von Vliesingen. Das 33ste Heft erscheint binnen 8 Tagen.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Vom neuen Magazin

aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

ist des 2n Bds. 1s oder 56stes Heft mit Kupfern erschienen, und enthält:

I. Ueber den Wald; nebst einem einfachen, sichern und nicht kostspieligen Verfahren, aus den Blättern desselben den Indigo zu ziehen. Von den berühmten Chemikern Chaptal, Vardel, Thenard, Gay-Lyssac, H. Roard und G. L. Ternaux. II. Ausführliche und deutliche Beschreibung aller Verfahrungsarten, Werkzeuge, Handgriffe und Vortheile bei der Fabrikation des Englischen Steinguts. (Beschluß der im vorigen Heft abgebrochenen Abhandlung.) III. Verzeichniß der gelb färbenden Vegetabilien und Angabe der bei ihrem Gebrauche erforderlichen Operationen. IV. Herrn Peter Rieffelsen's Beschreibung der von ihm erfundenen großen Kraft- oder Hebemaschine, besonders zu Umwerfung und Ausrottung großer Bäume. (Nebst einer Abbildung auf Taf. I.) V. Künstliche Hefen für Branntweinbrennereien und Bierbrauereien. Vom Hrn. Geh. Rath Hermbstädt. VI. Lavocat's Gartendiebs-Falle. (Nebst einer Abbildung auf Taf. II.) VII. Ein undurchdringlicher Ueberzug auf Leinwand und Eisen. VIII. Beschreibung einer sehr vortheilhaften Maschine zum geschwinden Vermessen des Getreides und Salzes. (Mit einer Abbildung auf Taf. III.) IX. Herrn Derosne's, Apothekers zu Paris, neues Verfahren, aus Runkelrüben Zucker zu bereiten. X. Zwei Zeichnungen von neuen Englischen Wagen, woran die Federn ganz besonders angebracht sind. (Taf. IV. und V.) XI. Herrn [illegible] Commissar Rosenthals neue Art Brot zu backen für Proviant-Bäcker und Oekonomen. XII. Das Branntweinbrennen durch Dämpfe. XIII. Ein neuer Lo[illegible] mit verborgenem Lichtschieber. Vom Hrn. Mechanik und Optikus Hoffmann. (Mit einer Abbildung auf Taf. VI.) XIV. Beschreibung eines neuen Perpendikels. (Mit einer Abbildung auf Taf. VI.) XV. Des Herrn Grafen von Rumford's Beobachtungen und Erfahrungen über die Vortheile der Räder mit breiten Felgen, für Reise- und Luxus-Wagen. XVI. Verbesserte und zweckmäßigere Behandlungsart bei der Erziehung und Versetzung der Weißkraut-, Kohl- und Kohlrabi-Pflanzen. XVII. Oekonomisch-technische Mittel. XVIII. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Von dem

Museum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunst und im Menschenleben herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner, ist das 61ste oder 11n Bds. 1s Stück mit 5 Kpfrn. erschienen. Preis 18 Gr. Es enthält:

1. Leuchtende Hemden. 2. Ein Langschläfer. 3. Außerordentlich schnelles Wachsthum einer Eiche. 4. Der Dudu (didus ineptus). (Mit einer Abbildung.) 5. Blüthenstaubregen. 6. Fische im Thonschiefer. 7. Eine Nadel, die Jemand in den Arm gestochen hat, kommt in der Gegend des Nabels wieder heraus. 8. Leichnam, die lange unverweset geblieben sind. 9. Außerordentliche Schwäche. 10. Merkwürdige Unempfindlichkeit. 11. Ein Versemacher im Wahnsinne. 12. Durch Musik heilt man mehrere Krankheiten. 13. Man impft einem Wahnsinnigen die Krätze ein, und stellt ihn dadurch wieder her. 14. Geschichte eines merkwürdigen Cymbels. 15. Ein merkwürdiger Wetterschlag. 16. Große Menge von Straußen im südlichen Afrika. (Mit einer Abbildung.) 17. Die Erhebung. 18. Wunderbare Scharfsichtigkeit. 19. Wuth und Scharfsinn eines Elephanten. 20. Das Schauspiel einer fliehenden Heerde Strauß[illegible]. 21. Ein Pferd läuft einem Quagga nach. 22. Außerordentlich großer Hagel. 23. Ein Hund verrichtet Armendienste bei fünf jungen Katzen. 24. Merkwürdige Schlafsucht. 25. Ein Nachtwandler. 26. Außerordentliche Erscheinungen. 27. Ungewöhnlicher Durst. 28. [illegible]

ſchnelle Anſchwellen des Fluſſes Guaina in Südamerika. 29. Jemand bildet ſich ein, die Naſe ſey ihm geſpalten. 30. Menſchenhaß und Hartherzigkeit. 31. Macht der Neugierde. 32. Hohes Alter. 33. Wie ſich die Schnecken ergänzen. 34. Johann Ortele iſt noch in ſeinem 115ten Jahre am Leben. (Mit einer Abbildung.) 35 Der Kampf zwiſchen den Elephanten. 36. Jemandem läßt eine Erſcheinung keine Ruhe. 37. Ein Schlitten, mit Hunden beſpannt, auf Kamtſchatka. (Mit einer Abbildung.) 38. Rothe Flammants in der Gegend des Rheins. 39. Ein außerordentlich großer Lackſtock. 40. Der Jude Joſeph Süß Oppenheimer am Galgen. (Mit einer Abbildung.) 41. Der Tufan, eine merkwürdige Luftserſcheinung in Oſtindien. 42. Einige auffallende Erſcheinungen des Frühjahrs und Sommers 1811.

Das 59ſte Heft vom

Ideenmagazin

für Gartenliebhaber, iſt erſchienen und enthält auf 8 ſchönen Kupfern 13 neue Ideen. — Mit dem 60ſten Heft, welches zur Michaelismeſſe erſcheint ſind 5 Bände komplett, von welchen dann eine ausführliche Anzeige folgen wird.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

Von dem

kleinen Ideenmagazin

ſind nunmehr 12 Hefte erſchienen, womit dieſes Werk geſchloſſen iſt. Es enthält auf 120 kleinen Folio-Platten, 600 von den beſten Künſtlern gezeichnete Ideen, die durchaus von jenen in dem großen Ideenmagazin befindlichen verſchieden, und nicht darinne enthalten ſind. Dieſe Ideen ſind ſämmtlich leicht auszuführen, und jedem Ritterguts- Garten- und Landgutsbeſitzer um ſo mehr zu empfehlen, da ſie ohne große Koſten, und ohne Beihülfe eines Baumeiſters können realiſirt werden, und alles enthalten, was zu geſchmackvollen Anlagen in Gärten und Landhäuſern gebraucht werden kann. Der Preiß für alle 12 Hefte iſt 24 Thlr.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

Kunſtanzeige.

Die Herren Molini Landi und Compagnie in Florenz haben der Kunſtwelt ein großes Geſchenk gemacht, indem ſie die Gemälde in Campo ſanto zu Piſa durch die geſchickteſten Künſtler nicht nur haben copiren, ſondern auch durch Meiſter der Kunſt in Kupfer ſtechen laſſen. Es ſind davon 27 Blatt erſchienen, welche wir in Commiſſion erhalten haben. Jedes Blatt iſt 28 Zoll hoch und 42 Zoll breit und koſtet auf ſchönes Schweizerpapier gedruckt 2 Thlr. ſächſiſch, gewiß ein ſehr billiger Preis für Blätter dieſer Größe.

Ferner haben wir noch erhalten:

Atlas historique chronologique, géographique et généalogique par M. A. le Sage, avec corrections et additions. Florence. 34 Blatt, 24 Zoll hoch und 30 Zoll breit auf ſtarkes Schreibpapier 25 Thlr. ſächſiſch.

Materia medica vegetabile toscana del Dottore Gaetano Savi, Professore di Fisica nell' universita di Pisa. Firenze. Klein Folio mit 60 Kupfern, gebunden 10 Thlr. ſächſiſch.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

Anzeige

für Banquiers und Kaufleute in Sachſen, Weſtphalen, Preußen und Polen.

Ein ſehr bekannter praktiſcher Rechtsgelehrter hat, beſonders zum Vortheil der hier genannten Geſchäftsmänner, in einem erſchienenen Buch

Das Sächſiſche, Preußiſche und Napoleonſche Wechſelrecht

in paralleliſche Ordnung mit vieler Sorgfalt zuſammengeſtellt. Indem dieſes Werk, in Quartformat gedruckt, alles was das Wechſelrecht nach Sächſiſchen, Preußiſchen und Napoleonſchen Geſetzen mit ſich bringt, und zwar immer auf einer Druckſeite in 3 Colonnen neben einander angiebt, ſo erhält man dadurch nicht nur einen hellen Ueberblick deſſen, was für jeden beſondern Fall in den genannten Staaten feſtgeſetzt iſt, ſondern man kann auch ſogleich an dem in den Colonnen hin und wieder ſichtlichen leeren Raum die Unvollkommenheit, ſo wie die Vorzüge einer Geſetzgebung vor der andern erkennen. In dieſer Hinſicht wird das Anſchaffen und Nachſchlagen jedes einzelnen Geſetzbuches entbehrlich, und das gegenwärtige Werk eben ſo brauchbar für den Rechtsgelehrten, als es ein unentbehrliches Comtoirbuch iſt. Es koſtet 1 Thlr. 8 Gr. ſächſ. und iſt in allen guten Buchhandlungen zu finden.

Baumgärtnerſche Buchhandlung
in Leipzig.

Handbuch nützlicher Rathschläge und Mittel für Künstler, Fabrikanten, Landwirthe und Handwerker. Herausgegeben von Christian Ludwig Seebaß, Professor der Philosophie und Mathematik auf der Universität Leipzig. 8vo, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung zu Leipzig. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser, der seine ausgebreiteten Kenntnisse und praktischen Erfahrungen in den technischen Wissenschaften durch die Herausgabe des Magazins aller neuen Erfindungen ꝛc. hinlänglich beurkundet hat, hatte bei diesem Handbuche die Absicht, eine Auswahl zum Theil noch nicht allgemein bekannter, zum Theil ganz neuer physikalisch-technischer ꝛc. Mittel und Verfahrungsarten zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Da dieselben sämmtlich durch die eigene Erfahrung und angestellte Versuche des Herausgebers geprüft und bewährt gefunden worden sind: so unterscheidet sich ohnstreitig dieses Buch vor vielen andern ähnlichen, in welchen gewöhnlich eine Menge Mittel und Recepte angegeben werden, die entweder gar nicht ausführbar oder wenigstens nicht mit Nutzen anzuwenden sind. — Es sey hier genug, den Hauptinhalt dieses Handbuchs anzuzeigen. Kapitel 1. Von den Körpern, deren man sich bedient, um das Wasser zu einem gehörigen Verbindungsmittel für Farben zu machen. — Kap. 2. Von den Körpern, deren man sich bedient, um den Weingeist zu einem gehörigen Verbindungsmittel für Farben zu machen. — Kap. 3. Verfahrungsarten, um Gemälde und Malereien in Oel mit Firniß zu überziehen, und unbeschädigt zu erhalten. — Kap. 4. Verfahrungsart, um Mezzo-Tinto-Abdrücke oder Kupferstiche auf Glas abzutragen, und sie mit Farben in Oel, Wasser, oder Firniß, zu überziehen. — Kap. 5. Von den verschiedenen Kunstgriffen, deren man sich bedient, um Zeichnungen oder Umrisse nach der Natur oder nach gemalten Abbildungen zu entwerfen. — Kap. 6. Verfahrungsarten bei Verfertigung der Abgüsse und Abdrücke von Figuren, Büsten, Blättern, Thieren, und dergleichen. — Kap. 7. Verfahrungsart, um schadhafte Gemälde auszubessern und zu reinigen. — Kap. 8. Verfahren, um Oelgemälde von der Leinwand oder von dem Holz abzunehmen, auf welchem sie ursprünglich verfertigt wurden, und sie unversehrt und ohne Schaden, auf neue Stücke herüber zu tragen. — Kap. 8. Verschiedene nützliche Vorschriften zum Giessen in Silber, Kupfer, Messing, Zinn, Stahl und andern Metallen; wie auch in Wachs, Gips, Holz, Horn, u. s. f.; nebst der Behandlung der zugehörigen Formen. — Kap. 10. Das Uebergolden oder die Kunst, verschiedene Dinge für den täglichen und häuslichen Gebrauch, auf eine dauerhafte, leichte, und wohlfeile Art zu vergolden. — Kap. 11. Das Uebersilbern. — Kap. 12. Das Bronziren. — Kap. 13. Lakiren mit dunkelm Grund, oder nach japanischer Art. — Kap. 14. Helles Lakiren. — Kap. 15. Färben des Holzes, Elfenbeins, der Knochen, des Horns, Alabasters, Marmors und andrer Steine. — Kap. 16. Bereitung verschiedener Arten von Cementen, oder Bindungsmitteln. — Kap. 17. Bereitung verschiedener Arten von Tinten. — Kap. 18. Sammlung verschiedener nützlicher Vorschriften und Mittel zum besondern Gebrauch für die Haushaltung und Landwirthschaft. — Kap. 19. Sammlung verschiedener nützlicher Vorschriften bei leichten Beschädigungen des Körpers, und zur Erhaltung der Gesundheit.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Folgendes Werk ist bei uns erschienen:

Schulze's

(Prediger in Potenz und Ammelshayn)

Darstellung des Weltsystems,

so weit es für den jugendlichen Verstand begreiflich ist. Ein Leitfaden für den Privat- und Schulunterricht. Mit Kupfern. 8vo, 2 Thlr. —

Dieses astronomische Lehrbuch verbindet systematische Ordnung mit Klarheit, Gründlichkeit und Vollständigkeit. Keine wichtige astronomische Wahrheit, so wie namentlich keine neuere Entdeckung im Gebiete der Sternwissenschaft vermißt man hier. Dabei ist in den Anmerkungen durchgängig auf die besten astronomischen Schriften und Abhandlungen älterer und neuerer Zeiten hingewiesen, daher es zugleich als ein kleines, nicht nur dem weiterstrebenden Schüler, sondern vielleicht auch manchem Lehrer erwünschtes und unentbehrliches Repertorium der astronomischen Litteratur angesehen werden kann. Uebrigens kann es jeder gebildeten Person, die Gefühl für Wunder des Himmels hat, eine genügende Uebersicht von dem jetzigen vollkommenen Zustande der erhabensten aller menschlichen Wissenschaften geben.

Industrie-Comptoir.

Sechs deutsche Arietten

mit Begleitung des Pianoforte oder Guitarre, dem Herrn D. August Eckert zugeeignet von August Matthäi. Preis 12 Gr. Leipzig, im Industrie-Comptoir.

No. 20.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 5. October 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Mehrere Sorten der

Feinsten bunten Wiener Tuschen

à 12. 18 und 24 Stück in geschmackvollen Kästchen, sind zu sehr billigen Preisen bei uns zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Der von uns früher angezeigte Almanach für die Jugend ist nun unter dem Titel:

Taschenbuch

für die Jugend

von

einer Gesellschaft Gelehrten

herausgegeben

von M. J. C. Dolz

erster Jahrgang 1812.

wirklich erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben. Er ist auf gutes Papier gedruckt, mit sechs schwarzen und vier kolor. Kupfern von Schule, Frosch und Roßmäsler, nebst mehrern musikalischen Beilagen in 12mo mit geschmackvollem Umschlage in einer Kapsel zu dem billigen Preise von 1 Thlr. zu haben. Für den Werth des Inhalts bürgen die Namen, Dolz, Löhr, Gazetti, Niemeyer u. a. m.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Im Verlage des Industrie-Comptoirs in Leipzig sind erschienen:

Sechs deutsche Arietten mit Begleitung des Pianoforte oder Guitarre von August Matthäi, als zweites Heft der früher erschienenen Arietten dieses beliebten Componisten. Queerfol. Preis 12 Gr.

So eben ist bei uns fertig, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Karl Müchlers

Museum des Witzes, der Laune und Satyre,

IVten Bandes 4s Heft,

broschirt, mit einem Karrikaturkupfer. Der Band à 6 Hefte kostet 2 Thlr. 6 Gr. Die Karrikaturkupfer in den bis jetzt erschienenen 4 Heften des IVten Bandes sind: 1) Das Deklamatorium. 2) Der sich tröstende Wittwer. 3) Die Juden bei einem Vesperbrod. 4) Die Kunst im 19ten Jahrhundert. Diese sowohl als auch der allgemein interessante Inhalt des Ganzen, für dessen Werth der Name des Verfassers bürgt, und der wohlfeile Preis gereichen dieser auserlesenen Sammlung gewiß zur besten Empfehlung. Die Karrikaturkupfer, deren wir eine sehr große Menge besitzen, werden übrigens auch einzeln à 4 Gr. verkauft.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Für die herannahenden langen Winterabende empfehlen wir folgende neue sehr interessante Gesellschaftsspiele, die zugleich als angenehme Weihnachtsgeschenke gebraucht werden können:

1) Neues Gesellschaftsspiel, zur angenehmen Unterhaltung in 300 Fragen- und Antwortskarten, nebst beigefügter Nachricht, eine ganz umgeänderte Ausgabe. 1 Thlr. 8 Gr.

2) Das Orakel, ein neues Gesellschaftsspiel für fröhliche Zirkel mit 300 Karten, aber ganz verschieden vom erstern. 1 Thlr. 8 Gr.

3) Das Amorettenspiel, mit Erklärung, 5 Stück Karten und 8 Würfeln in einem Becher, als eine Verbesserung des sogenannten Todtenkopfspiels. 16 Gr.

4) Das Labyrinth, oder die bezauberte Prinzessin in einem Irrgarten, nebst Beschreibung. 12 Gr.

5) Das Englische Wettrennen, nebst Beschreibung. 12 Gr.

6) Das Raubschloß, oder der Raubgraf, nebst einer Beschreibung. 12 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Gedächtnißtafeln,

als Familiendenkmäler für Eltern, Gatten, Kinder, Verwandte oder Freunde,

1) Tafeln zum Gedächtniß derer im Kriege Gebliebenen.
2) Geburts- oder Tauf-
3) Trau-
4) Confirmations-
5) Sterbe- und
6) Erinnerungstafeln,

auf Velinpapier sauber koloriert, mit geschmackvollen Einfassungen und Symbolen in Queerfolio, das Blatt à 8 Gr. sind zu haben im

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Folgende verschiedene, sehr elegante Arten von Stammbüchern, die gewiß den besondern Geschmack jedes Liebhabers befriedigen werden, sind bei uns zu haben:

1) Stammbücher mit 36 Kupfern, die als Ideenmagazin für Stickereien auf Brieftaschen, Strickbeutel, Tobaksbeutel u. s. w. dienen können, nebst 42 Blättern weiß Papier, auf dem Schnitt vergoldet, und in einer doppelten Kapsel. Preis 6 Thlr. Bei uns selbst gegen baare Zahlung 5 Thlr.

2) ——— mit weißgepreßtem Rande im feinsten Dessin etliche 70 Blätter stark, ebenfalls mit vergoldetem Schnitt und doppelter Kapsel. à 6 Thlr. — baare Zahlung 5 Thlr.

3) ——— mit buntem figurirten Rande, buntem Titelblatt, übrigens wie die vorigen. Preis 4 Thlr.

4) Stammbücher mit 12 bunten Kupfern, mit weißen Blättern. Schnitt und Kapseln, wie bei den vorigen. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

5) ——— mit weißen glatten Blättern, Schnitt und Kapseln, wie die vorigen. für 1 Thlr. 16 Gr.

Das Papier in allen 5 Sorten ist feines Velin. Die Blätter mit kolorirten Dessins und Kanten in 42 verschiedenen Mustern sind übrigens einzeln à 6 Gr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Ansichten von Jena

in 12 sauber kolorirten Blättern, besonders als Landschaften in Stammbücher zu brauchen sind den denenjenigen, die sich jener romantischen Gegenden mit Vergnügen erinnern, nicht unwillkommen seyn. Der Preis dieser niedlichen Sammlung ist 2 Thlr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Karrikaturen

nach den besten und sinnreichsten Englischen und Französischen Originalen, gut kolorirt und auf feines weißes Papier sind in fast 50 verschiedenen Sorten das Blatt à 4 Gr. — in Partien mit einem ansehnlichen Rabbat zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Anzeige für Theaterfreunde und Directionen.

In unserm Verlag ist so eben fertig geworden und in allen guten Buchhandlungen zu haben

Franz von Holbeins Theater 11 Bd. gr. 8. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Dieser Band enthält folgende Stücke, welche auch besonders für beigesetzte Preise zu haben sind:

Fridolin, Schauspiel in 5 Aufz. nach Schiller. Gedichte: der Gang nach dem Eisenhammer. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der Verstorbene, ein romantisches Gemälde in 3 Aufz. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der Brautschmuck, Originalschauspiel in 2 Aufzügen, als Fortsetzung des Fridolin. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der Verräther, Lustspiel in einem Akt. 8 Gr. oder 27 Kr.

Der allgemeine Beifall, mit welchem die einzelnen Stücke des so vortheilhaft bekannten

von Holbein auf allen deutschen Bühnen gegeben wurden, läßt erwarten, daß die Erscheinung seiner sämmtlichen theatralischen Werke, welche nach und nach in unserm Verlag herauskommen, dem deutschen Publikum willkommen seyn werde.

Rudolstadt, im August 1811.

Fürstl. Schwarzb. pr. Hof- Buch- und Kunsthandlung.

Bey Heinrich Dietrich in Göttingen ist so eben erschienen:

Die Pasimusik, oder das Hermansspiel: Bekanntmachung der vor einigen Jahren angekündigten Freuden-Erfindung. Ein Versuch von Otto Schellenberg. in 8vo. brochirt. Preis 16 Gr.

Neue Verlags- und Commissions-Artikel, welche in der Buchhandlung bei Friedrich Barth in Breslau, in den Jahren 1810 und 1811. erschienen und durch jede gute Buchhandlung Deutschlands für beistehende Preise zu haben sind:

Beckers, J. B., Geschichte des Lyceums bei der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz, nebst der damit verbundenen deutschen Schule, mit 1 Kupfer 8. geh. 12 Gr.

Beiers, F., Geographie oder Erdbeschreibung vom Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz. 8. 5 Gr.

— — Opfer der Liebe und Dankbarkeit in einer Sammlung Neujahrs- Geburts- und Namentags-Wünschen, zum Gebrauch für Erwachsene und Kinder; besonders aber bei Schulen anwendbar. 8. 7 Gr.

Beiträge zur christlichen Andachtsfeier (vom Herrn Hofprediger Nolte) 8. 1 Thlr.

Bergemann, J. G., der Chinesische Thee und seine Surrogate. 8. 6 Gr.

— — — Deutschlands wild wachsende Nahrungsmittel ꝛc. Ein Handbuch für Stadt- und Landschulen und jeden Patrioten. 1ste Abtheilung enthält die Surrogate für Getraide-Brod, Gemüse, Sallat und Gewürze. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Finger, G. J. L., die neue Welt in Sinngedichten, Erzählungen, Schnellgedanken ꝛc. 8. 1 Thlr.

Flora, ökonomisch-technische, 1. und 2te Lieferung mit 26 sauber getrockneten Pflanzen. Folio. geb. 2 Thlr. 16 Gr.

Fricken, F., der Christ am Sonntage. Ein Erbauungsbuch für die häusliche Andacht. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Frosch, H. W., allgemeine Liturgie, oder Versuch einer Sammlung von Gebeten und Anreden bei dem öffentlichen Gottesdienst, 2ten Theils 2te und letzte Abtheilung. 4to. 1 Thlr.

Geiser, J. E. D., das erste Buch für Kinder, oder A B C- und Lesebuch 8. 2 Gr.

— — — Gebete und Lieder zum Gebrauch in Land- und Bürgerschulen. 8. 12 Gr.

Geschichte Schlesiens, 3 Bände mit Anhang, welche die Geschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten enthalten, mit 18 saubern historischen Kupfern und 2 Bildnissen. gr. 4to. 12 Thlr.

Grundigs, B. G. Rechnungsaufgaben auf Vorlegeblättern. 1ster Theil 12mo. 1 Thlr.

— — — Handbuch für Lehrer in Landschulen beim Unterrichte des Wissenswürdigsten aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Geographie, nebst drei dazu gehörigen Wandfibeln. 8. 12 Gr.

Gutsche, F. W., freimüthige Gedanken über das Verpachten der Landgüther, in beziehender Rücksicht auf das Verpachten der Staatsgüther. 8. 12 Gr.

Gynephyleon, oder Apologie des schönen Geschlechts von G. J. 8. 20 Gr.

Helbigs, F., französisches Lesebuch für die niedern Classen der Gymnasien, 2te veränderte und vermehrte Ausgabe, nebst einem Wortregister. 8 1 Thlr.

Heydens, A. T. von, poetische Versuche. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Jacobi, G. W., Archiv von Kenntnissen der Pferde und deren bei denselben vorkommenden äusserlichen Krankheiten, mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kanngießer, P. T., Tataris oder die Befreiung Schlesiens, in 18 Gesängen. gr. 8. 1 Thlr.

Lange, J. F., Noth- und Hülfsbuch zur Erziehung, für Eltern aus der niedern Volksklasse. 8. 6 Gr.

Naturfreund, der, oder Beiträge zur schlesischen Naturgeschichte, von Endler und Scholz. 1. und 2ter Jahrgang ungeb. mit sauber illum. Kupfern. 4. geh. 10 Thlr.

Pflichten, die, des Menschen, ein philosophischer Versuch. (v. W. V. Fischer) 8. 16 Gr.

Plauti Captivi et Menachmie ed. Menzel. 8. 16 Gr.

Schlesinger, M. L., das Wissenswürdigste aus der Erdkunde, Naturlehre, Naturgeschichte nebst Technologie, für die Jugend in Bürgerschulen. 8. 12 Gr.

Scholz kleines naturhistorisches Taschenbuch, ein Weihnachtsgeschenk für Kinder von guter Erziehung. 8. geb. 6 Gr.

Taschenbuch der Tanzkunst. 8. 10 Gr.

Taschenbuch oder Wegweiser von Groß-Glogau, mit Plan und Zeichnung der Stadt. 8. geh. 20 Gr.

Was muß bei uns Deutschen geschehen, wenn es in jeder Rücksicht besser werden soll? 8. geh. 6 Gr.

Weber, K. G. F., Glaube, Hoffnung, Liebe. Ein Beitrag zur Erhebung der Herzen über die Drangsale des irdischen Lebens, in Gesängen und Liedern 8. 16 Gr.

Winchota, J., Elementargeometrie. 2 Theile. gr. 8. 2 Thlr.

Musikalische Neuigkeiten für Freunde des Gesanges und des Fortepianos 18. bis 48. Heft. Folio. 2 Thlr. 8 Gr.

Quodlibet, vierstimmiges, aus dem 2ten Theil des Rochus Pumpernickel, für's Fortepiano arrangirt. Folio. 12 Gr.

Schnabel, J., III Gradualia, a Canto, Alto, Tenore, Basso Violinis 2, Viola, Obois 2, Cornubus 2, Clarinis 2, Tympanis, Contre-Basso et Organo. Folio. 1 Thlr.

Zwei, für das Bedürfniß unserer Zeit höchst wichtige Schriften sind folgende:

Freundschaft mit Gott.

Ein Versuch

zur

Erweckung des religiösen Gefühls.

Nach Richard Jones bearbeitet

von

E. F. C. Netto.

Prediger in Oberweimar bei Weimar.

(8vo, Preis 1 Thlr.)

Dies ist ein herzergreifendes und geisterhebendes Andachtsbuch, dergleichen wir noch nicht besitzen. Wer dies Buch lieset, der wird nach und nach mit der Gottheit so vertraut werden, daß er den festen Entschluß faßt, nie wieder vom Pfade der Tugend abzuweichen. Es verdient daher in den Händen von Jung und Alt zu seyn, und bald wird es ihren täglichen Gesellschafter ausmachen.

Der Unsichtbare

oder

Menschenschicksale und Vorsehung.

Ein historisch-moralisches Lesebuch zur Belehrung und zum Troste für Zweifler und Leidende. Erstes Bändchen, 8vo. Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung. 1 Thlr. 12 Gr.

Durch das Mißgeschick der Zeiten sind in vielen Menschen Zweifel an eine göttliche Vorsehung entstanden. In diesem Buche finden sie Belehrung und Trost. Durch viele interessante Beispiele wird erwiesen, daß in der Welt alles weislich geordnet ist, daß die Schicksale, welche den Menschen treffen, zu seinem Besten abzwecken, und der Plan seines Lebens nach weisen Absichten eingerichtet ist. Mit größter Theilnahme und herrlichsten Belehrung folgt man dem Verfasser durch seine Schrift, die eben so viel Beruhigung gewährt, als sie Aufschlüsse über die oft verwickelten Pläne der Vorsehung verschafft.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Mehrere Sorten der

Feinsten Visitenkarten

in dreißig verschiedenen Dessins, weiß und bunt, pr. 100 Stück weiß zu 16 Gr. bunt auf papier glacé und satiné zu 1 Thlr. 8 Gr. und 1 Thlr. 12 Gr. sind bei uns zu haben. Man kann sich deswegen auch an alle gute Buchhandlungen wenden, und der prompteſten Bedienung gewärtig seyn.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Briefpapiere

weiße glatte, dergleichen mit gepreßtem Rande, bunte von Papier glacé und satiné mit vergoldetem Rande, sind einzeln sowohl als auch im Ganzen zu 1 bis zu 6 Gr. in 8vo und 4to bei uns zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Der vergangene Sommer hat uns in den Stand gesetzt einen ansehnlichen Vorrath von den

Besten und feinsten Spielkarten

fertigen zu lassen. Sie sind wegen ihrer seit langerer Zeit anerkannten Güte zu sehr empfohlen, als daß es ihres Lobes hier bedürfte. Billige Preise, und reelle Bedienung können die reellen Abnehmer jederzeit erwarten.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Eine Anzahl schöner Oelgemälde von verschiedenen Meistern sind zu billigen Preisen zu verlassen. Herr C. A. Schrader auf der Petersstraße im Gewölbe des blauen Engel giebt nähere Auskunft darüber.

No. 21.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 19. October 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Eine gewiß sehr interessante und belehrende Lectüre gewährt das bei uns erschienene

Magazin

der

Klugheit und Weisheit

oder

Sammlung von Kriegslisten und Staatsstreichen.

Vier Hefte 2 Thaler.

Die gut gewählten Aufsätze ersieht man aus folgendem Inhalt:

Inhalt des ersten Stücks.

1. Friedrich II. bei Liegnitz. 2. Bienen schlagen die Reiterei. 3. Der Cardinal Mazarin. 4. Wilhelm Boreel. 5. Prinz Moritz von Oranien. 6. Amiens wird durch Ruse erobert. 7. Antiochus und Popilius. 8. Wilhelm der Eroberer. 9. Suwarow. 10. Gustav Wasa. 11. Wie man Jemand in Verdacht bringen, und nachher stürzen kann. 12. Gustav Adolph und Tilly. 13. Der Turke Hassan Bey. 14. Attila vor Aquileja. 15. Die Kaiserin Elisabeth und der Leibchirurgus Lestoc. 16. M. Crassus. 17. Der Prinz Eugen. 18. Die Einnahme von Gent im Jahre 1789. 19. Die Mutter der Grachen. 20. Der Baron Trenk. 21. Scipio der Afrikaner. 22. Der Pauker bei Striegau. 23. Verkehrte Hufeisen. 24. Hannibal. 25. Eroberung der Festung Hohentwiel im Würtembergischen. 26. Der Papst Alexander VI. 27. Friedrichs II. Gegenwart des Geistes. 28. Der General Rochambeau. 29. Amru und sein Sklave. 30. Julius Cäsar. 31. Das Hohe wird erniedrigt werden. 32. Eine Schildwache von Stroh. 33. Mucius Scävola. 34. Einige politische Kunstgriffe der Römer. 35. Marcellus und Friedrich II. 36. Napoleon in Aegypten. 37. Jugurtha und Marius. 38. Richelieu und Gustav Adolph. 39. Friedrich II. und Czernitschef. 40. Wer schickt sich in die Zeit? 41. Hannibal Gisco. 42. Eine Pappefestung und hölzerne Kanonen. 43. Friedrich Wilhelm Churfürst von Brandenburg. 44. Der Prinz Moritz von Nassau.

Inhalt des zweiten Stücks.

1. Johann Sigismund. 2. Die Wiedereroberung von Mastrich im Jahre 1576. 3. Wie kann man die Menschen zu seinen Absichten benutzen? 4. Der General Rene. 5. Spinola und Heinrich IV. 6. Fortdauernde Bedrückungen erniedrigen den Menschen zum Thiere herab. 7. Schlauheit der türkischen Richter. 8. Sertorius und Pompejus. 9. List der Liburner. 10. Wie Jemand eines Verbrechens überführt wird. 11. Der Polizei-Lieutenant Sartine. 12. Aufmerksame, aber auch strenge Polizei im ehemaligen Venedig. 13. List über List. 14. Gegenwart des Geistes. 15. Die Trompeter in der Schlacht von Arcole. 16. Marcus Portius Cato nöthigt die Spanier, ihre Festungen zu zerstören. 17. Cäsar in Alexandrien. 18. Xenophon mit seinen Zehntausend. 19. Appius Claudius Landung in Sicilien. 20. Wie Cajus Duillius aus dem Hafen Syracus kommt. 21. Der Consul Minucius. 22. Titus Didius. 23. Verschiedene Arten Städte zu erobern. 24. Die Gallier und der König Podiedrad. 25. Die Preußen und die Oestreicher. 26. Der Prinz Eugen sucht Breysach zu überrumpeln, sein Unternehmen aber mißlingt ihm. 27. Der Marschal Bousleurs und der Chevalier von Luxemburg. 28. Friedrich der Große. 29. Mithridates von Pompejus. 30. Der Erzherzog Carl und Napoleon. 31. Der Prinz Eugen von Cremona. 32. Eugen sucht den Herzog von Vendome aufzuheben. 33. Der Fürst von Auersberg und der Prinz Murat. 34. Jugurtha und Marius. 35. Hannibal vor Casilinum. 36. Scipio und Syphax. 37. Scipio und Friedrich II. 38. Der Pfalzgraf Ludwig. 39. Quintus Sertorius.

Inhalt des dritten Stücks.

1. Kernsprüche der Politik. 2. Ein ächter Hofmann. 3. Entschlossenheit Kaiser Rudolphs I. 4. Der schwedische General Banner. 5. Kunststück des Herrn de la Croix. 6. Ueberlistung durch Erregung von Neugierde. 7. Eroberung von Städten durch List. 8. Gegenwart des Geistes. 9. Wie hat sich ein neuer Fürst zu benehmen? 10. Der Fürst Leopold von Dessau. 11. Hasdrubal und Nero. 12. Q. Fabius. 13. Der Herzog von Guise. 14. Metellus und Jugurtha. 15. Marius, Jugurtha und Bocchus. 16. Wie Camillus seine Armee verstärkt und Veji erobert. 17. Listige Art auf Kosten anderer zu reisen. 18. Der General Blücher. 19. Entschlossenheit. 20. Hannibal in den Alpen. 21. Entschlossene Aeußerungen. 22. Perikles. 23. Der polnische Gesandte bei der Pforte. 24. Vertheidigung eines Dorfes durch Wasser und Hirse. 25. Die Eroberung Gents durch Auswerfen von Geld. 26. Der Kaiser Napoleon. 27. Rettung des Holländers von Kerkhem. 28. Die Franzosen in Mainz. 29. Der schlaue Gelon.. 30. a. M. Crassus und die Mysier. 30. b. Das politische Gleichgewicht. 31. Die Tauben als Spione, 32. Der General Bennigsen. 33. Der Generaladjutant Musnier. 34. Die Unterhandlungen zu Leoben. 35. Sertorius und Metellus. 36. Noch einige Maximen der Politik. 37. Eine neue Art von Brieftasche. 38. Der Herzog von der Normandie, Robert. 39. Dionysius. 40. Erdichtete Nachrichten.

Inhalt des vierten Stücks.

1. Jeder Mensch hat seine schwache Seite, 2. Der Prinz Eugen. 3. Thomas Cooke. 4. Der syrakusanische Feldherr Agathokles. 5. Kluge Antworten. 6. Mahomed Almohoi. 8. Ueberfall von Ulm im Jahr 1702. 8. Das Bombardement von Havre de Grace. 9. Mahomed der II. 10. Der günstige Augenblick eines Ueberfalls. 11. Schlauheit des Julius Cäsars. 12. Sertorius in Spanien. 13. Der kluge Richter. 14. Marot Bassompierre. 15. Der Herzog von Ossuna. 16. Der Kaiser Napoleon. 17. Der Protektor Cromwel. 18. Lebensregeln. 19. Wie man das Ansehen eines kenntnißreichen Mannes erhalten kann? 20. So sind die Menschen. 21. Wie man durch List einen Hypochondristen heilet. 22. Hannibal. 23. Die Megarenser. 24. Villeroi. 25. Himilco. 26. Alcibiades. 27. Lucullus und die Themistocräer. 28. Mithridates und Lucullus. 29. Rettung des Pompejus in Spanien. 30. Gottfried von Bouillon. 31. Macht des Schreckens. 32. Der Cardinal Richelieu und Puisegür. 33. Heinrich IV. 34. Die Menschen sind Götzendiener des Scheins. 35. Alphonsus. 36. Der kluge Blinde. 37. Die ächte Politik und die neueste Kriegskunst. 38. Titus Quinctius Capitolinus. 36. Der Papst Sixtus V. 40. Eine besondere Art sich zu empfehlen. 41. Die Römer und die Teutschen. 42. Der Consul Papirius Cursor. 43. Marcus Marcellus. 44. Camillus. 45. Der Räuber Galant. 46. Soll ein Fürst sein Wort halten?

C. C. A. Neuenhahn,
die
Branntweinbrennerei
nach theoretischen und praktischen Grundsätzen nebst der dazu erforderlichen Mastung. Beschreibung eines holzersparenden Ofens des und einer Rauch-Malzdarre. Dritten und abermals ganz umgearbeitete Auflage mit Kupfern. 5 Thlr.

Zweiter praktischer Theil, als ein für sich stehendes Werk auch unter dem Titel:

Das Ganze
der
Branntweinbrennerei
nach praktischen Grundsätzen u. s. w.

Wir brauchen dieses nützliche Werk, welches bereits allgemein als das beste in seiner Art anerkannt ist, nicht weiter zu empfehlen. Folgender Inhalt beweißt die Brauchbarkeit desselben:

Inhalt.

1. Vom Schroten des Getreides. Mehlmaß. 2. Von der Gährung überhaupt. 3. Von den Gährungsmitteln. 4. Vom Einbrauen des geschroteten Getreides. 5. Von Anstellen. 6. Vom Destillieren der Maische. 7. Von halben Wein. 8. Vom guten Wein. 9. Von der Verbesserung des weinprobe. Aräometer. 10. Von der Verbesserung des Branntweins. 11. Von der Wartung des Branntweins. 12. Vom Verkauf des Branntweins. Anzeige des natürlichen mittlern Branntweinpreises zu Nordhausen, v. J. 1775. bis 1802. Vergleichung des mittlern Kornpreises und Branntweinpreises im Jahre 1750 bis 1802. 13. Von noch andern Materialien, woraus Nutzen Branntwein gebrannt werden kann, als: aus Weintrestern, Weinhefen, künstlicher Franzbranntwein, Bierhefen, Bier, Obstbrennerwasser, Honig, Hefenwasser, Birkenwasser, aus Buchweizen, Erbsen, Linsen, Wicken, Bohnen, Kürbis, Kartoffeln, Möhren, Runkelrüben, Aepfeln, Birnen, Kirschen, Zwetschen, Pflaumen, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Preißelbeeren, Berberitzen, Vogelbeeren, Weißdorn. Bestimmung des Maßes an Zuckerstoff im Saft der Früchte. 14. Von der Vermehrung des Branntweins durch Spülig, Nachschreibung der Bleicherei des Grafen von Dern, Nachschreibung der hölzerner Siedeanstalt. 16. Zwei neue Destillirapparate. Brennereien. Holländische Brennerei. 17. Ueber kleine Vorfälle bei der Branntweinbrennerei. 18. Von der Mastung überhaupt. Ob Ochsen oder Pferde beim Mästen Vorzug haben. 19. Vom Rindvieh. Mancherlei Krankheiten des Rindviehes. Blaue Milch. 20. Vom Schwindel

Mancherlei Krankheiten der Schweine. 21. Vom Verkauf des Mastviehes. 22. Von dem zu einer Brennerei gehörigen Gesinde. 23. Von der Berechnung des Nutzens einer Brennerei. 24. Vom Rechnungsführen. 25. Kurzgefaßte Geschichte des merkwürdigen Prozesses der Branntweinbrenner zu Nordhausen mit dem Magistrat daselbst, die Erhöhung des Schrotgeldes betreffend.

In wenigen Tagen erscheint das zweite Bändchen der

Uebersicht
der
Reise um die Welt
des
Herrn A. J. von Krusenstern,
Kapitain der Russisch-kaiserlichen Marine,
in den Jahren 1803. 4. 5. 6.

So wenig Werke dieser Art wir bisher aus den Händen der Russen empfiengen, um so willkommner wird dem Publikum die Reise um die Welt seyn, welche der russische Kapitain Herr von Krusenstern selbst unternahm und beschrieb. Da indeß das Werk vieles enthält, was sich blos für diejenigen eignet, welche in die nautischen Kenntnisse eingeweiht sind: so hat der Verfasser der hier angezeigten Uebersicht des ersten Theils jener Reisebeschreibung eine so gute Wahl des Interessanten und Wissenswerthen getroffen, daß der Kenner wie der Dilettant diese kleine Schrift nicht ohne Vergnügen lesen kann, wozu die eingestreuten Bemerkungen und Noten nebst der gedrängten und gefälligen Schreibart nicht wenig beitragen werden. Besonders merkwürdig sind die Nachrichten über den russischen Handel, über die bis jetzt so wenig bekannten Washington-Inseln und verschiedene Details über Japan. Der Preis ist 1 Thaler 8 Gr. für beide Theile.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Neues
historisch-biographisches Handwörterbuch,
oder
kurzgefaßte Geschichte aller Personen, welche sich durch Talente, Tugenden, Erfindungen, Irrthümer, Verbrechen oder irgend eine merkwürdige Handlung von Erschaffung der Welt an, bis auf gegenwärtige Zeit auszeichneten. Nebst unpartheyischer Anführung alles dessen, was die scharfsinnigsten Schriftsteller über ihren Charakter, ihre Sitten und Werke geurtheilt haben. 7 Theile. gr. 8. Preis 11 Thlr. 3 Supplementbände dazu von A — Fi. 4 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk, welches eine Lücke der deutschen Litteratur ausfüllt, kann nicht wohl in einer Bibliothek fehlen. Wer weiß sich gleich zu erinnern, wo Dante, Correggio, Newton, Norden, Mieris, Menage, John Law, Pascal, Kepler, Rousseau, Milton, Mendelsohn, Gellert, Dacier, Cellarius, Albrecht Dürer ꝛc. lebten, wie alt sie wurden, wie sie lebten, und was sie vorzüglich geleistet?

G. B. Schmiedleins
Handwörterbuch der Naturgeschichte,
über
die drei Reiche der Natur, nach dem Französischen frei bearbeitet. gr. 8. 3 Theile. 3 Thlr.

Dieses Werk, welches in den meisten kritischen Blättern den ungetheiltesten Beifall erhalten hat, ist besonders Lehrern und Eltern, die ihren Zöglingen und Kindern ihr öfteres Fragen und Forschen nicht unbeantwortet wollen lassen, zu empfehlen. Was ist schöner und befriedigender als sich, über jeden fremden Gegenstand, den wir in der Natur antreffen, belehren zu können? Man will so oft wissen, wozu ist dieser Baum? diese Pflanze? dieser Stein? dieses Thier? dieses Insect nützlich??? man schlägt in diesem Buche nach, und man wird die genaueste Belehrung erhalten.

Die
politische Unterhandlungskunst
oder
Anweisung
mit
Fürsten und Republiken zu unterhandeln.
Aufgestellt
von
dem Staatsmann in der Einsamkeit.

Da der Name des Verfassers schon durch die Zeitschriften, der Minerva und des politischen Journals, bekannt ist, so haben wir nichts hinzuzufügen, als daß dieses Werk nicht allein für diejenigen ist, die sich der Legation gewidmet, sondern für jeden Geschäftsmann, der mit der Welt in Verbindung steht. Man findet nach dem Ausdruck eines gelehrten Hofmannes eine gediegene Welt, und Hofkenntnis darinn. Der Inhalt des Werks, das in Kapitel getheilt ist, ist folgender:

1. Wichtigkeit der Unterhandlungen. 2. Nutzen der Unterhandlungen. 3. Eigenschaften und Betragen eines Unterhändlers. 4. Noch einige Eigenschaften eines Unterhändlers. 5. Kenntnisse, welche für einen Unterhändler nützlich und nothwendig sind. 6. Geschäfte und Verrichtungen eines Unterhändlers. 7. Das Völkerrecht und Vorrechte eines Gesandten. 8. Instruktionen. 5. Was muß ein Gesandter oder Abgeordneter vor seiner Abreise thun? 10. Ceremonieen und Höflichkeitsbezeigungen, zwischen fremden Gesandten. 11. Beglaubigungsschreiben, Vollmachten und Pässe. 12. Was muß ein Unterhändler bei seiner Ankunft an einem fremden Hofe thun? 13. Wie man sich die Gunst eines Fürsten, und seiner Minister erwerben kann. 14. Bemerkungen über die verschiedenen Arten zu unterhandeln. 15. Guter Rath, für Gesandte, welche in fremden Ländern unterhandeln. 16. Die Verträge und ihre Genehmigung. 17. Die Depeschen und was man dabei zu beobachten hat. 18. Briefe in Chiffern. 19. Wahl der Unterhändler. 20. Ist es zweckmäßig mehrere Unterhändler in ein Land zu schicken? 21. Besondre Pflichten eines Unterhändlers. 22. Wie sich ein Gesandter zu benehmen hat, der durch ein fremdes oder feindliches Land reiset. 23. Einige fernere Bemerkungen, welche für einen Gesandten von Nutzen sind. 24. Gesandte (Botschafter, Großbotschafter) Abgeordnete und Residenten. 25. Ueber die politischen Systeme, welche jetzt in Europa herrschen. 26. Beschluß. Anhang. Einige Beispiele aus der Geschichte politischer Unterhändler. Merkwürdiges Urtheil Friedrich des Großen, über die Gesandten an fremden Höfen.

Der Preiß des Buchs ist 1 Thlr. 12 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Diktionaire für Pferdeliebhaber,

Pferdehändler, Bereiter, Kur- und Hufschmidte, oder vollständiges Handwörterbuch der sämmtlichen Roßkunde, welches über alles, was das Pferd, dessen Erzeugung, Erziehung, Behandlung, Abrichtung und Benutzung wie auch die Ritterschaft, Reitschule, Kurschmiederei, gänzliche Roßarzneikunde und Roßanatomie, und alle deren eigne Ausdrücke betrift, Belehrung und vollständige Erläuterung giebt, und in allen Krankheiten die bewährtesten Hülfsmittel anzeigt. Durch Beihülfe der neusten besten deutschen, englischen und französischen Schriftsteller bearbeitet von K. F. Buschendorf und von Arnim, vier Theile gr. 8. Preis 8 Thlr. 12 Gr.

Die Roßkunde in ihrem ganzen Umfange ist eine so weitläuftige Wissenschaft, daß derjenige, der sie in allen ihren Zweigen studiren will, sich eine zahlreiche und kostspielige Bibliothek würde anschaffen müssen. Ein Werk, welches das Ganze umfasse, war noch nicht vorhanden, ob es gleich ein dringendes Bedürfniß war. Das hier angezeigte Dictionnair hat diesem Bedürfniß völlig abgeholfen und macht daher eine weitläuftige Bibliothek in dieser Wissenschaft jedem Pferdeliebhaber entbehrlich, zumal die besten alten und neuen Schriften darüber benutzt worden sind. Die alphabetische Form hat den wesentlichen Nutzen, daß alles sehr leicht zu finden ist und das mühsame Nachschlagen verhütet wird. Leipzig.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

W. Bingley's

Biographien der Thiere,

oder

Annalen von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung. Nach dem Englischen mit Zusätzen bearbeitet und mit einer Einleitung über die Psychologie der Thiere versehen von Dr. J. A. Bergk. 8vo. 3 Theile. 4 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

W. Bingley's

Thierseelenkunde,

oder

Sammlung merkwürdiger Anekdoten aus dem Thierreiche, und Schilderung des geistigen Zustandes der Thiere. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Bemerkungen aus der Organlehre des Dr. Gall in Ansehung des Thierreichs versehen von Dr. Bergk. 8.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Der Judenfreund,

oder

auserlesene Anekdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Israels. Herausgegeben von Judas Ascher. 8vo. 18 Gr.

Es ist längst anerkannt, daß die jüdische Nation das meiste Talent zum Witz besitzt, und es ist zu verwundern, daß bis jetzt Niemand auf diese Idee kam, eine Sammlung von diesen Einfällen heraus zu geben. Diese erste Sammlung hier verdanken wir einem Lieblingsschriftsteller der Deutschen.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

No. 22.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 2. November 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Neue Bücher,

welche

zur Michaelis-Messe 1811 im Industrie-Comptoir in Leipzig erschienen sind:

Bourgoing französische Vorschriften in 10 Blättern, Querfolio, auch unter dem Titel:

L'Ecriture françoise demontrée par Bourgoin, Professeur d'ecriture, au premier Lycée de Paris. 1 Thlr. 8 Gr.

Dolz, M. J. E., Taschenbuch für die Jugend, von einer Gesellschaft Gelehrten herausgegeben. Erster Jahrgang 1812. in 12mo mit 6 schwarzen, 4 kolorirten Kupfern, und musikalischen Beilagen. 1 Thlr. — Wird fortgesetzt.

Jugendzeitung, neue, für 1811 mit Kupfern, herausgegeben vom Vicedirektor Dolz, Juli — December, in 4to. 6 Thlr. für den Jahrgang. Wird fortgesetzt.

Modenzeitung, allgemeine, eine Zeitschrift für die gebildete Welt, herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. Mit Kupfern und Muster-Charten, Jahrgang 1811. Juli — December, in gr. 4to. 6 Thlr. für den Jahrgang. Wird fortgesetzt.

Museum des Witzes, der Laune und Satyre, herausgegeben von Carl Müchler, mit Karrikaturen, IVr Bd. 4 — 6 Heft. kl. 8vo. Der Band zu 6 Heften. 2 Thlr. 6 Gr.

Musikalien.

Matthaei, A., sechs deutsche Arietten, mit Begleitung des Pianoforte oder Guitarre. Querfolio. 12 Gr.

Spiele.

Amorettenspiel, das, mit Erklärung, 5 Karten und 8 Würfeln in einem Becher, nebst Beschreibung. Als eine Verbesserung des Todtenkopf- und Kanonenspiels. 16 Gr.

Labyrinth, das, oder die bezauberte Prinzessin in einem Irrgarten. 12 Gr.

Raubschloß, das, oder der Raubgraf. 12 Gr.

Wettrennen, das Englische. 12 Gr.

Visitenbillets.

Verschiedene Sorten der feinsten glatten und gepreßten Visitenkarten in vielen Dessins, auf weißes und buntes Papier, glacé und santine das 100 zu 16 Gr. bis 1 Thlr. 12 Gr.

Gepreßtes Briefpapier, weiß, und bunt in vielen Couleuren auf Papier glacé et satine.

Neue Bücher,

welche

zur Michaelis-Messe 1811 in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind:

Uebersicht der Reise um die Welt, des Herrn A. J. von Krusenstern, Kapitains der russisch-kaiserl. Marine, in den Jahren 1803, 4, 5, 6. 2r Theil. 16 Gr.

Anekdoten und Charakterzüge, auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den merkwürdigen Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805—9. 338 u. 348 Heft. 8vo à 12 Gr.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, eng-

lischen Anlagen und Besitzer von Landgütern. 60s oder 5ten Bdes. letztes Heft mit 8 Kupfern und Register. Folio. 1 Thlr. 8 Gr.

Magazin, neues, aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen u. s. w. Herausgegeben vom Königlich-Preußischen Geheimen Rath D. Hermbstädt, D. C. G. Kühn und D. F. G. Baumgärtner, mit Kupf. 4. 2ten Bds. 2tes, oder 57. Heft. 1 Thlr.

Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner. 8. 11n Bds. 2s, oder 628 Stück. Mit 5 Kupfern. 8. 18 Gr.

Spiele zur Unterhaltung
für
Lustige Gesellschaften,
auch
zur nützlichen Beschäftigung für Kinder in langen Winterabenden,

die um beigesetzte Preiße in allen Buchhandlungen Deutschlands und im Industrie-Comptoir zu Leipzig zu haben sind; als:

Neues Gesellschafts-Spiel zur angenehmen Unterhaltung in 300 Fragen- und Antwortkarten, nebst beigefügter Nachricht, eine ganz umgeänderte Ausgabe. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Orakel, ein neues Gesellschaftsspiel für fröhliche Zirkel mit 300 Karten, aber ganz verschieden von ersterem. 1 Thlr. 8 Gr.

Amoretten-Spiel, mit Erklärung, 5 Stück Karten und 8 Stück Würfel in einem Becher. 16 Gr.

Das Labyrinth, oder die bezauberte Prinzessin (in einem Irrgarten). 12 Gr.

Das englische Wettrennen. 12 Gr.

Das Raubschloß, oder der Raubgraf. 12 Gr.

Naturhistorisches Spiel zur Verstandesübung für Kinder, nebst 64 Abbildungen aus der Naturgeschichte. 12 Gr.

Arithmetische Unterhaltung, ein Gesellschafts-Spiel für junge Knaben und Mädchen, erfunden und gefertigt, um ihnen die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst leicht, mit Reiz und Fröhlichkeit, unter dem Vehikel einer angenehmen Vergnügung beizubringen. Nach dem Engl. mit den nöthigen Abänderungen und Zusätzen. Nebst besondern Würfeln. 16 Gr.

Allegorisches Sprüchwörterspiel, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung munterer Gesellschaften, mit 24 illum. Kupfern. 16 Gr.

Babilonische Heyrath, neue, oder physiognomisches Charakterspiel, bestehend in 12 männlichen und 12 weiblichen illuminirten Portraits, die durch eine leichte Zusammensetzung in 3456 unter sich verschiedene Portraits umgewandelt werden können. 1 Thlr. 8 Gr.

Le Nouveau Mariage Babilonienne, ou jeu Physionomique et Caracteristique consistant en 24 Portraits enluminées, dont 12 d'hommes et 12 des femmes, et qui par un facile assemblage peuvent former 3456 figures différentes. 1 Thlr. 8 Gr.

Braunschweiger, oder das Spiel der Schwatzen, auch Todtenkopf und Kanonenspiel. Nebst 52 in Kupfer gestochenen Karten, und einem Becher mit 8 Würfeln. 16 Gr.

Zu Reste tragen oder Passe sept. 8 Gr.

Deutsches Ritterspiel. Nebst 1 illuminirten Kupfer. 12 Gr.

Jeu Militaire d'après la type de l'ancienne chevalerie, avec une grande planche color. 12 Gr.

Polizei- und Feuerspiel, zur gesellschaftlichen Unterhaltung für Kinder und Erwachsene. 2te Auflage mit 1 illuminirten Kupfer. 12 Gr.

Seewesenspiel, oder beste Art Kinder mit dem zusammten Seewesen und mit der Schiffersprache bekannt zu machen, herausgegeben von Marc. Anton Berrin, mit 1 illuminirten großen Plan. 12 Gr.

Jeu de la Marine, ou la Manière la plus facile de rendre familières aux joueurs les termes usites dans l'art de naviguer, par M. A. Berrin. 12 Gr.

Weltkarten-Spiel, oder beste Art Kinder mit den Namen der verschiedenen Länder der Erde bekannt zu machen. Von M. A. Berrin. 12 Gr.

Mappe Monde, ou jeu pour familiariser la mémoire de la jeunesse avec noms des différentes contrées de la terre, avec une grande planche col. 12 Gr.

Post- und Reisespiel. 12 Gr.

Belagerung von Mainz, ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel. Mit einem sehr richtigen Belagerungsplan, 11 Stück Karten und 6 hölzernen Würfeln. 16 Gr.

Bei uns iſt ſo eben fertig geworden:

M. K. Fr. Crain, Tabelle zur Geographie des Königreichs Sachſen für Schulen.

Dieſe Tabelle empfiehlt ſich, durch zweckmäßige Ordnung, Kürze und Gedrängtheit. Die Einrichtung iſt nach Kreiſen, Stiftern und Herrſchaften. Dieſe ſind nach Flächenraum, Aemtern, Städten, Zahl der Einwohner, Flüſſen, Producten, Gewerben und Fabrikanten, Kultur-Induſtrie- und Polizeianſtalten, hiſtoriſch denkwürdigen Orten und Jahrzahlen in einer faßlichen Ueberſicht, nach den neueſten und richtigſten Angaben zuſammengeſtellt. Sie iſt für den Elementarunterricht in Schulen eben ſo zu empfehlen, als für den Bürger und Landmann, welcher auf einem leichten Wege ſich die ihm ſo oft fehlende Kenntniß ſeines Vaterlandes, dadurch verſchaffen kann. Der Preis einzelner Exemplare iſt 4 Gr. In Partien findet ein anſehnlicher Rabatt ſtatt.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

Verzeichniß der Bücher, welche in der Oſtermeſſe 1811 in der Weidmanniſchen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden ſind.

Acta seminarii et societatis philologicae Lipsiensis. Adiecta bibliotheca critica. Curavit Chr. Dan. Beck. Vol. Ium. 8. maj. Charta impress. 2 Thlr.

— — Idem liber, charta scriptoria. 2 Thlr. 6 Gr.

Αἰσώπου Μῦθοι. Die Fabeln des Aesop. Zum Gebrauche der Schulen mit zweckmäſsigen meist grammatischen Anmerkungen und einem Griechisch-Deutschen Wortregister versehen von Dr. H. F. M. Volger. 8. Auf Druckpapier 15 Gr.

— — Dasselbe Buch, auf Schreibpapier 18 Gr.

Aristophanis Comoediae auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a Phil. Invernizio. Acced. crit. animadversiones, scholia graeca, indices et virorum doct. adnotationes, Vol. Vum. Commentarios interpretum complexum Vol. IIIum. Curavit. Christ. Dan. Beck. 8 maj. Charta script. 3 Thlr. 16 Gr.

* — — Idem liber, charta belg. opt. 6 Thlr. 8 Gr.

Etiam sub titulo:

Commentarii in Aristophanis Comoedias. Collegit, digessit, auxit C. D. Beck. Vol. IIIum, Commentarios in Ranas et Aves continens. 8 maj.

Ciceronis, M. T., Academica. Ex scriptis recens collatis editisque libris castigatius et explicatius edidit Jo. Aug. Goerenz. 8 maj. Charta impress. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Idem liber, charta script. gall. 2 Thlr.

* — — Idem liber, charta membran. (velin). 3 Thlr.

Eichhorn, Jo. Godofr., antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum Graecorum narrationibus contexta. Tomus I. 8 maj. 2 Thlr. 12 Gr.

Etiam sub titulo:

Eichhorn, J. G., antiqua Asiae historia etc. 8 maj. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Idem liber, Tomus II. 8 maj. 2 Thlr. 20 Gr.

Etiam sub titulis:

— — antiqua Africae historia etc. 8 maj. 1 Thlr.

— — antiqua Graeciae historia etc. 8 maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Jeſu Univerſal-Religion. — Ein Seitenſtück zu des Hrn. O. Hofpr. D. Franz Volkmar Reinhard's Schrift: Verſuch über den Plan, welchen der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchen entwarf. 8. Auf Druckpapier 16 Gr.

— — Daſſelbe Buch, auf Schreibpapier 20 Gr.

Jördens, Karl Heinrich, Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten. 6r. Band. Supplemente. gr. 8. 3 Thlr.

— — Daſſelbe Buch, auf franzöſiſch Schreibp. 3 Thlr. 20 Gr.

Kalender, Königlich Sächſiſcher Hof- und Staats-, auf das Jahr 1811. Auf Schreibpapier. 1 Thlr.

Kori's D. Aug. Siegm., Theorie der Verjährung nach gemeinen und ſächſiſchen Rechten, nebſt einem Anhange über die Civilverjährung nach dem Geſetzbuche Napoleon I. gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

— — Daſſelbe Buch, auf Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr.

Nicolai, Damasceni, histor. excerpt. et fragment., quae supersunt, edit. Lipsiensis Supplementum, continens annotatt. et emendatt. Diamantis Coray, Frid. Creuzeri, Jo. Schweighaeuseri, Henr. Bremii, Jac. Ochsneri et aliorum, quibus suas adscripsit Jo. Conr. Orellius. Accedunt Theodori Metochitae Capita II. de politia Cyrenaeorum et Carthaginiensium. 8 maj. Charta impress. 15 Gr.

— — Idem liber, charta angl. 21 Gr.

* — — Idem liber, charta melior 1 Thlr.

Pölitz, Prof. K. H. L., Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des Rhein. Bundes, mit vier genealogischen Tabellen der in diesen Staaten regierenden Häuser. 1ter Band, enthält die vier Königreiche Baiern, Würtemberg, Sachsen u. Westphalen. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

— — Dasselbe Buch, auf Schreibpapier 2 Thlr. 4 Gr.

Schröckh's, Joh. Matth., allgemeine Weltgeschichte für Kinder, 1ter Theil. Alte Geschichte. Vierte von Hrn. Prof. K. H. L. Pölitz verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 12 Gr.

Senecae, L. Annaei, Philosophi, Opera omnia, quae supersunt, recognovit et illustravit Frid. Ernestus Ruhkopf. Vol. Vum. 8 maj. Charta impress. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Idem lieber, charta scriptor. 2 Thlr.

* — — Idem liber, charta belg. opt. 3 Thlr. 8 Gr.

Strabonis Rerum geographicarum libri XVII. Graeca ad optimos Codd. mss. recensuit, varietate lectionis adnotationibusque illustravit, Xylandri versionem emendavit J. P. Siebenkees, inde a septimo libro continuavit C. H. Tzschucke. Tomus Vlus. 8 maj. Charta script. 4 Thlr. 6 Gr.

* — — Idem liber, charta belg. opt. 6 Thlr. 16 Gr.

Tittmann's, Superint. D. Carl Christian, Gebete zum Gebrauche bei dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste. gr. 8. Auf weißem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

— — Dasselbe Buch, auf Schreibpapier 1 Thlr. 18 Gr.

Weber's, D. Georg Michael, Handbuch des in Deutschland üblichen Lehenrechts, nach den Grundsätzen Georg Ludwig Böhmers. 4ter und letzter Theil. gr. 8. Auf Druckpapier 3 Thlr.

— — Dasselbe Buch, auf Schreibpapier 3 Thlr. 12 Gr.

Bei Friedrich Braunes in Berlin ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ganilh's Untersuchungen über die politisch-ökonomischen Systeme. Aus dem Französischen, 2 Theile, gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Heinsius, T., Teut, oder praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts, 4r Band. 8. 1 Thlr. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

— — Geschichte der Sprach- Dicht- und Redekunst der Deutschen.

Heinsius, T., Teut, 5r Theil, erscheint in einigen Monaten.

Auch unter dem Titel:

— — Stoff zu schriftlichen Ausarbeitungen und Reden.

Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in unterhaltenden Auszügen 10. 11. 12r Band mit Kupfern und Karten. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Plotho, C. v., Tagebuch während des Krieges zwischen Rußland und Preußen einerseits und Frankreich andrerseits in den Jahren 1806 bis 1807. Mit 2 ill. Planen. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Sachs, S., gemeinnütziges Rechenbuch. In Zusammenhang mit arithmetischen Auflösungen der vielen aus der Algebra entlehnten Aufgaben. Zur Bildung des Verstandes bearbeitet für den Schul- und Privat-Unterricht. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Spanien und die Spanier, ein Gemälde des Landes und der Nation, nach den neuesten Quellen bearbeitet, mit 3 Kupfern und 1 Plan von Gibraltar. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Welt- und Menschenkunde, ein Gemälde der Erde und ihrer Bewohner. 28 Bändchen. Spanien. Mit 3 Kupfern und 1 Plan.

Bouster's Erzählungen und Mährchen, aus dem Französischen übersetzt. 3 Bde. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Hortensia. Sammlung kleiner Romane, Erzählungen und Novellen, ein Geschenk für Damen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Grenadiere, die beiden, ein Lustspiel in drei Akten; nach dem Französischen frei bearbeitet von Lords. 8. 20 Gr.

Kukuk, Vetter, ein Lustspiel in vier Aufzügen von T. H. Friedrich. 8. 18 Gr.

Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Früher ist als nöthiger Begleiter letzterer Schrift erschienen:

Sachs Auflösung der Meierhirschischen Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 1 Thlr. 20 Gr.

Müchler's, Carl, Quodlibet für Freunde einer unterhaltenden Lectüre, mit fünf Kupfern fein gebunden mit Futteral. 16. 18 Gr.

— Räthsel, Charaden und Epigrammische Sätze zur geselligen Unterhaltung für Jung und Alt sauber gebunden mit Futteral. 16. 12 Gr.

— Neue Spiele müßiger Stunden 1r Band, mit einem Kupfer. 8. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— Spiele müßiger Stunden, 5ter Band mit 1 Kupfer.

No. 23.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 16. November 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Als eine belehrende und interessante Lectüre empfehlen wir das

Unterhaltende Magazin

zur

Verbreitung der Natur- und Weltkenntniß und zur Befestigung des Glaubens an Gott.

Bearbeitet von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten. 8 Hefte mit 40 Kupfern. Preis 6 Thlr.

Inhalt des 1n Bandes 1s Stück.

Einleitung. 1. Ueber die Verehrung der Sonne. 2. Der Vesuv. 3. Ueber den Bau des menschlichen Körpers. 4. Die Erfindung des Feuers. 5. Ueber den Genuß der frischen Luft. 6. Von den Infusionsthierchen. Vom Herrn v. Arnim. 7. Wunderbare Erhaltung dreier Personen, welche über 5 Wochen 600 Fuß tief unter dem Schnee begraben waren. 8. Geschichte des Capitains Franz v. Civille. 9. Ueber das Tattouiren der Haut, als ein bei verschiedenen wilden Nationen beliebtes Verschönerungsmittel. 10. Herrscher-Prüfungen der Wilden am Oronoko. 11. Charakterzüge zur Ehre der Menschheit. 12. Ueber den ostindischen Brodbaum.

Inhalt des 1n Bandes 2s. Stück.

1. Ueber das Gebet der Türken. 2. Ueber den Glauben an die Vorsehung. 3. Die Reise auf den Aetna. 4. Schilderung der Albanesen oder Arnauten. 5. Ueber die willkührlichen Bewegungen. 6. Ueber die Fische. 7. Merkwürdige Gebirge der Schweiz und China. 8. Stufenfolge zur Vollkommenheit. 9. Strandung des Schiffes Magnanimitas. 10. Von den Faulthierarten Ay und Unau. 11. Ueber die Wohnungen der Insulaner. 12. Geschichte von Jean Fabre. 13. Vom Steinregen und von Himmelssteinen. 14. Von der Würde des Menschen. 15. Beschreibung des Papayabaums. 16. Charakterzüge zur Ehre der Menschheit.

Inhalt des 1n Bandes 3s. Stück.

1. Ueber den Mond. 2. Schilderung der Japanesen. 3. Ein türkischer Todtenacker. 4. Einfluß der Musik auf die Thiere. 5. Der Orang-Outang. 6. Beherzigenswerthe Aeußerungen eines Königs. 7. Gustav Adolph. 8. Heinrich IV. König von Frankreich und Navarra. 9. Ueber den Oehlbaum. 10. Der Meeressand oder Muschelsaamen durch das Microscop betrachtet. 11. Unverhoffte Rettung. 12. Ueber die Theriaks oder Opium-Esser unter den Türken. 13. Ueber die Eisberge in Tyrol. 14. Das Bagno zu Constantinopel. 15. Beschreibung des Pallastes eines türkischen Passa und der Hofhaltung desselben.

Inhalt des 1n Bandes 4s Stück.

1. Die Vorsehung wollte, daß aller Orten Menschen existiren sollten. 2. Ueber die Ursachen der periodischen Ueberschwemmungen des Nils. 3. Aberglaube der Neger auf der Westküste von Afrika. 4. Merkwürdige Befruchtungsart der gemeinen Osterluzei. 5. Beschluß des im vorigen Hefte abgebrochenen Aufsatzes über den Mond. 6. Sonderbare Eigenschaft des Oehls die stürmende See zu beruhigen. 7. Die Meeranemonen, eine Gattung der sogenannten Thierpflanzen. 8. Außerordentliche Aehnlichkeit an einem Paare Zwillingsbrüder. 10. Ein Hase gab Gelegenheit zur Einnahme Roms. 11. Merkwürdige und rührende Beispiele von der Strenge der ehemaligen Venetianischen Gesetze. 12. Unterirdische Höhlen auf der Insel Elephanta. 13. Bemerkung über das Sonnenlicht, wenn es durch die Zwischenräume der Wolken fällt. 14. Ueber die Basalte. 15. Etwas über die Bulgaren. 16. Ueber einige Naturprodukte Louisiana's. 17. Ueber die Taufe der Russen. 18. Die Lappländer.

Inhalt des 2n Bandes 1s Stück.

1. Ueber die Bestätigung des Glaubens an Gott durch die Betrachtung der Welt. 2. Einige Thatsachen und Bemerkungen die leuchtenden Phänomene der Elektricität betreffend; von W. N. (Mit einer Abbildung auf der 2. Kupfertafel.) 2. El dorado, und Philipp von Urre's Zug nach diesem Lande. 4. Etwas über Jerusalem. (Mit einer Abb. No. 3.) 5. Bemerkungen über die seltsame Gestalt des Saturns; von William Herschel. (Mit einer Abbildung No. 2.) 6. Flemming und seine Frau. 7. Ueber einige merkwürdige im Oronoko lebende Thiere. 8. Die Prinzenhöhle unweit Stein im Erzgebirge. (Mit einer Abbildung No. 4.) 9. Ueber den Cacao. 10. Der Kangurn. 11. Fortsetzung des im vierten Stücke des ersten Bandes dieses Magazins abgebrochenen Aufsatzes: Die Lappländer. 12. Die langhälsige Schildkröte. (Mit einer Abbildung No. 5.) 13. Brasilien. 14. Ein Scheiterhaufen, auf welchem ein Talapoine verbrannt wird. (Mit einer Abbildung No. 1.)

Inhalt des 2n Bandes 2s Stück.

1. Anamar, ein Beitrag zur Mythologie der Indier. (Nebst einem Kupfer. Taf. I.) 2) Der in Erfüllung gegangene Traum. 3. Bruchstücke aus den Memoiren des Pater Laguille, eines Jesuiten, über die Marquise Maintenon. 4. Beschreibung einer merkwürdigen Windhose. 5. Die Basalte von Vestina. (Nebst einem Kupfer. Taf. II.) 6. Gedanken über die Geburtstagsfeier und über ihre Zulässigkeit. 7. Prof. Schultes Beschreibung des Steinsalzbergwerks in Bochnia. 8. Die Gräfin de Verrue und Victor Amadäus II. 9. Das gefährliche Fenster im Divan. (Nebst einem Kupfer. Taf. III.) 10. Nachricht von einem Raupenschnee. 11. Die Amboinische Eidechse. (Nebst einem Kupfer Taf. IV.) 12. Der Dalkarl. 13. Leben der Charlotte Corday. (Nebst einem Kupfer. Taf. V.)

Inhalt des 2n Bandes 3s Stück.

1. Ueber den Bergfall, welcher im Jahr 1806 im Canton Schwyz mehrere Dörfer verschüttet hat. (Mit zwei Abbildungen auf Taf. 1. 2.) 2. Roger, der unverbrennliche. 3. Fahlun. 4. Ein neuer Beitrag zur Höhlengeschichte unserer Erde. 5. Ueber die Eisfelder im Nordmeere. (Nebst einer Abbildung auf Taf. 3.) 6. Die Gastfreiheit nicht civilisirter Völker, vorzüglich der Indianer, und was sie eigentlich sey. 7. Blinde sehen. 8. Treffende und kühne Antwort. 6. Außerordentlicher Fall. 10. Großes Beispiel ehelicher Treue. 11. Tartarn. 12. Chaja Ajas. 13. Gueneau von Montbeillard von dem Raben. 14. Merkwürdiger Blitzstrahl. (Mit einer Abbildung auf Taf. 4.) 15. Ueber zwei ganz neue Fische. 16. Ueber die fliegenfangende Dionäa. 17. Ringebench.

Inhalt des 2n Bandes 4s Stück.

1. Die Verpflanzung und Ausbreitung des otaheitischen Zuckerrohrs in Amerika. 2. Eine Art von Lehngerichte unter den Negern in Afrika. 3. Schilderung der Moldauer und Wallachen. 4. Die Tarantel. 5. Das Eichhorn. 6. Schilderung der Tartaren in der Krimm. 7. Lloyds Caffeehaus in London. 8. Das Genie im Bauerstande. 9. Großmüthiger Streit zwei Brüder. 10. Wechselseitige Großmuth. 11. Die Ruinen zu Persepolis. (Mit einer Abbildung No. 1.) 12. Die Stadt Rom. (Mit einer Ansicht derselb. No. 2.) 13. Die Bestimmung des Menschen. 14. Der Mensch von vorne angesehen von der Seite der Affen. (Mit einer Abbildung desselben No. 3.) 15. Rakelch König der Insel Solor. (Mit einer Abbildung No. 4.) 16. Der Comet von 1680. (Mit einer Abbild. desselben No. 5.) 17. Die Einwohner Oberägyptens.

Von dem

Museum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunst und im Menschenleben, herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner, ist das 6zste oder IIIn Bds 2s Stück mit 5 Kpfrn. erschienen. Preis 18 Gr. Es enthält:

Inhalt.

1. Ein sehr dickes Kind. 2. Ein Kuhentreter. 3. Merkwürdige Muttermähler. 4. Einige Merkwürdigkeiten des Sommers 1811. 5. Eine Weizenähre mit 40 Halmen. 6. Eine Blüthe, die aus einer andern gewachsen ist. 7. Der Bart, ein Zeichen der Kultur. 8. Gebetmaschienen in Tibet. 9. Eine Gefräßigkeitsanmerkung. 10. Vorsichtigkeit der Elephanten. 11. Seltsamer Entenfang auf der Küste Coromandel. 12. Der Banianenbaum. 13. Die Thierblume. 15. Animalischer Elektricität. 16. Der Brocken in der Grafschaft Wernigerode, beschrieben von einem Reisenden. 17. Der grausame Hanuckel. 18. Die Gewalt einer Sitte zu lügen und die Gewohnheit zu lügen. 19. Sonderbarkeiten in der menschlichen Natur. 20. Außerordentlich zahlreiche Nachkommenschaft. 21. Ueberwiegendes Mitleiden. 22. Sonderbare Antipathien. 23. Ein Mann, der die wunderliche Reinigung hat. 24. Merkwürdige Lilienzwiebel. 25. Begräbniß vornehmer Patagonier. 26. Ein Baum von 120 Jahren bekommt völlig neue Zähne. 27. Sonderbare Wirkung des Pantenschalls. 28. Seltsamer Wahnsinn. 29. Durch plötzlichen Schreck wiederhergestellte Gesundheit. 30. Gewalt der Einbildung. 31. Eine merkwürdige Grotte auf der Insel Cerigo. (Mit einer Abbildung.) 32. Eine Gespenstergeschichte, wie es mehrere giebt. 33. Die größte Pyramide bei Dschizeh in Aegypten. (Mit einer Abbildung.) 34. Das Sterben der Lachse. 35. Große Menge von Wachteln auf einer Insel im mittelländischen Meere. 36. Der Kirgisen-

der Ankerström. (Mit einer Abbildung.) 37. Die Abtey de la Trappe. 38. Das Lieblingspferd des Kaisers Napoleon. (Mit einer Abbildung.) 39. Merkwürdige fixe Ideen. 40. Die Stadt Mekka in Arabien. (Mit einer Abbildung.) 41. Wechselseitige Zuneigung zwischen der Bienenkönigin und den Arbeitsbienen. 42. Der Bienenzauberer.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen und Interessenten haben wir jetzt versandt:

Anekdoten und Charakterzüge

auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805 — 1809. 33s und 34. Heft, 8vo. à 12 Gr.

Inhalt des 33sten Hefts.

Fragmente aus dem Tagebuche eines westphälischen Offiziers in Briefen an seinen Freund. Gutherzigkeit eines westphälischen Soldaten. Der Lieutenant Berner. Das Gänseställchen. Der geschlagene Schwiegervater. Das Wort eines schwarzen Husaren. Der Herzog von Braunschweig-Oels. Der bestrafte Spion. Anekdoten. Der alte Schimmel. Der Krieg in Spanien und Portugal. Tagebuch eines preußischen Feldpredigers im Jahre 1806.

Inhalt des 34sten Hefts.

Tagebuch eines preussischen Feldpredigers im Jahre 1806. (Beschluß.) Das Paradies. Mittel, verborgenes Geld zu finden. Auch am Feinde ist die Tugend zu loben. Zwei Fragen durch zwei Anekdoten beantwortet. 1. Sollen Offiziere ihre Frauen mit ins Feld nehmen? 2. Sollen Offiziersdamen ihren Männern folgen? Züge von Tapferkeit österreichischer Soldaten. Einige Rückblicke auf das Jahr 1806. Von dem Herrn Dr. Fischer. (Fortsetzung.) Einige Bemerkungen über einen Theil des teutschen Militairs während des Zuges nach und in Pohlen. Ueberfall in Amstetten im Jahr 1809. Der sächsische Unteroffizier Sachse bei Linz. Anekdoten.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Vom neuen Magazin
aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

ist des 2n Bds. 2s oder 57stes Heft mit Kupfern erschienen, und enthält:

I. Von den Pflanzen, welche zur Blaufärberei angewendet werden können. II. Des Herrn Justizrath Lehmanns in Kopenhagen Material zum Ausstopfen der Betten und Polster. III. Ueber das Waschen der Wolle. (Mit Abbildungen auf Taf. I. und II. IV. Ueber das Brennen des Branntweins aus Kartoffeln, von Friedr. Wiederhold, Pachter zu Oedinghausen bei Cassel. V. Möllerups verbesserter Brauofen mit doppeltem Kessel. (Nebst Abbildungen auf Taf. III.) VI. Von der Fabrikation der Mennige. (Als zweiter Theil der Abhandlung über die Verfertigung des Englischen Steinguts, im 6. Heft des 1. Bandes dieses Magazins.) VII. Beschreibung einer Vorrichtung, um Erde od. Schutt zum Dammbau oder Grabenausfüllen, schnell an Ort und Stelle zu bringen. (Nebst einer Abbildung auf Taf. IV.) VIII. A. T. Sonneschmid, über die Amerikanischen Erzmühlen (Tolonas) zum Feinmahlen der Silbererze. IX. Beschreibung zweier Handschneidemühlen sowohl nach Französischer als Teutscher Konstruktion, womit ein oder zwei Mannklötze von 10 bis 12 Zoll Stärke zu allem möglichen Nutzholz schneiden können. (Mit Abbildungen auf Taf. V. und VI. X. Syrup aus Weitzen- und Gerstenmalz. XI. Reinigung des Honigs, als Zucker-Surrogat. XII. Wollene Lumpen als Düngung. XIII. Des Herrn Baron von Meidingers neue Methode zu gärben. XIV. Eine, wo nicht neue, doch sehr unbekannte, sichere Art, Lerchentannensamen auszumachen. XV. Beschreibung einer Brabantischen Fabrik von weicher oder grüner Seife. XVI. Mittel, das der Witterung ausgesetzte Holz gegen Fäulniß zu bewahren. Vom Hrn. Bergrath C. F. Senff. XVII. Oekonomisch-technische Mittel. XVIII. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

Kinderschriften
Lehr- und Schulbücher,

welche

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind:

Academical Instructor, oder die beste aus 22 Platten bestehende englische Vorschrift zum Schönschreiben. Fol. 1 Thlr. 12 Gr.

Dalzel (Andreas) Ἀναλεκτα ἑλληνικα ἡσσονα, sive collectanea graeca minora cum notis philologicis, quas partim collegit, partim scripsit, curavit et Lexicon analyt. adjecit Prof. I. G. Grohmann. 8. 20 Gr.

Förster, M. J. C., Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Neunte Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 8 Gr.

— — — Fragen über das Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus

Lutheri. Als ein verlangter Anhang zu jeder Auflage passend. 8. 4 Gr.

Frank (J. P.) Abhandlung über eine gesunde Kindererziehung nach medizinischen und physischen Grundsätzen, für sorgsame Aeltern, besonders für Mütter, denen ihre und ihrer Kinder Gesundheit am Herzen liegt. Aus dem Lat. übers. gr. 8. 12 Gr.

Geschichte der christlichen Religion für denkende Leser. 8. 16 Gr.

Gutmanns, Vater, Spatziergänge mit seinen Kindern, oder Unterhaltung über Natur, Menschenleben und Vorsehung mit der erwachsenen Jugend. Vom Verfasser des mythologischen und naturhistorischen Kinderfreundes. In zwei Theilen. 2 Thlr.

Hezel, W. F., ausführliche griechische Sprachlehre nebst Paradigmen der griechischen Declinationen und Conjugationen in 35 Tabellen. gr. 8. 1 Thlr.

— — — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen, nebst vollständigen Paradigmen der Nenn- und Zeitwörter in 35 Tabellen. gr. 8. 12 Gr.

— — — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen. Ohne Paradigmen. gr. 8. 9 Gr.

Lebensbeschreibungen für Knaben; oder charakteristische Geschichten, um Kinder zur Verehrung tugendhafter, und Verabscheuung lasterhafter Grundsätze aufzumuntern. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von D. A. Waldmann. 12. gebunden. 14 Gr.

— — — für Mädchen; oder moralische und lehrreiche Beispiele für junge Frauenzimmer. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von Dr. A. Waldmann. 12. sauber gebunden. 14 Gr.

Marx, (M. A. Fried.) ABC- und Lesebuch für Kinder, mit 22 illum. Kupfern, zweite Auflage, gebunden. gr. 8. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Orbis pictus, neuer englischer the progress of Man, oder die Geschichte des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, in Bildern zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend. 2 Bändchen mit 34 illuminirten Kupfern. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Religions-Unterricht, erster, für Kinder. 8. 6 Gr.

Scenen aus der Kinderwelt. Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von F. W. v. B. 8. 8 Gr.

Schütz, C. G., lateinisch-deutsches Lehrbuch für die ersten Anfänger, zur schnellern, sichern und angenehmern Erlernung der Elemente der lateinischen Sprache. Ein Versuch, das Gute in der Methode des weiland allbeliebten Comenius, ohne seine Fehler beizubehalten. Nebst einer Vorrede über den Gebrauch des Fusti beim Unterricht. 2 Thle. mit Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Schmiedlein, G. B., Handwörterbuch der Naturgeschichte, über die drei Reiche der Natur; nach dem Franz. frei bearbeitet. 1r bis 3r Theil. 8. 3 Thlr.

Seidel, C. A., Schauspiele für die Jugend. Drei Bändchen. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Soldan, D. C. H. C., Neues allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht. Oder Materialien zur Uebung des *jugendlichen Verstandes* und zur Beförderung der Moralität und Religiosität. 8. 8 Gr.

Steinbeck, D. C. G., Feuerkatechismus für die liebe Jugend in ganz Deutschland. Vierte, alle vorhergegangenen Nachdrücke unbrauchbar machende, Auflage. 12. 3 Gr.

Thomsons, J., Jahreszeiten mit untergelegter Konstruktion und grammatischen, historischen u. andern Anmerkungen erleichtert für Lernende von G. F. Herrmann, M. A., Lehrer der französischen und englischen Sprache am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

Uebersicht, Tabellarische, der englischen Aussprache nach richtigen prosodischen Regeln entworfen. Als Zugabe zu jeder englischen Grammatik brauchbar. 8vo. 6 Gr.

Unterricht für Aeltern, über die Behandlung ihrer Kinder in den natürlichen und während der eingeimpften Blattern. Nebst einigen praktischen Fällen zur Bestätigung. Aus dem Englischen übersetzt. 8. 8 Gr.

Young's, D. E., Klagen und Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, mit Konstruktionen und erleuternden Anmerkungen erleichtert von G. F. Herrmann, M. A., Lehrer am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

No. 24.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 30. November 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Spiele zur Unterhaltung für lustige Gesellschaften, auch zur nützlichen Beschäftigung für Kinder in langen Winterabenden, die um beigesetzte Preiße in allen Buchhandlungen Deutschlands und im Industrie-Comptoir zu Leipzig zu haben sind; als:

Neues Gesellschafts-Spiel zur angenehmen Unterhaltung in 300 Fragen- und Antwortkarten, nebst beigefügter Nachricht, eine ganz umgeänderte Ausgabe. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Orakel, ein neues Gesellschaftsspiel für fröhliche Zirkel mit 300 Karten, aber ganz verschieden von ersterem. 1 Thlr. 8 Gr.

Amoretten-Spiel, mit Erklärung, 5 Stück Karten und 8 Stück Würfel in einem Becher. 16 Gr.

Das Labyrinth, oder die bezauberte Prinzessin (in einem Irrgarten). 12 Gr.

Das englische Wettrennen. 12 Gr.

Das Raubschloß, oder der Raubgraf. 12 Gr.

Naturhistorisches Spiel zur Verstandesübung für Kinder, nebst 64 Abbildungen aus der Naturgeschichte. 12 Gr.

Arithmetische Unterhaltung, ein Gesellschafts-Spiel für junge Knaben und Mädchen, erfunden und gefertigt, um ihnen die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst leicht, mit Reiz und Fröhlichkeit, unter dem Vehikel einer angenehmen Vergnügung beizubringen. Nach dem Engl. mit den nöthigen Abänderungen und Zusätzen. Nebst besondern Würfeln. 16 Gr.

Allegorisches Sprüchwörterspiel, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung munterer Gesellschaften, mit 24 illum. Kupfern. 16 Gr.

Babilonische Heyrath, neue, oder physiognomisches Charakterspiel, bestehend in 12 männlichen und 12 weiblichen illuminirten Portraits, die durch eine leichte Zusammensetzung in 3456 unter sich verschiedene Portraits umgewandelt werden können. 1 Thlr. 8 Gr.

Le Nouveau Mariage Babilonienne, ou jeu Physionomique et Caracteristique consistant en 24 Portraits enluminées, dont 12 d'hommes et 12 des femmes, et qui par un facile assemblage peuvent former 3456 figures differentes. 1 Thlr. 8 Gr.

Braunschweiger, oder das Spiel der Schwarzen, auch Todtenkopf und Kanonenspiel. Nebst 5 in Kupfer gestochenen Karten, und einem Becher mit 8 Würfeln. 16 Gr.

Zu Neste tragen, oder Passe sept. 8 Gr.

Deutsches Ritterspiel. Nebst 1 illuminirten Kupfer. 12 Gr.

Jeu Militaire d'après la type de l'ancienne chevalerie, avec une grande planche color. 12 Gr.

Polizei- und Feuerspiel, zur gesellschaftlichen Unterhaltung für Kinder und Erwachsene. 2te Auflage mit 1 illuminirten Kupfer. 12 Gr.

Seewesenspiel, oder beste Art Kinder mit dem gesammten Seewesen und mit der Schiffersprache bekannt zu machen, herausgegeben von Marc. Anton Berrin, mit 1 illuminirten großen Plan. 12 Gr.

Jeu de la Marine, ou la Manière la plus facile de rendre familières aux joueurs les termes

usites dans l'art de naviguer, par M. A. Berrin. 12 Gr.

Weltkarten-Spiel, oder beste Art Kinder mit den Namen der verschiedenen Länder der Erde bekannt zu machen. Von M. A. Berrin. 12 Gr.

Mappe Monde, ou jeu pour familiariser la mémoire de la jeunesse avec noms des différentes contrées de la terre, avec une grande planche col. 12 Gr.

Post- und Reisespiel. 12 Gr.

Belagerung von Mainz, ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel. Mit einem sehr richtigen Belagerungsplan, 11 Stück Karten und 6 besondern Würfeln. 16 Gr.

Rudolph Müllers Vorschriften.

1. Deutsche große Vorschriften, bestehend aus Current-, Canzley- und Frakturvorschriften, — vermehrte Auflage. Queerf. Preis 1 Thlr. 12 Gr.
2. Deutsche Vorlegblätter zur Uebung im Schönschreiben, Ir und IIr Cursus. 16 Gr.
3. Deutsches Schreibebuch, oder Anleitung ohne Lehrer eine deutliche und schöne deutsche Hand schreiben zu lernen, Ir und IIr Cursus. 12 Gr.
4. Englische Vorlegblätter zur Uebung im Schönschreiben, Ir und IIr Cursus. 16 Gr.
5. Englisches Schreibebuch, oder Anleitung ohne Lehrer eine deutliche und schöne englische Hand schreiben zu lernen. 6 Gr.

Bourgoin,

Professors der Schreibekunst am ersten Lyceum zu Paris, Französische Vorschriften. Queerfolio. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Folgende sehr interessante Weihnachtsgeschenke sind in Commission bei uns zu haben.

1. Große Stadt, zum Zusammensetzen. 4 Thlr.
2. Jahrmarkt, desgl. 1 Thlr. 16 Gr.
3. Negerplantage, desgl. 1 Thlr. 16 Gr.
4. Seehafen, desgl. 2 Thlr. 8 Gr.
5. Großer Garten, desgl. 2 Thlr. 20 Gr.
6. Holzhof, desgl. 2 Thlr. 4 Gr.
7. Tafelservice, desgl. 8 Gr.
8. Lottospiel, desgl. 1 Thlr. 12 Gr.
9. Kästel mit 1 großen Dorf, desgl. 2 Thlr. 8 Gr.
10. Sandmaschinen. a) Harlequin. b) Windmühle à 18 Gr.
11. Aufziehbrücke zum Zusammensetzen. 9 Gr.
12. Baukasten mit Balken zu einem Hause. 1 Thlr. 8 Gr.
13. Pferdestall zum Zusammensetzen. 1 Thlr.
14. Bonbonnieren. a. Gebund Federn. 1 Thlr. à 9 Gr.

Da diese niedlichen Kunstsachen nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur nützlichen Denkübung für Kinder bestimmt sind, so glauben wir in Hinsicht der billigen Preise sie Jedermann empfehlen zu können. Bei auswärtigen Bestellungen bitten wir für Emballage etwas beizulegen.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Sechs deutsche Arietten

mit Begleitung des Pianoforte oder Guitarre

von

August Matthäi.

Queerfolio. Preis 12 Gr.

Diese sechs niedlichen Musikalien können als zweites Heft der früher erschienenen Sammlung des beliebten Componisten Herrn Matthäi angesehen werden. Sie zeichnen sich durch leichtigkeit, Anmuth und Mannigfaltigkeit besonders aus.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Von dem

Museum des Witzes, der Laune und der Satyre,

Herausgegeben von Karl Müchler, ist so eben das 4ten Bandes 3tes Heft, mit einem illuminirten Karrikaturkupfer erschienen. Für den Werth des Inhalts des Ganzen so wie dieses Heftes bürgt der Name des Verfassers. Der Band enthält übrigens 6 Hefte, mit eben soviel Karrikaturkupfern, der Preis pr. Band ist 2 Thlr. 6 Gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

In allen Buchhandlungen sind folgende bei uns erschienene interessante neue Werke zu haben:

Fillippi, D. A., Professor zu Wien, Italienisches Lesebuch oder zweckmäsige Uebungen zu eine leichte Art die italienischen Prosaisten und Dichter bald verstehen zu lernen. Dritte sehr mehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

Meisteriana, oder über die Welt und die Menschen, über Kunst, Geschmack und Natur von Leonhard Meister. 8. 1 Thlr. 20

Stehelin, Joh. Jac., Abentheuerliche doch wahrhafte Schickſale zu Waſſer und zu Lande. Von ihm ſelbſt treu und einfach erzählt und herausgegeben. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Huber, Felix, Gedichte. Nebſt der Schilderung ſeines Lebens und Charakters. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Boßhard's, Heinrich, eines ſchweizeriſchen Landmanns Lebensgeſchichte von ihm ſelbſt geſchrieben. 2r Theil. 8. 1 Thlr.

St. Gallen im September 1811.

Huber und Compagnie.

Bei C. Salfeld in Berlin ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen, mediciniſch-chirurgiſche, der mediciniſch-chirurgiſchen Geſellſchaft zu London, aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. E. Oſann. Mit 6 Kupfern. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Bock's, J. H. D., Lehrer des kaufmänniſchen Rechnens und Privatbuchhalter, ausführliches Rechenbuch für Kaufleute, Geſchäftsmänner, Oekonomen und Kameraliſten, für Lehrende und Lernende. 4. 3 Thlr. 12 Gr.

* Entthronung, die, Alfonſos, Königs von Portugall. Ein dramat. Gedicht. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Illigeri, Dr. et Prof. C., Prodromus systematis mammalium et avium, additis terminis zoographicis utriusque classis eorumque versione germanica. 8 maj. 1 Thlr 9 Gr.

Kettenburg, von der, Diego, eine Tragödie. 8. 18 Gr.

Kannengießer, Chr., Verſuch einer allgemeinen Theorie der Verhältniſſe, mit einer Vorrede von Fiſcher. Mit einer Kupfertafel. gr. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

Klinge, Dr. C. A. F., Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetismus, als Heilmittel, mit einer Vignette. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

* Kühnau, M. Joh. Ch. W., die blinden Tonkünſtler. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

* La Fontaine, Hans, Schwänke und Märchen. Verdeutſcht durch einen alten Wälſchen, mit dem Portrait des Verfaſſers. 1r und 2r Band. 8. Boſton. broſch. 3 Thlr.

Lichtenſtein's, Prof. Dr. H., Reiſen im ſüdlichen Africa, in den Jahren 1803, 4, 5 und 6. 1r Theil. Mit einer großen Karte und 6 Kupfern. gr. 8. 7 Thlr.

Newyahn's, Fried., Anordnung der Feldwirthſchaften oder die Feldeintheilung in vollzogenen Beiſpielen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Petiscus, A. H., Crösus, König von Lydien. Drama. 8. 12 Gr.

Schmidt, M. H. A., der fromme Heldenmuth führt zur wahren Ehre. Eine Predigt in Gegenwart ſeiner Majeſtät des Königs, bei der Aufſtellung der Ehrentafeln für die Corps der Huſaren und Ulanen, der Artillerie und Pionniers von der brandenburgiſchen Brigade. Gehalten am 24ſten Februar 1811. 8. 4 Gr.

Hecker's, Dr. A. F., Annalen der geſammten Medizin als Wiſſenſchaft und Kunſt, zur Beurtheilung ihrer neueſten Erfindungen, Theorien, Syſteme und Heilmethoden. 3r Band. 1s — 6s Heft. 3 Thlr. 12 Gr.

Journal für Kunſt und Kunſtſachen, Künſteleien und Mode. Herausgegeben von Dr. H. Rockſtroh. 2r Jahrgang mit Kupfern in 12 Heften. gr. 8. 8 Thlr.

Mende, Dr. L. J. C., die Krankheiten der Weiber, noſologiſch und therapeutiſch bearbeitet. 2r und letzter Theil. 1 Thlr. 16 Gr.

Reiſe-Archiv, allgemeines, in Auszügen aus ungedruckten und den größern bisher erſchienenen Reiſewerken. Zur unterhaltenden Belehrung in der Länder-, Völker- und Naturkunde. Mit Kupfern und Karten. 2r Band, mit 4 Kupfern. 2 Thlr.

Deſſen 3r Band, mit 1 Kupf. und 1 Karte. 2 Thlr.

Deſſen 4r Band, mit 4 Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

Cadix, die Stadt und Feſtung, mit ihren Umgebungen, gez. und geſtochen von C. Mare. Kl. Royalfolio. 8 Gr.

Funfzehn Schleſiſche Landſchaften, gemalt von Reinhardt und geſtochen von Berger, 9½ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit. Der Preis eines jeden Blattes iſt 2 Thlr. 12 Gr.

Die einzelnen Landſchaften ſind im Verlags-Catalog namentlich aufgeführt und beſonders zu Zimmerverzierungen zu empfehlen.

Schneider, Capit. F., topographiſche Karte. 100 Quadratmeilen um Berlin. Royalfol. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieſelbe auf Leinwand im Futteral. 2 Thlr. 12 Gr.

Lieblingslied, Jean Paul's, mit Accompagnement der Guitarre und des Pianoforte; componirt von Kretſchmar, variirt von Eunike. Fol. 3 Gr.

Lieder, zwey, am Fortepiano zu ſingen von Schneider und Wollank. gr. 4. 4 gr.

Auch iſt daſelbſt zu haben:

Der kleine Savoyarde, oder aufgedeckte

Rezepte aller englischen Stiefelwichsen, Klopfen-, Polituren- und Reinigungsmittel, für die Liebhaber blanker Stiefeln und Stolpen, brochirt 8 Gr.

Schwan's großes Wörterbuch, Französisch-Deutsche Abtheilung in 2 Bänden, hat nun die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Von der Deutsch-Französischen Abtheilung ist der erste Band ausgedruckt und der letzte in der Presse. Wir halten es für zweckmäßiger, die beiden Bände der Deutsch-Französischen Abtheilung mit den Supplementen des ganzen Werkes unvertheilt auszugeben, und versprechen, daß dieses bis zur Ostermesse 1812 sicher geschehen soll.

Der Preiß des ganzen Werkes, 4 Bände mit den Supplementen, ist in gr. 4. 9 Rthlr. oder 16 fl. 30 kr., in gr. 8. 7 Thlr. oder 12 fl. 48 kr.

Dieses seit 30 Jahren geschätzte Wörterbuch ist bei uns zu obigen angesetzten Preißen zu haben.

Brede und Wilmans in Frankfurt und Offenbach.

Bei Friedrich Braunes in Berlin ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Meier Hirsch. Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 2te verb. und vermehrte Aufl. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Herr Verfasser hat diese zweite Ausgabe seines mit verdientem Beifall aufgenommenen Buches mit vielen neuen, sehr bedeutenden Aufgaben ausgestattet, und sonst noch manche andere nützliche Veränderungen angebracht, so daß selbst diejenigen, welche die vorige Ausgabe schon besitzen, es nicht bereuen werden, sich auch diese angeschafft zu haben.

Ferner ist als nöthiger Begleiter obiger Schrift erschienen:

Sechste Auflösung der Meier Hirschischen Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 1 Thlr. 20 Gr.

Kosmetisches Taschenbuch für Damen, zur gesundheitsgemäßen Schönheitspflege ihres Körpers durchs ganze Leben und in allen Lebensverhältnissen, v. C. G. Th. Schreger. Mit einem schönen Titelkupfer. 8. in einem farbigen Umschlage. (Nürnberg bei Schrag) 1 Fl. 48 Kr. oder 1 Thlr. 4 Gr.

Welch Geschenk könne dem holden Geschlecht willkommener, als eine Anweisung in der lieblichen Kunst, eben das schöne zu seyn, der subtilsten aber flüchtigsten Gabe des Himmels einen dauern Flor zu verleihen, als der gemeine Naturlauf ihr zu gönnen scheint? Noch besitzen wir kein Werk, welches diesen Gegenstand so gründlich und vollständig und zugleich mit so zartem Sinn für Schönheit behandelte. Ueber Pflege der Schönheit in jedem Alter und Lebensverhältniß, so wie über Vertilgung vorhandener Flecken und Mängel finden sich hier die bewährtesten Vorschriften, so wie auch der Anhang unschuldiger künstlicher Schönheitsmittel (Schminken) diejenigen befriedigen wird, welche nicht Lust haben, sich durch die leider so häufigen metallischen zu vergiften.

Bei Friedrich Braunes in Berlin ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Sachs, S., Königl. Ober-Hof-Bau-Amts-Inspektor, Gemeinnütziges Rechenbuch. In Zusammenhang mit arithmetischen Auflösungen der vielen aus der Algebra entlehnten Aufgaben. Zur Bildung des Verstandes bearbeitet für den Schul- und Privat-Unterricht. 8. 1811. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk empfiehlt sich vorzüglich in Hinsicht der Gründlichkeit und Klarheit, womit die Sätze und Regeln vorgetragen sind. Es beginnt mit einer Einleitung und zerfällt in 2 Hauptabtheilungen. Die erste enthält die 4 Species der ungenannten Zahlen, die 4 Species der genannten Zahlen, die Lehre von den Brüchen, Verhältnissen und von der Regeldetri. Ueberall ist auf eine besondere Auswahl der Beispiele Rücksicht genommen. In der zweiten Abtheilung sind eine Menge der schwierigsten algebraischen Aufgaben auf eine sehr sinnreiche Art arithmetisch aufgelöst. Sie sind ganz vorzüglich dazu geeignet, den Verstand aufzuklären, und die Denkkraft des künftigen Rechners auszubilden. Dieses Buch ist daher ganz besonders denen zu empfehlen, die sich nicht blos mit dem mechanischen Theile der Rechenkunst allein befassen, sondern zugleich auch in den innern Geist derselben eindringen wollen, und sich auf diese Art von den gewöhnlichen mechanischen Rechnern auszuzeichnen wünschen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. Juni Nr. 131 — 155.

Europäische Annalen 1811. 6tes Stück

Polizei-Blätter 1811. Juni No. 61 — 70.

No. 25.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 7. December 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Als nützliche und angenehme Weihnachts- Neujahrs- und Geburtstags-Geschenke sowohl für Kinder als Erwachsene beiderlei Geschlechts werden empfohlen, und sind im Industrie-Comptoir zu Leipzig um die beigesetzten Preise zu haben:

Taschenbuch

für die Jugend

von

einer Gesellschaft Gelehrten,

herausgegeben

von M. J. C. Dolz

erster Jahrgang 1812.

Mit sechs schwarzen, vier illuminirten Kupfern und vier Musikbeilagen. Mit Titelvignette und sauber gestochenen Umschlag; in Pappe gebunden und Futteral. Preis 1 Thaler.

Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung; zum Unterricht und Vergnügen der Jugend und der Erwachsenen. Mit deutscher und französischer Beschreibung. in 14 Heften, quer Folio, komplett 14 Thlr.

Beschäftigung, angenehme und nützliche, für die Jugend im Zeichnen und Malen. 2te Auflage mit 32 illum. Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

Blumenzeichner, der, für Damen, 2 Theile in 4. 6 Thlr.

Derselbe ist auch in franz. Sprache zu haben.

Bourton's, John, Landschaftsmaler; in quer Folio, mit 12 bunt getuschten und schwarzen Landschaften. 2 Rthr. 12 Gr.

Canale, gründliche Anweisung zur Zeichnenkunst für Anfänger und Liebhaber derselben. Mit 32 Kupfern in quer Folio. 6 Thlr.

David's, F. A., Grundlinien der Zeichenkunst. Oder Katechismus zum Gebrauche derer, welche sich den bildenden Künsten widmen; mit 12 Kupfern nach den schönsten Statüen des Alterthums. Herausgeg. vom Prof. Grohmann. 4. brochirt. 1 Rthlr. 12 Gr.

Bilderbuch, neues, für Kinder; enthält Abbildungen und Beschreibungen von Gegenständen aus dem Gebiet der Wissenschaften, Künste und Handwerke. Deutsch und Französ. 24 Hefte in 4. mit Kupfern, à Heft 16 Gr.

Darstellungen, bildliche, aller Völker nach ihren Sitten, Trachten und Gewohnheiten, mit Beschreibung derselben. Nach den besten Werken bearbeitet und herausgegeben vom Prof. F. G. Leonhardi. 32 Hefte, jedes mit 4 illum. Kupf. in 4to. à 8 Gr. (wird fortgesetzt.)

Landschaftszeichner, der vollkommene, oder Darstellungen, auf die leichteste Art Landschaften ohne Beihülfe eines Lehrers vollkommen zeichnen zu lernen. Von Wagner. 3 Hefte 4 Thlr. 12 Gr. (Dass. franz.)

Kinderbibliothek; 16 Bändchen in 16mo, mit Kupfern, broch., in Kästchen. 2 Thlr.

Kinderbibliothek; in französischer Sprache.

Joujou für Kinder. Ein kleines ABC- und Lesebuch, herausg. von M. A. Fr. Marx. In Duodez mit 24 niedlichen Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Russisch- französisch- deutsches ABC-Buch. Ein Geschenk für Kinder. Mit 30 illum. Blättern, deren jedes fünferlei Gegenstände enthält. Herausgeg. von Hrn. Hofrath Richter und Hrn. Geißler. Duodez, in Maroquinband 2 Thlr.

Grose's Regeln zur Karrikaturenzeichnung, nebst einem Versuche über die komische Malerei, aus dem Englischen übersetzt vom Prof. J. G. Grohmann, mit 2 Kupfern in 4to und Fol., in 8. brochirt 3 Thlr. (Dasselbe französisch.)

Sitten der Zeit, oder Karrikaturen aus dem gemeinen Leben, in 4to. 3 Hefte 3 Thlr.

Tillichs, D. Grundregeln der Schön- und Rechtschreibekunst. Mit zwei Tabellen für das lateinische und deutsche Alphabet, gezeichnet von Irmisch. In 8. mit 3 Tabellen, in Royal-Fol. 1 Thlr.

Zeichen- und Illuminirschule, oder Anweisung zum Zeichnen und Anwendung der Farben, mit Zeichnungen nach den besten, ältern und neuern Meistern nebst deren Biographieen. Mit schw. und illum. Kupfern von Ch. G. H. Geißler. 2 Hefte in 4. à 12 Gr.

Rosen, die, nach der Natur gezeichnet und kolorirt, und mit kurzen botanischen Bestimmungen begleitet von D. Rössig. 9 Hefte in Folio. 18 Thlr. 12 Gr. (mit deutschem und franz. Text.)

Ein Schwank, durch Enz. 6 Gr.

Stickerbuch (kleines), für Damen, mit 8 illum. Kupfern. Folio, 1 Rthlr. 12 Gr.

Berrin, Emilie, Lieblingsbeschäftigungen für Damen; oder Samml. neuer Dessins, Filoche, Flor und alle Arten Gaze mit Seide, Musselin und Sammet zu brodiren. 1 Thlr.

Berrin, Emilie, Neues Modellbuch eleganter Wäschzeichen zu Tafeltüchern, Servietten und Taschentüchern, in 26 Medaillons, als Einfassungen zu Nahmen und Nummern, zu schmalen Bordüren und Käntchen, zu Brusttüchern, Krägen, Hemdebinden und Schnupftüchern. Nebst 2 Alphabet verschiedener schöner Schrift; auf Velinpap. in 4to. Paris und Leipzig. 2 Theile, jeder 16 Gr.

Berrin, die kleine Strickerin, oder: bequemes Modellbuch in den Strickbeutel. Enthält 12 Blatt neu gezeichneter Muster zu einer Art Arbeit. In quer 8v. Paris und Leipzig. 1 Thlr.

Berrin, Emilie, Hieroglyphen, oder: Angenehme Devisen der Freundschaft und Liebe zum Sticken, Stricken, Weben und Mahlen, anwendbar auf Souvenirs, Strickbeutel, Geldbeutel, Armbänder, Strumpfbänder, Kaffemaschen, Tischblätter, Arbeitsbeutel, Tabacken, Fächer, Licht- und Ofenschirmen, mit deutscher und französischer Erklärung gezeichnet und gemahlt in 12 Blättern, in 4to. 1 Thlr.

Berrins Pariser und Londner und Leipziger Muster, Vorhänge und Gardinen nach dem neuen Geschmack zur Verzierung der Zimmer aufzuziehen. 3 Hefte. 3 Thlr.

Taschenbuch der Liebe. Ein Geschenk für Herren und Damen. Herausgegeben von Ernst Müller. Neue Auflage mit 25 niedlichen Kupfern. Maroquinband, mit schwarzen Kupfern. 2 Thlr. mit illum. 3 Thlr.

Ueberdem empfehlen wir uns mit den bereits angezeigten Spielen, Vorschriften, Bildern, Stammbüchern und noch verschiedenen, diesen Zweck entsprechenden Sachen.

Kinderschriften

Lehr- und Schulbücher,

welche

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind:

Academical Instructor, oder die beste aus 22 Platten bestehende englische Vorschrift zum Schönschreiben. Fol. 1 Thlr. 12 Gr.

Dalzel (Andreas) Analecta Graeca minora, sive collectanea graeca minora cum notis philologicis, quas partim collegit, partim scripsit, curavit et Lexicon analyt. adjecit Prof. J. G. Grohmann. 8. 20 Gr.

Förster, M. J. C., Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Neunte Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 8 Gr.

— — — Fragen über das Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri. Als ein verlangter Anhang zu jeder Auflage passend. 8. 4 Gr.

Franck (J. P.) Abhandlung über eine gesunde Kindererziehung nach medizinischen und phy-

schen Grundsätzen, für sorgsame Aeltern, besonders für Mutter, denen ihre und ihrer Kinder Gesundheit am Herzen liegt. Aus dem Lat. übers. gr. 8. 12 Gr.

Geschichte der christlichen Religion für denkende Leser. 8. 16 Gr.

Gutmanns, Vater, Spaziergänge mit seinen Kindern, oder Unterhaltung über Natur, Menschenleben und Vorsehung mit der erwachsenen Jugend. Vom Verfasser des mythologischen und naturhistorischen Kinderfreundes. In zwei Theilen. 2 Thlr.

Hezel, W. F., ausführliche griechische Sprachlehre nebst Paradigmen der griechischen Declinationen und Conjugationen in 35 Tabellen. gr. 8. 1 Thlr.

— — — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen, nebst vollständigen Paradigmen der Nenn- und Zeitwörter in 35 Tabellen. gr. 8. 12 Gr.

— — — kürzere griechische Sprachlehre für Schulen. Ohne Paradigmen. gr. 8. 9 Gr.

Lebensbeschreibungen für Knaben; oder charakteristische Geschichten, um Kinder zur Verehrung tugendhafter, und Verabscheuung lasterhafter Grundsätze aufzumuntern. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von D. A. Waldmann. 12. gebunden. 14 Gr.

— — — für Mädchen; oder moralische und lehrreiche Beispiele für junge Frauenzimmer. Aus dem Engl. der Mistris Pilkington von Dr. A. Waldmann. 12. sauber gebunden. 14 Gr.

Marx, (M. A. Fried.) ABC- und Lesebuch für Kinder, mit 22 illum. Kupfern, zweite Auflage, gebunden. gr. 8. Schreibpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Orbis pictus, neuer englischer the progress of Man, oder die Geschichte des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, in Bildern zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend. 2 Bändchen mit 34 illuminirten Kupfern. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Religions-Unterricht, erster, für Kinder. 8. 6 Gr.

Scenen aus der Kinderwelt. Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von F. W. v. B. 8. 8 Gr.

Schütz, C. G., lateinisch-deutsches Lehrbuch für die ersten Anfänger, zur schnellern, sichrern und angenehmern Erlernung der Elemente der lateinischen Sprache. Ein Versuch, das Gute in der Methode des weiland allbeliebten Comenius, ohne seine Fehler beizubehalten. Nebst einer Vorrede über den Gebrauch des Buchs beim Unterricht. 2 Thle. mit Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Schmiedlein, G. B., Handwörterbuch der Naturgeschichte, über die drei Reiche der Natur; nach dem Franz. frei bearbeitet. 1r bis 3r Theil. 8. 3 Thlr.

Seidel, C. A., Schauspiele für die Jugend. Drei Bändchen. Schreibpapier. 8. 1 Thlr.

Soldan, D. C. H. C., Neues allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht. Oder Materialien zur Uebung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung der Moralität und Religiosität. 8. 8 Gr.

Steinbeck, D. C. G., Feuerkatechismus für die liebe Jugend in ganz Deutschland. Vierte, alle vorhergegangenen Nachdrücke unbrauchbarmachende, Auflage. 12. 3 Gr.

Thomsons, J., Jahreszeiten mit unterlegter Konstruktion und grammatischen, historischen u. andern Anmerkungen erleichtert für Lernende von G. F. Herrmann, M. A., Lehrer der französischen und englischen Sprache am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

Uebersicht, Tabellarische, der englischen Aussprache nach richtigen prosodischen Regeln entworfen. Als Zugabe zu jeder englischen Grammatik brauchbar. 8vo. 6 Gr.

Unterricht für Aeltern, über die Behandlung ihrer Kinder in den natürlichen und während der eingeimpften Blattern. Nebst einigen praktischen Fällen zur Bestätigung. Aus dem Englischen übersetzt. 8. 8 Gr.

Young's, D. E., Klagen und Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, mit Konstruktionen und erläuternden Anmerkungen erleichtert von G. F. Herrmann, M. A., Lehrer am Lyceum zu Wismar. gr. 8. 1 Thlr.

Weihnachts-Geschenke

für

unsere Kinder,

welche

in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Zu einer Zeit, die zu hart und dürftig ist, als daß man für bloßen, wenn auch angenehmen Tand, sich Ausgaben erlauben darf, was können Aeltern, die das alte Recht zur Freude ihrer Kleinen nicht verkümmern wollen, anders ihnen kaufen, als

was ihren Geist stärkt, und doch auch Lust und Freude macht?

In dieser Hinsicht können folgende Schriften, deren Werth durch sachkundige Beurtheilung und vielfältigen Gebrauch, und durch das Wohlgefallen unserer Kinderwelt entschieden sind, mit vollem Recht empfohlen werden:

1) Löhr's größere Weltgeschichte. 2 Theile mit 1 Kupf. gr. 8. 2 Thlr. 2) Löhr's biblische Geschichten, mit 1 Kupf. 8. 6 Gr. 3) Stille Fabeln und Erzählungen, mit 12 Bildern. 8. 10 Gr. 4) Generich, J. Wilhelmine. Ein Lesebuch für Mädchen von 10 bis 15 Jahren, zur Bildung des Herzens. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 16 Gr. 5) Schulgespräche, Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch. 2 Theile. 1 Thlr. 6) Löhr's ABC- und Bilderbuch. 4te Aufl. mit 21 illum. Vignetten. 8. 20 Gr. 7) Kleine Bilder für kleine Leute, zu einem ABC-Buch zweckmäßig eingerichtet, mit 24 illum. Kupf. 8. 1 Thlr. 8 Gr. 8) Kleines Bilder ABC-Buch, zum Behuf mancherlei nützlicher Kenntnisse, mit 24 illum. Vignetten. 2te Aufl. 8. 12 Gr. 9) Abécédaire utile ou petit tableau des Arts et Métiers. Orné de 24 fig. enlum. 2e Edit. 8. 16 Gr. 10) Erste Lehren und Bilder für Kinder, welche noch nicht lesen können, von J. A. C. Löhr. Erste Abth. Unterhaltende Verstandesbeschäftigungen, mit 50 illum. Kupfen. 2te Aufl. gr. 8. 5 Thlr. Mit schwarzen Kupf. 2 Thlr. 12 Gr. 11) Erweckungen für das Herz der Kinder, oder der ersten Lehren und Bilder Zweiter Theil, von J. A. C. Löhr, mit 60 illum. Vignetten. gr. 8. 5 Thlr. Mit schwarzen Kupf. 2 Thlr. 12 Gr. 12) Der Weihnachtsabend in der Familie Thalberg, für Kinder, von J. A. C. Löhr, mit 15 illum. Kupf. 4. 4 Thlr. 8 Gr. mit schwarzen Kupf. 2 Thlr. 8 Gr. 13) Tändeleien und Scherze für unsere Kinder, von J. A. C. Löhr. 2 Theile mit illum. Kupf. 4. 7 Thlr. Mit schwarzen Kupf. 4 Thlr. 8 Gr. 14) Kleine Geschichten und Erzählungen für Kinder, zur Bildung des sittlichen Gefühls, von J. A. C. Löhr. 3te Aufl. 8. 8 Gr. 15) Materialien zur Erweckung und Uebung des Verstandes und der Urtheilskraft der Kinder, von J. A. C. Löhr. 3te Aufl. 8. 8 Gr. 16) Die Natur und die Menschen. Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten, von J. A. C. Löhr. 4 Bände. 8. 4 Thlr. 17) Die Kinderwelt in Bildern und Erzählungen. Ein Geschenk für gute Knaben und Mädchen, von Jak. Glatz, mit 12 illum. Kupf. 4. 2 Thlr. 18) Der ewige Musenalmanach junger Germanen. 2te Aufl. 8. 2 Thlr. 19) Lehren der Weisheit und Tugend in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Liedern. Ein Buch für die Jugend, von F. L. Wagner. 7te Aufl. 8. 8 Gr. 20) Gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes, 9 Bände mit 400 Abbildungen, von J. A. Helmuth. 2te Aufl. 8. (Dieses Werk ist bis Ende des Jahrs noch um den sehr wohlfeilen Pränumerations-Preis für 5 Thlr. zu haben.) 21) Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde, von E. A. W. von Zimmermann. 1r bis 7r Jahrgang mit 83 Kupf. u. Karten. 12. 8 Thlr. 22) Rath für junge Hausmütter des Mittelstandes bei theuern Zeiten wohlfeil hauszuhalten. Eine Sammlung von Haushaltungsvortheilen. 8. 12 Gr. 23) Le premier Livre élementaire. Ouvrage propre à occuper agréablement les Enfans et à exercer leur intelligence, par J. A. Loehr. Orné de 32 Fig. gr. 8. mit illum. Kupf. 5 Thlr. schwarz 2 Thlr. 12 Gr. 24) La Morale du premier âge ou Historiettes instructives et amusantes à l'usage des enfans qui commencent à lire par J. A. C. Loehr. Traduit de l'Allemand. Avec 60 Fig. gr. 8. illum. 5 Thlr. schwarz 2 Thlr. 12 Gr. 25) Oeuvres complètes de Mr. de Florian 13 Vol. avec Fig. 8. (Auch dieses schätzbare Werk ist bis Ende des Jahrs noch um den Pränumerations-Preis für 5 Thlr. 5 Gr. zu haben. 26) Französische Sprachlehre für Anfänger, von G. F. Le Mang. 3te verb. Aufl. 8. 8 Gr. 27) Neue praktische Singschule für Kinder, nach einer leichten Lehrart bearbeitet, von L. G. Hering. 4 Bdchen. 4. 3 Thlr. 28) Lieder für die Jugend, v. J. Fr. Reichardt. 2 Hefte. 4. 2 Thlr. 29) Botanischer Stick- und Zeichenbuch für Damen 3 Hefte mit ill. und schwarz. Kupf. Fol. 10 Thlr. 16 Gr. 30) Anleitung zum Landschaftszeichnen, von J. C. Klengel. Fol. 3 Thlr. 16 Gr. 31) Gemeinnützige Kenntnisse von J. A. C. Löhr. 8. 12 Gr. 32) Numa Pompilius, second Roi de Rome, par Mr. de Florian. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister. 2te Aufl. 8. 8 Gr. 33) Guillaume Tell ou la Suisse libre par Mr. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregister. 8. 4 Gr. 34) Le Monde des Enfans ou recueil d' Historiettes orné de Gravures, par J. Glatz. 4. 2 Thlr. 35) Die sieben Abende, oder Erzählungen eines Vaters im Kreise seiner Kinder, von J. Glatz. 2 Bände mit 20 illum. Kupf. 4. 4 Thlr. 36) Neues Bilder-Lesebuch. Ein Bilder- und Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung für Söhne und Töchter, von J. Glatz mit 15 Kupf. 8. 2 Rthlr. 37) Ludwig und seine Gespielen, oder leichte Uebungen für Verstand und Herz, von J. A. C. Löhr, mit 1 Kupf. 8. 20 Gr. 38) Bildergeographie. Eine Darstellung aller Länder und Völker. 2 Bände. Asien und Afrika, mit 41 illum. und schwarzen Kupf. und 2 Karten. gr. 8. 5 Thlr.

Obige Bücher sind sämmtlich in Leipzig gedruckt, und die Meisten um den beigesetzten Preis gleich gebunden zu erhalten; für einen Theil derselben muß aber der Band apart bezahlt werden.

No. 26.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 14. December 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intelligenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Neue Spiele.

Für die herannahenden langen Winterabende empfehlen wir folgende neue sehr interessante Gesellschaftsspiele, die zugleich als angenehme Weihnachtsgeschenke gebraucht werden können:

1) Neues Gesellschafts-Spiel, zur angenehmen Unterhaltung in 300 Fragen- und Antwortkarten, nebst beigefügter Nachricht, eine ganz umgeänderte Ausgabe. 1 Thlr. 8 Gr.

2) Das Orakel, ein neues Gesellschaftsspiel für fröhliche Zirkel mit 300 Karten, aber ganz verschieden von ersterem. 1 Thlr. 8 Gr.

3) Das Amoretten-Spiel, mit Erklärung, 5 Stück Karten und 8 Stück Würfeln in einem Becher, als eine Verbesserung des sogenannten Todtenkopfspiels. 16 Gr.

4) Das Labyrinth, oder die bezauberte Prinzessin in einem Irrgarten, nebst Beschreibung. 12 Gr.

5) Das englische Wettrennen, nebst Beschreibung. 12 Gr.

6) Das Raubschloß, oder der Raubgraf, nebst einer Beschreibung. 12 Gr.

Gedächtnißtafeln,

als Familiendenkmäler für Eltern, Gatten, Kinder, Verwandte oder Freunde:

1) Tafeln zum Gedächtniß derer im Kriege Gebliebenen.
2) Geburts- oder Tauf-
3) Trau-
4) Confirmations-
5) Sterbe- und
6) Erinnerungstafeln,

auf Velinpapier sauber kolorirt, mit geschmackvollen Einfassungen und Symbolen in Queerfolio, das Blatt à 8 Gr. sind zu haben im

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Stammbücher.

Folgende verschiedene, sehr elegante Arten von Stammbüchern, die gewiß den besondern Geschmack jedes Liebhabers befriedigen werden, sind bei uns zu haben:

1) Stammbücher mit 36 Kupfern, die als Ideenmagazin für Stickereien auf Brieftaschen, Strickbeutel, Tabaksbeutel u. s. w. dienen können, nebst 42 Blättern weißes Papier, auf dem Schnitt vergoldet, und in einer doppelten Kapsel. Preis 6 Thlr. Bei uns selbst gegen baare Zahlung 5 Thlr.

2) ——— mit weißgepreßtem Rande im feinsten Dessin etliche 70 Blätter stark, ebenfalls mit vergoldetem Schnitt und doppelter Kapsel. à 6 Thlr. — baare Zahlung 5 Thlr.

3) ——— mit buntem figurirten Rande, buntem Titelblatt, übrigens wie die vorigen. Preis 4 Thlr.

4) ——— mit 12 bunten Kupfern, nebst weißen Blättern. Schnitt und Kapseln, wie bei den vorigen. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

5) ——— mit weißen glatten Blättern. Schnitt und Kapseln, wie die vorigen. Preis 1 Thlr 16 Gr.

Das Papier in allen 5 Sorten ist feines Velin.

Die Blätter mit kolorirten Deſſins und Kupfern in 42 verſchiedenen Muſtern ſind übrigens einzeln à 6 Gr. zu haben.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

Karrikaturen

nach den beſten und ſinnreichſten Engliſchen und Franzöſiſchen Originalen, gut kolorirt und auf feines weißes Papier ſind in faſt 50 verſchiedenen Sorten das Blatt à 4 Gr. — in Partheien mit einem anſehnlichen Rabatt zu haben

Induſtrie-Comptoir in Leipzig.

Neues und ſehr wohlfeiles franzöſiſches Wörterbuch, welches unter folgendem Titel in allen Buchhandlungen zu haben iſt:

Neues

Franzöſiſch-Deutſches

und

Deutſch-Franzöſiſches

Schul-Lexicon

für den erſten Unterricht.

2 Bände. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern. 1811. Ladenpreis für beide Bände (70 Bogen ſtark) Einen Thaler Sächſ. oder 1 Fl. 48 Xr. Rhein.

Unter der großen Menge von Franzöſiſch-Deutſchen und Deutſch-Franzöſiſchen Wörterbüchern giebt es keins, das für den erſten Unterricht in der franzöſiſchen Sprache im Allgemeinen, ſo wie auch beſonders für die ärmern Volksklaſſen und Anfangsſchulen zur Erlernung dieſer jetzt ſo nothwendig gewordenen Sprache berechnet wäre. Dieſem Mangel glaubt der Verleger dadurch abgeholfen zu haben, daß er ein Wörterbuch bearbeiten ließ, welches mit der möglichſten Wohlfeilheit eine zweckmäßige Vollſtändigkeit verbindet. Wenn nun unbemittelte Aeltern beide Theile eines Franzöſiſch-Deutſchen und Deutſch-Franzöſiſchen Wörterbuchs von 70 Bogen, worin nicht nur alle gangbare Wörter in beiden Sprachen, ſondern auch die nöthigen Redensarten zur Erklärung derſelben enthalten ſind, um den äußerſt geringen Preis von 1 Thlr. Sächſ. für ihre Kinder anſchaffen können, ſo dürfte der Zweck, den man bei Bearbeitung dieſes Werks beabſichtigen zu müſſen glaubte, die Verbreitung der Franzöſiſchen Sprache allgemeiner zu machen, nicht verfehlt werden.

Bei demſelben Verleger ſind auch noch folgende Schriften zum Unterricht in der franzöſiſchen Sprache erſchienen, die ſowohl ihres innern Werthes, als ihrer Wohlfeilheit wegen, für den Schulgebrauch gleichfalls ſehr zu empfehlen ſind:

Numa Pompilius, second roi de Rome, par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregiſter für den Schulgebrauch. 2te Aufl. 1811. 8. (21 Bogen.) 8 Gr.

Guillaume Tell ou la Suisse libre, par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregiſter zum Behuf des Unterrichts. 8. 1810. 4 Gr.

Franzöſiſche Sprachlehre für Anfänger, von C. F. Le Mang. 3te verbeſſerte Aufl. 8. 1811. (20 Bogen.) 8 Gr.

Fables de la Fontaine. In 3 Theilen. Mit grammatiſchen Erläuterungen und einem Wortregiſter für Schulen. 8. (24 Bogen.) 1 Thlr.

Neues Franzöſiſches Leſebuch oder Anleitung zur Uebung in der Franzöſiſchen Sprache. Mit einem Wortregiſter von C. C. Laukhard. 3te Aufl. 8. 1811. (23 Bogen.) 8 Gr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Minerva

ein

Taſchenbuch

für

Damen

für das Jahr 1812.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher d. J.

Preis 2 Thaler.

Alle Verehrer des Schönen und Lieblichen werden in dieſem Jahrgang, der ſeinen allgeliebten Vorgängern wenigſtens nicht nachſteht, volle Befriedigung finden. Acht herrliche Blätter, aus Schillers Jungfrau, von Ramberg geiſtvoll erfunden, und mit geübter Meiſterhand ausgeführt, gehen voran. Niemand wird in denſelben den Geſchwiſterbund der Schönheit mit der Wahrheit verkennen; und welcher unbefangene Kenner oder Liebhaber ſie anblickt, der wird mit Innigkeit darauf haften. Eine andere bekannte Meiſterhand hat zu den Blättern die Erklärungen geſchrieben, in der Einleitung viel Treffliches über Schillers unſterbliche Johanna geſagt, und da und dort, zum Theil aus handſchriftlichen Geſtändniſſen, mehrere unbekannte Umſtände eröffnet, die den Verehrern des verewigten Dichters intereſſant ſeyn werden. —

Das allegorische Titelkupfer kann gleichfalls als Vorsaal für diese Gallerie dienen.

Mehrere Lieblingsschriftsteller Deutschlands haben diesen Jahrgang mit schönen Gaben ausgestattet. Mit Innigkeit und Rührung wird der Leser bei der Argalia von Carol. Pichler, bei Acks von der Verf. des Walter v. Montbarry, bei Langbeins: Sieg des Edelmuths, bei dem: Deschant von Badajoz, und bei der Ballade: Die weiße Rose, und mit Ernst beim Domingo v. Verf. Herrmanns v. Löbeneck verweilen. Und wer wird sich nicht von Tiedgens Nachtfeier der Schwermuth, von Kinds und Buris hochgeschätzten Gedichten, von Streckfuß Idylle: Der Mädchen Morgengespräch, unterhalten, oder auch bewegt finden? Einige Worte über Seume von Clodius, bei Gelegenheit einer ungedruckten Handschrift, und eben sowohl der Aufsatz vom D. Gelpke, über das einstige Zusammenstoßen eines Kometen mit dem Erdball (nach 200 Mill. Jahren) verdienten hier einen Platz. — Die Agrionien (Räthsel, Charaden, Logogryphen, Palindrome und Homonyme) werden manchen Augenblick angenehm ausfüllen und die Liebhaber beschäftigen.

Minervens Unterhaltungen haben schon mehrere Jahre Männern und Frauen von Bildung und Geschmack gefallen; sie werden es auch dieses Jahr!

Ankündigung.

Als ein angenehmes und zugleich lehrreiches Weihnachts- oder Neujahr-Geschenk für die erwachsene Jugend empfehlen wir den Aeltern und Erziehern, welchen die Bildung ihrer Kinder und Zöglinge am Herzen liegt, das in unserm Verlage erschienene und rühmlichst bekannte:

Historische Etui,

oder chronologische Uebersicht der wichtigsten Personen und der denkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Geschichte, als: Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse, Geburts- und Todestage merkwürdiger Regenten, Feldherren u. anderer sich ausgezeichneten Personen, gemachte Erfindungen und Entdeckungen u. s. w., von den ältesten Zeiten bis auf d. Jahr 1811. Zweite sehr verbesserte Auflage. 16 Gr. pr. Cour.

Diese chronologische Uebersicht hat die Form eines in einem eleganten Etui verborgenen Bandes, welches durch einen sehr einfachen Mechanismus auf- und zugestellt werden kann. — In allen soliden Buch- und Kunsthandlungen ist es für obigen Preis zu bekommen.

Gebauersche Buchhandlung in Halle.

Bei Friedr. Braunes in Berlin ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Wilmsen, F. P. von, die Erde und ihre Bewohner, ein geographisches Bilderbuch für die Jugend. gr. 8. Mit 20 ausgemalten Kupfertafeln. Sauber gebunden. 1811. 2 Thlr. 12 Gr.

Geographische Bilderbücher werden immer vor allen andern Bilderbüchern den Vorzug behalten, weil sie den Gesichtskreis der Kinder erweitern, ihre Phantasie auf eine nicht nur unschädliche, sondern selbst wohlthätige Weise beschäftigen, sie zum Nachdenken über die Anlagen und Kräfte des Menschen, über die Kräfte und Erzeugnisse der Natur, und über den Einfluß des Klima's und des Bodens auf den Menschen veranlassen und ermuntern, und ihr Gedächtniß mit einem großen Vorrath von unentbehrlichen Sachkenntnissen bereichern, ohne es zu überfüllen. Aber wenn geographische Bilderbücher in diesem Umfange nützen sollen, so müssen sie nur richtige und schöne Abbildungen aufstellen, und zwar, begleitet von einem Commentar, der sich eben so weit von Oberflächlichkeit, als pedantischer Gründlichkeit entfernt, und die strengwissenschaftlichen Begriffe und Erklärungen voraussetzt. Nach diesen Grundsätzen ist das vorliegende Bilderbuch eingerichtet und abgefaßt worden. Es enthält nur richtige und schöne Abbildungen, und keine alltägliche und allbekannte. Es giebt das Interessanteste und Lehrreichste aus den neuesten und bewährtesten Reisebeschreibungen; es führt die Jugend vorzüglich in solche Länder, die in der neuesten Zeit Schauplätze großer Begebenheiten waren, oder es noch sind, und macht sie mit diesen Ländern genauer bekannt, denn es enthält Beschreibungen und Schilderungen von der Türkei, Istrien, Schlesien, Tyrol, Spanien, Finnland, Persien, Holland, und führt sie nach China, Hindostan und Neu-Holland, nachdem es allgemeine Betrachtungen über die Erde und ihre Bewohner vorangeschickt hat. In dieser Gestalt und Einrichtung wird es sich allen denen empfehlen, welche das Neue nur dann suchen, wenn es das Bessere ist.

Ankündigung eines, mit dem Anfange des Jahres 1812 erscheinenden periodischen, französischen Unterhaltungs-Blattes unter dem Titel:

Vade-mecum françois.

Dieses Blatt, von welchem wöchentlich ein Bogen, und zwar Donnerstags erscheinen wird, soll besonders darzu geeignet seyn, Kindern, jungen Leuten und auch Erwachsenen, nicht allein eine angenehme Lektüre im Französischen zu verschaffen; sondern auch denselben eine hülfreiche Hand in dem Fortkommen und zu der Vervollkommnung dieser Sprache darzubieten. Ohne weitere weitläuftige Erklärung über den ferneren Inhalt dieses Blattes, bemerkt der Herausgeber, daß er es sich zur Pflicht

machen wird, durch Einrückung nützlicher, mit grammatikalischen Noten versehener Aufsätze, alles aufzubieten die Ansprüche zu befriedigen, die man an einem Blatt dieser Art machen kann. —

Der Pränumerationspreis eines Exemplars für ein Vierteljahr beträgt 18 Gr. Sächß. Für Leipzig ist dasselbe beim Herausgeber zu bekommen. Auswärtige, die es sehr bald mit der Post zu haben wünschen, wenden sich an ein Postamt oder an eine Zeitungs-Expedition. Die Hauptspedition für Auswärtige hat die Leipiger O. P. Zeitungsexpedition übernommen. Liebhaber werden ersucht ihre Bestellungen bald möglichst einlaufen zu lassen, damit sie ihre Exemplare zu rechter Zeit noch bekommen können. Auswärtige Aufträge müssen durch Porto freie Briefe geschehen.

Leipzig, d. 5. Decemb. 1811.

P. J. Hacault,

Lehrer der französischen Sprache an der E. E. Raths Bürgerschule. Im Brühl, No. 478.

In allen soliden Buchhandlungen wird bis zum März. k. J. 1 Thlr. Sächßl. Pränumeration auf ein allgemein nützliches Buch, unter dem Titel:

Gedrängtes Verdeutschungs Wörterbuch der in unserer Bücher- und Umgangssprache häufig oder selten vorkommenden fremden Ausdrücke. Zunächst für deutsche Geschäftsmänner, Jünglinge und gebildete Frauenzimmer von F. C. Petri, Professor ꝛc.

angenommen, auch ist daselbst eine ausführliche Ankündigung und Probeblatt unentgeldlich zu bekommen.

Das Buch selbst erscheint noch vor Ostern und kostet späterhin im Ladenpreiße wenigstens 1 Thlr. 12 Gr.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

In allen Buchhandlungen ist zu bekommen:

Almanach d'anecdotes pour l'an 1812. par J. A. Bruel, rel. 18 Gr.

Ein angenehmes Lesebuch zur Vervollkommnung in der französischen Sprache.

Kunst-Anzeige.

Bei Simon Schropp und Comp. in Berlin ist erschienen: Abbildung des in Eisen gegossenen und zu Gransee errichteten Monuments unserer verewigten Königin; von Henriette Jügel zur Tapisserie-Arbeit in Carreau gezeichnet, auf fein groß Median Papier abgedruckt und sehr sauber illum. à 1 Thlr. 12 Gr. und Courant. Die Art der Bearbeitung und die einfache Ueberschrift: Dem Andenken der Königin Louise geweiht! spricht deutlich den Wunsch der Zeichnerin aus, den Verehrerinnen der Unvergeßlichen ein Mittel an die Hand zu geben, Ihr als hohes Vorbild jeder häuslichen Tugend, ein anspruchloses Denkmal im häuslichen Kreise zu errichten. Willkommen wird daher diese Zeichnung gewiß allen Damen seyn, und freudig werden sie sich bestreben, durch ihre Kunstgebilde zu beweisen, wie unschätzbar ihnen das Andenken der Allerverehrten ist.

Nachstehende Kinderschriften sind zu Weihnachtsgeschenken zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Simon, C. F. L., Erzählungen, Fabeln und Lieder, hauptsächlich zur ersten Uebung des Gedächtnisses, so wie zur ersten Entwickelung sittlicher Begriffe. 8. Halle, mit illum. Kupfern. 2te Auflage, gebunden 16 Gr.

Desselben, A. B. C. und Bilderbuch zum Gebrauch beim ersten Unterrichte für Kinder. 8. Halle, 2te Aufl. mit illum. Kupfern, gebunden 6 Gr.

Zerrenner, C. C. G., der westphälische Kinderfreund, ein Lesebuch für Volksschulen. 8. Halle, gebunden 7 Gr.

Schnupf- und Rauchtabacke.

Nachstehende Sorten Schnupftabacke, die in Leipzig sehr beliebt sind, werden hierdurch auch dem auswärtigen Publico empfohlen, als:

Pariser à 1 Thlr. 20 Gr. und 1 Thlr.
Londner à 16 Gr.
Cavalier Taback 14 Gr.
f. Mops Rappee 14 Gr.

Desgleichen auch gute Rauchtabacke zu 6, 8, 10, 11, 16, 20 Gr. 1 Thlr. 1⅓ Thlr. 1⅔ Thlr. und sind zu haben bei

C. A. Schrader in Leipzig.

Obige Schnupftabacke sind von einem feinen Geruch, und für die Nase durchaus nicht scharf, so wie auch die Rauchtabacke, welche sich leicht rauchen und einen guten Geruch haben, daher empfehlen wir sie mit Recht.

Industrie-Comptoir.

No. 27.

Intelligenzblatt

der

Neuen Jugend-Zeitung.

Sonnabend, den 21. December 1811.

In dieses Intelligenzblatt werden litterarische, merkantilische, Kunst- und andere Anzeigen, gegen 2 Gr. für die Druckzeile kleiner Schrift, wie diese ist, oder deren Raum, aufgenommen, und die darin befindlichen Avertissements zugleich in dem Intellizenzblatt der Allgemeinen Moden-Zeitung gratis abgedruckt.

Folgende Werke sind in der Jahren 1810 und 11. in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Ansichten von Palästina, oder dem heiligen Lande; nach Ludwig Mayers Originalzeichnungen, mit Erläuterungen von Prof. E. F. K. Rosenmüller in Leipzig. 2 Bände mit 24 Kupf. quer Fol. 8 Thlr.

Bingley's, W., Biographien der Thiere oder Annalen von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung. Nach dem Englischen mit Zusätzen bearbeitet und mit einer Einleitung über die Psychologie der Thiere versehen von D. J. A. Bergk. 8. 3r und letzter Theil. 1 Thlr. 12 Gr.

Ernst, H., gemeinverständliche Anwendung der Arithmetik, Geometrie und Mechanik auf die Mühlen und Zimmermannsbaukünste für Müller und Zimmerleute. Mit 12 Kupfern. 8. 2 Thlr.

Freundschaft mit Gott. Ein Versuch zur Erweckung des religiösen Gefühls. Nach dem Englischen des Richard Jones neu bearbeitet vom Adjunct E. F. C. Netto, Prediger in Ober-Weimar. 8vo. 1 Thlr.

Hartig, F. K., die Hoch- und Niederwaldbehandlung, 3r Theil, enthält die Forst-Oeonomie und Lythologie. Mit einer illuminirten Tabelle. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — die Hoch- und Niederwaldbehandlung, 4r Theil, enthält die angewandte Forst-Geometrie. Mit vielen Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

Helferts, P. F. A., Predigt am hundertjährigen Jubeltage der katholischen Kirche in Leipzig den 3. Juni 1810 gehalten. 8. 4 Gr.

Holzweißig's, J. G., Anweisung zur Treppenbaukunst; für Anfänger und Liebhaber der Baukunst, besonders für Zimmerleute. Mit 16 Kupfern. Folio. 2 Thlr. 12 Gr.

Judenfreund, der, oder auserlesene Anekdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Israels. Herausgegeben von Judas Ascher. 8. 18 Gr.

Müllers, Joh. von, Staatsweisheitslehre, die, oder die Politik, dargestellt und ergänzt von D. Heinichen. Nebst politischen Bemerkungen und Maximen von Macchiavelli und Montesquieu. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulze's Darstellung des Weltsystems, so weit es für den jugendlichen Verstand begreiflich ist. Ein Leitfaden für den Privat- und Schulunterricht. Mit Kupfern. 8. 2 Thlr.

Taschenschmidt vornehmer Herren, oder Taschenroßarzt, d. i. Unterricht, wie man die Krankheiten seiner Pferde heilen, und was man bei deren Einkauf zu beobachten hat. Aus dem Englischen mit Zusätzen und Verbesserungen. Zehnte Auflage, mit 3 Kupf. 12. 8 Gr.

Tombe's, C. F., Reise in Ostindien in den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6. Mit mehrern Bemerkungen und Erläuterungen von Sonnini. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt von D. Bergk. Mit 6 Kupfern. 8. 2 Thlr.

Uebersicht der Reise um die Welt, des Herrn A. J. von Krusenstern, Kapitains der russisch-kaiserl. Marine, in den Jahren 1803, 4, 5, 6. 2 Theile. 1 Thr. 8 Gr.

Unsichtbare, der, oder Menschenschicksale und Vorsehung. Ein historisch-moralisches Lesebuch zur Belehrung und zum Troste für Zweifler und Leidende. 18 Bändch. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unterhandlungskunst, die politische, oder Anweisung mit Fürsten und Republiken zu unterhan-

deln. Aufgeſtellt von dem Staatsmann in der Einſamkeit. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Magasin (petit) ou recueil d'idées d'une exécution peu dispendieuse, contenant des plans de petites maisons de campagne, pavillons de jardins, temples, hermitages, chaumières, monumens, obélisques, ruines, portails, portes, grilles, bancs de jardins, chaises, volières, gondoles, ponts etc. Ouvrage extrêmement intéressant pour cette classe d'amateurs, qui, sans vouloir faire de grandes dépenses, sont pourtant bien-aises d'embellir leurs jardins d'ornemens nouveaux pleins de goût. Cah. 7—12, ou IIe Vol. 12 Thlr.

Vom neuen Magazin

aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen

iſt des 2n Bds. 3s oder 58ſtes Heft mit Kupfern erſchienen, und enthält:

I. Von der Zubereitung der Farben auf Steinzeug. (Als Fortſetzung der Abhandlung über die Fabrikation des Engliſchen Steinguts: in den drei vorhergehenden Stücken dieſes Magazins.) Nebſt einer Abbildung auf Taf. II. II. Des Herrn geheimen Rath Hermbſtädts Anweiſung, verſchiedene Parfümereien zum häuslichen und merkantiliſchen Gebrauch zu bereiten. III. Beſchreibung einer Orientaliſchen Waſſerſchöpfmaſchine. Von Caſtellan. (Mit einer Abbildung auf Taf. I. und II.) IV. Ueber die neue Art der Eisbildung durch die Luftpumpe und die Benutzung derſelben zum Austrocknen. V. Zeichnung und Beſchreibung einer vorzüglichen Siebemaſchine zum Reinigen des Weizens vom Ruß, wie auch zum Reinigen anderer Früchte; nach einer Polniſchen Erfindung. (Nebſt Abbildungen auf Taf. III.) VI. Die Färberei des flächſenen Garns und der Leinwand zum Hausbedarf. Für Land- und Hauswirthinnen. VII. K. F. Mahlerts geographiſche Uhr, nebſt einigen andern Ideen für die Uhrmacherkunſt. (Mit Abbildungen auf Taf. IV. und V.) VIII. Noch ein Verfahren, den Honig zu reinigen, von H. Morſtatt. IX. Eduard Adams neuer Deſtillir-Apparat, nach den neueſten Vereinfachungen und Verbeſſerungen. (Mit einer Abbildung auf Taf. VI.) X. Ein Teutſcher Thee, der den Chineſiſchen nicht nur gänzlich entbehrlich macht, ſondern ihn ſogar an Wohlgeſchmack übertrifft. XI. Die Zubereitung des vegetabiliſchen Roths, einer einheimiſchen Cochenill-Farbe. XII. Erzeugung von Kartoffeln in Kellern und Gewölben. XIII. Ein wohlfeileres kraftreicheres und geſunderes Pferdefutter, als das bisherige, wovon aber nur Landwirthe Gebrauch machen können. Vom Hrn. Hauptmann Schmid. XIV. Oekonomiſch-techniſche Mittel. XV. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen, vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen und Intereſſenten haben wir jetzt verſandt:

Anekdoten und Charakterzüge

auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den Kriegen in Süd- und Norddeutſchland in den Jahren 1805 — 1809. 35s und 36. Heft, 8vo. à 12 Gr.

Inhalt des 35. Hefts.

Geſchichte der Gefangenſchaft des königlich-baieriſchen Oberlieutenants von Hohenhauſen unter den Tyroler Insurgenten. Sonſt und jetzt. Die beiden Liebhaber ziehen ab. Ein edler Mann. Die beſte Art, Einquartierung los zu werden. Kriegsliſt. Der edeldenkende franzöſiſche Soldat. Leiden einer Familie in der Nähe von Berlin bei Anfang des Kriegs 1806. Der Bote. Charakteriſtiſche Züge aus den Kriegsjahren 1806. und 1807. Einige Rückblicke auf das Jahr 1806. (Fortſetzung.) Von dem Herrn Dr. Fiſcher. Anekdoten.

Inhalt des 36. Hefts.

Beträge zur Chronik von Leipzig vom 11ten bis 20ſten October 1806. Lord Wellington. Auszug aus einem Briefe von dem Prediger Keller an den Einſender. Edle Schonung beim Plündern.

Von dem

Muſeum des Wundervollen

oder

Magazin des Außerordentlichen

in der Natur, der Kunſt und im Menſchenleben, herausgegeben von J. A. Bergt und F. G. Baumgärtner, iſt das 63ſte oder 11n Bds. 3s Stück mit 3 Kpfrn. erſchienen. Preis 18 Gr. Es enthält:

1. Fürchterliche Schwärmerei. 2. Außerordentliche Schnelligkeit des Kameeles Heirie. 3. Furchtbare Peſt in dem Kaiſerthume Marokko. 4. Schlangenfreſſer. 5. Wirkung der Muſik auf die Hunde. 6. Die ſpukenden Spielkarten. 7. Die Erſcheinung im Gaſthofe. 8. Der Münzer in Strasburg. 9. Geübte Taucher. 10. Der Zackenfall in Schleſien. 11. Die Troppſtein-Höhle bei Stains in Schottland. 12. Die ſchwarze Schlange in Nordamerika. 13. Auffallende elektriſche Erſcheinungen. 14. Ein Waſſervulkan. 15. Ein Scheintodter. 16. Mehr als Sonderling. 17. Winterſchlaf einiger Thiere. 18. Erdbeben. 19. Ein Wolkenbruch. 20. Sehr zeitige Reife des Weins. 21. Ein Kalb mit zwei Köpfen. 22.

Ein Strauß. 23. Hunde ſtehen des Nachts Schildwache. 24. Furchtbarer Kampf mit einer Schlange. 25. Der getreue Wächter. 26. Ein Kind, das 52 Jahre in Mutterleibe geblieben iſt. 27. Jemand hält ſich für den König der Inſel Man. 28. Ein Kornſtängel mit dreizehn Aehren. (Mit einer Abbildung No. 1.) 29. Es ſchlägt in einer Kirche dreimal hintereinander ein. 30. Schwalben helfen einander ein Neſt ausbeſſern. 31. Ein Seeungeheuer. 32. Merkwürdige Lufterſcheinung. 33. Eine neu entſtandene Inſel bei den Azoren im Jahre 1811. 34. Einige Erſcheinungen beim Träumen. 35. Merkwürdige Heilung des Stotterns. 36. Wirkung des Klangs der Harmonika. 37. Jemand ſtirbt vor Freuden. 38. Pyroſoma (Feuerkörper), ein merkwürdiges Weichthier des atlantiſchen Meeres. (Mit einer Abbildung. No. 2.) 39. Fixe Ideen. 40. Das Innere der Inſel Magero bei dem Nordcap. (Mit einer Abbildung. No. 3.) 41. Klugheit der Kühe. 42. Gefahr bei ſpäten Gebirgsreiſen. 43. Ein Schwein bekömmt friſche Haut und Borſten. 44. Baſaltgipfel Eines der höchſten Berge des Caucaſus zu Kliwan. (Mit einer Abbildung. No. 4.) 45. Einige merkwürdige Erſcheinungen aus dem Herbſte des Jahres 1811. 46. Eine vierbeinige Gans. (Mit einer Abbildung. No. 5.) 47. Auffallende Antipathien.

Baumgärtnerſche Buchhandlung.

In der Steiniſchen Buchhandlung zu Nürnberg ſind erſchienen:

Der ſarmatiſche Lycurg, von Franz von Spaun. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 fl. 30 kr.

Der Verfaſſer dieſes merkwürdigen Buches verlegt ſeinen idealiſchen Muſterſtaat abſichtlich in ein ſeit langem verwahrloſtes Land, um zu zeigen, was Kraft und reiner Wille auch über den widerſtrebendſten Stoff vermag; die Mittel, wodurch die herrliche Schöpfung entſteht, ſind ſo einfach und natürlich, ſo durchaus im Geiſte alter Geſetzgeber-Weisheit, daß man geſtehen muß, der ſarmatiſche Lycurg habe die große Kunſt, Menſchen zu bilden, ſeinem ältern ſpartaniſchen Namensbruder, einem Solon, Moſes u. a. abgelernt. Es iſt ein Buch für Staatsmänner und Fürſten (über deren Würde und Beſtimmung hier goldene Worte!). Die Nationalität der Juden iſt hier muſterhaft ergriffen, ohne alle Carricatur. Dieſer Theil des durch Erfindung und Darſtellung höchſt romantiſchen Gemäldes verdient allgemeine Beherzigung, jetzt, wo die Verſchmelzung jenes Volkes mit den Chriſten in einen Staatskörper faſt überall im Werke iſt. Falſche Humanität und ſchnöder Egoismus erhalten über dieſen Punkt ihre verdiente Abfertigung. Wer Ohren hat, der höre, da es noch Zeit iſt.

Preißlers, Joh. Daniel, theoretiſch praktiſcher Unterricht im Zeichnen, 7r Theil mit 16 Kupfertafeln. Neue umgearbeitete Ausgabe, gr. Fol. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Auch unter dem Titel:

Anatomie der Maler aus dem Ital. des Carlo Ceſio.

Rhinoceros, ein komiſch-didaktiſches Gedicht in einem Geſange, Gegenſtück zu Tiedge's Urania. 8. broſchirt. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Man vernimmt in demſelben, aus dem eigenen Munde des Herrn Tiedge, eine ganz artige und feine Erzählung von den wunderſeltſamen Schickſalen und Abenteuern ſeiner ſelbſt eigenen Naſe, nach deren endlichen Verbrennung ihm eine andere große neue Naſe anſchießt, die mit einem ſtarken Nieſer einen unumſtößlichen Beweiß für das Daſeyn Gottes aus ſich ſelbſt hervornieſt.

Diejenigen, welche ſich gern Gott ſo vorſtellen, wie ſie ſelbſt ſind, ihre eigene gemeine Individualität an die Stelle deſſelben ſetzen, und aus ihm durchaus einen idealiſirten Menſchen machen wollen, werden aus dem angezeigten Gedicht unter Lachen und Scherzen bemerken können, in welcher ſchrecklichen Abgötterei und in welchem groben Aberglauben ſie befangen ſind.

Allgemeines Poſt- und Reiſehandbuch für Deutſchland, Frankreich, Helvetien, Italien, Spanien, die nordiſchen Reiche und einige andere Länder. Nebſt einem alphabetiſchen Ortsverzeichniß, vermittelſt deſſen alle Poſtrouten, die vorzüglichſten Orte, deren Lage, Bevölkerung, Merkwürdigkeiten und Gaſthöfe ſogleich zu finden ſind. Zweite nach den neueſten Quellen durchaus umgearbeitete und vermehrte Aufl. mit einem Anhange verſchiedener dem Reiſenden nützlichen Nachrichten, ſo wie mit einer Ueberſicht der vorzüglichſten europäiſchen Münzen und einer Poſtkarte verſehen, 8. elegant gebunden in Umſchlag mit Schieber. 1 Thlr. 20 Gr. oder 2 fl. 45 kr.

Ein Beweis von der Brauchbarkeit dieſes Poſtbuches war der ſchnelle Abſatz der erſten Auflage, die ſich in wenig Jahren ganz vergriff. Dieſe zweite Auflage iſt mit 226 Poſtrouten (in allem 1526) vermehrt, die ſich über ganz Deutſchland und einem großen Theile von Europa ausdehnen. Vorzüglich wurden bei den auswärtigen Staaten auch die Routen von Spanien berückſichtigt, von welchen man bis jetzt faſt gar nichts aufgezeichnet fand. Durch dieſe ausführlicheren Ortsangaben in Spanien möchte dieß Poſtbuch nicht nur für Reiſende, ſondern auch für den Zeitungsleſer bei gegenwärtigem Kriege in Spanien eine willkommene Erſcheinung ſeyn. Einen andern weſentlichen Vorzug hat dieſes Poſtbuch vor allen bis jetzt erſchienenen durch die beſondere Ein-

richtung des alphabetischen Verzeichnisses der merkwürdigsten Städte und Orte. Dieß kleine geographische Post- und Reiselexikon enthält alle wichtigen Städte und Orte in Europa mit neuester Angabe ihrer Lage, Menschenzahl, vorzüglichsten Nahrungsquellen, historischen Ereignisse, der besten Gasthöfe und der Nummern, unter welchen die Orte sogleich zu finden sind. Will man die Route von einem Orte zum andern wissen, so schlägt man nur beide Orte auf und findet in der Angabe zweier gleichen Zahlen die verlangte Route. Am Ende findet man einige für den Reisenden sehr wichtige Nachrichten über Posttaxen für Extraposten und Postwägen, über Wasserreisen, Bäder und dergleichen, so wie eine Uebersicht der vorzüglichsten europäischen Münzen nach ihrem Werthe im sächsischen Geld und im 24 Guldenfuß.

Postkarte, neueste, von ganz Deutschland und den angränzenden Ländern auf Papier, 9 Gr. oder 36 kr. auf Musselin abgedruckt zu Taschentüchern, 3 fl. oder 2 Thlr.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands von Fr. Gottschalk. 2r Band. 8. Halle, broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste Band hatte das Glück ohne Ausnahme in allen Recensionen sehr günstig beurtheilt zu werden, seine Aufnahme im Publicum entsprach nicht minder unserer Erwartung. Dieser 2te Band enthält die Beschreibung von 22 Burgen mit den Abbildungen des Falkensteins am Harz und Scharfenbergs an der Elbe und macht gleichen Anspruch auf günstige Beurtheilung und Aufnahme.

Hemmerde und Schwetschke.

Geschenk zu Weihnachten
für
gebildete Töchter aller Stände.

(In allen soliden Buchhandlungen zu haben.)

Mit geringen Kosten kann man seinen Freundinnen, können Eltern ihren fleißigen Töchtern, durch folgendes Werkchen, ein eben so angenehmes und nützliches als erfreuendes Geschenk machen.

Bourdon, J., Portefeuille der neuesten Leipziger Muster, in Seide, Garn, Wolle und Perlen. Mit 6 fein colorirten Kupfertafeln, worauf 15 verschiedene Desseins. 4. Sauber geheftet. (Preis 1 Thlr. 4 Gr.)

Vorsteher von Lesezirkeln, und Freunde einer unterhaltenden Lektüre machen wir auf die Erscheinung einiger Werke aufmerksam, die in Hinsicht ihres interessanten Inhalts vorzüglich empfohlen zu werden verdienen:

Leonte der schöne Fackelträger, oder Glück durch Frauengunst. Ein jovialer Roman vom Verfasser der merkwürdigen Maskerade, 2te verb. Auflage. Mit einem Kupf. gez. von Schubert, gest. von Stölzel. 2 Theile. 8. geheftet. 1812. 2 Thlr.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, Großherzog von Schlesien. Ein historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters. Vom Verf. der merkwürdigen Maskerade. Mit 1 Kupf. von Böttger. gr. 8. geheftet. 1811. 1 Thlr. 4 Gr.

Rhapsodieen eines Denkers über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit. gr. 8. gehft. 1811. 1 Thlr. 8 Gr.

Malulatur, oder Zeitung für Narren und ihre Freunde. 8. gehft. 1811. 14 Gr.

Für die Frauen. Eine Sylvester-Abendrede an die Männer von Dr. Grattenauer. Mit Vignetten geziert. 3te unveränderte Auflage. 8. gehft. 1811. 6 Gr.

Leipziger M. Messe 1811.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Breslau.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Für die Hunde. Oder das große Hundelied an Sonnini. Zum Besten der hinterlassenen Wittwen und Waisen der durch Tollheit verunglückten Hunde herausgegeben. 8. 1811. (Preis 4 Gr.)

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände 1811. October Nr. 235 — 261.

Europäische Annalen 1811. 10. Heft.

Mehrere Sorten der

Feinsten bunten Wiener Tuschen

à 12, 18 und 24 Stück in geschmackvollen Kästchen, sind zu sehr billigen Preisen bei uns zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google